
DER TÜ


PROPERTY OF
University of
Michigan
Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS


PROPERTY OF
University of
Michigan
Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS





Der Türmer

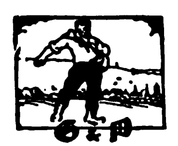
Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber:

Professor Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard

Sechsundzwanzigster Jahrgang

(Oktober 1923 bis September 1924)



Stuttgart

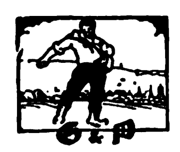
Verlagsanstalt Greiner & Pfeiffer

Der Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber:
Professor Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard

Sechsundzwanzigster Jahrgang
(Oktober 1923 bis September 1924)



Stuttgart
Verlagsanstalt Greiner & Pfeiffer

Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis

Gedichte und Dramatisches

Novellen und Skizzen

Aufsätze

Besprochene Schriften

Offene Halle

Literatur

Bildende Kunst

Musik

Türmers Tagebuch

Auf der Warte

Kunstbeilagen und Illustrationen

Notenbeilagen

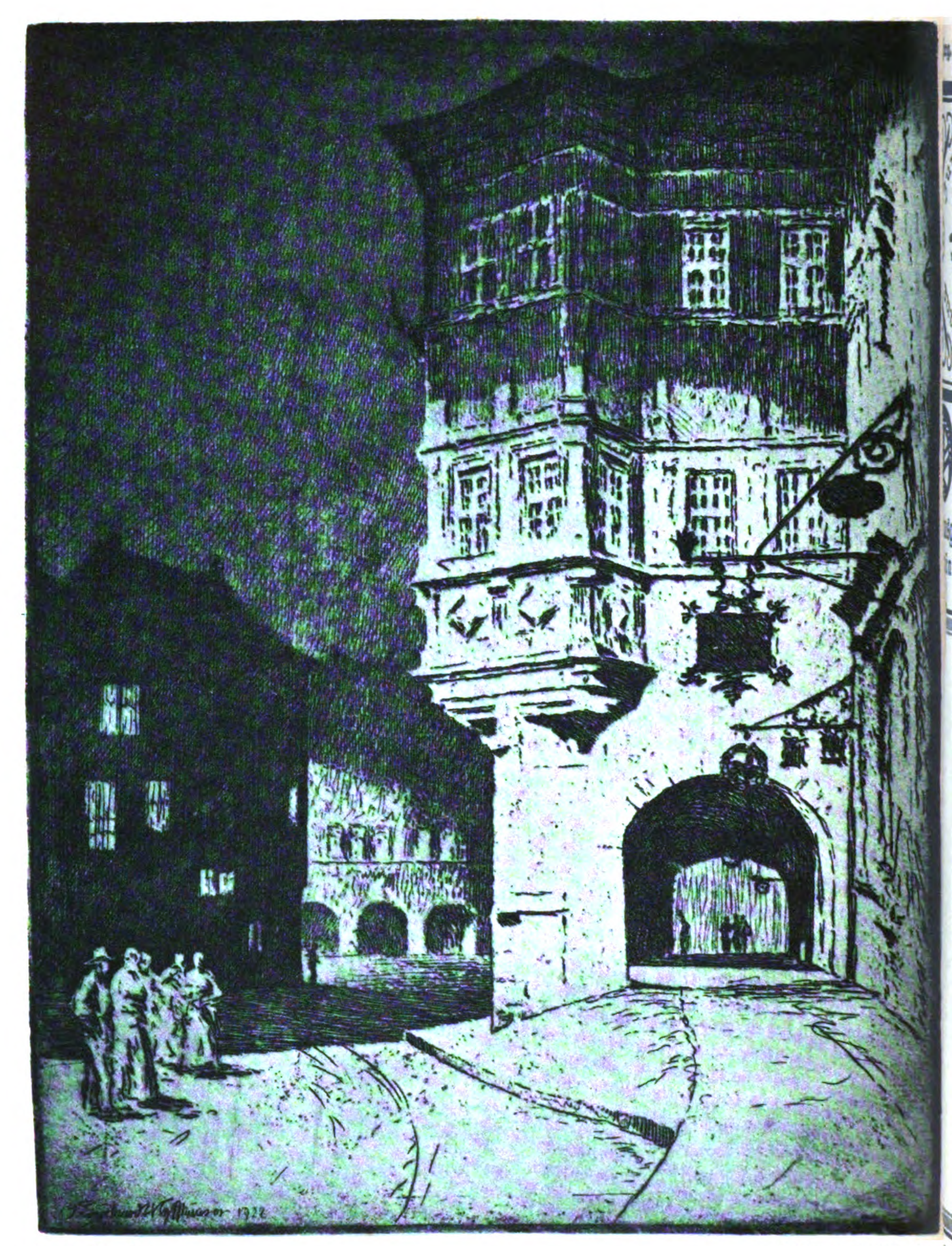
Briefe

Auf den Beilagen.

Eingesandte neue Schriftwerke

Auf den Beilagen.

elchnis
Heft
12
3
7
4
6
1



Deutscher Mondschein

O. Engelhardt-Kyffhäuser

26. Jahrg. Oktober 1923 Heft 1



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

Den Poeten ereilt ein eigenes Schicksal, wenn er sich mit der Vergangenheit genau bekannt macht.

Wo andere, denen die Natur gelehrtes Scheidewasser in die Adern gemischt, viel allgemeine Sätze und lehrreiche Betrachtungen als Preis der Arbeit herausätzen, wachsen ihm Gestalten empor, erst von wallendem Nebel umflossen, dann klar und durchsichtig, und sie schauen ihn ringend an und umtanzen ihn in mitternächtigen Stunden und sprechen: „Verdicht uns!“

Wer aber von solchen Erscheinungen heimgesucht wird, dem bleibt nichts übrig, als sie zu beschwören und zu bannen.

Scheffel

Führerschaft

Von Paul Steinmüller

Wie lange währt es nun schon, daß das deutsche Volk Unerhörtes leidet und sich als Opfer verblutet? Wir zählen die übervollen Jahre nicht mehr. Dem Mann, der im Heeresdienst steht, werden die Kriegsjahre doppelt angerechnet. Für uns ist diese Zeit der Qual zeitlos geworden. Wenn wir anklagen wollten, wir wüßten nicht, mit was wir beginnen sollten, mit den Entbehrungen und dem Mangel an Nahrung, Kleidung und Hausung oder dem Kindersterben und dem Siechtum; mit Menschenhandel, Bürgermord und Frauenschändung oder dem Besudeln unserer Ehre, das eine Schlammspur an unsere Füße heftete; mit der Preisgabe von Gewissen, Wahrheit und Gerechtigkeit oder der Feigheit, die nicht Nein und Halt sagen kann; mit dem Parteienzwist in den widerlichsten Formen oder der Entfesselung der Süchte und Begierden. Aber wir klagen nicht an, wir klagen nur und tragen. Wir haben alles verloren, nur Eins nicht: die Hoffnung auf Rettung. Denn ein Volk, das diese Berge von Not und Schmach bis jetzt ertrug, ohne zusammenzubrechen, muß Kraftquellen haben, die man gemeinhin nicht nennt.

Woher aber sollte uns die Rettung kommen? So oft wir hofften, wurden wir enttäuscht; wohin wir blicken, findet unser Auge keine Verheißung. Wir trauen nicht mehr der Hilfe, die von der Besserung des Wirtschaftslebens kommt, denn der Münchhausen, der sich an seinem Zopf aus dem Sumpf ziehen kann, ist ein Kinderscherz. Wir glauben auch nicht mehr an die Hilfe einer klugen Politik, denn der Mund, dem keine Hand Nachdruck verleihen kann, ist in unserer Zeit der Humanität mehr als je unfruchtbar. Und Gewalt? Die Schmiede, die jetzt in der Nacht am Ambos stehen, hämmern Kettenglieder, aber keine Waffen.

Als ich im Dezember 1918 aus dem Feld nach Hause fuhr, sprachen die heimkehrenden Männer, mit denen ich den Platz im Viehwagen teilte, viel von der Arbeit, die uns wieder emporreißen werde. Doch auch dieser Trostbrunnen wurde vergiftet. Man arbeitet heute nicht mehr um der Selbstläuterung, um des Dienstes am andern, um der Arbeit willen, sondern nur um Lohn. Wer spricht heute noch von der Arbeit mit Ehrfurcht? Die Rufe „Klassenkampf" und „Lösung der sozialen Frage" sind zum Geschrei geworden, das alles übertönt, die Stimmen der Vernunft und der Natur.

Wer von diesen Mächten Rettung erwartet, der harrt vergebens, der ist noch immer in dem Wahn befangen, daß es sich allein um den Untergang Deutschlands handelt. Es geht aber um mehr. Was wir erleben, ist der Zusammenbruch einer Weltanschauung, die aus der rationalistisch-materialistischen Zivilisation erwuchs, und Deutschland ist nichts als das Opfer, das dem verendenden Götzen zufallen soll. Es gilt, dagegen sich zu wehren und zu erkennen, daß unsere Rettung im Reich des Geistigen liegt. Nur wenn wir der Materie geistige Pfründen gegenüberstellen können, werden wir auferstehen; denn das Wirtschaftselend und was mit ihm zusammenhängt, ist das Spiel sich kräuselnder Wellen an der Oberfläche. Drunten

und droben aber sind Strömung und Wind. Ich bin gewiß, daß spätere gereifte Geschlechter dankbar auf diese Notzeit Deutschlands zurückblicken werden, weil sie uns zwang, auf die eigentlich bewegenden Mächte zu merken.

Als dieser geistigen Mächte Hüter hat man Denker und Dichter angesehen. Man hat bis jetzt erwartungsvoll auf die Gelehrten gesehen, ob aus ihren Reihen der Pfadfinder käme. Wie siegessicher klang es noch vor 5 Jahren: Die deutsche Wissenschaft ist der Welt unentbehrlich! Wir sind belehrt, daß sie entbehrlich ist. Sagt nicht: Die Unzulänglichkeit der Wissenschaft, Nothelfer zu sein, rührt daher, daß sie nach Brot gehen muß! Ach nein, die deutsche Wissenschaft, die exakte und die Geistes-Wissenschaft, ist zu stark dem Zeitgeist verpflichtet, um das zu erkennen, was der Menschen ewige Werte ausmacht; sie ist dem Volk fremd geworden. Seit jener Stunde, da sie sich rein rationalistisch einstellte, hat sie wertvolle seelische Landschaften brach liegen und veröden lassen: ihr stand der „Fall" höher als der Mensch, die Zergliederung des Stoffes galt mehr als der Aufbau der Seele, die Hypothese mehr als die Wirklichkeit, die Formel mehr als das Leben. Sie wollte die Menschheit bereichern und ließ den Menschen verarmen. Auf ihren kühlen Höhen büßte sie die Blutwärme ein, die nötig ist, um die Tiefe zu beleben.

Und die Dichter? Wir warten immer noch, daß einer von denen aufstehe, die man einst überlaut als zukunftsträchtig pries. Schweigen sie, weil die Not sie stumm machte? An dem Mann, der unter die Mörder gefallen ist, und der jetzt wund am Weg liegt, gehen Priester und Levit vorüber. Vielleicht verbergen sie den Heilbalsam des Worts unter dem Mantel, oder er fehlt in ihrer Büchse gänzlich. Dann aber sollten sie sich ihres heiligen Richteramts bewußt werden und rufen, bis der Welt die Ohren gellen, daß die Wahrheit gekreuzigt und die Gerechtigkeit öffentlich an den Pranger gestellt ist. Aber was einst einen bis zum Widerlichen heftigen Wahrheitsdrang betätigte und was in esoterischer Schau dunklen oder gezierten Ausdruck fand, das schweigt oder verbirgt sich. Einige sind da, die warnten wie der treue Eckart, aber die sind in ein Schattendasein gedrängt und werden erst später zur Geltung kommen. Nein, aus den Reihen der Denker und Dichter wird uns der Führer schwerlich schreiten.

Wer Führer sein soll, der muß nicht nur um das Geheimnis der deutschen Seele wissen, er muß es auch an sich selbst erlebt haben. Dies Geheimnis aber ist, daß ihr die Kraft aus Last und Leiden kommt, daß ihre Größe durch den Dienst am andern wächst. In ihrem Wesen ist stärker als in dem irgend eines Volkes die Eigenart ausgeprägt, erst dann zu den Müttern, zu den Quellen des Lebens, zurückzufinden, wenn sie wie Faust von der Menschheit ganzem Jammer gerüttelt und geschüttelt ist. Wer dies erlebte, der wird wissen, daß nur ein neuer Mensch das neue Reich gestalten kann, nicht der Mensch, der mit unreinen Händen durch die Trümmerstätte geht und wuchernd nach Trödel ausschaut. Der neue Mensch aber wird nur entstehen, wenn sich der alte seinem Ursprung wieder nähert.

Diesen Ursprung zu weisen, bieten sich uns Führer an. Die einen sammeln die ethisch-religiösen Weisheiten der alten Kulturvölker und suchen sie nutzbar zu machen. Es ist nicht zu bestreiten, daß das niedergezerrte sittliche Empfinden einzelner in diesem Bemühen Halt und Stütze finden mag. Aber die Vorstellungen

der Deutschen unserer Zeit sind zu stark in ihrer Sonderart und in der völlig anders gestalteten Gegenwart befangen, als daß sie das Wesensfremde asiatischer Kulte mit ursprünglicher Macht ergreifen sollte. Stets hat das Fremdartige auf den Deutschen einen rätselhaften Reiz ausgeübt, aber es hat ihn immer mehr verwirrt als gefördert.

Die andern suchen in ihren Anhängern schlummernde Kräfte zu beleben, die ihnen die Welt des Übersinnlichen erschließen soll. Möglich, daß Novalis' Wort: „Wohin gehen wir? — Immer nach Hause!" auf sie in besonderem Sinn Anwendung finden mag; viele werden sich in Weiten verirren, die sie heimatfremd werden lassen.

Endlich sind dritte da, die den aufrichtigen Wunsch haben, die Leere des heutigen Lebens mit religiösem Gehalt zu füllen, aber sie wählten zum Schöpfen das unrechte Gefäß. Dieser vernunftgemäßen Art, die mehr hausbacken als elementar die ehrwürdigen Worte zerredet, fehlt der frische Erdduft des Erlebens, und der Sucher wird des trocknen Tons bald satt.

Allen drei Kreisen ist gemeinsam, daß der Name des Führers gleichsam ein Siegel für eine besondere Richtung darstellt, von denen eine die andere nicht eben wohlwollend betrachtet. Es ist der Dorn in der Ferse einer jeden, daß der Kult des Geistes zum Kult der Person wird; und die Person wird eines Tages enttäuschen. Was aber bleibt dann? Wer der Träger einer göttlichen Offenbarung in dem Maße ist, daß er sich nicht nur berufen, sondern auch auserwählt weiß, der wird seinen Namen völlig hinter der großen Idee zurücktreten lassen. „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen." Wer das nicht vermag, der wird im günstigen Fall vorübergehend Frömmigkeit und seelische Vertiefung wecken, aber nicht nachhaltig wirken.

Denn was sind Frömmigkeit und seelische Vertiefung? Begriffe, die man wandeln und beziehen kann, wie man will. Der Mensch aber, der sich aus diesem Chaos rettet, um das neue Reich zu bauen, gebraucht eine Wirklichkeit, und zwar die Wirklichkeit aller Wirklichkeiten: Gott! Ist das eine neue Verkündigung? Ja, ich meine es wohl. Man hat über Gott geschrieben und geredet, ihn verehrt und verachtet, aber man hat ihn nicht mehr erlebt. Er war in Lehrsälen und Büchern, in Kirchen und in der Natur, aber in uns war er nicht mehr. Unsere Gedanken und Sünden schlichen furchtsam-scheu oder spielerisch um ihn herum, aber sie setzten sich nicht mit ihm auseinander. Gott ward zum Geschwätz; ein notgebeugtes Volk aber, das sich aufrichten soll, will den Tröster der Müden, den Vater der Heimkehrenden, den Rächer des Unrechts, den Schützer vor der Gewalt. Es begehrt die Kraft, die jede versteckte Unwahrheit seiner Gefühle aufdeckt, und den zielenden Willen, der über die Schranken des klügelnden Verstandes hinaus reicht.

Das ist das heimliche, noch uneingestandene Verlangen des Volks, mit dem der Führer rechnen muß. Zweimal hat sich der Niederschlag eines solchen Gotterlebens im Deutschen vollzogen, einmal in der Gotik, dann in der Reformation. Es ist zu erwarten, daß sich ein dritter Niederschlag vorbereitet. In unserer Jugend bahnt sich ein wurzelstarkes Gottesbewußtsein an, und das ist das sieghafte Kennzeichen seiner Echtheit: die Erkenntnis, daß alles, was wir verloren haben, von selbst uns zufallen wird, sobald wir nicht mehr zentrifugal, sondern zentripetal gerichtet sein werden.

Ist dies geschehen, so wird die Stunde reifen, in der uns der Führer ersteht. Es ist etwas Wundersames und doch völlig Gesetzmäßiges um diese Reife der Stunde. Mir erscheint sie stets wie der Vorgang, der eines der größten Rätsel der Naturwissenschaft darstellt: Wie kam der erste Keim des Lebens auf einen Weltkörper? Die Sonne verglüht, erkaltet, umgibt sich mit einer Atmosphäre, aber woher kam die erste Zelle, die erste Spore, das erste Protoplasmaklümpchen in die Starre, so daß das Unorganische organisch wird? Plötzlich ist das Leben da und mit einem Schlag sind unendliche Entwicklungsmöglichkeiten gegeben und seine Daseinsbedingungen sind gesichert. So wird es uns ergehen: ganz losgelöst von der Überzeugung seines Eigenwertes wird der Führer als Träger göttlicher Schicksals- und Gnadengewalt hervortreten, sobald die Stunde reift. Ob er als Person oder als gesammelte Macht auftritt, das ist gleichgültig.

Daß aber die Kirche diese gesammelte Macht nicht darstellen wird, scheint außer Zweifel zu sein. Ihr müdes greisenhaftes Gebaren zeugt jetzt mehr als je davon, daß sie das Volk nicht mehr versteht. Entweder hat sie ihre Berufung überlebt, oder sie hat den neuen Ruf überhört. Eine große Zahl der Männer, die ihr dienen, betätigt sich auf mannigfaltige Weise im Dienst der Gefährdeten, doch es gelingt ihnen nicht, uns glauben zu machen, daß dies die Kirche tue, die den Eifer gelten läßt, aber sich mit dem Mindestmaß einer schläfrigen Arbeitsleistung auch begnügt. Andere ihrer Diener wollen den Gottesdienst beleben und ausgestalten (Erwin Hennecke, Pfarrer in Brieg i. Schl. Ein Andachtbuch. Brieg 1923, Verlag H. Süßmann) und bleiben ungestützt allein. Warum es verhehlen? Die Kirche besitzt das Vertrauen des Volkes nicht mehr. Mag sie den Grund dafür in gott- und geistfeindlichen Strömungen suchen, — wer anklagen will, findet auch bei ihr, ich will nicht sagen Schuld, aber Unvermögen genug. Hochgemut, mit offenen Händen und lachenden Augen sind die Jungen ausgezogen, die ihr dienen wollten; erschüttert, zerrüttet, mit von der Bibelkritik zerfledderten oder geknickten Schwingen kamen sie vom Studium zurück und — traten in das ehrwürdigste verantwortungsschwerste Amt. Die Kirche sah die Unmöglichkeit des „Das Wort sie sollen lassen stahn!“ ein und wußte aus ihrem Reichtum nicht andere göttliche Werte auszumünzen. Sie ließ den Grund zu ihren Füßen abbröckeln und konnte nicht schöpferisch sein. Es ist nicht zu erwarten, daß der junge Most, in die alten Schläuche geschüttet, zu edler Kraft gedeihen kann.

Eins aber soll noch gesagt werden. So gewiß es mir ist, daß nur durch eine Wiedervereinigung des Menschen mit Gott der neue Mensch entsteht, ebenso gewiß ist mir, daß sich diese Bindung nur im Sinne Jesu vollziehen kann. Ich spreche nicht vom Christentum, weil man darunter irrig das Kirchentum versteht, wie es sich uns heute darstellt. Man hört es auf Märkten und Gassen: das Christentum hat versagt. Wer damit das Evangelium Jesu treffen will, der hat seines Wesens keinen Hauch verspürt. Weil eine Form, die der Geist sich schuf, zerbrach, darum ist der Geist nicht unwirksam geworden. Im Gegenteil, es wird sich einst zeigen, daß das Christentum erst seine erste Entwicklungsphase hinter sich hat und aus den Trümmern dieser Zeit zu ungeahnter Lebensgestaltung schreiten wird.

Jesu Lehre wird unübertreffbar sein, weil sie die einfachste und ursprünglichste

ist. Noch haben wir das Wesentliche ihres Gehalts nicht erfaßt, geschweige denn zum Ausdruck gebracht. Wir wollen noch immer Gott sehen und wollen nicht wissen, daß die andern Gott in uns sehen müssen, wenn anders wir Gottes Reich tragen. Das aber ist die Erfüllung des Gebots der Liebe, die die sieghafte Umgestaltung des Menschen und der Welt bedeutet. Darauf beruht die ewige Macht des Dulders in dem Schmerzenskranz für alle, die das Leid der Welt tragen, daß sein Tod ein Auferstehen war, weil sein Leben aus Gott kam und in Gott endete.

Aus diesen Gründen muß der neue Mensch erwachsen, der das neue Reich bauen will. Welcher Art und welches Standes aber auch der sei, der uns dahin führt, ob Wirtschaftler, Politiker oder Arbeiter, ob Gelehrter, Dichter oder Mann ohne Rang und Namen, — wer der Ewigkeit den Funken entreißt, um dies Ideal des neuen Menschen zu entzünden, der soll uns willkommen und gesegnet sein.



Nachtgesang an die Freiheit

Von Karl Bleibtreu

Ausruht die Nacht so gerne
In Balsamluft;
Die azurne Ferne
Haucht Silberduft;
Hell musizieren die Sterne,
Wo mein Sang sie ruft, mein Herz sie ruft,
Mein Herz und Sang sie ruft.

Bleich Licht vom Mondkreis regnet:
Blinkende See.
Doch mich auf Erden segnet
Umwölktes Weh
Um Eine, die mir begegnet,
Reiner als Schnee, feiner als Schnee,
Kälter als Mondenschnee.

Sie singt; am Himmelserker
Der Engel lauscht;
Die Sterne jubeln, stärker
Ihr Liedstrahl rauscht.
Mein Herz im dunklen Kerker
Dunkelberauscht Grüße tauscht,
Mondlos im Dunkel Grüße tauscht.

O komm aus güldenem Saale
Auf goldenen Brücken!
Füll' meine leere Schale
Mit deinem Beglücken!
Zutrink' ich im Pokale
Dir, mein Entzücken, mein stolz Entzücken,
Mein überirdisch frei Entzücken!

Die Nacht will Wonne tauen
Früh und spät;
Ihr Glanz im eisig Blauen
Ist fest und stät.
Das ist der Sternenfrauen
Einsame Majestät, schönleuchtende Majestät,
Der Sterne weibliche Majestät.

Sie trinkt in güldenem Saale
Und gießt sich ein
Aus kristallener Schale
Wildsüßen Wein.
Sie trinkt aus stolzem Pokale,
Weil sie so fein und rein, so kalt und rein,
So frei und stolz und rein.

Sie lächelt und ich muß wohnen
In Finsternissen.
Die Sterne auf ihren Thronen
Mein Elend wissen.
Was hülfen ihre Kronen,
Muß ich dich missen, dich Eine missen,
Dich, heilige Freiheit, ewig missen!



Wikings Heimkehr
Erzählung von Eilhard Erich Pauls

1.

Es stand ein Mann auf der Höhe des Deiches und sah den Knechten zu, welche sein Boot beluden. Sie würden bald Höchstwasser haben; dann mußte das Boot klar sein; und wenn es bei dem Winde bliebe, so seien sie in zwei guten Stunden drüben. Er winkte einen Marschbauern heran, der mit seinem Wagen im Schutze des Deiches hielt. Aber der Bauer stapfte ungern deichauf; denn auf der kleiig nassen Marschenstraße war ein Fremder herangekommen, ein alter Mann, der gebückt ging und sich schwer auf seinen Stock stützte, ein Schwacher oder ein Kranker, denn er stolperte, wie er an den Deich heran kam, er fiel fast, in einer besonderlichen Hast, ein Landfremder jedenfalls; und der Marschbauer, der seinen Leib nach allen Seiten ungedeckt wußte, wenn er durch seine weiten Wiesen schritt, der Marschbauer war immer voller Mißtrauen.

Aber der Bettler ging an dem Wagen vorüber, ohne seiner zu achten. Er hatte den Kopf und den Blick seltsam erhoben. Er sah nicht auf seinen Weg und nicht, wohin sein Fuß trat. So stolperte er über die Grassoden und fiel fast in den Weggraben, der von der Flut mit Wasser gefüllt war. Es war in ihm ein schier traumhaftes Wandeln. So zuckte denn der Bauer gleichmütig die Achseln und folgte dem Rufe, der ihn gefordert hatte. Oben winkte der andere ihn ungeduldig heran. Mit ausgestreckter Hand wies er zu dem schmalen Streifen, der über dem grauen Wasser schwamm und den Horizont unter einem gleichmäßig grauen, hängenden Himmel abschloß.

„Da ist die Insel", sagte der andere.

Und der Bauer lachte leise, ein kaum hörbares, zurückgehaltenes Lachen.

„Und seit zwanzig Jahren —"

„Sei still!" herrschte ihn der andere an. „Was wißt ihr Bauern von der Sehnsucht unserer Insel!"

Da war schon der Bettler auf die Höhe des Deiches gekommen, dicht bei ihnen; und sein Gebaren weckte ihr Aufmerken. Einen Augenblick nur stand er, mit demselben aufgerichteten Blick über das Wasser spähend, mit einem Blick, der trübe war, doch einmal leidenschaftlich aufglühte und wieder in derselben Stumpfheit verschwand. Dann warf er sich mit einem Aufschrei auf die Erde, mit einem Schrei, der nicht mehr menschlich war, den übermäßiges Leid aus einem duldenden Herzen gepreßt hatte. Mit ausgestreckten Armen, denen sein Wanderstock entfiel, ließ er sich auf die Erde gleiten. Er lag mit flachem Leib auf Schlick und Dreck. Aber sein Körper zuckte, als durchwühlten ihn Krämpfe, seine Hände griffen in die Erde hinein.

Der Bauer ertrug widerwillig die Regung seiner Neugier. Seine Mundwinkel zitterten in hochmütiger Verachtung; aber er brachte es nicht fertig, sich gleichgültig abzuwenden. So verhärtete er sein Gesicht zur Grausamkeit. Aber der andere war kein Bauer, dem das Leben vom Erwachen bis zum letzten Einschlafen in Arbeit verrann. So wandte er sich zu dem Bettler. Er legte ihm freilich nicht die Hand

auf die Schulter, das hätte ein Herabbeugen nötig gemacht, aber er rief ihn doch mit lauter Stimme an. Kaum daß aber seinen Ruf der Bettler vernommen hatte, der vorher mit starr aufgerichtetem Blick nichts anderes, auch die Männer nicht wahrgenommen hatte, nichts anderes, als was ihn mächtig zog — so sprang er jäh auf, stand hochgereckt vor ihnen und war starrer als der Bauer, herrischer als der Herr in seiner Haltung, größer denn sie beide.

„Schweigt ihr — in dieser Stunde!" schrie er mit einer Stimme, die den Schrei der Möwen überschrillte.

Doch er sank sogleich in sich zusammen, ward wieder ein alter Mann und ein Bettler, dem die blöden Augen krampfhaft gerötet waren, und die gelbe Kleie des Deiches verklebte ihm den wirren Bart. Er vergaß die anderen, die verwundert schwiegen, und folgte dem Zug, der seine Augen hinüber zog, über Wasser und Wasser hinüber zu dem schmalen Streifen, der den Horizont abschloß.

Und er sprach in einem erschütterten Außersichsein verworrene Worte.

„Heimat!" Seine Stimme zitterte leidvoll zerbrochen. „Die Leere in meinem Herzen war furchtbar. Du armes Herz! Ein Abgrund, eine finstere Höhle! Kein Glauben mehr, der Ankergrund gab! Die Leere nur, die um sich fraß. Kein Atem mehr, nur dieses leer gewordene Herz. Kein Begehren mehr, nur Abgrund. Wasser da draußen!" Die Stimme schwoll rufend an. „Graue Wasser, wilde Westsee! Jenseits der feuchten Wände, die schwarz drohend rings um mich waren, rauschten die Wasser. Wo steile Felsen riesenhaft aus den Wäldern, sturmgepeitscht, aufragten, rauschten dennoch die Wasser. Wo leer der Himmel über glühende Steppe brannte, rauschten die Wasser. Heimat!" Und sein Schreien zerbrach. „Heimat!" Und hilfloses Schluchzen schüttelte seinen Körper. Er sank auf seine Knie und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, aber die Tränen rannen unaufhaltsam.

Die beiden Männer standen dicht hinter ihm.

„Die Sehnsucht der Insel", sagte der Bauer hart und lachte.

Aber da fuhr der andere empor.

„Schweig' du von der Sehnsucht der Insel, Bauer!" schalt er, und dann rief er laut und mit geballten Fäusten: „Einmal kehrt Jhno Wiking doch zu seiner Insel zurück."

„Welche Harald Raffzahn gestohlen hat", vollendete der Bauer in unverhülltem Hohn.

Der Fremde richtete sich langsam auf, langsam, wie aus einem schweren Traum erwachend, mühselig, mit zitternden Knien. Und stand vor den beiden als ein landfremder, zerlumpter Bettler, der schmutzig und gelb im Gesicht war, dem die Glieder an einem zerbrochenen Leibe hingen.

„Wartet ihr drüben immer noch, und die Dienstmagd Aja, welche die schlechtesten Dienste tut, und der Alte, der vor den Knechten gauklert, und der Junge, welcher barfuß die Schafe hütet, wartet ihr drüben immer noch, und Ihr, Isländer-Ogi, wartet ihr immer noch auf Jhno Wiking?" fragte lauernd und hämisch der Bauer, aber er erschrak doch fast vor dem Zorn, der aus des anderen Augen fuhr.

„Wir warten", antwortete Ogi, der Isländer. „Wir warten und warten seit zwanzig Jahren auf Jhno Wiking, unseren Herrn."

„Und dient derweil in Gehorsam dem Räuber Harald Raffzahn", lachte der Bauer.

„Ich kenne euch, Isländer. Und da ist der, auf den ihr gewartet habt." Und wies auf den Bettler, der scheu aus triefenden Augen aufblickte.

Der Isländer-Ogi achtete kaum auf des Bauern Hohn oder auf den Bettler. Er hatte sich abgewandt und rief zornig einen Befehl vom Deich herab seinen Leuten zu:

„Richtet das Boot! Die Ebbe setzt ein und wir fahren!"

Er wollte gehen, aber noch einmal wandte er sich zurück.

„Das sage ich dir, Bauer," schalt er, „hüte dich. Es ist landläufige Unsitte geworden, ungestraft die Insel zu verhöhnen. Und noch eins sage ich dir" — er spuckte verächtlich vor dem Bettler aus —, „nicht wie dieser, sondern wie ein Held, der er war, kehrt Ihno Wiking heim. Was ihm auch immer geschehen sei: da er ein Held war, wird er auch nie etwas anderes als ein Held sein. Es wird mancher zittern, wenn er zurückkommt, und nicht lachen."

Er wollte den Deich hinabgehen, da sprach der Bettler, bescheiden bittend, da er ein Bettler war:

„Nehmt mich mit, Herr, und Gott und die Heiligen mögen Euern Wunsch erfüllen!"

Der Isländer achtete nicht auf ihn.

„Auf dem Hof hängt seine Axt neben dem Hochsitz", sagte er zu dem Bauern. „Von allem, was Ihno Wiking gehört hat — diese Axt hat Harald Raffzahn nicht zu berühren gewagt. Darum, so wartet sie wie wir alle auf ihn. Du aber, Alter: wir brauchen keine Gauner auf unserer Insel." Und schritt stolz hinab.

Ein rascher Blitz aus den Augen des Bettlers fuhr zu ihm hinüber, voll heißer Leidenschaft, dann hob der Alte eine zitternd flehende Hand zu dem Bauern.

„Wer, sagt Ihr, ist es, auf den die Insel wartet?"

Der Bauer lachte.

„Du bist wahrhaftig ein Gauner", antwortete er. „So will ich dir helfen, die hochmütigen Inselleute zu foppen. Geh hinüber, irgendeine Bootfahrt erbettelst du noch, geh hinüber und erzähle ihnen Lügenmärchen. Ihno Wiking ist ausgefahren. Damals waren wir junge Fents und liefen den Wichtern nach, wenn sie blanke Augen machten. Nun erzähle ihnen, daß du ihn draußen gefunden hättest. Im Nordland etwa, in der Gefangenschaft eines Fjordenkönigs schmachtend. Das Holz trug er auf seiner Schulter herbei für ihren Kirchenbau. Oder in der Südsee gar, wo er ein Reich beherrscht. Prächtige Frauen mit rabenschwarzem Haupthaar, das künstlich luftet, haben ihm Kinder geboren, Bastarde der grauen Meerflut. Daß du von ihm ausgeschickt seiest, nach seinen Leuten zu fragen, erzähl' das nur! Ich will dir sagen, wem du dein Märchen auftischen kannst. Geh' nicht auf den Hof. Harald Raffzahn kann den Namen Ihno Ihnenas nicht vertragen. Der Name beißt in seinen Ohren; du wirst mit Füßen getreten. Aber irgendwo findest du einen grauhaarigen Gaukler, der gutgläubig ist. Er wird mit dir eine Brotrinde teilen. Der alte Ihno ist es, zur Zeit unserer Väter war er ein König. Warum lachst du? Lach nicht, wenn ein Bauer zu dir spricht! Kannst auch dem letzten Schafbuben Märchen erzählen, sein Junge ist es —"

„Eigod!" schluchzte der Bettler.

„Was sagst du?" fragte der Bauer. „Ihr Gauner führt den Namen eures Gottes ständig im Maule. Du bettelst mich an, den Bauern Sib vom Marschhof, nicht deinen Gott im Himmel. Da, friß für deinen Hunger!" und warf ihm ein Brot zu. „Aber

geh nicht zur hohen Herrin der Insel. Frau Aja will nichts hören vom sauberen Gemahl, der sich in der Welt umhertreibt. Ihno Wikings Name ist verboten vor Frau Ajas Ohren. Und eine Fürstin ist sie immer noch, sagen die Leute, in der letzten Kate der Insel. Was tust du?"

Der Bettler hatte sich aufheulend auf die Erde geworfen. Jetzt hob er eine Handvoll Erde empor, die er ergriffen hatte, und zerdrückte die Erde, daß sie zwischen seinen Fingern zerquoll.

„Ich fasse die Heimat", sagte der Bettler mit unheimlicher Stimme. „So zergeht mir die Heimat unter den Fingern." Er warf die letzten Erdklumpen vom Deich hinab in das hohe Wasser. „Das bin ich", sagte der Bettler. „Nirgendwer bin ich und trage jedermanns Leid. Laß mich in deinem Stalle schlafen!"

Der Bauer ging lachend zu seinem Wagen herab.

„Wir brauchen keine fremden Gauner", höhnte er und fuhr davon.

Der Bettler sah ihm nicht nach. Er blickte über das Meer hin, wo das Inselboot des Isländers tanzte. Er hub sich in seinen Gelenken, wuchs in allen Gliedern, stand starr und ergriff die Linie der Insel mit hungrigen Blicken. Dann schritt er schnellen Schrittes den Deich hinab und beugte sich zu dem Wasser mit beiden Händen, und benetzte das Antlitz mit dem grauen Wasser. Andacht war in seinem Tun, Leid leuchtete in seinen Augen. Rücklings schritt er ans Ufer und setzte sich an das langsam verebbende Wasser.

2.

Sein Auge ließ der Bettler nicht vom langsam verebbenden Wasser. Und wie es zurückwich, so folgte er und kniete zu ihm nieder und liebkoste es mit zitternden Händen. Er ließ das Heran- und Heraufrollende in seine hohle Hand gleiten; und wenn er seine Stirn damit netzte, es zum Kuß an seine Lippen führte, so war es gleich einem Gott, dem er inbrünstig huldigte.

„Sie sagten mir vom Stern zu Bethlehem, als ich ein Knabe war, und daß er weglos die Könige von den drei Enden der Welt zu dem Stalle führte. Du hast mich mächtig gezogen, graues Wasser, ewig still rauschendes Wasser!"

Er griff immer wieder, wie ein Kind im Spielen es tut, in den feinen Sand, den die Wellen geglättet hatten, und ließ den Sand durch seine Finger rieseln und leis aufschlagend in das Wasser fallen. Er folgte mit seinen Augen der stolzen, ebenmäßigen Linie des Strandes und griff mit angestrengtem Blick über die endlos ausgebreitete graue Wasserfläche bis dorthin, wo der schmale Streifen sich schwarz und scharf gegen graues Wasser und grauen Himmel abhob.

„Sie haben zu mir vom Eisenberg gesprochen, als ich ein Knabe war und auf dem Drachenschiff den ersten Dienst versah. Du hast an mir gezerrt, und ob ich durch Jahre von dir getrennt war, so wußte ich dennoch den Weg, der zu dir geführt hat."

Und für sein trinkendes Auge barg die graue Fläche des bewegten Wassers alles Licht und alles Leuchten, jede Farbe und jedes Glühen. Es hob sich silbern und gleißte, wenn es mit weißem Schaum sich krönte, und es nachtete schwarz und violett, wenn es in der hohlen Woge versank. Aber wo es den klaren gelben Sand hinauflief, rasche Bogen bildend, da glühte es in einem Rot, wie Scham sie in junge Mädchenwangen treibt, zitterte es in glänzendem Grün und tiefem Blau.

Dann ging er den Strand hinauf bis dahin, wo der Sand trocken war, und legte sich zum Schlafen nieder. Aber noch in einem raschen Einschlafen flüsterte sein Blut vernehmbar vor seinen Ohren.

„Sie haben laut davon geredet, daß des Menschen Herz nicht zur Ruhe kommt, ehe es seinen Gott hält. So sinkt meine Seele in deinen Schoß, da du mir Mutter bist und meiner Heimat umarmende Mutter, graues Wasser, rauschendes Wasser!“

Als er aus kurzem Schlaf erwachte, war es stiller Abend geworden; die Sterne standen schon am hellen Himmel und der Mond hob sich feierlich über das Ende der Welt. Die Watten glänzten in weiter Ebbe vor ihm. Da lachte er leise vor sich hin.

„Ich brauch' eure Boote nicht, und ich fürchte mich nicht, mich dem mütterlichen Geheimnis anzuvertrauen.“

Aber dann warf er einen bitteren Fluch über die ganze Fläche der Watten hin.

„Ich werde Eisen aus meiner Faust und Stein aus meinem Herzen machen, und eure Leiber werden knirschen unter mir wie dieser Sand.“

Danach schritt er in die Watten hinein.

Er kannte den Weg. Er ließ sich traumhaft gleiten, wie er durch Jahre sich hatte traumhaft gleiten lassen. Er schloß die Augen, wenn sein Fuß den rechten Weg nicht kannte. Eine Macht lag offen in ihm, die ihn gerecht geführt hatte. Es war ein Drängen, das er nicht fassen konnte, ein Treiben, das ohne seinen Willen war. Aber die Liebe zog und die innige Gemeinsamkeit mit diesem Wasser, die in der Entbehrung erstanden war. Es war alles ungewiß rings und zu allen Seiten. Silbern glänzte der Schlick, trügerisch dehnte er sich nach allen Richtungen. Es war kein Land, auf das er trat, und kein Wasser, durch welches er schritt. Es war kein Himmel über ihm, den langsam ein leiser Nebel verhüllte, und keine Luft um ihn, darin lebende Wesen atmeten. Es war nur das silbern glänzende Grau unter ihm und über ihm und zu allen Seiten, das wie eine lockende Musik aus seiner Seele aufgeblüht war. Irgend etwas tauchte angstvoll in seiner Erinnerung auf. Dasselbe Einerlei, weglos, raumlos und ohne Zeit: er lag festgebunden und mit geschlossenen Augen auf dem Rücken eines Kamels. Sein Hirn brannte, sein Blut hämmerte, sein Herz jagte und konnte ermattet nicht länger schlagen. Durst und Fieber und Angst quälten ihn. Glühheiße, kochende Tage, frostharte Nächte, darin die Sterne flimmerten. Alle Farben in wildem Tanze vor seinen Augen. Aber hier war es doch anders. Das Einerlei auf dem Grunde des grauen Wassers war wie das immer gleiche, gelassene Streicheln sanfter Mutterhände auf der Stirn eines kranken Kindes. Es gab hier nichts mehr, was nicht zur Ruhe kam; es gab nichts mehr, was ungebärdig war. Der Bettler zählte die Zeit nicht, die er durch die Watten ging. Als er ein Knabe war, hatten sie ihm von dem Herrn erzählt, der über den See hingeschritten war. Dieselbe Sicherheit war in seinem Schreiten, derselbe Glaube in seinem gelassenen Wandern. Hier mußte man sein, auf dem Grunde des grauen Wassers, durch die Watten vom Land zur Insel gehend, wenn jemand lernen wollte, fromm zu sein. Seit er sich aus der grausamen Knechtschaft des Negerkönigs flüchtend gerissen hatte, war diese Gewißheit, der Glaube an seine Heimat in ihm gewesen und hatte ihn hieher geführt. Aber nie war diese Ruhe zu der Gottinnigkeit geworden, wie da seine Seele hineinglitt in das ewige, immer dasselbe, immer glanzvoll durchleuchtete Grau der Watten.

Dennoch, als sein Fuß den ersten festen Sand der Insel unter seinen Sohlen fühlte, da erwachte sein Herz, das wie ein Kind in Mutterarmen geschlafen hatte; und wie eine Feuerwelle zuckte es durch seine Adern. Er hatte den Boden der Heimat unter seinen Füßen! Er wußte nicht, seit welcher Flucht von fürchterlichen Jahren zum erstenmal. Er war neu geboren: trat er doch hervor aus dem Mutterschoß des grauen Wassers!

Als er den Strand herauf gelaufen war und die Höhe der ersten grasbewachsenen Düne erreicht hatte, sah er hinter sich über den Watten und ihrem fahlen Glänzen den Himmel in einem schmalen Streifen licht werden. Und in der Ferne füllte rückkehrende Flut die Tiefen des durchmessenen Grundes. So war er in den Tag gestellt; und der Wille erwachte in ihm zu einer Gier, die unersättlich war, zu einem Haß, der wie Wüstendurst aufglühte, und zu einer blutroten Kampflust. Er war ein zerlumpter Bettler, aber er war es gewesen. Aus dem Heimatboden herauf durch die Füße hindurch, die ihn berührten, durchdrang ein Strom seinen Leib, der ihn erneuerte. Dennoch übermannte gerade dieser Lebensstrom die bettelhafte Schwäche seines Leibes. Er fiel in das taufeuchte Naß des Dünenhügels.

Als er wieder aufwachte, waren seine Augen matt geworden; und es mochte kein Glanz in ihre Stumpfheit zurückkehren. Sein Leib schwankte auf müden Beinen; und taumelnd bettelte er sich in das Land seiner Sehnsucht.

Noch war die Sonne nicht auf die Insel gekommen; nur das Tor des östlichen Himmels hinter ihm war weit aufgetan. Farblos schliefen noch Gras und Krüppelweide und Heidekraut und Rauschbeere. Da stand er vor einer Bretterhütte in einem weiten Dünental. Er lachte bitter über die verkommene Ärmlichkeit dieser Hütte.

Zwei Hunde sprangen mit wütendem Gekläff hervor; aber es waren junge Tiere und wagten den Sprung noch nicht. Hinter ihnen bellte heiser ein altes Tier, dem in noch grausamerer Wut der Schaum von den Lefzen zur Erde troff. Der Bettler griff nach seinem Stocke. Der Alte würde den ersten Sprung tun, dann würden auch die jungen Tiere beißen. Da blieb der alte, wutgeifernde Hund mitten im Ansprung stehen. Er witterte einmal, er leckte die Nase. Dann kroch er auf glattem Bauche heran und winselte in lautem Jammer. Die jungen Tiere kniffen den Schwanz ein und legten sich jappend auf die Erde. Der alte Hund aber kroch heran und hob den Kopf und leckte dem Bettler die Füße. Und der Bettler schluchzte jäh auf, warf sich zu den Tieren hin, riß des Tieres Kopf heran und weinte laut. Aber der Hund leckte winselnd sein Gesicht.

Ein Mensch trat aus der Hütte, ein Jüngling, ein hochgewachsener, aufrechter Jungmann, der sich unter der Türe bücken mußte. Und wie er heraustrat, traf der erste Strahl der aufgestiegenen Sonne zuerst sein Antlitz, den Glanz seines Blondhaares vergoldend, seine Gestalt mit Licht überschüttend. Der sah die Hunde feig und winselnd und den Bettler in ihrer Mitte. Er bückte sich und warf einen Stein auf die Hunde.

„Schämt euch! Wächter, schäm' dich!" schalt er zornig. „Alter Wächter!" Und trat heran.

Die jungen Hunde verkrochen sich hinter seiner Gestalt, aber das alte Tier sah winselnd vom Jüngling zum schmutzigen Bettler.

„Bist du ein Zauberer?“ fragte der Junge verwundert, dann fuhr er grimmig auf: „Hast du den Hund vergiftet? Wir haben zu viel von euch gehabt und eurem Gelichter. Pack dich, sonst hetze ich die Hunde!“

Der Bettler richtete sich langsam empor. Einmal wollte ein Aufleuchten in seine stumpfen Augen kommen, als er den Jüngling vor sich sah, in der vollen morgenfrischen Sonne, unberührt und in der Kraft seiner Glieder. Dann zuckten seine Lippen in herbem Schmerz.

„Sieh zu, ob sie dem neuen Herrn mehr gehorchen als dem alten!“ fragte er leise.

Der Jüngling lachte. Aber wenn sein Lachen sorglos wie erstes Sonnenleuchten begann, so erklang darin auch Bitterkeit.

„Recht so, Bettelmann!“ rief er. „Du kennst die Art unserer Insel schon. Der Herr bettelt, und die Fürstin gilt als schlechteste Magd, so mag der Bettler sich erfrechen. Ich mag euch nicht und eure Lügen. Pack dich, Gauner!“

Der Bettler nickte und wandte sich lautlos zum Gehen.

„Wächter!“ rief der Jüngling. In tiefstem Erschrecken rief er es: denn der alte Hund wandte wohl einmal sein großes Auge fragend zu dem Rufenden, er folgte doch selbstverständlich und willenlos und ergeben dem Bettelmann, der im Schreiten taumelte.

Der Jüngling hob die Hände, deckte die Augen und hielt sich am Türpfosten. Dann zerschlug er die Luft vor sich mit einem harten Fausthieb.

„Bist du noch nicht genug betrogen?“ fragte er müde. „Es ist ein Gauner, sie kennen Zauberkünste, wie sie Märchen kennen. Schade um den Hund; ich hätte ihn gern dem Vater aufgehoben.“

Und schritt in die Hütte zurück. (Fortsetzung folgt)



Alles Leben zittert nach dir hin . . .

Von Gustav Schüler

Alles Leben zittert nach dir hin,
Du der Dinge dunkler Anbeginn,
Alle Sehnsucht gräbt in dich sich ein,
Herberg mußt du allen Seelen sein.

Hochgestärkt aus ihrem Heimathaus
Gehn sie wieder flammender hinaus,
Immer mehr den letzten Sonnen zu,
Immer tiefer in Dich, bis sie Du.



Aus Scheffels Wartburgroman

Vorbemerkung. Nachdem uns Werner Kremser im Juliheft des Türmers auf die Frage „Wo bleibt Scheffels Wartburgroman?“ eine genügend alle Schwierigkeiten beleuchtende Antwort gegeben hat, mag es dem Leser erwünscht sein, aus jenen wuchtigen, großangelegten Bruchstücken einige Proben zu kosten. D. T.

Des Meisters Konradus Aufzeichnungen

Allen denen, die nach ihm kommen im Abstrom der Zeiten, entbietet Konradus, der Schreiber, ein einsamer Diener des Herrn, Heil, Gruß und Frieden in Gott.

So das Grabbehältnis, das allhier auf donauumfluteter Klippe tief eingehauen steht, sich Späterlebenden wieder erschließt und die Geschriften zutage gibt, die jetzo, dem Auge der Menschen verborgen, darein gesenkt werden, so mag das ein Zeichen sein, daß ihr gänzlicher Untergang nicht in Gottes Ratschluß, und daß der Klang, so darin antönet, in Herzen, die nach Jahrhunderten erst dem Licht der Welt entgegenschlagen werden, seinen Widerklang zu finden bestimmt ist.

Denn was hier in lateinischen Buchstaben geschrieben steht, ist nicht Tann und Spreu, wie der Wind sie bringt und der Wind sie verweht, sondern eine große Geschichte. Und das Hifthorn von Weißelfenbein, das dabei liegt, hat hunnischer Feldhauptmannsmund einst geblasen, da wir Gott und deutschen Waffen zur Ehre Eisenburg stürmten, die starke.

Du aber, spätlebender Mann, der du diese Truhe hervorziehest aus dem Grabschlummer ihrer Felstiefe, so du als Christen dich bekennst, germanischem Blute entsprossen und germanischen Denkens kundig, gehe erst zur nächsten Kirche und hebe ein Gebet an, wie es guter Wille deinem Herzen eingibt, für das Heil der Seele dessen, der die Geschrift hier versenkt und der nicht mehr sein wird, wenn du bist. Dann aber nimm diesen Geleitbrief, den ich den Pergamenten mitgebe, sorgsam zu Hand und lies ihn. Und wenn du den Sinn hast zu erkennen, wie es Gott mit strebender Menschen Lebensgang fügt, magst du Erkenntnis daraus schöpfen mancherlei. Denn ich, Konradus der Schreiber, bin ein Mensch gewesen, der unverzagt mitgeschwommen im Strom seiner Zeit, und bin ein Dichter gewesen, — und wenig glücklich!

Diese Aufzeichnung aber schreibe ich als ein Mann, dem die Schattenbilder der Erinnerung sein liebster Verkehr sind und seine Trösteinsamkeit am Lebensabend. Denn die, mit denen er zusammengestanden in Freundschaft wie Feindschaft, sind zumeist schon eingegangen in die schweigende Ruhe des Todes. Und die, neben denen ich zur Zeit des Lebens Faden zu Ende spinne, sind mir gleichgültig, wie ich ihnen, und die Pfade unserer Gedanken führen nicht zusammen.

Du, Herr und Gott, der aller Dinge Meister ist, schau in Gnaden herab auf deinen Diener, der noch einmal, ehe er die Augen schließt, rückblickte auf das, was ihm an Freud und Leid, an Liebe und Haß und Aufflammen göttlicher Funken

in der Seele Tiefen zuteil geworden im Strudel der Zeitlichkeit. Verzeih ihm, was er gefehlt in heißblütig erwallender Jugend und eitelem Gespinnst weltlichen Geistes und schaff ihm durch die Pforten des Todes dereinst den Aufgang zur Herrlichkeit deiner himmlischen Heerscharen! Amen.

Hier hebt sich an des Meisters Konradus Geschichte:

Aus Kapitel I

Da ich der Jahre ein Kind noch war und nicht wußte von des Lebens Kampfnot, tummelte ich mich im gesegneten rheinischen Land, eines streitkühnen Rheinfranken Sohn, der als freier Burgmann etliche rebenumsäumte Huben salischen zu Kriegsdienst verpflichtenden Landes zu Eigen hielt, und ein Häuslein in Alzey, der Veste.

Hei der guten Heimat am Rheine! Ihrer gedenkend hier in der Donauferne schwingt sich die Seele des Greises zurück in jene gesegneten Gefilde. Mir wird, als stünde ich wieder, wie in den Spielen jugendlicher Zeit, abendlich auf den Zinnen der Frankenwarte, die fern auf dem Hügel genüber dem Städtlein und der Veste in die Himmelsbläue emporstrebt, ... als schweife mein Auge weit hinaus in die Lande, über die der schlanke Turm seinen scharfen Schatten wirft, und weiter, nach den bläulichen Rheingauhügeln, die das goldene Mainz umsäumen, nach dem breit sich dehnenden Wormsfeld und den jenseitig sich schwingenden laubschweren Jagdgründen des Odenwaldes, dieweil rückwärts in unschlanker Breite, die Nachbarhöhen des Nahetals überragend, der Berg des Donners mit seinem Ringwall die Wolken streift.

Noch einmal, ehe der Tod die müden Augen schließt, möcht' ich, einem Falken gleich, ruhig mit gebreiteten Schwingen über jener gottgeliebten Erde schweben, noch einmal in warmer Abendsonne der ährengelben Kornfelder mich erfreuen, der dichtverrankten Weingärten, der dunklen Hardtwälder längs der Rheinufer, der Windungen unseres Selzbächleins, und in seine Talkerbe eingezwängt, der stolzen Mauern und Tortürme und Umwallungen der das Städtlein beherrschenden Reichsburg ... noch einmal von fröhlichen Stimmen die Weise vernehmen, die der Wächter auf jener Warte sang, wenn unserer zurückkehrenden Scharmänner Speere drüben den Staub der Heerstraße durchblitzten und er auf hoher Flaggenstange das Banner aufhißte, den Daheimgebliebenen den Anritt befreundeter Helme zu künden:

> O Rhein, o Rhein, stromliebster du!
> O Abend, Abendkraft!
> Die Flut erglänzt von Sonnengold,
> Streitmüde reiten heim!

Und so ich ein zweites Mal sollte geboren werden und der Heimat Erkürung mir freistehen, möcht' ich schwerlich ein anderer werden, denn ein Sohn rheinfränkischer Erde. In unseren Adern kreist das Blut fröhlich wie der Traubensaft im Rebstock, — die Hand spürt tapferen Zug nach Lanze und Schwertgriff, und die Sonne kocht flinke Gedanken in den Häuptern reif.

* * *

In unserem Geschlecht aber lebte dunkle Erinnerung, daß es durch die Sprossen und Äste, die es fröhlich getrieben im Lauf der Zeiten, sich zweige bis zu Volker dem Spielmann. Auch über dem Torschwibbogen des Hofgutes bei Westhoven, das von alters her mit seinen Weingärten und Ackerhuben in unserer Sippe Besitz war, erwies sich die Viedel, von Rosen umgeben, als Schlußstein. Und die Sage deutete die Rosen dahin, daß es einst dem kühnen Volker und seinen Mannen zugewiesen worden dafür, daß sie mit der Hut des Rosengartens am Rheine betraut waren.

Noch aber deuchte es mich oft nicht viel anders, als zu des kühnen Spielmanns Tagen, wenn unsere dreißig Burgmannen schlagfertig aus dem inneren Burghof trabten, wenn Emicho der Raue, Udo und Ravanger ihre Streiter vorbeiführten zu gemeinsamem Antritt auf den Sammelplatz in Worms, und dann beim Niederrasseln der Torbrücke, bei Drommetenklang und der Rosse Streitgewieher unser Truchseß, ehe er den Falben spornte, seiner Viedel Saiten rührte mit Abschiedlied und Kriegsgesang. Wie oft habe ich so unsere Schar entreiten sehen, in Eisen gehüllt, Sonnenglast auf Helm und Schild, mit stolz hinflatternder Fahne und wohlbestelltem Nachtrapp von Vorratswagen und Saumtieren!

Waren die ritterlichen Burgmannen daheim, so fuhren die Kesseler auf Handelschaft mit ihren sauberen Helmen und Harnischstücken und durchfuhren alles Land von der Sur im Elsaß bis hinab an die Mosel. Und gewannen manch gut Stück Geldes für das kunstreiche Werk ihrer Hände. War die Veste geräumt, so zogen sie zum Burghutersatz herauf.

Da hub für uns Buben erwünschte Zeit an. Denn sie erzählten manch gute Mär von ihren Welandfahrten und wehrten uns nicht mit den rußigen Fäusten, wenn wir Mauern und Wälle umkletterten und die in den inneren Hofraum eingebauten Kemenaten durchstoben. Da war mir oft zur Freude, aus der Rüstkammer eine schwere Gerstange zu entführen und einen mürb gewordenen Schild, hing eine Viedel um und schwang mich spätabendlich von dem Zinnenumgang des Burghofes hinaus auf die große Vormauer, die als unversehrt Stück der Römerwehr gegen Mainz und den Rheingau die quaderfeste Stirn kehrt.

Dort, wie ein Wächter der Burghut auf- und niederschreitend, rief ich der Nachtwolken ziehende Scharen an, wenn sie sturmgetrieben vorüberflohen . . . meinte oftmals, sie müßten mir des weiteren offenbaren von des Ahnherrn Volker saitenbeherrschender Kunst . . . und vermeinte Gestalten zu erkennen, die sich vorüberschwebend emporhoben: . . . Könige, den Goldreif im weithinfliegenden Gelock, Kriegsmänner in zusammengepreßter Schilde Mauerschutz, . . . Jungfrauen wallenden Schleiers . . . als fliehe ein ganzes Volk auf wilder Wanderung von dannen. Über den Schildrand gelehnt, starrte ich den Luftgebilden nach — — und, wenn die Nacht zerronnen, war mir oft, als sei der Seele eine große Geschichte zugeweht worden und wieder verweht . . . Noch wußte ich die Geister nicht zu beschwören, die Altiaias Burg umschwebten und des Wormsfeldes Gebreite.

Aus Kapitel III

Auf dem Burghof zu Worms traf ich mit vielen Kriegsmännern auch die von Alzey. Freudlosen Antlitzes umarmte mich mein Vater. Die Bürger verschlossen

Häuser und Höfe, der bischöfliche Stadtteil ward abgesperrt und von des heiligen Petrus gewaffnetem Ingesinde behütet. Bauholz und schöne Gezelte wurden über den Rhein geschafft, in Kriegsschmuck fuhren des Herzogs Abgesandte den Anrückenden entgegen — es war kein Zweifel mehr —, er hatte sich den Ungarn verbündet!

Von Herzogs Liudolfs wegweisenden Boten geleitet, der Freunde wie der Feinde Land in Flammen und Blut hinter sich lassend, itzt zu gemeinsamem Einbruch in Lotharingen bereit, kamen sie in furchtbarer Zahl, einer Wetterwolke gleich, dahergetost. Des Rosengartens blumige Auen wurden von den fremden Rossen zerstampft, und unheilkündend blitzten die Lagerfeuer vom jenseitigen Ufer in den Strom.

Bis hüben und drüben die Scharen sich gesammelt und geordnet hatten, verging die Woche. Ein Palmsonntag folgte, wie Worms, die vielweite, seit der Völkerwanderung keinen erlebt. Mit aufsteigender Sonne überschallten drüben der Ungarn Drommeten und Cymbeln den feierlichen Ostergruß unserer Türmer. Auf zusammengebundenen Flößen und breiten Fährten setzten ihre Scharen über den Rhein. Ungeduldig des Harrens, spornten ganze Reihen ihre gewandten Rosse in die kalt dahinflutenden Wellen und durchschwammen mit wildem Aufschrei den reißenden Talweg.

An den Toren seiner Burg empfing der Herzog die Bundesgenossen. Ihr reisiges Volk hieß man herbergen vor den Mauern auf dem Sand, wo mit Hütten allum das Gestad erfüllt und große Wirtschaft bereit war. Rheinländische Kriegsmänner waren hinausbefehligt, sich ihren Reihen zu untermischen und die neuen Heerfahrtgesellen zechend zu Freunden zu gewinnen. Neugierig wagte sich da und dort ein Stadtbürger hervor, die Fremden wie wilde Tiere zu begaffen, kam ein kaufschafttreibender Jude oder Frisone, in die mit erbeutetem Kirchengold und -silber gefüllten Leitschreine einen handelsmännischen Blick zu werfen.

Ihrer Heerkönige zwei nahm der Herzog an der Hand und führte sie mit allen Scharmeistern in die Burg. Ungern ließen die unter Helmen in den Königssaal Eintretenden Gewaffen und Schilde von sich tragen und behielten die krummen Halbschwerter an der Seite, die festen Brünnen unter den goldgestickten Seidegewändern auf dem Leib.

Bald aber, da die Schenken mit weiten Goldschalen und edelsteingeschmückten Pokalen sie groß Willkommsein baten und festliche Mahlzeit zur Einweihung des frevelvollen Bundes begann, hub sich lautes Schallen nach hunnischen Sitten, schwirrten niegehörte Sprachen und Schellengekling an Gewändern und Gürteln der Fremdlinge, die unter schüttelndem Lachen den schweigsamen fränkischen Tischgenossen ihre Kriegstaten verständlich machen wollten.

Blitzenden Auges überflog Herr Konrad der Rote die Scharen, und als mit Wegräumung der Tische das Zeichen zu der Weinkrüge lebhafterem Rundkreisen gegeben war, erhob er den kunstvoll geschnitzten Humpen und trank den wilden Gästen Heil und sieghaften Kriegszug zu:

„Und so wollen wir in Bälde dem Erzbischof Brun in den Landen an der Maas ein Feuer anfachen, daß der heilige Servacius, wenn er auf dem Regenbogen sitzend herunterschaut, sich die Augen reiben soll vor Rauch und die Füße in die

Höhe ziehen vor Hitze. Und so unseres Himmels Pförtner uns grollend seine Pforten sperren will, streben wir mit Euch in den hunnischen Himmel, wo ein tapferer Krieger diejenigen als Knechte und Diener vorfindet, die er auf dieser Erde siegreich erschlagen!" — also endete er nagelprobend den rachegrimmen Trinkspruch.

Als dunkler Schatten streifte durch den beifallrauschenden Zuruf eines geistlichen Mannes Gestalt.

„Was bringt Ihr zur Unzeit?" herrschte der Herzog den ihn Suchenden an.

„Eures Weibes letzten Gruß!" war die leise Antwort. — Gerhoch, der Arzneikundige, legte Frau Liudgarden Trauring und ein golden Halskettlein neben den Pokal und schritt ernsten Schrittes, einem Gespenst gleich, aus dem Saal.

Aber nur eines Vaterunsers Länge sah man den Herzog schweigsam die Hände falten, dann wandte er sich, der Trauerkunde Herbigkeit übertäubend, dem Gebrause des Gelages wieder zu. Er mußte zu Ende bringen, was er begonnen.

Unfroh trug ich damals mit der andern Knaben Schwarm die wohlgefüllten Becher durch den Saal. Da ich einem in goldgesticktem Gewand prangenden Hunnenführer den Trunk darbringen sollte und der mich stechenden Auges und breitauflächelnd anschaute, gedachte ich: Hei, daß ich groß wäre und stark, viel lieber wollt' ich diesem Raubvogel einen Speer durch den Leib rennen, als den goldenen Wein, den unsere liebe Frau auf ihres Kirchleins Hügel in der Frisonenstadt wachsen läßt, an ihn verschwenden! Und ich ließ den Pokal auf den Estrich fallen, daß der Wein auslief, rannte, ihn aufraffend, von dannen und brachte den neugefüllten meinen Alzeyer Landsleuten dar.

Im Grauen des nächsten Morgens nahm ich von ihnen Abschied. Daß ich der entreitenden Völker lange Reihen überschauen mochte, hub mich mein Vater zu sich aufs Roß, sonst bei Beginn einer Heerfahrt fröhlich, als ob er zum Reigentanz anträte, — jetzt mit tränenden Augen.

„Merke dir Tag und Stunde," sprach er mich küssend, „und merke auf mein Wort, denn meine Seele weiß, was sie kündet:

Wer durch der Hunnen Mordwaffen Rache an seinen Feinden im Heimatland sucht, der wird selber durch der Hunnen Mordwaffen umkommen. Denn keiner soll seinem Volk, auch wenn es ihn bitterlich gekränkt und ihm sein Liebstes auf der Welt genommen hat, untreu werden und der Erbfeinde Rachedienst heischen!"

Er war des Herzogs Getreuer und hatte zu gehorchen.

Wie des Odenwaldes wütend Gejaid toste im Hörnerschall der Ungarn und Rheinfranken Heer unter den Mauern von Worms dahin — — und ein Sturm entlud sich über der Lotharinger sorgloses Reich und Raginars Hennegau, furchtbarer als je einer dort getobt. Mit Bogen und Pfeil wurden die Lebenden ausgetilgt, unbegraben moderten die Toten. In jenem Ostermonat mochte die hungernde Rache satt werden und übersatt.

Noch war der Sommer nicht zergangen, so kehrten unsere fränkischen Reiter an den Rhein zurück — — ohne die hunnischen Waffenbrüder und ohne Sang und Schall, in Schächer Weise.

„Seit wir mit jenen ritten," sprachen sie, „wissen wir, was es heißt, ein Land schädigen. Was wir vorher davon zu verstehen meinten, war nur tändelnd Spiel."

* * *

Und wiederum hielt Konrad der Rote vereinsamt Rast in seiner Burg zu Wormse. Aber statt der Rache arbeitete Reue in des Abtrünnigen Seele: ihn schauerte vor dem, was er selber angerichtet.

Geistliche Männer rief der Verfinsterte zum Trost herbei. Anno, den Bischof, der als Mönch des heiligen Maximin bei Trier früher selbst der Askesis Herbigkeiten geübt, — Gerhoch, den Arzt, von dem er seines Weibes letzte Lebenstage und Reden erzählen ließ, als wäre nicht oft genug zu wiederholen, daß die Scheidende ihm verziehen, — Heriger, den Büßer, dessen Zelle im friedlichen föhrenumsäumten Tälchen bei der alten Steinkirche des heiligen Jakobus zu Höningen stand. Der schlichten Rede des gegen sich wie andere gleich Strengen traute er zu, daß sie ihm die Stimme des Volkes und die Stimme Gottes über seine Taten offenbare . . .

Zu Langenzenn stellte sich der Erschütterte dem königlichen Schwiegervater, der in zorngewaltiger Rede seinen Beleidigern zudonnerte, wie unerhört und ungeheuerlich sie an ihm und am Vaterlande gefrevelt.

Sonder Rührung wandte Herzog Liudolf den Rücken und ging, zum letzten verzweifelten Streit zu rüsten. Aber Konrad des Roten Trotz war zerbrochen:

„Laßt mich nichts heischen," sprach er zu König Otto, „als Leben, Heimat und etliche Huben väterlichen Ackerfeldes und Waldes, um in vergessener Stille meine Tage zu beschließen. Wenn wider fremde Feinde der Franken Banner zu tragen sein wird, gedenke ihres einstigen Bannerträgers!"

Und er nahm keinen Teil an der letzten Entscheidung.

Mit nächtlicher Flucht aus dem schwer umsturmten Regensburg erlosch des ungehorsamen Liudolf Kampf wider seinen Herrn und Vater, — — mit Fußfall, Buße und Verzeihung auf dem Sühntag zu Arnestadt des Königshauses offene Zwietracht.

Aus Kapitel IV

Schon war um Augsburgs schwache Wälle starker Streit gestritten: Im Sturmgewühl auf den Mauerzinnen, im Ausfall vor den Toren hoch zu Roß, überall im dichten Schwirren der Pfeile den Seinen tröstend voran, hütete Bischof Udalrich als treuester Wächter seine Stadt. Unweit der Wertach angelangt, erhielten wir von flüchtigen Einwohnern des Dorfes, das Kriechesaveron genannt wird, Kunde, daß ungebeugt vom Perlachhügel des Kreuzes Fahne über der schwerbedrängten Stadt wehe. Rings in der Ferne sah man der Ungarn Hütten und Gezelte scheinen. Neuen Angriff rüstend, lagerte der Karchan mit den Seinen auf dem Gefilde.

Da hatte unser Zug Mühe, an Vernsee vorüber, in weitester Umkreisung, nächtlich zu den Unsrigen durchzuschleichen. Am linken Ufer des Lech, der als Grenzhüter der Schwaben Landmark von der der Bayern scheidet, erreichten wir der Deutschen gesammelte Kriegskraft, freudigen Mutes, die Heimaterde mit dem Schwert reinzufegen, einig im Dräuen ungeheurer Gefahr, gottergeben im Herannahen der letzten Stunde.

Vor wenig Tagen hatte selbst König Otto in bangen Zweifeln ausgeschaut, ob sein Eidam nicht, ihm den Rücken wendend, dem Hunnenlager entgegen eilen

möge. Aber aufrecht und ehrlich, als einfacher Kriegsmann, nicht als Herzog, kam der Reuige in das deutsche Lager eingeritten und überreichte kniend sein Schwert dem Könige. Als aber dieser, des Auges Freudentränen nicht verbergend, ihm Schwert und Banner der Franken zurückreichte und allem Volk die neugefestigte Treue kundgab, da brauste dreimalig ungefüger Jubelruf durch die Reihen und brauste die Haide entlang stromabwärts zu den ungarischen Gezelten, kündend, daß König und Reich seinen verlorenen Sohn auf dem Felde der Ehre wiedergefunden und größere Freude an ihm erlebe, als an neunundneunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen.

Da entbrannten in streitlustiger Ungeduld die Heerführer. Schon bereitete, als unser Häuflein am Lech eintraf, in Fasten und Bußübung das Lager sich zum blutigen Werk. Der Nachhut und dem Wagentroß zugewiesen, fanden wir kaum ein Abendstündlein, des Wiedersehens und Abschieds Minne mit den rheinischen Landsleuten zu feiern.

Feuerzeichen funkelten fernher durch die linde Sommernacht von Augsburgs Türmen die frohe Botschaft, daß die Stadt noch immer nicht ihren Drängern erlegen. Und so sehr war der Belagerten Zuversicht gewachsen, daß in der Dunkelheit Schutz sie eine starke Schar zu des Königs Verstärkung heraussandten, berittenes Ingesinde des Bischofs, von seinem Bruder, dem Grafen Dietbalt, und seinem jugendtapferen Neffen Reginbalt geführt.

Als nun der denkwürdige Morgen des zehnten im Erntemonat herandämmerte, war herzstärkender Gottesdienst und Gebet aus bewegter Männerbrust des Heeres erste Verrichtung.

Tränen füllten aller Augen, als der König mit lauter Stimme dem Schirmherrn des Tages, dem heiligen Martyr Laurenzius Münster und Bistum zu weihen gelobte für wirksame Fürbitte um Sieg, — als Edle und Geringe, wie Brüder sich umarmend, Vergebung ungesühnter Unbill voneinand erflehten, Hilfe in Kampfnot versprachen und sich versprechen ließen — als fromme Priester des Heilandes geweihtes Brot als Wegzehrung spendend, die Reihen auf und nieder schritten, — und dann die sieggewohnten Fahnen, hoch erhoben von ihren Trägern, wallend im Morgenwind ein freudiges Vorwärts! rauschten.

Möge der oberste Lenker der Schlachten allzeit, wenn die Deutschen berufen werden zum wuchtigen Tagewerk der Walstatt, gewähren, daß ihre Volksstämme zu Schutz und Trutz verbrüdert ausrücken wie in jener Stunde: ein starrender Lanzenwald, e i n Oberfeldherr, e i n Gehorsam, e i n Schlachtruf, e i n Ziel!

Aus der Nachhut Wagentroß ersahen wir im Dufte des Frühnebels der Helme Glasten und Verschwinden. Hohl tönte des Lechfeldes Torfboden vom Hufschlag der geharnischten Rosse. Schwerfällig, einer trägen Schlange gleich, begann unser Troß zu folgen. Des Herzog Burislaus leichtgewaffnete böhmische Reiter, ein hochfahrig Volk, sollten als letzte Abteilung des in acht Züge geordneten Heeres seiner hüten.

Aber auch die Feinde hatten den Morgen nicht verschlafen. Von Perchtold dem Reisenspurger gewarnt, führte der hunnische Karchan seine Reiter heran. Ein gewaltiger Schwarm, der Hauptmacht voraustrabend, hatte noch im Schatten

der Nacht den Lech an unbewachten Furten durchschwommen und fiel mit kühner Umkreisung der vordringenden Schlachtordnung in den Rücken.

„Werden wir Zeugen sein, wie Schildrand klirrt wider Schildrand und die Schwerter dürstend den Blutgang gehen?“ so frug ich Gerhoch den Arzt, da langsam die Wagenreihen dahinfuhren über die staudenbewachsene Haide. An Antwortstatt schlug Reitergetümmel und teuflisch gellender Kampfschrei an mein Ohr. Der Zug stockte, — wie erschreckte Lämmer, unter die heulend der Wolf einbricht, fuhren die Heerwagen zu einem Ring zusammen. Überrascht warfen die besser mit Rüstung als mit Glück versehenen Böhmen ihre Rosse dem Überfall entgegen, stritten als Männer, sanken im Pfeilregen — — jetzt toste der hunnische Anprall wider die Burg der Wagen und Karren, die in schwacher Verschanzung, die Rosse einwärts in den Ring gekehrt, zusammengeknault standen.

„Wehr hin! Wehr dort!“ scholl es an allen Ecken und Enden. Mit gefälltem Speer trat mein Oheim Nibelung, traten seine Münzgenossen vor die Schatztruhen des Heeres.

„Verharr auf dem Sattelgaul!“ rief Meister Gerhoch mir zu, da auch er speerfällend in die Reihe eilte.

Eine Weile gelang die Abwehr, bis einer der hunnischen Unholde mit kecker Spornung des behenden Renners in den Ring setzte, — ein zweiter und dritter folgte.

Verzweifelt um sich hauend, brachen die Verwegenen den Gefährten eine Lücke und grüßten mit greulichem Siegesschrei die Beute.

Keuchend stach Meister Gerhoch einen der Bedräuer zu Boden und schwang sich auf den Wagen: „Streich aus, soweit die Mähren tragen!“ rief er und löste ihn aus dem Ring.

Da peitschte ich, nicht nach rechts und nicht nach links schauend, tiefaufatmend drauf los und in holpriger Flucht sausten wir samt Pflastern- und Pigmentkästen glücklich aus dem Bereich der feindlichen Pfeile.

Ein mager Fichtenwäldlein, wo eine verlassene Hütte der Torfgräber und ein tiefer bergender Erdaufwurf stund, bot den gehetzten Pferden Schutz zum Verschnaufen.

So plötzlich war die Überrumpelung geschehen, daß erst mit des Trosses Zersprengung das vordringende Heer den Stoß im Rücken empfand.

Da geboten die schwäbischen Harsthörner dem sechsten und siebten Heerhaufen Schwenkung und Kehrt, — da warf sich an einer Geschwaderspitze ungestüm der greise Herzog Burkhard in das Getümmel, — da hielten die vom Bodensee und der Asenheimer Grafschaft ihr Banner aufrecht, das in reckenhaftem Scherze das Zeichen des springenden Hasen trug, in Römerzeit des konstanzischen Kriegsvolkes Schildschmuck, — — und Herrn Markwarts von Hewen Stahlhammer „Beulenspender“ gewann ihnen den Ruhm, daß sie wie Asen gekämpft um den Hasen. Aber auch ihre Reihen lichteten sich und wankten.

Da kam, von König Otto entsandt, rächend und hurtiglich Herzog Konrad als Nothelfer zugeritten mit dem ganzen Aufgebot der Franken und seiner bayerischen Schar. Gleich den beiden Hälften einer schneidigen Zange, bogen sich die Eisen-

festen um die plündernden Massen und nahmen sie zermalmend in die Mitte. Kein hunnischer Schild war so stark geschmiedet, daß er den deutschen Klingen Trotz bot. Vergeblich schnatterten die Bogensehnen, zischten todbringende Geschosse, — — unter den auf engem Raum Zusammengedrängten mähte die Hauarbeit der klaren Frankenjugend.

Ein dichtverflochtener Knäuel von Helmen und Schilden und wütend sich bäumenden Rossen, umwirbelt von Staub und Sand, überblitzt von geschwungenen Schwertern, dumpf tosend vom Geklirr des Eisens, Kriegsruf und Krach zerspellender Waffen — also ersahen wir eine Weile lang das ungeheure Handgemenge des Reitertreffens auf- und niederwogen auf der weiten Haide. Dann löste sich das Gewühl, das Feldgerät war zurückgewonnen, die Gefangenen befreit, — verflüchtigt, wie Rauch und Wind zerstreuten sich die Unholde.

* * *

Auf der Walstatt hielt eine starke Reiterschar, der weiteren Befehle des Königs gewärtig. Unter den streitmüd Ausrastenden erkannte ich rheinfränkische Waffen und unsere Nachbarn, den greisen Masung und Letto mit der feurigen Narbe. Ihr Anführer, der Truchseß, und mein Vater waren nicht unter ihnen.

„Wo sind die Alzeyer?“ rief ich mit bänglicher Frage sie an.

„Die Alzeyer sind wir!“ war des greisen Masung Antwort. Die Handbewegung, mit der er sich abwandte, sagte alles. Verzweifelnd sprang ich vom Handpferd, der Oheim Nibelung verstand meiner Seele jammernde Unruhe und gab mir hinkend das Geleite unter die Gewundeten und Toten.

Zum Gunzenlê emporsteigend, gerieten wir in Gedräng von königlichen Rittern und Gefolgsmännern, sahen, daß der König selber mit großem Geleit nahe, und wurden mit fortgezogen in die Menge. Wer mag mit Worten sagen und klagen, was tränend die Augen dort schauten!

Im härenen Mönchgewand, das die Ungarn einst zum Hohn ihm gesendet, da er ihr Bündnis kündete, und das er während des ganzen Schlachttages statt prunkenden Mantels über dem Kettenhemd getragen, auf daß die Spötter des Büßers inne würden und seiner Buße, saß dort mein Taufpate, Herzog Konrad, das Haupt an den Stamm der ehrwürdigen Linde beim Brunnen gelehnt. Ein Blutstrom, klaffender Wunde im Hals heiß entquellend, färbte Kutte und Harnisch. In der letzten Stunde des Kampfes, da siegreich die Seinen den Hügel stürmten, hatte der von des Fechtens Eifer und glühendem Sonnenbrand Erhitzte Helmbänder und Halsberge gelüftet, um aufatmend einen Hauch kühlender Luft zu schöpfen. Da traf ein ungarischer Pfeil die unbeschirmte Kehle.

Auf daß der zum Scheiden vom irdischen Kampfplatz sich Rüstende den Dank der Waffenbrüder und den Jubel des Triumphes als Geleit mit hinübernehme in das dunkle Jenseits, hieß der König selbst die erbeuteten Paniere und Feldzeichen ausspreiten vor den brechenden Augen. Und hieß die gefangenen Heerkönige, den Karchan Pulzko, den grimmen Lehel und ihren Genossen, den die Bayern im Vormittagsstreit niedergeworfen, sowie ihren Kundschafter und Anhetzer, den Reisenspurger Perchtholb, der verwundet auf dem Schlachtfeld aufgelesen ward, samt vielen anderen in Fesseln an ihm vorüberfahren. Dann trat

er selbst aus dem schweigenden Ring seiner Edlen, beugte sich über den tapferen Eidam, preßte dessen Rechte an sein Herz — und stund also, versöhnt und dankend in stummer Klage bei dem einst abtrünnigen Freund, der, der Sprache beraubt, mit beredtem Aufschwung der lichten Augen Abschied nahm von dem heldenhaft wiedergewonnenen väterlichen Gebieter.

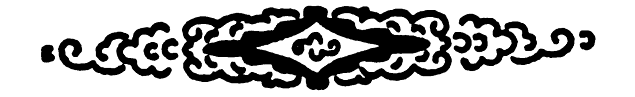
Als er aber mit einem Zeichen gewinkt, daß er zu trinken begehre, — und der König selber aus seinem Helm ihm den letzten Labetrunk vom nahen Brunnen geschöpft, — wandte sich sein Blick gach der untergehenden Sonne, die als mattschimmernde Goldkugel das Nebelgewölk jenseits der Wertachhügel blutrot säumte. Ein Lächeln der Verklärung umflog die erblaßten Lippen, das Haupt sank auf die Brust und er verschied. Als wäre Befehl erteilt, erhoben aus eigenem Antrieb alle Träger die aufgepflanzten Paniere, daß der Luftzug sie hoch emportrug — und schwangen sie über des Helden Leichnam. Schluchzend und wehklagend sank alles Kriegsvolk in die Knie.

Da war in Erfüllung gegangen, was mein Vater prophetisch gesprochen, da wir die Ungarn als Gäste bewirteten in Worms:

„Wer durch der Hunnen Mordwaffen Rache an seinen Feinden im Heimatland sucht, der wird selber durch der Hunnen Mordwaffen umkommen. Denn keiner soll seinem Volk, auch wenn es ihn bitterlich gekränkt und ihm sein Liebstes auf der Welt genommen hat, untreu werden und der Erbfeinde Rachedienst heischen!"

Der aber, der seine Treue am Reiche zerbrechend, jenes harte Wort und Schicksal verschuldet, hatte reuig im Gebet diesen Tod erfleht als Sühne. Und der Sieg, den Gott ihm gnadvoll vergönnte zu besiegeln mit seinem Blute, war ein gerechter und landbefreiend, wie jener vor zwei Jahrhunderten in den Hügelgründen von Pictavium, wo Karl der Hammer und seine Franken dem Weltteil Freiheit erhämmerten von den Sarazenen.

Darum priesen wir den Gefallenen glücklich bei aller Klage und wußten, daß seine Seele makellos eingehe in die wohlerstrittene Ruhe der Tapfern.



Licht

Von Franz Lüdtke

Tief aus des Weltgrunds Schoß strömt Licht seinen Samen;
Lichtgezeugt sind alle Geschlechter, die gingen und kamen.
Lichtverschwistert Gott, Christ, Mensch, Tier, Blume und Stein,
Stürmende Wolke, Gewitter am Meer, das Stäubchen am Rain.
Zeiten schwingen, verklingen, Geschlechter wandern und Namen:
Kinder des Lichtes bleiben sie alle, die gingen und kamen.



Mon. boica XXX

45.

[illegible] ... in regione, vulgari nomine Ostarrichi dicta ...

Diplom Otto III. a. 996 [illegible]

[illegible] Metrop. Salisburg.

I 139

[illegible] Passau [illegible]

[illegible] Walderich [illegible]

[illegible] Treisma [illegible]

Wachau [illegible] Bielach [illegible]

Laureacum [illegible] Kaibl.

[illegible] Rotahgau [illegible]

Cod. Trad. antiq. [illegible] Wachau

[illegible] Vindobona [illegible]

[illegible] Hormayr [illegible]

[illegible] Hercules [illegible]

[illegible] Chorepiscopus [illegible]

Kaibl. 66 [illegible]

Buding. 454. [illegible] Salzburg

Tegernsee [illegible] Wachau [illegible]

(Eine Seite Text des „Wartburgromans", Teil II)



Erinnerungen an Joseph Viktor von Scheffel

Der bekannte badische Dichter Vierordt hat handschriftlich einen überaus reichhaltigen Band Erinnerungen vollendet, aus denen wir das Folgende veröffentlichen. Es ist der 15. Abschnitt des fesselnden Werkes, der zu Scheffels Charakterbild manch ungeschminkten neuen Zug beiträgt. D. T.

Scheffels Natur ist eine so derbe, aufs Wirkliche gerichtete, von Grund aus grobschlächtige, seine Gestalt so hochragend, sein Ruhm so festgegründet, daß man ihm nicht bloß mit ängstlicher Rücksicht und zarter Scheu entgegenzutreten braucht.

Weil man das Wuchtige, Allzuwuchtige, oft ins Ungeschlachte übergreifende seines Wesens meist außer acht gelassen hat, darum ist Uneingeweihten das traurige Verhältnis zwischen ihm und seiner Gattin ein unaufgehelltes Rätsel geblieben; nur diese Erkenntnis bietet den Schlüssel zu dem seltsam und unerhört scheinenden Verhalten der Frau Scheffel, die niemals in langen Jahren die ihr wiederholt und treugemeint hingestreckte Hand zu Frieden und Versöhnung ergriffen hat. Nicht einmal den goldenen Hausschlüssel, den ihr der Dichter in hübscher Sinnbildlichkeit gesendet haben soll, hat sie benützt, um ihr altes Heim damit wieder zu erschließen und als Hausfrau darinnen zu schalten. Die gewaltsame Entführung ihres Söhnchens durch den Vater mochte zu allem übrigen die unversöhnliche Abneigung gegen den Gatten geschürt haben.

Der Münchener Geschmacks- und Kunstrichter Friedrich Pecht behauptet etwas kindlich in seinen Lebenserinnerungen: Frau Scheffel habe für den eigentümlichen Humor ihres Gatten kein Verständnis gehabt, und deshalb sei die Ehe in die Brüche gegangen; ein anderer sagt, bei der Herausgabe des „Gaudeamus“ habe sich die ganze lesende Welt über dieses Trinkliederbuch gefreut, nur die Gattin des Dichters habe nicht dazu gelächelt. Für den recht eigentlich „Scheffelschen Humor“ hatte jedoch diese Frau nach dem Zeugnis einer ihrer vertrautesten Freundinnen ein volles Verständnis, trug sie doch manches noch nicht veröffentlichte Gaudeamuslied abschriftlich mit sich herum und erfreute sich höchlich daran.

Aber der „Humor“ Scheffels vermochte Blüten zu treiben, die so eigenartig waren, daß sie kaum mehr humorvoll genommen werden konnten und die Nerven eines feinfühlenden Wesens auf allzu harte Probe stellten. Welche Fülle von Groll und Abscheu mußte sich in der Seele dieses Weibes gehäuft haben, daß sie es trotz bestgemeinter Versöhnungsversuche und -vorschläge nicht über sich zu gewinnen vermochte, an die Seite des einst geliebten Gatten zurückzukehren und dem einzigen Kinde Mutter zu sein!

Scheffel hatte es verstanden, seiner Frau solchen Schrecken einzuflößen, daß sie sich vor ihm und seinen Wutausbrüchen fürchtete. Bei grundguten, edeln Zügen seiner Natur war ein unbändiger, unwiderstehlicher Jähzorn das böse Gespenst in Scheffels Leben; in solchem Zustande kannte er sich selbst nicht mehr; hatte sich das furchtbare Gewitter ausgetobt, so war er wieder der beste Mensch und konnte nicht begreifen, daß ihm jemand über etwas grollen konnte, wovon er selbst keine Ahnung hatte. Scheffels Jähzornausbrüche sind nur als Krankheitserscheinungen zu werten und sollen auf den unglücklichen Mann keinerlei Schatten werfen.

Frau Scheffel war dermaßen durch sein Benehmen verschüchtert worden, daß sie nur noch in seiner Abwesenheit heiter zu sein vermochte; vernahm sie auf dem Hausflur den Schritt des Heimkehrenden, so saß sie manchmal kreidebleich und wie versteint und flüsterte zur besuchenden Freundin, sich angstvoll an diese klammernd: „Still, der Joseph!" Man kann als glänzender Unterhalter im Männerkreis, als gemütlicher, witzfunkelnder Zechbruder beim Bierglase bestechende Gaben entfalten, ohne zum ehelichen, jahrelangen Verkehr mit einer zartfühlenden Frau veranlagt zu sein.

Vielfach wird behauptet, daß Scheffel stark getrunken, am „bösen Rausche" gelitten und in diesem Zustande seine höchst unangenehmen Auftritte herbeigeführt habe. Robert von Mohl berichtet in seinen „Lebenserinnerungen", daß Scheffel „keineswegs immer ganz zurechnungsfähig" gewesen sei; und Gregorovius erzählt in seinen „Römischen Tagebüchern" von einem Besuche bei ihm am 27. September 1870: „Scheffel empfing mich mit den Manieren eines Wilden, brüllte mir ganz irrsinniges, zusammenhangloses Zeug über die Weltereignisse entgegen, wobei er sich als Sozialdemokrat gebärdete — ich war erschreckt, glaubte einen Betrunkenen oder Wahnsinnigen vor mir zu sehen und ließ ihn toben... Scheffel schrie, mit Fäusten auf den Tisch schlagend, daß er auswandern wolle" usw. Etwas boshaft fügt Gregorovius bei: „Menschen solchen Schlages sah ich schon zu anderer Zeit mit Ordensbändern im Knopfloch fromm und still im Vorzimmer großer Herren warten."

Den Schwestern Luise von Medem, geb. von Meysenbug, sowie Laura von Meysenbug, Malwidas Schwestern und nahvertrauten Freundinnen der Frau Scheffel, verdanke ich folgende Mitteilungen, die sie mir an Weihnachten 1882 zu Rom machten und die ich hier mit allem Vorbehalt, als nicht von mir miterlebt, wiedergebe, weil mir die Wahrheitsliebe der Berichterstatterinnen über allem Zweifel steht und weil das Erzählte dem damaligen Scheffel durchaus ähnlich sieht:

„Die erste, noch glückliche Zeit seiner Ehe verlebte Scheffel mit der jungen Gattin in dem Schweizerdörflein Seeon am Hallwyler See. Weihnachten 1864 war's. Man hatte Scheffel die Vorstandschaft des Germanischen Museums in Nürnberg angeboten, die der Dichter jedenfalls in richtigem Gefühl ablehnte. Sein Schwiegervater von Malsen, der den Eidam gern in einer bürgerlich geborgenen Stellung gesehen hätte, zürnte ihm wegen der Absage. Zum Christkind sendete er seiner Tochter in bester väterlicher Absicht eine größere Anzahl von Küchengeschirren, um den jungen Haushalt zu vervollständigen. Scheffel geriet darüber dermaßen in Raserei, daß er am Christabend das Fenster aufriß und Stück für Stück die irdenen Töpfe auf dem Pflaster zerschmetterte, indes er wie unsinnig schrie: ‚Meint denn dein Vater, ich könnte nicht selbst mit meiner Hände Arbeit soviel verdienen, um mir eine Kücheneinrichtung zu kaufen?!' Die Gattin saß in Tränen aufgelöst unter dem brennenden Lichterbaum. Dies war das erste Weihnachtsfest in der Häuslichkeit eines deutschen Dichters..."

„Ein andermal geriet er beim Heimkommen in Wut, weil der kleine Haushund vor ihm die Treppe hinaufsprang. Wieder schrie er: ‚In diesem Hause wird der Hausherr so geehrt, daß sogar der Hund ihm vorgeht!' Kam er von einer Reise und fand die Türschwelle nicht bekränzt, empörte er sich über Lieblosigkeit und Vernachlässigung; kam er aber zurück und sah sich zu Ehren Kränze gehängt, so übermannte ihn die Wut wegen unnützer Verschwendung, die sich derart steigern konnte, daß er in tollem Jähzorn die Vorhänge von den Stangen herabriß. Zu ähnlichen Ausbrüchen konnte er sich schon hinreißen lassen, wenn das Eßbesteck nicht am richtigen, von ihm gewünschten Platze lag."

Daß unter solchen Umständen eine Gattin wenig Liebe und Verehrung einem also gearteten Gatten entgegenbringen konnte, liegt auf der Hand. Man begreift, daß sie, auch nachdem bei Scheffel mit zunehmendem Alter mehr Ruhe ins Gemüt gekehrt war — wozu bei seiner der Anerkennung und des Ruhmes sehr bedürftigen Seele die unerhörten Erfolge seiner Werke und die Beliebtheit beim ganzen deutschen Volke wohl das meiste beigetragen haben mochten —, mit

einer fast ans Unmenschliche grenzenden Zähigkeit und Härte seine brückenschlagenden Vermittlungsversuche von sich wies; sie glaubte offenbar nicht an die ehrliche Wandlung des ehemaligen Wüterichs und wollte, da sie sich nach harten Kämpfen entsagungsvoll in die Trennung, insbesondere von ihrem Kinde, gefunden, es nicht zum zweitenmal auf den Versuch ehelichen Zusammenlebens ankommen lassen.

Die Versöhnung beider Gatten an seinem Totenbett und sein flehentlicher Wunsch, „jetzt nur noch ein paar Jährle leben zu dürfen", haben etwas Rührendes und werfen einen, wenn auch schwachen, doch immerhin wehmütig-verklärenden Schimmer auf beider Leben. Frau Scheffel meinte in jenen ersten Tagen nach seinem Tod einer Jugendfreundin gegenüber: „Die Welt hat Scheffel nur auf der Bühne, nicht hinter den Kulissen gesehen." Ohne mir anmaßen zu wollen, ein Seelenrichter zu sein: ich glaube, Frau Scheffel hätte seinen tiefernsten Friedensvorschlägen beizeiten Gehör schenken und die letzten Lebensjahre an der Seite des gereiften Gatten verbringen sollen; sie hätte es sicher nicht zu bereuen gehabt. Scheffel war doch ein ganz anderer geworden, als er offenbar in jüngeren Jahren gewesen war.

Was das Trinken Scheffels anlangt, das ihm so sehr und so oft zur Last gelegt wird, so kann ich aus dem persönlichen Umgang mit ihm, den ich von 1873 bis zu seinem 1886 erfolgten Tode häufig zu genießen das Glück hatte, versichern, daß er beim abendlichen Beisammensein in seinem Hause niemals auch nur einen Tropfen zuviel getrunken hat. Er hat zwar nicht wenig getrunken, denn seine starke Natur konnte eine gehörige Menge vertragen; doch übers Maß ist er nie gegangen.

Scheffel wurde sogar zuweilen der Vorwurf gemacht, daß er durch seine Lieder der Trunksucht der deutschen Jugend Vorschub geleistet habe. Wäre dies wahr, so verdiente jedenfalls die bierselige deutsche Jugend den Hauptvorwurf. Von großen, hohen Gedanken an Freundschaft, Liebe, Vaterland sind Scheffels Trinklieder allerdings nicht geschwellt, und in dieser Hinsicht mag man es vielleicht beklagen, daß sie die älteren, höher gestimmten Burschensänge eines Wilhelm Müller, eines Hoffmann von Fallersleben und anderer Liederdichter früherer Zeit überflügelt und in Schatten gestellt haben. Ihm, der die Vorzüge eines edlen Tropfens als Kenner mit Maß zu würdigen wußte, ihm, der persönlich mit allen Gaben einer herzlichen, hohen Gastfreundschaft ausgestattet war, aus dem Mißbrauche seiner Dichtungen einen Vorwurf machen zu wollen, ist ein Unrecht gegen ihn. Scheffel hatte das richtige Vorgefühl, daß ihn sein Buch „Gaudeamus" in den Ruf des Trinkens bringen werde; er zögerte die Herausgabe hinaus und wurde wesentlich durch Freunde zur Veröffentlichung bestimmt. Als ich ihm einmal erzählte, daß in der Sommerfrische zwei holländische Damen sich an seinen Gaudeamusgedichten ergötzten, meinte er mit bestrickend hohnwitzigem Lächeln: „Das müssen mir schöne Damen sein!"

Ebenso unrichtig ist es und kommt nahezu einer Fälschung des öffentlichen Urteils gleich, wenn es zu Beginn der 1880er Jahre von Scheffel in einem vielgelesenen Blatte hieß: „Da spricht man immer von unserer für ‚materiell' verschrieenen Zeit, welche doch einen Mann so sehr gefeiert, der die Fahne idealer Begeisterung geschwungen hat!" Scheffel hat die Fahne „idealer" Begeisterung, zumal in seinen Trinkliedern, kaum jemals geschwungen; dazu klebte seine Dichtung viel zu sehr am Stofflichen. Dies hat gerade seine aufs Stoffliche gerichtete Zeit unbewußt zu würdigen verstanden und ihren Herold deshalb mit unermeßlichem Erfolg überschüttet, so daß er fast als der einzige Gefeierte eines ganzen Zeitraumes erscheint.

In Radolfzell sagte mir Scheffel 1879: „Es ist ein wahrer Zeitverlust und Unfug, daß man Griechisch in den Gymnasien lehrt; es sollte bloß das Latein gründlichst gelehrt werden, denn dies ist allein praktisch brauchbar für uns." Das ist eine für Scheffels Denkweise höchst prägnante Äußerung; nur der Nützlichkeitsstandpunkt, also das Stoffliche, soll entscheiden. Dieser Mann, alles Hellenischen geschworener Todfeind, im Grunde nur der Mann mittelalterlicher lateinischer Klosterchroniken, fühlte richtig die eigene Achillesferse. Denn wo die „reinen Formen wohnen", wo etwa Hölderlins Gebiet beginnt, hört Scheffels Reich auf. Ein

vom Griechentum durchtränkter Geist hätte nie die Trochäen des Trompeters von Säckingen zu verfassen, niemals Verse wie „Behüt' dich Gott, es wär' zu schön gewesen“ oder gar so platt nüchterne wie „Das ist im Leben häßlich eingerichtet“ zu schreiben vermocht. Von letztgenannten Zeilen behauptete Melchior Grohe, der für Dichtung unendlich empfängliche und feinfühlige Fahrende: „Solche Verse schreibt kein Dichter.“ Scheffels Geist und der Geist des Hellenismus sind die denkbar größten Gegensätze.

Oskar von Redwitz konnte Scheffel nie verzeihen, daß er im „Trompeter“ etwas spöttisch auf seine „Amaranth“ anspielt; er behauptete im Frühjahr 1886 mir gegenüber zu Meran: er sei der erste Dichter gewesen, der eine Folge von Liedern einer größeren erzählenden Dichtung eingestreut habe, und Scheffel habe seine „Amaranth“ hierin nachgeahmt und keinerlei Grund gehabt, sich zu Danke noch über ihn lustig zu machen...

Höchst gemütlich war es, abends mit Scheffel beim Glas Bier oder, was ab und zu vorkam, sommers in seinem offenen Gartenhäuschen bei einer Tracht riesiger gesalzener Rettiche — seiner und meiner Liebhaberei — mit ihm zu sitzen und von heutigen Schrifttumszuständen, sowie von alten Zeiten zu plaudern. Da sprach er gern von einem Ausfluge, den er als Knabe mit seiner seligen Mutter nach Geisenheim zu der rheinischen Dichterin Adelheid von Stolterfoth, einer Freundin der Mutter, unternahm, und wo er in jugendlicher Lust die Höhen um jenen weinberühmten Ort am Rhein erklimmen durfte...

Kam er in der Erzählung auf einen 1869 mit Ferdinand Freiligrath und dessen Gattin gemeinsam dem Kloster Maulbronn abgestatteten Besuch, wobei Scheffel als genauer Kenner der dortigen Gebäulichkeiten den Führer abgab, so meinte er derb-treuherzig: „Der Freiligrath hat nur für Wüschten und Löwen Sinn gehabt, der hat das Maulbronn angesehen, als wenn's ein Hundshaus wär'!“ Hier hat Scheffel den ihm befreundeten und ihn verehrenden Dichter des „Löwenritts“ doch etwas zu gering eingeschätzt und eine vielleicht vorübergehende Augenblicksstimmung zu sehr verallgemeinert. Freiligraths Neigungen sind vermutlich erheblich vielseitiger als die Scheffels gewesen, wie seine hinterlassene, mit ungewöhnlichem Geschmack und Verständnis gesammelte, bei bescheidenen Mitteln ungewöhnlich umfangreiche Bücherei bewies, und wie mir seine mir jahrzehntelang innig befreundete Familie häufig versichert hat...

Unendliche Gesuche um Selbstschriften, unablässige Sendungen von Büchern junger Schriftsteller mit der Bitte um ein beurteilendes Wort, oder gar von dickleibigen Handschriften von Anfängern, die um ein Gutachten flehten, gingen ihm von überallher, oft aufdringlich und unbescheiden zu. Das meiste mußte er selbstredend in seinen letzten Jahren durchweg ablehnen. Einmal sagte er mir seufzend: „Nach meinen Erfahrungen lassen junge Leute um so eher ihre Sachen drucken, je mehr man ihnen davon abrät; sie glauben gar, es sei Konkurrenzneid, weshalb man sie von einer Veröffentlichung abzuhalten suche.“ Oder: „Wenn dies der Vorteil eines volkstümlichen Namens ist, daß man so mit Zuschriften aller Art geplagt wird, dann dank' ich dafür.“

Die unliebsamen Auftritte mit der Gattin und ähnliche Ausbrüche seiner Leidenschaftlichkeit hatten Scheffel bis in die Mitte der 1870er Jahre in den Ruf eines heftigen, unberechenbaren und unnahbaren Menschen gebracht, mit dem nicht gut Kirschen essen sei. So sagte er mir eines Abends lachend: „Gestern besuchte mich die alte Frau von Amerongen in einer geschäftlichen Angelegenheit; zitternd und bebend kam sie zu mir ins Zimmer und beruhigte sich erst allmählich, als sie sah, daß ich kein Menschenfresser bin; schließlich stellte sich heraus, daß sie unten im Hausflur eine zum Schutze mitgebrachte Freundin aufgestellt hatte, damit gleich Hilfe bereit sei, im Falle sie die Treppe herunterfliegen sollte.“

Gustav zu Putlitz erzählte mir im Jahre 1880, daß er 1873, nach seiner Berufung zum Karlsruher Hofbühnenleiter, Scheffel habe besuchen wollen, daß ihm aber von vielen Seiten dringend abgeraten worden sei, da man „mit diesem Mann unmöglich verkehren könne“. Robert von Mohl berichtet gleichfalls von Scheffels fast krankhafter Menschenscheu, und zahlreiche Stellen aus Scheffels eigenen Briefen früherer Zeit lassen durchblicken, wie unglücklich der Dichter sich als

jüngerer Mann in Karlsruhe gefühlt haben muß, in dem, wie er schreibt, „unsympathischen Diluvium des Rheintals", wo „die melancholische Stimmung mich in diesem mir unsympathischen Rheinsand wie ein böser Schatten verfolgt". Das Grundgeheimnis dieser Klagen und die ewige Unzufriedenheit mit heimischen Menschen und Zuständen ist sicherlich nicht bloß in Witterungsmißhelligkeiten zu suchen oder lediglich den Ausdünstungen der Hardtwaldsümpfe zuzuschieben gewesen, sondern dem Mangel an Anerkennung in der Vaterstadt, wenn auch vorwiegend in Malerkreisen Scheffels Muse verhältnismäßig frühzeitig gefeiert ward. In Karlsruhe allein, der damaligen fadengeraden Beamtenstadt ohne leisesten Anflug dichterischen Hauches oder landschaftlichen Reizes, deren kleinstädtisch gesinnte, Klatsch und Ränkespiel liebende, an allem nörgelnde und jedes künstlerische Verdienst zu verkleinern suchende Bevölkerung keinen Schimmer eines Verständnisses, selbst nur des guten Willens zur Kunst und vor allem zur Dichtkunst hatte, wären Scheffel niemals Ruhm und Ehre beschieden gewesen, wenn nicht von der Welt draußen die großen Anregungen gekommen wären wie ein Sturmwind.

Schwer und nachhaltig hat Scheffel es empfunden, daß ihm in den Jahren schaffender Kraft von maßgebender hoher Stelle in seiner Heimat niemals auch nur die geringste Beachtung, geschweige denn Anerkennung als anfeuernder Sporn zu dichterischer Tätigkeit zuteil wurde. Ob er sich auch noch im späteren Alter daran ergötzte, daß bald nach dem Erscheinen seines „Trompeters" ein norddeutscher Zeitungsbeurteiler schrieb: „In Süddeutschland sei ein gewisser Scheffel als Dichter erstanden, dessen Muse in Hemdsärmeln gehe", so hatte sein aristokratischer Künstlergeist — und welcher echte Künstlergeist wäre nicht im letzten Grund aristokratisch? — unbewußt eine Sehnsucht nach dem Atem des Medizäertums. Erdwüchsig, aus eigenem vaterländischen Boden ursprünglich erwachsen, war Anerkennung eines Künstlers oder Dichters in Baden wohl kaum jemals gewesen, vielleicht weil dieses Land einen wenig glücklichen, durch staatsmännische Willkür unlebenskräftig zusammengebackenen Mischmasch deutscher Stämme darstellt.

Da kam das Jahr 1876, das große Jahr in Scheffels Leben, das für ihn einen Umschwung bedeutet. Aus allen deutschen Gauen flogen ihm die Glückwünsche zum 50. Geburtstage zu. Die Wiener Hochschülerschaft vor allem war es, die den Gedanken einer großartigen Scheffelfeier anregte, der allenthalben ähnliche Festabende folgten. Scheffels Wunsche, geadelt zu werden, wurde bereitwillig und mit Freude gewillfahrt, wenn es auch den Großherzog Friedrich I. von Baden immer einige Überwindung kostete, jemanden zu adeln. Eigentlich war es eine nicht ganz begreifliche Schwäche von ihm, daß er seinen berühmten bürgerlichen Namen mit adeliger Verbrämung genannt sehen wollte; man behauptete, er habe gehofft, dadurch seine Frau geneigter zu einer Rückkehr zu ihm zu stimmen. Darin hat er sich freilich gründlich getäuscht; bis zur Versöhnung mit dem Gatten auf dem Totenbette hat Frau von Scheffel den bürgerlichen Namen grundsätzlich beibehalten. Bei seinen vielen Verehrern in Amerika soll er sich durch die Adelung schwer geschadet haben; zu seinem Wesen paßte der Adel überhaupt wie die Faust aufs Auge.

Bei der am 19. Februar 1876 in der Turnhalle vom Karlsruher Polytechnikum veranstalteten Feier erschien auch Großherzog Friedrich I. und brachte mit wohlklingender Stimme seinen zündenden Trinkspruch auf das Geburtstagskind aus. „Von Salamandern schütterte" das ganze deutsche Land, wie der sterbende Freiligrath dem beglückten Ekkeharddichter noch zusang. Hofschauspieler Weiser hatte das Festspiel gedichtet, in dem Scheffel von Geistern im Olymp eingeführt wurde, wobei die Gestalt Scheffels, die von dem darstellenden Künstler ausgezeichnet nachgebildet war, in der Gesellschaft der klassischen Griechengötter sich einigermaßen deutschspießbürgerlich-spaßhaft ausnahm.

In hohem Maße zu bewundern war Scheffels witzige, geistreiche Unerschöpflichkeit, womit er die zahllosen Glückwünsche der gekrönten Häupter bis herab zu den letzten Schülerklassen von Lehranstalten, die sich an seinem Ehrentage huldigend eingefunden hatten, zu beantworten verstand. Seine glänzende Schlagfertigkeit bestand die harte Probe staunenswert.

Wenige Tage vor seinem Jubelfeste war ich mit ihm zu einem größeren Mittagsmahle bei seiner alten Freundin, Frau Luise Spreng, eingeladen, wo ein General ihm einen fast vergötternden Trinkspruch widmete, so daß Scheffel sich aus Jux, wie ein schämiges Mägdlein, zum Jubel aller Anwesenden das weiße Mundtuch über den Kopf zog.

Scheffel ließ sich einen mächtigen hölzernen „Jubiläumsschrank" schnitzen, worin er alle Urkunden, Ehrenbriefe und Lorbeerkronen aufbewahrte, die Verehrung ihm gespendet hatte.

Auf Fürst Bismarcks drahtlichen Glückwunsch antwortete Scheffel, „daß ein Blatt der Weltgeschichte mehr wert sei als hunderttausend Gedichte"; diese Drahtantwort wurde von manchem Zunftgenossen als eines großen Dichters nicht ganz würdig befunden. In der Tat, wenn man überhaupt an solchen gelegentlich und in Eile hingeworfenen Reimen mäkeln will, muß man bekennen, daß sie eine nur sehr bedingte Wahrheit enthalten. Vor Ilias, Odyssee, Nibelungenlied und ähnlichem sind so zahllose Blätter der Weltgeschichte nur als nichtiger Staub dahingewirbelt, daß diese dagegen herzlich klein und vergänglich erscheint.

Die Jubeltage hatten mancherlei weniger angenehme Nachspiele. So hatte u. a. Hieronymus Lorm, der blind-taube Schriftsteller in Dresden, Scheffels merkwürdige Schwäche, sich adeln zu lassen, in höchst ungezogenen Worten angegriffen und verhöhnt. Scheffel wollte in der ersten Aufwallung seiner Wut ihn zum Zweikampfe fordern und war von seinem blutigen Vorhaben nur durch Lorms körperliches Unglück abzubringen. So hängte er ihm zur Sühne wenigstens eine gerichtliche Klage an. Meine Mutter schenkte Scheffel aus Scherz Schild und Lanze in die Waffensammlung auf der Mettnau, dem zweiten Sommersitze des Dichters bei Radolfzell, um mit diesem Gewaffen „den Kampf gegen Blinde und Taube" aufnehmen zu können. „Seit dem Streit mit Lorm", äußerte Scheffel, „fürchte ich die Judenpresse."

War Scheffel auch innerlich stark und groß genug, um der Gunst eines Hofes entraten zu können, so legte er doch mehr Gewicht auf höfische Auszeichnung, als ihm vielleicht bewußt war. Sagte er mir doch einmal, mit deutlichem Hinweis auf die Hofgunst, in jenen Zeiten ihn überschüttenden Glückes: „Wäre mir in jüngeren Jahren, in der Zeit meines eigentlichen Schaffens, mehr Beachtung und A n e r k e n n u n g beschert gewesen, ich hätte nocheinmal so viel geschrieben." Von 1876 an ist ihm die Hofgunst allerdings treu geblieben, also erst von einem Zeitpunkt ab, wo die Auszeichnungen von außerhalb in fast überstürzter Fülle gekommen waren und ein Übersehen in der eigenen Heimatstadt nahezu eine Unmöglichkeit geworden war.

Großherzogin Luise von Baden besuchte sogar Scheffel — sie, die sich lange Zeit aufrichtige Mühe gab, die Ehezwistigkeiten des Dichters wieder in das richtige Geleise zu bringen — in seinem Landhause zu Radolfzell. Die Beziehungen der Fürstin zum Hause Scheffel stammten schon aus älterer Zeit. Scheffels Mutter, an der ihr Sohn zeitlebens mit rührend kindlicher Liebe hing — wie er auch seinem eigenen Kind ein hingebungsvoll fürsorglicher Vater gewesen —, war eine Hauptstütze des von der Großherzogin gegründeten Frauenvereins.

Des Dichters Haus füllte sich in erfreulicher Weise nicht nur mit unverwendbaren silbernen Lorbeerkränzen, sondern auch mit stofflichen Gaben nüchterner Natur, die ihm von Verehrern und fast mehr noch von Verehrerinnen zugestellt wurden; selbst Töpfe voll Senfs, seiner Liebhaberei, bekam er von weiblicher Hand übersendet. Natürlich schickten ihm Weinbauern und Bierbrauer die Erzeugnisse ihres Zweiges, wohl im richtigen Dankbarkeitsgefühle, daß seine Lieder den Verbrauch ihrer jeweiligen Erzeugnisse gesteigert haben möchten.

Meine Eltern hatten in seinem Auftrage für Pagano zu Capri ein Bild von ihm und die italienische Übersetzung des „Trompeters" mitgenommen, worauf der dankbare Wirt dem Dichter umgehend eine stattliche Kiste voll köstlichen Capriweins verehrte...

Eine alte Base von mir saß auf dem Beatenberg am Thuner See in der Sommerfrische und mochte dem dortigen Damenkreise von der Bekanntschaft ihres Vetters mit dem Trompeterdichter erzählt haben: denn eines Tages erhielt ich einen mit zahlreichen Mädchenunterschriften versehenen Brief, der mich flehentlich um Bild und Handschrift des Dichters durch meine Ver-

mittlung anging. Diesem Schreiben war als Geschenk für Scheffel, wohl um schlauerweise den Spröden etwas gefügiger zu stimmen, ein getrockneter, gepreßter, auf Steifpapier geklebter Alpenblumenstrauß beigefügt. Sofort eilte ich mit der Spende zu dem Gefeierten, den ich im Schatten seines Gartenhauses — es war im Juli 1877 — mit kräftig reißendem Zahnweh behaftet traf, das Dichterhaupt mit weißen Tüchlein dick verwickelt. Herzlich erfreut und wohlgelaunt nahm er die Unterschriften entgegen und sagte: „Lieber Heinrich, wie Sie mich heute gesehen, so schildern Sie mich den Damen; sicher werden sie sich dann ihrer Schwärmerei begeben." Er suchte leider vergeblich nach einem Lichtbilde von sich, so daß die Damen sich mit einigen Worten seiner Hand hätten begnügen müssen, hätte ich ihnen nicht selbst ein kleines Bild des Verehrten käuflich erstanden und in die Schweiz geschickt, was mir bei ihrer überquellenden Dankbarkeit schließlich selber einen gedörrten Alpenblumenstrauß abfallsweise eintrug. Bild und Selbstschrift sind dann hoch über dem Thuner See unter den glückstrahlenden Verehrerinnen Scheffelscher Muse verlost worden.

Auch allerhand Seltenheiten flogen wie Sternschnuppenschwärme dem Dichter ins Haus, so daß er eine kleine Sammlung damit hätte füllen können. Eines Morgens, als ich bei ihm vorsprach, war eine merkwürdige Sendung eingelaufen: es war ihm in einer Schachtel eine Auster zugeschickt worden, die den Kopf einer Maus zwischen den Rändern ihrer festgeschlossenen Schalen eingeklemmt hatte. Eine lustige, Austern schmausende und Scheffelsche Lieder singende Gesellschaft sendete von irgendwoher dieses dem vermeintlichen Dichter des bekannten Liedes vom Hering, der eine Auster liebte, aber am Ende zum Dank für seine Liebe von dem Schaltier ebenso enthauptet worden war, wie hier die Maus von der Auster. Scheffel ergötzte sich an dem Naturwunder und legte sich so die Sache aus: daß über einen Korb eben geöffneter und zum Teil noch lebender Austern die Maus hingesprungen und bei dieser Gelegenheit von der Auster erfaßt worden sei, wobei er die denkwürdige Bemerkung beifügte: „Ja, das Schönste dabei aber ist, daß das Lied vom Hering und der Auster g a r n i c h t v o n m i r i s t." Leider unterließ ich damals, ihn zu fragen, ob ihm der wirkliche Verfasser jenes drolligen Gedichts zufällig mit Namen bekannt sei. Tatsache ist, daß dieses Lied in Scheffels „Gedichten aus dem Nachlaß" Aufnahme gefunden hat, einem Buch, in dem durch ein Versehen des Zusammenstellers auch noch anderes nicht von Scheffel Stammende enthalten ist, z. B. ein Spruch von Paul Heyse. In sämtlichen Kommersbüchern läuft „Eine traurige Geschichte", wie der Titel des Gedichts vom Hering und der Auster lautet, unter Scheffels Namen demnach zu Unrecht, und ich gebe sämtlichen Schrifttumskennern und Liederbuch-Herausgebern die Nuß zu knacken auf, den wahren Verfasser ausfindig zu machen.

So hat es Scheffel oft ergötzt, daß die von ihm zu Beginn des „Ekkehard" angeführten, meines Wissens von Gustav Schwab stammenden Verse:

> „Das Land der Alemannen mit seiner Berge Schnee,
> Mit seinem blauen Auge, dem klaren Bodensee,
> Mit seinen gelben Haaren, dem Ährenschmuck der Auen,
> Recht wie ein deutsches Antlitz ist solches Land zu schauen"

vielfach i h m zugeschrieben wurden. Feinspöttisch schmunzelnd meinte er: „Wenn diese Verse v o n m i r wären, hätte ich doch wohl nicht selber hinzugefügt, daß sie ein ‚falsches Gleichnis' seien!" Im Garten des Inselschlosses Mainau liest man diese Verse sogar fälschlicherweise als Scheffelsche auf einem Felsblock eingehauen!

Ums Jahr 1880 ward im Karlsruher Stadtrat die Frage erörtert, ob gegebenenfalls eine Niederreißung oder Verlegung der Kapelle des alten städtischen Friedhofes stattfinden solle oder nicht. Unmittelbar an dem kleinen Kirchlein, in dessen Schatten auch der alte Jung-Stilling ruht, befinden sich die Grabstätten von Scheffels Eltern und Geschwistern, und zwar so, daß die Grabsteinplatten in die Mauer des Kapellchens eingelassen sind. Kaum hatte der leidenschaftliche Dichter von diesem Vorhaben Wind bekommen, als er dem Stadtrat ein geharnischtes Schreiben

zugehen ließ, worin er den ehrwürdigen Vätern von Badens Hauptstadt, falls sie „Hand an die Gebeine seiner Eltern legten", sogar mit seinem Fluche wegen Gräberschändung drohte. Da der Stadtrat bei den Ehrungen des jubelfestfeiernden Dichters sich sehr hervorgetan, sogar einer Straße den Namen des Geburtstagskindes beigelegt hatte, so erregte das voreilige, gereizte Schreiben auf dem Rathaus ein peinliches Gefühl. Oberbürgermeister Bauter wendete die Sache ins Launige, indem er nach Verlesung der Eingabe Scheffels lächelnd rief: „Meine Herren, dies ist des Sängers Fluch!" Die Kapelle, die wohl auch ohne jenes Liebesbriefchen unversehrt geblieben wäre, steht heute noch auf ihrem alten Flecke.

Im Herbst 1880 hielt Felix Dahn im Rathaussaale zu Karlsruhe eine Vorlesung über „Heidnische Gebräuche in unserer Zeit". Ich saß oben auf der halbdunklen Empore neben Scheffel, der unerkannt und nur aus persönlicher Rücksicht auf seinen Freund Dahn dem Vortrag anwohnte. Dahn ließ es in seiner Rede nicht an Huldigungen für Scheffel fehlen, wie er überhaupt auch in seinen Dichtungen, selbst in seinen damaligen Schauspielen, keine Gelegenheit vorüber ließ, um ihn zu feiern. Nach dem Vortrage sammelte sich im „Erbprinzen" alten Stiles — an der Ecke der Kaiser- und Ritterstraße — eine kleine Tafelrunde, die aus Scheffel, Dahn, Frau Therese Dahn, Minister von Freydorf nebst Gattin, Hofkapellmeister Dessoff und mir bestand. Therese Dahn, von ihrem Gatten „Nixe" genannt, hatte tatsächlich in ihrem knapp anliegenden, wie aus dem Wasser gezogenen Kleid und der Fülle ihres blonden, bis zu den Hüften frei herabwallenden Haares etwas Nixenhaftes in Erscheinung und Wesen. Dahn erzählte uns an jenem Abend von einem aufregenden Auftritt aus dem Münchener „Krokodil", wie die beiden Dichter Heinrich Leuthold und Hans Hopfen einmal derart in Wortwechsel geraten seien, daß der schon halbwahnsinnig gewesene Leuthold sich mit hochgeschwungenem Messer auf Hopfen gestürzt habe und ihn zweifellos ermordet hätte, hätten nicht alle Anwesenden sich der Rasenden bemächtigt und sie auseinandergerissen.

Wenige Tage nach jenem Abend im „Erbprinzen" wollte ich zu Verwandtenbesuch nach Eßlingen. Scheffel sagte mir beim Auseinandergehen: „Besuchen Sie mich noch, ehe Sie abreisen." Dies tat ich tags danach; etliche Stunden zuvor waren Dahns abgereist. Zu meiner Überraschung übergab mir Scheffel den neuesten, soeben erschienenen, vom Verfasser ihm mitgebrachten Roman „Odins Trost" von Dahn mit den Worten: „Sie könnten mir einen großen Gefallen tun, Heinrich, wenn Sie bei Ihrem Aufenthalt in Schwaben dieses dicke Buch lesen und mir kurz Ihre Meinung darüber aufschreiben, insbesondere einige Stellen, die Ihnen die gelungensten scheinen, hervorheben wollten. Ich bin nicht imstand, es zu lesen." Mir machte die Sache viel Vergnügen, und ich las mit Eifer in Württemberg die mehrere hundert Seiten in großartigen Stabreimen sich ergehende Dichtung, schrieb eine kurze Besprechung nieder und lieferte sie Scheffel als Mitbringsel nach meiner Heimkehr ab, indem ich mich im stillen königlich daran ergötzte, daß der gute Felix nunmehr *meine* Ansicht als „maßgebendes" Urteil seines unbedingt verehrten und ihm als Richtschnur geltenden Freundes Scheffel aufgetischt bekam.

Die leicht in Jähzorn ausartende Heftigkeit seines hochgespannten Gemütes paarte sich bei Scheffel mit einer an Rechthaberei grenzenden Rechtsstreitsucht. In ihm, der einst in einem Briefe von Säckingen aus, am 12. Januar 1851, von den Hotzen geschrieben hatte, „er plage sich mit seinen Bauern ab, die die durchtriebensten Prozeßkrämer von der Welt seien", steckte selber ein gut Stück „Prozeßhansl". Wie er wiederholt bei seinem scharfgespitzten Ehrgefühle Gegnern Herausforderungen zu blutigem Waffengange zugesendet hatte, so ließ er sich noch seine letzten Lebensjahre durch Prozeßsucht ebenso gründlich als unnötig verbittern. Es war fast kläglich anzusehen, wie wenig inneres Glück dieser Mann in sich hatte, wie wenig sonnige Freude Ruhm und Erfolg ihm brachten, die ihm, wie nur selten Sterblichen, beschieden waren, ihm, an dem ganz Deutschland als an seinem erklärten Liebling emporsah.

Wie unerquicklich waren seine Händel mit den Fischern der Insel Reichenau! Diese behaupteten, soweit das Überschwemmungsgewässer gehe, reiche ihr Fanggebiet, und sie könnten daher

die Fische, die auf Scheffels überschwemmten Mettnauwiesen schwämmen, mit Recht als ihr Gut und ihre Jagdbeute beanspruchen. Scheffel hatte seinem 1872 erbauten Landhause Seehalde im Jahr 1876 die weit in den Untersee springende Landzunge Mettnau käuflich zugefügt, ein Erwerb, der ihm eine Quelle von Ärger und Unliebsamkeiten werden sollte. Ein anderer hätte gelächelt und gedacht: Was liegt an so ein paar Fischen! Nicht so Scheffel. Dieser rief mir einmal im Gespräch über den ihn lange Zeit schwer beschäftigenden Stoff ergrimmt entgegen: „Ich will in Wasserstiefeln auf meinen überschwemmten Wiesen Fische fangen können, und diese Fische, die auf meinen Wiesen schwimmen, sind mein Eigentum und gehören sonst niemandem!" Der Mann, der in seiner Ekkehardgegend, wie ein Halbgott verehrt, hätte thronen können, wurde nun manchem ein Gegenstand des Hasses. Nach dem Mordanfall der Nihilisten auf den Zaren von Rußland im März 1881, so wurde damals verbreitet, seien nachts Fischer von der Insel Reichenau herübergefahren und hätten aus boshaftem Scherz an Scheffels Badezellentüre dick mit Kreide die Worte gemalt: „Herr von Scheffel! Auch Sie sollen einmal keines natürlichen Todes sterben!" Verhielte sich dies wirklich so, mochte es Spaßernst sein; jedenfalls wußten sie, daß der Gutsherr der Mettnau sich unendlich darüber erbosen werde und mochten sich schadenfroh ins Fäustchen gelacht haben.

Bei Gelegenheit der Streithändel mit den Reichenauer Fischern durchstöberte Scheffel wieder mit heiligem Eifer Urkunden und Chroniken, um aus alten Rechtsverträgen sein uraltes Mettnaurecht erhärten zu können. Bis in die sinkende Dämmerung saß er wieder, wie einst in jungen Jahren, St. Galler und Donaueschinger Gesetzsammlungen durcharbeitend, auf der Karlsruher Hof- und Landesbücherei. Als er heimgehend im Halbdunkel des Treppenhauses einen ungeschickten Tritt tat, kam er zu Fall und brach sich noch obendrein den verwünschten Reichenauer Fischfängern zu Ehren den Arm! Sein Freund, der gleichfalls geadelte Generalarzt Bernhard von Beck, richtete ihm den „verstürzten Arm" — wie er ihn in einem Gedicht an seinen Arzt selbst bezeichnet — unter heftigen Schmerzen wieder ein.

Am 29. Jänner 1884 war ich mit Emil Rittershaus bei Scheffel zu Tische. Der Wuppertaler Dichter war ein so glänzender, unerschöpflicher, hinreißender Erzähler, wie es nicht leicht einen zweiten geben mochte. Zum Essen tranken wir köstlichen Bocksbeutelwein aus ziegenschlauchförmigen Urflaschen, wie der glückliche Gastgeber ihn kurz zuvor als Sendung von Würzburger Verehrern geschenkt bekommen hatte. Wir setzten uns um ein Uhr ans Mahl und standen nach zehn Uhr abends auf. Rittershaus trug während der langen Zeit größtenteils die Kosten der Unterhaltung. So erzählte er u. a., er habe 1876, wenige Tage vor Scheffels Jubelfeier, in mehreren Nachbarhäusern der Stefanienstraße vergeblich die Wohnung des Dichters erfragt und in unmittelbarer Nähe des Scheffelhauses die Auskunft erhalten: einen dieses Namens gebe es in der ganzen Stadt nicht! Wir kamen aus dem Lachen über die geistreichen, drolligen, herzergötzlichen Schwänke dieses Plauderers von Gottes Gnaden nicht heraus. Scheffel war höchst aufgeräumt. Nach dem Kaffee forderte er mich auf, aus meinen wenige Wochen zuvor erschienenen „Neuen Balladen" das Gedicht „Die Tuilerienkinder", die ihm zu meiner Freude besonders gefallen hatten, vorzutragen.

Viel ward an jenem Nachmittage von Heinrich Heine gesprochen, und begeistert rief Rittershaus: „Ja, der gehört doch zu den Größten, die je über die Erde gewandelt sind!" Was Scheffel bestätigte, indem er sofort Heines gewiß nicht an der Heerstraße liegende, umfangreiche Ballade „Die Schlacht bei Hastings" fehlerlos und fließend auswendig vortrug. Ich war überhaupt an jenem Tag überrascht, wie beschlagen Scheffel in Heines Werken war, und es ward mir dadurch manches in Scheffels eigenen Dichtungen klar, die mehr von Heine beeinflußt sind, als man bei oberflächlichem Betrachten glauben mag. „Der Trompeter von Säckingen" und manches im „Gaudeamus", z. B. „Abschied von Olevano", wären ohne „Atta Troll", sowie die „Bergpsalmen" ohne den Vorgang von Heines „Nordseebildern" undenkbar Bis auf einzelne Wortbildungen sogar ist Scheffel von Heine abhängig; so hat er beispielsweise das urscheffelisch klingende Wort

„walduršprünglich" mit dem Rechte des Genius aus Heine in seine Dichtung herübergenommen. Ein Doktorprüfling hat vor einigen Jahren die Aufgabe: „Heines Einfluß auf Scheffels Dichtung" zum Gegenstand einer Doktorarbeit gemacht.

Für den Geschmack der Leserschaft in Deutschland ist es bezeichnend, daß Scheffel im wesentlichen der geringsten seiner Schöpfungen die große Volkstümlichkeit verdankt; den innern Wert seiner Dichtungen kann man beinahe rechnerisch genau nach der jeweils kleiner werdenden Zahl der Auflagen angeben, wobei ich natürlich seine Dichtungen in gebundener Sprache im Auge habe. Selbst ein so denkmalhaftes Werk wie der „Ekkehard" hätte ohne die bahnbrechenden Trinklieder und die Thronerhebung Scheffels durch die deutsche Hochschülerschaft niemals die ungeheure Verbreitung gefunden.

Wie viele kennen überhaupt die „Bergpsalmen", diese Prachtdichtung? Die derb-humorvollen Lieder des „Gaudeamus" werden von zahllosen jugendlichen Kehlen gesungen, aber frägt man die Sänger etwa nach einem so schönen Gedicht aus demselben Buche, wie dem „Trifels", dann sperren sie Mund und Nasen auf, als bezweifelten sie, ob ein solches im selben Buche stehe. Ich kann nicht in Fritz Mauthners Urteil einstimmen, daß die „Bergpsalmen" ein „seniles Werk" seien; im Gegenteil, ich halte sie für das herrlichste, erhabenste Werk, das Scheffel jemals gelungen; seine spätere „Waldeinsamkeit" ist ein gekünstelter, gesuchter Selbstabklatsch der „Bergpsalmen".

Die über alles Maß gehende Scheffelverehrung der 1870er und 80er Jahre ist allmählich in ein ruhigeres Bett gerechter Wertschätzung geleitet worden. Scheffel steht nicht mit Goethe und Schiller auf einem Brette, wie manche im Freudensturme von 1876 tatsächlich glauben mochten. Es ist sogar wie in allen menschlichen Dingen, wenn der Bogen allzu sehr gespannt wird, zuweilen ein unbilliger Rückschlag eingetreten. Sein „Trompeter" galt damals seiner zahlreichen Auflagen wegen als erstklassiges, klassisches Werk, wiewohl selbst einmal ein Richard Wagner geschrieben hatte: „Was wollen die vielen Auflagen eines ‚Trompeter von Säckingen' bedeuten?" Deutlich entsinne ich mich der Begeisterung, mit der damals die erste Trauerspielkünstlerin der Karlsruher Hofbühne von dieser Dichtung als dem „deutschen Nationalepos" schlechtweg schwärmte, als wäre der „Trompeter" ein Nibelungenlied! Zu Weihnachten 1903 las ich in einem geschmackvollen Bücherverzeichnis von der Hand eines vornehmen, ernsthaften Geschichtschreibers deutschen Schrifttums die bezeichnenden Worte: „Wer einem Sekundaner eine Freude bereiten will, schenke ihm den ‚Trompeter von Säckingen' zum Weihnachtsfeste." Wer dies 1876 zu schreiben gewagt hätte, wäre gesteinigt worden...

Eines Auftrittes, des einzigen, wobei ich Scheffel in einer an Wahnsinn grenzenden Erregung sah, gedenke ich mit Wehmut; aber er zeigte mir wie ein Leuchtbild sein innerstes Wesen und erläuterte mir zugleich anschaulich die Unmöglichkeit für eine Ruhe liebende, zartfühlende Frau, an der Seite eines solchen Mannes in friedlichem Behagen dahinzuleben. Es war an einem Frühlingsabend von 1884. Es dämmerte, und die Lampe brannte schon auf Scheffels Wohnzimmertisch. Ich trat ein und fand Scheffel in heftigem Zwiegespräche mit dem — Briefträger! Dieser hatte soeben dem Dichter zum zweitenmal eine Postkarte zu überbringen gewagt, die Scheffel am Morgen bereits zurückgewiesen hatte. In rasch und erregt hingeschleuderten Worten hatte mich der Dichter über die Sachlage unterrichtet, wobei er meist den Boden anstarrte, denn selten nur sah Scheffel den mit ihm Sprechenden ins Gesicht. Eine im Krankenhause zu Bukarest darniederliegende Schauspielerin hatte ihn um ein empfehlendes Wort bei seiner warmen Verehrerin, der Dichterin-Königin Carmen Sylva von Rumänien, gebeten. In seiner überaufgeregten Einbildungskraft hatte Scheffel sich in rasender Eile einen ganzen Roman zusammengezimmert: die Königin könne ihn im Verdacht haben, zu der besagten Schauspielerin in irgend einem „Verhältnisse" gestanden zu sein. Kurz, eine völlig unnötige, aus der Luft gegriffene Geschichte. Scheffel wies nun mit Entrüstung die Postkarte zum zweitenmal als „nicht bestellbar" zurück. Der Postmann, dem die Geschichte zu lange dauern mochte, drückte sich an der Türe

herum und trug in aller Bescheidenheit sein Sprüchlein vor: „Herr Doktor, Sie müssen die Karte annehmen; Sie können sie ja in den Papierkorb werfen und brauchen sie nicht zu beantworten. Meine Vorgesetzten trugen mir auf, Ihnen zu sagen: Sie müßten sie annehmen.“ Da brüllte Scheffel ihn mit wahrhaft donnerschlägiger Wildheit an: „Ihre Vorgesetzten sind Esel, Esel!“ Der Angedonnerte, etwas bleich und fassungslos geworden, erwiderte kleinlaut: „Herr Doktor, was Sie eben gesagt haben, soll unter uns bleiben, denn es könnte sonst unangenehme Folgen für Sie haben.“ Da stürzte Scheffel sich wie ein Rasender gegen den Tisch, hinter dem ich auf dem Sofa Platz genommen und von wo ich dem Trauerspiel zugeschaut hatte, schlug wie toll mit beiden Fäusten gleichzeitig auf die Tischplatte — ich hielt in aller Eile die taumelnde, zu fallen drohende Öllampe — und schrie aus Leibeskräften: „Ich werde an meinen Freund Stephan (den Reichspostmeister) nach Berlin schreiben! Wissen Sie, mit wem Sie es zu tun haben? Ich bin Joseph Viktor von Scheffel!!!“ In diesem Augenblick war mir wie durch Zauberschlag klar geworden, daß Scheffel an krankhafter Selbstüberschätzung leide, was übrigens kein Wunder war. Und was geschah nach diesem schauspielhaften Höhepunkt? Wie bei allen jähzornigen, im Grund aber seelengutmütigen Menschen, kehrte nach dem urgründigen Kraftausbruche das Gleichgewicht erstaunlich rasch wieder zurück. Er selbst fühlte wohl, daß er sich zu weit habe hinreißen lassen; noch etwas keuchend, aber den feuervollen Hochton gewaltig herabstimmend, ging der große Mann an die nahe Schiebtruhe, zog eine Schublade hervor und langte aus einem Kistchen zwei Händevoll Zigarren, die er dem zuerst sich etwas sträubenden, dann aber die Gabe dankbar entgegennehmenden Knechte Stephans mit den beschwichtigenden, abwiegelnden Worten aufdrängte: „Da — nehmen Sie — und gehen Sie, wir wollen — Freunde — bleiben“...

Es ist mir nicht leicht gefallen, einen von mir hochgehaltenen Mann wie Scheffel auch von weniger schönen und edeln Seiten darzustellen, aber ich wollte durchaus der Wahrheit die Ehre geben und sein Wesen nicht beschönigen, wie es fast alle in den bisherigen Schilderungen getan haben.

Als Scheffel am 9. April 1886 starb, weilte ich, von Griechenland heimkehrend, zu Rom.

Heinrich Vierordt



Eskimos als Polarfahrer

Knud Rasmussen, der bekannte Grönlandforscher, hat in einem überaus fesselnd und lebendig geschriebenen, mit Lichtbildern und Zeichnungen reichlich versehenen Buche seine Erfahrungen geschildert (Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig). Wir entnehmen dem prächtigen Werke einen Abschnitt über das Wesen der Eskimos.

Diese Menschen, die keine bleibende Stätte haben, sondern wie ihr Jagdwild auf Zügen und Wanderungen leben, sind die geborenen Polarfahrer. Von Kindheit an werden sie in einer unbarmherzigen Kälte abgehärtet, und das Beschaffen der Nahrung setzt sie fast täglich den gewaltigsten körperlichen Anstrengungen und plötzlichen Gefahren aus, die die Geistesgegenwart schärfen und die Todesverachtung zu einer Selbstverständlichkeit machen; dies alles bewirkt, daß sie als unübertreffliche Begleiter auf Polarreisen zu betrachten sind.

Diese Erfahrung machten Kane, Hayer, Hall, Nares, Peary, die Crockerland-Expedition und nicht zuletzt ich selbst; und bei all den Expeditionen der letzten 75 Jahre, die durch die oben genannten Namen gekennzeichnet sind und deren Ziel die Erforschung und die Aufnahme der nördlichsten Teile unserer Erde war, sind die Eskimos in verschiedenster Weise beteiligt gewesen und haben ihren Einsatz gegeben, der nicht unterschätzt werden darf.

Im folgenden werde ich namentlich bei Peary verweilen, weil seine arktischen Reisen einen Abschnitt in der Geschichte der Polareskimos darstellen.

Es ist nicht wenig, was die Eskimos Peary schulden; aber auf der anderen Seite würde ohne die Hilfe dieser Eskimos Pearys Name wahrscheinlich einen ganz andern Klang haben als heute. Denn sie haben ihn auf allen seinen Reisen begleitet, sie haben Haus, Land und Familie verlassen und ihre ganze Existenz für die Verwirklichung der phantastischen Reisepläne eines fremden Mannes eingesetzt.

Diesen Einsatz des Lebens für die Lösung von Aufgaben, worin sie selbst oft nur ein Kennzeichen der vielen sonderbaren Ideen der weißen Männer sahen, zeigt zur Genüge, welchen Überfluß an Todesverachtung, welchen Überschuß an Mut die Eskimos besitzen, wenn sie erst einem Manne ihren Beistand zugesagt haben.

Das sind keine Leute, die den Kopf hängen lassen und davonlaufen, wenn sie Gefahren und der ewigen Hoffnungslosigkeit der Eispressungen begegnen.

Die Eskimos sind ein Wandervolk, das immer nach Veränderung und Überraschungen trachtet; sie sind ein Volk, das liebt, herumzustreifen, neue Jagdgebiete, neue Möglichkeiten und „verborgene Dinge" zu suchen.

Sie sind geboren mit der Neigung und dem Wissensdurst des Entdeckers, und sie besitzen alle Eigenschaften, deren der Forscher unter diesem Himmelsstrich bedarf.

Sobald eine Eskimofamilie neues Land in Empfang genommen hat, kennt sie in erstaunlich kurzer Zeit alles Land auf Meilen in der Runde, Wege, Richtwege, Ebenen, Berge, ja alle die verschiedenen Naturumstände, die ein Jäger kennen muß, um seine Beute zu suchen und zu finden. Sie studieren das Inlandeis und finden bequeme Aufstiege und Schlittenwege nach anderen Küsten und andere Möglichkeiten; und das Meer umschließt für sie bald keine Geheimnisse mehr in all den Fragen, die die Wanderungen der Seetiere und deren Lieblingsaufenthalt betreffen.

Der Jäger liebt es überhaupt, vom Alten fortzukommen und in die volle, aufregende Spannung zu geraten, die mit dem Jagen und dem Suchen unter fremden Verhältnissen verbunden ist. Er versteht diese Eigenschaften und Neigungen auch bei anderen zu schätzen.

Ich vergesse niemals die freudige Überraschung, die es unter den Jägern des Stammes erregte, als ich im Frühjahr 1907 mit Osarqaq bei ihnen angefahren kam und erzählte, ich sei auf dem Wege nach Ellesmereland. Ich hätte noch nie einen Moschusochsen gesehen, und nun habe mich das Verlangen gepackt, Moschusochsenfleisch zu kosten. Ihrer Meinung nach muß nämlich hinter jeder Handlung eines Menschen ein vernünftiger Grund stecken. Oh, wie sie mich da verstanden! Sie wußten, daß es „zwei Sonnen" her war, seit ich mein Land und meine Heimat verlassen hatte, und daß ich noch immer mit demselben Ziel vor Augen unterwegs war. Das flößte ihnen Achtung ein. Ich war froh und gerührt, als der alte Geisterbeschwörer Masaitsiaq mich willkommen hieß und seiner Freude Ausdruck gab, daß ich in meinem Land meine alten Jagdkameraden nicht vergessen habe. Dann erklärte er, daß alle jungen Jäger des Stammes wetteifern würden, mir das Land zu zeigen, das ich noch nicht kannte, und die Tiere, die ich noch nicht erlegt hatte.

Es geschah, wie er versprochen hatte. Zwei der besten Männer des Stammes erklärten sofort, sie würden mit mir gehen. Da gab es keine Bedenklichkeiten, und keine Vorbereitungen waren notwendig; ein Eskimo ist immer für eine weite Reise gerüstet. Schon am nächsten Morgen begannen wir die 2000 Kilometer lange Schlittenreise, jagten mehrere Monate lang zusammen und erlebten die merkwürdigsten Dinge. Wir reisten miteinander wie gute Kameraden. Von einer Bezahlung für die lange Zeit, die sie zusammen mit mir weit weg von ihren Familien verbrachten, war nicht die Rede. Nein, dies war ja nur ein Abschnitt in ihrem Leben, und um alles in der Welt wollten sie nicht meine bezahlten Diener sein.

So war es auch mit ihrer Teilnahme an Pearys Reisen, solange sie sich in Gegenden bewegten, wo Land war. Interessant ist es deshalb zu sehen, welchen Standpunkt sie einnahmen, sobald

die eigentlichen Nordpolreisen begannen. Auf den ersten Expeditionen willigten sie nämlich mit Freuden ein, nach Norden zu ziehen, weil sie meinten, die Reise könnte den Erfolg haben, daß man neue Menschen, unbekannte Jagdfelder oder doch zum Aufenthalt geeignetes Land fände. Aber später, als man ihnen klarmachte, daß alle die lebensgefährlichen Anstrengungen nur einem geographischen Punkte galten, einem Ort, dort draußen in dem öden Preßeis, wo es weder Menschen noch Wild noch Land gab, da erschienen ihnen die Strapazen unendlich zwecklos, und ihre Teilnahme bekam jetzt ganz neue Beweggründe. Zum Teil war es der Respekt vor Peary; man hat mir oft erzählt, daß er „seine Fragen stellte, mit einem so starken Willen, seinen Wunsch zu erreichen, daß es unmöglich war, nein zu sagen"; zum Teil war es natürlich auch der Wunsch, sich Büchsen, Holz und Messer als Entgelt für die Teilnahme zu erwerben. Aber ihr persönliches Interesse für die Lösung der Aufgabe, ihr privater Ehrgeiz, vorwärts zu kommen, war jetzt ganz ausgeschaltet. Zwanzig Jahre hindurch hat Peary das Gebiet der Polareskimos als Basis seiner Expeditionen benutzt, und während dieses knappen Menschenalters haben diese Eskimos den Sprung von der Steinzeit zur Gegenwart mit ihrer technischen Kultur gemacht.

Als Peary zum erstenmal hier heraufkam, war der Stamm in der Hauptsache noch völlig unberührt. Gewehre kannte man fast gar nicht, die vornehmste Waffe zu Land war der Bogen, zur See die Harpune. Lange bevor Peary seine letzte Reise abschloß, hatten alle Fangleute die modernsten Hinterladerwaffen unserer Zeit. Die alten Messer, die aus Stücken Meteorstein bestanden, die mühsam in Renntierhaut oder Narwalzähne eingefaßt waren, wurden durch den feinsten Stahl ersetzt; und ihre Schlitten, die früher aus Walfischknochen verfertigt wurden, die man mit großer Kunstfertigkeit zu Kufen zusammengebunden hatte, bestanden jetzt aus feinstem Eschen- und Eichenholz.

Sicherlich gab es lange vor Pearys Ankunft einen lebhaften Tauschhandel mit den schottischen Walfängern, aber etwas wie eine Büchse war doch eine große Seltenheit. Der Handel mit den Walfängern scheint überhaupt mehr vom Zufall abhängig gewesen zu sein, und man muß daher zugestehen, daß Peary den Stamm auf seine jetzige Stufe im Gebiet des Erwerbslebens gehoben hat. Vor der Einführung der modernen Waffen war es selbstverständlich, daß die Polareskimos den Launen der verschiedenen Jahre im allerhöchsten Grade unterworfen waren. Ihre eigenen primitiven Waffen waren schöne, zweckmäßige Erfindungen, aber ihr Gebrauch war eine Kunst, und wenn Wetter- oder Eisverhältnisse oder der Zug der Jagdtiere ungünstig ausfielen, so geschah es daher nicht selten, daß schlimme Winter kamen, in denen es schwer fiel, sich durchzuschlagen. Peary führte den Verstand des weißen Mannes in ihr Erwerbsleben ein, und damit geschah selbstverständlich ein ganz außergewöhnlicher Fortschritt in ihrem materiellen Dasein.

Aber die Eskimos vergaßen nicht, Peary zu vergelten, was sie glaubten, ihm schuldig zu sein. Auf seinen beiden letzten Reisen nach dem Nordpol folgten ihm nicht weniger als 70 bis 80 Eskimos, Männer, Frauen und Kinder, sowie mehrere hundert Hunde auf der „Roosevelt" nach der Nordspitze von Grantland; es waren die besten jungen Männer des Stammes. Kann man sich im Grunde vorstellen, daß ein Volk ein ernsteres und umfangreicheres Opfer für die wissenschaftliche Forschung bringt als hier, wo es ihr alle seine besten Kräfte zur Verfügung stellte?

Aber Peary besaß auch selbst Eigenschaften, die es ihm ermöglichten, ein solches Abkommen mit seinen Helfern zu treffen. Seine große persönliche Ausdauer, seine oft erprobte Furchtlosigkeit, seine Begabung, Jahr für Jahr solche Anordnungen zu treffen, daß ein guter Ausgang gesichert war, erregte die vorbehaltlose Bewunderung der Eskimos. Mit einem Manne wie Peary etwas zu wagen, erschien ihnen als Spaß, mit dem großen Peary mit seinem starken Willen, dem mächtigen Herrn mit dem unerschöpflichen Reichtum, mit Piulersuaq, der beim Stamm sicher einst einen Sagenkreis um sich bilden wird

Bei meinem Verkehr mit den Polareskimos habe ich oft Gelegenheit gehabt, sie von ihm erzählen zu hören, und immer sind sie in ihren Berichten voll Anerkennung und Stolz, daß sie mit ihm gewesen sind, wenn man auch oft das Gefühl hat, daß der Respekt vor ihm größer war

als die Liebe. Ich will hier einen kleinen Zug wiedergeben, den mir der junge Odaq erzählte, der an allen Nordpolreisen Pearys teilgenommen hatte.

Es war im Jahr 1906, dem Jahr, als Peary 87° 14′ erreichte und einen vorläufigen Rekord für den nördlichsten Punkt aufstellte. Sechs Eskimos begleiteten ihn; diese hatten ihm schon mehrere Tage zugesetzt, sie müßten jetzt umkehren, wenn sie nicht alle auf dem Rückweg verhungern wollten. Aber Peary blieb hartnäckig dabei, sie müßten noch einige Zeit aushalten. Sie hatten viel Mißgeschick gehabt. Offenes Wasser hatte sie aufgehalten, fürchterliche Schneestürme in so beißender Kälte hatten alles Vorwärtskommen verboten; aber so oft sich das Wetter nur ein wenig besserte, war Peary, wie Odaq erzählte, sofort aus der Schneehütte herausgeeilt und hatte sich auf den Weg nach Norden gemacht, immer nach Norden durch das berüchtigte Preßeis sich durchschlagend, den Weg für die Schlitten und die erschöpften Hunde bahnend, die von den Eskimos getrieben nachkamen. Peary war ununterbrochen unterwegs, langsam gegen den Sturm ankämpfend, während die Schlitten hinter ihm herkrochen. An einem Abend nach einem solchen Tag war es, als die Sehnsucht nach Land, nach Frau und Kindern und nach der köstlichen Jagdbeute weit unten im Süden die jungen Jäger so mächtig ergriff, daß sie in ihrer verzweifelten Fahrt nach Norden nur noch Tod und Untergang sahen. Sie hatten nicht viel davon gesprochen, aber Odaq meinte, sie hätten einander so seltsam angesehen, und es sei ihm aufgefallen, daß sie sich nicht recht getrauten, das Wort Land auszusprechen. Dann hatte er es nicht länger aushalten können, und er war in die Schneehütte gegangen, wo Peary lag und schlief, und hier hatte er gesagt:

„Ich komme, um mit dir wegen des Schicksals meiner Kameraden zu sprechen; denn jetzt bedeutet ein weiteres Vordringen Tod für uns alle zusammen, und ich weiß ja, daß du nicht umkehren willst. Schicke meine Kameraden zurück. Sie werden mit Hilfe des Kompasses schon Land finden können. Dann will ich mit dir zusammen weiterreisen, damit du nicht allein sterben sollst."

Odaq fuhr fort:

„Da blickte Peary mich so seltsam betrübt an, und es kam mir vor, als ob zum erstenmal, so lange ich mit ihm gereist war, in seinen strengen Augen ein gütiger Ausdruck läge, und indem er mir auf die Schulter schlug zum Zeichen, daß er mich verstanden habe, erwiderte er: „Ich bin froh über deine Worte, Odaq, aber es ist nicht notwendig. Morgen kehren wir um; denn sieh, Odaq, auch ich will jetzt noch nicht sterben, weil ich ein andermal das Ziel erreichen will, das ich jetzt aufgeben muß."

Diese kleine Episode scheint mir Peary ebenso zu charakterisieren wie den jungen Bärenjäger, der nicht davor zurückschreckte, sein Leben für die hohen Pläne seines Herrn zu opfern.

Übrigens hört man durchaus nicht nur ernste Dinge von ihnen, und nichts war unterhaltender für mich während der vielen Unwettertage im Sommer und Winter, als den Berichten der Eskimos von Not und Gefahr zu lauschen, die jetzt in der Erinnerung immer auf eitel Vergnügen hinausliefen.

„Ach ja, das war damals, als wir gezwungen waren, unsere Hunde weit vom Land entfernt mitten auf dem Eis draußen roh zu essen, während unsere gewaltigen Fleischvorräte zu Hause an unseren Wohnplätzen verfaulten." Derartige kleine Schlußbemerkungen schließen ihre ganze launige Selbstironie ein; denn für einen Eskimo wird es immer etwas ungeheuer Lächerliches sein, daß man sich vom Land weg ins kalte Preßeis des Polarmeeres hinauslocken läßt, nur um sich vorwärtszuschlagen, ständig den Tod in der gewaltigen, weißen, alles Lebens baren Wüste vor Augen.

Wie bezeichnend ist es für den Freiluftgeist der Eskimos, für seine Jägernatur und seinen unbeugsamen Ehrgeiz, daß ein Mann, der seine Leiden bei den Strapazen einer Reise als etwas Sensationelles auffaßte, sich unter seinen Landsleuten sofort lächerlich machen würde. Nein, hat man sich einmal in das Zufallsspiel einer Reise begeben, so hat man alles, was sich ereignet,

als Mann zu nehmen, das will sagen, mit einem breiten Lächeln. Ich habe alte Eskimos von lebensgefährlichen Lagen erzählen hören, und die Zuhörer bogen sich vor Lachen.

Wir hochentwickelten Kulturmenschen stoßen hier bei den Naturvölkern, die wir sonst mit unserer ganzen gnädigen Überlegenheit beehren, auf eine rätselhafte, humorvolle Todesverachtung, in der die Begriffe Gefahr und Komik beinah zusammenfallen. Man beachte zum Beispiel, wie ein paar Familien, die bei der vorletzten Expedition Pearys an den großen Seen bei Fort Conger zurückgeblieben waren, den langen Weg nach Hause bis zum Kap-York-Distrikt zurücklegten.

Mit Gespannen von zwei und drei Hunden, ohne Reiseproviant, brachten die Männer ihre Frauen und Kinder den fast 1000 Kilometer langen Weg südwärts erst über den Kennedykanal nach dem Land nördlich des Humboldtgletschers, und dann an Gletschern und Land entlang, immer wie Raubtiere um ihre Nahrung kämpfend. Ein paar Frauen hatten neugeborene Kinder im Rucksack, andere waren im vorgeschrittenen Stadium der Schwangerschaft, wieder andere gebaren Kinder, während sie Schritt für Schritt auf dem gefährlichen, mühsamen Weg vorwärts wanderten, die Schlitten stoßend und ziehend, bis zu ihren Wohnplätzen. Und sie kamen an, völlig unberührt von dem Kampf ums Leben, übersprudelnd von guter Laune wie nie zuvor, strotzend von Gesundheit bis zum jüngsten Säugling.



Vom Deutschtum der Preußen

Preuße und Ostelbier werden von sehr vielen Deutschen und von noch mehr Ausländern als gleichbedeutende Begriffe betrachtet und zugleich als etwas Gegensätzliches gegenüber dem Rheinländer, dem Niedersachsen, dem Süddeutschen, als etwas, das nicht als Ausdruck echten Deutschtums aufzufassen sei. Man stößt häufig auf die Anschauung, daß das ostdeutsche Preußentum nichts wie germanisiertes Slawentum sei, germanisiertes Litauertum. Am beliebtesten ist solche Meinung natürlich bei den Slawen, den Polen, den Tschechen, den Litauern. Sie ist aber auch unter den Deutschen nicht selten, spielt sogar in partikularistischen Bestrebungen eine gewisse Rolle. Sie ist bei den Franzosen, den Engländern allgemein gültig, hat sich sogar in die anthropologische und ethnographische Wissenschaft verirrt. Der englische Anthropologe Keith verfocht während des Krieges die These, daß lediglich die Deutschen in der Nähe der Nordseeküsten den Anspruch darauf erheben könnten, Germanen zu sein, die Ostdeutschen, die Preußen wären nur sprachlich Deutsche, leiblich breitköpfige Slawen, Finnen und Pruzzen. Vor 50 Jahren sprach der französische Anthropologe Quatrefages mit verächtlichem Achselzucken von den Slawen, Letten und Finnen im deutschen Osten als von Menschen, die nur dem Namen nach Deutsche wären, in Wahrheit aber Glieder einer untergeordneten barbarischen Rasse. Mit Hohn redete er davon, wie diese undeutsche Rasse von Preußen die übrigen Deutschen, die er allein echte Deutsche benamste, unterjocht hätte und am Bändel führte.

Wie schon angedeutet, sind leider zahlreiche Deutsche desselben Glaubens. Als vor 107 Jahren die Preußen östlich der Elbe zum Rheine kamen, wurden sie von den Rheinländern als fremdes Volk empfunden, als Abkömmlinge von Wenden, eine Denkweise, die erst allmählich verschwand, je näher man mit den neuen Landsleuten bekannt wurde. In der demokratischen Literatur vor 1848 ist sie oft zu schauen, wenn man gegen das Preußentum Front machte, das als reaktionäres volksfeindliches Element galt, eng verbrüdert mit dem Russentum, immer bereit, den Gedanken der deutschen Einheit zu unterdrücken.

In jenen Zeiten waren derartige Ansichten wohl verständlich und verzeihlich. Denn was wußte man viel von der Entstehung des ostelbischen Deutschtums? Und eine oberflächliche Betrachtung des Werdens des deutschen Ostens schien ihnen Recht zu geben. Es mußte erst die eindringliche Forschung der letzten Jahrzehnte kommen, um das Törichte aller jener Auffassungen zu erkennen. Beim Tode Friedrich des Großen setzte sich fast die Hälfte der Einwohner des deutschen Ostens aus Kolonisten zusammen; sie waren entweder selbst Einwanderer aus Sachsen, Rheinland, Hessen, Süddeutschland, Frankreich, Holland usw. oder Nachkommen von ihnen, die nachweislich seit der Regierungszeit des Großen Kurfürsten eingezogen waren. Friedrich der Große setzte allein fast 58 000 Familien auf dem platten Lande im preußischen Osten an, am meisten in der Mark, im östlichen Posen, in Westpreußen, in Stadt und Land zusammen 300 000 Menschen, hergewandert aus allen west- und süddeutschen Gauen. Diese Einwanderung hat besonders in der Mark Brandenburg und in Ostpreußen sehr das Volkstum beeinflußt und zum Teile völlig umgewandelt. In Ostpreußen, namentlich aber in Litauen, wanderten die bekannten Salzburger in einer Kopfstärke von 30 000 Mann ein — man beachte, daß Ostpreußen damals nur ein paar Hunderttausend Einwohner zählte, weil es einen großen Teil seiner alten Einwohner durch Krieg, Pest, Hungersnot eingebüßt —, ferner viele Schwaben, Halberstädter, Anhalter, Rheinländer, Schweizer, Hugenotten, die die Lücken in dem Bestande der alten Bevölkerung ausfüllten. Sie haben sich im Laufe der Zeit mit den alten Einwohnern vermischt. In die Mark Brandenburg und besonders in Berlin strömten so viele Menschen fränkischen Stammes ein — man hieß sie gewöhnlich Pfälzer, weil sehr viele aus der Pfalz gekommen waren —, daß die plattdeutsche Sprache sehr zurückgedrängt wurde. Berlin war noch zu den Zeiten des Großen Kurfürsten eine echte niederdeutsche Stadt, plattdeutsch war die Kirchensprache. Nun wurde es eine hochdeutsch redende Gemeinde. Allerwärts in der Mark stoßen wir auf die Pfälzerdörfer.

Diese neue gewaltige Einwanderung vollendete das, was die große mittelalterliche Einwanderung, die zweite deutsche Völkerwanderung, begonnen und mit so herrlichem Erfolge durchgeführt. Hatte diese Wanderung bereits es bewerkstelligt, daß das germanische Blut einen überragenden Einfluß im ostelbischen Volkstum gewann, nun wurde es völlig herrschend. Daß die Wanderung des Mittelalters es zuwege bringen mußte, das slawische und pruzzische Blut in den Hintergrund zu drängen, ergab sich aus der Dünnheit des Slawentums. Die einwandernden deutschen Kolonisten erst haben Ostelbien zum Kulturland gestaltet, die Sümpfe ausgetrocknet, die hier einen so ungeheuren Umfang hatten, die Urwälder gerodet, die Städte geschaffen. Das meiste Land war menschenleer und erhielt nur durch die deutsche Kolonisation eine Bevölkerung. Nur strichweise waren Slawen zu finden; wo sie dichter saßen, hat sich bis auf unsere Tage das slawische Blut konserviert. Was die Anthropologie darüber sagt, haben wir schon einmal im „Türmer“ melden können (Heft 3, Dezember 1920).

Für den deutschen Ursprung unserer Ostdeutschen zeugt der germanische Zug des Agrarwesens. Man nehme Niederschlesien als Beispiel! Die Gelände, die von den Gebirgen zur Ebene niedersteigen, schauen noch heute wie Kolonisationsgebiete aus. Wir sehen es fast greifbar vor Augen, wie die Deutschen das Land urbar machten, wie sie nach deutschem Rechte „auf freier Wurzel“ sich anbauten. Sichtbar zeigt sich besonders der Einfluß der Vlamen, die in so großer Menge in Schlesien eine neue Heimat suchten, daß man bereits im 13. Jahrhundert einen Oberhof des flandrischen Rechtes begründete. Gustav Freytag schildert das agrarische Bild im gebirgigen Schlesien also: „Jedem, der heute das schlesische Gebirge durchwandert, muß in der Landschaft der charakteristische Unterschied gegen die Ansicht der Berge im Innern Böhmens auffallen. Hier liegen Wälder und Äcker in kleinen Stücken nach allen Richtungen durcheinandergewürfelt; auf dem ganzen Zuge der Sudeten dagegen bemerkt das Auge langhingedehnte Streifen, die allmählich vom Tale aufsteigen, sich in ziemlich gleicher Breite schräg an den Berglehnen in die Höhe winden. Untersucht man diese Linien, so sind sie aus Dämmen

von Steinen und Gestrüpp gebildet, deren Unveränderlichkeit seit den ältesten Zeiten jedem ebenso einleuchten muß wie ihr Zweck. Sie bildeten die Grenzen, nach denen die ersten Ansiedler diese Berge unter sich teilten, im Tale längs des Baches erhielten die Gehöfte in weitläufiger Reihe auf den Uferbogen ihren Platz, hinter jedem Gehöft aber wurde Acker, Wiese und Wald in einem einzigen, mäßig breiten Streifen abgesteckt. An der Grenze schlossen sich die Streifen der Nachbargemeinde in derselben Weise an. So entstand jene eigentümliche Aufteilung, die schon dem Auge die Berge gewissermaßen abflacht und leichter ersteigbar macht. Diese Anlagen, die sich nicht bloß über das eigentliche Gebirge, sondern auch über den größten Teil aller höheren Wasserscheiden des linken und rechten Oderufers erstrecken, sind ebenso deutlich erkennbare als urkundlich unzweifelhaft feststehende Ergebnisse der deutschen Kolonisation des 13. Jahrhunderts."

Deutsch war auch im Mittelalter die Ackereinteilung. Die alte slawische Hufe, die „Hakenhufe", durch ihre Kleinheit von den deutschen Hufen sich unterscheidend, war fast überall verschwunden. Dagegen waren die deutschen Hufen üblich geworden, die sächsische Hufe, die fränkische Waldhufe, die flandrische Hufe, alle von 60 Morgen und mehr. In Ostpreußen wurden dieselben Hufen gewöhnlich, die bald unter dem Namen der Kulmer Hufen gingen. Deutsch ist auch die Dorfanlage. Es ist verkehrt, dort, wo die Häuser, eng aneinandergeschmiegt, sich um einen runden Anger, der in der Mitte liegt, zusammenschieben, wo also der Rundling die Siedelform darstellt, ursprüngliches Slawentum zu vermuten. Gerade in den Gauen, die die Rundlinge in ziemlicher Zahl in sich bergen, ist das niedersächsische Bauernhaus in seinen Variationen der landesübliche Baustil, so im hannoverschen Wendland, im nordöstlichen Braunschweig, in der Altmark, in Mecklenburg. Der Rundling ist durchaus keine slawische Besonderheit. Er mangelt gänzlich den Russen und Polen, er ist außer in Ostelbien, Mecklenburg, Ostholstein, Altmark, Nordosthannover in Südschweden, Ostfriesland und am Niederrhein zu Hause. Er verdankt seinen Ursprung wahrscheinlich seiner leichten Verteidigungsmöglichkeit und ist deshalb von den deutschen Einwanderern gerne angewandt und übernommen worden. Im allgemeinen aber legten diese ihre Dörfer als Reihendörfer an, indem sie ihre Wohnstätten und Höfe in einer Reihe längs der Dorfstraße aufbauten. Sie machten diese Bauweise zur fast allgemeinen Bausitte im Osten, wogegen die anderen Anlagearten stark zurücktreten, seien es Rundlinge, seien es Haubendörfer, die auch nicht fehlen und vom Westen mitgebracht wurden. Nichts kündet mehr das Übergewicht des deutschen Blutes an als dieses Faktum. Die einflutenden Deutschen übertragen das Reihendorf aus ihrer Heimat auf den Osten, aus Westfalen, aus Hannover, aus dem Rheinland, aus Süddeutschland, wo es sehr häufig ist.

Deutsch sind ebenfalls die Stile der Bauernhäuser. In Sachsen, Schlesien, in der Ostmark ist immer das fränkisch-thüringische Bauernhaus heimisch gewesen, solange man hier Deutsche gesehen, nur in der Lausitz, und zwar dort, wo man noch heute sich der wendischen Zunge bedient oder es bis vor kurzem getan hat, hat das wendische Blockhaus sich erhalten. In den Marken, in den Gauen längs der Ostsee, in der Altmark kommt oft das Niedersachsenhaus vor. Früher war das Haus noch viel weiter verbreitet, z. B. bis dicht bei Berlin durch die ganzen Marken, viel weiter als jetzt durch Pommern. Hier in Pommern hat sich auch, wie Mielke (Das deutsche Dorf, 1913) sagt, „das unveränderte Westfalenhaus heute auf einem nach Osten zu immer dünner werdenden Streifen bis nach Hinterpommern erhalten, während es sich südlich zu einem leicht erkennbaren Abkömmling umgewandelt hat; an anderen Stellen jedoch zeigt das charakteristische Laubenhaus, daß die Vorhallenform des altgermanischen Saalhauses sich noch nicht völlig hat verdrängen lassen". Nur im Osten von Pommern, hinter Stolp tritt das slawische Langhaus auf. Wo das Niedersachsenhaus in den Marken und in Pommern ursprünglich nicht heimisch war, sehen wir uns dem fränkischen und niederländischen Hause gegenüber. Die überaus zahlreich eingewanderten Franken, Pfälzer — diese besonders nach den Marken —, die Niederländer und Vlamen haben dieses Haus mitgebracht. Das niederländische Haus ist heute noch

in seiner Urform in Treptow an der Rega erkennbar, wo Kolonisten vom Niederrhein die fruchtbare Gegend urbar gemacht haben. In weiten Landstrichen ist das Niedersachsenhaus in seiner Grundlage bestehen geblieben, nur stark modernisiert oder unter fränkisch-niederländischem Einfluß verändert.

In früheren Zeiten, als die modernen Neuerungen und der moderne Geist noch nicht durch das Land gezogen waren, um uralte Sitten und Gebräuche zu zerstören, gab es außer den Baustilen und Dorfplänen viele andere Anzeichen der Herkunft der Ostelbier. So glichen damals die Bauernhäuser in Mecklenburg, ihre Schornsteine, die Art des Pflügens, die Hackensense, das Sielengeschirr der Pferde, die Tracht der Bauern, deren weißleinenen Kittel besonders, die sie bis vor 100 Jahren trugen, auffällig der Weise, welche früher in den westfälischen Grafschaften Ravensburg und Mark sowie in den früheren Bistümern Minden und Paderborn zu Hause war. Nichts erweist so sehr den germanischen Charakter der Ostelbier als das Weiterleben des altgermanischen Mythus im Volksglauben, so wie dieser den Sinn des Volkes vor dem Eindringen der neuen, alles gleichmachenden Zeit beherrschte. In Ostelbien regierte damals Wodan ebenso im Herzen des Volkes wie im altgermanischen Westen. Als Schimmelreiter zog er durch die Lande, eine Unzahl von festlichen Gebräuchen beschäftigte sich mit ihm. Vornehmlich in Pommern, in Mecklenburg und in Schlesien werden sie in vielen Dörfern noch heute bewahrt. In Mecklenburg brachte ihm vor 100 Jahren das Landvolk Dankopfer nach vollbrachter Ernte dar. Man ließ die letzten Garben auf dem Felde stehen, schmückte sie mit Bändern und weihte sie dem „Wode“ mit den Worten: „Wode, Wode, hale dinem Rosse nu Voder un Distel un Korn, tom anderen Jahr beter Korn.“ In Obersachsen, in Pommern, in märkischen Dörfern geht unter der Kinderwelt Knecht Ruprecht um, nicht nur in abgelegenen Orten. Auf weißem Rosse reitend sieht ihn die kindliche Phantasie, als Rest des Glaubens an Wodan. Nirgendswo stößt man auf Überbleibsel des Glaubens an die Slawengötter oder an den pruzzischen Gott Perkunas, ein sichtbarliches Zeichen dafür, wie fast rein deutsch der Ostdeutsche ist. Sicherlich, man rottete nicht alle Slawen aus, viele blieben am Leben und gingen in das Germanentum auf. Aber nie war deren Zahl so groß, um dem Deutschtum den Stempel aufdrücken zu können oder überhaupt im Volkstum sich erkennbar zu erweisen, weshalb viele Forscher meinen, nicht alle germanischen Stämme seien während der Völkerwanderung ausgewandert, sondern haben den Wandel der Zeiten überdauert, um dann allmählich in das Slawentum aufzugehen. Von den Vandalen steht das sicher fest. Dadurch wird jeder Zweifel an der Deutschheit der Ostdeutschen noch mehr behoben. **Kuno Waltemath**



Die Hoffnungslosigkeit der Sternkunde

In der großen Fixsternwelt, in die uns der rasende Lauf unserer Sonne hineinjagt, schrumpft alles bedeutungslos zusammen, was an den Menschen und seine Maße erinnert. Zahllos sind die kühnen und allerkühnsten Annahmen, durch die man sich in den stummen, sinnverwirrenden Bewegungen dieses Sternenheeres zurechtfinden wollte, aber überaus gering, eigentlich erschreckend wenig, ist demgegenüber das wirklich Festgestellte.

Da ist zunächst das große Mißverhältnis zwischen der Größe der Sonne und der ihrer Begleiter. Niemals ist es noch gelungen, für irgendeinen Fixstern das Vorhandensein von ihm zukommenden Planeten sicherzustellen. Trotzdem zweifelt man nicht daran, daß es solche gibt. Und begeht damit etwas sehr Willkürliches. Freilich sind unsere Hilfswerkzeuge so unzulänglich, daß wir nichts wahrnehmen könnten, auch wenn die Welt mit Billionen von Planeten bevölkert wäre. Die nächste Sonne im weiten Raum ist ein Stern im Bild des Zentauren, und man hat sehr anschaulich

gesagt, daß jener 29 Kilometer weit gedacht werden müßte, wenn man sich die Sonne so groß wie einen Stecknadelknopf vorstellt. Von den riesigen Sonnentrabanten aber kann man den Neptun selbst in einem der großen Fernrohre kaum wahrnehmen, wieviel wei iger einen Begleiter jener zentaurischen Sonne.

Wir untersuchen also den Himmel mit völlig unzulänglichen Mitteln. Unsere natürliche Begabung hierzu ist die denkbar ungeeignetste. Denn das Auge läßt selbst auf hohen Bergen kaum 6000 Sterne unterscheiden; durch die besten Fernrohre sieht man erst einige hunderttausend. Neue englische Zählungen stellten 97 400 Sterne von erster bis neunter Größe fest, 700 000 bis elfter Größe, 15 500 000 bis fünfzehnter Größe und 55 Millionen Sterne bis zur Grenze der Sichtbarkeit, was man als Stern siebzehnter Größe zu bezeichnen pflegt. Andere unterscheiden noch eine achtzehnte Größe und nehmen die Zahl der sichtbaren Sterne mit 150 Millionen an. Wieder andere mit 60 Billionen.



Aus den Sternenwelten der phantastischen Astronomie

Nach einem Original-Federstich von R. H. Francé

Durch diese Bemühungen, deren Ergebnisse, wie man sieht, sehr auseinandergehen, hat sich jedenfalls das eine feststellen lassen, daß keineswegs in dem Maße mehr Sterne sichtbar werden, in dem die Instrumente besser sind. Aber alle diese Bestrebungen werden auch wieder wertloser, seitdem man sich aus der Bewegung gewisser Sonnen überzeugt hat, daß auch dunkle Sterne da sein müssen. Sirius, der wunderbar Funkelnde, den jeder kennt, hat so einen dunklen Begleiter. Viele andere strahlende Sonnen sind Doppelsonnen; es scheint fast den neunten Teil Doppelsonnen zu geben wie einfache. Aber noch viel mehr dunkle Gestirne, denen der Name Sonne gar nicht zukommt. Sind das Planeten? Schweben sie lichtlos dahin, in ewiger Finsternis, erstorben, als Gespenster von Welten? Ach, wir wissen das alles nicht! Wir wissen dagegen von großen dunklen Stellen am Himmel, in denen der Perlenglanz der ewigen Räume erstickt ist. Wodurch? Wir nehmen an, durch dunkle Nebel und riesige Staubmassen. Es ist möglich, daß eine ungeheure schwarze Fahne aus Staub durch den ganzen Himmel weht, in der es nur einen Riß gibt, aus dem der eigentliche Glanz der fernen Welten durchbricht als Milchstraße. Neue Forschungen haben bewiesen, daß zahllose dunkle Nebel da droben schweben. Was einmal sehr überzeugend klang, daß die „Welt“ nicht unendlich sein könne, weil sonst der Glanz der Sterne, jener „Sternenschein der Unsichtbaren“ unerträglich stark sein müßte, das wird durch solche Einsichten wieder hinfällig.

Wir schauen hinauf zu diesem dunklen Himmel und wissen nichts. Der Astronom **Seeliger** sagt, man habe das Recht, statt dem dreidimensionalen Raum des irdischen Lebens für das Weltall eine Kugelfläche anzunehmen, und dann kehre diese ganze Unermeßlichkeit wieder in sich selber zurück. Daß uns alles drängt, an eine Endlichkeit des Sternenheeres zu glauben, liegt weit mehr in der Eigenheit unserer Erkenntnis begründet, als in einem Zwang von Tatsachen.

Das letzte Tor ist uns also verschlossen. Bilder und Vorstellungen sind möglich, aber ihre letzte Bestätigung durch die Sinne und den logischen Schluß ist dem Menschen versagt. Und frägt er verzweifelnd: Warum geht das nicht? und horcht er in sein Inneres, so sagt ihm unbeirrbar der Verstand: Du brauchst das nicht. Darum bist du nicht für solche Erkenntnisse eingerichtet. Ob die Welt endlich ist oder unendlich, deines Lebens Kreis rundet sich gleicherweise. Das letzte Wissen gehört zu den Fragen einer höheren Stufe, als die von euch Menschen ist.

Sternkunde muß sich also in der Fixsternwelt beschränken auf bloßes Sehen und Nachdenken. Sie sieht, daß die Fixsterne weder „fix" noch gleichartig sind. In alter Zeit hielt man sie für fest, weil sie ihre Stellung zueinander nicht verändern. Aber das ist nicht richtig. Auch die „Sternbilder", von denen doch jedermann einige kennt, etwa den großen Bären, den Orion, das sprühende Siebengestirn oder das große W der Kassiopeja, auch diese schönen Figuren am Himmelszelt sind nicht ewig. Von zehntausend Fixsternen kennt man heute schon Eigenbewegung. Viele laufen gleichsinnig mit der Sonne; viele gegen sie, auch senkrecht gegen die Milchstraße. Vergleicht man viele dieser Bewegungen, so scheint es, als ob ein Schwarm Sterne von einem Mittelpunkt in Windungen ausstrahle, gleich einem der **Spiralnebel**, wie man sie jetzt zu Tausenden am Himmel kennt. Aber wie ist es mit den Dunkelsternen? Was verdecken davon die Dunkelnebel? Das unsichtbare Geisterheer im Himmel, täuscht es nicht den klugen Menschensinn? Gelten für sie dieselben Gesetze oder haben sie eigene? Was bedeuten die vier- und fünffachen Sterne, die vielen Doppelsonnen? Warum haben die meisten Sonnensysteme einen anderen Bau als das unsere? Warum ist die Erdensonne gelblich (daher „Sonnengold"), Aldebaran rötlich und Sirius weiß? Haben sie wirklich verschiedene Grade von Gluthitze? Man will für die Sonnen im Sternbild des Stieres 40 000 Grad festgestellt haben. Man hat durch die Spektralanalyse erfahren, daß in den Sonnen des Orion, in Sirius und Wega Wasserstoff glüht, daß Pollux und Aldebaran Metallsonnen sind. Dazu sind die meisten Sonnen größer als die unsere, ja es gibt „Giganten", die zehntausendmal so groß sind. Wo kommt diese ungeheure Menge von Wärme hin? Wenn nicht eben so große, dunkle und kalte Körper sie aufnehmen würden, müßte ja das Weltall glühen! Sind es die Himmelsnebel, die den großen Ausgleich besorgen? Es gibt selbst glühende darunter. Ganze Gegenden des Himmels sind wie besät mit kleineren Nebelfleckchen. In einem Kreis, so groß wie das Bild des Mondes, sind oft bis 130 sichtbar. Diese schweben so weit da draußen, daß man ihre Entfernung nicht messen konnte. Die glühenden leuchten in den Farben von Wasserstoff und Helium. Auch ein Gas, das Nebulium, ist da, das wir auf Erden nicht kennen. Im Orion ist der hellste dieser Nebel für einen scharfsichtigen Beobachter sogar ohne Fernglas erkennbar. Im Jahre 1920 waren schon 50 000 Nebelflecken bekannt, die schwach leuchten. Im Sternbild des Stieres, aber auch sonst, hat man wahre Gaskugelgiganten gesehen; dazu gesellt sich eine unermeßliche Heerschar dunkler Nebel, so daß man gesagt hat, der noch nicht verdichtete Stoff komme der Gesamtmasse der Sterne gleich. Viele dieser Nebel, sogar die meisten, sind von einer Kraft spiralig gedreht; viele sind aber auch ganz ungeformt. Und so weit sind sie draußen, daß man nicht feststellen kann, gehören sie noch in unser Fixsternsystem oder sind sie Milchstraßen für sich? Und dazu gibt es auch noch „Himmelsunglücke". Das Erscheinen von neuen Sternen. Oder das jähe Aufleuchten und Verschwinden von bislang unbedeutenden. Sind das Zusammenstöße? Alles Beobachtbare spricht oft dafür.

Da sind zunächst die veränderlichen Sterne. Wochen- und monatelang leuchten sie unverändert, dann werden sie für Stunden und Tage dunkler, plötzlich leuchten sie wieder. Der Stern Algol ist dafür ein Beispiel unter Tausenden. Ein Dunkelstern, der zeitweise vor ihn tritt, erklärt das

Beobachtete in diesem Fall; andere sind unerklärt. Geraten diese Sonnen in dunkle Nebel? Drehen sie sich und sind sie zur Hälfte dunkel? Auch unsere Sonne ist zu einem Sechsunddreißigstel dunkel. Das alles kann sein; wir wissen es nicht.

Am 11. November 1572 flammte ein Stern auf, stand siebzehn Monate so hell, daß man ihn selbst bei Tage sah, und verschwand dann für immer. Was war das? Ein Weltenbrand? Im Jahre 1606 soll ein Stern wie „eine Flamme geflackert" haben. Man kennt viele solcher „Nova", d. h. Neusterne, und hat oft beobachtet, daß an ihre Stelle später ein leuchtender Nebel trat. Gehen da oben ganze Planetensysteme in Götterdämmerungen unter?

Das sind die Tatsachen. Und mit ihnen hat man wahre Romane erbaut, hat auch die Möglichkeit und das Recht gehabt, sich „Weltbilder" zurechtzumachen. Denn wer wollte nicht, wenn ihm schon Blicke in das große Geheimnis verstattet sind, wenigstens versuchen, sich eine Vorstellung von dem „Ganzen" zu machen, in dem wir eingeordnet sind wie ein Atom in einem ganzen Gebirge!

Solange man klaren Kopf darüber behält, daß solches nicht Wissenschaft, sondern Gedankenspiel ist, schaden diese Versuche auch nicht. Um so weniger, als sich aus dem Vergleich der Tatsachen etwas doch mit Gewißheit erweisen läßt.

Nämlich die immer wieder durchschimmernde Einsicht, daß das Verhältnis von Mensch und Welt wirklich nicht anders ist als das von Atom und Berg. Ist es irgendwie vernünftigerweise anzunehmen, daß ein Teil wissen kann vom Wesen und Sinn des Ganzen, in dem er drinnen steckt? Nein, es ist nicht anzunehmen. Damit ist auch der Wert des Begriffes „Weltbild" umrissen und für immer als nur „teilgültig" festgelegt.

Ein „Menschenbild" machen wir uns zurecht — die Wirklichkeit ist anders. Wie sie ist, das werden wir Menschen nie wissen. Aber es ist schon viel gewonnen, wenn im engen Kreis des Menschenlebens die Wirklichkeit unser „Weltbild" nicht umwirft. Das streben wir an, und nur dazu ist Wissenschaft und Erkenntnis auch ausreichend.

Raoul H. Francé

Legende zum Bild: Auf dem beigegebenen Stich habe ich versucht, aus der Phantasiewelt der zeitgenössischen Astronomie eines der Bilder festzuhalten, von denen Sternkunde als Wissenschaft — nichts wissen kann.

Wie kann es auf einem der Planeten einer der vielen bekannten „dreifachen Sonnen" aussehen? Die Sonnen sind verschieden entfernt, daher ihre verschiedene Größe. Es gibt Himmelstrabanten mit nur mangelhafter Lufthülle, daher auf dem Bilde gleichzeitig Tag und Wolken sind, soweit der Luftmantel reicht und Nacht und ewige Klarheit darüber hinaus. Wo Luft, da auch Wasser und Verwitterung, da Abtragung und Bergformen. Aber diese Welt ist tot — denn welche Lebewesen jenseits unseres Sonnenkreises existieren mögen, darüber gibt Wissenschaft der Phantasie auch nicht den geringsten Anhaltspunkt. R. H. F.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen
sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Friedrich Rittelmeyer

In „Türmers Tagebuch" des Juniheftes dieser Zeitschrift waren die drei Briefe Spiekers an Rittelmeyer aus der „Christlichen Welt" auszugsweise abgedruckt. So scharfsinnig diese zweifellos sind und so sehr man an jedem Wort die seelische Beteiligung des Verfassers spürt — es wird trotzdem kaum möglich sein, daraus ein objektives Bild Rittelmeyers und der ganzen Bewegung zu gewinnen, die wichtig genug ist, von jedem geistig wachen Menschen mit Aufmerksamkeit verfolgt zu werden.

Eines sei vor allem festgehalten: Tausende haben die religiöse Not unserer Zeit erfaßt, haben erkannt, daß alte Formen geborsten sind und ihren Inhalt verströmen lassen, viele haben darüber kluge Worte gesprochen und geschrieben: Rittelmeyer aber ist einer von den ganz Wenigen, die gehandelt haben. Er hat sich selbst in den Dienst des von ihm als nötig erkannten Neubaus gestellt, hat sein Predigeramt aufgegeben, ungeachtet der Opfer aller Art, und versucht nun mit seiner „Christengemeinschaft" die Grundlage einer neuen religiösen Form zu schaffen. Sein Organ ist das von ihm selbst geleitete „Tatchristentum", ein Name, der schon einen der Pfeiler des Baues erkennen läßt: nicht mehr Lehre und Wissen nur soll uns das Christentum sein, sondern eine lebendige tätige Macht in allen Bezügen des Leibes und der Seele, eine bewußte Weiterbildung von Luthers Werk, der das Evangelium durch sein Recht (und Pflicht!) des allgemeinen Priestertums für unser Einzeldasein wirksam und gegenwärtig machte. Auch auf einem anderen Gebiet soll die „Tat" wieder erstehen: in der Kulthandlung. Hier soll schöpferisches Tun walten an Stelle unseres seelenlosen Geschehenlassens; das Sakramentale tritt im Sinne der höheren Realität in sein altes, neugewonnenes Recht ein. Die deutsche Messe, die „Menschenweihehandlung", ist der Versuch, in immer wiederholter Lebensfeier eine Verbindung aller Glieder mit dem lebendig schaffenden Christusgeist herzustellen; ja, Rittelmeyers ganzes Streben verdichtet sich in diesen Feiern, als dem A und O seines Werkes. Wir werden darauf zu sprechen kommen.

Wenn uns bei diesen kühnen und bedeutsamen Neuerungen die Ahnung eines wirklichen Reformators aufsteigen wollte, wird gleichzeitig ein schweres Bedenken wach: Luther trat aus der Kirche hinaus in das volle Licht der Freiheit; Rittelmeyer hätte nach seinen eigenen Worten jene entscheidenden Erkenntnisse nicht ohne Rudolf Steiners Geisteswissenschaft haben können. Er schuf so nicht eine neue Form, indem er eine alte aus ihren eigenen Gesetzen heraus weiterentwickelte, sondern er trat, bei aller Selbständigkeit, in eine andere schon vorhandene über, die ihn (um dies gleich zu sagen) doch nur an ihrer Peripherie dulden wird. Denn während Steiner zu Christus auf dem „logischen" Wege seiner Erkenntnismethode geführt wurde und ihn erst spät in den Brennpunkt gerückt hat, ist er für Rittelmeyer Ausgang und höchstes Ziel. Sein Lebenswerk bis heute nennt er Fortschreiten von Gottesglauben zu Christusglauben. „Christus" ist der erste Aufsatz der ersten Nummer des „Tatchristentums" betitelt. Wie nun aber Steiner

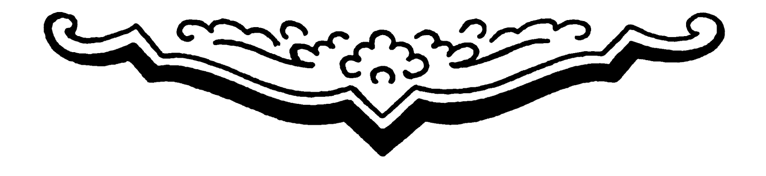
in Jesus nur eine Inkarnation (nach anderen in anderen Welten) des Christusgeistes sieht, so beginnt sich auch bei Rittelmeyer eine Trennung zwischen Jesus und Christus zu vollziehen, die nicht zu des ersteren Vorteil sein kann. Rittelmeyers Art, jede Erscheinung in den denkbar größten Zusammenhang der Natur und der Geschichte hineinzustellen, führt ihn vielleicht dazu, an diesem eigenen hohen Blickpunkte die religiösen Bedürfnisse der Menschen zu messen. So nur kann ich jene Trennung, jenes Überragen des geistigen, sei es auch geistig-realen, Christus über den, wenn wir so wollen, seelisch-wirklichen Jesus verstehen. Ohne mit der Frage seiner Geschichtlichkeit auch nur wesentlich verbunden zu sein, war und ist jener Jesus die reinste und vollkommenste Offenbarungsform Gottes, und zugleich unser Bruder, verstehend und verstehbar. Jener Christusgeist wird vielleicht Gegenstand unserer Verehrung, niemals aber unserer Liebe sein. Sollte die Krankheit unserer Zeit, Hintergründliches für göttlicher zu halten als die klaren, uns zugekehrten Formen, auch an Rittelmeyer nicht spurlos vorübergegangen sein? —

Hiemit glaube ich die Grundlage des Verständnisses der Briefe Spiekers gegeben zu haben. Ich möchte hier besonders auf das kluge Wort Lhotzkys (angeführt im Türmer S. 635 oben) hinweisen. Es deckt sich dem Sinne nach mit der von uns gesetzten Antithese des Hintergründlichen und der Form.

Aus der gleichen Quelle scheint mir auch der große Mangel der „Menschenweihehandlung" zu fließen. Wie Jesus selbst die ganze Göttlichkeit seines Wesens erst in der Einfachheit seines Redens und Tuns entfaltet, wie der Grundklang der Evangelien Klarheit, Gefundenhaben und Ruhe ist, so soll auch der Weg sein, den die Menschen zu ihm gehen oder geführt werden. Bei Rittelmeyer ändert sich das natürlich vollkommen mit der Betonung des Hintergründlichen, und so wird seine deutsche Messe eine „suggestive Einführung der Hörer und Teilnehmer in die mystische Welt gesteigerten religiösen Empfindens" (S. 634). Es tritt ein fremder Klang hinzu, der uns durch einen Blick auf Steiners Christologie verständlicher, doch nicht vertrauter wird. Schon der Gott der alten Propheten war im „stillen sanften Sausen" gegenwärtig, wie viel mehr der Vater Jesu, der uns in diesem Gleichnis oder, wenn wir wollen, dieser Tatsache die ganze Eindeutigkeit und ruhige Gewißheit seines und unseres Verhältnisses zu Gott klargelegt hat. Mir ist für Rittelmeyer keine Kritik schonend genug, dennoch glaube ich, ihm fehle nicht sowohl die Einsicht darein (aus gewiß verständlichen Gründen), daß die religiöse Form zur Religion selbst ein Verhältnis ähnlich dem der Moral zur Sittlichkeit einnimmt, daß Form überhaupt zunächst „nur" Möglichkeit der Mitteilung ist, sondern daß er sich gegen die in jenem Verhältnis begriffene Halbheit und Unwahrhaftigkeit mit ganzer Kraft wehrt und ihre Notwendigkeit nicht anerkennen will. Sonst müßte einem Mann von seiner geistigen Bedeutung die Wahrscheinlichkeit, daß seine „Christengemeinschaft" eine — wenn schon bedeutsame — Sekte ohne Möglichkeit der gewollten Ausweitung über alle menschlichen Zonen bleiben werde, warnend entgegengetreten sein.

Doch sollen alle diese sachlichen Einwände unserer Verehrung für Rittelmeyer keinen Eintrag tun, der in unserer Zeit der Flauheiten furchtlos die letzten Folgerungen aus seiner Überzeugung gezogen hat und uns allen hierin ein Vorbild sein kann.

Walter Erich Schäfer



Literatur, Bildende Kunst, Musik

Eberhard König in seinen drei Hauptwerken

Es ist ein umfangreiches Werk, das der fünfzigjährige Eberhard König bisher seinem Volke geschenkt hat. Seinem Volke: denn die Wurzeln dieses Schaffens ruhen tief in deutscher Erde, aus den besten Tiefen deutschen Wesens hat der Dichter Kraft geschöpft — und am deutschen Gedanken hat sich sein Talent entzündet zur Tat.

In Eberhard Königs Büchern leben Deutsche, wie wir sie geliebt haben und immer lieben werden, leuchtet in ihrer Herbheit und Verhaltenheit jene deutsche Seele, die in Bach und Brahms zur Musik, in Raabe und Eichendorff, Goethe und Schiller, Novalis und Hölderlin zum Worte, in Thoma, Böcklin, Dürer zum Bilde ward.

Unsere durch eine Unzahl von Parteien zerrissene Volksgemeinschaft ist bestrebt, ihre Dichter tendenziös abzustempeln: Pazifist, Reaktionär, Katholik, Jude oder Deutsch-Völkischer. Und mancher Dichter fördert durch zu lange Duldsamkeit dieses Treiben. Dagegen scheint der Begriff: deutscher Dichter ganz abhanden gekommen zu sein. Solches Tun fördert nicht die Gemeinschaft, schädigt aber schwer den Dichter und seine Arbeit, da der also Abgestempelte über die betreffenden Kreise hinaus nur schwer Gehör findet. Gerade diese notvolle, aufgelöste Zeit braucht große, feste Begriffe und Ideen, braucht Zusammenschluß im Geiste. Und ich bin der Meinung, daß sehr viele Teile unseres Volkes diesen Halt, diese Erhebung aus den Niederungen des Alltags im Werk Eberhard Königs finden können.

Den stärksten und unmittelbarsten Eindruck vermittelt seine Sprache. Herb und festgefügt, oft voll hinreißender Wucht und männlicher Kraft, erinnert sie lebhaft an die beste Holzschnittkunst Dürers, ist dabei von einer eigentümlichen, nur diesem Dichter eigenen Klangfülle. Ganz frei von irgendwelchen modernen Experimenten, entlehnt sie aus bester deutscher Überlieferung Worte, deren bezaubernde Melodik wir hier überrascht empfinden. Von ihrer lebendigen Kraft mag zeugen, daß sie nie spröde und zusammengesucht erscheint, sondern als ein Gewand aus einem Guß sich um den ebenbürtigen Inhalt legt. Und in den Szenen zartester seelischer Dinge blüht diese Sprache wundersam weich und voll wie eine dunkle, sammetne Blume auf — immer in sich stark und nie weibisch und zerflossen wirkend, eine Erquickung für jeden um das Geheimnis der Sprache Wissenden. Gipfelpunkte sprachlich schönster und seltenster Ausdrucksmöglichkeiten bieten die Trilogie „Dietrich von Bern“ und die Geschichte von „Fridolin Einsam“, wie die „Legenden von dieser und jener Welt“ sehr häufig.

Die Menschen Königs wurden erst ganz deutsch, ehe sie versuchten, mit den Gedanken anderer Völker und Rassen zu denken. Heute entäußert man sich gern eines nie wahrhaft empfundenen, nie ganz verstandenen Deutschtums, um in einem Internationalismus, in einem gestalt- und haltlosen Weltbürgertum „zu machen“. Eine Konjunktur, wohl. Aber nur aus Eigenem, aus den Grenzen eigenen Seins empfängt der Mensch die Kräfte zur Gestaltung eines ganzen, vollen Menschtums. Die Mehrzahl begnügt sich leider, halb zu sein. Wie deutsch die Geistigkeit der Menschen dieses Dichters ist, — kennt sie doch keine Grenzen von Mensch zu Mensch, strebt über das Festland hinaus, strebt sehnend Letztes, Ewiges gläubig zu umfassen! Kampf ist und

Heldentum, Tat-Leidenschaft und Sehnsucht, Kinderherz und reiner starker Glaube, was ich deutsch an diesem Dietrich von Bern, an Fridolin Einsam, an Hermoder nennen möchte. Das große, unsichtbare Heldentum der Ich-Überwindung empfängt hier glorreiche, künstlerische Weihe. Mannestum und Weibestum sind tief und rein empfunden und gestaltet, das Heldische feiert Siege der Hoheit noch im Untergange, herzlich warm und ergreifend geht die Menschlichkeit durch diese Werke: groß und einfach und leuchtend, wie Jesus ging durch seine Zeit; — höhenzu Buch um Buch: hinauf will der Dichter, hinauf drängt es ihn, hinauf zieht er dich, entflammt alles Gute, Strebende, Schöne in dir zum Willen, zur tätigen Nachfolge, und gesprochen oder ungesagt klingt immer, trotz allem, der Männerschwur:

„Daß diese Welt dem Helden,
Daß sie dem guten Gott gehört."

Die Bühnendichtung „Dietrich von Bern", drei Abende füllend, ist an Konzeption und Erfüllung eine große, bedeutsame Leistung. Nach meinem Empfinden ist in diesem Werk die stärkste Konzentration des Dichters und Gestalters gegeben. Hinreißend flutet die Sprache — das Geschehen der Sage findet hier wahrhaft dichterische Ausdeutung, und Szenen makelloser Schönheit zwingen Herz und Geist zu einem unbedingten Ja. Hoheit und Adel großer Menschen und Charaktere, das Hohelied der Treue findet in dieser Dichtung einen Ölberg, ein Golgatha, und auch ein Ostern, ein Pfingsten.

Verständlich, daß ein, schon dem Umfange nach so ungewöhnliches Werk nicht nur Steigerung und Höhen kennt; daß da Stockungen und matte Stellen sich ergeben. Und verständlich auch, daß bei der großen Anzahl handelnder Personen nicht alles scharf geprägt, nicht alles volles Leben in sich trägt, daß hier zuviel gegeben und dort zu wenig. Aber diese Einwände, diese Pausen und dies Stillestehen sind nur wie ein Atemholen, sind wenig gegenüber der Tatsache, daß wir hinaufgeführt worden sind auf eine Höhe reinster, bester, deutscher Kunst und edelster Menschlichkeit. Schön und fesselnd liest sich diese Dichtung wie ein Meisterroman; der heiße Atem großen Geschehens, die überzeugende Charaktergröße seiner Menschen reißen mit zu Tat und Liebe. Vornehmlich unsere Jugend kann aus diesem Werk Kraft und Begeisterung in reichem Maße empfangen. Unsere zielungewisse Zeit, mutlos und künstlerisch unfruchtbar, macht es verständlich, daß uns bis heute das Wagnis und die Leistung eines deutschen Theaters fehlt, die ganze Dichtung vorzuführen.

Das Schloßpark-Theater in Berlin-Steglitz wagte in diesen Tagen mit seinen geringen Mitteln eine Aufführung des 2. Teils „Herrat". Und das Unzulängliche — hier ward's Ereignis. Den Dietrich spielte nicht, sondern lebte Hans Mühlhofer. Das Höchstmögliche an Interpretation der Dichtung durch den Darsteller: — es war ein Erlebnis des Heldischen. Form und Inhalt ein unlösliches Ganzes; bei aller einfachen Menschlichkeit des Gotenkönigs groß und frei die Gebärde des Helden, des in der Seele, im Charakter königlichen Menschen. Unbedingt glaubhaft und erquickend stark lebte das Wort des Sängers von diesem Helden:

„Er kam, um dem Satan das Handwerk sauer zu machen."

Fridolin Einsam — das ist die deutsche Sehnsucht, das ist die Sperlingsgasse des Wilhelm Raabe (über den in dem Buche wundervoll nahe Worte stehen), das ist Versponnenheit und Versonnenheit, ist Phantasieren und Fabulieren, ist Leiden und Untergehn, — wundergläubig, kinderfroh, wirklichkeitsentfremdet — — aber tief hingegeben den geheimen Melodien der Dinge, daß die Seele widerklingt und so der Alltag niedermusiziert wird. Märchenhold diese Geschichte, voll von Weisheiten des Herzens, ganz erfüllt von Liebe zu den kleinen, stillen Dingen. Eines der stillsten, klingendsten, abseitigsten Bücher in meinen Schränken, — eines der liebsten.

Die „Legenden von dieser und jener Welt". Hier lebt die reiche Phantasie, das reichgestimmte Herz bunte Träume voll Glanz und Wirrnis, Hell und Dunkel, Auf und Nieder.



Im tiefen, verlorenen Waldesdunkel blüht heimlich und lockend die Romantik und erwählt sich absonderliche Gesellen zu noch absonderlicheren Fahrten in Dichters grenzenlosem Reich. Auch hier hohe Meisterschaft der Sprache, tiefe Sinngebung, reicher Gedankengehalt: köstlich das Märchen vom Waldschratt, gesättigt von Farben und Klängen des deutschen Waldes, der Sehnsucht und Güte und Weisheit. Zart und fein abgewogen die Rhythmik der Mondlegende vom ersten Liebe. Bedeutend die Problemstellung der geistigen Berufung des künstlerischen Menschen in der Geschichte von der silberfarbenen Wolkensaumweise. Hier waltet reich die Phantasie und deutet unsagbarste Dinge um das seelische Einssein von Melodie und Geist. Zwei Edelstücke aber, groß und leuchtend und voll Macht des Geistes, würdig von jedem Deutschen gekannt und geliebt zu werden: „Hermoders Ritt" und „Von Satans Bangen und Lachen".

Ein großer deutscher Dichter. Groß und deutsch im Sinne des Dichters, den diese armen, zerrissenen Tage deutscher Not aus den Bücherschränken und verstaubten Literaturgeschichten herausgeführt und lebendig mitten unter uns gestellt haben: Schiller. Wer möchte sagen, Schiller sei „deutsch-völkisch"? Er, deutscher Erde treuester Sohn, dessen Wort und Herzschlag über politische Landesgrenzen hinüberreicht ins unbefriedete Gebiet der menschlichen Seele überhaupt. So erscheint mir auch Eberhard Königs Werk als Kunstwerk eigenster Prägung gelungen und berufen, einer großen Volksgemeinschaft hohes Bildungs- und Geistesgut zu werden. Und gerade für diese nach Größe — nach Charakter — nach Licht sehnende Zeit. Ist doch hohe künstlerische Tradition, starker Gottesglaube und freie, edle Menschlichkeit in diesem Werk vereinigt, ist in ihm doch der göttliche Funke, der in verwandten suchenden Menschen sich enzündet zu einem unser Leben erwärmenden Feuer. Ist es doch aus einer Persönlichkeit geboren, die uns diese Worte geben konnte:

„Vom Opfer lebt das Leben,
in Opfern zeugt sich's fort" . . .

und:

„Was aber Menschen mehr denn Geburt, Hab und Gut, Wissen und Ehr, leibliche Zier und Gewand trennt und fremd einander macht, das ist die Gabe der Ergriffenheit, die ihnen gar verschieden zugemessen ward: da sind nur wenige, in denen lebt sie stark und rein und unbedingt; bei den vielen aber kümmert und siecht sie dahin, erstickt in staubiger Armseligkeit des Denkens und Strebens, verkrüppelt und verzwergt durch Gemeinheit, Feigheit, Dumpfheit und Erdstoffschwere."

Ich ward ergriffen, stark und rein und unbedingt. Und sein Wort im Dietrich:

„Er zählte mir zu jenen Mannesbildern,
Die uns das Leben weit und würdig machen" —

ich weiß, dies Wort wird sich an vielen dem Dichter gegenüber erfüllen.

Franz Alfons Gayda



Schwarze Fahnen

Ein Künstlerbuch

Ich habe ein Buch von Arthur Roeßler „Schwarze Fahnen" (Wien, Verlag Karl Konegen) sogleich in demjenigen Regal meiner Bücherborde beheimatet, wo die ganz nahen Freunde sich aufhalten; die man immer gleich zur Hand haben muß; deren kleine Schönheitsflecken man ebensowohl kennt wie ihre großen Schatten, und die man trotzdem liebt, oder gerade deswegen doppelt liebt: nicht wie „ausgeklügelte Bücher, sondern eben wie Menschen mit ihren Widersprüchen". So liebe ich auch meinen neuesten Freund.

Einen einzigen Schönheitsfehler nur kann ich an ihm entdecken — oder ist es auch ein Schatten? — Ja, es ist ein Schatten, wenngleich es ihn über sich selber wirft: — sein Titel ist dieser Schatten.

Der Name eines Buches, dünkt mich, soll soweit wie möglich einen Schlüssel zu seinem Innerlichsten geben. Das Innerlichste dieses Buches, das, warum man es so lieben muß, aber ist nicht Tod, sondern Leben! Die Bezeichnung „Schwarze Fahnen" knüpft sich an den rein äußerlichen Grund, daß Todes- und Gedenktage verstorbener Künstler Anlaß zu den verschiedenen, hier gesammelt vorliegenden Studien wurden. Diese Art der Entstehung erklärt die scheinbar willkürliche Auswahl, die ganz äußerliche alphabetische Reihenfolge und Einordnung in Abstammungsgebiete, wie deutsche, österreichische, schweizer, englische, französische, schwedische und andere europäische Künstler.

Vielleicht war irgend eine Gruppierung notwendig. Aber eigentlich wohl nur für die Beckmesser, gegen deren Ja oder Nein der Verfasser im Vorwort sich ausdrücklich verwahrt. Für den Fachmann und Sachkenner, dem „keine bisher verborgen gewesenen Forschungsergebnisse" vermittelt werden sollen, kommt sie kaum in Betracht, weil ja das Buch eben kein „kunsthistorisches Werk" darstellen soll, sondern eine künstlergeschichtliche Arbeit; weil sie letzten Endes auch für ihn gar nicht gedacht ist, sondern: vielmehr soll „den kunstliebenden Laien und den lebenden Künstlern ein Lesebuch in die Hände gegeben werden, das mancherlei Wissenswertes über das Leben und Schaffen bekannter, kaum gekannter, mißkannter und unbekannter Künstler enthält".

Ich habe mir denn auch erlaubt, da ich nicht als Fachmann zu urteilen brauche, sondern nur als Laie spreche, sogleich eine Umtaufe vorzunehmen, und habe die „Schwarzen Fahnen" zu meinem Privatgebrauch „Das Buch der heimlichen Könige" benannt.

Allerdings, für den kunstliebenden Laien und für den Künstler wurde dieses Buch geschaffen. Dieser und jener werden über ihm sitzen, wie in den Tagen ihrer Kindheit über Märchen und Abenteuern. Sie werden ihn wieder spüren, den geheimnisvollen Geruch alter, verstaubter Bodenwinkel, den Mittagsdunst über verwachsenen Jelängerjelieberlauben, das Trippeln von Taubenfüßen auf morschem Holzgebälk. Ihre Augen werden den kühnen Glanz ihrer Jugendjahre erhalten, und das Blut in ihren Pulsen wird zucken über diesem reizvollen Buche der heimlichen Könige.

Nein, dieses Buch ist wirklich kein kunsthistorisches Werk. Es ist sehr viel mehr: es tut dar die geheimen Zusammenhänge zwischen Leben und Werk eines Künstlers. Wie eines so werden mußte, weil das andere so war. Oder umgekehrt. Wie man will. Und weil diese innerlichsten Zusammenhänge aufgezeigt werden in einer bildhaften Deutlichkeit ohnegleichen, so ist dieses Buch, das „nicht komponiert wurde und nicht konstruiert, dem kein System, keine schulmäßigen Theorien, keinerlei vorgefaßte Meinungen zugrunde liegen", obwohl es von lauter „Toten" handelt, dennoch lebendig wie das Leben selber.

Es geht in diesem Buche ja auch nicht um Tote: es geht um solche, die ein Unvergängliches darstellten in ihrem Werk. Ja, muß man nicht gegen den Titel eifern? Schwarze Fahnen? — Nein, flammende Fanale! Flammende Wegmarken aus dem Dunst der Niederungen zu den Firnen, darüber die Ewigkeit thront.

Und zum letzten muß ich das Werk verteidigen gegen seinen Schöpfer, wenn er es eingangs nicht als Buch, sondern als Gebinde angesehen wissen möchte. Gebinde? Geschnittene Blumen, vom mütterlichen Nährboden Abgetrennte, — Tote. Ich meinesteils, die ich einen Garten pflanzte und in diesem Garten den großen Geheimnissen näher ziehe Jahr um Jahr, von Samen zu Frucht, von Saat zu Reife, ich heiße dieses Buch einen Garten. Wie ein lebendig blühender Garten ist dieses Buch, das von „Toten" handelt.

Wer spürte nicht ganz tief den gemütvollen Reiz Ludwig Richterscher Stimmung, wenn jener vom Schlendergang durch nächtliche enge und winklige Stadtgassen heimgekehrt, den

langschößigen Ausgehrock gegen den Hauspelz vertauscht, in der engen, von einem dumpfen Döll erfüllten Stube behaglich am „spuckenden“ Kachelofen sitzt; oder verfolgte in freudig starkem Bejahen die Wandlungen Fritz von Uhdes, der nicht „Artist“ war und nicht „absoluter Maler“, dem die künstlerischen Ausdrucksmittel eben nur Mittel bedeuteten: „Höheres und Menschlicheres auszudrücken als bloße virtuose Pinselkraftmeierei“; der eine lange ernste Schaffensperiode dem düsteren Grau der Entrechteten und Entheimateten weihte, und der zuletzt zum Licht- und Sonnenmaler wurde, „weil er nicht nur ein großer Meister der Malerei, sondern zugleich ein wahrhaft guter Mensch war, der das Leben und alle Lebenden liebte und ein sonnenfrohes Dasein für sie begehrte“. Wem kräuselten sich nicht leicht die Mundwinkel im Angedenken Antons von Werner, dem Maler der „Kasinobilder, des soldatisch Propperen und Reglementmäßigen“, der die Periode Kaiser Wilhelms II. in Kunstfragen so stark beeinflußte, und freute sich dann am Gegenstück Menzel, der, „wenn nicht den größten preußischen Maler, so doch den größten Maler des Preußentums bedeutet“; der sich nicht auf Intuition oder Inspiration verließ, sondern sich der Methoden der exakten Wissenschaften bediente und der dennoch in seinem Balkonzimmer ein Vierteljahrhundert vor Manet ein Werk schuf, „das eine Schicksalswende für die europäische Malerei hätte bedeuten können“. Wieviel noch möchte man andeuten: Klimt mit seiner glühenden Dreimännersinnlichkeit, der das Leben so inbrünstig liebte und mit Gott um die Gnade der Beglückung durch die Schönheit für alle rang. Ich möchte an jene bestimmte Literaturrichtung, die wir überwinden, und der der Golem angehört, erinnern, die in dem Schaffen von Gabriel Max bereits vorgebildet wurde; der seit dem Prager Spukhause seiner Kindheit jene unwiderstehliche, kranke Neigung zu allem Rätselhaften, Gespenstischen im Blut hatte. Die erschütternde Tragik im Leben und Sterben des Schweizers Hans Brühlmann steht im Gleichgewicht gegen James Whistler, von dem Degas einmal sagte: „Whistler, Sie wären der lächerlichste Mensch in Paris, wenn Sie nicht — ein Genie wären!“ Rodin, der Gigant, der Unvergleichliche, der am Weltkrieg verblutete, steht gegen Lautrec, den zwerghaften Abkömmling der Grafen von Toulouse-Lautrec, die neben dem König von Frankreich reiten und Damen von königlichem Geblüt heiraten durften, und deren letzter von ihnen durchseuchter Sproß der Maler der Dirnen wurde und Lebemänner, der roten Salons, der überhitzten Sinne und zerrissenen Nerven.

Ich könnte auf Moreau hinweisen, den glühenden Versinnlicher der Antike, auf Renoir, der „die kindlichsten Kinder und weiblichsten Weiber“ gemalt hat, auf Klinger, den Philosophen unter den Malern, auf Segantini, El Greco, auf Meunier, Welti, Hodler und unseren köstlichen Schwind.

Es gibt keine Kompromisse in diesem Buch, aber es gibt ebensowenig einseitiges Eingeschworensein auf eine oder die andere Richtung. Es geht hier um gar keine „ismen“, es geht um die Kunst schlechthin: Kunst, wie ihr in der Studie über den „unvermutet jäh und allzu jung“ verstorbenen Österreicher Robert Eckert nachgefragt und so überaus einfach und unwiderlegbar geantwortet wird. Wir sind ja leider noch weit davon, die Kunst als notwendig zu betrachten. Den meisten Menschen gilt sie immer noch als ein Luxus, als etwas Entbehrliches, und wenn viele Menschen doch schon zur Kunst gehen, geschieht es, um von ihr das „Schöne“ zu verlangen — das es gar nicht gibt; weil das bloß Schöne das Pendant zum Ding an sich ist, und es beide eigentlich nicht gibt.

„Was Kunst denn sei, wenn nicht Schönheit? — Kunst ist in gesetzmäßigen Formen vollzogener höchster Gefühlsausdruck.“

Und mit dieser so überaus einfachen Klarstellung einer fast vergessenen Wahrheit möchte ich die „flammenden“ Schwarzen Fahnen in sehr viele Hände gelegt haben.

Friede H. Kraze



Max Reger

Der Pseudo-Idealismus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatte eine an sich richtige, aber oberflächlich gehandhabte Theorie von der Übereinstimmung des Lebens eines Künstlers — d. h. in jener Lesart: seiner bürgerlichen Erscheinungsform — und seines Werkes aufgestellt. Das Ergebnis dieser Anschauung ist namentlich in zahlreichen kleineren oder größeren Würdigungen Mozarts und Beethovens deutlich: aus Mozart war ein zierliches Rokoko-Figürchen, aus Beethoven ein finsterer, ewig brummender Bi-Ba-Bo geworden. Bei beiden übersah man dabei die wesentlichen Charakterzüge, ohne die ihre Gestalten blutleere Atrappen sind. Beiden haben freilich diese untiefen Darstellungen das Leben nicht mehr verbittern können; ihren Werken haben sie sogar viele Anhänger verschafft, bei denen sich natürlich rückwirkend manch unsinnige und falsche Auffassung der Werke geltend machte.

Um so gefährlicher aber mußte diese Theorie lebenden Künstlern werden, bei denen man die kleinen Zufälligkeiten und Nichtigkeiten des Alltags beobachten konnte, und es hat kaum einer darunter schwerer zu leiden gehabt wie Max Reger. All die Verstimmungen und Mißverständnisse, die der Mensch Reger hervorrief, übertrug man ohne Einschränkung auf sein Werk — und wer das Werk nicht verstand, suchte dafür Erklärung in dem unverständlichen Reger. Denn Reger war, namentlich in größerer Gesellschaft, wie sie nach Konzerten fast zwangsläufig zusammenkommt, oder wenn er sich als Gegenstand der Beobachtung fühlte, für den Betrachter oft ungenießbar: er war dann entweder ganz verschlossen, kurz angebunden und leicht erregbar oder aber mit dauernden Witzeleien, mit geradezu krampfhaft durchgehaltenem Witzeerzählen bei der Hand.

Wer aber einmal einen Einblick in die Arbeitsweise und Arbeitsleistung dieses Mannes getan hat oder wer in Regers Nähe beobachten konnte, welches Übermaß an Arbeit er täglich leistete, welch ungeheure Konzentration dazu gehörte, um die komplizierten vielstimmigen Werke ohne Skizzen, ohne Entwürfe im Kopf fertigzustellen und sie dann gleich in Reinschrift niederzuschreiben, welche Fülle anderer Arbeiten — Konzerttätigkeit, Korrespondenz, Unterricht — er außerdem noch zu bewältigen hatte, der weiß, daß dieses Verhalten Menschen gegenüber nichts weiter als ein notwendiger Selbstschutz, eine Ablenkung der überspannten Nerven war. Eine Ablenkung, die sich eben in einer planlosen Spaßmacherei oder auch in einem Bedürfnis nach Alkohol geltend machte. Der Musikantendurst ist ja eine sprichwörtliche Angelegenheit.

Man darf aber bei diesem Verhalten, das Reger so viel schiefe und harte Urteile eingebracht hat, nicht vergessen, daß wirkliche Schöpfernaturen in der Regel sehr scheu und zurückhaltend sind, daß sie mit ihren Empfindungen und Gedanken nur selten aus sich herausgehen, ja sie lieber hinter irgendeiner Maske — und sei sie auch grotesk — verbergen; das war bei Reger der Fall. Weder ein Meister der wohlgesetzten Rede noch der Schrift, ließ er sich ungern in Erörterungen über Kunstfragen ein, niemals dann, wenn er die Absicht merkte. All das Gerede von seiner Unbildung ließ er ruhig über sich ergehen; er war sich seines Wertes genug bewußt, um sein Wissen nicht in müßigen Wortstreitereien oder erzwungenen Gesprächen beweisen zu müssen.

Ganz anders als das Urteil der Fernerstehenden, der flüchtigen Beobachter, fiel die Wertschätzung derjenigen aus, die ihn wirklich kennen lernten. Sie alle bewahren eine große Liebe für diesen prächtigen Menschen, der im kleinen, vertrauten Kreis so offen und unbefangen sein konnte wie ein Kind, der voller Güte und Hilfsbereitschaft war und der neben einer beträchtlichen Allgemeinbildung vor allem eine tiefe Herzensbildung besaß.

Ein besonderer Wesenszug Regers sei noch erwähnt: er war im besten Sinne ein Abbild jener alten deutschen Meister, als deren Prototyp uns Johann Sebastian Bach neben den Dürer, Luther, Hans Sachs erscheint. Was Reger als Künstler zum Meister in jenem alten, schönen Sinne stempelte, war nicht nur seine tatsächliche Meisterschaft in der Satzkunst, sein überlegenes

Können, das ihn — einem Mozart gleich — Kompositionen wie Briefe schreiben ließ, war nicht nur sein Wissen um die letzten technischen Geheimnisse, sondern auch seine Hochachtung, ja Ehrfurcht vor dem Handwerk, das er als die Summe von solider Arbeit, fruchtbarem Fleiß, peinlicher Gewissenhaftigkeit, innerer Tüchtigkeit, zielfroher Strebsamkeit und vollkommener Beherrschung aller technischen Mittel und formalen Elemente begriff, ohne die auch die reichste Naturanlage ihre Kräfte nicht voll entfalten kann. In dieser Meisterart, die das Handwerk ehrt, weil sie seinen goldenen Boden kennt, steht er ziemlich einsam unter seinen Zeitgenossen da.

Ein rechter Meister war er auch als Lehrer. Der Schüler, dem er sich menschlich zugeneigt fühlte — das war überhaupt die Grundbedingung für ein Zusammenarbeiten —, gehörte zu seinem engeren Kreise; er lernte dort nicht in wohlabgewogenen Dosen, sondern im täglichen Umgang mit ihm. Neben der Forderung gewissenhafter Arbeit und gründlicher Aneignung alles Technischen stand das liebevolle Interesse für den Schüler, neben der fruchtbringenden Unterweisung an seinen eigenen Arbeiten während der Niederschrift seiner Kompositionen stand die freie Arbeit des Schülers, das Korrekturenlesen seiner Partituren, die Übernahme des ihm unterstellten Chores in den Proben und manche Privatarbeit für den Vielbeschäftigten; und neben der Voraussetzung unbedingten Vertrauens in seine Führerschaft stand endlich das beglückende Vertrauen, das er seinerseits dem Schüler schenkte. Wer es einmal gewonnen hatte, der war wie ein Sohn in seinem Hause, kannte seine Freunde und Feinde, seine Pläne, Lieblingsgerichte und seine guten Zigarren, die mit weisem Vorbedacht, beinahe wie Orden verteilt wurden, leichte und schwere, große und kleine und gelegentlich — wie ein Adlerorden fünfter Klasse — eine nikotinfreie.

Man hat Reger aus seiner technischen Meisterschaft, aus seiner bewußten Hochschätzung des künstlerischen Handwerks, aus seiner Vorliebe für Formen, in denen die Kunst des Satzes eine gewichtige Rolle spielt, oft einen Vorwurf gemacht, ja seine Werke als technische Mache bezeichnet und ihnen geistig-seelische Werte abgesprochen. Man erkannte einfach nicht, daß dieser Mann in seinem Werke nicht der verbildete, ins Maß- und Ziellose geratene Abschluß der großen klassisch-romantischen Epoche war, sondern daß er sich mit ungeheuerer Kraft und Intensität aus den ins Weite und Flache verlaufenden Abflüssen dieser Epoche emporreckte und den Weg zu einer neuen wies. Daß diese wieder — im ewig gleichen Wellenschlag der Entwicklung — eine Periode polyphoner Kunst sein wird, hat die kurze Spanne seit Regers Erscheinen gezeigt.

Dieser Schritt zu einer entschiedenen Stilwandlung erklärt die Beziehungen Regers zu der Kunst Johann Sebastian Bachs. Jede Polyphonie, auch die neu vor uns erstehende, kann die wichtigsten Gestaltungsmittel kontrapunktischer Kunst nicht entbehren; deshalb war es nur natürlich, daß Reger nach dem nächstliegenden und größten Vorbild griff. Aber das seelische Leben, der Pulsschlag und Atem, die Intensität seiner Kunst sind doch anders als im Zeitalter Bachs. Den Durchgang durch die melodisch, rhythmisch und harmonisch so üppigen Gefilde der klassisch-romantischen Kunst kann und will der neue Stil nicht verleugnen. Deutliche Unterschiede von der alten Polyphonie treten hervor: die Lockerung und Durchbrechung des zusammenhängenden, stark und breit fließenden Stromes der Bachschen Schreibart, mehr dramatisch lebhafte, durch schroffe Gegensätze wirkende, als episch ruhige Ausdrucksform und eine — man möchte sagen — gebärdenreichere Sprache, die nach stärkster, leidenschaftlichster, unmittelbarster Gestaltung der schöpferischen Ideen sucht.

Reger ist mit der Wendung zu einem neuen Stil — der selbstverständlich nicht mit einem Schlage ausgebildet dasteht — in eine Zwischen-, in eine Übergangsperiode geraten. Das darf bei der Bewertung seines Werkes nie vergessen werden.

Die drei Momente der Stil-Vermischung, der Wandlung und Gewinnung des eigenen Stiles in seinen Werken lassen sich unschwer verfolgen. Er kam aus einer Umwelt, die mit der klassischen Epoche verwachsen war. Brahms, Schumann, Richard Wagner und Hugo Wolf haben von dieser Seite aus auf ihn gewirkt. Aber die Erkenntnis, hier nicht weiterbauen zu können, und seine

durch und durch polyphone Musikernatur ließen ihn an Bach anknüpfen. Daß das nicht aus Schwäche und epigonalem Empfinden geschah, beweisen jene ganz eigenartigen, hochbedeutenden und reifen Orgelwerke des Sechsundzwanzigjährigen, die mit einem Schlage seinen Namen aufleuchten ließen.

In ihnen offenbaren sich bereits alle jene Merkmale, die typisch für Regers Tonwelt sind: das ewig Gärende, das gewaltige, manchmal gewaltsame Zusammenballen, rastloses Nachobendrängen, eruptive Entladungen, ein Übereinanderschichten und Emportürmen, ein Überfrachten mit Einzelheiten, Vielgliedrigkeit und Vielstimmigkeit, die dichte Verschlingung der Linien, die Vorliebe für Mischfarben — endlich das Mystische, Dunkle, Ekstatische, religiös Feierliche in seiner Sprache.

Einer der häufigsten Vorwürfe gegen Regers Werk war der der Formlosigkeit, ohne daß dabei eigentlich je klar ausgesprochen wurde, was man unter Form verstehe. Denn neben diesem Vorwurf tauchte ebenso häufig die gegenteilige Behauptung auf, Regers formales Schaffen stütze sich ausschließlich auf überlieferte Formen.

Im Hinblick auf die äußere Bauform, auf den Grundriß der meisten seiner Werke ist festzustellen, daß Reger über die überlieferten Formen kaum hinausging. Er wußte — schon vor dem Fiasko der mit so großem Prunk auftretenden Programm-Musik — sehr wohl, was er damit tat. Sein Formgefühl war zu stark, um so natürliche Erscheinungen und Gegensätze wie die von These und Antithese, männlichem und weiblichem Prinzip, von Licht und Schatten und die aus ihnen entstandenen Formen zu verleugnen. Ebenso wie ihn sein eminentes Formgefühl immer wieder zu jener ältesten Spielform musikalischen Gestaltens: zur Variation trieb.

Mit welch sicherem Blick, mit welch künstlerischem Instinkt er aber auf bestimmte alte Formen zurückgriff, zeigt seine Vorliebe für die Suite, die er als erster wieder ausgiebig pflegte und die heute neben der Variationenform das Interesse der Komponisten viel stärker anzieht als die Sonate. Daß er darin schulemachend war, beweist, wie recht er hatte, als er nicht mit denen ging, die im Zerschlagen der alten Formen neue zu finden hofften.

Letzten Endes sind die Grundformen aller Künste sehr einfach und nicht einmal sehr mannigfaltig. Mannigfaltig sind nur ihre Abwandlungen und vor allem das, was man ihnen schafft. Und gerade innerhalb der einfachen, großen Grundrisse zeigt sich bei Reger so viel Wertvolles und Neues! Nicht nur in der polyphonen Schreibtechnik, die in ihrer ungebundenen, freien Art, in den scheinbar improvisierten Wendungen, in dem ausgesprochenen Espressivo-Charakter durchaus eigenständig ist, sondern mehr noch in der selbständigen Entwicklung der Bindeglieder namentlich in der Sonatenform, die ja Reger in seiner Kammermusik fast durchweg beibehält. Hier offenbart sich unerwartet stark Regers Denken und Fühlen aus den Formen der Polyphonie heraus; denn die Überleitungen der Sonatenform werden ihm mehr als loser Kitt, als bloße Hinleitungen; er empfindet sie wie die Zwischenspiele in den fugierten Formen, sie werden bei ihm wesentlich breiter und selbständiger, können zuweilen sogar als besondere Gruppe angesprochen werden.

Die Undurchdringlichkeit des Satzes und der Form, die man in Regers Werk empfand, beruht eigentlich gar nicht auf formalen Prinzipien, sondern auf harmonischem Gebiet, obgleich beides streng genommen nicht zu trennen ist. Man suchte bei ihm nach den klaren, harmonischen Gliederungen, wie sie die klassische Musik in ihrer vertikalen Harmoniestruktur aufwies, und fand sie nicht, weil hier zunächst die Erkenntnis fehlte, daß die harmonische Gestaltung in der kontrapunktischen Kunst ganz anderen Gesetzen gehorche, als in der monodischen. In dieser, in dem Stil der Wiener Klassiker, ist die Harmonie ja nicht nur Farbe und Charakterisierungsmittel, sondern auch ein wesentliches formales Hilfsmittel. Die einzelnen Formglieder vom ganzen Satz über die größeren Einzelteile bis zur Periode, zum viertaktigen Halbsatz, ja bis zur zweitaktigen Phrase haben harmonisch ihren in sich abgerundeten Lebenslauf, der seine Rundung, seinen mehr oder weniger fühlbaren Abschluß durch die harmonische Schlußformel, die Kadenz, erfährt.

So reihen sich die einzelnen Formglieder eines klassischen Sonatensatzes, einer Phantasie, eines Tanzes wie Perlen einer Kette aneinander.

In der Polyphonie mit ihren selbständigen, in ihrer Gliederung und Entwicklung verschieden verlaufenden Stimmen ist dieses Prinzip gar nicht möglich. Größere, fühlbare formale und harmonische Einschnitte finden sich da erst nach längeren Strecken. Trotzdem fehlt auch hier die harmonische Entwicklung innerhalb kleinerer und kleinster Strecken nicht. Auch hier ist — und gerade bei dem harmonisch so vielfältigen Reger — reichstes Leben, Auftrieb und Abtrieb vorhanden. Nur daß die einzelne harmonische Welle, noch bevor sie im Abstieg ihren Abschluß, ihre Lösung gefunden hat, von einer neuen Welle emporgerissen wird, der es in ihrem Lauf ebenso ergeht. So ergibt sich hier nicht mehr das Bild einer Kette, an der sich die Kadenzierungskreise wie Perlen aneinanderreihen, sondern das großer, weitgeschwungener Wellenbögen, deren Einzelwellen wie durch eine unterirdische Strömung stetig emporgetrieben werden. Die Vielheit der Linien erklärt diese Gestaltungsweise. Aus ihr heraus ist der Darstellungsstil für das Regersche Werk zu finden. Die nicht mehr scharf in sich geschlossenen, sondern ineinander fließenden Wellen und Formteile müssen aufs klarste herausgearbeitet werden, soll nicht ein undurchdringliches Tonchaos entstehen. Die Mittel dazu sind erstens eine feindifferenzierte Temponahme, die den Abstieg der Welle stets ein wenig verbreitert, und zweitens eine elastische dynamische Gestaltung, die in ihren Stärkegraden Auf- und Abstieg zu folgen hat. Der Darstellungsstil Regers ist darin — besonders im Hinblick auf die Tempovariierungen — von dem Bachs durchaus verschieden, während hier wie dort die sorgsame Herausschälung und Ausbalanzierung der Stimmen selbstverständliches, oberstes Gesetz ist.

Bei der ungeheueren Fülle der Regerschen Werke — ihr Schöpfer gehört zu den fruchtbarsten Komponisten aller Zeiten — kann es hier nicht meine Aufgabe sein, auf einzelne Werke einzugehen. Es macht sich in den letzten Jahren ein so starker Aufschwung in der Erkenntnis ihres Wertes bemerkbar, daß die allgemeine Pflege seines Werkes hoffentlich bald nichts mehr zu wünschen übrig läßt.

Es bedeutet nach Goethes Ausspruch einen Glücksfall, wenn ein Zwölftel des Lebenswerkes eines Künstlers auf die Nachwelt kommt. Wie die Auswahl bei Reger einmal sein wird, wissen wir nicht, denn wir stehen noch dem ganzen, in sich geschlossenen Werk zeitlich befangen gegenüber. Was aber davon auch fallen mag — seine Werke sind so groß, seine Gedanken sind einer so urwüchsigen, echten und deutschen Musikantenseele entströmt, daß wir uns an allem aus vollem Herzen erfreuen und erbauen können.

Dr. Hugo Holle



Die Musikbeilage

dieses Heftes entnehmen wir mit freundlicher Erlaubnis des Verlegers N. Simrock in Berlin den „Träumereien am Kamin“ von Max Reger (op. 143).



Türmers Tagebuch

Zersetztes Deutschtum
Wie halten wir die Abgesplitterten?
Die Selbstsucht · Wir müssen uns Charakter anschaffen
Großdeutsch — edeldeutsch

Jüngst kam mir wieder das düsterste Frühkapitel deutscher Geschichte vor Augen. Das schaurige von dem Streite der fränkischen Königinnen Brunhilde und Fredegunde. Von Waffen starrt es; es trieft von Blut, es schreit Entsetzen. Und es schrillt damit aus, daß die erste, durch Verrat gefangen, auf Befehl des Sohnes der zweiten von wilden Hengsten zerrissen wird.

Unser deutsches Schicksal! Damals fing's an, und seitdem waltet es finster fort. Die neustrische Fredegunde, die racheschnaubende, quälsüchtige Pariserin, bildete schon Frankreich vor; in der austrasischen Brunhilde auf dem Königsstuhle von Metz hingegen erkennen wir Deutschlands edlere Züge und schlimmeres Geschick.

Wie sie, so wird es heute blutig zerfetzt. In den Raub teilen sich die Grenznachbarn. Das Volkstum, ein heiliges Gesetz, solang es sich gegen uns werten ließ, wiegt eine Flaumfeder, seit es für uns ist.

Wir sind das zersplittertste Volk des Erdballs. Unsrem Vaterlandsliede zum Hohn spreizen sich fremde Gebietiger an der Maas wie an der Memel, an der Etsch wie an dem Belt. Franzosen, Belgier, Polen, Litauer, Letten, Esten, Tschechen, Magyaren, Südslawen, Rumänier, Dänen und Italiener setzen jetzt den Fuß auf den Nacken ihrer Unterworfenen deutschen Geblütes, deutscher Sprache, deutscher Sitte, deutschen Geistes und deutschen Wollens. „Viele Herren", sprach die Kröte, als die Egge über sie hinzackerte.

Was sie durch den Druck der Faust erworben, das wollen sie mit geistigem Hochdruck besitzen. Sie verslawen daher und verletten, sie magyarisieren und romanisieren. Vor allem aber werden unsre Wiederaufbau-Milliarden Kampfgelder gegen das Deutschtum des linken Rheinufers. Nicht nur französische Herrschaft, sondern auch französisches Fühlen soll höhnisch vorgeschoben werden bis zu den Füßen des Niederwalddenkmals.

Freilich eine Arbeit für Jahrhunderte. Sie wissen das. Gerade darum wird, um jeden Verzug zu kürzen, mit Eifer getätigt.

Desto größer die Gefahr. Leider ist der Durchschnittsdeutsche Wachs unter dem knetenden Finger der Fremdheit. Nur Balte und Siebenbürger haben sich herzhafter

bewährt. Sollen unsre Abgesplitterten Völkerdung werden, wie einst die Goten, Vandalen, Longobarden? Deutsches Eisen in deutschfeindlichem Blute? Schon um ihrer selber willen darf es nicht sein. Ein Entvölkischter ist geistig und seelisch zum Hämling geworden.

Wir dürfen also nicht verzichten, sie um keinen Preis stecken lassen in ihrer doppelten Not.

Somit hat der Versailler Unfriede uns zu seinen vielen Bürden auch noch eine weitere aufgepackt. Sie wird nicht tragbarer dadurch, daß es eine ungeschriebene ist neben tausend geschriebenen; nicht nebensächlicher, weil wir sie am willigsten auf uns nehmen.

Und welche? Kurz gesagt: So klein wir heute sind, um so großdeutscher müssen wir sein. Großdeutsch in sämtlichen Deutungen dieses Wortes.

* * *

Wo wird Großdeutschland? Auf dem Schlachtfelde? Dermaleinst vielleicht. Wenn die Ernte der großen Saat reif ist, dann klingt die Sense. Heute aber ist's vor allem in der deutschen Kinderstube, in Haus, Schule, Kirche und Presse. Denn die nächste Aufgabe haben Geist, Herz und Willen zu lösen. Großdeutschland wird erst, sobald Edeldeutschland geworden.

Durch das Unglück allemal streckte Gott seinen Arm nach uns aus. Denn leider immer nur, sobald der Feind von uns nahm Gut, Ehr', Kind und Weib, dann besannen wir uns auf das, was er uns nicht nehmen konnte. Zwei Jahre nach Jena und Auerstädt hielt Fichte seine Reden an die deutsche Nation. Wenn es besser werden soll, so war ihr kurzer Sinn, dann müssen wir besser werden. „Wir müssen uns Charakter anschaffen."

Er glaubte damals, die Selbstsucht habe durch ihre völlige Entwicklung sich selber vernichtet. Ob sie es überhaupt einmal tun wird? Krebsiger denn je zerfrißt sie heute die Welt, und uns wahrlich mit am allermeisten.

Von außen hat sie uns überrumpelt; im Innern das Schwert Hindenburgs zerbrochen, das dem Anschlag allein wehren konnte. Propter invidiam wurde Krieg, propter invidiam Revolution. Seitdem ist unsres Reiches Fortbestand nur noch eine Streitfrage zwischen Paris und London; letzten Endes ein englisches Rechenexempel. Er hängt davon ab, wie tief uns britische Selbstsucht als Warenerzeuger, wie hoch sie uns als Warenabnehmer einschätzt.

Daß es so weit kam, dazu haben wir wirbelköpfig mitgeholfen. Schon Tacitus redet vom germanischen Odium sui; von der deutschen Neid- und Habersucht wider das eigene Blut. Dieser Hang sei das Heil, das einzige, das Rom vor den blonden Berserkern rette.

Er ist's geblieben durch zwei Geschichtsjahrtausende. Er war es schon, der Brunhilde zerfleischte, und er war es wieder, der uns zu zerfleischen dem Vielverband die Gunst der Umstände schuf.

„Erfasset die Sachwerte, dann ist dieser Krebs geheilt." Unsre Roten betrügen sich selber mit solchen Ratschlägen. Nicht das Kapital ist verwerflich, höchstens Kapitalismus. Verschwindet mit der Habe auch die Habgier? Ist Räterußland frei davon, seit man das Eigentum vergesellschaftete? Selbst wenn es wäre, blieben dann nicht

Sinnentriebe, Ehrgeiz, Trägheit, blieben nicht zahllose andere Teilformen, wodurch die Selbstsucht ihre proteische Natur bewährt? Es ginge uns nur wie jenem Bauer, dem ein Spukgeist das ererbte Haus verleidete. Er räumte es aus, lud Truhen wie Spinde auf einen Wagen und zündete den Bau an. Da kicherte plötzlich etwas zwischen den verstauten Kisten heraus: „Hast recht gehabt, Bauer; es war höchste Zeit gewesen, daß wir uns trollten.“ Der Kobold saß schon auf dem Wagen und zog, als wenn es gar nicht anders sein könnte, mit in die neue Heimat.

Die innere Selbstsucht ist es, die uns zugrunde richtet. Viel mehr, als Franzosen und Briten es vermöchten. Denn diese können nur unseren Wohlstand verwüsten, sie aber verderbt unsre Seele in ihre Tiefen hinein.

In der Republik soll die Res publica, das öffentliche Wohl, der Leitstern aller sein. Aber seit das deutsche Volk sich souverän machte, ist da nicht der Gemeinsinn gerade erloschen? Ist's nicht wie auf dem sinkenden Schiffe, wo Hinz den Kunz zu Boden trampelt, um ins Rettungsboot zu gelangen? Jeder brütet, wie er dem Nächsten das Fell übers Ohr ziehen könne. Das satte Land macht sich fett an der hungrigen Stadt. Der Händler bewuchert den Käufer, der Schuldner übervorteilt den Gläubiger und der Steuerzahler den Staat. Dieser selber aber? Sind seine Dürerzettel nicht Katzengold, das morgen, wenn man die Schublade wieder auftut, ein Häuflein Asche geworden ist? Da schöne Fremdwörter aber garstige Wirklichkeiten verschminken, spricht man lieber von Inflation.

Treu und Glauben verkümmern. Mit ihnen viele Tausende, deren Seele nicht umzulernen verstand zu den Gebrauchtümern des neuen Tages. Denn die da heute am Wege sterben, das sind keineswegs, die man nach Nietzsches Wort, wenn sie straucheln, auch noch stoßen soll. Nicht die mit dem Wurmstich, sondern die Gesunden, die geistigen Kulturträger, die seelischen Edelleute des deutschen Volkes.

* * *

„Wir müssen uns Charakter anschaffen.“ Fichtes über hundertjähriges Wort ist erstaunlich jung geworden in dieser Zeit.

Man redet so ernst und klug davon, die Mark wieder wertbeständig zu machen. Ob das gelingt, bevor der Charakter wertbeständig geworden?

Fichte setzte alle Hoffnung auf ein besser erzogenes neues Geschlecht. Das seinige schien ihm so verworfen, daß er darauf sann, die Jugend aus dessen verpestendem Dunstkreis in reinere Umgebung zu bringen.

So viel ist wahr: Wir sind leider alle ein Stück Masse, und der Massengeist ist ein Stück von uns. Was wir wollen, wird leicht angekränkelt von dem, was wir schauen. In unsrer Seele ringt das Edelmenschliche tagtäglich mit dem Allzumenschlichen. Nicht immer bleibt es Sieger. Die anderen hamstern, und wir hamstern schließlich auch. Sie spekulieren, und wir lassen uns verleiten, mitzutun. „Nur, um das Geld wertbeständig zu erhalten“, wie wir uns zur eigenen Beschwichtigung einreden.

Und es sollte doch jeder, der unser Volk liebt, seine Ehre darein setzen, der Mittelpunkt zu sein eines Kreises, in den er heiße Liebe zur sittlichen Weltordnung ausstrahlt. Erst wenn das Edeldeutsche Herr wird über das Allzudeutsche, dann sind wir gerettet. Erst wenn wieder hochgemuter Idealismus aufsproßt, wo jetzt Mammonsgeist wuchert; der fröhliche Fleiß, der lachend hinweghüpft über den Schlagbaum

des Achtstundentages; der Gemeinsinn, der Opfer zu bringen und Pflichten zu erfüllen weiß; der schöne Trieb, alle Dinge nach deutscher Art um ihrer selbst willen zu fördern und nicht Blutsauger zu sein, sondern Blutsfreund, erst dann genesen wir und machen die todkranke Welt genesen durch Kraft und Beispiel.

Nur gesunde Seele schafft gesundes Werk. Es ist nicht wahr, wie Rousseau behauptet, daß Kultur den Menschen verderbe. Aber eben so wenig bessert sie ihn schlechthin bis zu grenzenloser Vollkommenheit, wie von der anderen Seite behauptet wird. Einzig davon hängt es ab, auf welchem sittlichen Boden sie erwuchs. Edeldeutschen Geistes wird unsre Kultur leicht fertig werden mit jeder schillernden Culture. Sie wird unsre bedrängten Volksbrüder draußen in dem Gefühl stärken, daß es schön ist, deutsch zu sein, und nötig, deutsch zu bleiben. Das macht die unmoralischen Eroberungen unsrer Feinde durch moralische wett. Sub specie aeternitatis hat Brünhilde, die zerfleischte, doch noch gesiegt über ihre Widersacherin, die in der merovingischen Fürstengruft gebettet wurde. Der mordbefleckten Königsbuhlin steht sie gegenüber in der Lichtgestalt der sinnesadligen Königstochter.

* * *

Der Edeldeutsche hat mancherlei vom Übermenschen. Allein er macht sich ein Gewissen aus dem, was er tut, und von der Fernstenliebe ist er zur Nächstenliebe, vom Willen zur Macht zum Willen zum Recht zurückgekehrt, wie vom Antichrist zum Rosenkreuz.

Wenn er Ideale hat, ist er drum kein Ideologe. Kein Tölpel, dem die Welt den Beruf zuspricht, zu kurz zu kommen, weil anständig handeln dumm handeln heiße.

Man kann sich sehr wohl hehre Ziele setzen und ihnen dennoch auf nüchternen Wegen zustreben. „Sieh nach den Sternen, gib acht auf die Gassen“, mahnt Wilhelm Raabe. Cromwell, Washington, Stein, Lincoln, Bismarck haben gezeigt, daß man Idealist und Realpolitiker zugleich sein kann.

Auch der passive Widerstand an der Ruhr hat vom einen so viel wie vom anderen. Er ist ein sittlicher Heldenkampf hohen Schwunges und an Duldertum tritt er den Märtyrern zur Seite. Die Welt horchte auf, als er begann. Sie fand, daß sie uns doch zu tief eingeschätzt hatte aus dem fauligen Brodem der Nachkriegszeit. Noch lebte Größe in uns; man sah es ja. Ein Schwergewicht von bewundernder Achtung fiel in unsre Wagschale; die Frankreichs aber schnellte risch empor.

Edeldeutschtum ist daher kein Verzicht auf politisches Großdeutschtum. Ganz im Gegenteil; es ist dessen Vorbereitung und Vorbedingung, die Reichsseele, die sich von innen her den Körper baut.

Goethe rief einst den Deutschen zu, sie möchten sich freier zu Menschen ausbilden, da sie ja doch vergebens hofften, sich zur Nation bilden zu können. Wir hingegen wollen das eine tun, ohne das andre zu lassen. Wir pflegen die schöne Aussicht, daß die unermüdliche Arbeit am sittlichen deutschen Menschen, unter welche Herrschaft ihn auch Betrug gebeugt, letzten Endes doch alles Deutsche wieder zusammenführt. So wie verspritzte Quecksilberkügelchen immer zum Kern zurückfließen. Damit findet denn auch Arndts Frage: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ aus dem Munde der Wirklichkeit ihre späte Antwort: „So weit die deutsche Zunge klingt, das nenne dein!“

Bismarck war kleindeutsch. Er mußte es sein, und es bedeutete einen Fortschritt, daß er es war, weil Österreich damals undeutsch bedeutete. Es tat weh, dessen kerndeutsche Teile vom Mutterlande abzusprengen. Aber von Habsburg ließen sie sich nicht trennen, und Habsburg hatte nie für Volkstum, nur für Hausmacht Sinn.

Heute ist dieses Band schmerzlos gelöst. Was hat der Österreicher noch für Karl den Kläglichen übrig? Bestenfalls ein Achselzucken. Verdorben — gestorben. Um so zielbewußter strebt er dem Mittelpunkte entgegen und fühlt sich als eins der vielen Schmerzenskinder der Mutter Germania. Viel bewußter, als vor fünfzig, vor zwanzig, vor zehn Jahren.

Neue Hoffnung erwacht; gerade im tiefsten Elend. Alle Geschichte geht den Zickzackkurs. Bismarck brachte den jähen Aufstieg; der Weltkrieg den, man möchte sagen, entwicklungsnotwendigen Rückschlag. Nun aber ist wieder der Fortschritt fällig, woran bis zum Morde von Serajewo niemand denken konnte; der Fortschritt von Bismarcks Kleindeutschland zum Groß- und Alldeutschland.

Es kommt, allein es will erworben sein. Es ist keine gebratene Schlaraffentaube, sondern der lockende Lohn straffer Selbstzucht. Großdeutschland — es sei wiederholt — wird nicht; es sei denn zuvor Edeldeutschland erstanden. Wir müssen besser sein als alle, die uns jetzt bekämpfen, berauben, betrügen und besudeln, dann werden wir auch stärker sein, und die Zukunft gehört doch noch dem Deutschen.

Vor zwei Menschenaltern schon hat dies Emanuel Geibel in kühnem Gesichte ahnungsvoll geschaut.

Bei Misenum wälzt sich Kaiser Tiberius in den Purpurkissen seines Sterbebettes. Sie ängsten ihn fürchterlich, die Schemen all der Ungezählten, die er ermordet.

„Die Rachegeister, welche mich verderben,
Die Furien, die der Abgrund ausgespien,
Sie und das Chaos setz' ich ein zu Erben.'

In diesen Fieberschauern packt er sein Zepter und wirft es zum Fenster hinaus.

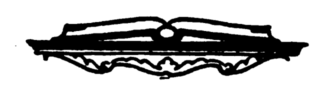
Da drunten im Palasthofe schildert ein germanischer Legionssoldat. Er träumt von der Heimat im Wesertal und von den Lieben dort. Er träumt aber auch von einem Manne, an dessen Kreuze er vor Jahr und Tag in Jerusalem gestanden. Von jenem wunderbaren Manne mit der Dornenkrone, bei dessen Tode die Sonne verblich.

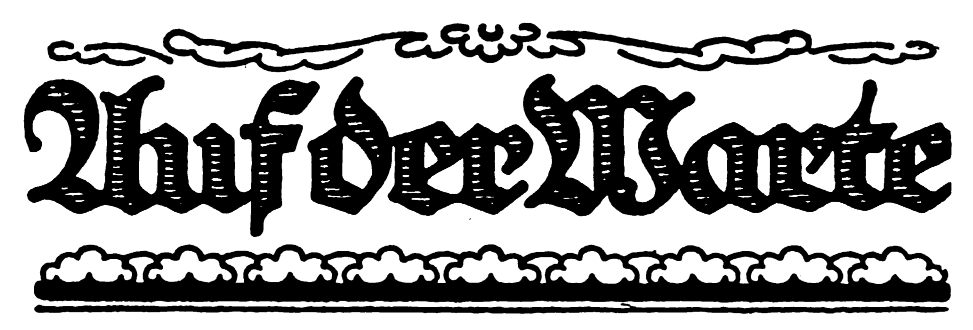
„Und nun — wie kam's nur? Über seinen Eichen
Sah er dies Kreuz erhöht als Siegeszeichen.
Und seines Volks Geschlechter sah er ziehn
Unzählig, stromgleich; über den Gefilden
Von Waffen wogt es, und auf ihren Schilden
Stand jener Mann, und Glorie strahlt um ihn."

Da saust des Tiberius Herrscherzepter herab. Dicht vor die Füße fällt es ihm. Sein Elfenbein prallt von den Marmorfliesen schnellend empor, als ob's ihn grüßen wollte. Er nahm's,

. . . . . „er schaute kühn ins Morgenrot
Und sah's wie einer Zukunft Vorhang wallen."

F. H.





Ein Wörterbuch zur deutschen Literatur

kann dem gebildeten Laien vorzügliche Dienste leisten, wenn es gründlich und sachkundig über Namen und Tatsachen aufklärt. Der Charlottenburger Studienrat Hans Röhl, schon durch eine Literaturgeschichte bekannt, hat sich dieser Aufgabe gewidmet. Das Buch, im Umfang von etwa 200 Seiten, erschien bei B. G. Teubner, Leipzig, in der Reihe der kleinen Fachwörterbücher dieses Verlags. Alles in allem kann gesagt werden: ein kenntnisreiches und brauchbares Büchlein. Die ihm noch anhaftenden Mängel werden leicht in einer Neuauflage zu beheben sein. Man findet in diesem literarhistorischen Wörterbuch nicht nur Dichter und Schriftsteller genannt und mit kurzem Wort gekennzeichnet, sondern auch die Fachausdrücke des ganzen Gebiets knapp erklärt.

Natürlich hat jeder Fachmann, der sich mit dem Werkchen des Kollegen beschäftigt, seine Ausstellungen oder Einwürfe zu erheben, das liegt in den hier behandelten, oft sehr umstrittenen Stoffgebieten begründet. Man blättert auf den ersten Seiten und vermißt den Namen Adolf Bartels, der nicht nur anerkannter Literarhistoriker, sondern auch ein achtenswerter Dichter und Schriftsteller ist; man schlägt „Heimatkunst“ auf und findet ihn auch da nicht verzeichnet. Man sieht Lienhard mit dem Namen „Fritz“ versehen (der seit etwa 18 Jahren nicht mehr vor seinen Büchern steht) und liest das übliche Wort, er habe die Heimatkunst „begründet und gepflegt“, mit dem gleichfalls Schema gewordenen, gedankenlosen und unrichtigen Nachsatz: „Allerdings ohne nachhaltigen Erfolg, weil (!) nicht mit ausreichender dichterischer Kraft“ (!!). Weiß Röhl nichts von Lienhards großen Auflagen und stillem Weiterwirken an der „Reichsbeseelung“, seitdem sich der Dichter im Jahre 1903 aus den Literaturkämpfen zurückzog? Die „Wege nach Weimar“ sind als „Zeitschrift“ bezeichnet: sie sind aber als Lieferungswerk erschienen (1905 bis 1908), das längst als einheitliches sechsbändiges Werk in immer neuen Auflagen vorliegt. In diese veraltete Anschauung, die leider immer noch ein Literarhistoriker dem andern nachschreibt, wird hoffentlich meine soeben vollendete Lienhard-Biographie Bresche legen.

Es fehlen unter den Zeitschriften, die sonst dankenswerterweise verzeichnet sind, die „Bayreuther Blätter“ nebst Hans von Wolzogens stillebler Dichter- und Denkerarbeit. Eingegangen sind inzwischen die hier noch verzeichneten „Grenzboten“ und „Deutsche Revue“. Es fehlen die Namen Ernst Wachler (Gründer der ersten und bekanntesten Freilichtbühne in Deutschland), Julius Havemann, Gustav Renner, Kolbenheyer, Paquet, Leonhard Frank, Paul Burg (Verfasser eines vierteiligen Goetheschen Romans), Walter von Molo, Alexander von Gleichen-Rußwurm, Hans Heinrich Ehrler, Paul Steinmüller, Karl Demmel, dessen idyllische Kleinkunst Aufmerksamkeit erregte, Wilhelm Lobsien, Gustav Schröer und schließlich Siegfried Wagner, der als Textdichter seiner Musikdramen doch auch Anspruch auf Erwähnung in diesem Büchlein hat. Dagegen Modegrößen wie Hasenclever und Werfel sind nicht vergessen. Bei Holz ist ein ziemlich derbes Versehen zu rügen: Röhl sagt, seine „späteren Dramen hielten sich in herkömmlichen Geleisen“. Hat er nichts von „Ignorabimus“ und „Sonnenfinsternis“ gehört, wo Holz neben dem Seitensprung des „Traumulus“ seinen Idealen des konsequenten Naturalismus treu blieb?

Aber wir wollen uns nicht in Einzelheiten

verlieren. Der „Türmer“ ist keine Fachzeitschrift. Nur eines noch sei mir als Lienhard-Biographen anzumerken gestattet: Im Anhang des Röhlschen Wörterbuchs ist eine „Zeittafel zur deutschen Literaturgeschichte“ beigegeben. Da werden Jahr um Jahr in kurzem Abriß die hauptsächlichsten Werke verzeichnet. Von Lienhard ist nicht ein einziges dabei! 1910, wo wenigstens der weitverbreitete „Oberlin“ mit seinen mehr als 120 Auflagen stehen könnte, ist neben Hauptmanns „Narr in Christo“ und Schönherrs „Glaube und Heimat“ nur noch — — Heinrich Manns „Kleine Stadt“ genannt! Ein Zeichen, wie auch Röhl vom Geräusch der Mode abhängt!

Dr. Paul Bülow

*

Zur Erinnerung an Nietzsches Freundschaft mit Peter Gast

Als am 15. August 1918 Peter Gast in Annaberg sein Einsiedlerleben beschlossen hatte, da fehlte es nicht an Nachrufen zu Ehren des trefflichen Menschen und Künstlers in den Zeitungen Deutschlands und Österreichs. Sie stimmten zwar sämtlich überein im Lobe des Heimgegangenen, der infolge seiner bescheidenen Zurückhaltung der Öffentlichkeit fast unbekannt war und dessen Andenken erst wieder im „Türmer“ (Juniheft) wachgerufen ward, wichen jedoch in Einzelheiten von einander ab.

So vernahm man damals häufig die Falschmeldung, Gast sei in Weimar gestorben, wo er doch nur eine lange Reihe von Jahren in stiller Zurückgezogenheit gelebt hat, meist versenkt in musikalische und philosophische Arbeit, deren Ergebnisse heute noch nicht vollständig ans Licht getreten sind, z. T. auch mit der Herausgabe der Werke seines unsterblichen Freundes beschäftigt. Im Jahre 1909 siedelte er nach seinem Heimatsorte Annaberg über, wo er nach dem Tode seines Vaters ein ansehnliches Anwesen mit stattlichem Garten geerbt hatte. In dieser Abgeschiedenheit dürfte, soviel wir wissen, keine wesentliche Arbeit für das Nietzsche-Archiv in Weimar entstanden sein, was sicherlich zu bedauern ist, da Gast unter allen Freunden Nietzsches wohl die tiefste Einsicht in den unergründlichen Schacht der Geistesarbeit des Dichterphilosophen besaß.

Eine andere unhaltbare Behauptung in manchem jener Nachrufe bezeichnet Gast als einen Zweiten Eckermann, als habe er seine Unterhaltungen mit Nietzsche niedergeschrieben. Mir gegenüber hat er es mehr als einmal schmerzlich bedauert, eine solche Arbeit unterlassen zu haben. Vielleicht ist er jedoch gerade deshalb dazu am wenigsten imstande gewesen, weil er bei seinem meist durch Diktieren und Musizieren in Anspruch genommenen Verkehr mit dem Freunde zum mündlichen Austausch fruchtbarer Gedanken nicht immer ausreichende Gelegenheit hatte. Wie beide in der Regel zusammenarbeiteten, darüber verdanken wir zuverlässige Auskunft einer Bemerkung Nietzsches aus dem Jahre 1888, in der es in bezug auf die Entstehung des Werkes „Menschliches, Allzumenschliches“ heißt: „Im Grunde hat Herr Peter Gast, damals an der Basler Universität studierend und mir sehr zugetan, das Buch auf dem Gewissen. Ich diktierte, den Kopf verbunden und schmerzhaft, er schrieb ab, er korrigierte auch, er war im Grunde der eigentliche Schriftsteller, während ich bloß der Autor war“. (Vgl. „Das Leben Fr. Nietzsches“ von Elisabeth Förster-Nietzsche, 2. Band, erste Abteilung, Seite 297.) Natürlich ist diese bescheidene Behauptung nur cum grano salis zu verstehen. Gewiß liegt nach der sehr glaubhaften Ansicht von Dr Karl Fuchs „die Seltenheit seiner (Gasts) Betätigung als Schriftsteller daran, daß das Schreiben in abhandelnder Form, vielleicht unter dem Druck allzu strenger Selbstkritik, ihm nicht leicht wurde“. (S. „Erinnerungen an P. Gast“ von K. Fuchs in der „Vossischen Zeitung“ vom 1. September 1918.) Möglicherweise hatte allerdings Nietzsche selber auf eine spätere Betätigung des Jüngers im Geiste Eckermanns eine leise Hoffnung gesetzt, wofern man die folgende Äußerung im Briefe vom 31. Oktober 1886 also deuten darf: „Im Grunde steckt in Freund Gast auch ein guter Schriftsteller, mindestens ein guter Berichterstatter über Gut-Erlebtes; und wenn es Ihnen gefiele, das ästhetische Problem, das zu unserer Lebensgeschichte gehört, als ein Erlebnis darzustellen, vielleicht

daß damit der erste Zugang gewonnen wäre zur Musik des venezianischen Meisters Pietro Gasti"; und an Stelle einer solchen Arbeit treten nun als eine Art Ersatz die wunderherrlichen Briefe Nietzsches an den Freund, der sie 1908 in einem starken, im Insel-Verlage erschienenen Bande mit wertvollem Kommentar herausgegeben hat, eine schriftstellerische Kundgebung ersten Ranges, deren hoher Wert nur insofern eine bedauerliche Einschränkung erfährt, als die Antworten des Herausgebers nicht mit abgedruckt sind. Das ist um so beklagenswerter, als Gast selber auch ein Meister des Briefes war, wie aus mehreren von seinen Freunden veröffentlichten Briefen, die der Schreiber dieser Zeilen leicht vermehren könnte, deutlich hervorgeht.

Es ist im „Türmer" mit Recht der irrtümlichen Ansicht widersprochen worden, als habe Gast eine ausgiebige Betätigung reiner musikalischer Begabung sozusagen dem älteren Freunde zum Opfer gebracht. Das ist nicht der Fall. Fast in jedem der genannten Briefe finden sich überschwengliche Äußerungen Nietzsches über den Wert von Gasts musikalischer Begabung, die der vereinsamte Freund auch in Briefen an Fuchs, v. Gersdorf u. a. aus den Jahren 1884/85 mit geradezu inbrünstiger Leidenschaft rühmt, wie die im „Türmer" mitgeteilten Briefstellen beweisen. Ein späterer Brief, der sich nicht in der bekannten Ausgabe der Briefe Nietzsches findet, an F. Avenarius aus Sils-Maria vom 10. September 1887 enthält gleichfalls einen bemerkenswerten Hinweis auf Gasts Begabung als musikalischer Schriftsteller, den er dem Herausgeber des Kunstwarts aufs dringendste empfiehlt. (S. Hamburger Fremdenblatt 1921, Nr. 5.) Gast mag nun in seinen Antworten an den Freund derartiges Lob zurückgewiesen haben, worauf wohl das schöne Wort schließen läßt, das wir in seinem Bekenntnis am Grabe Nietzsches lesen: „Wie konnten wir deine Freunde sein? Doch nur, weil du uns überschätztest!"

Besonders wertvoll sind Briefstellen, in denen Nietzsche das Selbstvertrauen des zuweilen recht verzagten Jüngers immer und immer wieder zu wecken bemüht war, während er durch Verhandlungen mit Hamburg, Dresden, München und Weimar der Oper „Der Löwe von Venedig" den Weg auf das Theater zu bahnen suchte. Die Hamlet-Natur Gasts bedurfte jedenfalls solcher Anregung.

Man erkennt aus Nietzsches zahlreichen brieflichen Äußerungen, welche Hoffnungen er auf den Fleiß und die Begabung des Freundes gesetzt hatte. Da erscheint es denn beinahe wie ein tragisches Verhängnis, daß die erhoffte Blüte nicht zu voller Reife kommen sollte. In den ersten zwei Jahren nach Nietzsches Erkrankung hat Gast zwar noch an seiner Oper gearbeitet, so daß Dr Fuchs in Danzig eine Aufführung im Jahre 1891 veranstalten konnte; doch stellte sich dabei heraus, daß die Partitur noch manchen Wunsch offen ließ.

Leider hatte sich, wie bereits erwähnt, Gast daran gemacht, zunächst ohne hinlänglich gesicherte philologische Grundlage die Werke Nietzsches herauszugeben, eine Arbeit, die alsbald wieder abgebrochen werden mußte. Erst, als inzwischen vom Archiv die Voraussetzung für eine streng wissenschaftliche Bearbeitung des gesamten Handschriftenmaterials geschaffen worden war, trat Gast wieder als willkommener Mitarbeiter in Tätigkeit. Vorher aber, in der Zwischenzeit vom Herbste 1893 bis 1899, hätte er doch wohl volle Freiheit gehabt, seinem musikalischen Drange zu willfahren. Allein mit Ausnahme einiger Liederhefte ist während jener Jahre, soweit bekannt ist, von nennenswerten musikalischen Leistungen nicht mehr die Rede. Gegen Ende 1898 kam er von neuem ins Nietzsche-Archiv und erbot sich abermals dazu, an der weiteren Ausgabe der Werke mitzuarbeiten. Während dieser wiederaufgenommenen Tätigkeit hat er schließlich — von Frau Dr Elisabeth Förster-Nietzsche, die im Sinne ihres Bruders zu handeln glaubte, fort und fort dazu angeregt — den Klavierauszug seiner Oper glücklich vollendet, eine Reihe wertvoller Kompositionen fertiggestellt, u. a. das schöne Lied „Lethe" mit Orchesterbegleitung, das zuerst in Weimar aufgeführt wurde. Auch schrieb er damals fürs Harzer Bergtheater die Musik zu Wachlers „Walpurgis" Was er aber seit seiner Übersiedelung nach Annaberg weiter auf musikalischem Gebiete geschaffen hatte, davon ist bis jetzt wohl nichts

in die Öffentlichkeit gedrungen. Allerdings sind 40 Lieder im Verlage von Friedrich Hofmeister in Leipzig erschienen, außerdem eine Tondichtung „Deutsches Schwert“ und vier Heeresmärsche in demselben Verlag. Der Veröffentlichung harren wohl noch außer einigen Liedern ein Streichquartett „Minnesängers Brautfahrt“ und ein „Hosianna“ für Chor und Orchester, sowie einige Manuskripte, die, wie verlautet, von berufener Seite geprüft wurden.

Aus Vorstehendem dürfte ersichtlich sein, daß der so vielversprechende Künstler seit der Zeit, wo der aufmunternde Zuruf des erkrankten Freundes verstummte, die Leier nur allzu selten gerührt hat. Aber auch so ist die Welt ihm für alles, was er für Friedrich Nietzsche und als Künstler geleistet hat, zu unvergänglichem Dank verpflichtet.

Prof. Dr. O. Francke

Geistige Kämpfe im modernen Frankreich

Nicht nur aus kulturellen, sondern auch aus machtpolitischen Gründen muß Deutschland die geistigen Strömungen im Lager der „wesentlichen“ Franzosen sorgsam im Auge behalten. Denn die geistige Verfassung der „Wesentlichen“ ist letzten Endes ausschlaggebend für die Richtung und Wucht der auswärtigen Politik. Hätten die leitenden Männer Deutschlands das französische Seelenleben rechtzeitig und vor allem richtig gekannt und berücksichtigt, dann wäre vermutlich der Weltkrieg vermieden oder in wirksamerer Weise geführt worden.

Hermann Platz hat soeben im Verlag von Joseph Kösel und Friedrich Pustet in München unter obigem Titel ein sehr bemerkenswertes Werk veröffentlicht, das uns einen klaren, übersichtlichen und tiefen Blick in die Geisteskämpfe des zeitgenössischen Frankreich ermöglicht. Wir sehen in diesem Buche, daß bedeutende geistige Führer Frankreichs die ungeheuren Gefahren der „Dekadenz“ und der „Emanzipation“ von den überlieferten Werten der nationalen und religiösen Kultur rechtzeitig erkannten und mit aller Leidenschaft und Wucht den Weg zur Rettung suchten. Mit dem verlorenen Kriege 1870/71 hebt in Frankreich das Rettungswerk an: das Ringen um die Seele Frankreichs. Lienhard hat lange vor dem Weltkrieg die Losung ausgegeben: das Bismarckreich hat wohl eine gewaltige kriegerische Stoßkraft, aber es hat noch keine lebendige Seele. Der Dichter hat hier schärfer gesehen, als die verantwortlichen Staatslenker.

Das Ringen um die Seele Frankreichs: das ist der Inhalt der farbenbunten Schilderungen in dem umfangreichen Werke von Hermann Platz. Die geistigen Führer Deutschlands sollten das Buch studieren. Er zeigt zunächst die erfolglosen Versuche von Comte und Taine, die Wissenschaft zur Retterin und Führerin zu machen. Dieser Versuch mußte scheitern, denn die Seele eines großen Volkes kann durch Wissenschaft nicht geweckt und genährt werden. Sie bedarf der ständigen Kraftströme aus den lebendigen Quellen des Gemüts. Darum wirkten andere Männer mehr in die Tiefe: Maurras, Barrès, Péguy, Claudel, Mammes, Ghéon. Wir erfahren Wichtiges über die Jugendbewegung des „Sillon“ (Furche) und den Führer Sangnier. Man kehrte zur nationalen Überlieferung, zu Monarchie und Kirche zurück; man warf das Panier der Jungfrau von Orleans auf und verankerte die bisher haltlose Seele des Volkes an Gott und Vaterland. Im vollen Ernste: Gott und Vaterland sind die beiden mächtigen Gedanken, zwischen denen der wertvolle Teil des französischen Seelenlebens webt und atmet gegenüber dem atheistischen Strom, der von Voltaire kommt. Aus diesen Rüstkammern hat das bessere Frankreich die Kraft des langen Widerstandes gegen die zerschmetternden Schläge unserer herrlichen Heere entnommen.

Das Buch ist in einem katholischen Verlag erschienen und zunächst also für Katholiken von Bedeutung; aber es geht über diesen Kreis weit hinaus. Wir stellen mit Erstaunen fest, daß auch dort — in andren Formen — der Kampf zwischen Materialismus und Idealismus gekämpft wird, der jetzt durch die Welt geht. Es gibt auch dort geistig Schaffende, von denen der Verfasser sagt (S. 590): „Der naturalistischen und impressionistischen Veräußer-

lichung setzen sie das christliche Ideal des vertieften, im Ewigen verankerten Innenlebens entgegen."

Wir Deutschen werden nur dann wieder ins Gleichgewicht kommen, wenn wir unsre Seelen läutern von allem Niedrigen und Verächtlichen, indem wir Gott und Vaterland wesenstief in den Mittelpunkt unsres Lebens stellen. Dr. Alfred Seeliger

*

Sollen sich Adel und Judentum vermischen?

Graf Coudenhove-Kalergi hat diesen Vorschlag gemacht. Er hat ein Buch geschrieben: „Das Wesen des Antisemitismus" (Leipzig 1923, Der Neue Geist-Verlag, Dr Peter Reinhold). Börries, Freiherr von Münchhausen erfuhr davon im „Deutschen Adelsblatt" und erwiderte ebendort das Folgende. Bekanntlich ist Münchhausen, wie man auch in seiner Selbstbiographie nachlesen kann („Fröhliche Woche mit Freunden", S. 52 ff.), kein Judengegner. Gleichwohl schreibt er zu jenem Vorschlag der Blutmischung („Deutsches Adelsblatt", 15. April 1923):

„... Das ist allerdings das Tollste an rassebiologischem Unsinn, was mir je vorgekommen ist, und ich stimme den vortrefflichen Ausführungen der Baroneß v. Manteuffel in allen wesentlichen Punkten zu. Ohne jeden Zweifel hat die eigene Rassemischung des Verfassers, der selber halb mongolisch und zur anderen Hälfte, soviel ich weiß, deutsch-griechisch-holländisch ist, das rassige Richtungsgefühl völlig in ihm ertötet. Vielleicht gehen auch die Wurzeln seiner Gedankengänge in seine Gegenwart, sein eigenes Schicksal hinein. Man lese selbst im Gotha nach ... Er ist innerlich ohne Kompaß, und nun will er aus seinem Mangel uns eine Regel schmieden. Ich will nur einige kurze Randbemerkungen zu seinen Ausführungen machen.

„Der dem Judentum fremde Blutadel" — (also unser nicht verjudeter, reinrassiger Adel) — „hat sich überlebt" ... „Die jüdischen Helden der Revolution stehen den nichtjüdischen Helden des Weltkrieges in nichts nach, während sie sie an Geist vielfach überragen" — wagt Coudenhove zu schreiben.

Der berühmteste Feldherr des Weltkrieges heißt von Hindenburg; der Erdenker des genialen Kriegsplanes, der uns jahrelang gegen eine Welt standhalten ließ und das Vaterland vor dem Einbruch der Feinde schützte, hieß Graf Schlieffen; die bedeutendsten Flieger waren die Freiherrn v. Richthofen, der volkstümlichste Seeheld Graf Luckner, die bekanntesten Generäle v. Einem, v. Bülow, v. Falkenhayn, v. Hausen und Admiral Graf Spee. Ich erwarte von Coudenhove eine Aufzählung der Juden, die seit 1918 gleiches für unser Volk leisteten. Kann er keine gleichwertigen jüdischen Namen nennen, so ist seine Behauptung erledigt.

Aber vielleicht war es früher anders, vielleicht ist dies ein Zufall. Nun: die Freiherrn vom Stein und von Hardenberg legten die Grundmauern, der Junker von Bismarck erbaute den Dom des Reiches, und von Moltke verteidigte ihn 1870—71 — welche jüdischen Leistungen jener Zeit überragen diese?

Aber vielleicht ist es im geistigen Leben anders? Neben mir liegt zufällig Colshorns Gedichtsammlung: „Deutsche Balladen und Bilder". In dem Buch sind 91 größte deutsche Dichter vertreten, von denen nicht weniger als 18 Edelleute sind. Selbst wenn man die Geadelten abzieht, kommen immer noch vierzigmal so viel Edelleute heraus als Bürgerliche, wenn ich nach ihren Verhältniszahlen im Volke rechne ..."

Bis zu diesem Punkte haben wir Münchhausen mit Interesse zugehört. Plötzlich macht uns das Wort „Bürgerliche" stutzen, im Unterschied von „Edelleuten". Was soll das? Wir dachten doch, es handle sich um Blutmischung zwischen Judentum und Adel? Nun zählt er mit stolzer Betonung eine Reihe von adligen Namen aus der Literatur auf und fährt fort: „Nein, verehrter Herr Graf, der Adel ist durchaus nicht weniger beteiligt am Aufbau deutschen Geisteslebens als der Bürger, als der Jude, der sich, wie Sie so liebenswürdig schreiben, ‚bereit finden würde', unser Blut zu seiner Verjüngung zu benutzen."

Wieder stehen hier „Bürger" und „Jude"

hart nebeneinander! Börries, Freiherr von Münchhausen verdirbt sich dadurch seine Beweisführung eben durch seine Standesbetonung (statt daß er sein Deutschtum betont). Das Große im deutschen Geistesleben, von Luther bis Kant, Fichte, Schiller, Goethe, Herder, Schleiermacher und vielen andren Führern der Nation ist allermindestens ebenso sehr vom Bürgertum wie vom Adel geleistet worden. Was aber hat denn das mit der hier in Frage stehenden Erörterung der Blutmischung zwischen Adel und Judentum zu tun?

Münchhausen fährt fort und bleibt nun genauer beim eigentlichen Thema:

„Sie kennen aber den Juden auch gar nicht. Alle echtesten und besten dieser Rasse, die so viele edle Herzen und kluge Köpfe hervorbringt, lehnen es genau so ab wie wir, in eine Rassenmischung einzugehen. Sie, Graf Coudenhove, denken wie der Jude im Witzblatt: ‚Schokolade schmeckt schön, Knoblauch schmeckt schön, — wie schön müßte erst schmecken Schokolade mit Knofel!‘, aber die rassebewußten und stolzen Vertreter in Adel und Judentum wissen ganz genau, daß jede Mischung die Vortrefflichkeit beider Teile zerstört. Wir verderben durch Mischehen die jüdische Rasse grade so, wie sie die unsere. Ich lasse es völlig dahingestellt, welche der beiden Rassen die bessere ist; mir gefällt meine besser und meinen jüdischen Freunden die ihrige. Aber das wissen wir beide, daß jede Mischung verschlechtert... Ich spreche also meinen lebhaftesten Widerspruch gegen Ihren unerhört unwissenschaftlichen und allen Erfahrungen widersprechenden Vorschlag nicht nur als Edelmann für uns aus, sondern genau so als Freund jeder ausgeprägten Rasse, für das Judentum. Hüben und drüben wissen wir ganz genau, was wir an unserer Rasse haben, — deshalb verstehen sich auch auf manchen Gebieten des Lebens Jude und Edelmann recht gut, das ist mir oft von beiden Seiten unter ausdrücklicher Bezugnahme auf die obigen Gedankengänge ver sichert worden, und jeder erlebt es, der im öffentlichen Leben steht. Wir können alle beide allerhand voneinander lernen und haben eine Menge aristokratischer und absondernder Anschauungen gemein, — aber deshalb heiratet man sich doch nicht!“...

Jedermann wird den freimütigen und gesunden Ton des Balladendichters gern auf sich wirken lassen. Aber hier kommt er wieder in eine gefährliche Nähe. Wie mancher Edelmann hat sich durch jüdische Heirat „sein Wappen vergolden lassen“! Münchhausen weiß das auch und bedauert diese Art von Edelleuten selber. Er lehnt in den folgenden Zeilen den liederlichen Adel („die adligen Drohnen“) ab, um dann aber um so stärker von seinem Standpunkt aus zu betonen: „Kein Volk ist mehr wert, kein einziger hat mehr geleistet für staatliches und geistiges Leben als unser deutscher Adel!“ Wiederum! Wir lassen ihm diesen Standesstolz, setzen aber mit ebensolcher Wucht und ebensoviel Recht an Stelle der letzten Worte: „als unser deutsches Bürgertum!“ Wonach der Freiherr schließt:

... „Unseres Standes Hauptfehler ist seine Gleichgültigkeit gegenüber den Belangen der eigenen Rasse und des eigenen Standes, und so will ich mit einem ernsten Hinweis auf den vorbildlichen Zusammenhang des Judentums schließen, den wir (aber bitte ohne Mischehen) annehmen sollten. Ich will von dem Aufsatze A. von Brandts „Propaganda“ in der gleichen Nummer des Adelsblattes ausgehen: Welches Kino, welches Theater würde es auch nur wagen, dauernd einen Juden als Wucherer, Feigling und würdelosen Anschmierer darzustellen? Die Judenschaft hat ja selbst Rückerts harmloses Märchen vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt, aus einem unserer besten Lesebücher herausprotestiert, bloß weil darin ein Jude durch den Wald geht und die goldenen Blätter einsackt! Was würde sie erst zu derartigen Verunglimpfungen sagen! Solange nun jedes Kino und jedes Theater dauernd den Edelmann als Liederjahn, Nichtstuer, Verschwender und Schlemmer darstellt und der deutsche Adel sich das gefallen läßt, hat er es nicht besser verdient! Ich halte den für unsere Zeit fabelhaft kennzeichnenden Vorgang mit Rückerts Gedicht für kindisch, solche Kindereien brauchen wir nicht nachzu-

machen. Wohl aber bewundere ich voll Neid das Rassebewußtsein und den Zusammenhalt dieses Volkes, ... Wer es ehrlich mit dem Adel meint, der muß auch einmal hart zu ihm reden, ihm auch einmal sagen: Lerne vom Juden, wie ein kleiner, rassisch-bewußter, unermüdlich tätiger Volksteil durch Leistungen und durch die Tugend des Sich-nichts-Gefallenlassen seine Belange im Volke wahrt! Aber glaub' nicht, daß du diese Eigenschaften dir oder deinen Kindern anheiraten kannst!"

*

Philosophie des Waldes

Raoul Francé würde Einspruch erheben, wenn man sagen wollte, sein „Ewiger Wald" (Eckstein, Leipzig 1923) sei die Krone seines bisherigen Schaffens. Und doch darf man in etlicher Hinsicht so sprechen. Denn so tiefschürfend, weitausgreifend, himmelanstrebend die zahlreichen übrigen Werke des gedankenreichen Forschers, Schriftstellers und Philosophen sind: sie sind außer den bedeutsamen „Wege des Lebens" Wissenschaft. Und die Wissenschaft ist nach einem tiefsinnigen Worte Spenglers etwas „Vorübergehendes", also trotz aller jeweilig zeitgemäßen Exaktheit Vergängliches. Aber Francés „Ewiger Wald" ist ein vollendetes Kunstwerk. Ein solches ist unvergänglich. Denn es hat eine die Dauer des Seins verbürgende vollkommene Harmonie, worin Notwendigkeit zugleich Schönheit ist. Francé will eine eigene neue Philosophie lehren, die „objektive" Philosophie, die im Gegensatz zu allen historischen Philosophien nicht „die Wahrheit", „die Erkenntnis" zeigen soll, sondern den Weg zum „richtigen Leben". Darum nennt er eines seiner erstaunlichen Hauptwerke: „Bios, die Gesetze der Welt". Bios heißt zu deutsch: Leben. Und wer wäre wohl berufener, ein richtiges Leben zu lehren, als ein so bedeutender Biologe vom Range eines Raoul Francé? Schwer gerüstet tritt Francé in die Arena. Ungeheures Wissen aus allen Gebieten, scharfe Urteilskraft, strenge Sachlichkeit, vollkommene Beherrschung der Gesetze der Homogenität und Spezifikation eignen ihm, also alle Angriffs- und Verteidigungswaffen der wissenschaftlichen Dialektik.

Und es ist keine Frage: Francés „objektive" Philosophie wird sich rühmlich behaupten! Dafür sprechen seine bisherigen vorbereitenden grundlegenden Werke und die von ihm für das nächste Jahrzehnt angekündigten abschließenden Bücher. Darin kommen alle Wissenschaften des Anorganischen und Organischen zur Auswirkung. Das sieht man so recht auch in seinem soeben bei Alwin Huhle in Dresden veröffentlichten Werke: „Das wirkliche Naturbild". Es stellt eine Sammlung von Tatsachen zur Neugestaltung der Lebenslehre auf. Das Buch enthält Horizonte und Perspektiven von allen Wissenschaften.

Anders ist jedoch sein „Ewiger Wald". Denn in diesem Werke sind ewige Wahrheiten in vollendeter Form gestaltet. Kunst, Philosophie und Religion in Bildern, die durch Anschaulichkeit, zwingende Klarheit und wundersamen Farbenglanz erschüttern und erheben. In diesem edlen, reifen Kunstwerk gipfelt Francés Lebenswerk. Es gibt den Sinn seiner tiefgründigen Lehre von der harmonischen Lebensgemeinschaft. Unter allen Erscheinungsformen des Lebens haben wir Vergängliches zu sehn, weil sie isoliertes, einseitiges, einspänniges Leben darstellen. Allein der Wald, das heißt der echte Wald, nicht der Forst (welcher ein Zerrbild des Naturwaldes ist), stellt eine in sich völlig geschlossene, harmonische und darum „ewige" Lebensgemeinschaft dar. In dieser stützt jedes Glied das andre. Nicht ewiger Krieg, sondern ewige Ergänzung, ständige Förderung, vollkommenes Sein bilden das Wesen dieser harmonischen Lebensform. Seit unausdenklichen Urwelttagen hat die Natur an der harmonischen Herausarbeitung dieser Lebensgemeinschaft gewirkt. Tiere und Pflanzen sind aufeinander in wundervoller Anpassung eingestellt. Nicht herrscht hier der „Wille zur Macht", nicht der „Kommunismus", nicht der öde Sozialismus der „Gleichen": sondern die wahrhaft göttliche Anpassung der ewig Ungleichen! Francé wird hier zum begnadeten Seher, Dichter und Staatsmann. In einer halben Zeile spricht er von dem unglücklichen Europa der Revolution, dann bricht er ab.

Blitzschnell verstehen wir, weshalb wir so elend und unglücklich werden mußten. Weil wir nicht den Harmoniegesetzen der Natur folgten, sondern die Natur vergewaltigten und verhöhnten. Aber auch den Weg zur Rettung zeigt uns der „ewige Wald". Wir müssen den so überaus klaren, einfachen, aber unerbittlichen Gesetzen des Naturwaldes folgen, in Familie, Gemeinde, Staat, in Kunst, Philosophie und Religion. Was sich im „Schlußverein" der Pflanzen und Tiere, in der Lebensgemeinschaft des Naturwaldes durch die ungezählten Jahrtausende bewährt, das wird auch für uns Menschen das Gottgewollte, das Beste sein.

Eine erhabene Metaphysik lagert über diesem ewigen Wald; wie Orgelton und Glockenklang erklingt es in ihm, wenn der Sturm ihn durchbraust. Francé hat uns mit seinem Buche der Weisheit und Schönheit ein edles Geschenk gegeben. Dr Alfred Seeliger

*

Von der stummen Not eines Volkes

Wie einen riesigen Block von Stahl, so hat das Schicksal in unsere Mitte die Not geworfen. Wohl versuchen viele gute Hände ihre Kraft, daran zu rütteln und zu wälzen. Umsonst!

Mit der wahnsinnigen Geldentwertung begann das Elend. Da hatte sich ein Handwerksmeister nach einem treuen, ehrlichen Leben 1911 in Gifhorn zur Ruhe gesetzt. Den Erlös seines Geschäfts legte er in Hypotheken an, indem er einer Siedlungsgenossenschaft zu 8 Häusern je 12000 ℳ in Gold lieh. Vor einigen Wochen erschien der Leiter dieser Gesellschaft bei ihm, um die geliehene Summe zurückzuzahlen. Er tat das mit einem 20 ℳ-Stück, das nach dem derzeitigen Kurse 120000 ℳ wertete und erwartete die Rückgabe von 24000 ℳ. Der Gläubiger war dazu nicht in der Lage. Somit war die Arbeit eines fleißigen Menschenlebens nicht mit einem einzigen Goldstücke aufzuwiegen!

Und weiter schweigt die Not in dem dürftigen Dasein von Hunderttausenden von kleinen Rentnern. Auch ihre Hände liegen verzweiflungsvoll im Schoß. Nur ein paar dürftige Zahlen klagen ihre Not. Der Deutsche Städtetag hat ermittelt, daß von 22216 Kleinrentnern im Reiche 45,4 % ein Jahreseinkommen von 600—1500 ℳ; 41,9 % von 1500—2000 ℳ; 11,5 % von 3000—6000 ℳ; 1,1 % von 6000—10000 ℳ und 9,1 % über 10000 ℳ hatten. Somit betrug das Jahreseinkommen bei über 87 % dieser Allerärmsten weniger als — dreitausend Mark! — Und doch leben wir Haus an Haus mit ihnen zusammen, treffen sie auf der Straße — wir merken nichts von ihrer Not. Sie grüßen, lächeln und — schweigen...

Und sind wir noch so unverbesserliche Idealisten, am Gelde hängt doch eben alles. Wir brauchen es ja auch zur Ausbildung der geistigen Fähigkeiten. Ach, wie leicht war es früher dem armen Begabten, durch ein freundlich gewährtes Stipendium den Sprung ins Reich des Geistes und der Bildung zu machen! Dann war er frei vom Gelde! Dann konnte er — mit einem dankbaren Herzen für genossene Wohltat — seinen Ideen nachgehen. Heute muß sich der Verwalter für Stipendien beinahe auf eine Beleidigungsklage desjenigen gefaßt machen, dem eine Wohltat erwiesen werden soll. In der letzten Aprilsitzung hatten die Stadtverordneten von Groß-Berlin ein Stipendium aus einer älteren Stiftung zu verleihen. Es beträgt 900 ℳ und wurde einer Seminaristin mit der Verfügung gegeben, in jedem Jahre 300 ℳ davon abzuheben.

So sieht die Hilfe für Geist und Bildung heute aus! Natürlich bleibt dieser Geldmangel nicht ohne fühlbare Rückschläge für das ganze völkische Geistesleben. Ein Werkstudent kann nur einem Herren dienen: entweder er ist guter Arbeiter oder halber Student. Und das ist der Hauptgrund für das Zurückgehen der wissenschaftlichen Arbeiten in den Universitäten. Vor kurzem erschien eine Zusammenstellung über die in den letzten zwei Jahren in Deutschland veröffentlichten Dissertationen und akademischen Abhandlungen. Diese Übersicht zeigt, daß die Gesamtzahl jener Veröffentlichungen von 2688 im Jahre 1920/21 auf 1254 im Jahre 1921/22 zurückgegangen ist. Um die Hälfte ist der geistige Fortschritt unseres Volkes gesunken...

Nach außen wirtschaftliche Zerrüttung, nach innen geistige Zermürbung — die Not eines sterbenden Volkes! Oswald Richter

*

Die Lage der Privatdozenten in Preußen

Seit Jahren sind sich sämtliche Landtagsparteien darin einig, daß man den Nachwuchs unserer akademischen Lehrkörper nicht in wirtschaftlicher Not verkommen lassen darf; und die Abgeordneten haben mehrmals feierlich den Beschluß gefaßt, den Privatdozenten (es kommen im ganzen Lande nur etwa 200 Köpfe in Betracht, die ihre Lehrtätigkeit hauptamtlich und nach mehrjähriger Bewährung ausüben), wenigstens der niedrigsten Klasse akademisch gebildeter Beamter, also den jüngeren Studienassessoren hinsichtlich ihrer Lehrauftragsbeschädigung gleichzustellen. Aber ebenso oft sind diese Beschlüsse dann vom Finanzministerium zunichte gemacht worden, indem man den betreffenden Gelehrten, die großenteils Familienväter sind und in reifen Jahren stehen, statt der vollen 10. Gehaltsklasse nur etwa 65 Hundertstel davon, und diese auch noch fast ohne Frauen- und Kinderzulagen, zugestanden hat. Daß damit, zumal für die kinderreichen Privatdozenten eine unwürdige und auf die Dauer unhaltbare Lage geschaffen worden ist, liegt auf der Hand; und wenn heute soviel davon geredet wird, daß man für die deutsche Wissenschaft und die Aufrechterhaltung unserer nationalen Kultur „etwas tun müsse", so wäre hier eine der wichtigsten Gelegenheiten, den Willen zu wirklichen Taten zu beweisen. Viele Privatdozenten sind durch die Art, wie die Landtagsbeschlüsse zu ihrem Schaden verschlechtert worden sind, gezwungen, die eigentlich zu wissenschaftlicher Forschung, Kollegvorbereitung und Bücherabfassung dringend benötigten Kräfte und Arbeitsstunden um des lieben Lebens willen in den Dienst der Journalistik zu stellen, sich in Vortragstätigkeit oder mit privaten Lohnaufträgen fern von ihrem eigentlichen Arbeitsziel zu verzetteln, wodurch ihre eigene Weiterbildung und vor allem der Fortschritt der Wissenschaft schwer gefährdet wird. Wo gar aus persönlicher Eignung oder durch Abseitigkeit des betreffenden Forschungsgebietes die Möglichkeit zu Nebenverdiensten überhaupt entfällt, zerreiben deutsche Gelehrte von höchster Qualifikation sich in der lähmenden Sorge um die Not des kommenden Tages, statt in wenigstens bescheidener Sicherheit alle Kraft auf ihre Vorbereitung zu künftigen Ordinarien verwenden zu können. Jeder Gedanke an Streik oder ähnliche Gewaltkuren liegt den Anschauungen dieses Standes selbstverständlich bis auf weiteres fern; aber es schafft tiefe Verbitterung, wenn man glauben muß, daß die Behörden auf diese Vornehmheit der Gesinnung bauen, um Beträge einzusparen, die bei der Gesamthöhe des Staatshaushalts kaum in Betracht kommen, wohl aber vielleicht größeren Schreiern um des lieben Friedens oder irgend einer dekorativen Wirkung willen leichten Herzens und mit vollen Händen hingeworfen werden. Mögen Hinweise von unserer Seite in der Öffentlichkeit dazu beitragen, daß die interessierten Stellen sich endlich dieses offenbaren Notstandes annehmen und an den Wissenschaftlern etwas Gutes für die Wissenschaft tun.

Halle. Hans Joachim Moser

*

Bauern-Zukunft

Ganz in der Stille hat sich eine Bewegung angebahnt, die sich auf alle deutschen Gaue auszudehnen beginnt. Völkische Idealisten haben allen Widerständen zum Trotz das geistige Gebäu ihres Bauernschul-Planes mit schöner, echtdeutscher Unverzagtheit und Schaffensfreude auf reale Grundlagen gestellt und dem erzieherischen Unternehmen ein sicheres Fundament verliehen.

Von Hellerau geht der Gedanke aus, das deutsche Bauerntum zu sich selber zurückzuführen und es als einen bewußten Träger, als erneuten Grundpfeiler deutschen Volkstumes in das gesamte Leben der deutschen Artgemeinschaft, als des großen deutschen Sprachgebietes überhaupt, einzugliedern.

Dieser Plan ist nicht neu. Daß er gefaßt wurde und in dieser schicksalsentscheidenden

Zeit des Deutschen Reiches als ein wesentliches Erfordernis zum Wiederaufbau gelten muß, beweist den Mut und die feurige Hingabe dieser Männer.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Entartungserscheinungen auch im deutschen Bauerntum um sich greifen. Der spekulierende, wahllos „Sachwerte" hamsternde, der städtisch gekleidete, zigarettenrauchende und weinschlemmende Bauer ist keine seltene Erscheinung mehr; ein Zerrbild seiner selbst! Bäuerlicher Jugend dies trübe Spiegelbild eines niedergehenden Bauernstandes mahnend vorzuhalten und ihr ein besseres Abbild (das Urbild) echter **Bauernart** für eigene Lebensgestaltung mitzugeben, ist gewiß eine Aufgabe, die alle Mühe und Entbehrung lohnt.

So ergab sich der Gedanke einer **volkstümlichen Bauern-Hochschule**. Ihr Stoffgebiet ist das Weltall im weitesten, Scholle, Bauernhaus und der „Bawer" mitten drin im engeren Sinne. Der Vorbildung bäuerlicher Jugend paßt sich die Lehrweise an. Sie bedient sich einfacher Sprache; aber sie kündet ihr Wissen in schöner, zu Herzen gehender, oft von hohem Schwung getragener Form. Da wird den empfänglichen jungen Hörern vom deutschen Bauerntum in Vergangenheit, von Bauernhausrat, Kleidung und Bauweise erzählt und gezeigt, wie eines Volkes Kraft sich auf seinem Bauernstande aufbaut. Er ist der **Jungborn der Erneuerung**.

Die Heiligkeit deutschen Bodens wird dem Jungbauern nahegebracht. Wenn er weiß, über welchen genau berechneten Teil deutschen Bodens (deutscher Macht, Kraft) er als kleiner König gesetzt ist, wird er sich auch den **Pflichten**, die ihm daraus für die Volksgesamtheit erwachsen, bewußter, stolzer, herrenhafter unterziehen.

Vom Verkehr und Wesen der Geschlechter wird mit hohem Freimut und natürlichem Anstande vor den Jungbäuerinnen, die am Lehrplan teilnehmen, gesprochen. Großer deutscher Menschen Werden verfolgt die Hörerschaft mit ihrem Lehrer: Stein und Arndt oder die großen einsamen Erfinder, die erleuchteten Geister, die ihrer Zeit vorauseilten und unter Qualen Leibes und der Seele der Menschheit ihre Gaben ohne Wenn und Aber weihten, erstehen vor dem inneren Auge neu. Einfache Volkswirtschaftslehre, Heimat- und Rassenkunde, ein wenig Kulturpolitik und Entwicklungsgeschichte wird kritisch mit hineinverflochten. Das Wesentliche aber bleibt: Herz und Sinne empfänglich zu machen für das edle Gut von Sprache, Kunst und deutschem Brauch.

Daß zwischen Wollen und Können hier nicht zum Schaden der bäuerlichen Hörer der leidige Zwiespalt klafft, das erwies mir die Teilnahme an einem der Lehrgänge. Als einer von den gut tausend Schirmherren der Bauernhochschule lag mir daran, aus eigener Anschauung klaren Einblick über Soll und Haben dieser bedeutsamen Bewegung zu erhalten.

Ich fand in einem Berg-Genesungsheim (das der Graf Rex auf seiner Gemarkung, hart an der Grenze gen Deutschböhmen hergegeben hatte) eine Schar von Jungbauern aus den Sudetenländern, dem Sächsischen und Südhannöverschen. In den vier Wochen, die seit Kursusbeginn bis zu meinem Kommen verstrichen waren, hatte sich die genossenschaftlich begründete Idealgemeinschaft zu einem freundschaftlich verbundenen frischen Menschenkreise zusammengeschlossen, der in freiwilliger Zucht sich des Hochschulmeisters (aus Dr Hermann Lietz' Schule) Gebot, Alkohol und Tabak zu meiden, keusch und ehrbar zu bleiben, gern unterwarf und im vollbemessenen Tagewerk körperlicher Abhärtung mit Märschen und Laufschritt ins Gebirge und geistiger Schulung Ersatz für schale Freuden undeutscher Bauernsöhne fand.

Was dem Zusammenleben aber die besondere Weihe, die Beschwingtheit und das großdeutsche Einheitsgefühl gab, das war der Sang zur Laute. Von der Morgenfrühe an bis zum Gutenachtgruß begann und beschloß das Lied zur Laute den Tag. Was da von eines Meisters (des herrlichen Deutschböhmen Hofmann und seiner jungen Frau) Kunst und ehrfurchtsvoller Betreuung deutschen Volksgutes an köstlichen alten Volksliedern der Gaue und Zeiten zutage gefördert und freudig mitgesungen ward, das bleibt eines jener unvergeßlichen Erlebnisse des gereiften Mannes.

Diese knappe Schilderung will erreichen, daß man die Ziele der Bauernschule neben der gewiß nötigen landwirtschaftlichen Fachschule (die von Nichtkennern dagegen ausgespielt wird) als Charakterschulung gelten lasse. Hans Schoenfeld

*

Neue Raabenweisheit

Zum 70. Geburtstag des Braunschweiger Altmeisters veröffentlichte Hans von Wolzogen sein köstliches, jetzt leider vergriffenes und unbegreiflicherweise nicht wieder in Neuauflage erschienenes Büchlein „Raabenweisheit“ (Berlin 1901, Otto Jahnke), eine liebevolle ausgewählte Zusammenstellung von Spruchweisheit aus Raabes Werken. In der „Nachlese“ des sechsten Bandes der dritten Serie der „Sämtlichen Werke“ wurde der Reichtum dieser Gedankenschätze durch eine große Zahl bisher unveröffentlichter „Gedanken und Einfälle“ ergänzt. Da aber dieser wichtige Band wegen des teuren Anschaffungspreises der „Sämtlichen Werke“ nur einer kleinen Anzahl von Glücklichen zugänglich ist, wurde eine gutgetroffene Auswahl dieser wenig bekannten Spruchweisheit in das im „Türmer“ bereits angezeigte, von Konstantin Bauer und Hans Martin Schultz herausgegebene „Raabe-Gedenkbuch“ (Berlin 1921) aufgenommen. Es lohnt sich, einige Proben dieser gedankentiefen und feingeprägten Aphorismen mitzuteilen:

„Der größte Fortschritt der Zeit liegt darin, daß jeder anständige Mensch, der jetzt viel Geld erworben oder überkommen hat, das Gefühl in sich trägt, als ob er sich auf irgendeine Weise deswegen entschuldigen müßte.“

„In dem Augenblicke, in welchem du dem Volke dein Bestes zu geben dich abhastest, ruft der Pöbel unter deinem Fenster: Rache! oder gar: du Narr!“

„Die Massen in Bewegung zu setzen, braucht's nur der Phrase eines Dummkopfes. Wie lange Zeit gebraucht der kluge Mann, um nur einen einzigen zu seiner Meinung zu bekehren!“

„Sich selbst will das deutsche Volk nie!“

„Man erlebt nicht das, was man erlebt, sondern wie man es erlebt.“

„Wer denkt, wenn er in die Freuden seiner Kinderjahre zurückblickt, daran, daß seine Eltern auf dem Kampfplatz waren? Auf dem Kampfplatz in der bittersten, bösesten Bedeutung des Wortes!“

„Wie der Mensch körperlich auf das ‚sich selbst satt essen‘ gestellt ist, so steht er seelischerseits auf dem ‚selber sich durchfressen‘. Es hilft ihm keiner zu dem einen wie zu dem andern. Man muß eben in dieser Welt alles selber machen.“

„Erkenntnis macht frei, Bildung fesselt, Halbbildung stürzt in Sklaverei.“

„Jedes Wochenbett löst dem Weibe die ‚Frauenfrage‘. Und dem Manne auch.“

„Es ist mit den Menschen wie mit den Büchern, die man liest; das eine ist einem ans Herz gewachsen und dort geschrieben, wie Wahrheit und Dichtung, das andere liest man nach Tisch auf dem Sofa liegend, wie Soll und Haben.“

„Kunstwerke sollen der Menschheit weiterhelfen, sie nicht zurückdrücken.“

„Goethe ist der deutschen Nation gar nicht der Dichterei usw. wegen gegeben; sondern daß sie aus seinem Leben einen ganzen vollen Menschen von Anfang bis zum Ende kennen lerne. Keinem andern Volk ist je solch ein Geschenk von den Himmlischen gemacht worden. Nur die einzelnen Züge liegen in den Schriften.“

„Was ist mir eine Leiche, nachdem ich die meiner Mutter gesehen habe?“

— Dem Raabe-Verleger sei eine Neu-Ausgabe der vollständig gesammelten Spruchweisheit Raabes ans Herz gelegt! Dr P. B.

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers“: Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten“ mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Trauer

O. Engelhardt-Kyffhäuser

26. Jahrg. November 1923 Heft 2



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

O, ihr Dichter und Schriftsteller Deutschlands, sagt und schreibt nichts, euer Volk zu entmutigen, wie es leider von euch, die ihr die stolzesten Namen in Poesie und Wissenschaften führt, so oft geschieht! Scheltet, spottet, geißelt, aber hütet euch, jene schwächliche Resignation, von welcher der nächste Schritt zur Gleichgültigkeit führt, zu befördern oder gar sie hervorrufen zu wollen!

Als die Juden an den Wassern zu Babel saßen und ihre Harfen an die Weiden hingen, weinten sie, aber sie riefen: „Vergesse ich dein, Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen!“ Die Worte waren kräftig genug, selbst die zuckenden Glieder eines Volkes durch die Jahrtausende zu erhalten.

Ihr habt die Gewohnheit, ihr Prediger und Vormünder des Volkes, deu Wegziehenden einen Bibelvers in das Gesangbuch des Heimatdorfes zu schreiben; schreibt:

„Vergesse ich dein, Deutschland, großes Vaterland,
so werde meiner Rechten vergessen!“

Der Spruch in aller Herzen, und — das Vaterland ist ewig!

Wilhelm Raabe

Die Charakterlosigkeit, eine Ursache deutschen Verfalls

Von Prof. Dr. Georg Steinhausen

Bitter wird heute über den Mangel an Charakteren geklagt. Die Klage ist berechtigt, aber sie ist alt. Schon 1866 erhebt sie Th. v. Bernhardi, und 1859 schreibt Bismarck an seine Gattin: „Wie selten sind doch Leute von eignem Willen in einer so achtbaren Nation wie die unsrige!" Zum Teil hängt dieser heute vor allem bezüglich der moralischen und politischen Bewährung und Vertretung eines eigenen Selbst empfundene Mangel mit einem allgemeinen Zug des deutschen Menschen zusammen: mit einem Mangel an Festigkeit des Willens überhaupt. „Sie haben keinen Charakter", sagte in diesem Sinne schon Frau v. Staël von den Deutschen. „Ihr Gesichtsausdruck und ihre Manieren scheinen eine feste Seele anzukündigen; desto unangenehmer ist man enttäuscht, wenn man sie nicht findet ... Sie lieben Härte in Worten, um die Nachgiebigkeit im Innern zu verstecken."

Dazu kommt nun aber, zumal für die Deutschen der neueren Jahrhunderte, ein Mangel an ausgeprägter und geschlossener Gesamtart, an nationaler Eigenart, eine Folge der deutschen Zersplitterung. Durchaus zutreffend ist hier, was bereits 1841 Eduard Platner in einer Marburger Festrede „Über die Charakterlosigkeit unsrer Zeit" — schon damals dieses Thema! — schrieb: „Im Altertum, wenigstens in seiner Blüte, ging das Individuum in der Totalität des Staats, in dem Begriffe des Bürgertums auf, und der Volksgeist beherrschte dergestalt den Charakter des einzelnen, daß ihm dadurch ein bestimmtes Gepräge aufgedrückt und diejenige Entschiedenheit mitgeteilt wurde, wodurch eine Nation von der andern in ihren sittlichen und intellektuellen Anlagen sich unterscheidet. Wo gewisse Welt- und Lebensanschauungen feststehen, den ganzen Staatsorganismus durchdringen und mit der gesamten Volksexistenz verschlungen sind, da wächst der einzelne in diesem allgemeinen Elemente des Denkens und Handelns auf, so daß sich ein fester sittlicher Geist bildet, welcher keine Schlaffheit und Halbheit aufkommen läßt." Wird man durch solche Worte für die neuere Zeit nicht an die Geschlossenheit und Festigkeit des Charakters des Engländers erinnert? Platner fährt fort, indem er auf eine Erscheinung hinweist, die neuerdings auch Jakob Burckhardt betont hat, nämlich den einstigen ständischen Charakter des Lebens und Geistes, den sonst gebundenen, aber „innerhalb des geistigen Kreises der Kaste", man kann besser sagen der Genossenschaft, sich frei bewährenden Individualismus: „Bei uns hat früherhin nicht sowohl der allgemeine Volksgeist als vielmehr" (man muß hinzufügen: der Stammesgeist und weiterhin) „der Korporationsgeist die Individualität der Charaktere bestimmt und entwickelt, in denen das Eigentümliche bis auf die eigensinnigsten Launen um so eher hervorbrechen konnte, da der einzelne vom Staatsleben getrennt, isoliert stand, sich selbst und der Familie lebte, deren Element überhaupt das vorherrschende war. Erzeugte auch diese Bildung hin und wieder Sonderlinge, war sie gleich eine

schroffe, einseitige, abgeschloßne, pedantische, indem jeder die Welt durch die Brille seines besondern Standes ansah, so hatte sie doch ein durchaus scharfes, bestimmtes Gepräge, markierte hervorstechende Züge, in denen sich eine feste, im Wissen und Handeln entschiedene Mannhaftigkeit ausdrückte und in unzweideutiger Klarheit abspiegelte. Die Schranken und Absonderungen der Stände sind jetzt zum großen Teil gefallen, der Korporationsgeist ist durch die politischen Umgestaltungen geschwächt und niedergedrückt, ohne daß bis dahin an die Stelle desselben ein allgemeiner Volksgeist getreten wäre. Mit der Mischung der verschiedenen Bürgerklassen hat sich auch die Eigentümlichkeit einer jeden verwischt... Unsre Zeit ist vorzugsweise an Menschen reich, welche in Ermangelung eines eigentlichen Kerns keine innere Geschichte, sondern nur eine äußere erleben." (Wie paßt dies noch auf die neueste Zeit!) „Sie sind ohne feste Bestandteile, wie Körper ohne Knochen, eine Art Schleim, der ohne Widerstand alle Eindrücke in sich aufnimmt und alle Formen wiedergibt, ohne in einer zu verharren... So treffen wir fast überall auf ein schillerndes Farbenspiel ohne eine bestimmte Grundfarbe, auf ein unsichres, gesinnungsloses Schwanken zwischen den Meinungen und Strebungen, wie sie der Tag erzeugt, und wie sie den Tag beherrschen."

Hier trifft Platner das, was auch wir für unsere Zeit, und zwar wegen seiner Auswirkung in einem noch viel höheren Grade als verderbliche und für Staat und Volk gefährliche Erscheinung beklagen: die Gesinnungslosigkeit und das Sich-einstellen nach dem Winde, das Fehlen von Mannhaftigkeit und Aufrechtheit, das was wir recht eigentlich als Charakterlosigkeit bezeichnen. Platner vergißt oder vermeidet als vormärzlicher Autor aber, noch einen für die Ausbildung dieses Zuges sehr maßgebenden geschichtlichen Grund anzuführen. Er legt zwar ganz zutreffend dar, daß und warum die damalige Zeit überhaupt eines bestimmten Grundtons und Schwerpunkts ermangelte, wie ja auch nach Wilhelm von Humboldt der Charakter jener Zeit darin bestand, keinen zu haben, daß sich auf allen Kulturgebieten die verschiedensten Interessen und Weltanschauungen und mannigfachsten Stimmungen, die Wirkungen der Vergangenheit und Gärungen der Neuzeit zu einem verwirrenden Durcheinander mischten, was man von der heutigen Zeit wieder in einem viel höheren Grade sagen könnte, und daß dieses Flimmernde der Zeit auch die Bildung fester Charaktere der einzelnen beeinträchtigte. Ohne Zweifel kommt auch der kritische und negative Charakter des Zeitalters in Betracht, der für viele die traditionellen religiösen und sittlichen Grundlagen erschütterte, die in ihrer Unantastbarkeit dem einzelnen festen Halt gegeben hatten. Die stärkere Verbreitung der Bildung und der Hang, diese auch zur Schau zu tragen, führten ferner dazu, die wechselnden Moden dieser Bildung, einst die Empfindsamkeit, später die romantische Schwärmerei oder den gottseligen Pietismus oder die Hegelei usw. mitzumachen und durch diesen Wechsel doch mehr als durch den der äußeren „Mode" auch die Festigkeit des Innern zu schwächen.

Aber seit langem wirkte doch auch eine starke geschichtliche Macht, von der Platner nicht spricht, auf die Beugung der Charaktere in einem unheilvollen Grade hin: die absolute Fürstenmacht und der höfische Geist. Es liegt in der Natur des absoluten Fürstentums begründet, die Meinung und den Willen der Untertanen

nicht oder nur sehr eingeschränkt gelten zu lassen. Am deutlichsten tritt das bei Hofe hervor. Der Hofmann pflegt eigene An- und Absichten nur durch List oder durch Täuschung des Herrschers durchzusetzen. Auch der Staatsmann, früher ja halber Hofmann, handelte oft nicht anders.

Die Selbsterniedrigung vor dem Herrscher, weiterhin vor dem Mächtigen überhaupt, ist eine orientalische Erscheinung. Sie entwickelte sich auch im kaiserlichen Rom schon zu den Zeiten des Augustus, später immer stärker und abstoßender. Besonders ausgebildet erscheint sie dann am oströmischen, halb orientalischen Hofe zu Byzanz. Das Gebaren dort hat die Bezeichnung Byzantinismus entstehen lassen. Einem der grausamsten oströmischen Kaiser, dem früheren Zenturio Phokas, der schließlich selbst einen grausamen Tod erlitt, hat ein Exarch in Rom im Jahre 608 eine Säule errichten lassen, die jenen als „den besten, mildesten und frömmsten Herrscher" rühmt und ihm für „die zahlreichen Wohltaten seiner Frömmigkeit" dankt. Das ist echter Byzantinismus!

Das nordische Mittelalter hatte einen anderen Sinn. Der auffässige Vasall ist ein Typus dieser Zeit, aber Freimut der Rede überhaupt für den mittelalterlichen Menschen bezeichnend. Auch der großmächtigen Kirche gegenüber hat es innerhalb des Klerus selbst niemals, auch nicht in romanischen Ländern, an scharfen Angriffen auf ihre Sünden und Schwächen gefehlt. Der niedere Kleriker namentlich, der volkstümliche Prediger nahm neben den Mächtigen dieser Welt auch gern die reichen, entarteten Prälaten aufs Korn. Solchen Freimut, wie ihn etwa ein Geiler von Kaisersberg im Münster zu Straßburg bewährte, würde die heutige katholische Kirche sich schwerlich gefallen lassen.

Den Charakter, den noch zu Beginn der Neuzeit mutige Hofprediger, aber auch die weltlichen „Räte" dem Fürsten gegenüber häufig bewiesen, bannte die Zeit des (ursprünglich romanischen) Absolutismus. Freilich wurde der äußerlich unumschränkte Fürst nicht selten auch damals von einem Hof- oder Staatsmann oder einer Kamarilla beherrscht, aber die Form des rückgratlosen Sichbeugens war doch auch für diese heimlichen Drahtzieher immer Gebot. Ganz hat es auch in diesen Jahrhunderten, dem 17. und 18., nicht an freimütigen, ihre Überzeugung mit Mut und Würde vertretenden Männern gefehlt. Man erinnert sich der beiden Moser in Württemberg, dessen Herzog den älteren Moser freilich einkerkerte. Vor der Kritik eines Schlözer in seinem „Briefwechsel" und seinen „Staatsanzeigen" zitterten manche Fürsten und Höfe. Gegenüber den Einwirkungen der Aufklärung auf ein freieres Verhältnis zwischen Fürst und Volk hat dann gerade der mächtige Sohn der Revolution, Napoleon I., eine neue Ära des Byzantinismus heraufgeführt. Und in der Zeit der Restauration wurde ein serviler Ton auch an den deutschen Höfen um so stärker gefördert, als man in abstoßendem Verfolgungsgeist gegen „jakobinische" Gesinnungen in aufrechtem Benehmen dergleichen leicht witterte. Es gab wohl aufrechte und freiheitlich gesinnte Beamte damals, aber sie durften sich als solche nicht zeigen. Gesinnungsschnüffelei und Spionage ließen Vorsicht geraten erscheinen. Aus Berlin teilt Varnhagen unter dem 3. November 1836 als Beobachtung mit, „daß hier in allen Behörden der frühere freie und selbständige Geist erstickt sei, daß namentlich die Gelehrten überall nur die dienstfertigste Knecht-

gesinnung zeigten und nirgends mehr ein kühnes wackres Wort gehört werde; bei den Offizieren, in der Justiz und in den Regierungen nun gar sei gleichfalls die angstvollste Demut; und der ganze Staat sei bloß dadurch ein anderer geworden, daß man seit zwanzig Jahren nur in einer gewissen Richtung befördere, belohne, vorziehe, so daß nun in allen wichtigen Ämtern nur Leute stehn, die alles gut heißen und tun, was oben gerade in Gunst ist".

Gegen 1848 und erst recht nachher wurde indessen ein freierer Geist mit den politischen Errungenschaften allgemeiner. Nicht nur für den Demokraten, sondern auch für den Liberalen — und liberal war damals die große Mehrheit der gebildeten Schichten — war „Männerstolz vor Königsthronen" schlechthin Gebot, was nicht ausschloß, daß mancher Gelehrte und mancher reiche Bürger gelegentlich in Devotion vor Fürsten, Hofleuten, Ministern erstarb. Insbesondere der deutsche Gelehrte fand oft schwer den richtigen Ton freien, sicheren Benehmens nach oben hin, und noch aus neuerer Zeit hat mir ein Edelmann berühmten Namens im Reiche des Geistes gelegentlich belustigende Beobachtungen über das servile Gebaren von Gelehrten einer kleinen Universität bei Hofe mitgeteilt. Andererseits bewirkte in der Zeit der „Reaktion" nach 1848 gerade jene Zunahme des freieren Geistes eine um so größere Beflissenheit der reaktionären Kreise, diesen Geist bei Beamten und erst recht bei Offizieren zu bannen und so die Charaktere zu beugen. 1855 berichtet Th. v. Bernhardi (II, 230): „Unduldsamkeit der Kreuzzeitungs-Partei; sie sucht jeden zu unterdrücken, der nicht unbedingt mit ihr geht. Sie hat Spione in allen Regimentern und sucht jedem Offizier zu schaden, dessen Ansichten sie nicht vollkommen korrekt findet. Die höchste Vorsicht wird dadurch notwendig für alle nicht unbedingt kreuzritterlich gesinnten Offiziere, ‚und die Charaktere leiden darunter'" (nach einem Gespräch mit Oberst Etzel). Von einem der in solchem Sinne arbeitenden hohen Militärs, von Manteuffel, berichtet aus späterer Zeit, als dieser kommandierender General in Königsberg war, der damalige Regierungspräsident v. Ernsthausen („Erinnerungen" S. 237) die häufige Äußerung: „Der Verwaltungsbeamte hat die Aufgabe, Geist zu machen", wozu Ernsthausen mit Recht bemerkt: „Wer Gunst und Ungunst als Lohn und Strafe für politisches Verhalten handhabt, der macht nicht Geist, sondern verdirbt den Volkscharakter."

Den Mangel an Charakteren, „an Männern den allerempfindlichsten Mangel", hat für das Deutschland der siebziger und achtziger Jahre Paul de Lagarde als böses Merkmal, aber nun als Ergebnis der „liberalen Epoche", hervorgehoben. Insbesondere in der Vorrede zum zweiten Bande seiner „Deutschen Schriften" ist er darauf zu sprechen gekommen. „Charaktere können sich im Deutschen Reiche nicht bilden: kaum daß bereits gebildete Charaktere in ihm sich zu erhalten imstande sind." „Charaktere bilden sich großen Ideen, innerlich mächtigen Menschen gegenüber.... Die großen Ideen werden durch die allgemach über ganz Deutschland verbreitete preußische Art, sie mitzuteilen [Schuld der Unterrichtsverwaltung] alles Wertes beraubt.... Der Charakter gedeiht an der Freude über das Göttliche. Von solcher Freude aber ist im Deutschen Reiche nicht das kleinste Körnchen zu finden.... Charaktere bilden sich an der Arbeit und an den Erfolgen der Arbeit. Es ist richtig, wir können Fabriken anlegen, an der Börse spielen, Schulbücher schreiben: wir

können Geld verdienen. Können wir aber das Gute fördern? können wir das Schlechte vernichten? auch nur so weit, als es auf Erden tunlich ist? . . . Das Leben der Besten hat jetzt nur einen Kehrvers, den: es hilft doch alles nichts. . . . Daß dies Gefühl („der allgemeinen Wurschtigkeit") zur Bildung des Charakters beitrage, wird so leicht niemand behaupten. . . . Man bedenke, welch ein Druck dem Vaterlande durch die liberaler Theorie wider das Leben und wider die Geschichte gelungene Gesetzgebung aufgelegt ist, und erwäge, wie schwer es sein muß, unter diesem Drucke sich nach eingebornen Werdenormen zu bewegen. Was ist aber Charakter anders als Selbstsinn?" Weiter hält Lagarde „die große Armut des Landes" der Charakterbildung nicht förderlich: „Der Unselbständige kann keinen Charakter haben." „Gar ein Familiencharakter ist ganz unmöglich. Er wäre eine Verstärkung des persönlichen Charakters: da dieser als nicht opportun angesehen wird, darf niemand ihm noch einen Rückhalt geben. . . . Familiencharakter würde den Satz vollends erweisen, daß nicht der Staat das letzte Ziel menschlicher Entwicklung ist." „Die Zugehörigkeit zu einer Partei, die Hartnäckigkeit, mit welcher man die Stichworte dieser Partei wiederholt und verficht, die Intoleranz gegen die Feinde der Phrasen und die Freunde zuverlässiger Untersuchung, das alles ersetzt den Mangel des Charakters nicht, es macht diesen Mangel nur schädlicher und schwerer erträglich, weil es die Menschen hindert, sich heilen zu lassen. . . . In der neuen Epoche unsrer Geschichte ist unsre Hauptaufgabe die, möglichst viele Menschen zu Personen, zu Charakteren zu erziehen."

In der Setzung solcher Aufgabe zeigt Lagarde tiefen Blick, aber die Zeit ging über solche warnenden und mahnenden Geister hinweg und zeigte weiter ihre charaktertötende Wirkung. Nur angedeutet, nicht genügend hervorgehoben ist in den eben angeführten Worten Lagardes der üble Einfluß, den wie auch sonst in moralischer Hinsicht, so in bezug auf den Charakter der immer zunehmende Materialismus der Zeit übte. Ebenso ergab das immer stärkere Vordrängen der wirtschaftlichen Interessen in der Nation ein Übergewicht einer geschäftlichen Auffassung aller Dinge: Geschmeidigkeit, Gerissenheit wurden vorteilhafte Eigenschaften.

Aber es kam noch ein ganz anderer Umstand durch den Gang der Geschichte hinzu: ein rein persönlicher Einfluß.

Eben in dieser Zeit erhielt die Charakterfestigkeit führender Schichten einen besonderen Knick und zwar tragischerweise durch jenen überragenden Großen, der selbst ein eisenfester Charakter war, und dessen frühe Klage über die Charakterlosigkeit seiner Zeitgenossen wir schon vernommen haben. Gerade die echte Herrennatur Bismarcks erwies sich später je länger je mehr der Ausbildung und Auswirkung von Charakteren feindlich. In seiner Petersburger Zeit war er noch in seiner nächsten Umgebung mit dem norddeutschen Eigenkopf Schlözer zusammengestoßen: sie lernten schließlich miteinander auskommen, weil Schlözer schon damals die Größe Bismarcks, dieser die Vorzüge Schlözers erkannte. Später kam Bismarck immer mehr zu dem absoluten Beugen der Menschen, mit denen er zu tun hatte. A. v. Stosch, der erst später zu Bismarck in gespanntem Verhältnis stand, schrieb bereits 1867 („Denkwürdigkeiten" S. 132) an Gustav Freytag: „Je mehr Bismarck wächst, um so unbequemer werden ihm eigen denkende und handelnde Köpfe." Die spätere Stärke dieses Zuges tritt in den Erinnerungen des langjährigen Chefs der Reichskanzlei,

Chr. v. Tiedemann, hervor. Fast grotesk mutet die Furcht und ängstliche Beflissenheit von Ministern, Bundesratsmitgliedern, hohen Beamten in der Affäre an, von der Tiedemann (S. 376 ff.) unter der Überschrift „Ein Sturm im Glase Wasser" berichtet. Es handelte sich um einen Bismarck nicht genehmen, von dem Direktor im Reichspostamt Fischer herbeigeführten Bundesratsbeschluß. Der Hauptblitz des Jupiter tonans fiel natürlich auf Fischer, der sich jugendlich charakterkühn gezeigt hatte. Doch zeigt gerade dieses Beispiel das gelegentliche Vorhandensein von Selbständigkeit auch in dieser Zeit; ebenso wie dieser oder jener Minister doch auch Bismarck gegenüber Rückgrat zeigte und seinen Rücktritt vorzog. Andererseits speicherte sich bei manchen auch viel Groll im geheimen auf, und früh wurden Intrigen gegen den Kanzler gesponnen. In seiner zusammenfassenden Charakteristik urteilt Tiedemann (S. 478): „Sein Selbstgefühl war mit einer starken Dosis Menschenverachtung gepaart ... Er sah in den Freunden dann nur willenlose Werkzeuge seiner Pläne, Schachfiguren ..., in seinen Feinden nur Schurken und Dummköpfe ... Ich habe nie gefunden, daß er einem Gegner volle Gerechtigkeit hat widerfahren lassen." Daß er mit seinen Hilfsarbeitern und den Ministern tyrannisch umsprang, zeigen auch die Erinnerungen des ihm befreundeten Abgeordneten und späteren Ministers Lucius. Es sei ein Unglück, sagte der König von Sachsen zu diesem, daß Bismarck gar keine abweichende Meinung hören könne. Wenn Bismarck selbst im dritten Bande seiner „Gedanken und Erinnerungen" hervorhebt, daß er die Minister dazu erzogen habe, nicht selbständig eigene Überzeugungen zu vertreten, wenn Lucius 1878 bemerkt: „Das Sprungweise und Violente der Dinge hat für ruhige, besonnene Leute etwas vom aktiven Eintritt (als Minister) Abschreckendes", wenn jede Gegnerschaft immer als persönliche Gegnerschaft ausgelegt zu werden Gefahr lief, so ist ein den Charakter schädigendes Ergebnis nicht in Abrede zu stellen. Gelegentlich der Erörterung der Polenpolitik schrieb 1886 der Bismarck damals freilich ziemlich feindlich gesinnte Graf Waldersee („Denkwürdigk." I, 273): „Mit eine Ursache der Fehler ist die Art Bismarcks, keinen Widerspruch zu dulden; man hat nicht gewagt, ihm zu sagen, die Angelegenheit dürfe so nicht weitergeführt werden. Es beweist dies übrigens auch, wie er die Menschen zu charakterlosen Figuren macht."

Bismarck hat mit Recht den Mangel an Zivilcourage bei den Deutschen beklagt, und Charakter haben heißt nach einem Ausspruch der Rahel in der Tat nichts anderes als „Mut haben": aber er hat nicht dazu beigetragen, diese Zivilcourage zu fördern. Wie einer der politischen Gegner Bismarcks, Georg v. Bunsen, an Bigelow 1887 schrieb: „Bismarck macht Deutschland groß und die Deutschen klein."

Diese Charakterschädigung hat dann, ohne durch eigene überragende Größe entschuldigt zu sein, vielmehr nur geleitet von einer übertriebenen romantischen Vorstellung von seiner Würde und fürstlichen Selbstherrlichkeit sowie von völlig irriger persönlicher Selbsteinschätzung, Wilhelm II. in seiner Weise vermehrt. Der junge Kaiser ließ bald merken, welche Art des Benehmens die ihm erwünschte sei. Eine gewisse Charakterfestigkeit wurde anfangs noch bei diesem oder jenem General oder Staatsmann sichtbar. Aber die Spuren schreckten, und bald wußte alles, was vorankommen wollte, Militär und Zivil, Industrie, Finanz und Geisteswelt, worauf es jetzt ankam.

Die Entlassung Bismarcks, und was darauf folgte, rief allerdings eine gewaltige Mißstimmung gegen den jungen Kaiser hervor. Man hörte die despektierlichsten Äußerungen, und je länger der Kaiser regierte, um so mehr wuchs die Kritik. Aber sie wurde in der höheren Gesellschaft immer heimlicher, je empfindlicher der Kaiser über solche Kritik wurde. Nach seiner Brandmarkung der „Nörgelei" verstummten viele, und viele begannen eine andere Tonart zu singen. Denn Gebot war nunmehr die Verherrlichung des Kaisers — es begann die Zeit des Neubyzantinismus. „Es ist ein Fluch für den jungen Kaiser," schrieb Treitschke 1890 an Hirzel, „daß niemand ihm die Wahrheit sagt; alles liegt auf dem Bauche." Und Waldersee schrieb einen Monat darauf, im Dezember („Denkwürdigkeiten" II, 168) über den Eindruck, den ein anderer, ebenfalls mit dem Kaiser früher sehr vertraut gewesener General hatte: „Die nächste Umgebung sei so weit, daß niemand etwas zu sagen wage, weder ein Kabinettschef noch Wittich, weder ein Flügeladjutant noch gar ein Hofmarschall. Jeder fürchte für seine Stellung. Leider ist dies so. Wir haben darüber geklagt, daß Bismarck die Charaktere unterdrückt, hier sehen wir aber dasselbe, nur in stärkerer und gefährlicherer Form." Die Schuld des Kaisers selbst stellt Waldersee 1895 ausdrücklich fest (II, 340): „In dieser ernsten Zeit, in der nur feste Charaktere uns helfen könnten, ist des Kaisers Hauptbeschäftigung, Charaktere zu brechen. Wie wird die Geschichte dereinst scharf urteilen!"

Neben dem verhängnisvollen Einfluß der kaiserlichen Umgebung, auf den Waldersee auch noch an anderen Stellen hindeutet und über den später Tirpitz in seinen Erinnerungen so furchtbar geklagt hat, wirkte das charakterlose Benehmen sehr vieler Personen schädlich, die sich des Kaisers in ihrer amtlichen oder auch in freier Stellung zu bemächtigen wußten.

Und dieses ganze Gebaren beeinflußte nun immer mehr Beamtentum und Armee, ja die deutsche Gesellschaft überhaupt. „Unabhängigkeit der Gesinnung, Überzeugungstreue, furchtloser Mannesmut", schrieb 1897 Otto Mittelstädt in seiner Broschüre „Vor der Flut", „sind verzweifelt seltene Erscheinungen geworden; eine feige, charakterlose Menschenscheu fördert allerwärts die häßlichen Triebe des Servilismus und Byzantinismus." Man sah dieses Wesen allmählich beinahe als etwas Selbstverständliches an. Wenn anfangs noch hohe Beamte und Militärs dem Preisgeben ihrer Überzeugung aufrecht widerstanden und hartes Anlassen und schroffen Abschied vorgezogen hatten, so wäre solches Bezeigen von Rückgrat nunmehr fast naiv und töricht erschienen. Byzantinismus war kein Vorwurf mehr. Und doch war alles nur Steigerung längst vorhandener, oben schon geschilderter Gesinnungslosigkeit. Sie geht in Preußen sehr weit zurück. „In Wahrheit liegt es so," schrieb Th. Fontane („Von Zwanzig bis Dreißig") 1898, „daß die preußische Welt seit König Friedrich Wilhelm I. beständig wachsende Fortschritte nicht im ‚Männerstolz vor Königsthronen', sondern umgekehrt im Byzantinismus gemacht hat, und daß die eigentlichen Charaktere und die eigentlich mutigen Männer in Tagen lebten, wo's keine patentierte Freiheit gab und der Krückstock noch wacker umging ... Auf diesem Gebiete sind in unserm modernen Leben auch die mutigsten Leute Drückeberger geworden."

Es wäre überhaupt höchst ungerecht, diese ganze unerfreuliche Entwickelung nur auf unmittelbare oder mittelbare Auswirkungen des kaiserlichen Regiments zurück-

zuführen. Der Zeitgeist an sich wirkte mit: jene Äußerlichkeit, jener geschäftliche Geist, dazu eine Herzenshärte, ein kalter Egoismus, der mit Rücksichtslosigkeit seine Ziele zu erreichen suchte, dem lächelnde Höflichkeit und Entgegenkommen keine Herzenseigenschaft war, sondern nur ein Mittel, einflußreiche Leute zu gewinnen, während einflußlosen oder gleichgültigen oder untergeordneten Menschen mit herrischem oder flegelhaftem Benehmen begegnet wurde. Es wurde üblich, auf ungeraden Wegen sein Ziel zu erreichen zu suchen: offene, gerade Menschen wurden mißachtet oder gemieden. Es war ein Geist, der schon in einer früheren Zeit in Deutschland geblüht hatte, im 17. und dem früheren 18. Jahrhundert, ein Geist, der sich in der damaligen Pflege der „Politik" im Sinne der Welt- und Lebensklugheit, nicht ohne renaissancemäßige Einflüsse, ausprägte. Es war die Art, die man damals „Fuchsschwänzerei" nannte, die Methode, sich durch Gunstbuhlerei bei den Großen und Einflußreichen zu „insinuieren", den Höherstehenden, den Minister, den fürstlichen Rat zu gewinnen oder dritte zur Beeinflussung jener zu bestimmen, woraus sich ein Streben nach Beziehungen, nach der Gewinnung von „Rekommandationen" ergab. (Vgl. meine „Geschichte des deutschen Briefes" Bd. II und meine „Geschichte der deutschen Kultur" Bd. II.) Diese ganze Art wurde in der Zeit der Wertschätzung innerlicher Güter, der Pflege der Moral und edler Gefühle seit der Mitte des 18. Jahrhunderts zurückgedrängt, und auch der zunächst innerlichere freiheitliche Überschwang des 19. Jahrhunderts ließ jene Weise verächtlich erscheinen.

Die äußerliche Zeit des späteren 19. Jahrhunderts hat dann die häßliche Weise des 17. Jahrhunderts, zeitgemäß gemodelt, beinahe völlig wiederaufleben lassen. Die Gunstbuhlerei gipfelte in dem geschilderten Byzantinismus: aber sie richtete sich ebenso auf einflußreiche Leute überhaupt, und man erstarb vor allem auch, dem mammonistischen Zeitalter entsprechend, weit mehr als jemals früher vor dem Geld. Dieser Kotau vor dem Geld vollendete die Erziehung der Neudeutschen zur Charakterlosigkeit. Der Mann von Charakter fiel beinahe auf. Man wagte ihn schon spöttisch zu nehmen. „Charaktere können wir nicht brauchen", sagte der Ministerialdirektor Althoff zu einem jungen, tüchtigen, aber nicht kriechenden Gelehrten.

Es ist klar, daß eine so charakterlos gewordene Gesellschaft dem großartigen Aufschwung innerlichen Geistes im Weltkriege bald eine ekle Kehrseite hinzufügte, daß eine widerwärtige Drückebergerei nicht nur dem Heldentum zur Seite trat, sondern dieses auch frech zurückdrängte, daß sich derartige Leute nicht nur in sichere, sondern auch in einflußreiche zivile und militärische Stellen und Stäbe einnisteten, daß mit der Verleihung des „Eisernen Kreuzes" vielfach ein wahrer Unfug getrieben wurde — unglaublich, daß man dieses von Anfang an auch für „Verdienste auf dem Kriegsschauplatz überhaupt" und später auch für solche in der Heimat bestimmte, anstatt nur für die Frontkämpfer!

Es ist ferner klar, daß eine so wenig charakterfeste Gesellschaft, zumal unter dem zermürbenden Druck der Kriegsleiden und der langen Dauer des Krieges, der hereinbrechenden Revolution, die ja an sich anfangs nur sehr wenig wirklich überzeugte Vorkämpfer hatte, keinen nachhaltigen Widerstand entgegenzusetzen vermochte. Die zivilen und militärischen Stellen der Heimat knickten vor ein paar Desperados überall hilflos zusammen.



Daß dann immerhin gegenüber der um sich greifenden Auflösung und Zerrüttung sich ziemlich schnell ein festerer Wille zur Ordnung durchsetzte, ist richtig. Aber im ganzen bestimmte den weiteren Verlauf der Dinge doch ein gewisses gegenseitiges Gewährenlassen. Die Mehrheitssozialdemokratie, die den revolutionären Radikalismus zurückgedrängt hatte, verfügte über ihr Machtmittel der gewerkschaftlichen Organisationen und brachte so ihre Führer zu Einfluß und Stellung, konnte aber der alten Beamtenschaft, der bürgerlichen Wirtschaftsformen usw. nicht entbehren, diese wieder mußten mit den neuen Machthabern paktieren. Kompromißwirtschaft ist jedoch kein günstiger Boden für Bewährung von Charakteren. Dazu kam nun aber an Stelle des Byzantinismus nach oben ein (heute noch nicht überwundener) Byzantinismus nach unten. Die sozialdemokratischen Führer mußten, so sehr sie mittelst ihrer Organisationen ihre Leute in der Hand zu halten suchten, doch den Stimmungen der Masse Rechnung tragen und jedenfalls äußerlich das souveräne Volk umschmeicheln. Aber auch die andern Parteien trugen nun alle das Banner des „Volkes“ und machten ihre Reverenz. Schon seit langem, seit der Einführung einer auf Wahlen beruhenden Verfassung, seit der Bestimmung der „öffentlichen Meinung“ durch eine freie Presse war ja die Charakterfestigkeit der Parteipolitiker aller Schattierungen gegenüber den Wählern sowie gegenüber den Zeitungen eine sehr fragwürdige. Wer hat es jemals gewagt, den Wählern die Wahrheit über sie selbst zu sagen, wer jemals sich ihren egoistischen Interessen entgegengestemmt? Und wie wenige wagten der sogenannten „öffentlichen Meinung“ zu trotzen! „Vor einem Zeitungsartikel brechen sie alle zusammen; den kann keiner von diesen Herren vertragen“, schrieb 1866 der altliberale Theodor v. Bernhardi über die damaligen Liberalen („Aus dem Leben Th. v. B.s“ VI, 307). So war denn auch nach der Revolution von 1918 für Politiker aller Richtungen zunächst ein schlotterndes Furchtgefühl bezeichnend. Daß sich dann allmählich eine sehr laute und rührige Opposition gegen die neuen Machthaber entwickelte, das lag in erster Linie an der Schwäche der neuen Regierung und ihren fortgesetzten Mißerfolgen nach innen und nach außen. Da bekamen viele plötzlich wieder Mut.

Dieses Mantel-nach-dem-Winde-Hängen zeigte sich auch sonst und war ein neues Zeichen tief eingefressener Charakterlosigkeit. Neben dem aus Amerika und Frankreich, den Balkanstaaten usw. bekannten Typus des „Beutepolitikers“, der als kleiner Häuptling von nunmehr zur Macht gelangten Parteien an die Krippe wollte — die Besetzung rein politischer Verwaltungsstellen in solcher Weise ließe sich bis zu einem gewissen Grade rechtfertigen, nicht aber die Ernennung von demokratischen oder sozialdemokratischen Lehrern, Oberlehrern usw. zu „Kreisschulräten“, Direktoren, Oberstudienräten und ähnliche Fälle in anderen Berufen — trat der „Konjekturpolitiker“ auf, der sich erst nach Lage der Dinge zum eifrigen Mitglied einer maßgebenden Partei entwickelte und dann auch gleich als Beutepolitiker auftrat, sogar Minister oder Staatssekretär wurde. Natürlich sind nicht alle solche Ernennungen und alle Wandlungen unter solche Gesichtspunkte zu bringen. Unter den Beförderten, die politisch eine Rolle gespielt hatten, gab es auch solche, die eine Beförderung verdienten oder die gerade wegen ihrer politischen Überzeugung früher ungerecht behandelt worden waren. Und auch unter denen, die erst nach dem Novem-

der sich nunmehr maßgebenden politischen Parteien anschlossen und zu Einfluß gelangten, gab es manche, die diesen Wandel aus wirklicher Überzeugung nach ihrer Beurteilung des ganzen Umschwungs der Verhältnisse vollzogen. Aber wie viele waren Naturen, die je nachdem so oder auch anders konnten!

Und doch nichts Neues unter der Sonne. Schon vor hundert Jahren äußerte Clausewitz unter ähnlichen Verhältnissen: „Der Geist der Deutschen fängt an, sich immer erbärmlicher zu zeigen. Überall sieht man eine solche Charakterlosigkeit und Schwäche der Gesinnungen hervorbrechen, daß die Tränen aus den Augen treten möchten.“ Nichts tut uns heute mehr not als echte Männer — mögen sie politischen Parteien angehören, welchen sie wollen!



Herbsttag

Von Ludwig Bäte

Die steilen Dächer glühen purpurrot,
von alten Mauern flammt Weinlaubgewinde.
Hell flirrt die Luft, kaum rührt der Wind
zu Häupten uns das Laub der Linde.

Still ruht das Land. Im Horizont
verfließt des Flußbands weiße Seide,
und aufwärts quillt und strömt und drängt
der herbe Ruch der letzten Heide.

Und immer tiefer wird das klare Blau
Und klingt in dir und mir, geliebte Frau!



Wikings Heimkehr

Erzählung von Eilhard Erich Pauls

(Fortsetzung)

3.

Der Bettler ging durch das Dünengras. Der Hund folgte ihm dicht und mit der Nase sein Kleid berührend. Der Bettelmann stieg einen Hügel hinan, und der Hund sprang mit beiden Vorderpfoten zu seiner Brust auf, leckte zum Gesicht empor. Des Mannes Hand kraulte ihm den Nacken.

Der Dünenhügel bot Umschau. Mit einer großen Gebärde, mit beiden Armen ringsum greifend, nahm der Zerlumpte Besitz von der Insel. Hinter ihm schlief noch einmal die Hütte in ihrer Jämmerlichkeit. Sie würde einen hochgewachsenen Jüngling bergen, der gebückt durch die Tür treten mußte; und die Sonne warf ihren Goldschein wie einen Fürstenmantel um seine Schultern, setzte ihm einen Stirnreif in das Blondhaar, der das Zeichen des Herrn war. Die Hütte zudem in ihrer Jämmerlichkeit würde die Mutter dieses Knaben bergen. Warum stieg die Sonne siegend am Osthimmel auf? Das ganze Wattenmeer war voll bewegten Lebens und warf den Sonnenglanz doppelt zurück, blendend bis auf den Dünenhügel herauf. Aber nach Westen rief das immer gleiche, tönende Rauschen der Brandung, die den hohen Luftraum mit dem Geläut von tausend Glocken erfüllte. Das Licht des Tages war überall, im weißen Sand und auf den harten grauen Gräsern, golden in der zitternden Luft. Aber tausendmal inniger faßte dieses Läuten der großen Glocken, mit viel tausendmal verstärkter Leidenschaft zog dieser dröhnende Gesang alle Dinge zu einem einzigen Sein zusammen. Es war alles eines, und nichts führte mehr ein besonderes Dasein; es war alles eins in dem Schoße dieser Brandung, die wie gewaltiges Fahnenwehen vom Himmel herab in der Luft hing. So war die Brandung wach mit jedem Morgen, und nicht müde am Abend, so füllte sie mit ihrem wilden Atem seit Jahrtausenden und wieder Jahrtausenden die Luft und wölbte das umfassende Dach über der Insel, schwoll an zu Gier und Gebrüll, zur Wut in Donnern und Gedröhn, wie seit Jahrtausenden jeder Tag seinen Mittag und jedes Menschenleben seine Liebe hatte, und glitt herab zum weichen Schlafgesang der Mutter. Was irgendeinmal der Mensch gedacht hatte, im Rauschen dieser Brandung sprachen die Gedanken; was irgendeinmal der Mensch in Lust oder Leid getragen hatte, das lebte im Rauschen dieser Brandung. Und wem die Brandung das Wiegenlied gesungen hatte, dem sprach sie die Sterbegebete. Die Insel läßt ihre Kinder nicht und gibt sie niemals frei; das Rauschen der Brandung begleitet sie und zieht sie zurück; es ist das Rauschen des Blutes geworden, es ist das Leben geworden für jeden Sohn der See.

Und nun ergoß sich der Bettelmann in dieses Rauschen hinein wie die Seele in ihren Gott, der sie geschaffen hat.

Vor dem Blick des Bettlers tat sich ein Dünental auf, in dessen Mitte sich das Gehöft des Schafhirten mit vielen großen Hürden ringsum geborgen hatte, geborgen und wohlaufgehoben in dem Rauschen der Brandung, welche überall war, und

zugleich versteckt vor der zerstörenden Wut desselben Windes, der irgendwo weit hinter der Brandung erstanden war. Der Bettelmann betrat das Gehöft. Es war überall Tag geworden; und der Tag rief zur Arbeit. Die Hunde sprangen geifernd, bellend, wütend von überallher auf den Fremden ein; aber da der alte Wächter ihn begleitete, so schwiegen sie still vor seinen Füßen und umwedelten den Fremdling. Ein Mädchen trat aus dem Hause. Wie sie den Bettler sah und die Hunde um ihn, den alten Hund des verschwundenen Herrn bei ihm, rief sie erschrocken in das Haus zurück.

„Vater!" rief sie.

„Eicke", antwortete der Vater, dann trat er heraus.

„Ein Fremder", sagte das Mädchen, noch immer erschrocken.

„Ein Bettler!" antwortete der Schäfer und zuckte die Achseln.

„Die Hunde aber!" rief das Mädchen und zog den Vater fast Schutz suchend heran.

Doch ehe der Schäfer das Gebaren der Hunde beachtet hatte, sprach gleichmütig der Bettler:

„Daß der Hund Eures Herrn mir folgt, wundert Euch nicht. Der Junge dort in der Kate nennt's Zauberei. Wundert Euch nicht und gebt mir zu essen!"

Das Mädchen war fast froh, daß es im Hause verschwinden konnte. Sein junges Herz hatte Angst vor diesem Bettler, und strichen doch viele über die Insel. Der Schäfer rief den Hund beim Namen.

„Wächter!" befahl er.

Aber der Hund sah kaum zu ihm auf, hob nur die Augen zu dem alten, kümmerlichen, zerlumpften Fremdling, dem er hatte folgen müssen.

„Wer bist du?" fragte der Schäfer erstaunt.

Aber der Bettler antwortete gleichmütig und wie begütigend.

„Nirgendwer bin ich und trage jedermanns Leid. Gib mir zu essen!"

Das Mädchen trat mit Schüssel und Löffel heraus, setzte die Speise auf einen Tisch vor dem Hause und wies auf die Bank.

„Eßt, Herr!" sagte das Mädchen.

„Sagst du Herr zu dem Bettelmann?" fragte fast zornig der Schafhirt.

„So will ich dir's nicht vergessen, Eicke", antwortete der Bettler und begann gierig zu essen. Aber dem alten Hunde gab er von seinem Mahle.

Das Mädchen stand zur Seite, als habe sie auf Befehle zu warten. Der Schäfer schüttelte unmutig den grauen Kopf. Da tollte Lärm von allen Seiten heran. Drei Burschen stürmten herbei, drei liefen von der anderen Seite herzu. Ein paar rannten die Hügel herab und winkten mit den Armen und schrien von weitem. Und wieder andere stoben aus den Ställen und lachten und lärmten durcheinander.

„Sven!" riefen sie.

„Halloh!" schrien sie.

Und wie sie heran waren, zogen sie das Mädchen in ihren Kreis, und andere zogen es und stießen es lachend hin und her.

„Eicke!" johlten sie laut in die Luft hinein, die von der Brandung angefüllt war.

Der Schäfer wollte zornig werden.

„Was fällt euch ein, ihr Schlingel? Marsch, an die Arbeit! Die Ställe gereinigt, die Muttertiere gemolken. Ist nichts da, was ihr tun könnt?"

Aber sie sprangen um ihn herum. Dazwischen bestürmten sie einander mit raschen Fragen.

„Woher kommt ihr? Warum seid ihr nicht bei den Schafen geblieben?“

Und andere: „Warum laufen wir von allen Seiten herbei? Es war nicht auszuhalten in den Ställen.“

Und dann schrien sie alle auf den Schäfer ein:

„Gib uns ein Fest, Schäfer, du hast es uns lange versprochen!“

Und andere: „Wir wolleǹ tanzen, Sven, und wollen Bier trinken. Gib dich, Alter!“

Und wie der Schäfer, nicht mehr entrüstet, erschrocken jetzt, die Anstürmenden abwehrte, sprachen sie durcheinander und redeten alle dieselben Worte.

„Es ist über uns gekommen. Nicht wissen wir, wie es über uns gekommen ist. Der Tag ist voller Sonne, das Tönen der Brandung reizt uns, ein Rauschen ist in unserem Blute. Wir wollen tanzen, Schäfer, gib uns ein Fest!“

Und andere in derselben Weise.

„Wir haben nicht gesprochen miteinander, es ist ein Rufen in allen Lüften. In jedem Möwenschrei ist eine Forderung. Gib uns zu trinken, Sven! Es zuckt uns in den Beinen.“

Und einer, sie alle überschreiend:

„Du weißt, Sven, daß du uns ein Fest versprochen hast, seit Jahren und Jahren schon!“

Der alte Schäfer wich vor ihnen zurück, starrte sie mit erschrockenen Augen an, hielt sich die pochenden Schläfen, dann glitt ein Lächeln bewegt über sein verwittertes Gesicht. Und wie es ein wenig stiller geworden war, weil sie seine Antwort erwarteten, rief er seine Tochter heran.

„Eicke!“ rief er, und ein wenig zitterte seine alte Stimme. „Eicke, Kind, bist du an meinem Bette gewesen in dieser Nacht?“

Das Mädchen antwortete lächelnd:

„Du schriest im Traum auf. Da bin ich zu dir getreten.“

Und der Alte nickte.

„Dann bist du zu mir gekommen auch in meinem Traume“, sagte er. „Ich habe in heißer Angst gelegen; ihr alle kennt die eine Angst, die auf mir drückt. Da ist die Insel selbst, auf der wir stehen, aber ich schwankte kaum in meinem Bette, da ist diese Insel selbst zu mir gekommen. Sie hatte deine Gestalt genommen, Eicke, aber ihr Kleid war mit den Federn der wilden Schwäne verbrämt. Und als sie auf mich blickte, ging ein Leuchten, wunderbar wie das Leuchten des Wassers, von ihr aus und floß über mich. Daß es Zeit sei, sagte sie; und als ich aufschrie und mich wand: daß es Zeit sei, sagte sie, und verschwand. Wann hab' ich euch das Fest versprochen, ihr Burschen?“

Da wollten sie kleinlaut werden, da wichen sie zur Seite und drängten sich zurück. Aber der Bettelmann, den sie vergessen hatten, brüllte, wie in jäh ausbrechendem Wahnsinn, auf:

„Gib das Fest, Sven! Laß sie trinken und tanzen!“ Und schlug mit der Faust auf den Tisch und saß danach still und löffelte seine Suppe.

„Ich fürchte mich", sagte Eicke und drängte sich an den Schäfer. Aber der gab seiner Frage Antwort.

„Wenn der Herr zurückkehrte, habe ich euch versprochen, soll euch euer Fest werden. Ist er gekommen?" Ein listiges Zwinkern aus gekniffenen Augen begleitete seine Frage.

Die Burschen schämten sich und schwiegen. Aber wieder brüllte der Bettler überlaut auf:

„Gib das Fest, Sven, laß sie trinken und tanzen!"

Der Schäfer lachte glücklich zu dem Bettler hinüber.

„Ja, da riechst du den Braten. Es fällt genug für den Bettler ab, wenn wir feiern."

Dann richtete er sich auf, und sie wunderten sich über den Strahl des Glückes auf seinem Gesichte.

„Wir müssen eine Wache ausstellen", sagte er. „Oben auf der Düne muß einer stehen, und ihr müßt euch ablösen. Du gehst als erster hinauf!" befahl er einem der Burschen. „Wir müssen Ausguck halten. Es kann kein kleines Schiff sein, sein Bauch muß mit allen Schätzen gefüllt sein, und der Ruhm von alledem, was er getan hat, bläht seine Segel. Ihr sollt euer Fest haben, Burschen!" Er lachte, schier wahnwitzig, daß sie erschraken. „Denn der Herr kehrt heim. Wie lange ist er fern gewesen?"

Die Tochter antwortete leise, denn es war tief still ringsum.

„Er ist zwanzig Jahre seiner Insel fern gewesen, zwanzig Jahre."

Da schwiegen sie und wagten keinen Lärm und nicht, daß ihre Freude laut wurde. Aber der Schäfer gab gelassen seine Befehle. Daß vor dem Hause zwei Schafe geschlachtet würden, daß sie Tische aufschlügen und daß die Frauen zum Backen und Braten sich rüsten sollten. Sie begannen nur, leise zu lachen, und fürchteten sich vor ihrem Feste.

Der Bettler rief sie zu sich. Der Fremdling in seinen Fetzen setzte sich auf einen Hauklotz, der dort lag.

„So werde ich euch die Zeit des Wartens mit einer Geschichte kürzen."

Darauf klatschten sie wie Kinder in die Hände. Die müßig waren, setzten sich im Kreise um ihn, aber der alte Hund legte den Kopf auf seine Knie und wandte den Blick nicht von seinem Gesichte. Eicke ließ sich in das Gras nieder. Die zu arbeiten hatten, kamen doch immer wieder, um zu hören.

„Welches Märchen soll ich erzählen, Eicke?" fragte der Bettler, und daß der alte, schmutzige, zerlumpte Mann seine Hand auf ihr Haupthaar legte, wie schützend, wie segnend, das duldete das Mädchen mit leisem Erschauern.

„Woher kommt Ihr, Herr?" fragte das Mädchen.

„Aus der Hölle komme ich", antwortete der Bettler. Da lachten sie schon und glaubten an ihre Fröhlichkeit. Aber der Bettelmann erzählte:

„Ihr mögt den Isländer-Ogi fragen", sagte er. „Auf seiner fernen Insel, die ihr alle nicht kennt, da ihr keine Fürsten und Helden seid und nicht wikingert, auf seiner Insel mitten im ewigen Schnee ist das Tor, das in die Hölle führt. Giftiger Geifer quillt glühend heraus, und wenn das Tor aufgestoßen wird, fliegt Feuer fressend zum Himmel. Der Atem beißt und zerreißt dem Menschen die Lungen, wenn er in

die Nähe des Tores kommt. Aber da bin ich hineingeschritten, denn ich hatte Lust, mit dem Teufel zu kämpfen."

Sie wollten aufbegehren und den Lügner schelten, aber sie wagten nicht, vor dem Leid zu sprechen, das über sein Gesicht gebreitet lag. Und er sprach von der afrikanischen Wüste.

„Das Feuer der Hölle brennt anders als dort am Tore", sagte der Bettler. „Was dort brennt, mag von außen beißen. Das ist nichts. Aber das Feuer der Hölle brennt hier und hier und hier." Und er griff sich in aufgewecktem Entsetzen mit beiden Händen an die Augen, an die Brust, an die Stirne. „Es brennt von innen heraus. Gelber Sand ist, soweit dein Auge reicht und dein Fuß dich in einer Wanderung bis zur Erschöpfung trägt; die Luft ist voll eines weißglühenden Lichtes. Du willst die Augen schließen, aber deine Lider sind zu dünn, dein Auge zu schützen. Und wie du stille stehst, weil du in Licht gefangen dich nicht zu rühren wagst, so schießt dir eine Flamme aus dem Hirn himmelhoch und prasselt dort oben gegen das Dach des Gewölbes, das gläsern ist und in Splittern über dir zusammenfällt. Und aus deinen Augen bohren zwei Nadeln, tausend Nadeln, und dein Blut zischt heiser auf vor der Glut dieser tausend Nadeln. Sie bohren bis in deine Seele. Darum sind die Teufel schwarz gebrannt, nur das Weiß ihrer Augen hat noch eine Farbe. Ich weiß nicht, welche Gnade sie mir erwiesen, daß sie mich nicht fraßen. Ihre Mäuler bleckten wie die der Seeungeheuer, und der Geifer floß ihnen aus den Mundwinkeln. Aber sie hoben mich auf, um mich zu quälen. Sie haben mich an einen Pfahl gebunden und haben Holz rings um meine Füße geschichtet. Das entzündeten sie und sprangen johlend durch die hohen Flammen. Und wie sie sprangen, stachen sie mit Knochen und spitzen Steinen und verkohlten Holzstäben nach mir. Wenn aber mein Kopf zur Seite fiel, dann rissen sie das Feuer auseinander; und so bin ich hundertmal gestorben. Aber ihre Weiber brauchten mich. Die waren fett und troffen von üblem Öl. Ich war ihnen ein Schemel für ihre Füße, wenn sie sich in Faulheit räkelten. Aber wenn die Hitze war, dann wuchs der Wahnsinn, und es dörrte die verdurstete Zunge. Ein Tropfen Wasser wäre mehr gewesen als die weite Westsee."

Sie mochten nicht hören. Das war alles so schwer und furchtbar. Sie blickten scheu zur Seite.

„Wer seid Ihr, fremder Wanderer?" fragte das Mädchen.

Aber der Bettler antwortete:

„Nirgendwer bin ich und trage jedermanns Leid."

Schon wollten sie von ihm gehen. Aber da stolperte ein Greis in hängenden Lumpen auf den Hof.

4.

Dieser Greis in hängenden, losen Lumpen, blöden Blickes, Seesalz und Sand im wirren, weißen Bart — wie er scheu den Hof betrat, sprangen die Hunde zu ihm und umbellten ihn grüßend. Der alte Wächter heulte nur auf und legte seinen Kopf fester auf die Knie des Bettlers. Der erschrak und zitterte heftig. Und die Burschen alle, die Mägde mit fliegenden Zöpfen liefen zu dem verwahrlosten Alten und umlachten ihn, zupften ihn an seinen Lumpen, zerrten ihm den weißen Bart und umtanzten ihn kreischend.

Und wieder, dieser Greis in hängenden, losen Lumpen, blöden Blickes, Seesalz und Sand im wirren weißen Bart — wie das Mädchen ihn erblickte, das ihn doch kannte, weil er, der die ganze Insel irr durchsuchte, nur hier beim alten Schäfer Sven seine Nahrung bekam: das Mädchen wendete erstaunt und erschrocken die Augen vom Greis zum Bettler, der vor ihr saß und ihr Ehrfurcht und Grauen einflößte.

„Wer bist du?" flüsterte sie wieder. Der Fremde antwortete nicht.

Er war wieder der zerlumpte, geschlagene, schmutzige Bettler; und es hatte doch Augenblicke gegeben, in denen er über sich selbst maßlos hinausgewachsen war. Aber jetzt war er der zerlumpte, schmutzige Bettler, der Nirgendwer, welcher jedermanns Leid trug. Und von jenem Greis, ob auch die losgelassene Jugend ihn verhöhnte und frech umsprang, wußte sie doch, wußte Eicke doch, denn der Vater Sven hatte sie es dringend gelehrt, daß sie heilige Scheu und Ehrfurcht und liebe Sorge zu ihm hätte. Wenn sie aber den Blick von einem zum andern wandte, so trug der Greis dieselben Augen, blöder noch und stumpfer freilich, wenn im dumpfen Bettelmann die Leidenschaft heiß aufzuckte. Und wenn die Glieder noch ungelenker an dem Leibe des Greises hingen, während sie in der Jämmerlichkeit des Bettelmannes doch zu wildem Zorn und herrischer Geste zusammengerissen wurden, so hatten sie beide dieselbe Gestalt, waren sie Bilder eines gleichen Wesens. Diese Ähnlichkeit war ihr voll ahnungsvollen Grauens.

Und zuletzt, dieser Greis in hängenden, losen Lumpen, blöden Blickes, Seesalz und Sand im wirren, weißen Barte — wie der Bettelmann ihn sah, schüttelte Entsetzen und Mitleid seinen Leib. Er heulte plötzlich auf und wollte die Augen mit seinen Händen schützen. Und mußte doch sehen und den Spott hören, den die Burschen trieben, den frecheren Spott hören, den die Wichter kreischten, er mußte die Erbärmlichkeit dieses Greisenalters sehen, und farblose Blässe überzog sein Gesicht, obwohl ihm der Schweiß auf der Stirne tropfte

„Wir können ihn nicht schützen", sagte das Mädchen, als müßte sie sich und den Vater und den Hof vor diesem fremden, hergelaufenen Bettler entschuldigen, der doch weiterlaufen und wieder verschwinden würde, wie er hergelaufen war. „Wir können den Spott der andern nicht von ihm halten. Der alte Ihno ist es, der Vater unseres Herrn."

Und wie sie dem Bettelmann in das Gesicht sah —

„Warum weinst du, Fremdling?"

Der aber schüttelte den Kopf und wehrte das Mitleid in ihrer Frage hart ab.

„Ich kannte ihn," antwortete er, „ich wußte es, daß es der Vater Ihno wäre. Schmach, Schmach, Schmach über seinen Sohn!"

„Welches Leid liegt auf seinem Sohne?" fragte leise das Mädchen.

Und der Bettler antwortete abwesend:

„Nirgendwer ist er und trägt jedermanns Leid."

Das Mädchen griff nach ihrem Herzen. Aufschreien wollte es. Es wurde nur ein zages Flüstern aus ihrem Entsetzen.

„Du hast dich so genannt, Fremdling."

Aber drüben brüllten sie laut. Sie hatten ein Zelttuch herbeigeholt, und andere hoben den unglücklichen Alten, der nur blöde kicherte, und warfen ihn auf das aus-

gespannte Tuch, um ihn zu prellen. Einmal zogen sie an, einmal flog der ungefüge Leib des Greises ein wenig in die Höhe und fiel zurück. Einmal klang ein Stöhnen durch das alberne Kichern des Greises. Da sprang der Bettelmann jäh auf. Er warf sich so ungestüm mitten unter die Spielenden, daß sie auseinander prallten, daß sie das Zelttuch fallen ließen und daß der Alte jählings auf der Erde lag. Aber der Bettelmann beugte sich nieder zu dem Alten, beugte sich tief herab und küßte den Alten.

„Vater!“ rief er. „Vater, verzeih deinem Sohne!“

Als die andern erschrocken waren, andere sich über den Störer ihres Spieles erzürnten, andere über die beiden Bettelgestalten lachten, die sich küßten, sich umarmt hielten und sich küßten, da stand der Fremde, der Hergelaufene langsam auf. Und wie er sich im Kreise umsah, atmete er tief.

„Ihr sollt um euern Spaß nicht kommen“, sprach er schier unheimlich. „Ich werde euch den Tanz der Hölle tanzen.“

Die einen jubelten.

„Wir feiern die Wiederkehr unseres Herrn, der noch nicht gekommen ist. Der Hergelaufene soll uns tanzen.“

Die andern aber fürchteten sich vor der Hölle, vor der Wildheit im Blicke dieses Bettlers.

Der aber schritt ruhig über den Hofplatz, den verspotteten Greis geleitend, und Eicke, das Mädchen, bot ihm Schafmilch. Dann gebot er, den Kreis zu bilden, welcher voller geworden war, weil die laute Festesfreude die Nachbarn und ihre Kinder angelockt hatte. Sven war aus der Hütte getreten und stellte sich zu dem trinkenden Greise. Eicke flüsterte mit ihm und wies angstvoll auf den Bettler, der sich zum Tanzen schickte.

Auf der Höhe des Dünenhügels aber stand aufgerichtet die ausgestellte Wache und maß scharfäugig die weite Westsee ab, denn das Segel mußte auftauchen, und das Schiff mußte erscheinen, das ihnen den Herrn brachte, auf den sie seit zwanzig Jahren gewartet hatten.

Es war still auf dem Hofe geworden. In der Mitte des lauschenden Kreises stand der Bettelmann und schien müde, zerbrochen. Nun wies er den alten Hund, der nicht von seiner Seite weichen wollte, von sich. Aber Eicke mußte kommen und das Tier fortzerren. Doch wie sie ihn am Halsbande hielt, fühlte sie das Zittern des alten Leibes, der gebrechlich war, und hörte das röchelnde Stoßen seines Atems. Dann begann der Bettler zu tanzen, wie er es in Afrikas Gluthölle geschaut.

Er sank zur Hucke zusammen und saß in der Mitte des Raumes, kläglich und kümmerlich und zusammengekauert. Auf seinen Hacken sitzend, bewegte er in den Hüften seinen Körper von der einen zur andren Seite, in unaufhörlicher Bewegung, die langsam begann und schnell und schneller wurde, und bei jeder Bewegung legte er den Kopf auf die eine und den Kopf auf die andere Seite. Ein Schütteln und ein Schaukeln, das stumpf begann, das albern und lächerlich anfing, das aber wild und teuflisch anwuchs, und von dem ein böser Geist verzaubernd ausging. Sie standen ringsum, sie wollten anfangs schelten oder lachen. Aber sie wurden ohne den kläglichen Versuch eines armen Widerstandes zu denselben Bewegungen, demselben Schaukeln gezwungen. Eine Betäubung fing an, ihre Sinne zu schlagen. Die Augen

des Bettlers waren verglast. Dennoch sah er, was um ihn vorging, dennoch bemerkte er, daß jener Jüngling den Hofraum betrat, der ihn am frühesten Morgen von der Hütte und ihrer Jämmerlichkeit verjagt hatte, jener Jüngling, der hochgewachsen war und dem die Sonne den Stirnreif des Fürsten in das goldene Haar gedrückt hatte. Und neben jenem Jüngling ging die Mutter. Der Bettler fiel aus seiner gleichmäßig schaukelnden Bewegung, aber tanzte nun in einer heftigeren Wildheit, aus der heraus er dennoch sah, daß Sven die Mutter ehrfürchtig begrüßte und daß sie eine Fürstin war, wenn sie auch grobgekleidet ging. Und aus dem wilden Singen, Stammeln, Schwatzen heraus, das er begann, bemerkte er doch, daß Eicke, die ihn zuerst den Herrn genannt hatte und zuerst von ahnendem Grauen vor ihm erfüllt war, zu dem Jüngling trat.

„Eigod!“ sagte das Mädchen, leise nur und schüchtern.

Aber der Jüngling ergriff beide Hände des Mädchens und schwenkte sie fröhlich. Als er jedoch den Bettler nicht mehr übersehen konnte, dessen Tanz toller Wahnsinn, Stampfen und Schreien geworden war und ein Zauber und eine Verzauberung für die Knechte und Mägde ringsum, fragte Eigod das Mädchen, verächtlich nur und halben Blickes hochmütig hinüberschauend:

„Was will der Gauner?“

Eicke, die den alten Wächter am Halsband hielt und deutlich fühlte, daß sie den zitternden Hund, wenn er nicht gebrechlichen Körpers gewesen wäre, kaum noch hätte halten können, antwortete still bedeutend:

„Sie wollten den Vater höhnen, da begann er zu tanzen.“

Als der Wahnsinn des Tanzes, der nun eine ungeahnte Kraft und Geschmeidigkeit des nicht mehr bettelhaften Körpers zeigte, soweit gestiegen war, daß der Fremde sie alle in seinem Willen und in seiner Hand hatte, daß er mit ihnen allen tun konnte, was er wollte: lief der Bursche, der zur Wache ausgestellt war, mit ausgestreckten Armen schreiend in den Hof. Sven, auf dem Tische stehend, sah ihn zuerst. Sein Gesicht wurde glühheiß.

„Hast du das Segel gesehen?“ schrie er. „Ist das Schiff des Herrn auf der See?“

„Der Isländer-Ogi kommt vom Herrenhof geritten“, schrie der Bursche.

„So geh auf deinen Posten!“ schalt der Schäfer.

Aber der Tänzer stand hoch aufatmend in der Mitte des Kreises steil still. Dann riß er sie alle mit einer heftigen Bewegung beider Arme ringsum zu sich heran und in seinen Herrenwillen; und dann, die geballte Faust der rechten Hand hoch über sich haltend und drohend sie schüttelnd, schrie er mit leidenschaftlicher Wildheit und überschrie alles, was sich ihm etwa entgegenstemmte, schrie als ein Herr alles Knechtische über den Haufen.

„Der Herr ist gekommen! Ihno Wiking ist gekommen! Heil Ihno Wiking!“

Und schon riefen sie antwortend, und seine Leidenschaft hatte in ihnen allen gezündet:

„Heil Ihno Wiking!“

Er ließ sie nicht. Er stand in ihrer Mitte, die Augen weit geöffnet und auf ihre Herzen gerichtet. Er wuchs in ihrer Mitte über sie alle hinaus. Kraft stärkte seine Glieder, Wille stählte seine Seele. Und er riß sie in seine Bahn. Die Lumpen schienen

von seinem Leib zu fallen, den Schmutz sahen sie nicht. Sie schrien in seinem Schreien, und der Funke seines Blickes sprang in ihre Augen.

„Ihno Wiking ist gekommen! Doch er ruft euch nicht zum Feste. Der Knecht ruft euch zum Feste. Zum Kampf ruf' ich euch, zum Kampf ruf' ich euch alle! Die Messer heraus! Ihr sollt kein Hammelblut fließen lassen. Räuberblut, Diebesblut sollen eure Messer trinken! Warum habt ihr die Insel stehlen lassen! Schande über euch! Ihno Wiking wird euch schmähen, denn er ist zurückgekommen!"

Er wies mit einer fordernden Bewegung über die Hügel weg. Er tat ein paar Schritte gegen das Tor zu, und sie folgten ihm alle, Sven und Eigod und das Mädchen und die Burschen. Nur der alte Ihno, der Greis, schlief; und Frau Aja schüttelte müde, glaublos den Kopf. Aber die andern folgten.

„Dort liegt der Herrenhof. Die Messer her! Harald Raffzahn wollen wir totschlagen!"

Da hatte sich der alte Hund von des Mädchens Hand gerissen, oder das Mädchen hatte den alten Hund losgelassen, weil sie ihn vergessen hatte. Und der alte Hund sprang noch einmal zu dem fremden Bettelmann, der kein Bettelmann mehr war.

„Des Herrn Hund! Ihno Wikings Hund!" riefen alle.

Der Fremde fing den Hund in seinen Armen auf. Und wie der alte, treue Hund in seinen haltenden Armen zuckend starb, noch einmal aufblickend, da blieb der Mann mit dem alten, toten, treuen Hund in seinen Armen still stehen, und die Tränen rannen ihm über die Backen. Und auf einmal war er wieder der zerlumpte Bettler und ließ sich auf die Erde fallen.

Sie fürchteten sich vor seinen Tränen. Nun sie aus seinem Zwange waren, wichen sie scheu vor seiner Besessenheit zurück. Nur Eicke, das Mädchen, trat zu ihm heran und zog den Jüngling mit sich herzu, und beugte sich zu dem Fremden.

„Sag' uns, Vater, wer du bist!" sagte das Mädchen.

Der Bettler sah mit einem verhaltenen Lächeln zu ihr auf und sah voll fragend zu Eigod hin. Er war nicht mehr der Bettler.

„Nennst du mich Vater, Mädchen?" sagte der Bettler. „Dafür werde ich dich zu meiner Schwieger machen."

Und er lachte, als das Mädchen errötete und der Jüngling verwirrt auf ihn blickte.

(Schluß folgt)

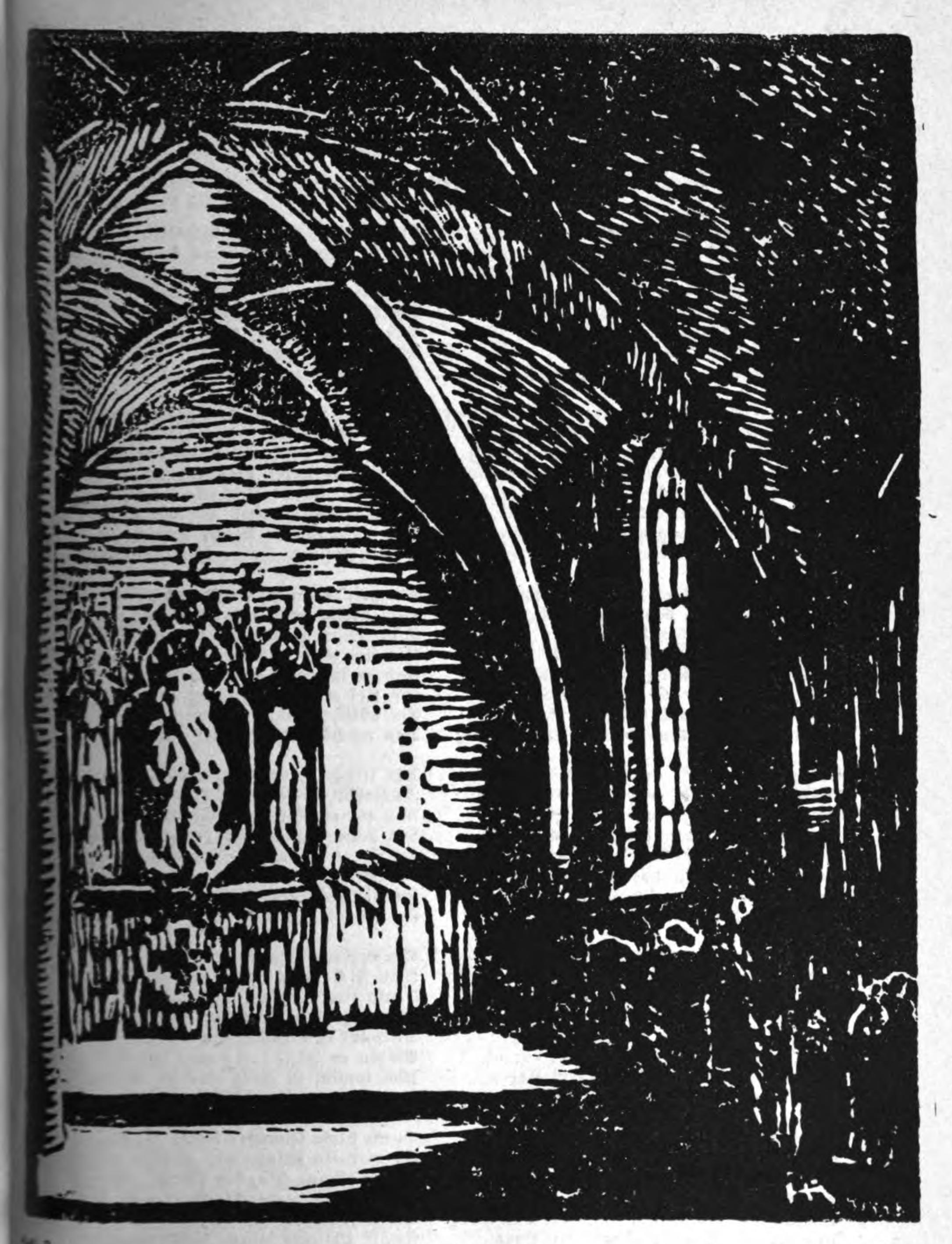


Grauer Tag

Von Richard Tränkle

Ein Dämmern über Deutschland; um und um.
So fahl die Heide, tot und starr und stumm!
Ein Rabe nur fliegt krächzend übers Feld,
Als ob er rechten wollt' mit dieser Welt.
Kaum rieselt fern ein Lichtschein trüb und bang:
Ist's Sonnenaufgang? ist es Untergang? —





A. Haupt

Das Nachtmahl im Rhonberg

Nach einer Schweizer Sage

Von Kurt Geucke

Am Finsteraarhorn-Rhonetal
Gähnt eine Schlucht, da dringt kein Strahl
Der Sonne ein. Schwarz steigt die Wand,
Zerklüftet, steil, zum Oberland.
Vom Schroffen durch ein Höllentor
Drei Wasserstürze brechen vor,
Tiefschießend in ein Kesselrund
Zum Hexenloch und Teufelsgrund.

Hier grünt kein Baum, hier sprießt kein Strauch,
Steigt keiner Menschenhütte Rauch:
Bei Wolfsmilch, Tollwurz, Mannsalraun
Das Kraut Verzweiflung wächst und Graun.
Kein Mensch, der ohne Not betrat
Dies felsumfahrne Schlangenbad,
Das nach dem Rhontal Block und Stein
Abriegelt wie vor Gott und Sein.

Es war vor hundert Jahren knapp,
Da stieg ein Hirt den Fels herab,
Mit seiner Herde in das Tal:
So täglich bis zum Abendstrahl.
Des reichsten Bauern Sohn im Land,
War er doch nur ein armer Fant.
Betrogen um sein Erb und Gut,
Blieb froh sein Mund, blieb frisch sein Mut.

Einst, wie er pfiff den Abendsang,
Verlor ein Zicklein wohl den Klang,
Blieb hinter Busch und Berg zurück,
Und fand an jedem Blättlein Glück.
Der Hirtenbub, er merkt es kaum,
Sein Liedlein läßt und Almentraum:
Treibt seine Ziegen schnell zu Hauf
Und reißt den nächsten Wildzaun auf.

Hier schließt er gut die Tiere ein
Und macht sich über Stock und Stein
Nach seiner weißen Lieblingsgeiß,
Bis ihm die kalte Angst und Schweiß
In Tropfen auf der Stirne steht:
Die Furcht, daß es ihm schlecht ergeht
Vom Schreckhornbauern, seinem Herrn,
Dem er am liebsten meilenfern!

Schon bricht der Mond aus Wolken vor,
Da klafft vor ihm das Teufelstor,
Das zwischen kahlem Felsgeblöck
Eintrichtert in das Höllenec.
Vor Schreck ihm sträubt sich Haar und Haut,
Und seinem Mund entflieht ein Laut,
Dem Uhuschrei die Antwort gellt:
Ein Ton, wie nicht von dieser Welt!

Drei Weiler weit ein Glöcklein wacht,
Tropft langsam zwölfmal Mitternacht.
Da hört er plötzlich aus der Schluft —
Er will nicht trauen Ohr und Luft —
Ein kläglich Meckern hört er dort,
Daß alle Furcht er läßt sofort,
Und vorwärts treibt ihn die Begier
Nach dem verirrten armen Tier.

Doch was ist das? Ein gäler Schein
Bricht plötzlich aus dem Felsgestein!
Ein langer Stollen tut sich auf,
Da fingert tiefes Licht herauf,
Und sieh, im Strahl, wie toderfehn,
Sieht er das Zicklein vor sich gehn!
Von unsichtbarer Macht erfaßt,
Hebt's Fuß um Fuß: nicht Hast, nicht Rast.

Als gelt' es seine Seelenruh',
Dem Lichte nach und immerzu
Folgt er wohl hundert Lachter lang,
Bis sich verbreiternd senkt der Gang
Und er in einen Raum gelangt,
Wo tief er bis ins Mark erbangt!
Ein höllisch Feuer an ihn kam —
Das machte jeden Atmer zahm!

Auf sieben Herden flammte Schein;
In sieben Kesseln sott Gebein;
Und sieben Köche, weißgeschürzt,
Die haben Speis und Trank gewürzt.
Sie fragten nicht, sie sprachen nicht,
Sie starrten, starrten in das Licht,
In Siebenfeuers Kohlenglut,
So rot wie Blut, so rot wie Blut!

Der Grimmste bückte sich und pfiff
Dem Zicklein, und mit einem Griff
Schon flog's in einen Kessel ein,
Daß gleich sein Vließ aufschwamm und Bein.
Da packt den Buben Schreck und Graus —
Wohin es sei — er weicht hinaus
Und kommt in einen zweiten Raum,
Da fühlte er sich besser kaum!

Durch diese Kammer Kälte kroch:
Es war ein Wind- und Wetterloch!
Die Wölbung Eis, der Estrich Schnee,
Die Wände Stahl, die Luft voll Weh!
Um einen Tisch auf Hochgestühl
Zwölf Männer saßen, bleich und kühl.
Die schrieben, schrieben Blatt um Blatt,
Und wurden nicht der Zahlen satt.

Und sahn nicht auf von ihrer Müh' —
Sie kamen wohl zum Ziele nie!
Nur Einer, an besondrem Tisch,
Erhob sich jetzt gebieterisch
Und schob ein bleiern Buch heran,
Sah wie der Tod den Knaben an:
„Komm her, mein Sohn, und schreib dich ein —
Das muß so sein! Das muß so sein!"

Den Buben, in der tiefsten Brust,
Warnt eine Stimme unbewußt.
Mit scheuem Blicke auf das Buch
Berührt sein Hirtenstab den Fluch:
Gleich sprüht die Feder Flammen aus,
Der Kiel erglüht, und ein Gebraus
Als wie von Wassern unterwärts
Erfüllt mit Grausen ihm das Herz.

Er weicht von dannen abermal.
Durch Kammern lang und Gänge schmal,
Kristallgehöhl voll wildem Strahl,
Kommt er zuletzt in einen Saal,
Wo viele hundert Betten stehn,
Ein jedes weiß wie Schnee zu sehn.
Sie alle, alle standen leer,
Und er so müd und wanderschwer!

Kein Lebender im Saal zu sehn —
Er kann nicht länger widerstehn!
Kaum hält er hoch noch seinen Kopf,
Reißt er das Mützlein rucks vom Schopf,
Wirft Mütz und Stecken übers Bett —
Da . . . schlagen Flammen violett,
Satanisch Gelb und brennend Blut:
Das ganze Schlafgestell ist Glut!

„Hinaus — hinaus — wohin es sei . . .
Ein Loch dem Knaben Vogelfrei!"
Er stößt von Erz die Türe auf,
Und Treppen ab, Getrepp hinauf,
Kamine lang, Kamine auf —
Kein Steingewicht hemmt seinen Lauf! —
Tritt er durch einen kahlen Raum —
Hier traut er seinen Augen kaum! —

In jene Schreckensküche ein,
Wohin ihn lockte erster Schein!
Ob hier vollendet war sein Kreis —?
Es überlief ihn kalt und heiß!
Auf sieben Herden flammte Schein;
In sieben Kesseln sott Gebein;
Und sieben Köche, weißgeschürzt,
Die haben Speis und Trank gewürzt.

Sie fragten nicht, sie sprachen nicht,
Sie starrten, starrten in das Licht,
In Siebenfeuers Kohlenglut,
So rot wie Blut, so rot wie Blut! —
Der Knabe denkt noch, wie er weicht
Und wie die Freiheit er erreicht,
Als weitauf eine Türe springt,
Daraus ein seltsam Lied erklingt.

Es strömt ein Bann- und Zaubersang. —
„Ach, Mutter, Mutter, wird mir bang!" —
Und ob er will, ob nicht er will:
Er muß hinein und steht nun still
Im letzten, schwarzgewölbten Saal —
Da harrt bereitet schon das Mahl!
Den endlos langen Tisch herum
Viel tausend Stühle standen um.

Noch alle leer. Doch an der Wand —
Sieh! — eine zweite Reihe stand,
Und die — man sah kein Ende weit! —
Die lief wohl in die Ewigkeit!
Hier war ein jeder Stuhl besetzt,
Kein Plätzlein frei, bis ganz zuletzt!
Und die hier harrten in der Not:
Blaß alle wie der bleiche Tod!

Sie sprachen nicht, sie klagten nicht,
Sie starrten, starrten in das Licht,
Das, kalt und blau wie Mondenschein,
Von oben rieselnd fiel herein. —
Da plötzlich — hoch die Wölbung schallt! —
Posaunenton den Saal durchhallt.
Der Flammenmarschall tritt herein,
Klopft mit dem Stab am Pluderbein!

Gleich fahren all die Gäste auf
Und drängen sich in wüstem Hauf,
Und mischen sich und tischen sich
Und sitzen nieder feierlich.
Im fahlen Schein, wen sieht er da?
Er wußte nicht, wie ihm geschah!
Am Hochtisch unterm Mitteldom
Sitzt Einer — Gott! — es ist sein Ohm!

Der Mann, der ihn aufs Hemd auszog,
Ein Kind um Vaters Hof betrog,
Der ihn hinausstieß in die Nacht,
Den Mutterlosen in die Acht!
Doch wie sein Herz sich krampft vor Schmerz,
Er denkt der Mutter himmelwärts,
Und seine Augen füllt ein Glanz:
„Nun komm, was mag — ich geh' es ganz!"

Jetzt tritt der Flammende heran
Und winkt ihn an die Tafel an,
Schiebt stumm ihm einen Stuhl zurecht,
Wie jeder hier, so feuerecht.
Und sieh! des Oheims Angesicht
Verzerrt die Angst, und er jetzt spricht:
„Zufrieden lasse, laß das Kind!
Was soll es hier, noch seelenblind?"

Dann zu dem Knaben hingewandt:
„Dort stellst dich ruhig an die Wand!
Mein Sohn, mein Sohn, ich weiß ein Wort,
Das rettet dich von diesem Ort —
Ich darf das Wort dir sagen nicht,
Wenn es dein Mund nicht selber spricht!"
Und als er dies gesagt in Qual,
Alsdann begann das Totenmahl. —

Zwölf weiße Frauen traten ein,
Im Auge bösen, gelben Schein.
Ihr Vorgericht, schon Höllenglut,
Das war der Tränen Bitterflut,
Die die Verzweiflung und der Gram
Den Witwen und den Waisen nahm. —
Von diesem Trank, ob er bekam,
Erschaudernd mancher, mancher nahm.

Die Zwölffraun trugen Schüsseln auf.
Zwölf Schüsseln längs den Tisch hinauf,
Zwölfmal verdeckt. Ein grauer Dampf
Ging aus, der trieb den Schweiß und Krampf
Der Angst in jedem Angesicht,
Das bangte vor dem Zwölfgericht! —
Schloß aller Mund ein grauser Bann —?
Von diesem Mahl nahm keiner an!

Dann kam der Wein. Sie schenkten ein.
In rote Gläser roten Wein.
Der rote Wein war kochend Blut,
Gezapft von manchem Herzen gut!
Gelockt aus mancher Menschenbrust
Vom Morde und gebüßter Lust! —
Sie dankten ihn, sie tranken ihn;
Das Blut im dunklen Glase schien!

Und wieder schloß die Lippen Bann:
Das Hauptgericht nahm keiner an! —
Jetzt Schaum und Speise, scharf wie Eis:
Das war der Schweiß, das war der Schweiß,
Erpreßt den Schwachen und der Not
Vom Würger Mensch, lebend'gem Tod. —
Ob keinem Speis und Schaum gedieh:
Sie tippten sie, sie nippten sie.

Und wieder schließt die Lippen Bann:
Die Schüsseln wandern . . . halten an . . .
Schon perlt der Sprühwein, Weltbrandglut,
Schlägt Flammen bis ins tiefste Blut —
Da hebt sich auf ein bleiches Weib,
Von edlem Wuchs und schönem Leib,
Und tritt, ein Glas in weißer Hand,
Zum Buben lächelnd an die Wand.

„Komm, schöner Knabe, trink vom Wein,
Dann tanzen wir den Ringelreihn!
Wir tanzen, bis die Hähne schrein —
Komm, schöner Knab, und trinke Wein!"
Der Junge nahm das Glas zur Hand
Und schüttet alles vor die Wand —
Gleich schießt empor der Feuerbrand,
Umfließt ihn rings ein golden Band!

Er kaum entspringt dem Flammenkreis,
Rührt ihn der Schreck ans Herz wie Eis:
Von Schüsseln, zwölfen, heben sich
Im Dampf die Deckel schauerlich,
Und dann — o sieh! — aus Glut und Graus,
Da zischen Schlangenhäupter aus!
Die Nattern fahren, Kopf zu Mund,
Weißgeifernd, fressen sich in Grund

Der schuldzerrißnen Herzen ein —
Zu nisten die Verzweiflung drein!
Denn jeder, der hier saß, der trug
In seinem Herzen Reu' und Fluch:
Die Reu' der Schuld, den Fluch der Tat,
Von der nicht Heilung war noch Rat.
Und der Verdammten Wehgestöhn
In alle Tiefen drang und Höh'n!

In jedes Wind- und Wetterloch,
Durchdröhnend Kluft und Felsgejoch,
Und fuhr hinaus in Nacht und Föhn,
In alle Winde, die da gehn!
Und sank hinab in jedes Tal,
Wo ruhlos rang noch Menschenqual . . .
Wie jetzt die Ottern sprangen an,
War's um des Knaben Ruh' getan!

„Jesus Maria!" schrie er laut;
Ihm war, als wär' sein Haupt ergraut!
Im Augenblick durch hohlen Flur
Vom Eisgebirg die Totenuhr!
Im Augenblick erbleicht der Schein
Und fällt das Fleisch vom Totenbein!
Der Knabe wankt, er sinkt dahin,
Und ihm entschwinden Licht und Sinn. —

Als er aus tiefem Schlaf erwacht:
Vorüber war die schwere Nacht,
Stand über ihm der Morgenstern,
Und, wie ein böser Traum so fern,
Das Gestern, das vor Heute ging,
Wo blauer Himmel ihn empfing! —
Die weiße Geiß, die Mütz, den Stab
Nie sah er wieder bis ans Grab.



Ein Märchen von der armen Seele am Himmelstor

Von Gunda von Freytag-Loringhoven

Als die wunderschöne Frau den Festsaal betrat, entstand eine spürbare Bewegung. Die Männer drängten sich zu ihr hin, wie unwillkürlich von dieser Sonne angezogen; selbst die um ihretwillen vernachlässigten Tänzerinnen waren ganz von ihr bezaubert.

Nur der verwachsene Geiger stand abseits; stumm inmitten der lauten Bewunderung. Seine durstigen Augen tranken ihr wonniges Bild.

Als die wunderschöne Frau an ihm vorüberkam, hielt sie inne.

„Warum schenkst du mir kein einziges hübsches Wort wie alle die andern?“ frug sie lächelnd. „Bist du zu stolz?“

„Zu arm“, sagte er demütig und neigte sich über ihre schmale, juwelengeschmückte Hand.

* * *

Die Jahre vergingen im Fluge, wie ein Fest.

Immer längere Zeit verbrachte die schöne Frau vor ihren Spiegeln. Hier und da mußte dem natürlichen Glanz schon mit kleinen, künstlichen Mitteln nachgeholfen werden. Zuweilen trat in ihre Augen ein starrer Blick des Entsetzens. Keiner außer ihrem Arzte wußte, daß sie den Keim des Todes in sich trug; und dem hatte sie das Versprechen abgenommen, es niemandem zu sagen. Die kurze Spanne Zeit, die ihr noch blieb, wollte sie ungestört genießen; und sorgsam richtete sie alle Tage ihren schönen Körper her, um blühende Gesundheit und Jugendfrische vorzutäuschen.

Aber aus einem unbestimmten Gefühl heraus, daß das Ende der fröhlichen Lebenszeit nahe sei, begann sie ihren Reichtum mit vollen Händen zu verschenken. Ehe sie zu ihren Festen fuhr, empfing sie die Armen und Bittsteller und verteilte gedanken- und wahllos ihr Gold unter Werte und Unwerte.

Eines Abends — ein sehr Junger, sehr Stürmischer aus der Schar ihrer Anbeter hatte sie nach Hause begleitet und sie hatte mit übermütigem Lachen die Türe vor ihm zugeschlagen — brach sie vor dem hohen, geschliffenen Spiegel ihres Schlafzimmers leblos zusammen.

Langsam, fast widerwillig löste die Seele der schönen Frau sich von dem Körper, mit dem sie so lange verbunden gewesen. Unsagbares Staunen erfüllte sie. Sie fand sich seltsam unscheinbar, gleichsam unentwickelt und ungepflegt im Verhältnis zu ihrem herrlichen irdischen Gehäuse. Das sah sie nun vor sich liegen, eine entseelte Puppe; und sie selber war nicht tot, sondern lebte, lebte spürbarer denn je, wenn auch auf eine seltsame Weise anders als bisher. Sie begriff anfänglich nicht, warum ihre Dienstboten so entsetzt und verstört durcheinanderliefen und sich voll Angst um den leblosen Körper bemühten, während sie selbst doch mitten

unter ihnen war. Dann kam der Arzt. Mit einem Aufschrei warf er sich über den schönen Leichnam.

„Wie sehr hat er mich geliebt“, dachte sie bewegt, trat zu dem Schluchzenden und strich über sein Haar.

Er spürte es nicht.

Das verwirrte und ängstigte sie tief.

Und nun faßte eine feste Hand die ihre und führte sie hinweg.

Die arme Seele zitterte und wagte nicht aufzublicken.

Ihr schwindelte. Neue, unfaßliche Töne drangen an ihr Ohr; eine ungewohnte, farblose Helle blendete ihre Augen.

„Warum fürchtest du dich?“ fragte eine ernste und gütige Stimme.

Nun schaute sie auf. Der sie führte, war ein Engel mit weiten, schattenden Schwingen. Sie standen still vor einer Stufenflucht, die ins Unendliche zu führen schien, hinauf in einen hellblauen, fernwehklaren Himmel. Von da herunter flutete leises Klingen.

„Was ist das?“ frug die arme kleine Seele, und ein nie gekanntes Sehnen schwellte ihre Brust.

„Das sind die seligen Chöre“, sagte der Engel. In seinen Augen glühte stiller Glanz.

„Wo singen sie? Ich möchte dahin, ich möchte sie näher hören“, drängte die Seele.

„Sie singen im Himmel“, gab der Engel zurück.

Langsam begannen sie die Stufen zu ersteigen. Sie waren hoch, und die arme Seele konnte sie nur mühsam erklimmen. Aber die große Sehnsucht trieb sie hinauf. Auch hatten die Worte des Engels ein Erinnern in ihr geweckt an fromme Kindertage.

„Ach, im Himmel!“ rief sie verlangend.

„Da möchtest du wohl hin?“ forschte der Engel und sah sie lächelnd an.

Die Seele erbebte. In seinen klaren Augen erblickte sie ihr armseliges Bild. Sie faltete die Hände auf der Brust und senkte das Haupt.

„Ich weiß,“ stammelte sie, „ich bin häßlich und arm. Aber was muß ich tun, um wenigstens bis in den Vorhof zu gelangen, wo ich die Chöre besser vernehmen kann?“

„Um das zu erfahren, warst du ja auf der Erde“, antwortete der Engel. „Warum hast du vergessen, danach zu forschen? Hier erfährst du es nicht.“

Sie waren stehen geblieben. Nun hatten sie etwa die Mitte der Treppe erreicht. Hoch oben erblickten sie ein mächtiges, ehernes Tor, das durch die gewaltige Mauer in den Vorhof des Himmels führte. Unablässig strömte das ferne Klingen von da herab.

Aber zu ihren beiden Seiten kauerten auf den Stufen zahllose klägliche Gestalten, die mit Augen voll hungriger Hoffnung zu ihnen aufblickten. Einige schienen der Seele bekannt; allein sie waren alle auf eine seltsame Art verkrüppelt, verwachsen, unentwickelt — arme, verkümmerte Seelen nicht schlechter, aber satter und gleichgültiger Erdenmenschen.

„Hier mußt du warten", sprach der Engel. „Vielleicht kommt einmal einer, der dich sehr geliebt hat, so geliebt, wie Gott dich dachte, als er dich erschuf. Deinen schönen Körper liebten viele; mag's sein, daß einer von ihnen auch deine Seele erschaute, schön wie Gottes Gedanken. Der wird dir dann weiter helfen."

Der Engel verschwand. Einsam stand die arme Seele unter den Bettlern auf der Himmelstreppe. Als sie versuchen wollte, die nächste Stufe zu ersteigen, bemerkte sie voll Schrecken, daß sie's nicht vermochte.

Da setzte sie sich nieder, wo sie stand und weinte leise in sich hinein.

Über sie hin ging das ferne Singen; um sie her hofften und zagten ihre Leidensgenossen in ungestillter Sehnsucht; in ihr selbst war die Erinnerung wach geworden, zeigte ihr Bild um Bild, klagte und klagte sie an.

Zuweilen kam ein neuer Pilger die Treppe hinan. Ein Engel geleitete ihn. Einige aber kamen auch allein, schritten mit traumwandelnder Sicherheit den Weg empor, der nur eine Fortsetzung ihrer Lebensreise war, und verschwanden in dem Tor, das sich weit und gastlich von selber auftat. Dann vernahmen die Bettler auf den Stufen für Augenblicke den seligen Gesang ganz deutlich und sahen das überweltliche Licht, das hinter den Mauern glänzte.

Andere Wanderer wurden droben auf der Treppe von Wartenden begrüßt, die ihnen vorausgegangen waren und bei ihrem Nahen ihnen voll Jauchzen entgegeneilten. Hand in Hand betraten diese den Himmel.

Aber viele, nur allzu viele gesellten sich zu der traurigen Schaar vor dem Tore. Wenn ein Neuer heraufkam, schauten sie auf, hofften auf Erlösung — und wurden getäuscht.

Denn nur selten erschien einer, der so göttliche und große Liebe trug, daß die arme geliebte Seele unwiderstehlich von ihm angezogen wurde. Hinter ihm erstieg sie, anfangs zögernd, dann immer sicherer die hohen Stufen. Und die klägliche Gestalt, je höher sie kam, wuchs und nahm zu an Schönheit und reinem Ebenmaß und schritt hinter dem andern, der sie so sehr geliebt, durch die Pforte des Himmels.

Viele, viele ihrer Freunde sah die arme Seele der schönen Frau an sich vorübergehen. Aber glaubte sie, in dem Herzen des einen oder anderen ihr Bild zu finden, und stand sie in zitternder Hoffnung auf, um ihm zu folgen — so mußte sie immer wieder erkennen, daß alle diese nicht ihre Seele geliebt hatten, nur den wonnigen, vielbegehrten, heiß betrauerten irdischen Leib. Ein oder das andere Mal freilich vermochte die Liebe des Vorüberschreitenden sie um einige Stufen höher hinaufzuziehen. Das waren dann meistens jugendlich träumerische Anbeter gewesen, die dem holden Körper eine ebenso holde Seele angedichtet hatten. . . .

* * *

Lange Erdenjahre nach dem Tode der wunderschönen Frau starb ein verwachsener, armer Geiger in seiner kalten Dachkammer.

In seinen Fieberträumen hatte er immer eine schmale, juwelengeschmückte Hand gesehen, die ihm winkte. Und seine Augen hatten selig gestrahlt.

Nun löste sich, leicht und frei, eine schöne Seele von dem verwachsenen Leibe.

Wie getragen von den jubelnden, fernen Klängen, ließ er die Enge seines Lebens hinter sich, eilte hinauf, das Bild der Geliebten im Herzen.

Als die arme Seele ihn kommen sah, durchzuckte sie eine unnennbare Wonne. In Demut erschauernd, erhob sie sich — und folgte ihm. Und wie sie so leicht die unersteiglichen Stufen erklomm, wuchs sie empor zu dem herrlichen Gottesgedanken, neben dem die Schönheit des irdischen Körpers verblaßte.

An der Hand des einstmals verwachsenen, verspotteten Geigers, den sie im Leben ein einziges Mal gesehen, betrat sie den Vorhof des Himmels.



Gesicht vor dem Sturm

Von Wilhelm Stapel

Der Wind rauscht durch die Linden,
Er rauscht und hat nicht Ruh',
Er rauscht ohne Anfang und Ende.
Ach, wer ihn stillen könnte!
Das Herz schlägt immerzu.

Der Wind rauscht durch die Linden,
Er rauscht um Dach und Turm.
Wir warten auf das Brausen,
Das Krachen, das Sausen,
Wir warten auf den Sturm.

Einmal wachsen die Winde,
Einmal schwillt der Zorn.
Er bricht die harte Schande.
Hoch heult es über die Lande —
Die ganze Luft voll Zorn.

Dann brechen die alten Linden,
Die Pfannen fliegen vom Dach.
Donnerschläge hallen,
Von selbst die Glocken schallen,
Und alles Volk wird wach.

Wach werden die toten Soldaten
Und gehn aus den Gräbern hervor.
Sie kommen zorngemute,
Die Wunden schimmern von Blute.
Die Raben rauschen empor.

Und aus dem Nordmeer steigen
Versunkene Schiffe herauf.
Zur letzten Schlacht entboten
Fahren daher die Toten.
Das Nordlicht leuchtet auf.

Der Sturm, der ist das Leben,
Die Freiheit fährt im Sturm.
Den großen Sturm zu künden
Rauscht die Luft in den Linden
Um den träumenden Turm.





Fürs Vaterland!

Ein Gruß an die toten und lebenden Kameraden

Wißt ihr noch, Frontkameraden, wie das war da draußen im Feld?

Ganz und gar zerschlagen und müde lag man da, und konnte doch nicht schlafen! Das fortwährende Dröhnen und Zittern der Luft durch das rasende Toben des Artilleriefeuers, sowie das dadurch hervorgerufene Klappern der Fensterscheiben — es erinnert uns immer, daß wir Reserve sind, bereit, unsern Brüdern zu helfen, wo es am bedenklichsten steht. Auf der schlammigen Dorfstraße im nächtlichen Dunkel knirschen Kolonnen vorbei mit ihren abgehärmten, dampfenden Pferden, — kommen die Sanitätswagen von der blutigen Walstatt. Der Horizont der Front bietet ein gigantisches Schauspiel. Die Finsternis der Nacht wird unaufhörlich zerrissen, wie durch ein ewiges Wetterleuchten. Gleich tausend zuckenden Herzen erscheint das Kampffeld, um das die Geschütze wütend brüllen. Aus diesem Höllenschlund steigen langsam, flackernd, als ob es ihnen schwer fiele, sich aus all dem Elend zu erheben, tausend weiße und bunte Leuchtzeichen empor. Schnell stürzen sie wieder ab, um nichts mehr von den Schrecknissen sehen zu müssen.

Und wir liegen und schauen in Gedanken das riesige Trümmerfeld und denken der Heimat, der wir all diesen Untergang erspart haben — und ersparen wollen ...

Und dann auf! In den Kampf! Finsternis umgibt die Erde. Ab und zu erleuchtet eine feindliche Leuchtrakete durch ihr längeres In-der-Luft-Schweben unseren Weg. Über Felder geht's, der schwere Boden ballt sich in der Nässe unter den Füßen; man muß achtgeben, daß man seinen Vordermann nicht anrennt; hier und da stürzt ein schwer bepackter Mann, ausgeglitten, zieht ihn sein Gepäck in den Kot; stumpf helfen ihm die Nachfolgenden wieder auf; ein Gerufe, ein Geklapper der Ausrüstung! Und weiter!

Wie oft schon mußten wir vor, und wie oft wird uns diese Brandung an die lebendige Menschheit zurückgeben? Einmal werde auch ich wohl im Schlamm und Schutt zurückbleiben! Dann ist Ruh', dann hat sich mein Schicksal erfüllt. Der Tod ist ja unser Freund, der uns stets begleitet; er ist unser guter Kamerad, der uns erlöst von dieser schweren Erdenlast. Fürchten tun wir ihn nicht, dazu sind wir zu müd' und mit dem Grauen zu sehr vermählt!

Langsam stampft die graue Reihe sich an die Front, an der das Trommelfeuer in seiner sinnlosen Art wütet, als ob hundert Orkane entfesselt aufeinanderschlügen. Näher und näher kommen wir den Einschlägen der Granaten. Das Heranheulen der Geschosse wird deutlicher; mitunter zwingt uns der fauchende, berstende Bote des Feindes in den Schlamm; — doch weiter trottet das Häuflein dem Sensenmann entgegen ...

Das Dorf ist ein qualmender, brennender Trümmerhaufen, das tosende Artilleriefeuer rast mit unverminderter Heftigkeit weiter; die Sonne vermag kaum durch den Pulverdampf und den Staub hindurchzuscheinen. Im Schloßkeller hockt dichtgedrängt beim flackernden, rußenden

Kerzenlicht der Stab. Fauchend fahren die Granaten in die Schloßruine, krepierend reißen sie polternd Wände ein, krachend zerplatzen sie vor dem Kellereingang, surrend schwirren die Splitter durch die bebende Luft. Der Luftdruck erstickt das Licht, — still wird es wieder angesteckt, — tobend, rumpelnd, erschütternd trommelt der Granatenhagel, — die Treppe hereinstürzende Meldegänger, — hineinwankende Verwundete. Schwere Granaten sind an der Arbeit, die ganze Ruine wird durchgeschüttelt; — Erlöschen des Lichtes — dröhnendes Einstürzen des Giebels über dem Kellereingang, Hineinpoltern der Steine, des Schuttes, Einatmen des erstickenden Staubes, — erneutes Krachen zerstiebender Granaten, — das Himmelslicht verschwindet! Schlag auf Schlag folgt ein zerstörendes Geschoß dem anderen. Der Pulverdampf, mit Brechreiz verbunden, raubt einem den Atem; die Hölle ist losgelassen! Jetzt greift der Feind an! Rauch, Qualm, Staub, bleiche, entschlossene Gesichter, ohrenbetäubender Lärm! „Sechste Kompagnie soll sofort antreten!" schreit mir jemand zu. Ich raffe mich jäh auf. Also hinaus in den Strudel der Schlacht! Nur einen Augenblick denk' ich an den Bruder Tod; schon spring' ich über Trümmer, Draht, Scherben, zersplitterte Bäume im Granatenhagel meinem Ziele zu. Wie ein gehetztes Kaninchen jagt man kreuz und quer durch die besonders bedrohlichen Stellen. In Trichtern, hinter Trümmern verschnauft das gehetzte Wild. Ich sehe den Himmel und atme freier. Weiter renn' ich, an manchem toten Kameraden vorüber. Endlich finde ich das Kellerloch, wo der Kompagniestab kauert. Hineingestürzt! Schon prasseln die Granaten vor dem Eingang hinter mir her. Atemlos entledige ich mich meines Auftrages. Über dem brodelnden Kessel kreisen summend, brummend die feindlichen Flieger ...

Die Wolken ziehen gen Osten. Es weint der Himmel über seine Erdenkinder. Gleich gespenstischen Gestalten ragen zerspaltene, zersplitterte Stämme aus zerschossenem, zerwühltem Gestrüpp, aus nassen Trichtern und schlammigen Mulden hervor. Alles hier gehört dem mächtigen Gebieter Tod, alles reißt er an sich! Der Minen und Granaten unbarmherzig Treiben läßt sich vom Wetter nicht beeinflussen. In einem lehmigen Loche klebt ein Mann mit fieberndem, mattem Körper, mit zerriebenen Nerven. Naß und schlammig späht er durch den Dampf und Qualm zum Feind. Ihn stört nicht mehr der Geschosse wilder Tanz, in dumpfer Ergebung tut er seine Pflicht, stumpf und mechanisch. Nur an den Feind denkt er, an Rache für das tagelange Trommelfeuer, gegen das er sich nicht zu wehren vermag. Nach der Heimat gehen kaum die Gedanken; abgeschlossen hat er mit dem Leben. „Der Strudel wird mich nicht wiedergeben!" Durch das Getöse hört er das Wimmern tödlich getroffener Kameraden. Wieviel Wochen schon hörst du diesen Jammer, der dich noch lange begleiten wird! Einer nach dem andern wird vom Schicksal ereilt. Er hört sie jammern, hört sie flehen, sieht sie zusammensinken und späht zum Feind in grimmer Wut. Die Wand, sie bröckelt mehr und mehr; jeden Augenblick kannst auch du abbröckeln. Es trieft der Regen ihm vom Körper; in hämischer Freude sehen die zerstiebenden Geschosse ihn sich in den Schlamm ducken. Mehr und mehr treiben sie mit ihm ihr Spiel. Da. Plötzlich reckt er sich, ruft aus Leibeskräften, gibt Zeichen, reißt die lehmige Flinte an die Backe und schießt sich die Wut vom Herzen auf die in Rauch und Qualm heranwankenden Gestalten. Er fühlt sich freier, er fühlt sich frisch! Das ist die Erlösung ... Nahkampf! ...

Wir kennen nur noch Trümmer, wir sehen nur noch Tote! Acht Wochen sind es nun, daß wir hineingejagt und herausgespien werden. Acht Wochen diese Folterqualen! Alle fast sind geblieben. Und wieder und immer wieder muß man hinein in diesen Teufelsrachen! Der beste Freund wird vermißt seit dem letzten großen Abwehrkampf. Wieder klebt man fröstelnd und hungernd in einem dumpfen Loch und zieht an seiner Zigarette, der die Feuchtigkeit das Leben nicht recht gönnen will. Wie lange keine Post mehr? Bin ich noch Mensch, bin ich noch auf der Welt? Warum ist der Tod mit mir so grausam und läßt mich die Qual auskosten? Mag doch die nächste Granate mich zerreißen! Ich bin müde, unendlich müde. An Ablösung glaubt keiner mehr von diesen Kämpfern mit den bleichen Gesichtern und den hohlen, geisterhaften Augen ...

Und doch haftet ein mageres Trüpplein im Mondenschein stolpernd durch die Artilleriestellungen, an den Dorfruinen vorbei, gen Osten. Gespenster sind's, die wieder Menschen werden wollen...
— — — O mein Deutschland, wie bist du so arm — und doch so herrlich reich!

Ralph Freiherr von Falkenstein



Herbst im Tessin

Gesegnet ist dieses südliche Bergland mit seinen Seen, im Verbande der helvetischen Republik, gesegnet sind seine Rebengelände und Kastanienhaine, gesegnet seine malerischen Bergdörfer und heiteren kleinen Städte, gesegnet vor allem seine Menschen!

Diese Nachkommen der alten Etrusker haben bis auf den heutigen Tag noch Eigenschaften bewahrt, die man weiter südlich nicht in diesem Maße findet: sie wirken heute noch so, wie wir die Menschen der Antike uns vorstellen, man findet bei ihnen eine Tatkraft und Energie, eine kluge, würdevolle Besonnenheit, eine Ehrlichkeit und Rechtlichkeit, die dieses italische Schweizervolk uns bald von Herzen lieb gewinnen lassen. Auch innerhalb des Schweizer Staatsverbandes hat der Kanton Tessin es verstanden, sich immer mehr hohe Achtung und Sympathie zu erwerben, und was die tüchtige Art des Tessiners zu leisten vermag, das zeigten und zeigen noch zur Stunde so manche Männer in hohen Ämtern der Zentralregierung der Schweiz, Männer, deren Namen weit über ihr engeres und weiteres Heimatland hinaus allüberall guten Klang haben.

Es ist ein beglückendes Gefühl der Geborgenheit hier um den Fremden, mag er auch durch die einsamsten Täler und Schluchten wandern. Er weiß, daß er nur guten Menschen begegnen kann, und in dem entlegensten Albergo, das ihm des Abends Rast gewährt, braucht er seine Türe nicht zu verschließen.

In solchem Lande, das alle Reize des Südens mit aller Schönheit der Bergnatur vereint, wo Licht und Wärme selbst noch des Winters rauhe Kraft zu bändigen vermögen, da läßt es sich gut sein, besonders für den, der auch andere Art und Sitte ehrt und schätzt, der ein Land und seine Bewohner als organische Einheit empfindet, der diese Einheit mit zu erleben versucht und das herzliche Gastrecht vollauf zu würdigen weiß, das man ihm, dem Fremden, allerorten zugesteht.

Ein Paradies ist dieses Land! Südlich genug, um der belebenden Kraft der südlichen Sonne reichlich teilhaftig zu werden, und doch nicht ihrem sengenden Brande ausgesetzt, — erfrischt stets durch die Nähe der Berge mit ihrer ewigen Firnenwelt, und doch nie von ihren rauhen Stürmen umtost.

Während nördlich vom St. Gotthard bereits die feuchten Nebel über den Tälern nördlicher Niederung lagern, während der Herbstwind die letzten vergilbten Blätter von den kahlen Bäumen schüttelt, prangt hier im Süden der Alpen Buschwerk und Baum noch in vollem Grün, und die immergrünen Pflanzen, die im Norden nur in Kübeln und Töpfen gezogen werden, überwintern hier im Freien und erreichen dabei eine Größe, die sie eben nur in ihrer Heimat haben können.

Überall zwischen dem Laubwerk und den Blumen leuchten heitere südliche Villen hervor und aus jedem Bergdorf grüßt uns der schlanke Campanile als Zeuge alter hoher Kultur.

Wir stehen oben auf dem Monte San Salvatore bei Lugano und genießen in heller Freude den wundersamen Ausblick über dieses wahrhaft gesegnete Land. Tief unter uns breiten sich die uralten Wasser des Ceresio, des Lago di Lugano, in ihren mannigfach geschlungenen Buchten, und am Fuße des Berges lagert an der smaragdenen Flut die ausgedehnte Stadt, deren Namen der See in heutigen Tagen trägt, in der heiteren Vornehmheit ihrer leuchtenden Pa-

läste, Villen und modernen Hotelbauten aus dem Grün der Palmen und dem Dunkel der Zypressen, wie die kostbare Fassung eines Edelsteins.

Drüben am anderen Ende der Stadt erhebt sich, wie ihr zweiter Beschützer, der Monte Bré aus den Fluten, von Rebenhängen bedeckt, aus denen die hellen Villen strahlen. Dort liegt der prächtige Villenort Castagnola mit seinen Kastanienhainen, die ihm den Namen gaben, mit seinem alten Kirchlein und seinem unvergleichlich schön gelegenen Friedhof; weiter entfernt liegt Gandria, malerisch aus dem See heraufgebaut, und in noch weiterer Ferne erblickt man die Grenzorte Italiens, dem der See sich in langgestreckter Bucht verbindet.

Am gegenüberliegenden Ufer aber erhebt sich das mächtige Bergmassiv des Monte Generoso, von dessen Gipfel aus man die ganze lombardische Ebene bis nach Mailand hin überblicken kann.

Wir wenden den Blick, und über den Gefilden des Lago Maggiore gewahren wir nun ein Alpenpanorama von unbeschreiblichem Reiz. Vom Monte Rosa bis zu den Aletschfirnen drängt sich Gipfel an Gipfel und noch weiter im Norden setzt sich der Kranz der Schneehäupter fort, wie eine weiße Zinnenmauer, die den immergrünen Kanton Tessin umschließt. Es ist fast zuviel des Schönen für das Auge, und immer wieder mühen wir uns, den ausgebreiteten Reichtum zu fassen.

Hier oben stand, nach manchen Funden zu urteilen, einst ein altes Druidenheiligtum, und mancher andere Mysterienkult mag hier seine heilige Stätte gefunden haben, bevor ein christliches Sanktuarium sich auf dem Bergesgipfel erhob.

Die Alten wußten wahrlich ihre geweihten Stätten stets an Punkte zu legen, die schon von der Natur dafür bestimmt zu sein schienen, und ob wir nun auf den Hängen von Delphi stehen, oder hier auf dem San Salvatore; — wir empfinden in gleicher Weise ein geheimnisvolles fluidisches Etwas an allen Orten, die dem Altertum heilig waren, oft ohne vorher zu wissen, daß da ein Heiligtum stand. — — —

Noch lange saß ich am Abend im südlich tagklaren Mondlicht auf meinem Balkon im Hotel Villa Castagnola und blickte über die Silhouetten des Parkes zu meinen Füßen hinüber über den See, stets magnetisch angezogen von den Formen des heiligen Berges, der, jetzt dem auferstandenen Erlöser geweiht, einst den Namen des Sonnengottes Belenius trug.

Unzählige Geschlechter sind seitdem in die Erde versunken, die Namen der Gottheit haben sich gewandelt, die Herzen haben dem Göttlichen in mannigfacher Art andere Empfindungen geweiht, aber noch immer trägt der Berg sein Heiligtum, und vielleicht ist es kein Zufall, daß es heute das Heiligtum dessen ist, von dem die heiligen Bücher künden: „Sein Angesicht leuchtete wie die Sonne und sein Gewand war weiß wie Schnee" — — —?

Vielleicht gibt es in unserm tiefsten Innern doch eine Wahrheit, die kosmisch verankert ist, so daß sie nur im Laufe der Zeiten sich stets andere Gewänder formt, um das Urewige, im Symbol verhüllt, der Verehrung darzustellen.

Reiner als an anderen Orten empfindet man in dieser heiteren Natur des Südens das Ewige, und es wird schwer, sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß man wieder diese heiteren Gefilde verlassen soll.

Wer aber einmal hier seelisch heimisch wurde, auch wenn seine Wiege im kälteren Nordland stand, den zieht es mit unwiderstehlicher Gewalt stets wieder zurück in den Bereich der südlichen Berge, an diese Seegestade, mit ihren lauen Lüften, ihren Sonnentagen, die alles im strahlenden Lichte baden, ihren Mondscheinnächten voll von flimmerndem Silberglanz, — und mit dankerfülltem Herzen sendet er auch aus der Ferne seine Grüße in dieses gesegnete Land.

Jos. Schneiderfranken



Und Frankreich —?

Unter dem Titel „Let France explain" hat der Amerikaner Frederick Bausman ein bedeutendes, eindringliches Buch gegen Frankreich geschrieben, das in Amerika durch französische Umtriebe am Erscheinen verhindert wurde (London, George Allen & Unwin), das in deutscher Sprache (München, Wielandverlag) unter der anklagenden Frage „Und Frankreich?" erschienen ist. Wir entnehmen dem ersten Kapitel des ausgezeichneten Werkes den folgenden Auszug.

„... Die folgende Arbeit ist mit einigen Verbesserungen und Ergänzungen eine Übersetzung der englischen Ausgabe und stellt für das allgemeine Publikum viele erstaunlichen Urkunden zusammen, die bisher nur Forschern bekannt waren. Es ist die Wahrheit: jede Staatsurkunde, die in den letzten drei Jahren an den Tag gekommen ist, enthüllt, daß Rußland entschlossen war, Deutschland den Krieg aufzuzwingen, und daß die Regierung Frankreichs ihm bei diesem üblen Plan Vorschub leistete und es ausrüstete.

Die kaiserlichen Archive Rußlands, Österreichs und Deutschlands sind der Welt vollkommen preisgegeben worden. Frankreich weigert sich, das gleiche mit dem seinigen zu tun.

Für mich ist, obgleich ich nur auf einer Seite, und das in weiter Zeitferne, deutsche Ahnen habe, das Schauspiel des Sturzes Deutschlands ein durchaus trauriges. Niemals ist ein Land so rasch von der Höhe des Ruhms in Armut, Elend und Verzweiflung gestürzt worden. Deutschland steht da wie ein völlig betäubter Mann, oder wie einer, der unfähig ist, einen bösen Traum abzuschütteln. Der Vertrag von Versailles aber sitzt inzwischen wie ein Geier auf seinem Herzen.

In dieser Verzweiflung haben viele Deutsche es als unnötig empfunden, auch nur mit Gründen ihre Unschuld dem überwältigenden Sieger darzutun, der die öffentliche Meinung der Welt gegen sie in die Schranken ruft und so gut wie völlig verhindert, daß die Welt die Wahrheit erfährt, die er mit Gespött zu ersticken sucht. Um eine Revision der furchtbaren Bedingungen von Versailles herbeizuführen, gibt es nur ein einziges wirksames Mittel. Die Welt muß die Beweise für die Verbrechen Rußlands und die Mittäterschaft Frankreichs kennen lernen ...

Während des allgemeinen Krieges waren wir geneigt, die unzähligen Angriffskriege Frankreichs zu vergessen; aber in den eben abgelaufenen drei Friedensjahren hat Frankreich alles Mögliche getan, um uns daran zu erinnern. Während das verständige England, trotzdem seine Wunden noch schwären, sich Mühe gibt, Sieger und Besiegte zu heilen, hält Frankreich nicht nur gewaltige, geldverschlingende Rüstungen aufrecht, sondern schmollt mit jedem einzelnen seiner Verbündeten. Welche Geduld brauche ich zum Beispiel angesichts eines solchen Buches wie „L'Angleterre et nous" von einem französischen Offizier, worin er nicht nur Frankreich ein Bündnis mit Deutschland anrät, sondern erklärt, Frankreich sei Englands Retter gewesen!

Wer mein Buch liest, wird finden, daß England Frankreich rettete in einem Kriege, in den die Regierung Poincarés und Leute wie Delcassé Europa gestürzt hatten, indem sie Rußland zum Angriff auf Deutschland rüsteten, in einem Kriege, in dem, wie sie richtig berechneten, England aus einfacher militärischer Notwendigkeit auf ihre Seite treten mußte, in einem Kriege, zu dessen Abwendung England vernünftige Anstrengungen machte, von dem aber die französischen Militaristen wußten, daß England, mit oder ohne Sir Edward Grey, in ihn auf der Seite Frankreichs hineingerissen werden mußte, sogar dann, wenn die Franzosen selbst den Krieg provozierten.

Die deutschen Diplomaten, die zuweilen Schnitzer machten und zuweilen polterten, haben dadurch die wirklich auf Angriff gerichteten Pläne der Delcassé, Millerand und Poincaré

verdunkelt; aber die letzteren Männer, so wird der Leser finden, waren viel listenreicher als Sir Edward Grey, der, wenn sich auch sein Verhalten kritisieren läßt, mit den Diplomaten des Quai d'Orsay und des Elysée verglichen, ein wahres Muster von offener Biederkeit war.

Ein Grundirrtum wurde von Anfang an in uns erweckt, nämlich, daß Rußland größere Rechte in Serbien hatte als Österreich. Das werde ich widerlegen. Rußland versuchte solche Rechte zu erlangen, die ihm aber niemals zugestanden worden waren und niemals hätten zugestanden werden dürfen, wenn Rußland aus Westeuropa ferngehalten werden sollte. Für Österreich wenigstens war Serbien schlimmer als für uns Mexiko. Die Lage war zu vergleichen mit dem Vorhandensein einer Negerrepublik in Mexiko, die fortwährend unsere Südstaaten mit einer Propaganda überschwemmen würde, um unsere Negerbevölkerung zum Aufstand zu verleiten, oder dem eines Irlands, hinter dem Frankreich gestanden und das mit jeder Post die Werkstätten Englands mit aufrührerischen Schriften angefüllt hätte. Da aber bei uns der erste Eindruck ein entgegengesetzter war, so erschien uns die Unterstützung Österreichs durch die Berliner Regierung, obgleich sie anfangs berechtigt war und zuletzt zurückgezogen wurde, als ein großes Unrecht. Die französischen Politiker wußten, daß es für Österreich ebenso eine Lebensnotwendigkeit war, den serbischen Staat nicht in russische Hände fallen zu lassen, wie es für England eine war, Belgien nicht in die mächtige Hand Deutschlands gelangen zu lassen; aber die Regierung Poincarés in den Jahren 1912 und 1913 handelte, was die Möglichkeit eines Krieges anging, rücksichtslos und unbekümmert.

Deutschland stand hinter seinem Bundesgenossen in einer Sache, die für beide eine Lebensfrage war, Frankreich hinter der seinigen, wo es sich nur um dessen Ehrgeiz und Ausdehnungsdrang handelte.

Ein anderer Irrtum, in den man uns verfallen ließ, war der, daß Frankreich den Krieg nur führe, weil Deutschland ihn ihm erklärt habe. In diesem Punkte hat uns Frankreich in die Irre geführt, indem es nach den Leidenschaften des Krieges seinen unveröffentlichten Vertrag von 1892 ans Licht brachte, nach dem die Franzosen selbst zugeben müssen, daß Frankreich sich von selbst im Kriege mit Deutschland befinden sollte, sobald das für Rußland der Fall war.

So durchsättigt ist die französische Geistesverfassung mit Militarismus, daß man sogar glaubt, sich dessen rühmen zu können, ohne auf Tadel zu stoßen! An den Franzosen ist er scheinbar kein Fehler. Der schlagendste Beweis dafür findet sich in dem nach der Kriegserklärung ausgegebenen französischen Gelbbuch, wo die Urkunde Nr. 5 einen vertraulichen, dem Minister des Auswärtigen vor dem Kriege erstatteten Bericht „über den Stand der öffentlichen Meinung in Deutschland" enthält. Das deutsche Volk, heißt es dort, beginnt Klage darüber zu führen, daß die Franzosen ihm einen Vorteil abgerungen haben. Die Deutschen — so wird stolz berichtet — sind gerade dabei, zu entdecken, „daß Frankreich, unser Land, das 1870 besiegt wurde, nie aufgehört hat, Krieg zu führen, in Asien, in Afrika seine Flagge wehen zu lassen und das Prestige seiner Waffen hoch zu halten und gewaltige Gebiete zu erobern; Deutschland andererseits hat von seinem alten Ansehen gelebt".

Das war die Sprache, die Frankreich glaubte, in einer für die Welt veröffentlichten Urkunde führen zu dürfen, in einer Urkunde, die darauf berechnet war, die Menschheit zu überzeugen, daß Frankreich völlig friedfertig und sein Nachbar ruhelos und kriegerisch gewesen sei, die aber durch ihre Selbstgefälligkeit verrät, was die Deutschen stets behauptet haben, nämlich daß die größte militärische Einzelmacht der Welt, Deutschland, sich 43 Jahre des Krieges enthalten hat.

Seit ich dies Buch zu schreiben begann, hat in Washington eine Konferenz zum Zwecke der Beschränkung der Rüstungen stattgefunden. Was ihr Ergebnis sein wird, ist noch nicht klar; aber daß die Franzosen beabsichtigen, einen übermäßigen Zustand von Rüstungen aufrecht zu erhalten, wenn sie können, kann nicht bestritten werden. Ihre Absicht, ein Riesenheer durch eine gewaltige Unterseebootflotte zu ergänzen, ist ebensosehr eine Bedrohung Englands, wie

sie letzthin für gut befanden, sie in der deutschen Flotte zu erblicken. Aber diese Leute gehen noch weiter. Sie bewaffnen Afrikaner in gewaltiger Anzahl und rühmen sich der Absicht, sie über das Mittelmeer zu bringen. Der Kolonialminister Sarraut weist hin auf „unser Kolonialreich, was hier so wenig in Betracht gezogen zu werden scheint, das aber für uns, neben seinen sonstigen Eigenschaften, ein gewaltiges Reservoir von Menschenkräften bildet". Das ist sicherlich kein guter Trost für die weißen Rassen Europas!...

Um nun von Deutschland zu reden, so ist dies eines der Länder, die Frankreich während dreier Jahrhunderte wiederholt angegriffen hat. Es war Bismarcks unwiderlegt gebliebene scharfe Entgegnung, daß Frankreich zwanzig Kriege mit Deutschland gehabt habe, in deren keinem Deutschland der Angreifer gewesen sei; denn wie Earl Loreburn sagt: „Es würde eine Geschichtsfälschung sein, zu leugnen, daß unter den Bourbonen Frankreich viele Jahre lang wiederholt den einen oder den anderen deutschen Staat angegriffen hat, ohne dazu herausgefordert zu sein." Daß dies unbestreitbar ist, wissen die meisten, die sich mit Geschichte abgegeben haben; aber ich dachte nicht, daß Frankreich mit einer solchen Sache geradezu prahlen und sie als eine Politik hinstellen würde, bis mir das, wie ich jetzt darlegen werde, ganz neuerdings durch Schriften klargemacht worden ist, deren Verbreitung sich die französische Regierung selbst geradezu besonders angenommen hat . . ."

Bausmann bespricht dann höchst abfällig ein amtlich verbreitetes Buch des Franzosen Bainville. Dann fährt er fort:

„. . . Dieser Herr Bainville ist sehr offen, nicht wahr? Er sagt die Wahrheit, wie ein Räuber sich seiner Beute rühmt. Die gleiche Wahrheit wurde schon von einem weit größeren Franzosen, Jean Jaurès, zugestanden, aber mit dem Gefühl einer Demütigung: ‚Von Karl VIII. bis zu Ludwig XIV. und von diesem bis zu Napoleon hatte Frankreich zu oft mit seiner vor derjenigen anderer Länder erlangten Einigkeit Mißbrauch getrieben, indem es Völker, die noch zerspalten und unorganisiert waren, brutal behandelte.'

Ich für mein Teil bin stets der Ansicht gewesen, daß der Zustand der Zerrissenheit Deutschlands eins der Unglücke Europas war; jetzt aber lese ich ein Buch, das französische Beamte verbreiten, und das uns einreden möchte, es sei im Gegenteil etwas sehr Nützliches gewesen: Frankreich habe daraus großen Gewinn gezogen, Deutschland alle die Teile, die es erlangen konnte, weggenommen, und all dies Elend sei für die Menschheit wohltätig gewesen!

Man wird sich erinnern, daß es während jenes Zeitraums geschah, daß Ludwig XIV. Elsaß und Lothringen annektierte, in deren größerem Teil die Landessprache die deutsche war (und ist. D. T.). Nach der langen französischen Besitzzeit hatte ich trotzdem das Gefühl, daß die Deutschen sie nicht hätten zurücknehmen sollen (?); aber vielleicht habe ich einen Umstand übersehen, der billigerweise zu ihren Gunsten sprechen muß. Ludwig XIV. war nicht der letzte der französischen Könige, die das uneinige Deutschland angriffen. Im Gegenteil, Bonaparte hat es mit unglaublichen Härten und Beschimpfungen behandelt, an die uns ein wohlbekanntes Bild einer schönen Königin erinnert. Und wie diese deutschen Staaten, endlich durch die Geißel Bonapartes zu gemeinsamem Handeln getrieben, eine Atempause nach seinem Sturz erhielten und dazu schritten, sich unter Bismarck zu vereinigen, erschien ein anderer Abenteurer auf dem Thron Frankreichs und erhob Einspruch.

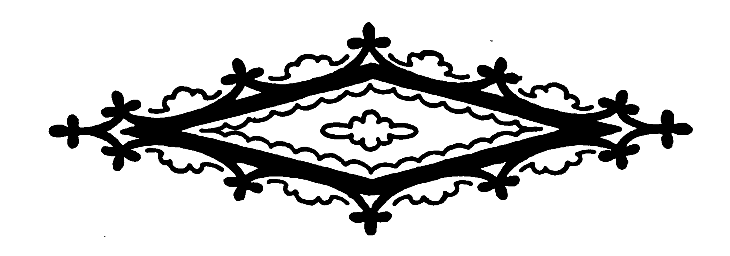
Bainvilles Buch hat mich zum Nachdenken angeregt, wie wenige Bücher. Es ist kalt, herzlos und unverschämt. Es erinnert mich daran, daß die Berge Elsaß-Lothringens die einzige natürliche Grenze waren, die Deutschland gegen französische Angriffswut haben konnte, wenn es sich nicht auf die andere Seite des Rheins zurückziehen und damit Provinzen aufgeben sollte, die niemals etwas anderes als deutsch gewesen waren und niemals von einem französischen Könige als Teil von Elsaß-Lothringen in Anspruch genommen waren. Mit einem Wort: das auf Verjährung gegründete Besitzrecht Frankreichs auf Elsaß-Lothringen anzufechten und diese Länder wiederzufordern, würde einem Deutschland übel angestanden

haben, das Frankreich willkürlich angegriffen hätte. War es aber etwa ein Verbrechen von seiten eines Landes, das, durch die beharrliche Angriffspolitik eines kriegerischen Nachbars gereizt, entschlossen war, sich endlich befestigte Stellungen zu schaffen, in denen es ihm gegenübertreten konnte?

Außerdem ist dies Buch Bainvilles nicht ein vereinzelt dastehender Erguß. Seine Lehren sind stillschweigend während der letzten drei Jahre bestätigt worden durch ein Riesenheer, das Frankreich aufrecht erhielt, obgleich es selbst am Rande des Bankerotts steht und Deutschland entwaffnet ist. Wenn Frankreich uns mit solchen Lehren zusetzt, ist es gerecht und billig, seine eigene Geschichte zu prüfen.

Es ist gerecht, zu untersuchen, welches Land in Europa schließlich denn doch das kriegerischste gewesen ist. Darauf kann es nur eine Antwort geben: Frankreich. Seit Luthers Zeit sind die Franzosen zweimal über die hohen Pyrenäen gezogen, um Spanien anzugreifen, sechsmal über die mächtigen Alpen, um Schläge gegen Italien zu führen, Österreich haben sie mehrmals angegriffen. Und Deutschland, diese Stätte des Jammers, ist, wie uns Bainville gerade gezeigt hat, nur der bluttriefende Spielplatz französischer Könige gewesen, die es wiederholt dem Hunger und dem Elend überlassen haben. Holland haben die Franzosen zweimal angegriffen, Belgien einmal annektiert. Auch Rußland ist nicht frei ausgegangen; einmal wurde von Norden, einmal von Süden dort eingerückt. England, das vor den mächtigen französischen Königen nur durch das Meer geschützt war, haben sie wiederholt in seinen Kolonien angegriffen, weil sie es als das einzige noch verbleibende Hindernis für ihre Beherrschung Europas ansahen. Sogar unser Nachbarland Mexiko hatte, während wir selbst zu Hause unter den Waffen standen, eine französische Invasion über sich ergehen zu lassen; und China mußte gegenüber einer französischen Expedition einen Teil seines Gebiets hergeben. Syrien und Marokko bilden nur kleine Zusätze zu der Liste der Metzeleien, die diesen vergnügten Eroberern so gut zu Gesichte stehen.

Wir müssen jetzt unsere Leidenschaften schweigen lassen. Wir müssen beginnen, den Blick zu richten auf einige der ungeheuren Enthüllungen historischer Daten, die in den letzten Jahren durch die Beschlagnahme der russischen Archive zustande gekommen sind und durch die offenen Erklärungen und Geständnisse hochgestellter Teilnehmer der Weltereignisse. Es ist in der Tat Zeit, die wirklichen Ursachen dieses Krieges zu untersuchen . . ."





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Über den „König Tod“

Die im vorigen Novemberheft des Türmers erschienene Kunstbeilage „König Tod“ weckte in mir alte Gedanken zu neuem Leben. Wie schön war dieses Bild als Eingang zum Novembermonat, der mit seinem Totensonntag das menschliche Denken mehr als andere Monate auf Sterben und Vergehen lenkt! Und doch löste die Betrachtung dieses ernsten Königs ein leises Unbefriedigtsein in mir aus, wie es schon oft der Fall war, wenn der Tod im Bild vor mich hin trat. Warum atmen diese Bilder immer den Todeshauch, die Grabesluft, warum weisen sie nur auf irdisches Vergehen hin, ohne die Lebenskraft der Seele ahnen zu lassen? Wäre es denn für einen Künstler nicht eine schöne Aufgabe, uns einmal ein Bild vom Tod zu schenken, das uns beim Anblick nicht erschauern läßt?

Die alten Griechen gaben dem Tod einen ihrer schönheitsliebenden Art entsprechenden Ausdruck (Lessing: „Wie unsere Alten sich den Tod gebildet haben“), der jedoch im Lauf der Jahrhunderte von dem „Skelett“ verdrängt wurde. Die Gestalt des Todesengels findet man auch selten und meist nur in Märchen.

Was durch das Gerippe zu kraß ausgedrückt ist, scheint mir in den beiden anderen Arten der Darstellung wieder zu wenig betont und steht nicht recht in Einklang mit der Herbheit des Todesgedankens. Es muß sehr schwer sein, eine Gestalt darzustellen, die irdisches Vergehen mit seelischem Fortleben vereint zum Ausdruck bringt.

Schon lange mache ich mir mein besonderes Bild vom Tode. Ich sehe im Geist eine weite öde Gegend mit einigen einsamen, herbstwindgepeitschten Bäumen und düsteren, sturmzerzausten Wolken darüber. Inmitten dieser Landschaft, ruhig und sicher vorwärts schreitend, eine übernatürlich hohe Männergestalt, deren weiter, schwarzer Mantel sich — unberührt vom tosenden Sturmesbrausen — in glatten Falten um die hagere, gerippeähnliche Gestalt legt. Aus dem tiefen Dunkel dieses Mantels und des düsteren Hintergrundes grellt das dem Beschauer zugewandte Antlitz todesbleich, kantig und ehern heraus; fest ballt sich die fahle Hand um einen Stab.

Eine Todesgestalt — aber beseelt von Augen so tief und forschend, so zwingend und todesernst und dabei doch auch so verstehend und gut, daß alles Grauen vor dem „Knochenmann“ schwindet. Um den schmalen, energisch geschnittenen farblosen Mund spielt ein wehmütiger Zug verstehenden Lächelns. Nicht hart und grausam scheint die knochige und dennoch wunderbar ausdrucksvolle Hand, die mit dem Stabe berührt, was ihr folgen soll, sondern gütig und edel.

Der Körper vergeht, aber die Seele leuchtet auch aus dem Antlitz des Todes noch mit warmem, unauslöschlichem Schein.

Die Landschaft paßt sich nun dieser Gestalt in gewissem Sinne an. Im Hintergrund und an den Seiten des Todes nur herbstliches Welken und Dorren, sturmgefegter Blätterregen, —

aber weit vor ihm, aus zerteilten Wolkenmassen heraus, ein stilles, überirdisches Leuchten, das ruhig strahlende Reflexe auf den langen, schweren Weg des Todes wirft . . .

Oft wünschte ich mir, einmal ein künstlerisches Bild zu sehen, das einen ähnlichen Gedanken zum Ausdruck brächte. Jella Schultz



Die Bauern und das „große Sterben"

Nach mehrmaligem Durchlesen und Erwägen des Artikels „Das große Sterben" im Septemberheft des „Türmers" fühle ich mich doch gedrungen, einige Randbemerkungen hierzu zu geben.

Auch ich bin mir bewußt, daß es heute um die Entscheidung zwischen zwei Weltanschauungen — ja schließlich zwischen dem Mammon und dem Christus — sich handelt. Und wenn zum Erweis hierfür an der Hand einiger besonders krasser Beispiele allen Ständen und auch dem Bauernstand gezeigt wird: „Der in dir sich regende Mammonsgeist führt schließlich zu solch schrecklicher Verworfenheit!" — so muß man das nur in heiligem Ernst gutheißen.

Eine andre Frage ist, ob dies vor der breiten Öffentlichkeit geschehen muß und ob die Türmergemeinde, die doch wohl nur ganz wenige einfache Bauern zu ihren Lesern zählt, das geeignete Forum hierfür ist. Ich befürchte vielmehr, daß so nur die bereits stark vorhandene Mißstimmung zwischen Stadt und Land vertieft wird, zumal ja der Verfasser nach Anführung der zwei Beispiele aus dem Bauernleben ausdrücklich den Nachsatz hinzufügt: „Kann man sich angesichts solcher Erlebnisse, die sich, wie mir Kenner des ländlichen Lebens versichern, täglich auf allen Dörfern Deutschlands abspielen — kann man sich über den wachsenden Groll und die überhandnehmende kommunistische Gefahr wundern?"

Die Behandlung solcher Schäden und Schande im bäuerlichen Leben halte ich vielmehr nur für erfolgversprechend vor Bauern selbst; und meine Gemeindeglieder werden mir hier das Zeugnis geben können, daß ich dies vor ihnen selbst ganz unerschrocken und nicht ganz ohne Erfolg sowohl auf der Kanzel, als im Einzelgespräche zu tun pflege.

Wenn ich mich also jetzt gegen die Geißelung dieser Angelegenheit vor der Öffentlichkeit wende, so geschieht dies nicht aus Verkennung der Sachlage dem Bauernstand zulieb, sondern lediglich um das auch wirklich vermieden zu sehen, was der Verfasser ja selbst kurz vor Anführung dieser Beispiele vermieden wissen will: eine unnötige und unfruchtbare Verschärfung der volkszerspaltenden Mißstimmung zwischen Stadt und Land. Vor allem aber tue ich dies um deswillen, weil bekanntermaßen eine ganze Menge von Tagesblättern und Zeitschriften sowieso schon geflissentlich und mit Eifer alles aufnehmen und nachdrucken, was irgendwie die Verächtlichmachung des heutigen Bauernstandes fördern kann.

Ich selbst stehe als Dorfgeistlicher in lebendiger Beziehung zum Bauernleben und weiß also, daß ähnliche wie die gegeißelten Vorkommnisse leider zu verzeichnen sind — aber ich weiß auch, daß solch krasse Vorkommnisse bei einer Betrachtung des gesamten Bauernlebens sich nur als verwerfliche Einzelgeschehnisse herausstellen.

Ich bestreite durchaus nicht, daß es einem Bauer, der von Kindesbeinen an daran gewöhnt ist, alles, was er zum Leben braucht, ohne Bezahlung aus seiner Gutswirtschaft zu entnehmen, schwer fallen wird, sich in die Notlage andrer zu versetzen. Das lange Gewohntsein an den Vorteil der Selbstversorgung ließ ihn die rechte Wertschätzungsfähigkeit dieses Vorteils mit der Zeit verlieren, und er muß sich direkt Mühe geben, um sich eine Lebensgestaltung ohne den Genuß eines solchen Vorteils vorstellen zu können. Wenn er also von den „Milch- oder Kartoffelpolonäsen" der Großstädter liest oder hört, so verbindet sich ihm mit solchen Worten



durchaus nicht gleich Vorstellung und Gefühl für die empfindlichen Zeitvergeudungen, Verdrießlichkeiten und körperlichen Anstrengungen, die dem Großstädter aus solchen Polonäsen erwachsen. Und weil nur die allerwenigsten Bauern genau Buch darüber führen, was sie tagtäglich für ihren und der Ihren Lebensunterhalt aus der Gutswirtschaft entnehmen, neigen sie nur gar zu leicht dazu, die üblichen Löhne und Gehälter der anderen für unberechtigt hoch zu halten, während in Wirklichkeit schon das einfachste Mittagsmahl für eine Familie in der Großstadt heute Millionen von Papiermark erfordert. Diese Hemmungen wider eine gerechte Einschätzung von der Nichtbauern Bedürfnis, die aus diesem Mangel an Einfühlungsvermögen sich ergeben, werden aber für den Bauern noch bedeutend vermehrt durch die große Versuchung, welche die stürmische Nachfrage nach allen Landesprodukten und die daraus resultierende Bereitwilligkeit der Städter für höhere Preisgewährung bringen. Hand aufs Herz — ob wir, die wir jegliche Auswucherung unsres Volkes vermieden sehen möchten, immer die sittliche Stärke aufbringen würden, als Lebensmittelerzeuger der großen Versuchung eines leichten und schnellen Reichwerdens siegreich zu widerstehen? Endlich aber tun noch ein Übriges das Mißtrauen und die Mißachtung, die sich dem Bauern sofort offen zeigen, wenn er nicht sofort gibt, was verlangt wird. Ich bestreite nicht, daß mancher Bauer vielleicht manchmal seine Ware zurückhält und verleugnet, um mehr herauszuschlagen. In unsrer Zeit unaufhaltsamer Preissteigerung braucht selbst solches bewußte Zurückhalten durchaus nicht nur der Habsucht des Bauern zu entspringen — sondern auch der Zwangslage, der sich heute jeder Kaufmann ausgesetzt sieht, wenn er sich nicht innerhalb weniger Monate betriebsunfähig machen will. Aber auch abgesehen hiervon kann die möglichst sparsame Hergabe seiner Produkte sittlich gerechtfertigt sein, wenn den Bauern, der doch nicht allen alles geben kann, die Absicht leitet, möglichst vielen wenigstens etwas zu geben. Und das erst führt uns meines Erachtens zur Urwurzel all der Mißstimmung zwischen Stadt und Land. Sie ist darin zu suchen, daß wir nicht mehr wie vor dem Kriege unsres eignen Landes Erzeugung wesentlich durch Einfuhr aus dem Ausland dem vorhandenen Bedarf anpassen können. Denn wenn auch die deutsche Landwirtschaft mit sichtbarem Erfolg die Ertragsfähigkeit des Ackers und Stalles zu steigern sich bemüht, — der Ausfall der Vorkriegseinfuhr ist nicht ausgeglichen, und so ist eine Lebensmittelknappheit heute unvermeidlich, auch wenn alle Bauern alles Entbehrliche an Lebensmitteln hergeben.

Die Gefahr und Versuchung aus dem Mammonsgeist liegt schwer und stark auf dem gesamten Bauernstand. Leider gibt es eine Menge von Einzelfällen, die uns zeigen, daß gar mancher ihr erlegen ist. Es gibt auch im Bauernstand unbelehrbare, unverbesserliche Elemente — das sind aber einzelne unter vielen Andersgesonnenen und Anderswollenden. Und ein Großteil von dem, was an Unerfreulichem und Abstoßendem über Bauern erzählt wird, dürfte sich nach Prüfung an Ort und Stelle und von Angesicht zu Angesicht als Entstellung oder Übertreibung herausstellen. Auch darf man nicht übersehen, daß der beliebte Dorfklatsch selbst viel Häßliches und Abstoßendes glatt erfindet. Ich entsinne mich noch ganz deutlich, wie erschüttert ich nach den beendeten Antrittsbesuchen in meiner Gemeinde war. So ungünstig war der Eindruck, den ich aus dem Reden der Bauern übereinander gewann, daß ich nicht übel Lust hatte, gleich wieder abzubauen. Ich bin damals geflissentlich und mit Eifer allem solchen Gerede auf den Grund gegangen und tue es heute noch. Und das Resultat?

Nur bei einzelnen wenigen — im Laufe von 7 Jahren — fast immer wieder bei denselben Leuten fand ich das, was ich über sie gehört hatte, der Wirklichkeit entsprechend. Dagegen genießt die weitüberwiegende Mehrzahl der Bauern bei den allwöchentlich zu vielen Hunderten in unser Dorf kommenden Stadtleuten einen leidlichen, zum Teil sogar anständigen und guten Ruf. Ja, ich habe die Empfindung: trotz der nicht zu leugnenden starken Hemmungen, die sich aus der Eigenart des Bauernlebens dagegen bemerkbar machen, wächst das soziale Verständnis für der anderen Not in unsrer Bauernschaft. Und wenn man einmal nach-

forschen würde, wie viele Nichtbauern zum und selbst weit unterm Tagespreis Lebensmittel von den Bauern erhalten, dann wird sich das Bild wesentlich zugunsten der Bauern ändern. Und wahrhaftig nicht nur Anverwandte und Befreundete oder ehemalige Kriegskameraden der Bauern — auch nicht bloß die Ruhrkinder, die zumeist außer Nahrung neue Kleidung von ihren Gastfreunden erhalten — auch solche, die zum erstenmal als völlig Fremde zu den Bauern meines Kreises gekommen sind, haben in den allermeisten Fällen wenigstens etwas erhalten.

Auch dieses muß einmal in einer Zeitschrift, die ernstlich an dem Sichwiederfinden aller Volkskreise zur völkischen Einheit und Einigkeit arbeitet, schlicht und sachlich ausgesprochen werden.

Pfarrer Max Handtrag



Medien als wissenschaftliche und religiöse Erneurer?

Im Septemberheft ihres „Türmer“ fand ich einen Aufsatz von Georg Korf, Hamburg: „Neue Wege der Wissenschaft“. Ich konnte ihr „Türmer“-Heft nicht beiseite legen, ohne diesem Artikel im Interesse unserer Wissenschaft entgegenzutreten.

Herr Korf erwartet für die Wissenschaft, für die Erkenntnis der Wahrheit, für eine religiöse Erneuerung unseres Volkes, für das zukünftige Heil des Vaterlandes und die Erlösung der Menschheit neue gangbare Wege, auf denen wir das ersehnte Ziel erreichen werden: von der Theosophie, oder besser, von den jetzt immer häufiger auftretenden Ausnahme-Menschen, den sogenannten „Medien“, die angeblich über seelische Kräfte verfügen, die den anderen, gewöhnlichen Sterblichen nicht zuteil wurden.

Herr Korf geht in seinem Artikel von dem allbekannten „Fortschrittsgedanken“ der Menschheit aus. Er behauptet, übereinstimmend mit vielen anderen Anhängern des Fortschrittsgedankens, daß sich die menschliche Art allmählich weiter- und höherentwickle, sich vervollkommne und fortschreite und daß es schon „seit altersgrauer Zeit immer einzelne Menschen gegeben hat, die Vorläufer zukünftiger Entwicklungsstufen waren“ — bleibt uns aber den Beweis für seine Behauptung schuldig. Vielleicht ist Herr Korf aber davon überzeugt, daß der Durchschnittsmensch von heute einem Goethe gleich ist — und wie weit sind wir alle erst über Homer erhaben! Ich möchte nur so viel feststellen, daß dieser „Fortschrittsgedanke“, der erst ein Geschenk der französischen Revolution ist, von allen großen Historikern, wie Ranke, Treitschke, Lotze, Gobineau u. a. m., verneint wird. — Zur Bekräftigung seiner Behauptung von der Weiterentwicklung der Menschheit glaubt Herr Korf die materialistische Wissenschaft „mit ihrem Zauberwort von der ‚Entwicklung‘ heranziehen zu können“. Diese etwas leichtfertige Inanspruchnahme der naturwissenschaftlichen Entwicklungslehre als Stütze für solch kühne Behauptung beweist mir nur, daß Herrn Korf die Gedankengänge der modernen Biologie mit ihrer Vererbungslehre vollkommen fremd sind. Auch die Biologie verneint den „Fortschrittsgedanken“. Ich erinnere mich nicht, daß ein ernstzunehmender Autor auf dem Gebiete der Naturwissenschaft je von einer allmählichen Weiterentwicklung der belebten Natur vom einzelligen Wesen bis zum Menschen gesprochen hat. Herrn Korf dürfte das Wort „Mutation“ nicht ganz fremd sein. „Mutation“ bedeutet, daß eine sprunghafte Neubildung von Arten aus den bereits vorhandenen stattfindet; und gerade wegen dieser sprunghaften Neuentstehung fehlen ja alle Übergangsformen und Zwischenglieder zwischen den einzelnen scharf abgegrenzten Arten. Nur das Vorhandensein solcher aneinanderzureihenden Übergangsstufen würde die Annahme einer allmählichen Entwicklung vom Einfachen zum Zusammengesetzten rechtfertigen. Und das Wesen

der Art ist die Konstanz. Und keiner Art, auch der menschlichen nicht, ist die Möglichkeit gegeben, die ihr von der Natur bei der Entstehung festgezogenen Grenzen zu durchbrechen und über diese hinaus „fortzuschreiten". Und sollte einmal durch eine solche „Mutation", in denen sich uns die schöpferische Kraft des Kosmos offenbart, aus der menschlichen Art etwas Neues entwickeln, so würde auch dies nicht allmählich, sondern sprunghaft geschehen, und dabei eine gänzlich neue Art, von der menschlichen Art durch eigene Grenzen scharf getrennt, entstehen. Wir hätten dann neben der menschlichen Art eine neue Art. Aber dem Menschen selbst ist nur die Erfüllung seiner Artnorm innerhalb der ihr von der Natur seit Anbeginn gezogenen Grenzen gegeben und nicht mehr.

Und nun meint Herr Korf, daß solche von ihm geglaubten „Vorläufer der Menschheit in kommenden Jahrtausenden" jetzt viel häufiger auftreten als vorher. Diese Vorläufer der zukünftigen Menschheit, diese schon „fortgeschritteneren" Menschen sind für ihn die Hellseher, Hellhörer, Zukunftspropheten, Gedankenleser, Menschen mit allen möglichen und unmöglichen okkulten Kräften ausgerüstet, kurz alle unter dem Namen „Medien" bekannten Individuen. Und diesen „Medien" soll nun in unserer Zeit vor allem anderen die Aufgabe zufallen, der Wissenschaft neue Wege zu weisen! Und zwar dadurch, daß sich die Wissenschaft von deren übernatürlichen psychischen Kräften überzeugen läßt und diese Gaukler nach Möglichkeit bei ihren Darbietungen nicht zu stören versucht.

Ein eigenartiger „Fortschritt" der Menschheit! Aber ja — fast scheint die heutige Zeit Herrn Korf recht zu geben. Es scheint tatsächlich, als ob die Menschheit mit vollen Segeln auf diesen „Fortschritt" lossteuert, einen Fortschritt in der Entartung, einen Fortschritt im Verfall.

Den meisten von uns Nervenärzten sind ja diese „Medien" genügend bekannt. Ich scheue mich keinen Augenblick, zu behaupten und auch den Beweis dafür anzutreten, daß diese überall auftauchenden männlichen und weiblichen „Medien" krankhafte Personen sind, die an einer weit „fortgeschrittenen" psychischen Entartung und Minderwertigkeit leiden. Und die, die sogenannte „Materialisationsphänomene" ihres Geistes produzieren und dem Publikum, einerlei, ob aus Laien oder aus Professoren bestehend, ihre sogenannten „Dematerialisation" von Körpern vorspiegeln, sind hysterische Gaukler und eitle Schwindler, oder sie geben sich zu deren Werkzeug her? (Was wir denn doch ebenso energisch in dieser Allgemeinheit bestreiten! D. T.)

Auch die von Herrn Korf angeführten Beispiele sind in keiner Weise dazu angetan, mich von der Wirklichkeit dieser „Materialisations"- und „Dematerialisationsphänomene" zu überzeugen. Auch Professoren lassen sich täuschen. Ich erinnere nur daran, welches Aufsehen die „teleplastischen" Phänomene des Dänen Einar Nielsen besonders in Norwegen gemacht haben. Ein heftiger Streit entbrannte unter der wissenschaftlichen Welt in Kristiania und die meisten der anwesenden Autoren, Dozenten und Professoren ließen sich täuschen und waren von der Echtheit der Darbietungen überzeugt. Ich glaube, das „Teleplasma" wurde sogar mikroskopisch untersucht und immer noch war man überzeugt, den Beweis für die Echtheit in den Händen zu haben, und erst nach längerem Bemühen der Skeptiker gelang es, den Schwindler zu überführen.

Nun verlangt aber der modern denkende Geist, daß diese Phänomene, „mit denen man sich als Tatsache abfinden muß" und „die nicht wegzuleugnen sind", auch wissenschaftlich erklärt werden. Und dabei erleben wir etwas ganz Merkwürdiges: Die Verfechter des Okkultismus, die den Kampf gegen den Materialismus auf ihre Fahnen geschrieben haben, greifen bei der Erklärung der sie beschäftigenden Probleme selber zu den gröbsten mechanistisch-materialistischen Erklärungsweisen, schlimmer wie der fanatischste Entwicklungsmechanist. Auf diese Weise läßt sich die mit Recht bekämpfte materialistisch-mechanistische Denkweise und Weltanschauung, an deren Sterbelager wir ja ohnedies heute schon stehen, nicht beseitigen. Soviel steht fest: vom Okkultismus kommt das Heil für die Wissenschaft nicht. Er wird nicht helfen, den bisherigen verknöcherten Materialismus in der Wissenschaft zu überwinden.

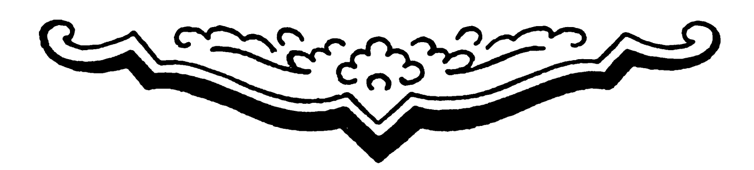
Aber mich wundert es nicht mehr, daß dem Okkultismus, der die Beweise für seine Behauptungen auf Spukgeschichten und die theaterhaften Schaustellungen krankhafter, entarteter Medien stützt, noch so viel Gewicht beigemessen wird. Ist es doch ein Zeichen unserer Zeit, daß alles Krankhafte und Minderwertige das höchste Interesse auf sich zieht; ein Symptom, das, wenn wir einmal historisch geworden sind, der ganzen jetzigen Periode seinen Stempel aufdrücken wird. Sehen wir doch täglich, welche Triumphe das Entartete in unseren modernen „Kulturstaaten" feiert, während das Kraftvolle und Gesunde geächtet zu sein scheint und die produktiv schaffende Persönlichkeit in ihrem unermüdlichen Kampf gegen das Unkraut, das die Welt überwuchert, nicht vorwärtskommt, sondern zu unterliegen droht. Und die Krone setzt sich unsere heutige Kultur aufs Haupt, wenn selbst „Gelehrte" erklären, daß der Neurastheniker und der Hysteriker höherstehende, geistig produktive und „fortgeschrittenere" Menschen sind.

Schon sehen wir, wie in der Kunst das Krankhafte den Platz an der Sonne einnimmt, tonangebend ist und sich an dem Beifall satt trinkt, den ihr ein für alles Krankhafte und Entartete interessiertes Publikum zollt, und wie der bloße Intellekt die mangelnde Intuition und schöpferische Kraft ersetzen muß; schon sehen wir, wie in die Politik eine Hast und Gier gekommen ist, dadurch, daß das geistig Entartete und Minderwertige sich nach oben drängt und Psychopathen in theatralischer Pose Führerrollen spielen wollen; schon sehen wir, wie im Nur-Intellekt-Menschen ebenso wie im entarteten Phantasten alles echte religiöse Empfinden abgestorben ist — und nun soll auch die Wissenschaft in das Schlepptau hysterischer Medien genommen werden, damit sie neue Wege gehe.

Wohlan denn, deutsches Volk, laß deine Geschicke lenken von Psychopathen, die sich mit Schreib- und Sprechmedien umgeben, laß deiner Philosophie und Wissenschaft, laß deiner Religion und deiner Moral von ihnen neue Wege weisen, laß dir von ihnen eine neue Kultur, eine neue Religionsauffassung und eine neue Weltordnung bringen: dann, deutsches Volk, werden diese „Fortgeschrittenen" dich sicher weiter führen auf dieser Bahn des „Fortschritts", an deren Ende dir allerdings Erlösung lacht — Erlösung durch Untergang und Tod.

Dr. med. Kahle

Nachwort des Türmers. Der Verfasser der obigen Ausführungen, ein besonnener Nervenarzt, hat in seiner Ablehnung der krankhaften Erscheinungen unsrer Zeit zwar an sich recht. Sein Standpunkt insbesondere dem Okkulten gegenüber ist bezeichnend für die Auffassung der meisten Ärzte, selbst wenn sie nicht Materialisten sind. Aber dieser Standpunkt ist nicht mehr haltbar. Es ist unstatthaft, Medien und mediale Erscheinungen nur — ich sage: nur — als hysterisch, entartet, minderwertig zu bezeichnen. Hier liegen Tatsachen vor, die ganz nüchtern zu untersuchen sind, wie es seinerzeit schon Zöllner getan hat (von Crookes, Wallace, Oliver Lodge, Flammarion, Lombroso, Schrenk-Notzing und vielen andren gar nicht zu reden), die man aber nicht mehr mit den Worten „Gaukler" und „Gaukeleien" abtun kann. Andrerseits lehnen auch wir es auf das schärfste ab, uns von Abnormen führen zu lassen.





Kurt Geucke

Man kennt die Geschichte vom heimlichen König: von einem Erwählten, der ungekrönt, unerkannt durch die Menge schreitet und doch ein geborener König ist, der erst nach seinem Tode von der Welt in seiner vollen Herrlichkeit erkannt wird. Die Geschichte hat einen tiefen Sinn. Sie spricht das Los des Genius aus, das tragisch ist und sich immer wiederholt.

En solcher heimlicher König ist auch Kurt Geucke. Er hat schon die Mitte des Lebens überschritten, steht am Ende der Fünfziger und ist doch noch dem größten Teil seines Volkes unbekannt. Seine Leistungen aber, wenige an Zahl, doch schwer an Gewicht, berechtigen ihn, kühn das Haupt zu erheben.

Vor mehr als zwanzig Jahren begann er mit dem absonderlichen Buche „Nächte, Gassen- und Giebelgeschichten“, das nicht jedem einen Zugang zu ihm ermöglichte. Es folgte die Tragödie „Sebastian“, die 1900 am Dresdener Hoftheater gespielt wurde und einen glänzenden Erfolg errang; Berliner Ränke hinderten die Verbreitung des Werks über ganz Deutschland. Danach die Komödie „Der Meisterdieb“, die in Breslau aus der Taufe gehoben wurde, und endlich der Roman „Rust“, Geschichte eines Lebens, den man mit Recht unseren bedeutendsten Übersee-Roman genannt hat. Zählen wir noch „Loredans Tochter“ auf, ein dramatisches Jugendwerk, das der Dichter zuletzt in neuer Gestalt veröffentlicht hat, so haben wir die Reihe seiner Schöpfungen im wesentlichen umschrieben.

Worin liegt nun, gegenüber den Zeitgenossen, Geuckes Eigenart, sein ungewöhnliches Können und seine Bedeutung? Wenn man die ersten Aufzüge des „Sebastian“ unbefangen auf sich wirken läßt, so hat man einen ungeheuren Eindruck: dies ist nicht nur mit der feurigen Kraft, dem Geiste und der Bilderfülle eines Shakespeare geschrieben von einem Dichter, dem der Ausdruck der stärksten Leidenschaft ebenso zu Gebote steht wie die zartesten Farben, nein, hier ist ein Erfindungsreichtum, eine Glut der Phantasie, die einem den Namen Lopes de Vega förmlich auf die Lippen drängt. Und dieser Eindruck bleibt; ja er verstärkt sich, wenn man den Roman „Rust“ gelesen hat, der uns in seinem zweiten Teile in die ferne Inselwelt der Südsee führt. Man möchte darauf schwören, daß der Dichter die Lande, die er so anschaulich schildert und mit solcher Kraft uns vor Augen zu stellen weiß — die Küsten Afrikas, Portugals, der australischen Inselwelt —, selbst geschaut hat; aber dies ist keineswegs der Fall. Um so bewundernswerter die Größe seiner Einbildungskraft: eine Gabe, um so kostbarer, je seltener sie heut ist. Wunderbar ist in allen Werken Geuckes nicht nur der hohe poetische Zauber, die geistige Reife und künstlerische Meisterschaft, sondern vornehmlich die Kunst der Charakteristik. Seine Schöpfungen, die eine lange, liebevolle Hingabe verraten, sind von einem inneren Reichtum, einer Fülle, die in Erstaunen setzt und sie in der Gegenwart als ganz besondere Erscheinungen aus der Masse ohne weiteres heraushebt. Da ist nichts von der Armseligkeit und Dürftigkeit so vieler moderner Erzeugnisse; eine schrankenlose schöpferische Kraft waltet in ihnen; nirgends drückt die Wirklichkeit uns nieder, sondern überall werden wir emporgehoben, begeistert, erschüttert und ergriffen.

Aus schweren Anfängen emporwachsend, jahrzehntelang im Dunkel, hat der Dichter nachgerade die Höhe seiner Meisterschaft erreicht. Mit vollendeter Kunst führt er uns im „Sebastian“ das Problem des falschen Thronbewerbers, das Schiller und Hebbel im „Demetrius“ behandelten, vor und schafft in unserer Zeit des Ausgleichs und der Halbheiten eine wahre Tragödie; und wie er die tragische Form ganz auszufüllen weiß, so wird er nicht minder der komischen Form gerecht. Sein „Meisterdieb“ ist unzweifelhaft eine der besten Komödien unserer Literatur. Altdeutsch seinem Zuschnitt nach, aufs glücklichste an die Überlieferung anknüpfend und doch frei von Altertümelei, zeigt es nicht dieselbe Stilreinheit wie der „Sebastian“; der Dichter kommt uns nicht mehr als Jünger Shakespeares — ein wie großer auch immer! — einher: er hat sich im Reimvers und in der Anlehnung an das Fastnachtspiel der Deutschen auf unsere eigene heimische Bühne begeben; dabei untermischt er Abschnitte in Shakespeares Art unbekümmert mit derber und drastischer Prosa; er bringt absonderliche und schrullige Gestalten aus einem Waldwinkel, launige und wahrhaft köstliche Situationen; und doch ist ihm die Vertiefung der Hauptfigur, des Meisterdiebes, den er aus unserem alten Volksmärchen geholt hat, vortrefflich gelungen.

Auch das Jugendwerk „Loredans Tochter“, das der Dichter neu bearbeitet hat, wird man mit hohem Genuß lesen: es ist eine Renaissance-Tragödie; und stammt sie auch noch völlig aus der Schule Shakespeares, der mit „Romeo und Julia“ Pate gestanden hat, so ist sie doch von einem so blühenden Leben erfüllt und bei aller Gedrängtheit von solchem Feuer und Reichtum, daß sie für die Kenntnis des Dichters unentbehrlich bleibt.

Die geistige Reife, die Geucke in all seinen Erzeugnissen bekundet, zeigt auch der große Roman „Rust“, der, in strengstem künstlerischen Stil, die Schicksale eines Menschenlebens in abenteuerlicher Folge vor uns entrollt und uns von der Heimat aus in alle Weltweiten führt. Mit Recht ist das erste Kapitel des Buches, „Der Steiger vom David-Richtschacht“, mit seiner meisterhaften Schilderung des Treibens im Bergwerk bewundert worden; aber der Fortgang der spannenden Erzählung zeigt uns viele Kapitel von nicht geringerer Schönheit, die oft einen wunderbaren Glanz, einen hinreißenden Schwung haben. Auch als Erzähler läßt sich Geucke nicht gut mit anderen vergleichen; er ist ganz er selbst. Und die Sorgfalt und Hingabe, mit der er sich seinen Werken widmet, drückt sich in der hohen Vollendung aus, die er erreicht. Übrigens ist die Erzählung Rust neuerdings auch in einer Jugendausgabe erschienen: der erste Teil unterm Titel „Der Steiger vom David-Richtschacht“, der zweite als „Die Diamantinsel“.

Auf die weitere Entwickelung des Dichters darf man sehr gespannt sein. Unsere Bühnen haben die Pflicht, sich seiner Stücke aufs tatkräftigste anzunehmen. Seine Kunst ist reif und von blühender Fülle; sie ist gesund und ohne jeden Anhauch von Grübelei: von Ibsen und Strindberg nicht angefressen. Hoffen wir, daß er sich nationalen Gegenständen zuwende wie Grabbe. Unsere größten dichterischen Begabungen — Kleist, Grabbe und Otto Ludwig — sind durch die Teilnahmlosigkeit und Stumpfheit der Zeitgenossen, vor allem des Theaters, dem deutschen Volke verloren gegangen: sie sind verkümmert oder in ihrer Entwickelung früh gebrochen, nicht zur Entfaltung, zum ruhigen Ausreifen der unabsehbar reichen Schätze gelangt, die in ihnen schlummerten. Die Mitwelt hat von je die Lebenstage der Großen verbittert; wenn anders nicht eine hohe Kultur und Kunst, wie in Athen und Florenz, sie emportrug. Halten wir uns davon frei! Erfüllen wir unsere Pflicht gegen die lebenden Künstler, damit wir nicht vor der Nachwelt beschämt dastehen!

Dr. Ernst Wachler



Gegenwartsflucht?

Wenn spätere Geschlechter nach hundert und mehr Jahren die Bücher durchblättern werden, die heute, in der Zeit schwerster Volksnot und unerhörter Krisen, entstanden sind, werden sie sich baß verwundern. Und Leute, die ein bißchen mehr können als Brot essen und andern Leuten nachbeten, die auf eigne Faust wach, kühn und anspruchsvoll sind, wundern sich heute schon.

Das Bezeichnendste für die Art, wie heute Schriftsteller ihre Stoffe suchen, trifft der Waschzettel, der dem Buch der hochbegabten Juliane Karwath: Der wandernde Traum (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) beiliegt, und der erklärt, daß die Verfasserin sich „aus der trüben Gegenwart retten“ wolle in das Reich der Phantasie. Ist das nun eigentlich die Hauptsache bei unsern heutigen Dichtern, daß sie sich „retten“ und dann in einem holden Abseits auf Wolken schwimmen? Oder ist es nicht vielleicht die, daß sie grade jetzt, da es darauf ankommt, da blutige Kriegsgreuel entmenschter Henker, da das Schreien unschuldig Gemordeter zum Himmel lodert, da ein neues junges Heldentum aus Schutt und Trümmern mit überwältigender Klarheit hervorbricht — daß sie grade jetzt mitten in ihrem Volk, ihrem Lande zu finden sind, daß sie in den Leiden und Kämpfen ihre hocherhobene Fahne zeigen, daß sie des alten unbestrittenen Ehrenamts der Dichter, das zu gestalten, was ihr Volk nur dumpf und dunkel fühlte, würdig sind? Was helfen uns die feinen Träumereien und Spielereien, die abseits tändeln von unserm großen Leid, unsrer neu erwachenden Kraft, unsrer mächtigen Hoffnung? Wie verflüchtigen sich davor auch die Reize einer feinen Stimmungskunst, wie die der Juliane Karwath! Und wie seltsam wird ein solch tiefes und zartes Buch, dem doch der starke Herzschlag seiner Zeit fehlt, in der Zukunft aussehn!

Dasselbe gilt für Will Vesper, der mit seinem unvergeßlichen Ypernlied:

> „Wir haben ein Grab gegraben
> für lauter junge Knaben,
> ist jeder noch ein Kind —“

einmal der Dichter seines Volkes war. Dann hat er wohl dies starke Seil losgelassen und hat sich von den Wellen an ein seichtes Ufer werfen lassen. Sein Novellenband „Die ewige Wiederkehr“ (Haessel, Leipzig) bietet auch nur eine feine, beständig ins Übersinnliche streifende Spielerei, bei der die Stoffe banal, die Schilderungen willkürlich sind. Nur in der „Schwarzen Maske“ klingen die Kämpfe der Zeit an, aber auch nur spielerisch und oberflächlich verwertet. Das Gewaltige, der wilde Ernst, die unmittelbare Leidenschaft der Kraft fehlt. Etwas Feminines, Zaghaftes, in sich selbst Unsicheres ist in dieser Art Schriftstellerei.

Wilh. Hegeler dagegen ist ein Beispiel dafür, wie man es nun grade nicht machen soll. In dem Buch „Der verschüttete Mensch“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) schildert er zwar Gegenständliches, Kommunistenkämpfe und dergleichen, aber doch aus zu kleinem Guckloch heraus. Die wilden Stöße einer durcheinandergeworfenen Zeit werden auch hier, wie früher in den sattsam bekannten Kriegsromanen, in kleine private Rinnsale geleitet, z. B. in die Schilderung einer Liebe zwischen einer Fabrikbesitzersfrau und einem kommunistischen Proletarier. Viel Geredetes ist in dem Buch, das durch die Wichtigkeit, die einer verquatschten Lebensanschauung gewidmet ist, oft langweilig wird. Der Schluß ist schwer sentimental, und der Humor, der noch einiges retten könnte, fehlt.

Wenn man nicht auf dem Titelblatt des Buchs: „Frohe Botschaft des Weltkindes“ (Union, Stuttgart) den männlichen Namen Rud. Hans Bartsch läse, könnte man meinen, es sei von einer koketten Frau geschrieben. Das Entsetzen, das der Verfasser gegen die männlichste aller Freuden, die Siegerfreude, äußert, bestätigt diesen femininen Eindruck. Er nennt sie entehrend, ein Brandmal, nicht einmal einem anständigen Neger, allenfalls dem Hund eignend. Dann eine der bekannten Kniebeugen vor Ausländern, diesmal sind es Engländer

und Italiener. Da R. H. Bartsch einen vormals geachteten Namen zu verteidigen hat, ist die Erklärung für diesen jetzt so häufigen Abstieg wohl nur darin zu finden, daß seine Kräfte der wilden und wirren, der stürmisch gärenden, teuflischen und kraftgebärenden Zeit nicht gewachsen waren und er daher in das jetzt viel übliche Schauspieler- und Geckentum abtrieb.

Einen Lichtblick bildet unstreitig **Hans Roselieb** mit seinem „**Abenteurer in Purpur**" (Kösel & Pustet, Kempten). Wenn auch der sagenhafte Held, der einerseits als reichlich widerlich, andrerseits als starker Volksführer mit ethischen und staatsmännischen Richtlinien (Kampf gegen die Blutrache in Korsika) geschildert ist, nicht immer überzeugend wirkt, so trägt das Ganze doch das Handzeichen eines Künstlers, der sich mit Mut und Geschick an große Geschehnisse wagt.

Ein komisches Gegenstück dazu bildet „**Die Prinzessin und der Heilige**" von **Georg Engel** (Union, Stuttgart). Des Künstlers sichere Hand ist hier allerdings nicht zu spüren, hier arbeitet ein recht fleißiger Schriftsteller mit Zügen und Gegenzügen, klügelt sich Scheußlichkeiten aus, verzapft moralische Plattheiten und stellt die Figur des „Bösen" in der alten braven Manier der Bilderbogen dar. Ein bißchen Kitschkino, Zeitgeschmack, aber nicht gerade das unsterbliche Werk einer wilden Zeit.

Ein durchaus gutes, lesenswertes Buch, wenn es auch nur einen kleinen Zeitausschnitt gibt (was kein Fehler wäre, aber doch den großen Zug auch nicht trägt), ist „**Die Bäuerin auf der Vogeltenn**" von **Hans Schrott-Fiechtl** (Badenia, Karlsruhe). Ein tiroler Bauernroman aus Kriegszeit, voll unmittelbarer Gestaltungskraft und frischer Anschaulichkeit. Der Grundgedanke, daß der Bauer nicht länger hilflos dem Händlertum gegenübersteht, sondern seinen eignen Grips gebrauchen soll, gibt ihm die nötige Bordschwere und unterscheidet ihn von den meisten vorgenannten, die als Nußschalen auf den Wellen tanzen.

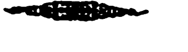
Dann noch die erfreuliche Botschaft eines wirklich wertvollen geschichtlichen Romans aus der Zeit der Hansa und Stralsunds Geschichte: „**Die Wulflams**" von **Wilhelmine Fleck** (Steinkopf, Stuttgart). Das einzige von allen bisher genannten, das einen Wert für das Heute und die Zukunft hat.

Zum Schluß aber noch ein Buch, das wie eine flammende Fackel auffährt und weit über alle die Niederungen einer kleinen, schwachgewordenen Dichtkunst lodert: „**Reschett, die Tragödie eines Starken**" von **Herbert Volck** (Theodor Weicher, Leipzig). Es liest sich wie ein toller, spannender Abenteurerroman, entsprungen einer ungebändigten Einbildungskraft. Aber er ist ein wirkliches Erlebnis, erlebt in allen seinen schier Schwindel verursachenden Ereignissen.

Der Verfasser geriet als blutjunger Fliegerleutnant in russische Gefangenschaft. An Helden ist unser Volk nicht arm gewesen im Weltkriege, und spätere Zeiten werden die Erinnerungen an strahlendes Heldentum aufschießen lassen, bis es wogt wie eine unendliche Saat. Bei diesem jungen Helden aber kommt noch etwas hinzu, das im allgemeinen dem deutschen Charakter fehlt: der politische Instinkt. Herbert Volck wäre trotz seiner Jugend vielleicht etwas gewesen, was uns in diesem Kriege so jammervoll gefehlt hat: der geborene Diplomat. Im fernen Erdteil, der Gefangenschaft entflohen, ganz auf sich gestellt, begriff er unmittelbar, was sich Deutschland bot an Verbindungsmöglichkeit mit Kaukasien, er trat auf eigne Faust mit den Fürsten in Unterhandlungen ein, das Werk stürmt voran mit wilden, stiebenden Hufschlägen, die Schilderungen sind von einer künstlerischen Kraft und Gegenständlichkeit, vor der alles Gestammel blutleerer Ästheten zum Spott wird — wir sehen die Erfüllung reifen, wir sehen die Größten der Zeit, Hindenburg und Ludendorff, sich dem Plan nähern — und wir sehen ihn sich die gewaltigen Schwingen matt schlagen, sehen ihn zerfließen, zergehen an dem unsäglich bedeutungsvollen Kapitel: Wilhelmstraße — —

Sollte dies Buch nicht ein weithin leuchtendes Zeichen werden können, unter dem das kindlich unreife deutsche Volk, das nicht das große Werk eines durch und durch politischen Kopfes weitertragen konnte, das selbständige, nationale Denken lernt —? Ein Buch für die Jugend wie kein andres!

Marie Diers



Schaffende Frauenbücher

„Ein gutes Buch: ein Teil der Kraft,
Die an des Reiches Seele schafft" —

dies Lienhardsche Wort, das über dem Tor von einem unserer besten Verlagshäuser steht, darf mit vollem Bewußtsein, wieviel damit gesagt wird, auf ein neues Werk der Briefliteratur angewandt werden: auf den Briefwechsel zwischen Hermann Oeser und Dora Schlatter (Eugen Salzer, Heilbronn 1921). Als hätte uns ein guter Freund verlassen, mit dem wir gern noch lange gar viele der uns bewegenden Fragen besprechen würden, so ist uns zumute, wenn die letzte Seite des Buches aufgeschlagen, das letzte Wort des letzten Briefes verklungen ist.

Was uns schon rein äußerlich diese Briefe so nahebringt, ist, daß uns nur wenige Jahre von ihnen trennen, denn der letzte Brief der Sammlung ist vom 27. Dezember 1911 datiert, von Hermann Oeser wenige Wochen vor seinem Tode geschrieben. Man mag verschiedener Meinung darüber sein, ob ein Briefwechsel zweier sich nahestehender Menschen schon so bald nach ihrem Heimgang der Öffentlichkeit anvertraut werden soll — hier hatten die allernächsten Angehörigen, Frau Emmy Oeser und Herr Salomon Schlatter, das entscheidende Urteil zu fällen. Und eines ist gewiß: wir sind beiden zu tiefstem Danke verpflichtet, daß sie sich entschlossen haben, diese herrliche Zwiesprache zu veröffentlichen. Wie Oesers Werke nicht für die Masse sind, so wird auch dieser Briefwechsel nie ein Buch der Masse werden, sondern immer nur den Stillen und Besinnlichen gehören — denen aber auch ganz zu eigen zu einer tiefinnerlichen Bereicherung ihres Lebens.

Eine feinfühlige Hand hat die Einleitung geschrieben; Pfarrer Paul Jaeger, der Oeser im Leben hat nahestehen dürfen, zeichnet im Vorwort mit warmen Strichen die beiden Hauptgestalten, den Karlsruher Hofrat und Seminardirektor Hermann Oeser und die Schweizer Malerin und Schriftstellerin Dora Schlatter. Er verrät von beiden gerade nur so viel als nötig ist, um uns mit Spannung an die Briefe dieser reich und innig empfindenden Menschen herantreten zu lassen und vermeidet auf diese Weise den Fehler von so vielen Briefeinleitungen, die das Schönste und Bedeutungsvollste glauben vorwegnehmen zu müssen. Hier im Gegenteil wird wirklich nur liebevoll und besonnen der Weg bereitet für den Briefwechsel, der aus einer einfachen literarischen Anfrage von St. Gallen nach dem benachbarten Badener Ländchen hinüber herauswächst und sich nun immer reicher und voller vor uns entfaltet. In viel Glück und in viel Leid dürfen wir hineinsehen — beides vertieft und verklärt durch die starke religiöse Kraft, die bei ihnen über allem Erleben waltete; denn ein kerngesundes, weltweites Christentum bildete hier wie dort die feste Grundlage.

Einen breiten Raum in diesen Briefen beanspruchen naturgemäß Frage und Antwort aus dem Reich der Bücher und der Kunst. Und da möchte man denn bald ihm, bald ihr dankbar die Hand drücken für so manch prachtvolles Urteil in Zustimmung und Ablehnung — diese immer energisch, doch ohne jeden Tropfen Gift, jene durchaus in den Vordergrund gerückt, da vor allem Oeser eine Natur war, die lieber im Positiven lebte und sich nicht gern unnötig lange bei Antipathien aufhielt, wenn sie seinem ehrlichen Bemühen um Gerechtigkeit auch nach eingehender Beschäftigung nicht hatten weichen wollen. So sehen wir z. B. Raabe und Storm, Carlyle und Björnson von reifen und reingestimmten Menschen erschaut und verstanden, C. F. Meyer und Gottfried Keller endlich einmal nicht in der landläufigen Weise beurteilt, die meistens Keller auf Kosten Meyers zu überschätzen pflegt. Frenssen wird von der einen Seite angegriffen, von der anderen verteidigt, ein so schwer zugänglicher Meister wie Kierkegaard schon in einem der ersten Briefe mit auszeichnenden Worten gewürdigt. Die köstlichen Frauenbücher Amalie Dietrich und Pauline Brater spielen gerade noch in die letzten Briefe herein und mahnen uns plötzlich wieder daran, wie dieser Briefwechsel uns auch zeitlich noch sehr nahesteht. So auch einige Aussprachen auf politischem Gebiet. Der Ausgang des

Burenkrieges z. B. hat beiden, Hermann Oeser und Dora Schlatter, ein paar Worte entlockt, die in noch weit stärkerem Maße auf unsere Gegenwart anwendbar wären, uns aber auch ahnen lassen, wie beide trotz allem Sieg des Unrechts „inmitten aller Wirrsal und Schlechtigkeit" Glauben und Vertrauen „als etwas Unbesiegtes" sich bewahrt hätten.

In einem der Briefe aus den letzten Jahren seines Erdendaseins schreibt Oeser einmal: „Die letzten Abende waren für mich beweglich schön. Wenn man älter wird, stehen die lieblichen Dinge der Häuslichkeit in einem leidvoll sanften Abendschein vor einem." So „beweglich schön" sind auch seine Briefe alle, je mehr sie sich dem „sanften Abendschein" nähern. Und mitten in all den tiefen Ernst fällt je und je wieder herzerquickend ein lieblicher Strahl aus der Welt der Kleinsten: irgendeine köstliche Anekdote von Oesers Kindern oder eine von liebenswürdigstem Humor durchleuchtete Beschreibung seiner Empfangsnahme schweizerischer Freundespakete auf dem Karlsruher Zollamt. In warmem Einklang zu diesen fröhlichen Zügen auf seiner Seite steht auf der ihrigen die oft entzückende Anmut und ungesuchte Originalität im Ausdruck.

Immer aber wird als Wertvollstes an diesem brieflichen Austausch seine Hauptwirkung auf der ethischen Seite liegen, ganz in dem schönen Sinn, wie Dora Schlatter einmal von dem Oeserschen Hausbuch aus deutscher Dichtung sagt: „Ein solches Buch bezaubert ja nicht, es schafft." — —

In eine ganz andere, weit bewegtere Welt und nach einem Stück deutschen Landes, dem jetzt unser heißester Herzschlag gehört, führt uns das Buch von Anna Caspary: Maria Zanders, Das Leben einer bergischen Frau (Eugen Diederichs, Jena 1923). Eine Frauennatur, die vom Schicksal auf die Höhen des Lebens gestellt wurde und darin voll sich auswirken konnte, tut sich vor uns auf; ein Antlitz, ähnlich weisheitsvoll gütig wie das der Ebner-Eschenbach, blickt uns aus dem Titelbild entgegen.

Ganz angepaßt dem unbändigen Tatendrang des hier geschilderten Frauenlebens, geht ein stürmisch vorwärtsdrängender Zug durch dies Buch, schon in der äußeren Gestaltung ausgeprägt durch die ununterbrochene Gegenwartszeitform, in der das Ganze gehalten ist. Von der ersten Seite an gelingt es der Verfasserin, uns sofort auf lebendigste Weise hineinzustellen in diese eigenartige Bergische Welt an der Wupper, in diese Atmosphäre von zäher Tüchtigkeit, besitzfreudigem Patriziertum und rheinischem Frohsinn, in der die kleine Maria Johanny, die spätere „beste Frau im Strunderbachtal" sorglos heranwächst. Zu Glück und Freude ist sie geboren — vollends an der Seite von Richard Zanders, dem prächtigen charakterfesten, feinfühlenden, liebenswerten Manne, der die Achtzehnjährige heimholt auf seine alte Schnabelsmühle in Gladbach. Belebt von den unmittelbaren Äußerungen aus Tagebüchern und Briefwechseln, die Anna Caspary bei der Zeichnung dieses Frauenbildes zu Gebote standen, läßt uns ihre anziehende, das reichhaltige Material geschickt formende Schilderung teilnehmen an dem Blühen und Gedeihen, das nun dort anhebt in Haus und Betrieb, an der Entwicklung der Zandersschen Papierfabriken zu einer Weltfirma, an dem frohen Kinderjubel und der edlen Geselligkeit im Hause, am schönsten vielleicht an dem harmonischen Familienleben, das der jungen Gattin und Mutter einmal die überquellenden Worte entlockt: Sind wir nicht die glücklichsten Menschen auf Erden?

Wenige Monate später, und das Jüngste der blühenden Kinderschar liegt auf der Bahre — wenige Jahre später, und Frau Maria muß das Höchste und Liebste hergeben, das ihr auf Erden geschenkt ward. Mit 31 Jahren ist sie Witwe. Als sie viel, viel später — zwei Jahrzehnte oder ein Vierteljahrhundert mögen es gewesen sein — die Briefe und Tagebücher des verstorbenen Gatten für ihre Kinder sichtete und zusammenstellte, schrieb sie dazu: „Welch einen Schatz von Liebe habe ich einst besessen, ist es wohl zu verwundern, wenn ich liebebedürftig bin? Ich war einst einem Menschen alles . . . In mir lebt ein wunderbares Bild, das mich tröstet und aufrichtet, aber mein Herz dauernd mit tiefstem Heimweh erfüllt. Die Zeit hat keine Macht über diese Gefühle."

Und doch ist dieses Frauenleben auch nach dem herben Schicksalsschlag ein unablässiges Vor- und Aufwärts gewesen, denn die Vorsehung hatte in dieses Frauenherz die Befähigung zu dem Glück und der Freude gelegt, die den unversieglichen Quellen des nimmermüden Liebespendens und Wirkenwollens entspringen, und zudem ihren Händen die äußeren Mittel anvertraut, solches Spenden und Wirken in großem Stil zu betätigen.

Bald nach des Gatten Tode tritt sie mit der ihr eigenen energischen Hingabe in das Geschäft ein, nimmt mehr und mehr die Zügel in die Hand, wird zur eigentlichen Fabrikherrin — nein, zur „Mutter", wie Arbeiter und Arbeiterinnen sie alle bald nennen. Die Zeugnisse für das wunderschöne, wahrhaft patriarchalische Verhältnis, wie sie es als kostbares Erbe ihres Gatten angetreten und immer wachsend weitergebildet hat, gehören zu den bewegendsten Momenten des Buches; ein in heutiger Zeit doppelt wohltuendes Bild idealen Zusammenstrebens von Arbeitgeber und Arbeitnehmer!

Ein Ton, der in der innerlich sonst so reichen Welt des Briefwechsels von Hermann Oeser und Dora Schlatter gar nicht zum Klingen kommt, wird hier in diesem Buch und Leben zum Leitton erhoben: die Musik! Nicht Zufall ist es, daß Max Bruch der erste Gast im jungen Haushalt gewesen, der treueste Freund der Familie geblieben ist, auf der Schnabelsmühle seinen „Odysseus" geschaffen und dieses ihm teure Fleckchen Erde die Heimat seines Herzens genannt hat. Hauskonzerte, die Leitung des Musikunterrichts der jugendlichen Elemente des Hauses, ein Kindersingverein geben Kunde von Frau Marias musikalischem Sinn; am überzeugendsten aber tut dies der Cäcilienchor, den sie 1886 gründete und der aus allerkleinsten Anfängen heraus — fünf Arbeiterinnen waren es zunächst! — zu solchen Leistungen heranwuchs, daß Werke wie die Jahreszeiten, der Elias, Paradies und Peri aufgeführt werden konnten und der Kölner Generalmusikdirektor Fritz Steinbach bekennen mußte: So etwas habe ich nie für möglich gehalten, der Chor muß im Gürzenich singen, um den Kölnern zu zeigen, was man leisten kann.

Neben den sozialen und musikalischen Bestrebungen kommen aber die Pflichten der Familie und einer gesteigerten edlen Gastfreundschaft nicht zu kurz, denn „Liebe hat sie so nötig wie Sonnenschein, und guten und geistig gesinnten Menschen ein freundlich Asyl zu schaffen", ist ihr Herzensbedürfnis. Und sie lieben es alle, dieses Bergische Asyl, und kommen gerne immer wieder: Ernst Curtius, Robert von Keudell, Fanny Lewald, Elise von Simson, Max Bruch, Heinrich Kruse und seine Familie, die Maler Niessen und Fahrbach, der Bildhauer Wittig und andere. Daß daneben Frau Marias elementarer Schaffensdrang sich noch auf anderen Gebieten betätigt, will uns schier unglaublich dünken. Und doch hat sie in Mußestunden auch mit Feder und Pinsel geschaffen und mehr als Dilettantisches darin geleistet und hat vor allem noch als 54jährige ein Werk in Angriff genommen, das von ihrer Biographin als ihre eigentlichste Großtat gepriesen wird: die Wiedererstehung des Altenberger Doms. Wie merkwürdig ist dieses Zusammentreffen! Einst sang das junge Mädchen am Tage ihrer Verlobung auf dem Chorumgang dieses ehrwürdigen alten Baues den Choral: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren" — und 40 Jahre später wird es ihr vornehmstes Alterswerk, die Initiative zu seiner sinnvollen Wiederherstellung zu geben. Großzügig wie alles, was sie in die Hand nimmt, wird auch dieser Plan allen Schwierigkeiten zum Trotz sicherem Gelingen zugeführt. Aber körperliche Leiden, schon jahrelang in aufbäumendem Trotz bezwungen und niedergekämpft, berauben sie der Freude, das Auferstehungsfest des Domes mitzufeiern. Eine kurze Erholung veranlaßt sie zu dem schönen Wort: Nun will ich mich aber erst recht in den Dienst meiner Mitmenschen stellen, damit ich's auch verdiene, zu leben. Noch einmal erwacht die alte Tatenlust, es ist fast atembeklemmend zu lesen, was sie sich bis zuletzt noch alles ausdenkt und zumutet. Aber das Aufleben war trügerisch; noch im gleichen Jahr 1904 wird sie abberufen aus einem rastlos tätigen Leben, dessen charakteristisches Leitmotiv gelautet hat: „Wirket, solange es Tag ist, es kommt die Nacht, wo niemand wirken kann! Vor dieser Nacht fürchte ich mich übrigens nicht, denn ich bin mit Goethe der Ansicht, daß der Schöpfer ver-

pflichtet ist, meinem Geist einen neuen Wirkungskreis zu verschaffen, wenn dies irdische Gehäuse zerbricht." — —

Auf eine andere Tonart gestimmt ist ein höchst wertvolles zweites Frauenbuch: Aus dem Leben meiner Mutter von Julie Schlosser (Furche-Verlag, Berlin 1923). Herrliche Kindesliebe und Pietät, verbunden mit einer biographischen Gestaltungskraft ersten Ranges, hat hier die Feder geführt und der Mutter ein Denkmal gesetzt, wie es schöner und erhebender nicht geschehen konnte.

Herber Reiz des fernen Nordostens liegt über dem ersten Teil des Buches: denn Estland war die Heimat von Julie Schlossers Mutter, der Gräfin Julie Rehbinder — eine lebenslang innig geliebte Heimat! In Reval hat ihre Wiege gestanden, in Hapsal hat sie die ersten Kinderjahre verbracht. Ein unwiderstehlicher Hauch von wahrhafter Vornehmheit umweht die tragische Gestalt von Lillas Vater, den Grafen Nicolai Rehbinder, dem Armut und Krankheit immer wieder alle so reich in ihm vorhandenen Möglichkeiten und Fähigkeiten beschnitten, so daß wirkliche Not, graue Alltagssorge ums tägliche Brot die stete Begleiterin von Lillas Kindheit war und sie schon mit 11 Jahren überlegen ließ, wie sie durch eigene Arbeit Eltern und Geschwistern helfen könnte. Sie war ein wildes, sehnsüchtiges, scheu verschlossenes, aber alle Eindrücke leidenschaftlich verarbeitendes Kind, als sie mit 10 Jahren Aufnahme fand in dem Erziehungsstift Finn in Nordestland und damit schon der richtunggebende Wendepunkt in ihr noch so junges Leben gekommen war. Finn wurde für sie das teuerste Fleckchen der Erde, die damalige Priorin Minna Ungern-Sternberg der erste Mensch, den sie mit der ganzen Kraft ihrer feurigen Seele liebte und verehrte — für immer, ein ganzes, schicksalsreiches Leben hindurch. Das alte, nordisch einsame Schloß, das den äußeren Rahmen des Erziehungsstiftes bildete, seine überragende Priorin, seine anderen höchst originellen Lehrkräfte, das steht alles in so seltsam starker Lebendigkeit vor uns, als hätten wir es gesehen und erlebt. Hier wie an allen bedeutungsvollen Persönlichkeiten, die das Buch durchziehen, offenbart sich die hervorragende Gestalterin, die in Julie Schlosser am Werke ist und nie sich wiederholend die lebensvollsten Porträts schafft. Denn wie gemeißelt erheben sie sich alle vor dem Leser, die scharf umrissenen Individualitäten, die in dem Leben der Gräfin Rehbinder mehr oder minder eine Rolle gespielt haben: der edle, schwer ringende Vater, dem sie sich besonders verwandt fühlte, der einsame, ritterliche Onkel Reinhold Rehbinder, Emma Kügelgen, die Nichte des „alten Mannes", die hochinteressante alte Baronin Tiesenhausen, die gütige Großherzogin Luise von Baden, Pfarrer Max Frommel, die Oberin von Neuendettelsau, die Domina von Kloster Marienberg, die wie das Modell zu einem Roman von Theodor Fontane anmutet, und endlich Pfarrer Schlosser, der Mann, der mit seiner Kinder- und Heldenseele zugleich das Jawort der 34jährigen Gräfin Lilla Rehbinder gewann.

Noch ein anderes auszeichnendes Merkmal dieses Buches neben seiner eindringlichen Gestaltungskraft verdient ganz besonders hervorgehoben zu werden: der unnachahmlich feine und zarte Takt, der die töchterlich pietätvolle Hand regiert, wenn sie das zu streifen hat, was in ein Frauenherz zu tiefst eingreift.

Nach 7½jährigem Aufenthalt in Finn machte Lilla Rehbinder ihr Lehrerinnenexamen in Reval mit dem Erfolg, daß die dortigen Examinatoren zur Priorin von Finn beim Abschied sagten: Schicken Sie uns viele solcher Julien! Und nun begann die Zeit, die sie schon als kleines Mädchen herbeigesehnt hatte, die Zeit, in der sie einmal so schön an ihre Eltern schreiben konnte: „Ich arbeite für Euch; was ich erarbeite, ist für Euch; so nehmt Ihr ja nur von Eurem Eigenen, wenn Ihr von mir nehmt, das ist so einfach und selbstverständlich!" Es waren schwere, tapfer bestandene Jahre für die Erzieherin und Gesellschaftsdame, bis sie 25jährig in Mitau eine eigene Schule gründete mit bescheidensten Mitteln, von geliehenem Kapital. Aber schon ein Jahr darauf trat, zuerst auf dem Umweg über ihre einstige Priorin, dann an sie direkt, die Frage heran, die über ihr Leben entscheiden sollte; sie kam von fernher, aus Baden, und lautete:

ob sie das großherzogliche Institut in Mannheim übernehmen wolle? Und Gräfin Rehbinder hat nach langem Kampfe ja gesagt, aus praktischen Gründen zunächst, aber auch deshalb, weil hier wie in allen Fragen ihres Lebens eine starke intuitive Stimme zu ihr sprach, die in diesem Falle deutlich riet: dahin mußt du gehen!

Die zwei Mannheimer Jahre waren ein mühevolles Umgestalten, ein Kämpfen gegen Althergebrachtes, ein Ansatz zu schönem Gelingen und schließlich ein bitteres Erleben durch sinnlose Verleumdungen, die ihren Rücktritt und Auflösung des Instituts zur Folge hatten. Mit unentwegter Treue stand ihr in dieser schweren Zeit das badische Großherzogspaar zur Seite, das ihr nun seine eigene Tochter zur Erziehung anvertrauen wollte. Es kam aber nicht dazu, denn von Karlsruhe aus wurde Gräfin Rehbinder gebeten, dort ein eigenes Institut zu gründen für die Kinder, deren Erziehung sie in Mannheim begonnen hatte. Die Großherzogin gab sie frei mit dem edlen Wort: Wo es sich um 45 handelt, muß das eine Kind zurücktreten. Und nun erst, in vollkommen freiem, selbständigem Wirken an der Spitze einer eigenen Erziehungsanstalt, konnte sie die ganze Kraft ihrer zum Führen geborenen Persönlichkeit entfalten, konnte ihr Institut vielen jungen Seelen zur Heimat gestalten und ihnen ein Segen werden, der nicht schöner zum Ausdruck gelangen kann als in der „Welle heißesten Dankes“, die so manches Herz überflutet, jedesmal wenn ihr Name erklingt.

Für die beruhigende Macht ihrer Persönlichkeit spricht nichts überzeugender und ergreifender als die Bitte eines einem frühen Tode geweihten Zöglings, bei ihr zu sein, wenn es zum Sterben ginge. Die Gräfin hat diese Bitte erfüllt, ist zu dem kranken Kinde nach Mentone gereist, hat es noch zehn Tage gepflegt und treu wie eine Mutter bis zur geheimnisvollen Pforte begleitet.

Ein schimmerndes Kleinod im zweiten Teil des Buches ist das Kapitel über die Großherzogin und die lieblich-romantische Insel Mainau im Bodensee. Hier noch einmal wie früher schon bei der Zeichnung der eigentümlich reizvollen baltischen Gegenden bezaubert uns die Landschaftsmalerin, die sich in Julie Schlosser mit der biographischen Gestalterin vereint und über dieses Kapitel einen unsagbar poetischen Duft breitet. Die letzten Blätter des Buches zeigen uns Gräfin Rehbinder nicht mehr in ihrem Karlsruher Wirkungskreis, sondern als Gattin und Mutter in einem Frankfurter Pfarrhause. Welch seltsame Fügung hat doch in diesem tapferen Frauenleben gewaltet! Einst, als sie — noch sehr jung — in ihrer nordischen Heimat eine Verbindung ausgeschlagen hatte, die ihr Vater gern gesehen hätte, sagte er ärgerlich: „Du wirst alle guten Partien ausschlagen; wenn du dann 34 bist, heiratest du einen Witwer mit sechs Kindern!“ Und — — — buchstäblich so ist es gekommen. Im Herbst 1881, als Gräfin Rehbinder 34 Jahre alt war, fand im stillen Bensheim an der Bergstraße ihre Hochzeit mit dem Witwer Pfarrer Schlosser statt, und den sechs Kindern seiner ersten Ehe ist sie im tiefsten Sinn des Wortes Mutter geworden.

Als ein Präludium, dem mehr und Bedeutenderes aus dem Leben ihrer Mutter folgen soll, will Julie Schlosser dies Buch aufgefaßt wissen. Mit stillem Zauber lockt uns immer wieder das fein abgetönte, estnische Landschaftsbild, mit dem sie ihre Schilderung anhebt. Uns ist nun, als seien die Bäume, die diesem Bild seinen Reiz geben: der tiefe Ernst der Nadelbäume, die gesunde Kraft der Eichen und die schüchterne Lieblichkeit der Birken ein Symbol für Julie Rehbinders Leben und Charakter. —

So grundverschiedene Wege die drei hier besprochenen Bücher auch wandeln, — man kann sich z. B. keine größeren Gegensätze denken als die Frauenschicksale von Maria Zanders und Gräfin Rehbinder — auf einem gemeinsamen Boden treffen sie sich doch: sie wurzeln alle drei tief im Geiste eines starken Gottesglaubens, aus dem heraus diese Menschen so treu gearbeitet und gekämpft, geliebt und gesiegt haben. Und nicht zuletzt deshalb gehören sie alle drei zu den schaffenden Büchern, zu denen, die uns wie ein heimlicher Segen begleiten und die reichsten inneren Werte schaffen können, wie wir sie jetzt so bitter nötig haben.

Berta Schleicher





Dichter, Maler und Kunstgeschichte

Daß bedeutende Menschen in der Regel vielseitig veranlagt sind, ist eine Tatsache, die allgemein bekannt ist. Und sie wirken bedeutend, weil sie sich beizeiten für diejenige von ihren Begabungen entschieden haben, die ihrer Natur am meisten entsprach. Oder glaubt jemand, daß Leonardo als Ingenieur, Giorgione als Musiker, Rembrandt als Antiquitätenhändler, Lessing als Archäologe oder Goethe als Maler zu dem gleichen Ruhme gekommen wären, den sie als Maler und Dichter genießen? Dennoch läßt sich nicht übersehen, daß ihre sozusagen im Nebenberuf geübten Neigungen von stärkstem Einfluß auf ihr Schaffen gewesen sind, ja ihren Schöpfungen vielleicht den eigenen Reiz gegeben haben. Aber falsch ist es ganz gewiß, in ihren Liebhabereien auch das suchen zu wollen, was den Leistungen solcher Persönlichkeiten die eigentliche Prägung gibt. Raffaels Sonette sind ebenso ohne Beziehung zu dem großen Maler, wie die Malereien und die Kompositionen E. T. A. Hoffmanns zu dessen dichterischen Leistungen. Und die Kriegsmaschinen des Leonardo lassen nichts ahnen von dem Zauber seiner Kunst. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß die nebenberuflichen Leistungen bedeutender Menschen nicht auch zu würdigen wären. Es handelt sich nur darum, den richtigen Standpunkt einzunehmen. Für einen Maler war Anton von Werner gewiß ein ausgezeichneter Cellospieler; ob er aber als solcher von einem Berufsmusiker besonders geschätzt worden wäre, ist immerhin die Frage. Darauf kommt es jedoch an. Wenn man, wie Paul Schaffner, ein Buch über „Gottfried Keller als Maler" (J. G. Cottasche Buchhandlung, Stuttgart und Berlin 1923) schreibt, muß man sich klar darüber sein, daß es sich in diesem Falle nicht darum handeln darf, den Dichter in dem Maler zu würdigen, sondern gewissenhaft festzustellen: Was hat der Dichter als Maler zu leisten vermocht? Zu dieser Erkenntnis der Aufgabe ist Paul Schaffner leider nicht gekommen und hat auf solche Weise eine an sich recht gründliche Arbeit um die Wirkung gebracht.

In einem seiner heitersten Büchlein sagt Heinrich Seidel: „Wer es für nötig hält, zu seinem Buche eine Vorrede zu schreiben, hat meistens ein schlechtes Gewissen. Er will sich entweder beim Leser entschuldigen oder ihn von der Spur ableiten, kurz, er möchte ihm etwas vormachen, was dieser aber gar nicht merken soll." Auch Paul Schaffner dürfte durch ein nicht ganz reines Gewissen dazu gebracht worden sein, im Vorworte seines vom Verlage gradezu glänzend ausgestatteten Buches zu schreiben: „Moderner Gepflogenheit zuwider spreche ich eingehend von den Bildern, ja ich beschreibe sie, trotzdem Reproduktionen beigegeben sind. Grade der mit der Zeitkunst in Fühlung stehende, auf ihre ganz andere Optik eingestellte Betrachter bedarf einer Führung. Wer sich mit dem Stofflichen oder Thematischen der Arbeiten Kellers nicht auseinandersetzt und der Meinung ist, es sei mit der Prüfung der rein künstlerischen Qualitäten getan, wird dieser Kunst nicht gerecht. Keller war Poet auch als Maler." Nun ja, die besten deutschen Maler waren Poeten. Man braucht nicht grade an die Romantiker zu denken, sondern wird auch in den Werken von Menzel und Feuerbach, von Rethel und Böcklin und sogar, wenn man das Poetische nicht nur im Gegenständlichen sehen will, selbst in manchen Bildern Leibls feinste dichterische Empfindung entdecken. Aber sie waren zu allererst ausgezeichnete Maler, die mit Meisterschaft zu gestalten vermochten, was ihre dichterische Phantasie bewegte. Wer den Dichter Keller liebt — und wer täte das nicht, der ihn gründlich kennt? —, wird auch für ihn als Maler Teilnahme fühlen; doch wer seine Augen zu gebrauchen versteht, braucht gar nicht einmal auf die Optik der Zeitkunst eingestellt zu sein, um gegenüber den in dem Buche Schaffners wiedergegebenen Arbeiten des Dichters zu der Überzeugung zu gelangen, daß seine künstlerische Begabung außerordentlich dürftig war, ja daß seine Leistungen zum größten Teil schlechtweg dilettantisch sind und er grade noch zur rechten Zeit sich auf sein wahres Talent besann. Das offen einzugestehen, ist eine Pflicht, der Schaffner sich entzogen hat, indem er mit Absicht ver-

säumte, Kunst vom Standpunkt der Kunst aus zu beurteilen. Der poetische Inhalt eines Bildes ist nichts, wenn die Kraft fehlt, ihn künstlerisch eindrucksvoll zu gestalten. Was hat es für einen Zweck, verbergen zu wollen, was der Dichter in seinem „Grünen Heinrich" selbst eingesteht? Er vermochte als Maler keine Beachtung zu finden und war schließlich darüber nicht einmal unglücklich. Nun scheint Schaffner ihn gar noch für die Kunstgeschichte retten zu wollen. Ein durchaus unfruchtbares Beginnen, wenn er immer den Poeten zu Hilfe rufen muß, damit Teilnahme für die Leistungen des Malers geweckt wird. Selbst bescheidene Bilder von Carl Friedrich Lessing oder Schirmer schlagen die besten Arbeiten Kellers in Grund und Boden. Nur in zwei oder drei der abgebildeten findet man eine erträgliche Komposition. Hier gibt es wirklich nichts zu retten, auch mit allem wissenschaftlichen Aufwand nicht.

Dennoch hat das Schaffnersche Buch seine Verdienste. Jeder Bewunderer des „Grünen Heinrich" wird sich freuen, in der Gegenüberstellung von Wahrheit und Dichtung noch einmal Kellers Jugendschicksale an sich vorüberziehen zu sehen und über Peter Steiger, den Habersaat des Romans, und über den „Römer" Rudolf Meyer Näheres zu erfahren. Wenn nicht „ein Strahl der Dichtersonne" auf sie gefallen wäre, würde freilich kein Mensch mehr um diese beiden Maler sich kümmern. Für die allem Pathologischen besonders holde Gegenwart dürfte Rudolf Meyer allerdings eine immerhin anziehende Persönlichkeit insofern sein, als er an Schizophrenie (Dementia praecox) gelitten hat, was sich auch in seiner Kunst ausspricht, und an dieser geistigen Erkrankung zugrunde gegangen ist. Die Darstellung dieses Künstlerlebens, die durch psychiatrische Bemerkungen eines Zürcher Fachgelehrten ergänzt wird, mag manchem Leser anziehender erscheinen als der eigentliche Inhalt des Buches. Nicht verschwiegen werden darf von diesem, daß Schaffner, ganz abgesehen von dem übelgewählten Standpunkt gegenüber dem Malerschaffen Kellers, gar zu sehr in die Breite gegangen ist und Belanglosigkeiten mit einer Wichtigkeit behandelt, als seien sie hohe künstlerische Offenbarungen. Man darf nicht Kanonen auffahren, um Spatzen zu schießen. Hier wäre ein wenig Humor dienlicher gewesen als wissenschaftliche Gründlichkeit. Mit keinem Wort macht Schaffner darauf aufmerksam, daß Keller als Maler ein regelrechter Faulpelz und seine Erfolglosigkeit schon deshalb kein Wunder war. Aus einem, der nicht schnell zuzugreifen, die Natur mit kräftiger Hand zu packen weiß, ist noch nie ein großer Künstler geworden. In der Kunst der Malerei bedeutet die Idee, auch die poetische, sehr viel weniger als die malerische Anschauung. An dieser hat es Keller durchaus gefehlt, und wenn die Anschaulichkeit seiner dichterischen Schilderungen gerühmt wird, so steht diese mit seiner Malervergangenheit keineswegs in Zusammenhang. Es ist eine Gabe des Dichters, die Gottfried Keller auch dann ausgezeichnet hätte, wenn er niemals einen Pinsel in der Hand gehabt. Homer, Horaz, Dante und Schiller haben bestimmt nicht gemalt und im Anschaulichen doch noch Größeres geleistet als der Schweizer Nationalheilige.

Der Name Rubens braucht nur genannt zu werden, um die dichterische wie die künstlerische Armut der Kellerschen Malerei in helles Licht zu stellen. Hier Mühseligkeit und zielloses Hin-und-her-Tasten, dort üppig quellende Kraft, natürliche Meisterschaft und herrliches Gelingen. Der Maler Keller ist als Erscheinung mit dem Buche Schaffners vollkommen erledigt, ja über Gebühr gewürdigt — Rubens ist eine Welt von Kunst, ein Problem, das Generationen beschäftigt hat und noch niemals erschöpft wurde. Immer wieder läßt sich Neues an ihm entdecken, Neues über ihn sagen. Er ist unerschöpflich wie die Natur, und Keller hat sich ganz gewiß nicht, als er vor den Bildern des Meisters in München stand, stolz an die Brust geschlagen und innerlich ein „Anch' io sono pittore" geflüstert; denn er dachte sehr viel bescheidener von sich als Schaffner über ihn. Das Buch „Gottfried Keller als Maler" war bis zu einem gewissen Grade überflüssig; die Arbeit eines feinsinnigen Kenners über Rubens dagegen wird immer mit Freuden aufgenommen werden. Daher soll hier von einem Werke gesprochen werden, das zwar infolge frühen Todes seines Verfassers eine Art Bruchstück geblieben, als solches jedoch der stärksten Beachtung wert ist, weil der, der daraus spricht, einer von den wenigen war, die auf

dem Gebiete der Kunstgeschichte als Berufene erscheinen, einer der seltenen Gelehrten, bei denen angeborenes Gefühl für das Künstlerische mit der Fähigkeit, fein zu unterscheiden und sich in Klarheit mitzuteilen, innig verbunden ist. Rudolf Oldenbourg, dessen Vorarbeiten für ein großes Werk über „Peter Paul Rubens“ von Wilhelm von Bode gesammelt wurden und in einer prächtigen mit 131 Abbildungen versehenen Veröffentlichung im Verlage des Vaters R. Oldenbourg, München und Berlin 1922 erschienen sind, besaß — wie Hermann Grimm zu sagen pflegte — in vollem Maße das, was man nicht lernen kann, sondern von Natur haben muß: die Gabe, Kunst von innen heraus zu erkennen und die Qualität der einzelnen Leistung auf den ersten Blick hin richtig zu bewerten. Dazu kam eine besonders fein ausgebildete Empfindung für das Reinhandwerkliche, die Voraussetzung ist für die fruchtbare Anwendung der in der Kunstwissenschaft so wichtigen Stilkritik. Durch die Schule seines Onkels, des früheren Generaldirektors der Berliner Museen Wilhelm von Bode gegangen, suchte Rudolf Oldenbourg in der Kunstforschung eigene Wege, hatte er eigene Gedanken, und es fehlte ihm nicht an Kühnheit, sie auszusprechen und zur Geltung zu bringen. So erwarb er, wie der Generaldirektor der Bayerischen Staatsmuseen Dr Dörnhöffer am Grabe des Frühdahingegangenen aussprach, „schon in jungen Jahren den Lorbeer einer dreifachen Meisterschaft als Kenner, als Forscher und als darstellender Schriftsteller“. Es ist hier nicht möglich, auf das Inhaltliche von Oldenbourgs Rubensbuch näher einzugehen. Nur soviel sei gesagt, daß es die biographischen Hauptwerke von Rooses und Michel bedeutend ergänzt und den Forschungsarbeiten von Ruelens, Woltmann, Goeler von Ravensberg, Wilh. von Bode, Hymans, Haberditzel, Glück, Voll u. a. neue und wichtige Entdeckungen an die Seite zu stellen hat. Wenn es auch kein abschließendes Werk über den großen Antwerpener Meister geworden ist, so enthält es doch soviel neue und außerordentliche, ja überraschende Ergebnisse, daß die Rubensforschung im Anschluß an die Oldenbourgsche Leistung in Zukunft ein ganz anderes Gesicht erhalten dürfte. Aber dieses Rubensbuch hat nicht nur Anspruch auf die Beachtung der gelehrten Welt, sondern auch auf die Teilnahme aller, die die Kunst und in Rubens einen der großen Vertreter germanischen Wesens lieben, ja auf die aller ästhetisch empfindenden Menschen. Es ist eine wundervolle Antwort auf die Fragen, die Oldenbourg sich selbst vorlegte, ehe er sich an die Arbeit machte: „Was bedeutet Rubens dem Menschen unserer Zeit, was kann er ihm bedeuten? Treten wir ihm gegenüber wie einem abgelaufenen Ereignis der Vergangenheit oder besteht, trotz der gewaltigen Entwicklungswellen, die uns von ihm trennen, eine lebendige Beziehung von ihm zu uns, von seinem Überfluß zu unserem Bedürfnis? Spricht er uns nur antiquarisch-ästhetisch an, gleichsam als Artist, oder hat er darüber hinaus als Mensch zum Menschen jedem von uns noch etwas zu bieten?“ Und es ist mehr als eine Rubensbiographie, es ist eine vortreffliche Anleitung zur Betrachtung, zum Verstehen, zum Beurteilen und Genießen von Kunstwerken und darf daher jedem empfohlen werden, der Beziehungen zur Kunst sucht. Wer aber Rubens verehrt, wird durch eine stattliche Zahl unbekannt gebliebener Werke des Meisters überrascht werden, mit denen Oldenbourg den Ruhm des Unsterblichen in neuem Glanze strahlen macht.

Wer hätte nicht schon nach einer Kunstgeschichte gesucht, die in knapper übersichtlicher Form alles Wissenswerte enthält? Es gibt eine solche, allerdings hat sie mit Literatur nichts zu tun, auch reiht sie die Geschehnisse nicht an einer Gedankenkette auf, indem sie Zeitstimmungen und kulturgeschichtliche Entwicklungen schildert oder Künstlerschicksale zur Darstellung bringt. Sie ist einfach sachlich, hält sich an wissenschaftlich festgestellte Tatsachen und Kunstäußerungen und gibt in zeitlicher Folge mit kurzen — Perioden, Nationalitäten, Stile, Künstler und Kunstwerke schlagend zeichnenden — Sätzen eine Darstellung der Kunst von vorgeschichtlichen Zeiten bis zur Gegenwart in allen Ländern. Diese Kunstgeschichte erschien bereits vor dreißig Jahren und war als Handbuch für Studierende auf Veranlassung der Preußischen Unterrichtsverwaltung von Fr. Goeler von Ravensberg geschrieben. Wie sehr die eigenartige Arbeit in der von dem frühverstorbenen Verfasser ersonnenen praktischen Form sich bewährt hat, geht daraus



hervor, daß sie bereits in der vierten Auflage erscheint, die wie die vorhergegangenen 2. und 3. von dem Geh. Reg.-Rat Professor Dr Max Schmid-Burgk in Aachen bearbeitet und ergänzt wurde, dieses Mal in Verbindung mit Fachgenossen, um die Fortschritte der Wissenschaft auf jedem Einzelgebiet zur Geltung zu bringen. Von diesem „Grundriß der Kunstgeschichte" (Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart-Berlin-Leipzig), vierte verbesserte Auflage, erschien jetzt der 1. Band, der Antike und Mittelalter behandelt. Er ist kein Buch zum Lesen, aber eines, das dem Lernenden, auch dem Nichtstudierenden, die allergrößten Vorteile bietet, weil es ihn in fast schlagwortartiger Kürze über alle kunstgeschichtlichen Fragen und Ereignisse unterrichtet und dem, der sich eingehender mit der Sache beschäftigt oder beschäftigen will, durch reichliche Literaturnachweise — eine von Schmid-Burgk eingeführte Neuerung — die Möglichkeit bietet, tiefer einzudringen. Dieser Grundriß der Kunstgeschichte ersetzt viele dickleibige Wälzer und verdient, daß er seiner Brauchbarkeit und Zuverlässigkeit halber weiteren Kreisen zur Benutzung empfohlen wird. Hans Rosenhagen



Deutsch-Schweizerisches

Im elften Buche seiner „Deutschen Geschichte" hat Karl Lamprecht bei seiner Übersicht der vom alten deutschen Reiche allmählich sich ablösenden Grenzländer im Osten und Norden, Süd- und Nordwesten als eine besonders schöne Aufgabe bezeichnet, „im einzelnen aufzuweisen, was die deutsche Nation als Ganzes der Schweiz geistig verdankt, von Zwingli über Bodmer und Lavater bis auf Keller und Konrad Ferdinand Meyer". Wie Flandern und Holland auf dem besonderen Gebiete der bildenden Künste, so habe auf dem Felde der Dichtung vor allem die Schweiz das Zentrum befruchtet. An die Spitze derartiger Einwirkungen aber würde schon die Schweizer Sage selbst zu stellen sein, wie sie einerseits aus dunklen historischen Vorstellungen von Unterdrückung der Waldbauern, Hirten und Jäger durch die Habsburger im 14. Jahrhundert, durch die ein Jahrhundert später aus Saxo Grammaticus abgeleitete Erzählung urdeutschen Charakters vom Meisterschützen Tell andererseits zusammengeflossen sei. Daß der Untertan eines schwäbischen Fürsten der Sänger der schweizerischen Freiheit geworden, zeige, wie doch „die politische Trennung die geistige Verwandtschaft und die höhere Einheit im nationalen Sinne" nicht zu lösen vermocht hätte. Hat diesem Zusammengehörigkeitsgefühl ja gerade der Sänger des schweizerischen Nationalliedes „O mein Heimatland!" Gottfried Keller, schönsten Ausdruck verliehen, wenn er in Stromeseinsamkeit am alten deutschen Rhein sich voll Natur- und Vaterlandsgefühls des stillen Ortes freut, wo „ich Schweizer darf und Deutscher sein".

Lamprechts schon 1894 gefallene Anregung ist freilich nicht sofort befolgt worden, hat aber dafür gerade in jüngster Zeit eine doppelte Ausführung erhalten. Im achten Hefte der von Fr. Panzer und Julius Petersen herausgegebenen „Deutschen Forschungen" versuchte Eduard Ziehen eine Geschichte der „deutschen Schweizerbegeisterung in den Jahren 1750 bis 1815" zu liefern (Frankfurt a. M., Verlag Moritz Diesterweg 1922. X, 214 S. 8°). Unter Leitung des Berner Professors Harry Maync begann 1922 im Haesselschen Verlag zu Leipzig eine Sammlung von Einzeldarstellungen und Texten zu erscheinen: „Die Schweiz im deutschen Geistesleben", von deren zierlichen Pappbändchen in Taschenformat jetzt bereits zwanzig vorliegen. Ziehen erzählt uns, wie seit der Entdeckung der bis dahin unbekannten Reize des unfruchtbaren, schreckenvollen Hochgebirgs und der Tugenden ihres von der Zivilisation noch unberührten und unverdorbenen Naturvolkes, seit Albrecht von Hallers beschreibendem Lehrgedicht „Die Alpen" und Rousseaus „Neuer Héloise" die Liebe der Deutschen für die freie

Schweiz sich mannigfach geäußert hat, bis sie in Schillers Tellbrama ihren künstlerischen Höhepunkt erreichte. Die Haesselsche Sammlung dagegen stellt in anziehender Mannigfaltigkeit die Leistungen des alten Alemannenstammes und Lebensbilder wirksamster Schweizer Männer, Führergestalten, vor Augen.

Als „glaubenswerten Mann aus Schaffhausen" hat Schiller im „Tell" den schweizerischen Historiker Johannes Müller eingeführt, der ihm selber und der ganzen deutschen Geschichtsschreibung ein weithin leuchtendes Vorbild geworden war. So gebührt es sich denn, daß im 13. Bändchen eine Auswahl aus Müllers Hauptwerk, den „Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft" geboten wird, der nur ein weniger phrasengeschwollenes Vorwort zu wünschen gewesen wäre. Einen Überblick der Leistungen „von Art und Kunst der deutschen Schweiz" gibt Josef Nadler, als prüfender Historiker der literarischen Leistungen der deutschen Stämme und Landschaften dazu besonders berufen, im 7. Bande. Wenn es auch wohl nur wenigen Lesern von Scheffels „Ekkehard" zum klaren Bewußtsein kommt, daß ihnen in Schilderung des St. Gallner Klosterlebens ein wichtiges Stück ältester deutscher Kulturgeschichte und Geisteslebens sich entrollt, so dürfte der trotz seines nicht unbeträchtlichen Alters noch heute in so frischen Farben erstrahlende Roman es vielen doch erwünscht erscheinen lassen, sich nun im 8. Bändchen von Professor Singer über „Die Dichterschule von St. Gallen" und ihre Bedeutung für die allgemeine Musikgeschichte näher belehren zu lassen. Vielleicht greift einer oder der andere dann auch noch zu einem gar nicht warm genug zu empfehlenden Buche, zu Paul von Winterfelds vorbildlicher Übertragung „Deutscher Dichter des lateinischen Mittelalters" (2. Auflage München, Becksche Verlagsbuchhandlung 1917), denen eine Geschichte der Dichterschulen von St. Gallen und Reichenau zur Zeit der Karolinger und Ottonen beigegeben ist, während das von Scheffel in reimenden Langzeilen verdeutschte St. Gallner lateinische Epos von „Walter und Hildegund" von Winterfeld in Stabreimen übersetzt ist, die der rauhen Eigenart des altdeutschen Heldenliedes besser und treuer gerecht werden. Älteste germanische Überlieferungen klingen auch nach in den von Joh. Jegerlehner eingeleiteten Sagen aus dem deutschen Teile von Wallis (Bd. 10), während für das erste Bändchen Otto von Greyerz 20 historische Volkslieder ausgewählt hat, die uns vom sagenhaften Ursprung der Eidgenossenschaft durch die Kämpfe gegen Habsburg und Burgund bis auf das Schlachtfeld von Kappel leiten. Dort endete ja auch der Lebensgang Huldreich Zwinglis, dessen Entwicklung und Wirken auf Grund der neuesten Forschung der Züricher Professor Köhler schildert (Bd. 9). Von der Einführung der Reformation in Bern dagegen berichtet Ferdinand Vetter in seiner Einleitung zum erstmaligen Abdruck der Handschrift von Nikolaus Manuels papstfeindlichem Fastnachtspiel „Die Totenfresser" aus dem Jahre 1523. So bildet dieses 16. Bändchen zugleich eine Ergänzung der im 17. von Hans Blösch anziehend entworfenen „Kulturgeschichtlichen Miniaturen aus dem alten Bern", dessen „Oberland im Lichte der deutschen Dichtung" in Otto Zürchers Auswahl im 18. Bändchen einen besonderen Ausschnitt deutsch-schweizerischer Kulturbeziehungen und Geschichte des Naturgefühls erkennen läßt. Wenn hiebei Goethes und Platens Schweizer-Reisen besonders berücksichtigt werden, so sollen andere Bändchen zusammenfassen, was Klopstock, Richard Wagner und Nietzsche (Bd. 5 von C. A. Bernoulli) der Schweiz zu danken haben. Wäre doch z. B. der Schauplatz des zweiten Aufzugs der „Walküre" ohne Wagners eigener Wanderung durch das Hochgebirge schwerlich in so anschaulicher, bestimmter Großartigkeit erstanden. Von Wagners „gutem, auf gegenseitiger Hochachtung beruhenden Verhältnis" zu Gottfried Keller spricht auch Mayne in seinem das 20. Bändchen füllenden, vortrefflichen Abriß von Kellers Leben und Werken. Es ist noch immer nicht überflüssig, daran zu erinnern, daß der schwer zu befriedigende Meister Gottfried von der Nibelungentrilogie des „hochbegabten und liebenswürdigen Menschen" Wagner rühmte, das Werk enthalte einen „Schatz ursprünglicher nationaler Poesie, urdeutsch, aber von antik-tragischem Geiste geläutert". Die „glut- und blütenvolle Dichtung" Wagners habe auf ihn tieferen Eindruck gemacht als alle andern poetischen

Bücher, die er — das Urteil stammt aus dem Frühjahr 1856 — seit langem gelesen hätte. Wie Bändchen 19 und 12 eine von Sulger-Gebing mit oft bewährtem Feinsinn getroffene Auswahl aus Kellers und Heinrich Leutholds Gedichten, so bringen Bd. 2, 3, 4, 11 Blütenlesen aus den Gedichten Geßners, Konrad Ferdinand Meyers, seines begabten Schülers und Biographen Adolf Frey, sowie neue Gedichte des Aarburger Lyrikers Arnold Büchli und Bd. 6 zwei Novellen Jakob Boßhardts.

Die poetischen Leistungen der Schweiz in der Gegenwart wie im besonderen ihre Mundartdichtung und so manches andere sollen in der Fortsetzung der prächtigen und zeitgemäßen Sammlung behandelt werden. Zeitgemäß dürfen wir sie wohl nennen und rühmen, denn es ist vielleicht wichtiger als je zuvor, auf die kulturelle und geistige Zusammengehörigkeit der Schweiz und Deutschlands hinzuweisen, wie sie durch alle Jahrhunderte sich auf den verschiedensten Gebieten bekundet hat. Kein anderer ist dafür vielleicht ein so machtvoller Zeuge, man dürfte fast sagen Blutzeuge, wie der altem Züricher Patriziergeschlecht entstammende Dichter von „Huttens letzten Tagen". Bildet doch das ihn selber peinigende Schwanken zwischen romanischem und deutschem Einflusse, das erst durch die Ereignisse von 1870 zugunsten deutscher Art und Kunst entschieden wurde, ein geradezu dramatisches Moment in Konrad Ferdinand Meyers schwerem Entwicklungsgang. Einen neuen, tieferen Einblick in die „Anfänge" seines Künstlertums ermöglichten neuerdings Martin Bodmers Mitteilung der „Frühen Balladen" von Meyer und die „Studie auf Grund ungedruckter Gedichte" von Theodor Bohnenblust (beide Leipzig, H. Haessels Verlag 1922). Was aber wir gerade heute von der Schweiz lernen könnten und sollten, das hat Ernst von Wildenbruch schon in seinem Briefe vom 31. Dezember 1904 an den ihm so verständnisvoll befreundeten Schweizer Spinner in eifersüchtiger Bewunderung ausgesprochen: Wir Deutsche müßten mühsam, beinahe künstlich erringen, was der Schweizer dank seiner einfachen großen Entwicklung von Natur besitze: Mannesbewußtsein ohne Rücksichten nach oben, nach unten, nach rechts und links. Die Deutsch-Schweizer zeigten noch germanische Volkskraft; im deutschen Lande aber sah der prophetische Dichter statt eines Volkes „nur Parteien, statt ernster schweigender Kraft nur Großsprechereien". Von germanischer Schweizerkraft geben uns nun die Bändchen der Haesselschen Sammlung Proben zu mannigfachem Nutz und Frommen.

Prof. Dr. Max Koch



Türmers Tagebuch

Verlorene Ruhrschlacht · Frankreich und wir
Heilige Allianz und Völkerbund
Japans Geschick und das unsrige
Das schwache Staatsgefühl des Deutschen
Das Ende der sozialistischen Form · Nun die seelische!

Wieder eine verlorene Schlacht! Warum bemänteln? Warum mit Worten trefflich streiten, ob es eine Kapitulation war oder nur ein Aufgeben des passiven Widerstandes, weil uns der Atem ausging? Die Ruhrschlacht ist verloren. Und unser Herz brennt, unser Blut kocht, ob doch gleich seit dem Unheilsnovember sich schon eine Schwielenhaut über die deutsche Seele gezogen haben müßte. Umsonst die Opfer alle, die ungeheuren; umsonst hat sich Schlageter morden, umsonst sich Hunderte einkerkern, Tausende von Heim und Herd verjagen lassen. Umsonst! Frankreich blieb auch diesmal Sieger, weil es nur *einen* Willen hat, wir jedoch zehn, also keinen.

Furchtbar rächt sich der folgenschwere Beschluß der Weimarer Nationalversammlung, den Versailler Frieden doch zu unterzeichnen. Es werde nichts so heiß gegessen, wie es gekocht sei, so tröstete man. Als ob es nicht gerade darum so siedeheiß aufgetischt wäre, damit uns der Schlund auf den Tod verbrüht wird!

Warum bemänteln also? Warum die jammervolle Wirklichkeit decken mit den weichen Schleierfalten des Selbstbetrugs?

Deutschland ist für Frankreich die Artischocke, die es Blatt für Blatt verspeist. Planmäßig hat es sich ins Reich — nicht hineingesiegt (das wäre immer noch honorig) — nein, hineingetrogen, hineingeblüfft und hineingeräubert. Elsaß-Lothringen, Saar, Rheinland, Düsseldorf-Duisburg, Ruhrgebiet. Und wir? Mußten's eben leiden, wie das Heideröslein, das der wilde Knabe brach. Warum haben wir auch im November unser Heer heimgeschickt und abgebaut? Wir hatten den Krieg über. *Wir!* Aber gehören zum Friedensschluß nicht zwei?

Tief drin mit Mann und Roß und Wagen steht der Franzose in unserem Vaterlande. Wer hofft noch auf gütlichen Ausgleich; auf seinen absehbaren Rückzug? Er weiß tausend Einwände, um „Verfehlungen" festzustellen und Fristen nicht laufen zu lassen. Eines Deutschen schwärzeste Einbildungskraft reicht nicht hinan an die Kniffe, die ein siegestrunkenes Frankreich ersinnt, um Erfolg auf Erfolg zu häufen. Weh dem, der sein Schwert zerbrach!

Kuliarbeit steht uns bevor in der Fron eines lustquälerischen Erbfeindes. Mit jedem Bissen Brot, den du issest, zollst du Frankreich deinen Tribut. Denn das Brot muß gebacken sein; zum Backen gehört aber Kohle, und die Kohle verteuert dir Frankreich. Wenn du dich am stillen Herde wärmst, dann wärmst du zugleich auch den Schänder deines Volkstums. Geldspindknacken und Billionenraub dauern ins Ungemessene fort; nur unsichtbar gemacht. Das ist der grausige Sinn dessen, was sich in den letzten Septembertagen vollzog.

* * *

Aber der Völkerbund? Nach den Freiheitskriegen erstand die Heilige Allianz. Die drei Monarchen von Rußland, Österreich und Preußen verkündeten einen ewigen Bund. Fortan wollten sie nichts sein als schlichte Amtmänner des einzigen Souveräns der Welt, des göttlichen Erlösers Jesu Christi. In seinem Dienste nach Hausväterweise walten; friedfertig, milde und gerecht.

Das war das Vorbild zum Völkerbunde. Freilich ließ dieser den Herrgott aus dem Spaß; gab sich auch sonst neuzeitlicher in Wort und Gebärde. Nicht minder versprach er jedoch Erbauliches. Den Weltfrieden wollte er schirmen, den Volksbestand und die Unabhängigkeit der Staaten. Recht sollte walten; lauteres Recht. Volksehre sei unantastbar; Entwicklung und Wohlergehen der Menschen hehrste Aufgabe! Wahrhaftig, so versprach die Satzung.

Die Heilige Allianz genießt schlechten Rufes. Mit Recht. Aber nur, weil sie verkam. Im Werden war sie wohlgemeint; weicher Stimmung fromme Frucht. Die Gründer wollten sich beugen vor dem Gott, der groß und wunderbar den Zerwühler Europas durch ihre Hand in den Staub geschleudert. Erst nach und nach wurde Demut zur Hoffart, wurde väterliches Regiment zu der Willensstarre eines Vormundes, der sein Mündel herrschsüchtig auf Kindesstufe halten will.

Anders der Völkerbund. Tückisch bereits in der Anlage, verlogen im Fortgang. Die Gründer zielten bewußt auf das Gegenteil dessen, was sie versprachen. Sie wollten nicht den Schutz des Rechtes gegen den Raub, sondern den Schutz der Räuber gegen das Recht des Beraubten. Das böse Gewissen verriet sich, als man den Mißhandelten von Versailles den Beitritt verbot. So läßt der Beduine, wen er ausplündern will, nicht in sein Zelt, um nicht gehindert zu sein durch das Gesetz der Gastfreundschaft. Deutschland ist nur da, um Unrecht zu bekommen. Ein frevelhafter Schiedsspruch sprach uns Oberschlesien ab; um die Scheußlichkeiten des französischen Ruhrverbrechens kümmert sich keine Seele in dem Prunkpalaste des Genfer Völkertribunals. Sie dürfen nicht zu den Akten und sind daher nicht in der Welt.

Die Gründer schänden ihre eigene Satzung. Geheimverträge sollten nicht statthaft sein: man weiß aber, daß sie wie dichte Spinnennetze die Welt umziehen. Es soll abgerüstet werden, aber alle klirren in drohender Wehr. Selbst die Neustaaten haben Heere aufgestellt, die friedlichen Bedarf zehnfach übersteigen. Frankreich bildet sie aus und stellt die Waffen. Jetzt wirft es sogar die Gleisnermaske ab und beantragt, den Abrüstungsausschuß aufzulösen.

Italien machte sich Händel mit Griechenland. Es schritt zur Selbsthilfe, indem es Korfu beschoß und besetzte. Das verstieß gegen Artikel 16. Es mußte satzungsgemäß so angesehen werden, als ob eine feindliche Handlung gegen alle Bundesmitglieder begangen wäre. Mussolini erklärte jedoch, er erkenne das nicht an, denn es sei eine

Sache, die an Italiens Ehre rühre. Solch ein Vorbehalt ist auch nichtig. Wann je frug der Völkerbund nach Deutschlands Ehre? Italien hätte daher ausgestoßen, unter die große Feme gestellt und mit vereinter Gewalt zu seinen Bundespflichten gezwungen werden müssen.

Nichts von alledem! Selbst dann nicht, als die Kleine Entente erklärte, sie würde geschlossen austreten, wenn der Bund seine Schuldigkeit verabsäume. Nur daß die Genfer Weltschiedsmänner um ihren schönen grünen Tisch und ihre behaglichen Sporteln zu zittern begannen. Man schob daher den Fall weit von sich und atmete auf, als England ihn mit Hilfe der Botschafterkonferenz zudeckte. Sofort aber hüllte man dann seine Erbärmlichkeit wieder in den Mantel der Phrase. Man rühmte nämlich beim Schlusse der Tagung die moralische Macht, die der Völkerbund auch diesmal wieder erwiesen! Ehrlicher war der dänische Delegierte Zahle. Er bedauerte die Wolke der Enttäuschung und des Mißtrauens, die den Genfer Horizont umschleiere. Die besseren Elemente schämen sich, aber die besseren Elemente sind die schwächeren Elemente, und der Schwindel dauert fort. Der Franzose nützt sie aus und verspottet sie obendrein. Während der Genfer Tagung lief in Paris eine „Völkerbundskarte" um und wurde lachend gekauft. Vier Esel mit der Überschrift: Nos amis!

* * *

Vorsitzer des Völkerbundsrates ist der japanische Graf Ischii. Er leitet gefaßt und klug; niemand durchschaut, welche Gedanken spielen hinter der östlich unbeweglichen Miene. Es fordert Selbstzucht für ihn, in Genf bei der Sache zu sein, derweil über die Heimat erschütternde Drangsal einbrach! Erdbeben mit Springfluten und Feuersbrünsten. Die meisten Städte sind Trümmerhaufen, die meisten Fabriken ausgebrannt, die meisten Schienenwege ein verbogenes Stangengewirr, die meisten Schiffe liegen zerschellt am Strande. Eine Minute — und Japan hatte eine hoffnungsvolle Zukunft *hinter* sich. Dies Erdbeben wirkt sich bei ihm aus wie Weltkrieg und Volksbeben bei uns. Ebensoviel Tote etwa, ebensoviel Verluste an Schiffahrt und Volkswirtschaft. Ein Abgrund hat sich aufgetan wie bei uns; von stolzer Höhe ist man hineingestürzt wie bei uns; völliger Wiederaufbau ist nötig, wie bei uns.

Wenig Unterschied macht es, wenn die Welt uns beschimpft, Japan hingegen mit wortreichem Beileid überhäuft. Man wird es dort zu werten wissen, daß ausgerechnet Amerika und Australien sich am wärmsten äußerten. Und wenn das Unglück Zeit zu denken läßt, dann denkt man sicher auch noch weiter.

Ein Bild steigt vor mein Auge, ein selbstgeschautes Bild. Es ist am Sonntag, den 2. August 1914, um die Abenddämmerung. Unter den Berliner Linden wogt es feldgrau und bürgerlich. Man singt und jubelt, wedelt mit Hut, Feldmütze, Taschentuch. Was ist los? Ein Sieg wohl gar schon am ersten Mobilmachungstage? „Wissen Sie denn nicht? Japan hat Rußland den Krieg erklärt!" Und abermals brausen Hurra und anbiederndes Banzai.

Blinder Lärm; leider Gottes blinder Lärm! Drei Wochen lang verhielt sich Japan duckmäuschenstill. Dann verlangte es mit höflicher Unverschämtheit, damit in seinen Gewässern Friede bleibe, die Räumung Tsingtaus. Sonst Krieg aus lauter Friedensliebe!

Es erhielt ihn. Es nahm uns den Stützpunkt trotz Meyer-Waldecks Pflichterfüllung bis zum Äußersten. Es sicherte voll Selbstverleugnung die Australier auf der Fahrt

in die flandrischen Schützengräben und hetzte unser Kreuzergeschwader in den Tod. Wie stolz war man, als nach der Falklandschlacht Winston Churchill seinen Dank aussprach für Japans unschätzbare Hilfe!

Was hat es davon gehabt? Aus dem ungeheuren Raube wird es mit ein paar Krumpeln abgespeist. Selbst die gönnt man ihm nicht, und auf der Washingtoner Abrüstungskonferenz verliert es so gut wie alles wieder.

Der Japaner vergißt nicht. Heißer Haß gegen das weiße Heuchlergelichter durchpulst Kuli wie Samurai. Spät bereut man, daß man sich auf die falsche Seite locken ließ.

Wenn es damals zu **uns** kam, wie anders wurde alles! Der russische Einbruch in Ostpreußen kam zum Stehen, denn die Hälfte des zarischen Heeres mußte nach Osten zurückgenommen werden. Gegen den Rest genügten unsre Abwehraufgebote. Die Westfront blieb ungeschwächt, und die Marneschlacht wurde zum Entscheidungssieg.

Ebenso mußte England seine Seemacht teilen. Es hatte die Kräfte nicht mehr, uns auszuhungern. Wir hingegen bekamen Kohlenstationen in Ostasien, konnten mit der japanischen Flotte die Truppen-, Reis-, Korn- und Fleischsendungen aus Indien und Australien abriegeln. Amerikas Eingriff unterblieb, denn der Krieg war in ein paar Monaten zu Ende: zu einem besseren für uns, für Japan und für die Welt!

* * *

Nicht Schadenfreude knüpft diese Gedankenreihen. Dem fürchterlichen Erlebnis gegenüber ist unser Gefühl Erschütterung und Mitleid. Auch dann noch, wenn uns schmerzlich bewußt wird, wie wenig Mitleid und viel Schadenfreude die Welt unserem Elend entgegenbringt. Höchstens verbindet sich damit der Trost, der dem Unglück aus dem Leidensgefährten entspringt.

Die Entwicklungsgänge der japanischen Geschichte haben viel mit der unsrigen gemein. Nicht grundlos sprach man von den Preußen des fernen Ostens. Sie hören es gerne. Heute zwar kaum noch!

Freilich sind die Anklänge zugleich mit starken Unterschieden durchwirkt. Sie wurzeln in der ganz andersartigen Volksanlage.

Auch Japan war durch die Macht der Daimios allzulange ein lockerer Bundesstaat auf feudaler Grundlage. Und wie bei uns wurde die starke Volkskraft gebunden durch innere Zwiespältigkeit. Mikado und Schogun — Preußen und Österreich! Alles fiel in denselben Jahren 1866—71, in denen sich auch unser Vaterland umbaute. Ein großartiger Aufschwung war hier wie dort die Folge. Damals war es, daß Dai Nippon sich die aufgehende Sonne als Wappen erkor.

Allein seit jenem Austrage sind in Japan die alten inneren Gegensätze wie weggeblasen. Bei uns jedoch setzten sie lediglich aus in den fetten, triebkräftigen Jahren der Kaiserzeit. Es brauchten bloß die mageren zu kommen und eine autoritätsschwache republikanische Reichsregierung, da wucherte die Sonderbündelei pilzartig wieder auf. Am gefährlichsten in Rheinland und Bayern; aber auch in Hannover gärt es. Rittlings des Mains fabeln Träumer von einem Großhessen, und im roten Sachsen-Thüringen ist man aufsässig gegen die Reichsspitze, denn auch unter den republikanischen Staatsleitern ist kein Pfäfflein so klein, es möchte selber ein Päpstlein sein.

Bismarcks Reich droht zu zerfallen, wenn der besonnene Teil der Sozialdemokratie nicht den Weg zu großnationaler Gesinnung findet. Weil die einen ein Räte-Deutschland wollen, drum wollen die anderen überhaupt keine Reichseinheit mehr.

Der Japaner ist kein Engel; er hat bedenkliche Wesensfehler. Aber es sind andere, als der Deutsche hat. Dafür hat er wieder Tugenden, die uns gänzlich fehlen. Vor allem Staatsgefühl!

Seine Religion schon gibt es ihm. Sie spricht den Kaiser heilig als den Sohn der Sonnengöttin. Was er will, das müssen alle; was er an Opfern fordert fürs gemeine Ganze, darüber gibt es kein Feilschen und Drückebergern. Sie befiehlt ferner den Kultus der Geister all derer, die da Großes für das Land geleistet. Die Helden und Weisen sind Halbgötter; Heldenverehrung Frömmigkeit. Der Buschido regelt die Ehrenpflichten gegen Volk und Vaterland. Vasallentreue steht obenan. Wer den Staat geschädigt, sei es selbst in bestem Wollen, dem ist höchstes Sittengesetz, sich selbst zu strafen. Wie schärft das den kategorischen Imperativ der Pflicht, stählt das den Willen! Wenn in Deutschland jeder Staatsmann, der Fehlgriffe tat, moralisch gezwungen wäre, sich den Bauch aufzuschlitzen: fürwahr das Ministeramt wäre weniger begehrt und besser versehen!

Japanisches Staatsgefühl hätte den Ruhrwiderstand durchgehalten. Hinter den Idealisten, die Gut und Blut opferten, hätte sich keine Etappe gebildet, die im Saus und Braus des behaglichen Hilfsgelderbezugs verlotterte. Das Staatsgefühl hätte die Selbstsucht erwürgt mit dem eisernen Griff des kategorischen Imperativs.

Auf wen hat Deutschland nicht alles vertraut! Auf Wilson und seine vierzehn Punkte, auf den Völkerbund, auf das Weltgewissen, auf England. Sie alle ließen uns im Stich. Nur auf uns selber vertrauten wir nicht. Der Japaner tut es. Das Erdbeben hat seine Häuser zu Boden geworfen; nicht seinen Mut und nicht seine Geduld. Er hat die kühle Entschlossenheit des Ministers Pombal, als einst ganz ein gleiches Verhängnis über Lissabon gekommen war. „Was tun," rief dessen verzweifelter König, „um diesem Strafgericht des Himmels zu entgehen?" — „Was tun? Die Toten begraben und für die Lebenden sorgen!"

Wir aber zanken und entzweien uns, weil jeder nicht fürs Ganze sorgt, sondern für sich. Was gilt's, daß Japan rascher wieder auf den Füßen steht? Es ist ein unfertiger Staat, aber ein fertiges Volk. Wir indes waren ein fertiger Staat, der an seinem unfertigen Volke zugrunde ging. Der Umsturz hat dann das Volk zwar souverän, allein nicht fertiger gemacht, dafür hinwieder den Staat in volle Unfertigkeit zurückgeworfen.

* * *

Auch die jüngste Krise zeigte dies. Wo ist das Staatsgefühl gerade der Partei, deren Lehre den Staat zur Allmacht erhebt? Als es Probe halten sollte, erstickte es im Klassengefühl. Die Sozialdemokratie nutzte den Umsturz zu einseitig sozialistischen Errungenschaften aus und zu deren möglichster Verankerung im Boden einer weitgetriebenen Demokratie.

Aber damit ging es nicht. Die versunkene Mark und die verstiegenen Preise sind Umkehrprediger, so heiß, so eindringlich und zwingend, wie die großen Propheten des Alten Bundes. Deutschland kann nur durch Mehrarbeit genesen. Marxismus hingegen ist Minderarbeit und Aufzehren der Substanz.

Auch die sozialdemokratischen Minister wurden durch Amt und Gewissen hellsichtig. Sie waren zum Abbau verfehlter Praxis bereit. Da ließ ihre Partei sie im Stich, und die allzu demokratische Verfassung wurde zur Mutter weiterer Hindernisse. Selbst der „Vorwärts“ schwang sich zu dem schmerzhaften Urteil auf: „Es muß einmal offen ausgesprochen werden: Der Reichstag macht sich einfach unmöglich.“

Gefahr lag im Verzuge, brennende Gefahr. Es gab nur einen Weg, der Sackgasse zu entkommen: den unparlamentarischen. Verzwickte Lage und daher noch verzwicktere Lösungsversuche! Das Kabinett forderte in verfassungsmäßigen Formen verfassungswidrige Rechte. Es erhielt sie auch, wenngleich nur auf Druck und Drohung; überdies mit Hintergedanken und vorsichtig eingezäunt.

Eine Halbdiktatur, wo nur ganze Entschlüsse ganzen Erfolg bringen! Nur zu bald wird das Kabinett seine Vollmachten überschreiten müssen. Was dann?

Eins aber ist heute schon klar als die grellste Lehre aus der Krisis: das Reichsgrundgesetz der deutschen Republik hat auch diesmal versagt. Freilich teilt es dies Geschick mit allen seinesgleichen in der Geschichte. Je weiter und folgestrenger eine Verfassung den demokratischen Gedanken durchführte, desto rascher leierte sie aus und nutzte ab. Aus Weichmetall lassen sich keine Maschinen bauen.

* * *

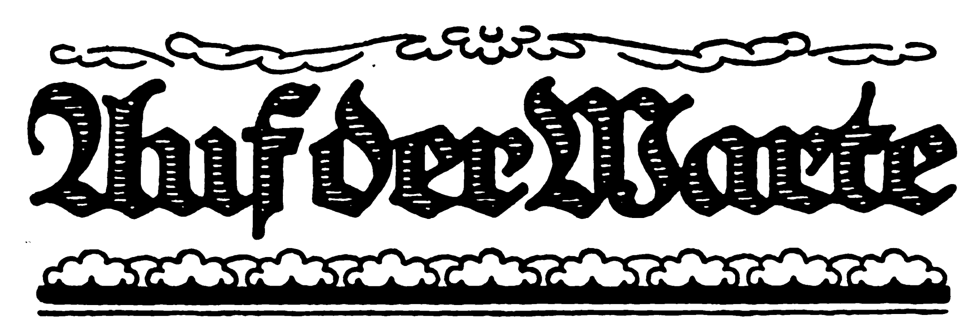
Im Dezember-Tagebuch (1922) des „Türmers“ verwies der Herausgeber auf die Rhythmik des Weltkrieges, den der Versailler Frieden nicht beendete. In drei Staffeln wirke er sich aus. Seine erste Form war die soldatische. Sie dauerte vier Jahre. Wir verloren sie, weil die zweite sich in sie hineinschob. Diese hielt abermals vier Jahre, ist aber jetzt im raschen Verfall. Es war die soziale. Oder sie behauptete wenigstens, es zu sein. In Wahrheit war sie parteipolitisch von den Gesichtspunkten der sozialdemokratischen Theorien lähmend beeinflußt. Das war ihr Verderb. Alle neuen Volkshebungsversuche schlugen fehl, und sogar unsre alten Wohlfahrtsanstalten aus der kaiserlichen Zeit sind durch den Währungssturz so gut wie zerschlagen. Am Ende der sozialistischen Zeit stehen wir sozial weit zurück hinter dem Anfang.

Der Arbeiter erwacht aus dem dogmatischen Schlummer der Parteilehre, die ihm Religionsersatz gewesen. Er erkennt, daß seine Führer in einem wichtigen Punkt ihn irregeführt. Noch schwankt er, wie er sich neu einstellen soll. Nun erst recht Marxismus oder weg mit Karl Marx? Rätestern oder Hakenkreuz, Bolschewist oder Faszist?

Schon hat sich in Italien der Demos gegen die parlamentarische Demokratie empört. Bei uns wächst die Bewegung an Kraft und Macht. Bereits muß man sorgen, daß das Pendel jetzt nicht ebensoweit nach rechts ausfahre, wie es seit 1918 nach links schlug.

Denn die befreiende, die dritte Form ist dies auch noch nicht. Der soldatischen und sozialen muß die seelische folgen. Die aber kommt nicht mit äußeren Gebärden, sondern wächst still und beharrlich aus reinen Gefühlstiefen. Sie hämmert nicht mit Fäusten drein, sondern dringt durch, indem sie das Ganze durchdringt. Wenn wir so gar kein Glück mehr hatten, geschah es darum, weil wir nicht glückswürdig waren. Unser Menschentum war der Masse erlegen. Die Zeit ist erfüllt, daß sich aus der Masse wieder der Mensch herausläutert, der denkende und fühlende, daher treufleißige, ehrenfeste deutsche Edelmensch. F. H.





Wilhelm Schwaner

(Zum 60. Geburtstage am 10. Nov. 1923)

Ein Deutscher: gläubig und fromm, das ist er. Sein Glaube ist tatschaffend, seine Frommheit ist die Tauglichkeit, Tüchtigkeit, Tätigkeit. Seine Religion ist fern der Kirche und mönchischer Beschaulichkeit, sie versucht das Christentum deutsch. Luther, Schiller, Scharnhorst sind seine Taufpaten arischen Blutes, und er sagt selbst, daß der 10. November, der ihn ans Licht brachte, von stärkstem Einfluß auf seine innere Entwickelung war. Glaube, Idealismus, Tat: das ist die Dreiheit dieser Männer, und in dieser heiligen Dreifaltigkeit der irdischen Seinsmöglichkeit ist Schwaner deutscher Volkserzieher.

Sein Werk, wie es in Zeitschrift, Buch und gesprochenem Wort hinausdrang, hat mancherlei Anfechtung erfahren. Galt es einst für umstürzlerisch, so gilt es heute bei modernsten Stürmern schon für reaktionär. Ein echter Mensch ist aber echt in der Entfaltung seiner selbst aus seinen Volkswurzeln. Ein wachsender, faustischer Mensch, der nicht vor der Zeit verkalkt, muß viele Verschiedenheiten und manchen Widerspruch durch die Jahre dahintragen. So hat man Schwaner oft schwankender Haltung geziehen, ohne zu bedenken, daß, wo Gleichgewicht gesucht wird, auch Schwanken sein muß. Das Tote ist starr, aber das Leben ist zwischen den Wagschalen. Besonders verübelt wurde die Freundschaft mit Walter Rathenau als unvereinbar mit dem Heliandkreuz. Doch muß es auch hier heißen: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut", in dem Sinne nämlich, daß der Geist weht, wo er will. Jedenfalls aber, was auch Rathenau gewesen sein möge, so könnte im schlimmsten Falle nur allzu große Gutgläubigkeit getadelt werden. Schwaners Charakter bleibt rein. Viel Vertrauen ist deutsch. Und gibt es nicht immerhin zu denken, daß Rathenau während des Krieges in großen Mengen die Germanenbibel als Geistesnahrung verteilen ließ, während die Krieger von Amts wegen und auf Grund privater Wohltätigkeit vielfach minderwertige Kost erhielten?

Schwaner, der Waldecker aus dem Upland, hat sich aus der naiven Opposition gegen festumrissene feindliche Gewalten (Männer, Behörden, Systeme, Parteien) immer mehr in das parteilose positive Wirken gerettet, und daraus erklärt sich die Dauerhaftigkeit seiner weitreichenden Anziehungskraft. Im stillen Gutes tun und diese Art Deutschchristentum anderen vorleben: das hat er als sein Volkserzieheramt erkannt. Es geht ein ganz großer Reiz von dem hohen nordischen Mann im Bart aus. „Vater Wilm" nennen ihn Tausende. Herzlichkeit, Festigkeit und ein dem Leiden entrungener Optimismus bezeichnen ihn.

Als Schriftsteller ist W. Schwaner einer der wenigen Aufrechten, die das Kleid der deutschen Sprache von allem fremden Flickwerk freizuhalten suchen. In dieser Richtung hat er sich als Herausgeber des „Volkserziehers" um Leser und Mitarbeiter große Verdienste erworben. Sein geschriebenes Wort ist von einfacher Offenheit, gerade und ehrlich kommt es daher, Seele und Blut sind in ihm.

Wer Schwaners Werdegang verfolgen und sich überzeugen will, mit welchem Rechte er sich Volkserzieher nennt, der erfahre aus dem „Lichtsucherbuch" (1919), wie eben dieser Mann zuvor Selbsterzieher wurde. Da ist in den prächtigen, poetisch-realistischen „Lebensbildern" und der Geschichte des Volkserzieherwerks die ungeschriebene göttliche Berufung deutlich zu erkennen.

Während des Krieges schrieb Schwaner sein Büchlein „Weltscheiding“ und zeigte sich damit als einen aus der kleinen Schar derer, die als wirkliche Seher sahen, daß dieser Krieg mehr als eine politische Aktion, ja mehr als ein Daseinskampf unseres Volkes sei, daß mit dem „Muspilli“ das diesseitige Jüngste Gericht angebrochen sei und jeder mit sich auszumachen habe, ob er zu den Böcken oder zu den Schafen gestellt werden wolle. Hier erhob er sich wie ein echter Prophet seines Volkes, und seine Stimme tönte gewaltig. Sein Wunsch, für Deutschland mit der Schwertwaffe zu kämpfen und zu fallen, wurde ihm von der Behörde trotz dreimaliger freiwilliger Stellung nicht erfüllt.

Den Kampf gegen Tod und Teufel im Lande aber hat er nach dem Umsturz als Dürerscher Ritter schneidig weitergeführt und läßt nicht davon ab. Auch in diesem Streite steht er außerhalb der Parteien, wie ja innerhalb deren heute überhaupt kaum ein Bedeutender zu finden ist. Hatte er in dem 1908 erschienenen „Gottsuchen der Völker“, einer vortrefflichen Auslese aus den heiligen Schriften aller Zeiten, schon Wege zum wahren Menschentum gewiesen, ohne seiner deutschen Bestimmtheit untreu zu werden — gerade dieses Über-die-Mauern-Hinausblicken ist deutsch —, so gab er 1920 die „Jung-Germanen-Bibel“, deutsche Jugend zunächst im geweihten Schrifttum des Vaterlandes heimisch zu machen, und 1921 „Das große Wanderbuch“ heraus, eine Zusammenstellung von Schriftstücken neuerer Autoren, die als Grundlage für Aussprachen und Andachten dienen können.

Schwaner verschließt sich keineswegs der Notwendigkeit durchgreifender Umgestaltung unserer Wirtschaftsverhältnisse (wie man ihm entgegenhält), aber er weiß, daß der religiöse Grund für jeden zu unternehmenden Bau unentbehrlich ist. Entscheidende Anregungen hat er in dieser Hinsicht von Moritz von Egidy empfangen, dem er mehr als ein schönes Denkmal der Freundschaft widmete. Durchaus religiös ist Schwaners Stimmung in allem, was er tut und schreibt, und wenn es eines Beweises bedarf, daß er mit gutem Grund den Weg vom Schulmeister zum Volkserzieher sich bahnte, so ersehe man aus dem „Schwanen-Büchlein“ (1922), aus 54 kleinen Wochen- und Sonntagspredigten, wie er außer dem Feiertag als wackerer Laienpriester auch den Werktag zu heiligen weiß. Schwaners Werke sind durchweg im guten Sinne volkstümlich. Sie kommen aus der reinen Luft seines trauten und treuen Familienkreises. Wie tief die Welt ist, das mag eine oberflächliche Zeit sich von den beiden in diesem Jahr erschienenen Traumbüchern „Licht-Tage“ und „Licht-Nächte“ sagen lassen.

Die große Germanen-Bibel sollte der Staat, wofern er wirklich Organ des Volkes sein will, jedem Deutschen bei der Geburt als Patengeschenk darbringen, auf daß keiner den Weg zu den Wurzeln, zur Heimat und zum Vaterlande verfehle oder vergesse. Mit der Germanenbibel ist eine deutsche Tat getan, und für dieses Geschenk wollen wir dem, der es uns gab, an seinem heutigen Ehrentage herzlich danken. Rudolf Paulsen

*

Ferdinand Avenarius †

Er ist in den Septembertagen auf der Insel Sylt, wo er gern zu weilen pflegte, im Alter von 67 Jahren gestorben. Wäre dieser Gründer (1887) und langjährige Hauptleiter des „Kunstwarts“ vor etwa einem Jahrzehnt geschieden, man hätte seinen Verlust als schmerzliche Lücke empfunden. Nicht wegen seiner Gedichte oder gar Dramen, wohl aber in Anbetracht seiner Verdienste um die sogenannte „Kunsterziehung“. Die Zeitschrift des beharrlichen Mannes hat im ersten Jahrzehnt schwer zu kämpfen gehabt, dann wurde sie, um die Jahrhundertwende, von jener Welle emporgetragen, die breithin besonders die Pädagogik und den guten deutschen Mittelstand befruchtend überflutete: vom Bestreben, gesunde deutsche Kunst ins deutsche Haus und in die deutsche Schule zu tragen und dem Kitsch den Garaus zu machen. Ein umfangreicher „Dürerbund“, zahlreiche Kunstmappen, Anthologien, Aufsätze, Jahreskalender („Gesundbrunnen“) und die Buchhändler beeinflussende Jahresberichte haben in diesem Sinn

gewirkt und ohne Zweifel eine Macht bedeutet. Auf poetischem Gebiete wirkte man besonders für Dichter wie Mörike, Storm, Keller, Meyer, Hebbel usw., wie sie etwa Adolf Bartels unter dem Namen „silbernes Zeitalter" zusammenfaßt. Letzterer war bis um 1905 herum ein Hauptmitarbeiter der damals so angesehenen und weitverbreiteten Zeitschrift. In den Nachwehen einer heftigen Fehde zwischen „Kunstwart" und „Türmer", insbesondere noch zwischen Avenarius und dem jetzigen Herausgeber des „Türmers", trennte sich Bartels und ging, seinen Standpunkt scharf herausarbeitend, besondere Wege. Nachdem sich im Weltkrieg der „Kunstwart" in einen Kunst- und Kulturwart erweitert und auch das Politische mehr hereingezogen hatte, trat vor kurzem Avenarius von seiner Schöpfung zurück und überließ seinem Stiefsohn Wolfgang Schumann unumschränkt das Feld.

Man wird im Gesamtwerk dieses organisatorisch hochbegabten Mannes den selbständigen Realismus schätzen, aber einen Einschlag von vernünftelndem und zerklärendem Rationalismus nicht überhören können. Für die Gemüts- und Geisteshaltung, die wir in Philosophie und Dichtung als deutschen Idealismus verehren, bedeutete Avenarius keine Förderung. Er stand mehr bei Nicolai als bei Schiller, mehr bei Gottsched als bei Klopstock. Und auch in jenem Sinne, wie der einst unter ihm arbeitende, später abgesplitterte Wilhelm Stapel („Deutsches Volkstum") das ältere Deutschtum rein und stark herauszugestalten sucht, sogar die deutsche Mystik umfassend, war Avenarius keine markig ausgeprägte Persönlichkeit. Das tut seinen Verdiensten um gute bürgerliche Hauskost keinen Eintrag.

Der kluge Taktiker von einst, der eine Polemik erst dann begann und durchführte, wenn er sich über die gegenseitigen Machtverhältnisse vergewissert hatte, stellte sich zuletzt in den Dienst einer für Deutschland entscheidend wichtigen Lebensfrage: er wollte mitwirken an der Aufklärung der Schuldfrage. Das verdient vollste Anerkennung. Mit besserem Ausklang konnte er sein arbeitsreiches Leben nicht beschließen.

*

Amerika und die Lügenpropaganda

Stück um Stück entwirren sich die Fäden jenes teuflischen Netzes, das dem deutschen Michel als ein Nessushemd übergeworfen wurde und sein Ansehen unter den anderen Völkern in Gift und Flammen aufgehen ließ. Welch bewußt heimtückische Rolle das Amerika Wilsons dabei gespielt (und in der geheimen wirtschaftlichen Zusammenarbeit mit französischen Schwerindustriekreisen beim Ruhrkampf neuerdings), das enthüllt sich jetzt an zwei Vorgängen, wo aufrechte Amerikaner das Schweigen brechen und sich an das Weltgewissen wenden. Man hat sie von Amts wegen mundtot zu machen versucht, hat sie bedroht und ihnen systematisch alle Wege zur Drucklegung ihres Materials verrammelt. Dies alles nur, weil sie der Wahrheit die Ehre zu geben und weite Kreise ihres Volkes objektiv zu unterrichten wünschten.

Marshall Kelly heißt der eine, Frederick Bausman der andere. Man soll sich diese Namen (zusammen mit dem des amerikanischen Admirals Sims, dessen ich bei meinen Lusitania-Betrachtungen schon Erwähnung tat) merken. Mannesmut und Charakter sind heute so selten geworden, daß man sie mit goldenen Lettern ins Buch der Weltgerechtigkeit eintragen muß. Es gelang Marshall Kelly nicht, seine Schrift „American bids in the war", die 1916/17, also vor dem Eintritt Amerikas in den Weltkrieg, geschrieben wurde, bei irgendeinem Verlag seines Landes herauszubringen. Denn was ein Mitglied des Justizministeriums beim persönlichen Verhör des Verfassers gleichmütig voraussagte: „Sie wollen die Verpflichtung zur Nichtveröffentlichung verweigern? Nun gut! Sie werden sehen, daß Sie es nicht veröffentlichen lassen können. Wir stehen zu allen Verlegern in Beziehung, und diese wagen nicht, ohne unsere Einwilligung etwas an die Öffentlichkeit zu bringen", traf ein! Erst im Herbst 1922 gelang dies dem unerschrockenen Mann. Auf deutsch ist die Abhandlung im Rahmen der von Prof. Dr. Dietrich Schäfer herausgegebenen „Historischen Studien" erschienen (Amerika und der

Weltkrieg. Berlin NW 7, bei E. Ebering, 1923). Kelly erbringt hier kurz und bündig den Beweis, daß die Waffe des U-Boot-Krieges gegenüber der englischen Aushungerungsblockade das einzige Mittel eines in seinem Leben bedrohten Volkes war, und daß die Preisgabe des unbeschränkten U-Boot-Krieges Amerika gestattete, den Waffen- und Munitionstransport fast ungefährdet ins Unermeßliche zu steigern — eine Heuchelmethode, die Kelly seiner Regierung um so mehr verdenkt, als gerade auf Amerikas Druck (in Wilsons Drohungen und „letzten Worten" an Deutschland, in Gerards, des Botschafters in Berlin, heftigen diplomatischen Schritten) sich Deutschland zur „Milderung" der Torpedierungsart entschloß und damit den Yankees das Waffengeschäft ungemein erleichterte. Darauf kam's an. (Man vergleiche auch die Briefkasten-Notiz in diesem Heft! D. T.)

Umfassend und von grundlegender Bedeutung ist die Untersuchung Frederick Bausmans, niedergelegt in dem hochbedeutenden Werk: „Let France explain", deutsch unter dem Titel: „Und Frankreich?" (Wieland-Verlag, München 1923). In einer Vorbemerkung wird gesagt, daß der Verfasser als Richter einem hohen amerikanischen Gerichtshof angehörte. Er versuchte vergeblich, sein auf äußerster Gewissenhaftigkeit und historischer Unanfechtbarkeit gegründetes Werk in Amerika zu veröffentlichen. Dies gelang erst bei einem englischen Verlag in London (George Allen & Unwin). Bausman, obwohl von fern her deutscher Abkunft, ist durchaus kein Freund der Deutschen, die er bei wiederholten Aufenthalten vor dem Krieg im eigenen Lande beobachtete. Trotzdem zwingt ihn seine Überzeugung auf Grund historischen Quellmaterials und streng sachlicher Untersuchungen zu dem Bekenntnis, daß nicht nur keine Mitschuld Deutschlands am Weltkriege vorliegt, sondern eher eine Unterlassung dieses von allen Seiten systematisch eingekesselten und aufs schwerste in seinem Besitzstand bedrohten Reiches, das sich nicht genug vorsah. Frankreich und Rußland werden schonungslos mit Urkunden, deren Vorhandensein in Deutschland höchstens dem passiven Auswärtigen Amt bekannt ist, als die Brandstifter Europas, als die gewissenlosesten Verbrecher an der Menschheit bloßgestellt. Poincaré müßte, nachdem er dies Buch gelesen hat, hingehen und wie Judas Ischariot tun. Das gewaltige, erschütternde Buch enthält Anlagen, die auch die schweren Sünden Clémenceaus, Wilsons und des Völkerbundes aufdecken. Hans Schoenfeld

*

Von den Segnungen der Sowjetrepublik

erhalten wir ein Bild aus dem nordwestlichen Rußland. In diesem Privatbriefe heißt es u. a.:

... Anspruchsvoll sind wir nie gewesen und vor Arbeit haben wir uns auch nie gescheut, so daß wir in dieser Beziehung uns nicht beklagen würden, wenn wir nur wen hätten, der die groben Arbeiten, die für unsere Kräfte allmählich zu schwer werden, besorgen würde, wie Holzhacken, Wasserschleppen u. dgl.

Schlimm ist aber die stets noch herrschende Willkür und Gesetzlosigkeit. So sitzt in unserem Stadthause ein Kinderasyl seit zwei Jahren und zahlt uns nichts, während ich z. B. das Haus versichern mußte, was mich zwei Monatsgagen kostete (1½ Milliarden pro Monat!). Im April wurde mir mein kleiner Obstgarten ohne weiteres abgenommen und dem Asyl übergeben. Ich hatte von diesen paar (9) Bäumen das ganze Jahr genug Obst für unsere Familie. Die Kinder aber haben die Früchte schon jetzt, wo sie noch hasel- bis walnußgroß sind, — aufgefressen, wollten sogar vom einzigen Kirschbaum, der aber fast ganz im Gemüsegarten steht, die grünen Kirschen abreißen, was wir jedoch nicht zuließen. Ähnlich steht es in S. Aus dem Gouvernement und aus dem Zentrum wird der hiesigen Landwirtschaftsbehörde vorgeschrieben, uns das uns Zukommende zuzuteilen. Die hiesige Behörde findet stets einen Grund, es abzuschlagen. Diesmal hieß es, es sei kein überschüssiges Land da, weil die Landwirtschaftsbehörde in S. einen „Agrarpunkt" eingerichtet hat, d. h. eine Kleinwirtschaft, die als Muster für eine Bauernwirtschaft dienen soll. Dazu muß sie auch den Umfang einer solchen haben, d. h.

zirka 4—5 Deßjatinen (1 Deßjatine = 110 a) und etwas Wiese. So viel war auch ursprünglich dafür angewiesen. Dazu kam aber das Land, das eigentlich uns zugeteilt werden sollte, und es entstand ein Gütchen von zirka 50 Deßjatinen. Dabei hat der „Punkt“ gar kein Inventar außer dem uns widerrechtlich vorenthaltenen, desgleichen nur die zwei uns gehörigen Pferde, drei leerstehende Kühe und einen Zuchtstier. Natürlich kann damit keine Wirtschaft, geschweige denn eine Musterwirtschaft geführt werden. Darauf fußend, hat E. wieder appelliert und gebeten, die Sache einem Kreisgericht zuzuweisen, da das hiesige erstens voreingenommen und zweitens in eigner Sache (denn Verklagter und Richter sind dieselben, d. h. die Landwirtschaftsbehörde) natürlich gegen uns entscheiden wird. Der Erfolg der Appellation ist aber höchst zweifelhaft, denn es herrscht eben Willkür und Gesetzlosigkeit.

J. hat ebenfalls stark zu leiden. Haus und Garten in der Stadt und die Mühle sind ihr fortgenommen. Sie lebte im Hause bei der Mühle und verpachtete bisher die eine Hälfte desselben, was ihr ermöglichte, mit der Gage ihrer Nichte sich kümmerlich zu ernähren. Unlängst verkaufte sie einige alte, halbverfallene Gebäude auf Abbruch. Sofort erschien der Verweser der Stadtverwaltung, dem die Mühle zuerteilt ist, erklärte die Gebäude für Staatseigentum, arretierte den Käufer und verlangte, daß A. sofort das Haus räume, mähte auch einen kleinen, ihr gehörigen Heuschlag, mit dem sie bisher ihre Kuh durchgefüttert hatte, ab und führte das rohe Gras ab. Auf A.s Klage bei der sogenannten Ausführungsbehörde wird sie mit derselben an die Kommunalverwaltung verwiesen, d. h. an die Behörde, gegen welche sie klagt! Auf meinen Rat hin hat sie sich aber an die Gouvernementsbehörde gewandt.

Ein anderes Beispiel: Hier lebt die über 70jährige Witwe eines Landpriesters im eignen Hause mit Garten. Die alte Frau hat eine einseitig gelähmte Tochter und zwei Enkelkinder, die das landwirtschaftliche Institut besuchen, also auch nichts verdienen. Im Garten gibt es nur alte Obstbäume, die sozusagen ihre einzige Einnahmequelle bilden, außerdem vermietet sie einen Teil des Hauses. Da sie unter diesen Umständen die riesig hohen Abgaben: Versicherung, Quartier (Wohnung), Boden, Wasser usw. nicht leisten kann, erklärt ihr der Verweser der Kommunalverwaltung, daß man ihr Haus und Garten abnehmen werde, da sie es nicht verstehe, aus demselben einen Ertrag zu erzielen! — In diesem Falle, erwiderte sie, müßte sie ja Hungers sterben. — Das bringe dem Staat absolut keinen Nachteil, war die Antwort!

Die Wirtschaftspolitik geht auch eigene Wege. Es darf nicht vergessen werden, daß bei uns mindestens 90 % der Bevölkerung Landbau treibt. Dabei wird dieser Teil nur benutzt, um ihm in Form von Abgaben alles abzuzwacken, selbst häufig das, was er zu eignem Unterhalt braucht. Infolgedessen sind die Produkte des Landbaus verhältnismäßig billig, denn um den Geldkurs etwas zu halten, wird nur ein Teil der Abgaben in natura erhoben, ein Teil aber in Geld. Unverhältnismäßig hoch sind aber alle Industrieprodukte. Bekleidungsgegenstände kosten (abgesehen natürlich vom Kurswert des Geldes) das 8—10fache gegen früher, Petroleum, Salz, Eisenwaren u. dgl. das 10—15fache. Einesteils kommt das daher, daß alle Arbeiter dieser Betriebe unverhältnismäßig hohe Löhne erhalten und andrerseits, daß eine Unmasse von Betrieben ihre Produktion einstellen mußten wegen der unmäßig hohen Abgaben.... K.

Zwei Kontor-Gespräche

Das folgende Zeitbildchen ist nicht erfunden:

Eine der Kontoristinnen heiratet in Kürze. Sie sagt unter anderem:

„Ich brauche kein Zeugnis von der Firma. Höchstens für später, wenn ich mal Witwe bin!“

Ein Kontor-Angestellter, der schon nahe den Sechzig ist, sich aber jungen Mädchen gegenüber sehr empfänglich verhält, antwortet ihr:

„Wie Sie schon rechnen! Das glaube ich, daß Sie Ihren Mann bald totkriegen!“

Sie: „Ich rechne mit allem! Wenn er mich

mal ärgert, kriegt er eine Ladung Strychnin in den Kaffee!"

Nach einer Weile ergänzt sie: „Nee, das mach' ich nich! Dazu hab' ich ihn viel zu gerne, den Kleenen, Hübschen, Guten, Fetten, Netten!" — —

Dasselbe Mädchen erzählte einige Zeit danach, daß sie zu ihrem Bräutigam gesagt habe, sie wolle ihn (und seine Eltern) am kommenden Sonnabend besuchen. Sie hätten dann einen hübschen Abend und könnten Sonntag morgen spazierengehen. Da habe er verlegen gelächelt und entgegnet:

„Komm lieber nicht!"

„Warum nicht?"

Zögern auf seiner Seite. Sie fragt dringlicher:

„Warum denn nicht?"

„Sonnabend haben wir Kegelessen!"

„So!"

„Ich muß dir noch was sagen!"

„Na, sag's nur!"

„Ich war gestern abend ganz fett. N. N. hat Schnaps und Bier geschmissen, — na, du weißt ja, daß ich nichts vertragen kann!"

Da hat sie nur lachend erwidert: „Na, hätt'st doch nicht mitgehen brauchen!" —

Und in wenigen Tagen ist Hochzeit ... Sie lassen sich kirchlich trauen, werden auch Tränen vergießen ...

Dieses Gespräch ist typisch für einen Teil des jetzigen Deutschlands. Beide gleichwertige Naturen gehören zu jenen vielen, die für Erhaltung der Masse sorgen — jener Masse der Entseelten, die heute mehr als je den Zeitgeist bestimmt, die — unerschüttert von der Not und Schande Deutschlands — nur an sich und ihr triebhaftes Gedeihen denkt.

Damit ist aber nicht gesagt, daß der Leichtsinn, den wir in obigem Zeitbildchen brandmarken, für ganz Deutschland bezeichnend sei. Wenn deutschamerikanische Briefe an Dr Paul Rohrbach, wie sie soeben in der „D. Allg. Ztg." veröffentlicht werden, diesen Eindruck erwecken, so ist das ein Unfug. Wir lehnen selber den minderwertigen Teil unsres Volkes scharf genug ab. Doch wir wissen auch, daß es dahinter ein stilles und vornehmes Deutschland gibt.

C. D.

Ein neuer Reichsorchesterverband

So manche unter der Verblüffung der Revolution eingerichtete Fehlorganisation rückt sich, nachdem mehrere Jahresläufe deren innere Unmöglichkeit erwiesen haben, wie von selbst zurück. So auch innerhalb der deutschen Musikerschaft, wo es 1919 ein „Zentralverband der Zivilmusiker Deutschlands" verstanden hatte, die im „Deutschen Orchesterbund" vereinigten Mitglieder hervorragender Staats- und Stadtorchester mit dem „Deutschen Musikerverband" zu verschmelzen, wo die Auslese selbstverständlich im Meer der freien Gewerkschaften unterging. Bezeichnend war, daß als Oberhaupt nicht etwa ein Künstler von Rang fungierte, sondern ein ehemaliger Zigarrenmacher, den aber die sozialistische Parteischule zum Berufsgewerkschafter erzogen hatte. Vom Standpunkt der Proletariatstheoretiker sind ja die Tonkünstler nur ein Zweig des Nahrungsmittelgewerbes, sie rangieren mit den Kellnern gleich. Und es zeigt sich allenthalben, daß unter solcher Leitung die schlechtesten Musiker das meiste zu sagen haben; es setzt die berühmte Gleichmacherei ein, die keinem Konzertmeister oder verantwortungsvollen Solobläser Besseres gönnen möchte als dem geringsten Füll-Ripienisten; es wird nicht mehr nach künstlerischen Gesichtspunkten, sondern einzig nach Tarif und Uhrzeiger geprobt; der Kapellmeister hat möglichst wenig zu sagen, die beamteten Kammermusiker werden in das „freie Angestelltenverhältnis" der pensionslosen Musikarbeiterschaft hinuntergedrückt, und mit Streik, Terror, Anstellungsdiktat wird versucht, die Intendanzen und Konzertvereine möglichst mürbe zu machen. Soll irgendwo ein neues Orchester gegründet werden, so verweigert man ein Probespiel, das etwa zur Entlarvung der künstlerisch unfähigen Parteifreunde führen könnte, sucht aber dafür die eigenen Funktionäre an die Futterkrippe zu bringen, und wo nicht gehorcht wird, verhängt man leichten Herzens die Aussperrung. War das deutscher Tonkünstler noch würdig?

Daß diese Tyrannei, dieses traurige Monopol endlich gebrochen wird, muß jeder Kunst-

freund auf das lebhafteste begrüßen; und alle Aussicht zur Erreichung dieses Ziels besteht seit der kürzlich erfolgten Gründung des Reichsverbandes Deutscher Orchester E. V., dessen Vorstand aus hervorragenden Mitgliedern der Staatskapellen Dresden, Weimar, Berlin, Altenburg, Sondershausen und des Deutschen Opernhauses Charlottenburg zusammengesetzt ist. Die Geschäftsstelle befindet sich in Berlin W 57, Zietenstr. 27. Erfreulicherweise ist ein Kartell mit dem Reichsverband deutscher Tonkünstler und Musiklehrer E. V. geschlossen, der bereits seit längeren segensreich in wirtschaftlichen, künstlerischen und Standesfragen arbeitet und genau wie der neue Orchesterverband auf politisch neutralem Boden steht. Es ist herzlich zu hoffen, daß sich Orchester in genügender Anzahl darin zusammenfinden werden, um die großen, gegenüber den Reichs- und Staatsbehörden zu vertretenden Aufgaben wirkungsvoll zur Durchführung bringen zu können; und die Konzertvereinsvorstände und Magistrate werden gleichfalls das Beste zur Förderung des segensreichen Unternehmens beitragen, wenn sie künftig ihren Musikerbedarf nicht mehr durch den Musikerverband, sondern durch Aufrufe in der „Deutschen Tonkünstlerzeitung“ als dem Organ des neuen Reichsverbandes zu decken suchen. Dank der musizierenden Gesamtheit gebührt aber vor allem den tapferen Spitzenreitern der neuen tonkünstlerischen Auslesebewegung.

Prof. Dr. H. J. Moser

*

Heim zur Scholle!

Um die Zeit der 48er Revolution machte unsere Bauernschaft ungefähr zwei Drittel der gesamten Bevölkerung aus, der Novemberumsturz von 1918 traf gerade noch ein Viertel unseres Volkes als Landwirte an. Und während 1871 noch 64 % aller Reichsdeutschen auf den Dörfern saßen, waren's 1914 knapp 40 %. Führerlos hatten sich die Wogen dieser Völkerwanderung in die „Zentren“ und „Metropolen“ ergossen, wo heute das Sonnenlicht vielfach durch Schächte in die Schlaf- und Arbeitsräume geleitet werden muß — eine Tatsache, die für unser Zeitalter ebenso kennzeichnend ist wie diejenige des An- und Verkaufs von Geld. Im Durchschnitt genommen hat sich seit 1848 die Einwohnerzahl der großen Städte versechsfacht, in einzelnen Fällen ist sie um das Zwanzigfache emporgeklettert! Blühende Schwindsucht!

In den „steinernen Gefängnissen“ kam die Menschenbrandung nur teilweise zur Ruhe; denn Hunderttausende haben dort im Lauf eines Jahres ihre Quartiere gewechselt. Die Regierung, die ihre beste Kraft in Steuerfragen erschöpfte, sah dieser Entwicklung rat- und tatlos zu. Sie zog keinerlei Folgerung aus den für die Großstadtwelt vernichtenden Ergebnissen unserer Heeresrekrutierung. Umsonst wurde aus Siedlerkreisen der Nachweis erbracht, daß sich von den Namen verstädterter Familien nur ein Bruchteil von der ersten in die dritte Geschlechtsfolge hinübergerettet, in Baden z. B. 14 %. Wer achtete der Prophetenstimme Lagardes, der die Keimzellen unseres Geisteslebens — er dachte vor allem an die Hochschulen — in ländliche Geborgenheit verpflanzt wissen wollte, und der sich allenfalls einen Schankwirt oder Gerichtsvogt, nimmer aber einen Volkslehrer als abgeschieden vom Frieden der Wälder denken konnte? Heißt es doch auch vom Heliand: „Da weilte im tiefen Walde des Waltenden Sohn eine lange Zeit.“ Und wer von den Maßgebenden horchte auf, als der Rembrandt-Deutsche davon sprach, daß „der kommende Mann eine Art von Bauer sein muß, der seine Kraft aus dem Erdboden zieht und darum unwiderstehlich ist“? 1356 war einmal der Zuzug in die Städte durch Sperrgesetz unterbunden, seitdem nicht wieder.

Man kann sagen: wie in den Dörfern die Allmende schwand, so ballten sich die Lawinen der Städte. Hier hätte der Staat zuerst eingreifen müssen, wenn er Erzieher sein wollte. Nachdem schon der private Grundbesitz zum Handelsobjekt erniedrigt war, hätte er's um keinen Preis der Welt dulden dürfen, daß auch noch das Gemeindeland dem Geldgötzen unter die Krallen fiel. Dadurch wurde die Gleichgültigkeit — um nicht das berüchtigte „Desinteressement“ zu gebrauchen — am Schicksal der Gemeinde hochgezüchtet; und die

an gewachsenen Eigenwerten nicht viel zu verlieren hatten, flüchteten eben in die Stadt oder gingen den täglichen Gang in die Fabriken, für deren Signalpfeilen übrigens kein treffenderer Ausdruck als „Sirenen“ gefunden werden konnte.

Was die Staatsgewalt sonst noch alles gefehlt und gesündigt hat im Laufe der Jahrhunderte, das möge man an dem Wort erwägen, das Eberhard von Rochow, jener große Kinderfreund, noch 1772 in Verzweiflung geklagt: „Der Bauer wächst auf als ein Tier unter Tieren.“ Eine tiefe Tragik schattet über der Geschichte des deutschen Bauern: weil er den Pflug höher schätzte als das Schwert, gab er seine ererbten Vorrechte — Heerespflicht und Thingpflicht — als Opfer hin; die aber, welchen er sich anvertraute mit seiner schaffenden Kraft, entwürdigten ihn mit der Zeit zum Knecht. Somit war die ungeheure Masse der Deutschen — noch hausten damals, in den Tagen des Canossabüßers, von 8000000 kaum 200000 hinter Stadtmauern — erbuntertänig, leibeigen geworden. Das Leben auf der Scholle wurde zur Qual. Es kam das Sprichwort auf: „Stadtluft macht frei!“

Heute stehen wir am entgegengesetzten Ende. Wir sind in die Irre geführt, wir sind übersättigt von Unnatur. Wir bekennen uns mit Andacht und Inbrunst zu Schillers Frohbotschaft:

„Daß der Mensch zum Menschen werde,
Stift' er einen ew'gen Bund
Gläubig mit der frommen Erde,
Seinem mütterlichen Grund.“

Wandervogel und Landsasse, Laubenkolonist und Siedlungsgenosse, Schulfarmer und Heimgärtner, Bauernhochschüler und Ferienkind — sie alle wollen der großen Zeugemutter wieder an die Brust, um „süße Himmelsluft“ zu atmen. Was die Volkserzieher um Wilhelm Schwaner schon vor 25 Jahren als Hochziel aufgestellt: daß der einzelne niemals mehr an Grund und Boden besitzen darf, als er mit den Seinen zusammen bewirtschaften kann — wie eine Feuersäule wandelt es vor dem Volke her, das Erlösung sucht aus dem Wirrwahn dieser Tage. Wer während des Krieges die amtlichen Bestandsaufnahmen mit besorgt hat, der weiß, daß der Kleinbauer im Verhältnis weit mehr aus dem Boden herausholt als der Großgrundbesitzer. Jener hat Zeit genug, Unkraut auszujäten, Steine zu lesen und Wassergräben zu ziehen auch auf dem ärmsten Ackerstrich. Dieser aber muß froh sein, wenn er mit seiner Arbeit halbwegs zu Rande kommt. Seine Dienstboten, die sich alle mehr oder weniger entrechtet fühlen, lassen der Erde weder Liebe noch Sorgfalt angedeihen. Wie manches Domänengut mußte von Kleinbauern mit Saatgut beliefert werden! Wie manche Liegenschaft durfte trotz drohender Hungersnot ihren Erntezorn verschlafen! Der Arbeiter Dolle, der das tapfere Buch „Aus Not zu Brot“ geschrieben, hat auch den Satz geprägt: „Industrie macht Mensch zu Vieh.“ Darin steckt mehr als ein Körnlein Wahrheit.

Der zukünftige Bauer wird mehr als bisher Waldbauer sein, Siedler in Obst- und Nußhainen. Hans Weisen, der Gründer von Wießeloh, hat berechnet, daß wir jährlich an Obst- und Nußnahrung das Doppelte erübrigen könnten von dem, was sich 1910 als unsere Gesamtausfuhr ergab.

Eben, da ich dies niederschreibe, erfahre ich aus der Zeitung, daß endlich, endlich die Bodenfrage im Reichstag zur Erörterung kommt, und zwar auf Anregen der Sozialdemokratie. Ihr Antrag verpflichtet die Privateigentümer von mehr als 720 ha landwirtschaftlich oder 100 ha forstwirtschaftlich benutzten Bodens, daß sie den überschießenden Teil gegen angemessene Entschädigung an das Reich abtreten. Die enteigneten Waldbestände verbleiben dauernd in Staatsbesitz. Der freigewordene landwirtschaftliche Boden soll in langfristiger Pacht, Erbpacht oder nach Heimstättenrecht vergeben werden. Die auf dem verreichlichten Boden bisher beschäftigten Arbeiter sind in erster Linie als Siedler zu berücksichtigen. Erscheint auch die Höchstgrenze viel zu weit hinaufgerückt — umfassen ja zahlreiche Dorfgemarkungen kaum 100 ha —, so bedeutet der Antrag doch eine entscheidende Kraftanstrengung, die Maschen zu zerreißen, in die wir uns selber verstrickt.

Ernst Hauck

*

Kleine Chronik

Volksnot

Aus Mangel an Betriebsmitteln sind in Berlin 75 % der Krippen, 35 % der Kinderhorte und 38 % der Säuglings- und Kinderheime geschlossen. Die Geburtenziffer in den 46 deutschen Großstädten ist von 75726 im 2. Vierteljahr 1922 auf 59631 im 1. Vierteljahr 1923, auf 65924 im 2. Vierteljahr 1923 gesunken und nähert sich seitdem in raschem Absturz den Minimalwerten der Kriegsjahre

Und Stinnes?

Eine Gruppe amerikanischer Millionäre, an ihrer Spitze Asa G. Candler, hat ein früheres Armeetransportschiff gekauft. Es wird ausgerüstet, um alljährlich Knaben von 50 verschiedenen Schulen zu einer kostenlosen Reise um die Welt zu dienen. Dazu halte man, daß der letzte Jahresbericht der Carnegie-Stiftung für Förderung des Unterrichtswesens durchblicken läßt, die amerikanischen höheren Schulen und Universitäten würden jetzt fast zu reichlich mit Schenkungen bedacht, so daß gewisse Gefahren im Hinblick auf Ausstattung und Besucherzustrom entstehen. — Wann haben, so fragt die „Leipz. Lehrerzeitung", Stinnes und 99 % der übrigen deutschen Schwerverdiener etwas für Kulturzwecke, für ihres Vaterlandes Schulen und Kinder gestiftet? Soll das Hundert aufgekaufter Zeitungen der Volksbildung dienen? Sogar in Ungarn hat Stinnes kürzlich 40 Zeitungen erworben.

Wertschätzung geistiger Arbeit

Ein Privatdozent der Berliner Universität richtete, wie die „Berliner Zeitung am Mittag" berichtet, an den preußischen Kultusminister folgenden Brief:

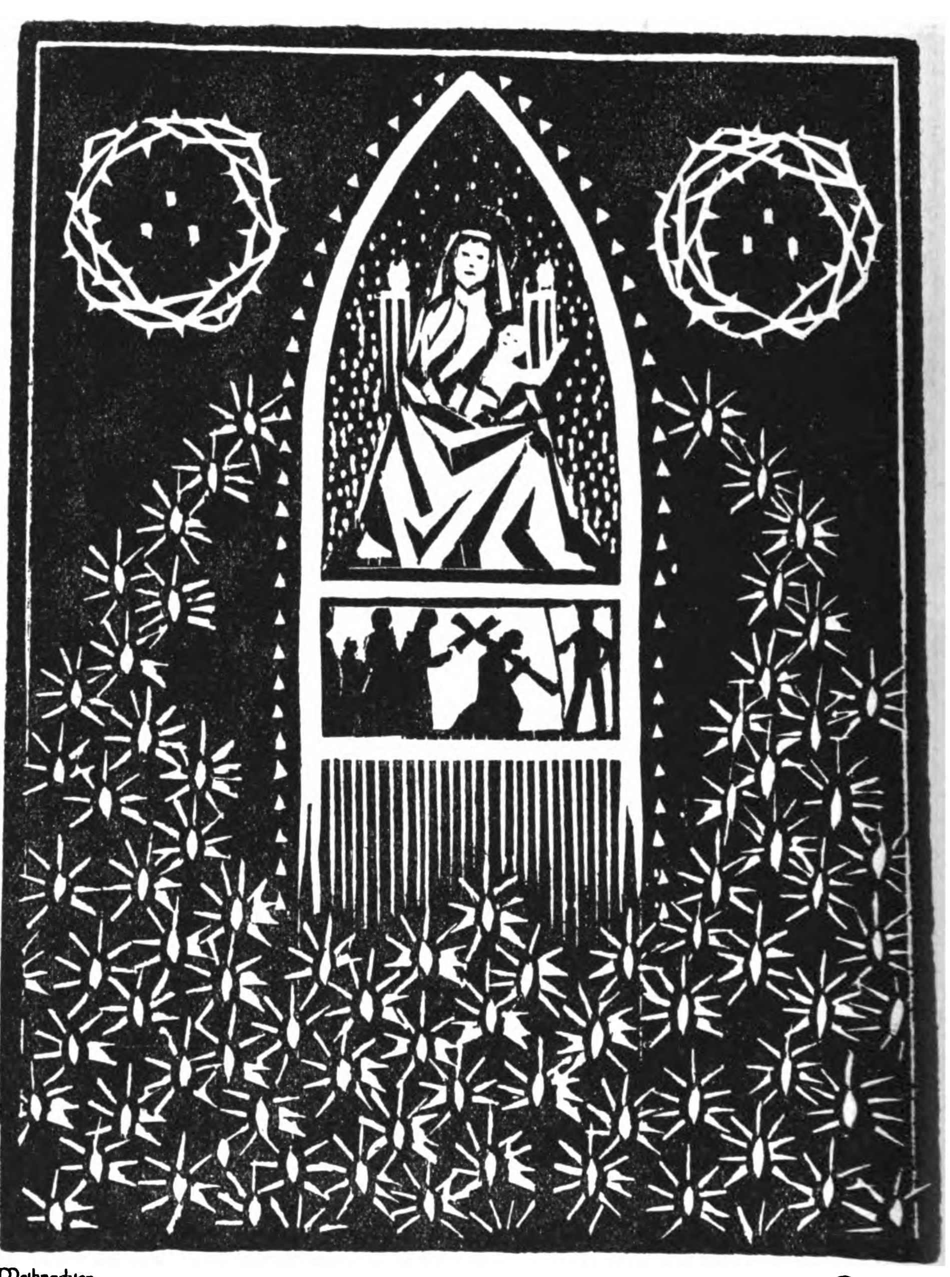
„Sehr geehrter Herr Minister! Ich erhielt heute von der Universitätskasse als Abschlagszahlungshonorar für das Sommersemester 1923 1196 M, in Worten elfhundertsechsundneunzig Mark, ausgezahlt. Das ist demnach mein halbjähriges Einkommen von der Universität, an der ich über zwanzig Jahre als Lehrer tätig bin. Ihr Herr Vorgänger hat mir vor zwei Jahren eine andere Abschlagszahlung gemacht. Er ernannte mich zum ‚außeretatsmäßigen außerordentlichen Professor'. Ich habe ihm letztere Abschlagszahlung vor die Füße geworfen. Wenn ich nicht annähme, daß die neueste Abschlagszahlung von 1196 M auf einem Irrtum der Universitätsquästur beruhte, so würde ich dieses Schandgeld auch Ihnen, Herr Minister, vor die Füße werfen."

Aus Breslauer Universitätskreisen wird derselben Zeitung berichtet: Einem hiesigen Universitätslehrer wurden für seine Tätigkeit in einer wissenschaftlichen Prüfungskommission während des vergangenen Sommersemesters als Honorar 240 M (!!) überwiesen. Die Summe entspricht bei einem Dollarstande von 114 Millionen, wie er am Tage der Überweisung zu verzeichnen war, weniger als einem tausendstel Goldpfennig.

Schriftstellernot

Ich kenne berühmte Schriftsteller (schreibt A. Bartels im „Deutschen Schrifttum"), die mindestens seit Jahresfrist kaum noch Fleisch genossen haben, und einer ist mir vorgekommen, der während des vorletzten, ungeheuere Preissteigerungen aufweisenden Monats, bei angestrengter Arbeit, ganze 2 Millionen Mark Einkommen hatte, während die Setzer einer auch von ihm beschäftigten Buchdruckerei 36 Millionen Mark die Woche erhielten! Natürlich muß der Mann für seine 2 Millionen auch noch Umsatzsteuer bezahlen — ich will es hier einmal kräftig aussprechen, daß die Einführung der Umsatzsteuer bei Schriftstellern und Künstlern vollkommen unberechtigt, geradezu ein Frevel ist. (NB. Wobei wir Bartels kräftig beistimmen. Neulich ging übrigens die Nachricht durch die Blätter, daß in Berlin der 74jährige Schriftsteller Maximilian Bern verhungert sei. Das ist, wie das „Börsenbl. f. d. dtschn. Buchhandel" mitteilt, eine Falschmeldung. Die Not ist groß, aber man sollte doch vorsichtig sein mit solchen Nachrichten! D. T.)

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers": Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten" mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Weihnachten

O. Rasow

26. Jahrg. Dezember 1923 Heft 3



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

Wird Christus tausendmal zu Bethlehem geboren
Und nicht in dir: du bleibst noch ewiglich verloren.

Berührt dich Gottes Geist mit seiner Wesenheit,
So wird in dir gebor'n das Kind der Ewigkeit.

Ach, könnte nur dein Herz zu einer Krippe werden!
Gott würde noch einmal ein Kind auf dieser Erden.

Angelus Silesius

Von der Wiedergeburt der Mystik

Von Rudolf Paulsen

Der Krieg und seine apokalyptischen Auswirkungen haben den Schleier zerrissen, der vor dem Auge der europäischen „Kulturwelt“ hing. Noch sagt der seichte Rationalismus, der Schleier sei dichter geworden als zuvor; aber viele wissen es schon besser. Das ewige Leben und Weben des Alls und die Unsterblichkeit der Seele sind wieder ernstliche Angelegenheiten unserer Betrachtung geworden. Die Triumphe der Technik, so sehr wir uns ihrer freuen dürfen, täuschen uns nicht mehr darüber, wie wir seelenlos jahrzehntelang ein Scheindasein geführt haben.

Nicht im Organisatorisch-Soziologischen, sondern im Organisch-Sozialen erblickt das junge Geschlecht die Erfüllung seiner Individualität. Volle Persönlichkeit bedeutet Volk, wie Volk umgekehrt nichts bedeutet als möglichst vollendete Einzelne. Die Achse aber, um die beide kreisen, kann nicht technisch-mechanisch, muß vielmehr religiös sein.

Noch sitzen die Spötter auf ihren Schulbänken und sagen, die Abkehr vom Positivismus der wissenschaftlichen Erkenntnis bedeute Verirrung auf mystische Seitenwege. Unter Mystik wird dabei das Unverstandene, nie zu Verstehende gemeint, welches man glaube, weil es absurd sei, wobei man seine Geisteskräfte nicht anzustrengen brauche. Diese Einwendungen gegen den neubelebenden Odem der Mystik (die hier durchaus konfessionsfrei verstanden sein will) sind die letzten Nachwehen des entwundernden Praktizismus, der den starren Erfolg anbetete. Seine Götzenbilder sind zertrümmert, seine Priester predigen tauben Ohren. Seine Gemeinde setzt sich nur noch aus Schiebern und Reaktionären in allen Schichten zusammen.

Alle, die nun die Augen nach vorne richten, wehren sich nicht mehr gegen das Licht der höheren und einzigen Wirklichkeit, das uns aus dem als unwirklich verschrienen Metaphysischen entgegenscheint. Sie stehen nicht mehr auf dem stumpfsinnigen Standpunkt, was jenseits der naturwissenschaftlichen Erfahrung liege, sei von vornherein Unsinn. Als ob sogenannte spekulative Gedanken unwirklich sein könnten, als ob mein Gehirn, wie weit es sich auch vorwage, je aufhöre, ein Organ meines Körpers zu sein! Wohl gibt es Ideen-Abschweifungen, die wir auch heute noch als Ausgeburten des Irrsinns oder Irrglaubens zu bezeichnen genötigt sind, aber wir verstehen vieles, was vor kurzem noch als „verrückt“ galt.

So kommen die deutschen Geister der Vergangenheit wieder frisch wie am ersten Tag zu Ehren. Nicht nur Novalis, Schelling u. a., sondern noch ältere, wie Silesius, Böhme, Eckhart.

Der „Cherubinische Wandersmann“ des Angelus Silesius ist eine unerschöpfliche Fundgrube an Orientierungszeichen für die um religiöse Erleuchtung ringende Jugend. Der Protestant lasse sich nicht davon abschrecken, daß Scheffler (das ist der standesamtliche Name des schlesischen Engels) katholisch wurde. Wenn die katholische Kirche einen Eckhart ertrug, dessen ungeheuren hohen Mut, dessen „protestantische“ Gefährlichkeit sie offenbar nicht klar genug erkannte, so vermögen wir Pro-

testanten wohl den „Abfall" des Silesius zu ertragen. Diese Männer sind ja über ihr eigenes Wirkungsfeld (und ihr Wissen davon) hinaus Dichter und Philosophen, Propheten von überkonfessionellem Ausmaß. (Zum Studium des Wandersmanns sei die von W. Bölsche besorgte treffliche Ausgabe bei Diederichs, Jena, aufs wärmste empfohlen.)

Unter der ungeheuren Zahl der Sprüche ist kaum ein Versager; und welcher etwa heute enttäuscht, der tut sich morgen auf. Versuchen wir einige der Zweizeiler zu erläutern, um den Einwand zunichte zu machen, der Wandersmann sei verstiegen und unverständlich.

Warum nahm Silesius die gewählte Form? Um seine Religion knapp und klar zu sagen, nicht aber, um sich und anderen ästhetische Rätsel aufzugeben.

> „Ich bin nicht Ich noch Du, Du bist wohl Ich in mir,
> Drum geb' ich dir, mein Gott, allein die Ehrgebühr."

Keine Trennung von Ich und Gott, sondern das Gottsein im Ich. Des Gottes voll ... höchste Verantwortlichkeit des Ich. Gott-Ich, nicht Ich-Ich.

Silesius meint ein Sein, keine dogmatische Lehre. Denn einmal (am Schlusse) sagt er:

> „Freund, es ist auch genug. Im Fall du mehr willst lesen,
> So geh und werde selbst die Schrift und selbst das Wesen!"

Er darf so weit gehen, sich selbst zu erlauben, der Sohn Gottes zu sein. Er heiligt sich selbst:

> „Aus Gott bin ich gebor'n, erzeugt in seinem Sohn,
> Geheiliget im Geist, dies ist mein' Adelskron'."

Heute, der Heiligung dringender bedürftig als je, lachen wir nicht mehr über solche Aussprüche. Wie real Scheffler seine Weisheit nimmt, zeigt die Überschrift: „Alles verdirbt uns, was wir nicht sind." Und dazu der Satz:

> „Christ, werde, was du suchst: wo du's nicht selber bist,
> So kommst du nie zur Ruh' und wird dir all's zu Mist."

Er sagt uns aber auch, wie man wird, was man zu sein sucht, weil man es im Tiefsten ist. Nichts Äußerliches hilft. Dieser Inbrünstige vernichtigt alle Zwiegespaltenheit, alles Zufällige, alles Außen, alles Angeflogene:

> „Man muß sein, was man nicht verlieren will."

> „Der Weis' ist, was er hat. Willst du das Feinperlein
> Des Himmels nicht verlier'n, so mußt du's selber sein."

Das ist wahre Weisheit, wie sie der Akademiker heute so schwer und selten erringt. Ein Mann wie Silesius kann überhaupt nichts mehr verlieren.

Des Menschen Vergottung oder Eingottung wird ganz ernstlich versucht. Der Akt des schöpferischen Entwerdens offenbart sich aus den Sprüchen:

> „Nichts werden, ist Gott werden."

> „Nichts wird, was zuvor ist: wirst du nicht 'vor zunicht,
> So wirst du nimmermehr gebor'n vom ew'gen Licht."

Und: „Wer zu Gott will, muß Gott werden.“

„Werd' Gott, willst du zu Gott: Gott macht sich nicht gemein,
Wer nicht mit ihm will Gott und das, was er ist, sein.“

Man schreibe diese Zeilen heutigen Theologen in die Stammbücher!

In manchem ist natürlich auch Silesius trotz seiner im ganzen ewigen Geltung uns fremd, so, wenn er sagt, der Mensch, der ohne Gott sterbe, müsse in den Höllenpfuhl, auch wenn Gott selbst für ihn bittet. Wir verstehen hier schwer, wie über Gott noch eine Instanz sei.

Die fromme Selbst-„Vergöttung“ verträgt sich schwer mit einem übergöttlichen Verdammungsurteil, um so mehr, als dieser Mann von der Anfangslosigkeit der Seele, von der ewigen Voreristenz (und also Posteristenz) vollkommen überzeugt ist, wie die Worte beweisen:

„Wenn ich in Gott vergeh', so komm' ich wieder hin,
Wo ich in Ewigkeit vor mir gewesen bin.“

Der Begriff der „Liebe“ ist ohne jede Schwüle. Liebe ist für Scheffler Geist und Gott. Liebe ist ein Ethos-Wort. „Der Seele Würdigkeit kommt bloß von Liebe her.“ Deshalb soll man nicht über Meer laufen nach Witz und Weisheit. Das Höchste erzeugt sich an jedem Orte, wo eine Seele adlig ist.

Bisweilen finden wir Verse, deren Sinn schwer aufzuschließen ist. Das ist dort, wo Dogmen nicht ganz abgestreift werden. So schlägt sich der um Erleuchtung Kämpfende mit der Dreieinigkeit herum, ohne daß für uns Klarheit ersteht.

Deutlich hinwiederum und Riesenhaftes fordernd wird uns die ethische Metamorphose:

„Wenn du nicht Mensch mehr bist und dich verleugnet hast,
So ist Gott selber Mensch und träget deine Last.“

Nirgends ist Gott der Starr-Gott, die Statue, auch nicht nur der Kruzifirus.

„Gott zeuget seinen Sohn, und weil es außer Zeit,
So währet die Geburt auch bis in Ewigkeit.“

Hiermit werden wir aufgerufen, nie das schöpferische Werden, den status nascendi zu verlassen; denn das Fertige ist unfruchtbar.

In einem Zweizeiler ist es Scheffler gelungen, die Hölle gotisch zu überwinden, indem er dichtet:

„Mensch, rede recht von Gott: er haßt nicht sein Geschöpfe,
(Unmöglich ist es ihm), auch nicht die Teufelsköpfe.“

Aber wir müssen uns immer strebend bemühn:

„Kreuch doch heraus, mein Mensch, du steckst in einem Tier.“

Verzweiflung am Denken von Gott führt ihn in den glücklichen paradoxen Ausspruch:

„Gott, der ist nichts und all's ohn' alle Deutelei.
Denn nenn' was, das er ist? Auch was, das er nicht sei?“

Jeder Systematiker muß hier entsetzt sein, aber der Lebendige dankt ihm.

Wie die geheiligten Menschen zur Gemeinschaft kämen, kündet diese These:

> „Ein jeder Heiliger wird sich in allen sehn:
> Wann nicht all' einer wär'n, so könnt' es nicht geschehn."

Eine Überschrift teilt uns mit: „Christus ist ein lebendiges Buch gewesen." Herrliche Erkenntnis! Tat gleich Wort. Das Ganze Sein Wort.

Es ist nur ein winziger Ausschnitt aus des Silesius Werk, den wir hier näher beleuchten konnten. Man lese ihn ganz!

Man lese ihn aber nicht als historische Merkwürdigkeit, sondern als dauernd Wirkendes, damit man die Brücke finde zu dem, was im deutschen Geist an mystischen Keimen aufbrechen will.



Christnacht ... Weihnacht!

Von A. Faber-Bierhake

Christnacht ... Weihnacht! Engel schreiten
Durch die weite, weite Welt,
Tausend goldne Fäden breiten
Sie um Hütte, Haus und Zelt;
Heller noch als sonst im Dunkeln
Mondschein strahlt und Sterne funkeln,
Erde selig fühlt's und bebt:
Himmelskind herniederschwebt!

Christnacht ... Weihnacht! Engen Wänden
Ward gesandt das ew'ge Licht,
Doch von treuen Vaterhänden
Traute Wohnstatt ihm gericht':
Menschenherz wird ihm zur Wiege,
Daß es warm und sicher liege,
Für das Kindlein aufgetan:
Wunder hebt auf Wunder an!

Christnacht ... Weihnacht! In dem Herzen,
Das dem Kindlein aufgetan,
Hebt ein Glühn in süßen Schmerzen,
Fängt ein Blühn und Leuchten an:
Engel steigen auf und nieder,
Sel'ger Sang der Himmelslieder
Tönt und Jubelglockenschall:
Fried' und Freud' allüberall!



Wikings Heimkehr

Erzählung von Eilhard Erich Pauls

(Schluß)

5.

Der Isländer-Ogi kam auf den Hof geritten. Er saß noch zu Pferde, er hatte noch keine Zeit gefunden, abzusteigen, da sprach ihn der Bettler schon an. Er hatte den toten Hund sorglich in das Gras gelegt; er trat aber nicht zu dem Reiter heran, er blieb zusammengekauert auf der Erde sitzen.

„Isländer-Ogi!" sagte der Bettler. Aber wenn er noch in dieselben beschmutzten Lumpen gekleidet war, die ihm vom Leibe hingen, so hatte seine Stimme nun den vollen Klang, den sie vom vertrauten Brausen der Brandung aus der Luft über dieser Insel genommen hatte. „Isländer-Ogi!" Das war ein Rufen, ein Fordern, ein Befehlen. „Isländer-Ogi!" Und beim zum drittenmal wiederholten Herrenworte blickte der Reiter erstaunt und erschrocken um sich. Ihm schien dieses Nennen seines Namens nicht aus dem Munde eines Bettelmannes zu kommen, ihm schrien es die Möwen und die Stöße des Westwindes zu, der über die Insel wehte, ihm klang es aus einer fernen Zeit, die längst verrollt war. Aber der Bettelmann lachte hart, bösartig, voll Zornes. Dann ward sein Blick lauernd, und sein Leib bog sich in den Hüften gespannt nach vorne, und seine Stimme war zurückgehalten.

„Ich will dir erzählen, Ogi, Werwolf, Verbannter." Der Reiter zuckte zusammen, und sie drängten alle herzu. Vom Pferde herab blickte der Isländer über den Hofraum, sah in des Schäfers angestrengte Züge, Eigods finster verschlossenes Gesicht. Nur Eicke lächelte heimlich. Aber Frau Aja strich sich müde über die halb geschlossenen Augen, und der alte Ihno schlief. „Ich will dir erzählen, Ogi." Und wieder rief ihn der Bettler: „Werwolf, Verbannter!"

Da sprang der Isländer vom Pferde und durchmaß mit raschen Schritten den Raum, der ihn vom Bettler trennte. Doch der grinste albern, und Ogi schüttelte verwirrt seinen Kopf.

„Es war ein Isländer", erzählte der Bettler, als sei er im Traum. Aber aus halbgeschlossenen Augen schielte er zu dem Manne auf, der vor ihm stand. „Hatte er nicht den Goden seines Tempelbezirkes getötet, weil der ihn geschlagen hatte? Um eines Mädchens willen? Und hieß das Mädchen nicht — Ogi, hilf meinem Gedächtnis, das ich draußen verloren habe, irgendwo im Moor, irgendwo in der Wüste —, hieß das Mädchen nicht Gunild, Gunild die Günstige?"

„Ich habe nur einem Manne von jenem Mädchen gesprochen", flüsterte der Isländer.

Aber der Bettelmann erzählte ohne Spannung und ruhig.

„Es hatte damals ein Drachenschiff in der Lachswasserbucht festgemacht, aber es war segelfertig und wollte abfahren. Sie lösten schon die Taue auf dem Schiff und wollten vom Lande stoßen. Da sahen sie einen Mann in rasender Hast die Berge hernieder laufen gegen das Tal und die Meerbucht, und in einer Entfernung hinter

ihm sahen sie die Verfolger. Der Mann war müde, und er war ohne Waffen, darum warteten die Leute auf dem Schiffe, und sie legten ein Brett zum Strande hinüber, und sie zogen es ein und stießen vom Lande, als der Mann an Bord war. Die Verfolger schalten laut, aber sie fanden kein Schiff, das segelfertig war. Der Mann aber fiel dem Schiffsherrn vor die Füße. Rette mich! rief er, und man konnte sehen, daß er nicht weit mehr hätte laufen können, weil er an der Stirn heftig blutete. Rette mich! rief der Mann, und ich will dir Treue halten bis zu meinem oder deinem Tode. Ich weiß nicht, Ogi, ob du dein Wort gehalten hast!"

Der Isländer sah sich langsam im Kreise um, und sie bemerkten es alle, daß sein Gesicht blaß und seine Augen weit aufgerissen waren.

„Ist hier irgendeiner unter euch, der sagt, ich hätte Ihno dem Wiking die Treue nicht gehalten?" fragte er sie alle.

„Du lebst auf Harald Raffzahns Hofe, wie du auf demselben gelebt hast, als er noch Ihno Ihnena gehörte", sagte einer der Umstehenden.

„Damals, ehe Ihno Ihnena auf Fernfahrt fuhr und nicht wiederkam", sagte ein anderer, und sie bemerkten alle, daß dem Isländer die Hände zitterten.

Aber da trat Frau Aja heran. Sie war nur wie die schlechteste Magd gekleidet; darum war sie doch die Herrin, sie allein. Sie legte dem Isländer leise die Hand auf die Schulter, und man konnte sehen, wie der Mann sich unter ihrem leisen Druck aufrichtete.

„Was hätte Ogi anderes tun sollen?" fragte mit dennoch müder Stimme Frau Aja, die Ihno Wikings Gattin war, damals, als er noch auf der Insel und in der Heimat war. „Was hätte Ogi anderes tun sollen, wenn er mir beistehen wollte? Und er hat mir beigestanden."

Der Isländer hatte seine Verwirrung, die halbe Beschämung war, überwunden. Er sah wieder von oben herab auf den Bettelmann, der kaum mehr so tat, als kümmere jener ihn etwas.

„Was will also der Bettler?" fragte er hochmütig.

Aber dann fragte er wieder in einem jähen Erschrecken und warf einen scheuen Blick auf den Bettler:

„Wer ist dieser Bettler?"

Aber der war so sehr zerlumpt und hatte stumpfe Augen, der war so sehr ein Hergelaufener und listete jetzt wie ein Gauner, daß Ogi kaum die Erzählungen hörte, welche Sven von diesem Tage machte. Eicke aber lächelte heimlich.

„Ich kenne den Bettler", sagte sie.

Sven der Schäfer erschrak vor ihrem Lächeln und ihren Worten. Er griff nach ihrem Arm, aber sie entzog sich ihm. Sie hatte im Hause zu tun. Auf dem Hof jedoch standen sie scheu um den Isländer geschart und fühlten das Grausen.

„Sag' deine Botschaft, Ogi!" befahl der Bettelmann, aber er tat nicht so, als ob ihn das etwas anginge.

Der Isländer errötete und stammelte verwirrt.

„Nehmt mir die Botschaft nicht übel, Frau!" stotterte er. „Ihr glaubt mir, daß es besser war, wenn ich diese Botschaft Euch brachte, als irgendeiner von Harald Raffzahns Freunden."

Frau Aja senkte das Haupt.

„Ich weiß, daß die Zeit meines Leidens noch nicht zu Ende ist“, antwortete sie ruhig, aber diese Ruhe war noch keine Gelassenheit, sondern die Ruhe eines Menschenkindes, das zum Sterben müde war.

Die Burschen des Schäferhofes begannen zu murren, denn in ihnen glühte noch das Feuer nach, das im Banne des Bettelmannes entzündet war.

„Sollen wir jede Schmach uns antun lassen?“ fragte einer.

„War es nicht eben, daß wir Harald Raffzahn töten wollten?“ grollte ein anderer.

„Sei still, du!“ raunte die ohne Herrn hilflose Feigheit.

„Was hast du zu sagen?“ fragte die Herrin.

„Daß du als Magd auf den Hof gehst,“ gestand der Isländer traurig, „und ihm in seiner Schlafkammer zu Diensten seist.“

Da aber fuhr Eigod auf.

„Bin ich ein Knabe noch?“ schrie er. „Bin ich nicht Manns genug? Habe ich keine Freunde?“ rief er und streckte fordernd die Hände aus. Die blieben leer.

„Schande, Schande über die Insel!“ schrie er. Aber die Mutter legte ihm die Hand auf die Schulter, leidvoll lächelnd.

Und als der alte Schäfer trösten wollte:

„Denkt doch daran, wie wir den Tag begonnen haben! Haben wir nicht eine Wache ausgestellt? Kommt nicht der Herr heute?“

Da wehrte die Mutter trübe ab. Und sie waren alle nur ein hilfloses Häuflein, das nicht wußte, wie es sich wehren konnte.

In ihre Bekümmertheit hinein aber schrie nun gellend der Bettler:

„Hängt Ihno Wikings Axt noch neben dem Hochsitz?“

Und das war der Blitz, der in den Strohhaufen geschlagen hat. Er zündete und stieß die Flamme gen Himmel. Sie riefen alle durcheinander, sie raunten und schwatzten und schrien es sich zu:

„Die Axt des Herrn zu berühren, wagte Harald nicht!“ frohlockten sie grimmig.

„Es liegt ein Spruch auf der Axt,“ lärmten sie, „Segen in Ihno Wikings Hand, Fluch jedem anderen!“

„Sie wird Harald Raffzahn den Tod bringen!“ gellte der wilde Schrei des Bettelmannes aufreizend dazwischen.

„Den Tod!“ wiederholten die Burschen.

„Den Tod Harald Raffzahn!“ antworteten die Mädchen.

„Kommt mit mir, ihr Freunde!“ forderte Eigod bittend, drängend. „Ich werde die Axt ergreifen.“ Aber wohin er die Hände ausstreckte, wichen sie zurück.

„Du schweigst, Eigod!“ befahl der Bettler. „Aber der Vater wird handeln.“

Da trat Eicke wieder aus dem Hause heraus.

„Die Axt wird niemals mehr ein Held, nirgendwer in seine Hand nehmen, und wir tragen unser Leid“, sagte verzagt die Herrin.

„Nirgendwer!“ lachte der Bettler. Der Windstoß, der pfeifend in die Wellen fährt.

Eicke aber ging zu dem Bettler hin, und sie trug einen Mantel über ihrem Arm, den schönsten, den sie im Hause hatte finden können. Der Bettler erhob sich, als

Eicke herantrat, und ließ sich den Mantel um die Schultern werfen, der seine Lumpen verbarg. Und Eicke trug ein Schwert in ihrer Hand.

„Was tust du, Eicke?“ fragte Eigod erschrocken. „Es ist des Vaters Schwert.“

„Des Vaters Schwert ist es“, antwortete Eicke und winkte den Jüngling zurück.

Sie standen allein, der Bettler und das Mädchen, und das Mädchen reichte dem Bettelmann das Schwert, das er um seine Schulter hängte. Er lüftete das Schwert in der Scheide.

„Ich frage nicht mehr nach Eurem Namen, Herr!“ sagte leise das Mädchen.

„So schweig' du und sei stille!“ herrschte der Bettler. „Aber was weißt du? Jene sollen wissen. Was weißt du von der Kunst eines Gauners?“

Dann trat der Fremde zu den anderen hinüber. Hoch aufrecht, klaren Blickes, herrisch und befehlend.

„Ich werde die Frau zu Raffzahn führen“, sagte er.

Frau Aja nickte mit verzagtem Lächeln.

„Ja, er soll mich geleiten, der Bettler die Bettlerin, und wir wollen Harald Raffzahn dienen.“

„Wir wollen Harald Raffzahn dienen“, wiederholte der Fremde mit einem schauerlichen Ausdruck, wobei es über sein Gesicht wetterleuchtete. „Ihr aber folgt mir!“ rief er befehlend. „Ihr hört auf meine Worte!“

Sie folgten ihm alle.

Die Frau setzten sie nach seiner Weisung auf des Isländers Pferd.

6.

Auf dem Wege durch die Dünen kamen sie in ein Tal, das von den weißen, glänzenden, stillen und doch ewig windbewegten Bergen rings umgeben war, und trafen dort auf einen grasbewachsenen Hügel, den Männerarbeit gehäuft hatte. Der Fremde, welcher an der Spitze seiner Schar den Zaum des Pferdes führte, machte halt und bedeutete nur mit einer Handbewegung seinen Leuten, daß sie warten sollten.

„Der Hügel des Ahnen!“ rief Eigod und preßte die Lippen aufeinander. Er griff wie hilfesuchend nach der Hand seiner Mutter. Die aber war in ein inneres Schauen versunken, und seit jener Fremdling, vor dem sie ein Grausen empfunden hatte, in der Kleidung eines freien Mannes und mit dem Schwert gegürtet, aufrecht und stolz ihr zur Seite schritt, wälzte sie die Jahre und die Last ihres Leides rückwärts und hinweg. Das Bettlertum in der Jämmerlichkeit der verfallenen Hütte verschwand, der freche Raub des Mannes, den sie Harald Raffzahn nannten, und der Tag, da sie vom Hofe vertrieben wurde, wie Hagar ihren halbwüchsigen Knaben an der Hand führend, auch dieser Tag ging unter. Der Abschied kam, der letzte Abschied von ihrem Gemahl, der auf gewinnbringende, abenteuerschenkende Fernfahrt fuhr; und noch von der Reede her rief sein letztes Winken herüber. Auch der Abschied versank, der tausend Tränen gebracht hatte. Und die Jahre stiegen auf, welche Jahre des seligen Glückes gewesen waren. Sie ritten einst selbander oder ritten zu zweit auf einem Pferd, und wenn der Weg durch den tiefen Sand der Dünen mühsam wurde, sprang der Mann vom Pferde und führte das Tier am kurzen Zügel und sah

von unten lachend zu ihr hinauf, und sie beugte sich lachend hinab und riß an seinem Blondhaar. Frau Aja hörte jetzt, tief in sich versunken, den Notruf ihres Sohnes nicht und sah nicht, was geschah.

Sie alle lauschten, und es ging ein Wehen durch ihre Herzen, welche noch nicht den Mut fanden, zu glauben. Der Fremde aber betete am Hünengrab des Ahnen:

„Salzflut und Wüstensand, Sonnenglut und die Kaiserpracht von Byzanz, als einen neuen Schatz bringe ich sie dir, dem schlafenden Ahnen. Fernfahrt führt Gold, aber mehr als Gold gilt Ruhm und Gerede der Menschen. Zu deinen Taten lege ich mein Leid. Bin ich als Bettler gekommen, so blieb ich dennoch Held und Herr. Und nun hebe ich das Erbe aus deiner Hand. Kam nicht der Windgott zu dir und schlug die Axt in den Torpfeiler deines Hauses? Du allein zogst die Waffe. Der Segen Gottes aber, der auf ihr liegt, heißt Zupacken. Das habe ich nicht vergessen. Nur der Herr packt zu, die anderen sind Knechte. Hier steh' ich an deinem Hügel und bin deiner wert."

Ehe er geendet hatte, waren zwei herangekommen: der Isländer-Ogi und der alte Sven.

„Ich habe dir Treue gehalten!" bekannte der eine.

Aber der alte Sven fiel nur auf seine Knie und küßte den Saum seines Mantels.

Da erwachte die Lust in dem Herzen des Zurückgekehrten.

„Ach, ihr Schwachgläubigen!" rief er lachend, und es schallte seine Stimme herzhaft über das Tal hin. „Habt ihr euch die Insel stehlen lassen, und nun folgt ihr einem Gauner? Was wißt ihr von den Künsten, die wir kennen? Habt ihr euren Herrn betrogen und betrügt nun euch selber? Wehe euch, wenn Ihno Ihnena heimkehrt! Er wird nicht froh sein über die Jahre eurer Knechtschaft! Da sind die Bettler und Gauner zu eurer Insel gekommen und haben geschwatzt, und ihr habt sie für ihr eitles Geschwätz beschenkt. Warum war kein Stolz in euren Herzen, und warum keine Kraft in euren Knochen, daß ihr euch selber geholfen?! Woher nehmt ihr die Zeichen, daß ich etwas anderes sei als jene Bettelleute? Ich locke euch nicht. Ich bin hier, ich, ich, und was geht mich euer Herr an, auf den ihr zwanzig Jahre in Zittern und Zagheit gewartet habt? Kommt her und hört, was ich euch sage!" Er setzte sich bequem auf den Hügel und schaute spöttisch auf sie alle herab. „Euer Herr ist tot. Ich bin euer Herr. Irgendwo faulen Ihno Wikings träge Knochen. Nirgendwer bin ich, aber jedermanns Leid habe ich in diesen Hügel zu dem andern geworfen. Als Ihno Wiking starb, traute er mir sein Geheimnis an. Er war Küchensklave am Kaiserhof von Byzanz. Seht, das ist eure Hoffnung. Seht, das ist euer Stolz. Die Mägde in der Küche traten ihn mit Füßen!"

Der Isländer wiederholte nur, was er bekannt hatte.

„Ich habe dir Treue gehalten!"

Und der alte Sven führte den Saum seines Mantels an die Lippen.

Eigod rang die Hände und stöhnte laut.

„Sag', Mutter! Mutter, sag' ein Wort: Ist es der Vater?"

Aber die Mutter lächelte in seliger Erinnerung. Sie hörte fernverklungene Liebesworte, sie fühlte sich in seinem Arm, und die Welt schlug flammend über ihnen zusammen.

Eigod riß das Mädchen an ihren Armen.

„Sprich du, Eicke! Du hast ihn nie vorher gesehen. Was für ein Zeichen hast du? Ist es der Vater?“

Das Mädchen lächelte nur und wies auf ihr Herz.

Aber der Bettelmann da oben, der kein Bettelmann mehr war, lachte.

„Sie machten sich einen Spaß aus Jhno Wikings Tode und haben ihn als einen Hund verscharrt. Da hab' ich sein Erbe gewonnen. Es war sein Bettelkleid und diese Insel.“ Und sein strahlender Blick flog fröhlich über die Dünen.

Mit diesem Blick aber sah er Gewaffnete kommen, wenige Männer, und wußte, daß sie vom Herrenhof kamen, Werkzeuge des Räubers, mit denen er die Insel gestohlen hatte. Er sprang auf und schritt ihnen rasch entgegen. Er zog der Gewaffneten wegen das Schwert nicht.

„Hier steht der Herr der Insel!“ herrschte er sie an, und furchtbarer Zorn schwoll in seiner Stimme auf. „Herunter auf die Knie, wenn euch das Leben lieb ist!“

Sie starrten ihn entsetzt an. Die Augen eines jeden suchten den Mut in den Blicken des anderen.

„Einem frechen Räuber habt ihr gedient,“ rief der Fremde, „aber seine Zeit ist zu Ende!“

Er trat noch näher an sie heran. Er packte den ersten an der Brust und schüttelte ihn. Da ließ der seine Waffen fallen, und sie alle glitten auf ihre Knie. Der Zurückgekehrte lachte hell auf.

„So haltet ihr Treue, wie er Treue gehalten hat.“ Er wandte sich kurz ab. „Bindet sie!“ befahl er. „Und legt sie in die Dünen.“

Dann nahm er den Zügel des Pferdes und führte das Tier. Einmal blickte er von unten herauf, und dieses eine Mal schaute Frau Aja herab, beglückt von der seligen Stunde, die sie erinnernd erlebte. Und sie senkte den Blick aus der Tiefe ihres Gedenkens, versenkte ihn innig in die blauen Augen des Fremdlings. Als sie aber den Widerschein ihrer Seligkeit in seinen Augen gewahrte, dieselbe Glücksfülle, da zog eine brennende Röte über ihr Antlitz.

„Nun hast du mich gesegnet“, flüsterte der Fremde.

7.

Sie kamen überraschend in die Halle des Herrenhofes. Harald Raffzahn saß beim Mahle, auf dem Hochsitz er allein in thronender Sicherheit, seine Leute rings auf den Bänken. Sie sprangen auf und schrien durcheinander und fuhren umher nach ihren Waffen, aber sie konnten keinem den Eintritt verlegen.

„Du hast die Herrin verlangt, Harald Raffzahn,“ schrie der Zurückgekehrte von der Tür her, „daß sie dir Dienerin in deiner Schlafkammer wäre. Kennst du die Kammer deines letzten Schlafes?“

Harald Raffzahn erhob sich schwankend und war bleich in seinem Gesichte.

„Was erfrecht ihr euch?“ stotterte er. „Treibt sie hinaus!“ brüllte er in jäher Wut. Und stampfte mit dem Fuß, als seine Knechte nur vor der Menge der anderen zurückwichen.

Er riß das Schwert aus der Scheide. Aber Jhno Wiking sprang in mächtigem Sprunge heran, sprang die Stufen des Hochsitzes hinauf und riß die Axt an sich, die am Pfeiler hing.

„Warum hast du dich gefürchtet vor Jhno Jhnenas Streitaxt?" rief der Zurückgekehrte. „Hier blitzt Jhno Jhnenas Streitaxt, siehst du ihre Schärfe?"

Der andere wich zurück und umklammerte die Lehne seines Stuhles.

Laut dröhnte die Stimme des Zurückgekehrten:

„Als Jhno Jhnena Abschied nahm, führte er dich an seiner Hand, Harald Haralds Sohn, denn du warst ihm das Kind seines liebsten Freundes, und er hielt dich wie seine Erstgeburt. Hab' ich recht, Harald Haralds Sohn, so sag' es!"

Der andere konnte diesem Rufen nicht widerstehen. Er senkte den bleichen Kopf und stöhnte.

„Antworte!" heischte des Drohenden Stimme.

Und der Zitternde bekannte:

„Es ist, wie du sagtest."

Die Zornader schwoll auf der Stirn des, der die Streitaxt hielt.

„Dafür hast du ihm die Insel gestohlen und hast Herrin und Erbin vertrieben. Tatst du das, Harald Haralds Sohn, so sag' es!"

Der andere schwieg und biß sich auf die blutlosen Lippen.

„Antworte!" Und es brannte grausame Rache in der Stimme.

Harald Raffzahn richtete sich auf. Er zwang seine Erregung hinab, er brachte es fertig, klar zu blicken, und er bekannte frei:

„Es ist, wie du sagtest!"

„Du Hund!" Und die Wut des anderen fuhr zischend auf ihn ein. Aber Harald stand wehrlos.

„Das wirst du nicht verlangen, daß ich um Gnade flehe", sagte der Räuber.

Auch der Zornige riß seine ausbrechende Rachsucht zurück.

„Nur eines sollst du bekennen, Harald Haralds Sohn", schrie er, „eines, was jene nicht wissen. Wer ist es, der vor dir steht?"

Harald sah frei zu ihm hinüber. Aber ehe er antworten konnte, stürzte Eigod heran, warf sich nieder, umklammerte die Knie des Zurückgekehrten und jauchzte aus losgelöstem Herzen.

„Vater! Mein Vater!"

Und der Heimgekehrte beugte sich und liebkoste das Blondhaar des Aufgeregten. Aber er ließ den Blick nicht von seinem Feinde, und der rief es laut in den Saal hinab:

„Ich kenne dich, Jhno Jhnena, den Herrn der Insel!"

„So zieh' dein Schwert!" antwortete Jhno Wiking ruhig, „denn für dieses Wort sollst du nicht kampflos sterben. Ihr anderen aber, Eigod, du, tretet zurück. Denn dies ist eine Sache, die nur wir auszumachen haben, die wir uns Herren dieser Insel nannten."

„Ich danke dir, Jhno!" sagte Harald.

Es wurde nur ein kurzer Kampf, dann stak die Axt tief im Kopfe des Räubers.

Jhno Jhnena achtete auf den Jubel nicht, der durch die Halle brauste. Er ging langsam zu seinem Weibe, welches weinte.

„Ich habe den Glauben nicht finden können!“ klagte Frau Aja. „Sie alle haben ihre Zeichen gehabt, ich hatte nur mein Herz, in welchem du wohntest.“

Doch Ihno Ihnena nahm sie in seine Arme. Da schaute sie lächelnd zu ihm empor. „Aber in meinem Herzen warst du immer!“ sagte sie.



Mutteraugen

Von Paul Bülow

Ich kenne ein wunderbares Himmelsleuchten im Menschenlande.

Das strahlt aus tiefbeglückten Augen der Mutter nach größter Schmerzensstunde: wenn das neugeborene Kind in die treuesten Liebesarme gelegt wird.

Das ist wundersam zu schauen, unvergeßlich schön ...

Gleich einer zarten Rosenknospe liegt das Kind am Herzen seiner Mutter.

Die mütterlichen Augen schenken ihm die erste Erdensonne. Sie erwärmen es mit ihren Strahlen, ehe es noch selber aus erwachenden Äuglein Licht und Lachen aussenden kann.

Mutteraugen sind heilig: sie sind Sonne auf Erden, sind Segen und Liebe, sind unendliche Güte.

Mutteraugen sind heilig, denn ihr Lichtglanz kommt aus den Tiefen der Natur und — der Ewigkeit.



Glück

Von Isa Magdalena Schulze

Glück, den Märchenstrahl, den Schimmer
Goldnen Lichts aus Sonnenweiten,
Willst du halten und für immer
Um dein dunkles Wesen breiten?

Nein, mein Herz, im tiefsten Grunde
Sei voll Danks, wenn sich im Leben
Dir das Glück für eine Stunde
Einmal restlos hingegeben!



Deutsches Krippenspiel Von Friedr. Lienhard

Aus diesem Weihnachtsspiel für die Laienbühne ist bereits der „Vorspruch" und die Hirtenszene im Dezemberheft 1922 abgedruckt. Wir bringen hier das übrige. L.

Nach einem kurzen Orgelvorspiel singt die Gemeinde:

„Macht hoch die Tür, die Tor' macht weit,
Es kommt der Herr der Herrlichkeit" usw.

Vorspruch

[gesprochen von des Sohnes Braut Mechthild]

Sodann treten die Mutter (von links) und der Sohn (von rechts) auf der Bühne auf

Mutter: Eckbrecht, ich suche dich.

Sohn: Hier bin ich, Mutter.

Mutter: Weißt du, welche Nacht dies ist?

Sohn: Ihr nennt sie Weihnacht. Für unsere Ahnen war es Wintersonnenwende.

Mutter: Wie feierst du diese Nacht?

Sohn: Nach Altväterweise. Mit meinen Mannen im Rittersaal.

Mutter: Ich lade dich ein, mit mir und den Meinen zu feiern.

Sohn: Du weißt, Mutter, daß ich meine Wege für mich reite, immer im Sattel, immer in Fehde oder auf der Jagd. Ich liebe nicht eure Lehre vom Lichtland. Das ist für Weiber, kein Manneswerk.

Mutter: Kennst du die Lehre vom Lichtsohn Jesus Christus? (Er schweigt.) Nein, du kennst sie nicht. Lerne sie kennen, Eckbrecht, und du wirst sie lieben!

Sohn: Meinen Speer führen, mein Roß zügeln, den Eber fällen — das ist es, was ich liebe. Und meinen Feind treffen. Noch heute nacht warte ich, daß meine Knechte mir meinen letzten und bittersten Feind einbringen. Kuno, der meinen Vater erschlug, ist im Winterwald umstellt. Er hat seinen kleinen Bruder Sigbert bei sich. Sie entrinnen mir nicht. Wenn ich diese beiden in meinem Burgverlies weiß — dann ist mir wohl. Dann mag ich feiern.

Mutter: In solcher Weise feierst du diese heilige Nacht?

Sohn: Rache ist eine gute Feier. Sein Vater hat den meinen erschlagen; dafür habe ich seine Burg gebrochen und verbrannt. Er selber samt dem Kleinen, die Letzten der Sippe, soll mir morgen am Eichenast hangen. Sie werden im Winterwald verhungern — oder müssen sich stellen. Eins wie das andere ist ihr Tod.

(Eckbrechts Braut Mechthild tritt in die Tür links)

Mutter: Auch den Knaben Sigbert willst du töten?

Sohn: Auch ihn. Er gehört zur Sippe.

Mutter: Du willst ein Kind töten?

Sohn: Töte ich nicht das Kind, so tötet das Kind mich, sobald es ein Mann ist.

Mutter: Ein Kind töten?! Eckbrecht, ist das Heldenwerk?

Sohn: Ich lernte das vom Vater. Er war nicht weichlich.

Mutter: Nicht von mir lerntest du das! Auch nicht von deiner Braut Mechthild, die zum Fest herüberkam. Sind wir weichlich?!

Mechthild tritt vor

Mechthild: Nein, wahrlich nicht, Eckbrecht, auch nicht von mir! Das ist nicht Heldenwerk, das ist Mordwerk! Oh, berufe dich nicht auf Altvätersitte! Das waren Helden, doch keine Mörder. Wahrlich, ich wollte lieber bettelnd durch die Nacht wandern, durch diese eisige Winternacht, als daß ich mich mitschuldig machte an euren ruchlosen Fehden von Burg zu Burg, von Sippe zu Sippe, endlos!

Mutter: Und ich desgleichen! Hörst du nicht das Weinen der Mütter draußen in der Eiswüste? Hörst du nicht um die Burg her die Tritte der Erschlagenen? Ich habe Mechthild gebeten, mit ihren Freundinnen herüberzukommen, damit wir des Heilands Geburt feiern. Selten genug bist du zu Hause, Eckbrecht, heute hofft' ich dich bei unserer Feier zu sehen. Du aber sinnst auf Rache!

Sohn: Ich weiß wohl, Mutter, daß meiner Mannen Häuflein immer mehr zu dir überläuft. Ich weiß wohl, daß ich vereinsame, daß ich verwildere. Aber ich weiß auch, daß auf eurer Seite die Weichlinge stehen, ja wohl, die Weichlinge, die Kutten und Schürzen — auf der meinen aber die Männer und Helden. Betet ihr nicht heute nacht ein Kind in der Krippe an? Ist das Heldenwerk?

Mutter: Gib deinem Bräutigam Bescheid, Mechthild!

Mechthild: Ich sehe lange schon, mein Eckbrecht, wie der Held in dir kämpft, weil du fürchtest, deine Tapferkeit opfern zu müssen. Warum fürchtest du dich vor Christus? Denn du fürchtest dich, du Held! Warum weichest du unseren Festen aus? Eckbrecht, achtest du so wenig deine Mutter? Liebst du so wenig deine Braut? Glaubst du unsere Herzen zertreten zu dürfen, indem du deines Vaters bettelarm gewordene Feinde tötest? Ich bitte dich, wie deine Mutter bat: Lausche in dieser Nacht unserem Weihnachtsspiel!

Sohn: Ihr habt mein Wort: wenn ich den Vater gerächt habe, will ich eurer Feier lauschen. Bis dahin — — Horch, was ist das?

Ein Knecht tritt von rechts ein

Knecht: Wir haben sie, Herr! Wir haben deine zwei letzten Feinde gefangen!

Andere Knechte treten ein mit dem zerlumpten Brüderpaar Kuno und Sigbert, deren Hände auf dem Rücken gefesselt sind (letzterer ein zehnjähriger Knabe)

Sohn: Ha, Kuno und Sigbert in Fesseln! Hab' ich euch endlich?! — Wie habt ihr sie gefangen?

Knecht: Sie stapften oben am Berg durch den Schnee, und ich sagte zu den anderen: Hallo, aufgepaßt, da oben kommt ein Bär mit seinem Jungen! Doch sie trotten näher, und wir erkennen: das sind zwei Menschen. In Speerweite bleibt der Große da stehen und sagt: „Führt uns zu eurem Herrn Eckbrecht! Ich bin Kuno, und das ist mein Bruder Sigbert.“ Und kommt und hat sein Schwert in der Scheide — und wir über sie her und haben sie tüchtig gebunden — und da stehen sie nun.

Sohn: Werft sie in den Turm! Morgen werden sie gerichtet.

Kuno: Eckbrecht, gib meinem Bruder Sigbert zu essen! Er verhungert.

Sohn: Ins Burgverlies beide! Er braucht keine Speise mehr.

Kuno: Eckbrecht, ich habe mich freiwillig gestellt, denn ich bin kraftlos vor Hunger. Mich magst du töten. Meinen Bruder aber schone, Eckbrecht! Er ist ein Kind.

Sohn: Er gehört zu deiner Sippe. Fort mit ihnen!

Mutter: Eckbrecht!

Braut: Ich bitte dich, Eckbrecht! Schone das Kind!

Sohn (zur Mutter): Ich hindere euch nicht in eurer Christenlehre samt Messe, Sakrament und Litaneien — in diesen Dingen aber bin ich Herr! — Fort mit ihnen ins Burgverlies! (Knechte mit den Gefangenen ab.) — Und nun ist mir wohl! (Reibt die Hände.) Ein Bann ist abgefallen, eine Zeit ist um! Morgen werden die zwei gehängt! Nun spielt euer Weihnachtsspiel! Mit Behagen will ich zusehen. Mein Vater ist gerächt!

Mutter: So behandelst du einen tapferen Feind?!

Braut: O Eckbrecht, so tust du an einem Knaben?!

Mutter: So übst du Gastrecht, wenn sich ein kühner Mann, der dir jahrelang zu schaffen machte, freiwillig in deine Hand gibt?!

Sohn: Ja, Mutter, so tu' ich meinem Feind. Ja, Mechthild, so rott' ich dieses Geschlecht aus. So liebe ich meinen Vater; und so schütze ich euch vor künftiger Blutrache. — Und nun spielt euren Singsang vom Kind in der Krippe! Ich sitze schon. (Er setzt sich auf einen der Sitze.)

Mutter: Größer ist, wer den Feind versöhnt, als wer ihn tötet. Ich lasse nicht ab, um deine Seele zu ringen, mein Sohn, daß sie groß werde. (Sie winkt.) Doch beginnt das Spiel! (Sie setzt sich auf den anderen Sitz.)

Orgelspiel setzt ein, sehr leise, und begleitet dann melodramatisch das folgende, unsichtbar gesprochene Evangelienwort (Joh. 1, 1—3 u. Vers 14):

„Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Dasselbige war im Anfang bei Gott. Alle Dinge sind durch dasselbige gemacht, und ohne dasselbige ist nichts gemacht von dem, was gemacht ist... Und das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater voller Gnaden und Wahrheit..."

Bei dem Wort „Herrlichkeit" wird die Bühne plötzlich hell; es haben sich inzwischen, von rechts und links her, die weißen Gestalten des Chores aufgestellt, im Halbkreis, und sofort nach dem Worte „Wahrheit" setzt brausend ein der Chor:

„Gloria! Gloria! Gott in der Höh'!
Singen die Engelein,
Singen so lieb und fein.
Gloria! Gloria! Gott in der Höh'!"

(Aus der Sammlung „Fröhliche Weihnacht" von Georg Winter, Leipzig, Verlag C. F. Kahnt.)

Die Bühne geht wieder in Dämmerung über; das Orgelspiel setzt wieder leise ein, und aufs neue vernimmt man das Evangelienwort (Ev. Joh. 1, 4—5):

„In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen. Und das Licht scheinet in der Finsternis; und die Finsternis hat's nicht begriffen..."

Jetzt ist die Bühne ganz finster geworden; der Chor hat sich unbemerkt zurückgezogen, nach beiden Seiten hin, dann schweigt auch die Orgel; der hintere Vorhang geht auf

Erstes Bild

König Herodes und die Weisen aus dem Morgenlande

Herodes (rot beleuchtet, sitzt auf dem Thron; vor ihm kniet der Diener):

Scheusal! Knie vor mir, du Knecht!
Kennst du König Herodes so schlecht?
Was schleppst du so alberne Kunde herbei,
Daß ein neuer König geboren sei?

Was faselst du vom neuen Stern?
Ich bin der König! Spür' deinen Herrn!
(Setzt ihm einen Augenblick den Fuß auf den Nacken)
Ich setze den Fuß auf deinen Nacken —
Und wenn deine Knochen unter mir knacken,
Du Sklav', so ist es mir eben recht:
Ich bin der Herr, du bist der Knecht!

Knecht: O Herr, zertritt mich nicht ganz und gar!
Dein Knecht bringt nur eine Kunde dar.
Drei Weisen kommen vom Morgenland,
In goldenen Kronen und Königsgewand,
Drei mächtige Magier aus Babylon —
Rufe sie, Herr, vor deinen Thron!

Herodes: Sie sahen meinen Stern in der Luft
Und keinen andern. — Rufe sie, Schuft!

(Knecht ab; die drei königlichen Weisen treten ein, voll Würde, bleiben aufrecht stehen)

Herodes: Ihr knieet nicht?
Der erste Weise: Wir sind so frei.
Herodes: Ich bin der König.
Der zweite Weise: Und wir sind drei.
Herodes: Ihr wähnt, daß ich euresgleichen sei?
Der dritte Weise: Verhüte Gott!
Herodes: Was wollt ihr dann?
Der erste Weise: Dich etwas fragen.
Herodes: So fanget an!
Der zweite Weise: Bedenke genau der Frage Sinn!
Es steckt geheime Prüfung darin.
Herodes: Wollt ihr mich schrecken? Oder mich necken,
Indem ihr euch keckeǹ Tones erfrecht?
Ich hoffe, der Frage Sinn zu entdecken,
Ihr neunmal klugen Sterndeuter! Sprecht!
Der dritte Weise: Wir haben manche Mitternacht
Zu Babel auf dem Turm durchwacht
Und in der Sternenschrift gelesen
Der Welt geheimnistiefes Wesen.
Da kam eine Stunde still und groß,
Da rang sich erhabene Kunde los:
Wir sahen, daß auf deinem Land
Ein neuer großer Stern erstand,
Ein Königsstern von solchem Glast,
Daß jeder Nebenstern verblaßt.
Herodes: Mein Stern ist dies: der Stern der Macht.
Der erste Weise: Dein Stern der Macht ist rot und grell,
Doch dieser war von weißer Pracht.

Herodes: Wo soll hier sonst ein König sein?
Der zweite Weise: Der neue Stern ist ruhig-rein,
Der neue Stern ist weiß und hell.
Nun fragen wir: Wo ist das Kind,
Des Eltern Gottgeweihte sind?
Weißt du, wo es die Mutter wiegt?
Wo es im Kissen leuchtend liegt?
Denn von des Knaben Angesicht
Erstrahlt ein ungeheures Licht
Der Weisheit und der Liebesmacht —
Es ist dem höchsten Wesen gleich.
Weißt du, wo er in dieser Nacht
Geboren ist in deinem Reich?
Herodes: Ich bin der König auserkoren,
Mir aber ist kein Kind geboren.
Der dritte Weise: So suchen wir's am rechten Ort.
(Sie wollen gehen)
Herodes: Halt, edle Herrn! Eilt noch nicht fort!
Neugierde habt ihr mir erweckt:
Nun ruh' ich nicht, bis ich entdeckt
Mit euch, wo man dies Kind versteckt.
Der erste Weise: Was tust du dann?
Herodes: Ich bete an ...
Der zweite Weise: Zum Beten scheinst du sehr der Mann.
Herodes: Die Kniee beug' ich wohl nicht gern,
Das ziemt sich nicht für einen Herrn,
Doch wenn dies Kind so wunderbar,
So bring' auch ich ihm Ehrfurcht dar.
Sprecht, ob sich euch gedeutet hat
Des Ortes Namen?
Der dritte Weise: Gottesstadt.
Herodes (listig): In unsrer Sprache Bethlehem.
Stand über Bethlehem der Stern?
So eilt, die Stadt ist nicht gar fern,
Und betet an den Wundersohn!
Ihr edlen Herrn aus Babylon,
Ich war erst zornig, aber jetzt,
Da solche Botschaft mich ergötzt,
Bin ich ganz ohne Maß entzückt.
Ja wohl, entzückt! Das glaubt mir nur!
Nun geht! Verfolgt des Lichtes Spur!
Wenn euch des Knaben Blick beglückt,
So kommt zu mir und zeigt mir ihn —
Dann eil' ich selber freudig hin,
Den künft'gen König zu beschenken.

Der erste Weise: Wir wollen dies genau bedenken.

(Sie gehen ab.)

Herodes (allein): Ein Königskind?! Und nicht im Palast?!
König Herodes, nun aufgepaßt!
Sie sagten, daß dies Prüfung sei?
Ich ahne die Prüfung, ihr schlauen Drei!
Ihr wollt erspähen, ob mein Thron
Schon knistert und kracht — oder ob meine Macht
In ungebrochner Majestät
Dem Neugebornen widersteht.
Er widersteht! Verlaßt euch drauf!
Fest packt meine Faust den Schwerteskauf.
Ihr habt einen Stern, ich hab' ein Schwert —
Laßt sehen, wer am besten fährt!

(Er ruft)

Herein zu mir, Duckmäuser, Knecht!

(Der Knecht kommt und kniet)

Hier waren drei Weise aus altem Geschlecht,
Kamen vom klugen Babylon
Und forschten nach einem Königssohn,
Der eben jetzt geboren sei.
Knecht, lausche nun gut! Wenn diese drei
Zurückgekommen und offenbart,
Wo man das Königskind bewahrt —
So nimmst du von meinem Ingesind
Ein Dutzend Mannen — und tötest das Kind!
Und tötest die Mutter, und tötest den Mann,
Daß keiner der Sippe sich rächen kann.

(Der zuhörende Eckbrecht zuckt zusammen; die Mutter wirft einen Blick hinüber)

Die ganze Sippschaft sei zerstört!
Bursch, hast du dies genau gehört?

Knecht: O Held der Helden! Wer kommt dir gleich?!
Groß ist Herodes! Lang blühe sein Reich!

Herodes: Töt' ich das Kind nicht zu jetziger Frist,
So tötet es mich, wenn's erwachsen ist.
Hör', wenn mir die Weisen das Kind verhehlen,
So sollst du sämtliche Kinder zählen
In Bethlehem — und alle schlachten!
Und sind es hundert, du bringst sie um!
Und schreien die Mütter, du machst sie stumm!
Ich lehr' euch König Herodes achten!
Fort! Halte die Schwerter scharf und bereit!
Und töte — töte, wenn es Zeit!

(Der Vorhang fällt)

Zwiegespräch zwischen Mutter und Sohn:

Mutter: Das ist ein Held, Eckbrecht.

Sohn: Nein, Mutter, das ist kein Held!

Mutter: Tötet er nicht? Sichert er nicht seine Macht, indem er ein Kind tötet? Denn er fürchtet den künftigen König.

Sohn: Das ist ein Mörder, das ist ein tückischer Tyrann!

Mutter: Das ist ein größerer Held als du. Denn du willst nur ein Kind töten, er aber wird viele schlachten.

Sohn: Wird er das? Wird er so scheußliche Missetat vollbringen?

Mutter: Ja wohl, das wird er! Die Mauern Bethlehems werden vom Weheschrei der Mütter widerhallen! Wer will ihn hindern? Er hat die Macht.

Sohn: Wird niemand das Kind schützen? Auch nicht die drei Weisen aus dem Morgenlande? Diese haben mir wohlgefallen. Sie standen aufrecht, sie knieten nicht wie der feige Knecht. Das sind Männer, das sind Helden. Herodes ist kein Held.

Mutter: Diese drei Weisen töten kein Kind. Diese drei Weisen lieben und ehren das heilige Kind. Sie werden das göttliche Lichtkind beschenken. Und doch sind und bleiben sie Helden. Du sagst es selbst.

Sohn: Wo ist die Mutter? Wo ist das Kind?

Mutter: Schweig und schau!

Leises Orgelspiel setzt ein und begleitet das folgende gesprochene Evangelienwort (Verkündigung der Geburt Jesu: Luk. 2, 1—7)

„Es begab sich aber zu der Zeit, daß ein Gebot ..." usw.

Während der Dunkelheit hat sich der Chor aufgestellt, rechts und links vom Mittelvorhang, so daß dieser freibleibt. Der Chor singt gedämpft: „Es ist ein Reis entsprungen" (zwei Strophen).

Der Vorhang geht auf

Das zweite Bild

Maria und Joseph mit dem Kinde, zart violett beleuchtet (Maria ist Eckbrechts Braut Mechthild)
(Während der zweiten Strophe fällt der Vorhang langsam)

Zwiegespräch zwischen Mutter und Sohn:

Sohn (halblaut, erregt): Das war Mechthild. Ich habe sie wohl erkannt.

Mutter: Im Spiel ist sie Maria, die Mutter des Kindes, das Herodes töten will.

Sohn: Und das Kind ist —

Mutter: Das Kind, das Herodes töten will, ist der künftige Heiland Jesus Christus.

Sohn: Und auch die Mutter will Herodes töten?

Mutter: Die Mutter samt dem Kinde will er töten.

Sohn (springt auf, die Hand am Schwert): Ich schütze sie!

Mutter (erhebt sich zu voller Höhe, stark): Du hast kein Recht, ein Kind zu schützen.

Sohn (zuckt zusammen, geht unruhig einige Schritte hin und her, setzt sich wieder und stützt den Kopf in beide Hände).

Mutter: Schweig und schau! (Sie setzt sich gleichfalls.)

Der Vorhang geht wieder auf

Zwiegesang zwischen Maria und Joseph:

„Joseph, lieber Joseph mein,
Hilf mir wiegen mein Kindelein" usw.

(Mit dem verhallenden Gesang fällt der Vorhang; der Chor steht rechts und links bewegungslos)

Zwiegespräch zwischen Mutter und Sohn:

Sohn: Mutter, was bedeutet dieses Kind? Mutter, sag' mir, wozu ist dies Kind in die Welt gekommen?

Mutter: Damit Herodes nicht allein herrsche.

Sohn: Das ist gut. Das ist sehr gut. Und sammelt der Knabe Mannen um sich, wenn er erwachsen ist?

Mutter: Zwölf Mannen, auch Jünger genannt, sind um ihren Herrn und Meister. Und hernach noch viele andere.

Sohn: Und haben sie gute Waffen?

Mutter: Sie kämpfen nicht mit Stahl und Eisen, sie kämpfen mit den Waffen des guten Wortes. Sie verkünden des Gotteskindes Himmelslehre. Ihr Amt ist nicht Töten, sondern Heilen. Herodes lebt im Haß, sie leben in der Liebe. Sahst du, wie der Mutter Antlitz leuchtet? Noch viel mehr wird einst der Knabe leuchten, wenn er Mann geworden. Wem er die Hand gibt, der wird fröhlich. Viele, viele hat er gesund gemacht. Wer nach seinen Worten lebt, der wird heil und froh. Darum freuen, freuen wir uns und feiern in dieser Nacht sein Geburtsfest.

Sohn: Mechthild ist schön. So schön sah ich sie nie.

Mutter: Sie spielt jetzt die Mutter; sie wird einst Mutter sein. Eckbrecht, eine Mutter ist heilig; und ein Kind ist heilig. Über jeder heiligen Familie ist der Friede Gottes. Herodes aber will diesen Frieden fürchterlich zerstören; er wird sie töten, wenn nicht die Eltern mit dem Kinde beizeiten fliehen; und es ist kein Ritter da, der die waffenlosen Leute schützt. Darum sage ich: Herodes ist kein Held, sondern ein Mörder.

Sohn (springt nach kurzem Kampf jäh auf, geht an die Tür rechts, ruft): Hermann! (Einer seiner Mannen kommt.) Man soll den kleinen Sigbert aus dem Turm holen und ans Feuer setzen. Man soll ihm Speise geben. (Er winkt kurz, der Mann geht ab. Er setzt sich wieder, schwer atmend, das Haupt in die Hände stützend.)

Mutter (steht auf, kommt zu ihm, küßt sein Haar): Mein lieber Sohn! (Dann macht sie, die Hände faltend, eine Dankbewegung gen Himmel und setzt sich wieder.)

Der Chor singt von dem anfangs angestimmten Liede die zweite Strophe:

„Gloria! Gloria! Gott in der Höh'!
Weit durch die Welt es dringt,
Himmel und Erde klingt:
Gloria! Gloria! Gott in der Höh'!"

Es wird wieder dunkel; aufs neue erschallt zu leiser Orgelbegleitung das Evangelienwort von den Hirten auf dem Felde (Luk. 2, 8 u. 9).

[Das nun folgende dritte Bild ist bereits im Dezemberheft 1922 mitgeteilt.]

Die Stimme des Evangelisten (Luk. 2, 15—19):

„Und da die Engel von ihnen gen Himmel fuhren, sprachen die Hirten" usw.

Der Chor singt:

„Nun singet und seid froh" usw.

Dann hebt sich der Vorhang wieder

Viertes Bild

Maria und Joseph mit dem Kinde; die Hirten knien

Erster Hirte: Mein Königskind, auf nächtlicher Rast
Haben wir Kunde vernommen,
Daß du aus Gottes Lichtpalast
In unsre Nacht gekommen.
Du bringst vom hohen Paradies
Des Lichts vergeßnen Schein
Und machst dies Erdendunkel hell —
Ich schenke dir dies Ziegenfell,
Nimm's von mir an! Ich tue dies
Aus lauter Lieb' allein.

Zweiter Hirte: O Herr, in unserm Lande klagt
Die Not mit ihren Kindern —
Hab' Dank, daß du den Gang gewagt,
Um Nacht und Not zu lindern!
Sieh, diese Äpfel pflückt' ich dir,
Mein Garten ist nur klein,
Denn wir sind arm, doch wissen wir,
Daß wo du bist, kein Reichtum gilt,
Daß Leben auch den Armen quillt —
Aus lauter Lieb' allein.

Der dritte Hirte: O Himmelsherr, jung bin ich sehr
Und arm wie meine Eltern —
Hier bring' ich von den Trauben her,
Die wir im Herbste keltern.
Wenn ich mal Mann geworden bin,
Sollst du mein Herzog sein:
Du tötest nicht, du machst gesund,
Die Guten sammelst du zum Bund,
Drum bin ich dein mit Seel' und Sinn
Aus lauter Lieb' allein.

Der Chor singt:

„Wir bitten dich, lieb Jesulein,
Schöns Kindelein,
Wollst mit uns reden ein Wörtlein fein!"

Einzelstimme:

„Singt, liebe Kinder mein!"

[In Winters „Fröhliche Weihnacht", S. 147, die ersten drei und die letzten zwei Strophen]

Die drei Weisen kommen

Der erste Weise: Aus Lieb' allein! Welch eine schöne Schau!
Hirten knien vor mütterlicher Frau!

Der zweite Weise: Habt ihr gefunden, was wir lang gesucht,
Das Gotteskind, dem König Herodes flucht?

Der dritte Weise: Habt ihr des Heilands reinen Stern gesehn?
Er blieb auf diesem schlichten Hause stehn.
Der erste Hirte (hat sich ebenso wie die anderen erhoben):
Nein, liebe Herren, wir sahen keinen Stern,
Aber wir schauten die himmlische Klarheit des Herrn.
Der zweite Hirte: Wir schauten eine große Engelschar,
Da der mitternächtige Himmel offen war.
Der dritte Hirte: Aus offnem Himmel sang es laut:
Wir haben Engel gehört und geschaut.
Der erste Weise: Glücksel'ge Hirten, geliebt vom Herrn!
Ihr schautet Engel, wir nur einen Stern!
Drum waret ihr früher als wir zur Stell'
Und fandet rasch des Lichtes Quell.
Und mögen wir tausend Sterne kennen:
Uns wird man die Weisen, doch euch die Liebenden nennen!
Und also knien wir miteinand':
Weisheit und Liebe Hand in Hand.

(Die Weisen und die Hirten fassen sich an den Händen und knien, nachdem jeder der drei Könige sein Geschenk vor sich hingestellt)

Der erste Weise (zum Kind): Wir suchten fälschlich im Palast
Und finden dich, du edler Gast,
Fernab vom Königsthrone.
Hier legen wir die Kronen ab,
(jeder legt die Krone ab)
Die uns der Herr des Himmels gab,
Denn dir gebührt die Krone.
Wir Kön'ge bringen dir dies Gold —
Erhabnes Kind, sei du uns hold,
Dann erst sind wir glückselig.
Der zweite Weise: Mein edles Kind, wir standen schon
Aufrecht vor manchem Königsthron,
Ohne das Knie zu beugen.
Hier aber finden wir den Herrn,
Den guten Herrn, und knieen gern,
Dir Ehrfurcht zu bezeugen.
Wir Kön'ge bringen Weihrauch dar —
Doch daß dein Licht uns offenbar,
Das erst macht uns glückselig.
Der dritte Weise: Herodes herrscht in Blut und Haß
Und tötet ohne Unterlaß,
Du aber machst lebendig!
Du wirst durchleuchten Land um Land,
Wir knien mit Hirten Hand in Hand,
Dein Reich, Herr, ist inwendig.

Wir legen Myrrhen dir zu Fuß —
Doch deines Lächelns Lebensgruß,
Der erst macht uns glückselig.

Maria: Seid uns willkommen, ihr weisen Könige,
Die ihr das Heer der herrlichen Sterne bewacht!
Seid uns willkommen, ihr treuen Hirten,
Denen die Herden zum Hüten vertraut sind!
Ihr Hirten und Herren, Maria, die Mutter dankt euch!
Ach, wenn ihr wüßtet, wie wonnig und weh mir ist,
Da ich des Kindleins künftiges Schicksal schaue!
Denn seine Seele wird Segen und Sonne sein
Und wird durch Marter müssen, ja, durch Mord.
Du süßes Kindlein, du Sonne von oben,
An deiner Krippe wein' ich vor Wonne,
An deinem Kreuze werd' ich weinen vor Weh.
Doch still, mein Herz, dies ist die Stunde des Heils.
Vergebt die Tränen, denn das sind Tropfen der Freude!
Ich schaue Licht um die Krippe,
Ich schaue Licht um das Kreuz:
Der Tapfre, den ich hier halte, tötet den Tod.
Denn er ist Licht und Leben,
Heiland in Himmel und Hölle,
Heiland auch in dieser Mittelwelt der Menschen,
Zu denen der Leuchtende kam vom Lande der Reinheit
Aus Liebe — ja, du Lichtsohn, aus Liebe allein!

Der erste Weise (erhebt sich): Und nun, meine Brüder, und nun, ihr Hirten, lasset uns hingehen als dieses Heilands erste Mannen und früheste Gemeinde! (Alle erheben sich.) Heil uns, wir haben den Heiland gesehen! Heil uns, wir grüßten den Herzog der Liebe, den Herzensfriedensfürsten! O du geweihte Nacht! Ob Mannen oder Magd, ob Könige oder Hirten, wir sind Brüder im Lichte dieser heiligen Krippe. Wir wollen nicht hassen wie König Herodes, wir wollen lieben wie diese Mutter Maria liebt. Heil jedem Edeling, der mit uns dieses Kind und seine Mutter schützt! (Zu den Weisen:) Wir aber, meine Freunde aus Morgenland, sollen wir nun zu Herodes zurückreisen und ihm melden, wo wir das Kind gefunden und was wir hier geschaut haben?

Sohn (tritt einen Schritt vor, ruft in das Spiel): Nein, ihr Könige, tut das nicht! Geht nicht mehr zum Mörder Herodes! Er will dies Kind und die Mutter morden! Schützt sie! Ich tue mit euch desgleichen. (Laut und stark:) Hört es alle! Die Lehre, die ihr da verkündet, ist gute Lehre: Mutter und Kind sind heilig. Wir wollen das Schwache schützen, wir wollen nicht morden, wir wollen das Lebendige bewachen, wenn es gut ist wie diese Mutter. (Ruft nach der Tür:) Man soll beide Gefangenen herbringen! Und alle meine Mannen sollen sich hier versammeln!

Mutter (in freudiger Bewegung): Mein Sohn!

Auch Mechthild, froh bewegt, und der Darsteller des Joseph treten nach vorn; der Vorhang fällt hinter ihnen.

Sohn: Mechthild, meine Braut, tritt her zu mir! (Sie faßt seine linke Hand mit beiden Händen, dankbewegt.) Mechthild, ich schütze dich! Ich schütze dich und dein Kind — und ich schütze jedes Kind.

Mechthild schlingt bewegt den Arm um seine Schulter und lehnt innig den Kopf an ihn.

(Es kommen von rechts die Mannen mit dem entfesselten Kuno und Sigbert.)

Sohn: Kuno, du hast deinen kleinen Bruder Sigbert beschützt. Kuno, das war tapfer von dir. Ich achte tapfere Männer. Kuno, ich möchte nicht mehr dein Feind sein! (Streckt ihm die Hand hin.)

Mutter (da Kuno verwundert steht): Kuno, er meint es ernst. Du darfst seine Hand annehmen.

Kuno: Eckbrecht, du hast mir Hartes zugefügt. Aber du warst immer wahrhaftig; als falsch oder feige hab' ich dich nie befunden. Ich danke dir, Eckbrecht, und nehme deine Hand an. (Sie reichen sich die Hände.)

Sohn: Kuno, wir wollen Brüder sein. Sigbert, wir wollen Brüder sein. Ich habe eure Burg verbrannt, ich helfe sie wieder aufbauen.

(Sie bilden eine Gruppe.)

Der Chor hat sich inzwischen wieder im Halbkreis um die ganze Gruppe aufgestellt und fällt ein:

„Gloria! Gloria! Gott in der Höh'!
Stimmet aus Herzensdrang
Froh in den Lobgesang:
Gloria! Gloria! Gott in der Höh'!"

Mechthild (tritt vor die Gemeinde der Zuhörer und spricht den Nachspruch):

Nun singt, ihr Freunde, jubelt laut!
Ihr habt des Lichts Geburt geschaut!
In eines Helden Brust geschah
Das Weihnachtswunder: Christ ist da!

Christ ist gebor'n, nicht nur im Stall,
Christ wird geboren überall:
Er sprengt des Hasses eisern Band,
Da hält nicht Tor noch Riegel stand.

Hier ist nicht reich, hier ist nicht arm;
Wo Christ kommt, wird es licht und warm.
Der Haß zerschmilzt, das Eis zertaut —
Christ ist geboren! Singt es laut!

Sofort stimmt die Gemeinde den Gesang an, die letzte Strophe des Liedes „Vom Himmel hoch" von Martin Luther, wobei der auf der Bühne gebliebene Chor nebst Spielern auch mitsingt, so daß alles eine einzige große Festgemeinde bildet:

„Lob, Ehr' sei Gott im höchsten Thron,
Der uns schenkt seinen ein'gen Sohn.
Des freuen sich der Engel Schar
Und singen uns solch neues Jahr."

(Unter Orgelspiel entfernt sich die Festgemeinde.)

Ende

Güte · Von Emma Böhmer

Niemals wuchs in uns Leidgeprüften Sehnsucht so sehr ins Grenzenlose als jetzt, da in der Heimat Not und Tod umgeht. Je härter das äußere Leben für den einzelnen sich gestaltet, um so verschwiegener, weil übermächtig, spannt unsere Seele die Flügel aus. Ihr Auferstehungsfest hat begonnen. Dieses Wunderreich in uns, über das jeder einzelne Mensch Herrscher ist, wird unser Rettungshort. Wir überwinden das Grauenhafte des Vernichtungswerkes um uns nur dann, wenn wir in unserer Seelen Einsamkeit Großes erleben, das erlöst. Was könnte die Welt und uns selbst mehr erlösen als Güte?

Berührt jene echte, geistig kultivierte Güte, die Feindin aller schwachen Gutmütigkeit, nicht wie segnende Mutterhand? Ist sie nicht Heimat und Friedenshort?

Unser Verlangen nach ihr ist überwältigend geworden. Wenn wir Menschen uns einmal klar machen wollten, was wir einander sein könnten im gütigen Verkehr miteinander! In dieser seelisch zerrüttenden Zeit noch dazu, da alles Aufruhr in uns ist! Wahre Güte schaut tief. Sie ist das selbst errungene Adelsdiplom der Seele; sie ist das Ergebnis höchster Bildung und eines großen Herzensreichtums. Der Gutmütige ist nur in dem Augenblicke weich, wenn ihn durch Zufall irgend etwas an einem Menschen zu einem schwachen Grad von Mitleid zwingt, das ebenso rasch wieder schwindet, als es kam. Im übrigen kann er sehr hart und liebeleer durch diese Welt gehen und weit entfernt von Nächstenliebe sein. Darum tut schwache Gutmütigkeit auch selten wohl. An unrichtiger Stelle gibt sie sich kund. Doch ist sie am allgemeinsten verbreitet, während echte Güte selten ist.

Wenn wir das Leben begreifen lernen, fühlen wir eine Sehnsucht immer gewaltiger in uns wachsen: die Sehnsucht, gütige Menschen aufzusuchen und Verkehr mit ihnen zu pflegen. Die Fröhlichkeit solcher Menschen ist die Schönheit selbst. Ihr Ernst in Liebe und Freundschaft bringt uns Versöhnung mit dem Bittersten, das wir durchlebten. Auch im oberflächlichen Verkehr untereinander ist ein gütiger Gruß, ein gütiges Anhören am Platz. Das Leben ist kurz. Wir werden seine Schönheiten um so reicher auskosten, je mehr wir an Güte zu geben und — auch zu empfangen verstehen.

Das Größte bei der Güte ist, daß sie schöpferisch ist. Sie schafft ja das Gute: sie baut auf. Eine Kraft ist sie, die fördernd wirkt; denn ihre Milde wird nie Schwäche sein. Wißt ihr, was in dem Worte „Mensch“ liegt? Leidensgefährte! Alle, alle! Wir Frauen besonders sollten das heilige Gefühl von Mensch zu Mensch steigern helfen. Schöpferische Gefühlskraft ist nicht Sentimentalität. Seelenkultur sollen wir offenbaren, die Welt erlösen helfen durch Güte, die sich in Taten umsetzt. Arbeiten wir daran genug?

Wir dürfen sagen, daß viele von uns Güte erleben und Güte geben. Reiche Herzen sind da, Großes geschieht. Welch tiefes Erleben tut sich uns auf, wenn edle Seelen sich uns nahen! Wenn ihr Verstehen uns Erquickung gibt! Die guten Worte, die sie zu uns sprechen, sind eine Fülle von Segen. Da lernen wir vom Einzelnen aus das ganze Leben von neuem freudig lieben. Oh, seien wir Verschwender an Güte und Kühnheit, leidende Herzen zu erlösen!





Zwei Weihnachtslieder von Ernst Moritz Arndt

Weihnachten und Ernst Moritz Arndt gehören eng zusammen. Nicht bloß, weil Arndt am zweiten Weihnachtstage zuerst das Licht der Welt erblickt hat. Für uns alle birgt der Name Arndt den Inbegriff echten Deutschtums und frommen Christenglaubens; da verstehen wir, wie sehr diesen Mann das deutsche Christfest stets wieder erfreuen mußte. So finden wir denn auch in seinen Gedichten eine ganze Reihe, die das Weihnachtsfest und den Weihnachtsbaum besingen (Ausgabe 1860, S. 332, 385, 471, 493, 539, 622). Die bekanntesten unter ihnen sind aber die beiden frühsten geworden und geblieben (1860, S. 186 und 458); sie sind wahrhafte geistliche Volkslieder: „Der heil'ge Christ ist kommen" und „Du lieber, heil'ger, frommer Christ". Ihre Entstehungsgeschichte aufzuhellen, ist erst vor wenigen Jahren gelungen.

Das erste der beiden genannten Lieder bildet den Beschluß in dem köstlichen „Gebetbuch für zwei fromme Kinder", einer Sammlung von 37 Gedichten, die in den Jahren 1808 bis 1811 entstanden sind, aber erst 1889 lückenlos in einer selbständigen Veröffentlichung gedruckt wurden: „Spät erblüht! Aufgefundene Gedichte von Ernst Moritz Arndt. Herausgegeben von A. v. Freydorf." Sonderbare Schicksale hat dieses Gebetbuch und seine Handschrift gehabt.

Als nach der vernichtenden Niederlage Preußens die Franzosen am Schluß des Jahres 1806 auch in Schwedisch-Pommern einzufallen drohten, mußte vor ihnen, wenn er sich nicht „wie einen tollen Hund totschießen lassen" wollte, auch der Greifswalder Professor Arndt flüchten, der vor Jahresfrist die Handschrift seines gewaltigen Weckrufes „Geist der Zeit" mit seinen scharfen Angriffen auf Bonaparte abgeschlossen hatte. Er ging nach Stockholm, wo er am zweiten Weihnachtstage, seinem 37. Geburtstage, anlangte. Fast drei Jahre sollte das schwedische „Elend" für ihn dauern. Wenn er's nicht in voller Wucht immer als Elend empfand, so halfen ihm dazu liebe Menschen, die ihm von der Heimat her nahestanden, oder die er in Schweden liebgewann. Obenan unter ihnen steht zweifellos die Familie des Oberhofmarschalls Baron Munck, dessen bezaubernde Gemahlin auch Arndt bald in ihren Bann zog. Dieser schreibt selber einige Jahre später darüber: „Ich erinnere mich noch des schönen Abends, als einer Eurer Freunde mich Euch zuführte. Ihr hattet von mir gehört, wußtet auch, daß ich ein Teutscher war; teutsche Sprache, teutsche Sitte war Euch von Eurem Vater her lieb, teutsche Bücher laset Ihr vor allen Büchern gern: es wehte Euch darin ein Sinn von Gott, Religion und Treue an, ein Sinn von Einfalt und Liebe, der sich in unsrer Sprache allenthalben ausdrückt, und der gewiß einst mehr unter dem Volke war, als es heute erscheint. Ihr empfinget mich dann freundlich und anmutig, wie Ihr immer seid, und es erwuchs von jenem Tage an eine Gemeinschaft unter uns, die nichts auflösen kann, weil sie an nichts Auflöslichem hangt. Ihr waret jenen Winter sehr krank, Ihr waret das folgende Jahr noch kränkelnd; aber immer wurdet Ihr jung und lebendig, sobald nur ein leiser Klang die Geschichten und Wunderträume unsrer alten Heimat — des Himmels — berührte. Dann erblühte eine Begeisterung himmlischer Freude und Sehnsucht aus allen Euren Zügen, und selig lauschte und horchte ich, wie kindliche Demut und un-

bewußte Unschuld aussprachen und ausspielten, was Männer nie so zart und geistig aussprechen noch ausspielen können. Da lehrtet Ihr mich, worin des Weibes Leben steht; da betroget Ihr mich oft so glücklich durch den Hineinblick in ein höheres Dasein um den Schmerz der irdischen Dinge, die mich zuweilen zur Verzweiflung bringen wollten."

Dieser himmlischen Seele hat Arndt nun unter verschiedenen Namen zahlreiche Gedichte gewidmet, mehr als jemals einer anderen Frau. Oft nennt er sie bei ihrem Vornamen Elisa, oft sehr treffend und zart Psychidion („Psyche Psychidion, mein süßes Seelchen, Himmlisches Vöglein mit den goldnen Flügeln"), schließlich aber auch seine „beiden frommen Kindlein". Über den Ursprung dieser eigenartigen Bezeichnung gibt uns Arndt selber folgende bisher unbeachtete Aufklärung: „Es war ein Gleichnis, das wir einmal brauchten bei der Erwähnung der zwei verschiedenen Wesen im Menschen. Sie faßten es in so kindlicher Klarheit und Unschuld auf, daß ich erstaunte und Sie seitdem halb im Ernst, halb im Scherz die beiden kleinen Kinder nannte. Und wahrlich, die beiden kleinen Kinder kann wohl heißen, wer mit Blumen und Engeln und Träumen spielen kann wie Psychidion und die ganze Welt wie eine Blumenknospe an ihr Herz voll Liebe und Sehnsucht drückt."

Diese Frau hat es verstanden, das Religiöse in Arndt wieder zum Klingen zu bringen. Das „Gebetbuch" enthält die ersten Lieder innigen Gottesglaubens von dem schon 38jährigen Manne. „Ich betete als Knabe mit Inbrunst, lachte und spottete als Jüngling mit Frechheit", so bekennt Arndt 1802 in „Germanien und Europa" (S. 130). Wenn das auch zu hart gesprochen ist, so hatte sich seiner doch unter dem Einfluß des Rationalismus eine große religiöse Lauigkeit bemächtigt; und den theologischen Beruf, den er nach der Gewohnheit studierender Landmannssöhne seiner Heimat auch zunächst erwählt, hatte er als ehrlicher Mann deshalb aufgegeben. Wir wissen, daß Arndt erst allmählich in sich den Deutschen fand; in denselben Jahren vollzog sich auch seine Entwicklung zum überzeugten und gläubigen Christen. Schelling und Jakob Böhme sind wichtige Namen auf diesem Wege für ihn geworden; sie halfen das vollenden, wohin seine eigene schwärmerische Natur ihn zog. Und nach Platos Seelenlehre sah auch Arndt den Körper nur als den Kerker der Seele an, aus dem sich die Himmelstochter immer wieder hinaussehnt.

„Himmlische Auen,
Wo meines Daseins Wiege stand,
Werd' ich euch schauen,
Frei von eitlem Erdentand?"

Solche Klänge erweckte Elisa Munck gar oft in seinem Innern; Arndt sammelte sie zu einem „Gebetbuche" für die teure Freundin. Das war 1808. In seinen „Gedichten" 1811 veröffentlichte er sieben „Reime" daraus. Als sie erschienen, weilte er wieder in der Nähe der verehrten Frau, aber unter ganz veränderten Umständen. 1809 war er nach Deutschland zurückgekehrt, noch unter Lebensgefahr; aber es duldete ihn nicht länger im Ausland, seitdem sich so manche Herzen und Hände gegen Napoleon im Vaterlande regten. Nach dem Friedensschlusse zwischen Frankreich und Schweden trat er 1810 seine Professur in Greifswald wieder an. 1811 mußte nun auch der Baron Munck ins „Elend" gehen. Nach dem Sturze Gustavs IV. Adolf war er noch als „Statthalter auf Stockholms Schloß" verblieben; jetzt wurde ihm das Gehalt entzogen und andere Schwierigkeiten gemacht. Da ging er mit seiner Gemahlin gegen Ende des Sommers auf sein Gut Brandshagen bei Stralsund. Oft weilte nun Arndt wieder in der Gesellschaft seiner verehrten Freundin, und alte Zeiten und Träume wurden lebendig. Manches Wort des Trostes und der Hoffnung ist da gewechselt worden. Um nun aber der armen Vertriebenen eine besondere Freude zu machen, schrieb Arndt ein ganzes Buch voll köstlicher geistlicher Lieder, Altes und Neues verbindend, so daß er die Handschrift als „zweyte vermehrte Auflage" bezeichnen konnte. Und da er ihr das Büchlein zum heiligen Weihnachtsfeste überreichte, so fügte er als letztes Gedicht ein „Weihnachtslied" hinzu:



„Der heil'ge Christ ist kommen,
Der süße Gottessohn.
Des freu'n sich alle Frommen
Am höchsten Himmelsthron;

Auch was auf Erden ist,
Muß preisen hoch und loben
Mit allen Engeln droben
Den lieben heil'gen Christ."

Er hat die vier Strophen dann im „Historischen Taschenbuch für 1813" zuerst veröffentlicht. Die Handschrift aber, die sie als Weihnachtsgabe erhalten, hat Elisa 1814 mit nach Karlsruhe genommen, wo Baron Munck Oberhofmeister der vertriebenen Königin Friederike von Schweden wurde. 1840 ist das „fromme Kind" dort in die Ewigkeit gegangen; das Gebetbuch hatte sie einer treuen Nachbarin gegeben, der Frau Majorin Scheffel. Deren Sohn Joseph Viktor, der Dichter, schenkte es dann der jetzigen Besitzerin, der Witwe des badischen Staatsministers Rudolf v. Freydorf, geb. Freiin v. Cornberg.

Gar manche Anklänge an das eben besprochene „Weihnachtslied" enthält ein anderes, weit bekannteres, das denn auch tatsächlich gleichzeitig entstanden ist; so bezeugt's die in der Datierung zuverlässigste Ausgabe der „Gedichte" von 1818 und manche andere Überlegung. Widmete Arndt dem frommen Kinde Elisa ein ganzes Buch voller Lieder, so mußte er doch unwillkürlich auch an sein eigenes leibliches Kind denken, das täglich um ihn war. Ein kurzes Eheglück hatte der junge Privatdozent einst in Greifswald genossen. Lange Jahre war er mit der Tochter des Professors Quistorp verlobt gewesen, und als er sie 1801 endlich heimführen konnte, starb sie ihm schon nach wenigen Monaten im ersten Kindbett. Als einziges Vermächtnis hinterließ sie ihm einen gesunden Knaben, Karl Moritz, vom Vater meist Karl Treu genannt. Arndt gab ihn zu seinen Eltern aufs Land. Aber 1804 starb auch des Kindes Großmutter, und nun nahm sich deren Schwester, die gute Tante Sophie, des Haushalts und der Erziehung des kleinen Buben an. Lustig und kräftig wuchs er auf. Und als auch der Großvater starb, verblieb er im Hause des Oheims Ludwig, eines jüngeren Bruders von Ernst Moritz, der das väterliche Gut Trantow (bei Loitz an der Peene) weiter pachtete.

Wenig hatte Arndt bisher von seinem prächtigen Knaben gehabt. Bis 1806 hatte ihn das Amt meist in Greifswald festgehalten, bis 1809 weilte er völlig getrennt von ihm in Schweden, seit 1810 erst war er wieder in Greifswald, das er am 19. Oktober 1811 endgültig verließ, um abzuwarten, wie und wo er tatkräftig mithelfen könnte, des Vaterlandes Geschick zu gestalten.

Das waren herrliche Wochen im Trantower Gutshause, in denen er sich seines Kindes erfreuen konnte. Da schreibt er in einem Briefe: „Ich sitze hier wie in einem unschuldigen Paradiese mit meiner alten Tante, Schwester Gottsgab und Karl Treu und den Fabeln und Geschichten, die wir miteinander treiben. Gott weiß, ob ich je eine bessere Gesellschaft finden kann." In Vaterglück und Vaterliebe widmete er nun zum schönen, traulichen Weihnachtsfeste auch seinem Buben ein herzliches Gedicht, das kindlich gläubige „Gebet eines kleinen Knaben an den heiligen Christ":

„Du lieber, heil'ger, frommer Christ,
Der für uns Kinder kommen ist,
Damit wir sollen weiß und rein
Und rechte Kinder Gottes sein,

Du Licht, vom lieben Gott gesandt
In unser dunkles Erdenland,
Du Himmelskind und Himmelsschein,
Damit wir sollen himmlisch sein,

Du lieber, heil'ger, frommer Christ,
Weil heute dein Geburtstag ist,
Drum ist auf Erden weit und breit
Bei allen Kindern frohe Zeit.

O segne mich! Ich bin noch klein,
O mache mir den Busen rein!
O bade mir die Seele hell
In deinem reichen Himmelsquell!

Daß ich wie Engel Gottes sei,
In Demut und in Liebe treu,
Daß ich dein bleibe für und für,
Du heil'ger Christ, das schenke mir!"

Unter dem schlichten Strohdache des alten Trantower Pachthofes sind unsere beiden köstlichen Weihnachtslieder entstanden, in der Winterstille dörflicher Abgeschiedenheit fern im Pommerland. Aber seit hundert Jahren gibt es fast keinen Ort im großen Vaterlande, wo nicht eins von ihnen in der stillen, heiligen Weihnachtszeit von lieben Kinderlippen erschallt. Und heute noch wie einst strahlt aus ihnen edle Freundschaft und Vaterliebe, die sie schufen; heute noch lassen sie die himmlische Vaterliebe in unsere Herzen leuchten, von der das Christfest jubelt und klingt.

Erich Gülzow

Von allerlei Lichtern

Kann es etwas Schöneres geben als das Weihnachtslicht, das aus den Kerzen eines Tannenbaums auf glückliche Menschen strahlt?

Wir vier — und wir gehören eng zusammen, wir vier, unsre zwei Mädels und wir zwei Alte — wir saßen oft schon in solchem beglückenden Licht. Und indem ich zurückdenke, tauchen noch allerlei andre Lichter auf, in deren Leuchten wir unsres Daseins und unsres Gottes froh waren.

Da war es einmal am Wiesen- und Waldrande oben auf der Schmücke im geliebten Thüringer Wald. Sonne auf der Wiese und Freude am Sommersonnentag in uns allen! Daß heute ein Festtag sein wird mit reichen geahnten und ungeahnten Wanderfreuden, mit Neckereien und Übermut, mit Freude an der Natur und aneinander, das wissen wir alle — und wissen auch, daß die Sonne dieses Sommermorgens lange in unserem Werktag nachleuchten wird. Und waren doch so bedrückt und traurig, wir vier, so mut- und heimatlos, als wir einzogen in die ungeliebte Großstadt, — heimwehkrank nach unserm fernen Rheinland, dem Kindheitsparadies unserer Mädels. Fremd erschienen uns die Stadtmenschen, entfernt vom Leben mit der Natur, ohne Lebensharmonie, müde machend, wie sie selbst müde geworden waren im hitzigen finanziellen Kampf und im übermäßigen Wichtig-Nehmen kleiner Tages- und Modefragen.

Langsam fanden wir uns aber zu der Erkenntnis zurecht: sind wir nicht *selber* „allerlei Lichter"? Haben wir nicht selber Leuchtkraft und Wärme in uns? Auf, laßt uns Kerzen anzünden! Was geht uns denn die Unfreude der Großstadt an?!

Und so erwärmte sich immer mehr unser Heim; wir fanden gütige Freunde, entfalteten mehr Verständnis für unsere Umgebung — bis zum sichern Bewußtsein, daß es nur an *uns* liege, ob auch hier *Heimat* und *Freude* sei.

Steckt doch unsere alte, gute Stadt selbst „so viele Lichter an", trotz all ihrer neuen *Industrie*! Einen Lichtertag haben wir voraus vor vielen andern Städten: unsern Martinstag im grauen November. Als Luther einst klagte über die feisten Erfurter Bürger, die nur Kaufleute *seien*, ahnte er gewiß nicht, was für ein Geburtstagsfest ihm noch nach acht Jahrhunderten alljährlich diese Stadt seiner heißen, inneren Kämpfe bereiten würde. Da die Feier aus schlichtem, innigem Volksempfinden heraus erwuchs, hielt sie den Volkserkrankungen der Zeiten stand. „*Martin*, Martin, Martin war ein braver Mann, brennt so viele Lichter an, daß er oben sehen kann, was er unten hat getan", singen die Kinder, wenn sie am Abend des 10. November mit ihren Eltern hinziehen zum großen Platz „vor den Graden", zum Domplatz. Von allen Seiten kommen die Kleinen und Kleinsten und die Großen gezogen mit ihren bunten Laternen. Manch Stübchen ist an grauem Regentag schon hell geworden, wenn liebevolle Kinderhände an den Laternen bastelten und malten. Hast du das Glück, auf einer der siebzig Domstufen Platz zu finden, hoch oben zwischen beiden Kirchen, so siehst du hinab auf ein flutendes Meer von vielen tausend bunten Martinslichtern. Selbst an einem Fenster des grauen Gerichtsgebäudes schwingen Kinderhände ein lustiges Licht. 6 Uhr. Beim letzten Schlag vom Turme droben setzt ein Männerchor ein; wir

sehen nicht die Singenden in der Dunkelheit, nur das Leuchten ihrer Fackeln und hören ihr mächtiges Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott." Und dann: „Das Wort sie sollen lassen stahn und kein Dank dazu haben", stimmen zuletzt Tausende auf dem Platz ein. In Kinderherzen aber brennen noch lange die bunten Lichter vom Luthertag mitten in grauer Jahreszeit, mitten in grauer Not dieser Tage.

Und stammt die Sitte des Adventkranzes, dessen Kerzen die Vorweihnachtszeit erhellen und erheben, nicht aus unsrem fröhlichen Thüringen?

Lichtvoll steigen unsere grün-leuchtenden, frohen, schlanken Severitürme in den Himmel; golden strahlt abends das Muttergottesbild vom Dom hinauf zur Cyriaxburg, wenn — wie wir als Kinder träumten — die Sonne dem Jesuskind „Gute Nacht" sagt. Im Dämmerschein der reinen, frühgotischen Predigerkirche, die geweiht ist durch manches gute Wort vom Meister Eckhart, werden Menschenherzen überflutet von Licht beim Lauschen auf altchristliche Gesänge.

Licht ist unser Sommerwald mit seiner reichen Flora, — Licht der farbige Herbstwald. Manch frohes Erlebnis schenkt sich den Kindern durch die alljährliche Blumenfolge vom seltenen, schüchternen Schneeglöckchen an, das noch einsam im starren Winterwald läutet, über Leberblümchen, Anemonen und viele, viele andere Blütenkinder bis zu den scheidenden, herbstlichen Zeitlosen. Sind nicht unsre Blumen gefangenes Licht, herausgelockt von der Sonne? Und der kristallene Schnee in Sonnenbeleuchtung mit seinen tausend farbigen Funken — grüßt uns nicht wieder das Licht?

O heiliges Licht!

Es geht trotz Deutschlands Winterschnee „noch manch ein Freuen durch die Welt"... Wieviel Licht ist in manch edlem deutschen Herzen, von dem die Welt nichts weiß! Ich kenne eine Frau, die Tag für Tag arbeitend an ihrem Operationsstuhl steht, manchmal wird ihr zartes Gesicht starr von der Anstrengung. Mit ihr, die herbstes Frauenschicksal trägt — daß ihr prächtiger Sohn im Kriege fiel, das war ihr letztes Leid — mit ihr betrat ich des Abends ihr selbst erarbeitetes Stück eigen Land, draußen vor der Stadt. Wenn sie die grünüberwucherte Gartenpforte schließt, sind Arbeit und Sorgen vergessen. An den Wegrändern grüßt uns eine seltene Fülle farbenprächtiger Blütenstauden. „Es ist mein einziger Luxus, daß ich meine Blumen nicht verkaufe, damit sie meine Freude bleiben", sagt sie, und mit leuchtendem Gesicht schenkt sie mir eine Fülle der blühenden Gewächse. Durch Gewitter, Sturm und Regen auf aufgeweichten Feldwegen stapfe ich glückselig heim mit meinem Arm voll Blumen. An der Haustür läuft mir mein kleines Ge-„Lichter" entgegen und bringt jubelnd die unerwartete Blumenfülle zum Vater.

Ob man das auch einmal verstehen wird, in eigenem Leid in einer stillen Ecke seines Wesens einen Arm voll Blumen, ein Herz voll Licht und Wärme für die anderen bereit zu haben? —

O heiliges Weihnachtsfest, das nun wieder herabkommt in diese düstre Welt, schenk' uns von allerlei Lichtern das allerschönste, das reinste, heiligste Licht: das Licht der Liebe!

Elisabeth Donath



Im Wandel der deutschen Geschichte

In stetig aufstrebender Entwicklung von einem kleinen germanischen Königreiche zum Weltreiche vollzieht sich trotz gelegentlicher Rückschläge, deren größter der Abfall der Vereinigten Staaten war, die Geschichte Englands. Dieselbe Gleichmäßigkeit können wir in der französischen Geschichte beobachten. Nur wenn die französische Eroberungssucht das ganze Festland zu beherrschen versucht, wird Frankreich regelmäßig auf sein eigentliches Gebiet zurückgeworfen, aber in diesem bleibt es auch im wesentlichen unangefochten. Nicht viel anders als geradlinig aufsteigend war es bis zum Weltkriege mit der russischen Ent-

wicklung. Und alle Anzeichen deuten darauf hin, daß auch dieser für Rußland nur ein vorübergehender Rückschlag war, der mit Niederwerfung und Vernichtung der Randstaaten bald wieder überwunden werden wird.

Allein die deutsche Geschichte bewegt sich vom Mittelalter an in den äußersten Gegensätzen, so daß man an das Dichterwort denken muß: „Himmelaufjauchzend, zu Tode betrübt." Von einer machtvollen Staatsgewalt in der Mitte Europas, jedem Feinde furchtbar, der allgemein gesuchte Freund und Verbündete, herabgestürzt fast bis zur Vernichtung seines Staates, weiß sich das deutsche Volk wie jener sagenhafte Riese des Altertums gerade aus dem Sturze neue Kräfte zu sammeln und zu glanzvoller Höhe wieder emporzusteigen. In diesen Wandel der deutschen Geschichte führt uns, wenigstens soweit die neuere Zeit in Betracht kommt, das Buch des Heidelberger Professors Wolfgang Windelband, Die auswärtige Politik der Großmächte in der Neuzeit, 1494—1919 (Stuttgart 1922, Deutsche Verlagsanstalt), zweckentsprechend ein. Es war eine schwierige Aufgabe, die er sich gestellt hatte, auf diesem gedrängten Raume (422 Seiten) gewissermaßen die ganze neuere Entwicklung an unserem Auge vorübergehen zu lassen. Neue überraschende Ergebnisse konnte und wollte er dabei natürlich nicht zutage fördern. Anfangs im wesentlichen auf den Bahnen Rankes, dann auf denen Friedjungs und anderer neuerer Geschichtsschreiber wandelnd, schildert der Verfasser die Entstehung des europäischen Staatensystems und seiner Glieder, die vorbereitenden Kämpfe um Italien, den Kampf gegen die Vormachtstellung Spaniens wie die gegen die Frankreichs und endlich die sich daraus im Zeitalter des Imperialismus ergebende Weltstellung Englands. Das Buch ist für weite Kreise der Gebildeten zur Einführung in die neuere Geschichte sehr wohl geeignet.

Tritt in dem Windelbandschen Buche, welches die Entwicklung der Dinge vom weltpolitischen Standpunkte verfolgt, die deutsche Geschichte verhältnismäßig in den Hintergrund, so zeigt uns den Aufstieg aus tiefstem Falle das Buch des Frankfurter Historikers Georg Küntzel, Die drei großen Hohenzollern und der Aufstieg Preußens im 17. und 18. Jahrhundert (Stuttgart 1922, Deutsche Verlagsanstalt). Das kleine Buch (169 Seiten) ist für das von Erich Marcks und Karl Alexander von Müller herausgegebene Sammelwerk „Meister der Politik" bestimmt. Damit ergibt sich die Stoffauswahl wesentlich nach der Seite der auswärtigen Politik und die Kürze der Darstellung, die weniger erzählen als charakterisieren will. Die drei großen Hohenzollern, mit denen sich der Verfasser beschäftigt, sind natürlich der große Kurfürst, Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große. Auch hier erwarten wir von vornherein keine neuen geschichtlichen Ergebnisse, die der Verfasser nicht bringen will, vielleicht auch gar nicht mehr bringen könnte. Aber die Charakteristik ist meisterhaft gelungen, wie bei aller Verschiedenheit der Persönlichkeiten durch sie ein fester einheitlicher Zug hindurchgeht, ein starker Wirklichkeitssinn, verbunden mit hohem Idealismus. Gegenüber den seit der Revolution üblich gewordenen Schmähungen und Herabsetzungen eines der größten Herrschergeschlechter aller Zeiten ist die Schrift an sich schon eine politische Tat. Das ist nicht so gemeint, als ob die Wissenschaft sich in den Dienst der Politik zu stellen hätte. Wenn der Geschichtschreiber nur dem einst von Ranke vorbildlich gesteckten Ziele folgt, zu erzählen, wie es wirklich gewesen ist, so kann er damit eine viel wirksamere politische Tätigkeit entfalten als der Parteipolitiker in der Blechschmiede oder in der Schwatzbude.

Darin zeigte sich eben der unvergängliche politische Genius des deutschen Volkes, daß fast in demselben Augenblicke, in dem das beinahe tausendjährige Heilige Römische Reich Deutscher Nation durch den Westfälischen Frieden den Todesstoß empfing, auf dem jungen Kolonialboden in der Gründung der Hohenzollern der Staat der Deutschen heranwuchs, der die Grundlage der neuen deutschen Staatseinheit an Stelle des verfallenden Reiches bilden sollte. Doch er umfaßte selbst nach dem abschließenden Ergebnisse der Befreiungskriege nur ein Drittel Deutschlands, und der Einheitsdrang des deutschen Volkes, namentlich des durch den preußischen Staat gar nicht berührten deutschen Südwestens, ging darüber hinaus. So war die Einheits-

bewegung des Jahres 1848 wesentlich eine solche des politisch schwachen deutschen Südwestens, und sie scheiterte, weil das unpolitische Geschlecht noch nicht begriffen hatte, daß der Staat in erster Linie Macht ist, und deshalb die Paulskirche den Anschluß an den Machtfaktor deutschen Lebens, den preußischen Staat, nicht zu finden vermochte.

Es ist nun von Interesse, wie sich zu dieser Einheitsbewegung der zweitgrößte rein deutsche Staat, Bayern, stellte, in dem doch immer bei Fürst und Volk ein aus der Größe und Bedeutung des Staates sich ergebendes starkes Gefühl staatlicher Selbständigkeit vorhanden war. In diese Frage führt uns die Schrift von M. Doeberl, Bayern und Deutschland, Bayern und die deutsche Frage in der Epoche des Frankfurter Parlaments (München und Berlin 1922, Druck und Verlag von R. Oldenbourg, 266 S.) ein. Dem Verfasser hat für seine Schrift reicher, bisher unbenutzter archivalischer Stoff zur Verfügung gestanden, was um so freudiger zu begrüßen ist, als das Jahr 1848 trotz alles Zurückgreifens auf das Werk der Paulskirche immer noch nicht seinen Geschichtschreiber gefunden hat. Das war der eigentümliche Widerspruch in der Persönlichkeit König Ludwigs I. von Bayern, daß er „teutsch" fühlte mit allen Fasern seines Wesens, aber doch nicht ein Titelchen von den Rechten des bayerischen Königtums aufgeben wollte. Aber darin bildete er gerade die Verkörperung des bayerischen Volkes und Staates. So mußte ihm schließlich Deutschland in Bayern aufgehen, wie er es gut gemeint in den verschrobenen Versen ausdrückte: „Als Bayern teutscher nichts es gibt, im Norden nicht und nicht im Süden". Dafür war aber Deutschland zu groß und Bayern zu klein. Daran mußte Bayerns „teutscher" König scheitern. Aber sein Nachfolger Maximilian II., der seinem Vater an geistiger Bedeutung nicht annähernd gleich kam, konnte auch keine andere Politik verfolgen. So verwickelte er sich in die unglückselige Triasidee, welche Bayern innerhalb der deutschen Einheit eine entsprechende führende Stellung geben sollte, und mußte das Werk der Paulskirche mit dem preußischen Erbkaisertume bekämpfen. Daher konnte das Scheitern der deutschen Einheitsbestrebungen von 1848 vom bayerischen Standpunkte aus nur als Erlösung betrachtet werden. Für diese, aus den Verhältnissen sich mit innerer Notwendigkeit ergebende Entwicklung bietet uns der Verfasser die erste Darstellung auf Grund der bayerischen Staatsakten und hat sich damit ein besonderes Verdienst erworben.

So mußte es nach dem Scheitern der Bewegung von 1848 schließlich doch der preußische Staat sein, der mit Blut und Eisen die deutsche Einheit herstellte. Erst auf der Grundlage des einheitlichen deutschen Staates waren auch erst einheitliche deutsche Parteien möglich. Es ist bedauerlich, daß die Geschichte der deutschen Parteien bisher viel zu wenig behandelt worden ist. Allerdings ist eine Parteigeschichte besonders schwierig zu schreiben. Denn an sich ist dazu nur ein Parteigenosse imstande, da nur er sich in das Wesen der Partei kongenial hineinfühlen kann. Andererseits muß sich die sachliche Geschichtschreibung über den Parteistandpunkt erheben. Wenigstens einigermaßen sucht die in der deutschen Parteigeschichte vorhandene Lücke ein Sammelwerk auszufüllen, das Friedrich Meinecke zum 60. Geburtstage dargebracht ist: Deutscher Staat und deutsche Parteien, Beiträge zur deutschen Partei- und Ideengeschichte, herausgegeben von Paul Wentzcke (München und Berlin 1922, Druck und Verlag von R. Oldenbourg, 384 S.). Auf die Besprechung der Beiträge im einzelnen müssen wir leider verzichten, doch dürfte ihre Aufführung von Interesse sein. Es handelt sich um zwölf einzelne Abhandlungen, durchschnittlich im Umfange von zwei Druckbogen: Rohden (Berlin), Die weltanschaulichen Grundlagen der politischen Theorien; Dora Wegele (Darmstadt), Malwida von Meysenbug und Theodor Althaus, ein Beitrag zur Geschichte der vormärzlichen Demokratie; Dr. Paul Wentzcke (Archivdirektor, Düsseldorf), Glaubensbekenntnisse einer politischen Jugend, Beiträge zum Lebensbilde Ludwig Aegidis und Eduard Laskers — mein alter Lehrer und Freund Aegidi würde sich im Grabe herumdrehen, wenn er wüßte, daß man ihn in dieser Weise mit dem polnischen Juden Lasker zusammengekoppelt hätte —; Dr. Hermann Baechtold (Professor, Basel), Jakob Burckhardt und das öffentliche Wesen seiner Zeit; † Dr. Hermann

Wilhelm Mayer, Aus der Geschichte der nationalliberalen Partei in den Jahren 1868—71; Dr. Otto Westphal (München), Der Staatsbegriff Heinrich von Treitschkes; Dr. Frances Magnus-Hausen (Jena), Ziel und Weg in der deutschen Frauenbewegung des 19. Jahrhunderts; Dr. Siegfried Kaehler (Archivrat am Reichsarchiv, Potsdam), Stöckers Versuch, eine christlich-soziale Arbeiterpartei zu gründen (1878); Dr. Wilhelm Mommsen (Berlin), Bismarcks Sturz und die Parteien; Dr. Hans Fraenkel (Berlin), Deutsche und amerikanische Demokratie; Dr. Hans Rothfels (Archivrat am Reichsarchiv, Potsdam), Marxismus und auswärtige Politik; Dr. Alfred von Martin (Professor, Frankfurt a. M.), Weltanschauliche Motive im altkonservativen Denken. Das sind wenigstens eine Reihe wertvoller Bausteine für künftige Parteigeschichte. Es ist Friedrich Meinecke, der für die neueste deutsche Geschichte so viel getan hat, zu danken, auch hierfür die äußere Anregung gegeben zu haben.

Die deutsche Einheit hat schließlich doch den deutschen Zusammenbruch nicht zu hindern vermocht. Der Grund lag im wesentlichen darin, daß dem letzten Vertreter unseres großen Herrscherhauses das abging, was Küntzel an seinen großen Vorfahren rühmt, jene Verbindung von Wirklichkeitssinn und Idealismus. Der Idealismus war wohl da, aber der Wirklichkeitssinn fehlte. So konnte sich Kaiser Wilhelm II. in einer jedem gesunden politischen Denken fremden Nibelungentreue mit dem Hause Österreich verbinden, das Deutschland von jeher und immer nur zum Verderben gereicht hat. Das wußten die großen Hohenzollern, der große Kurfürst, Friedrich Wilhelm I., Friedrich der Große wie Wilhelm I., und nur die Schwächlinge Friedrich Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm IV. konnten es vergessen. Es ist ein vergebliches Bemühen, jetzt nachweisen zu wollen, daß das Bismarcksche Politik gewesen sei, die Kaiser Wilhelm II. verfolgt habe. Bismarck traute den Österreichern nicht über den Weg, hielt sich deshalb immer die Verbindung mit Rußland offen und ließ sich vor allem nicht, indem er die Leitung in der Hand behielt, in das Schlepptau der österreichischen Balkanpolitik nehmen. Kaiser Wilhelm II. gab die Verbindung mit Rußland auf, hatte deshalb nur noch die Möglichkeit der Verbindung mit dem sich national immer mehr zersetzenden Österreich, in dessen Hände die Leitung geriet, so daß die Hohenzollern in Nibelungentreue einmal wieder dem Hause Österreich Vasallendienste leisten konnten.

So mußte der Sturz Österreichs auch Deutschland in seinen Strudel ziehen. Diese Entwicklung schildert uns in dramatischer Lebendigkeit Karl Friedrich Nowak in seinem Buche „Chaos" (München 1923, Verlag für Kulturpolitik, 353 S.) sowohl auf der österreichischen wie auf der deutschen Seite. Nowak ist durch seine Werke „Der Weg zur Katastrophe" und „Der Sturz der Mittelmächte" längst als glänzender zeitgenössischer Geschichtschreiber bekannt. Der Wert seiner Darstellung beruht auf der unmittelbaren Mitteilung mitwirkender Zeitgenossen, so daß man die Ereignisse fast noch einmal zu erleben glaubt. Aber gerade darum ist die Nowaksche Darstellung mit Vorsicht zu genießen und von objektiver Geschichtschreibung weit entfernt. Es ist wie eine Kette von Interviews. Vielfach könnte sogar eine blinde alte Frau mit dem Stocke fühlen, auf wessen Mitteilungen gerade dieser oder jener Teil der Darstellung beruht. Und daneben hat man immer das Gefühl, wie der Mitteilende die Mohrenwäsche an sich selbst vorzunehmen bemüht ist. Indem der Verfasser sich in den Dienst seines Einbläsers stellt, wird er dann, sich selber unbewußt, auch mit zur Mohrenwäsche verwandt. Die Art, wie das Buch entstanden ist, schließt also gleichzeitig seinen Wert und seine Schwäche in sich.

Das, was einen bei dem Zusammenbruche immer wieder mit Entsetzen erfüllt, ist die unbegreifliche Kopflosigkeit und Schwäche der leitenden Stellen. Es ist, als ob sie vom Kaiser herab einer immer weiter nach unten sich verbreitenden epidemischen Krankheit unterlegen wären. Beim Kaiser tritt besonders die Klarheit des Verstandes hervor, mit der er das Richtige erkennt und bei dieser Erkenntnis auch noch zu einem rettenden Auswege gekommen wäre, aber dann in unbegreiflicher Willensschwäche entgegen dieser Erkenntnis handelt. Sehr viel

erinnert dabei an den Zusammenbruch von 1806/07. Aber wie es sich damals um eine Krankheitserscheinung handelte, die uns Colmar von der Goltz in seinem Buche „Roßbach und Jena" in so treffenden Zügen geschildert hat, so dürfen wir auch diesmal auf Gesundung hoffen.

Prof. Dr. Conrad Bornhak



Soziologie als Wissenschaft

(Tönnies „Kritik der öffentlichen Meinung")

Der Kieler Sozialphilosoph Ferd. Tönnies kündigte vor Jahresfrist an, daß er „die Gesamtheit der Lehren und Theorien, die (in großem Umfange) über die öffentliche Meinung ans Licht getreten sind", in einem besonderen Werke als „Entwicklungsgeschichte dieser Meinungen über die öffentliche Meinung" vorlegen wolle; sie werde „ein Stück Geistesgeschichte" sein. Ohne Frage. Aber was er nun vorher geboten hat, ist nicht Geschichte, sondern „eine kritische Theorie der öffentlichen Meinung". Mit diesem Werke kehrt der nun 68jährige Philosoph, nachdem auch er dem Weltkrieg seinen literarischen Tribut gezahlt, zu seinem schon vor 36 Jahren mit der Schrift über „Gemeinschaft und Gesellschaft" betretenen eigensten Gebiete zurück. Schon darum gebührt seiner „Kritik der öffentlichen Meinung" in hohem Maße Beachtung (Berlin 1922, Jul. Springer; XII und 583 Seiten).

Der Gegenstand des Werkes ist nicht der Inhalt irgendwelcher bestimmter öffentlicher Meinungen der Gegenwart oder der Vergangenheit. Zur Diskussion steht lediglich die Frage: Was ist das Wesen, die Struktur der öffentlichen Meinung, unabhängig von Ort, Zeit und Inhalt? Tönnies erstrebt „eine begriffliche Klärung des Gedankens über eine so wichtige soziologische Tatsache und Erscheinung".

So beginnt er mit einer sprachpsychologischen Untersuchung über den Begriff „Meinen" nach all seinen Schattierungen sowie über sein Verhältnis zu verwandten Begriffen. Dabei spielt eine besondere Rolle der Begriff „Glauben". Bei scharfer Herausarbeitung der Wesensunterschiede findet Tönnies doch auch so viele Berührungspunkte zwischen beiden, daß ihm der Weg frei wird, auch weiterhin die Untersuchung über die öffentliche Meinung und ihre Äußerungen etwa in Parteien auch auf jederlei Art religiöser Verbände auszudehnen. „Das enge und nahe Verhältnis, einerseits der Abhängigkeit und Verwandtschaft, andererseits des Widerspruches und Gegensatzes" der öffentlichen Meinung als einer Form des sozialen Willens „zur Religion als einer Gesamtform des sozialen Willens ist . . . ein Hauptstück meiner Lehre von der öffentlichen Meinung". „Gemeinsam mit der Religion ist der öffentlichen Meinung . . . die nach innen verbindende Kraft und der verpflichtende Wille, der sich oft als sittliche Entrüstung und Unduldsamkeit gegen Andersdenkende äußert." So wird der innere Grund für die Ablösung der religiösen Gegensatzgruppen des 15. bis 19. Jahrhunderts durch solche des wirtschaftlich-sozialen Lebens im 19. und 20. Jahrhundert verständlich.

Es ist ja bekannt, welche Bedeutung im Kampf des aufsteigenden Sozialismus — dies Wort als Bezeichnung der gesamtgeistigen Einstellung einer zur Alleinherrschaft drängenden und zur Mitherrschaft berechtigten Klasse gefaßt — die Absage an die Vertreter der Kirche als „Volksverdummer" und „Lügner" besessen hat. Und wie stehen die Dinge heute? Dieselben von tiefster Erbitterung diktierten Prädikate werden schon von jüngeren Ideologen des Sozialismus gegen ihre eigenen bisherigen Führer geschleudert, denen man sich anvertraut, denen man „geglaubt" hatte. So tritt also auch hier in den wirtschaftlich-sozialen Tagesfragen die den Menschen vereinsamende Skepsis an die Stelle des gemeinschaftbildenden Glaubens. Eine ungeheuerliche Zersetzung greift Platz. Die „Pfaffen" haben uns „belogen"; ihre Nachfolger,

die Parteiführer, haben uns, die Masse, irregeleitet und mißbraucht; die Tagespresse hat uns belogen und lügt täglich weiter — das ist doch die Stimmung, die „Meinung" bei Millionen unserer besten deutschen Volksgenossen. Entsetzliche Erkenntnis. Und sie bricht aus in den Schrei: Wo finde ich Halt? Da werfen sich nun wieder viele der Religion in die Arme, sei es einer der anerkannten Kirchen, sei es einer Sekte, dem Okkultismus oder — so besonders in den Kreisen der feineren bürgerlichen Kultur — dem Ästhetizismus. Und so schwankt, so pendelt die Masse von einem Extrem zum andern. „Wie die Schafe, die keinen Hirten haben." Es ist ein rechter Jammer.

Die tiefsten seelischen Gründe dieses Zustandes erkennt man in Tönnies' „Kritik der öffentlichen Meinung", obwohl das Werk in echter Wissenschaftlichkeit nicht entfernt zu diesem Zweck geschrieben ist. Ebenso geht, ohne es zu wollen, das Buch derjenigen Erscheinungsform auf dem Gebiet des öffentlichen Lebens schonungslos zu Leibe, in der die öffentliche Meinung zur Macht geworden ist, nämlich der Demokratie. Die Demokratie ist ein Ideal. Das 19. Jahrhundert hat sich an den Versuch seiner Verwirklichung gewagt; wie lange das 20. ihn fortsetzen mag, steht dahin. Gewiß ist nur, daß die Zahl der Skeptiker und Kritiker wächst. Und zwar naturgemäß am stärksten und lautesten dort, wo die Demokratie als Staatsordnung die größte Entfaltung erreicht hat, im germanisch-angelsächsisch-kalvinistischen Kulturkreis, besonders in Nordamerika, wo sie ja die bizarrsten Blüten getrieben hat. Es ist zeitgeschichtlich in Ordnung, daß nun auch bei uns, zum Teil mit reichem angelsächsischen Material, in das Wesen der Stimmungsmache geleuchtet wird, wie das ja eine sozialphilosophische Monographie der öffentlichen Meinung gar nicht umgehen kann.

Leider wird ein solch umfangreiches Buch aus den verschiedensten Gründen nicht „populär". Aber der von wissenschaftlichem Ernst getriebene Soziolog, Theolog oder Politiker sollte nicht an ihm vorbeigehen. Und über jene hinaus greife zu dem Buche der wissenschaftlich geschulte Mensch, der selbst frei zu sein und frei sich zu behaupten wünscht, aber auch den Weg zur Freiheit der Persönlichkeit jenen andern gern zeigen möchte, die, noch ohne Macht über sich selbst, von einer Gefolgschaft in die andere fallen!

Dr. Hugo Preller



Entdecker durch Glück, Geist oder Gemüt

Den reinen Zufallsentdecker, dem das Glück einen großen Fund in den Schoß wirft, werden wir nicht so hoch schätzen wie den, der durch zielbewußte Arbeit, durch eine Reihe scharfsinniger Schlüsse, durch seltene Geistesschärfe zu einer Entdeckung gelangt. Doch höher aber als diesen letzteren werden wir den Mann achten, bei dem das Herz oder Gemüt, der Wille zum Helfen den Antrieb bildete, zu Einsichten oder Aufschlüssen zu gelangen, die für die Menschheit einen Segen bilden. Man sage nicht, solche Abstufung der Entdecker nach Wertmaßstab sei eine müßige Unternehmung. Im Gegenteil, sie ist von größter sozialer Bedeutung, sie hat noch viel Unrecht aus der Welt zu schaffen, indem sie verhütet, daß der für die Allgemeinheit minder wertvolle Mann zu dem Ansehen und Einfluß gelangt, der dem Besseren gebührt, und damit auch zur Möglichkeit großer Schadenstiftung. Hat einer zum Beispiel für eine reine Zufallsentdeckung einen Nobelpreis bekommen, so wird er bei Berufungen auf Universitätslehrstühle, bei buchhändlerischen Aufträgen zur Abfassung von Lehrbüchern und ähnlichen Gelegenheiten einem Fachgenossen vorgezogen werden, der zum Nutzen der Allgemeinheit jene Aufgaben besser erfüllen könnte, weil er über höhere Geisteskräfte verfügt. Wer dagegen einwendet, warum denn gerade diese höheren Geisteskräfte nicht zu einer Entdeckung geführt haben, dem muß in Erinnerung gebracht werden, daß oft die

gewaltigste Gedankenarbeit geleistet worden ist, ehe die Frucht so reif war, einem gerade des Weges kommenden Zufallsentdecker vor die Füße zu fallen. Allüberall fährt die Allgemeinheit am besten, wo der Beste kutschiert; es gilt also, den Besten herauszufinden; daher brauchen wir soziale Wertmaßstäbe, ein solcher aber ist auch die Abstufung der Entdecker nach Glück, Geist und Gemüt.

Man darf sich dabei nicht irre leiten lassen, wenn sich an eine reine Zufallsentdeckung nun eine ganze Reihe weiterer ungeahnter Entdeckungen anschließt: deshalb wird jener Zufallsentdecker noch lange kein größerer Mann. Die Zufallsentdeckungen begegnen uns nicht sowohl auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften als da, wo man mit Stoffen und Kräften experimentiert, wo man die Versuchsanordnungen beliebig ändern und abwarten kann, bis aus den Dingen, aus den Stoffen und Apparaten etwas herausspringt, was nicht aus dem Kopfe entspringen konnte. Demgemäß waren zwei der berühmtesten Entdeckungen reine Zufallsentdeckungen: Galvani ist über die so folgenreiche Entdeckung der Berührungselektrizität geradezu gestolpert, ja nach seiner eigenen Schilderung hat ihn ein Laboratoriumsdiener erst auf seine Entdeckung aufmerksam machen müssen, und was den jetzt verstorbenen Röntgen betrifft, so las man, daß auch ihn sein Diener erst auf den Licht- oder vielmehr Fluoreszenzschein aufmerksam machte, mit dem sich die Fleisch und Bein durchdringenden neuen Strahlen verrieten. Galvani und Röntgen waren also Entdecker durch Glück; und ihr Glück war auch unseres, denn in der Beherrschung der Natur haben sie uns gewaltig gefördert. Trotzdem steht eine Entdeckung wie die Entzifferung der Keilschrift durch Grotefend auf einer viel höheren Geistesstufe, obwohl sie uns materiell gar nichts, ideell aber, also in bezug auf Selbsterkenntnis, ebenfalls unschätzbar nützlich gewesen ist. Die Keilschriftentzifferung rollte den Vorhang, der sich über die Menschheitsentwicklung geschoben, um fünftausend Jahre zurück, erweiterte also unsere Geschichts- und damit unsere Selbsterkenntnis, war also so kulturfördernd wie Galvanis oder Röntgens Entdeckung; aber Grotefend, der die Hauptarbeit bei der Entzifferung der Keilschrift geleistet, verdankte seinen Erfolg nicht einem Drüberstolpern und Draufstoßen, sondern wochenlanger höchster geistiger Anspannung und einer Reihe bewundernswert scharfsinniger Schlüsse. Galvani hätte, Röntgen hat für seine Glücksentdeckung den Nobelpreis bekommen, Grotefend, wenn er noch lebte, würde für seine Geistestat keinen Nobelpreis bekommen haben, weil diese Preisstiftung eben ein unzulängliches Stück Chemikerkultur ist. Grotefend hätte sich über diese Ungerechtigkeit damit trösten müssen, daß ihm sein so viel schärferer und reicherer Geist ebenfalls eine — Glücksgabe war, die ihn für den Entgang an Geld reichlich schadlos hielt.

Große Gedanken kommen aus dem Herzen. Auch große Entdeckungen, so seltsam es klingt, datieren von ebendaher. Zwei junge Ärzte sind es, die uns hier den höchsten Entdeckerrang darstellen, Robert Mayer und Semmelweis. Robert Mayer erwies als Urgrund des sichtbaren Seins jenen ewigen Bestand wechselnder Kraftformen, zwischen denen unabänderliche Zahlengleichungen bestehen: unmittelbare Frucht des neuen Naturbildes war die Neugestaltung des Physikunterrichts und der Technikerbildung, letzten Endes auch die drahtlose Telegraphie. Allerdings spielt auch bei dem großen Einblick, den der Forscher in das Getriebe der Naturkräfte gewann, der Zufall eine Rolle: als er beim Aderlassen auf Java in Inselindien die Verschiedenheit der Farbe des Venenblutes von der ihm aus dem kälteren Europa erinnerlichen bemerkte, da knüpfte sich ihm das Band zwischen Wärme und Bewegung, Licht, Elektrizität, Schall und chemischer Spannkraft. Aber während Galvani und Röntgen eben nur feststellten, was ihnen der Zufall bot, erschloß Mayer eine ganze Welt neuer, umspannender Einsichten, fügte er Schluß an Schluß, Entdeckung an Entdeckung, Berechnung an Berechnung, leistete er eine ganz unvergleichlich höhere Gedankenarbeit als jene Zufallsentdecker, und dann: eben jene zufällige Beobachtung machte er im fernen Südosten, dorthin aber war er gegangen oder vielmehr als Arzt auf einem Backsteinschiff gefahren, um Erfahrungen für seinen ärztlichen Beruf zu sammeln und damit den Menschen zu nützen. Und er war hingefahren, trotz aller

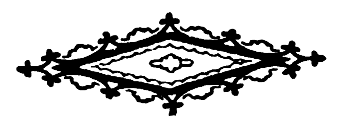


Warnungen vor den Gefahren der See, der Wilden und der Beriberikrankheit. Am Anfang seines Entdeckertums steht also das tiefe Gemüt, das gute Herz, der Helferwille.

Und ebenso ist es mit der Entdeckung der Asepsis oder fäulnisfreien Wundbehandlung durch Ignaz Semmelweis. Was er als junger Assistenzarzt an der Wiener Geburtsklinik beobachtete, die grauenerregende Sterblichkeit der Wöchnerinnen, das erschütterte ihn tiefer als die andern, er sann deshalb auch hartnäckiger über die Ursachen nach, der Gedanke ließ ihm Tag und Nacht keine Ruhe. Er verglich die Sterblichkeitstabellen für die beiden Abteilungen der Klinik, er ahnte schon die Ursache, da kam wiederum ein Zufall zu Hilfe: der Tod seines Freundes Kolletschka und der anatomische Befund bei der Leichensektion: das war der Schlußstein seiner Reihe von Folgerungen. Jetzt war es Semmelweis klar, daß die furchtbare Sterblichkeit, die früher in Krankenhäusern herrschte, die Folge von Übertragung von Wundgiften durch die Hände der Ärzte und Pfleger war und daß größere Sauberkeit oder sorgfältigere Reinigung von Händen, Instrumenten und Krankenwäsche jene üblen Folgen verhüten mußten. Wo man nach seinen Vorschriften verfuhr, ging die Sterblichkeit auffallend zurück. Ohne daß Versuche an Tieren oder Menschen gemacht wurden, war die Asepsis entdeckt, die fäulnisfreie Wundbehandlung, die Grundlage zu dem großen Aufschwung der Chirurgie und Medizin. Aber leider wurde Semmelweis durch seinen mißgünstigen, gewissenlosen Vorgesetzten und daraufhin von dessen Kollegen, den Direktoren der großen Kliniken in Deutschland und Österreich unterdrückt, Lord Lister in England, auf Pasteurs Mikrobenentdeckung gestützt, suchte eine Asepsis, die nach was Eignem aussah, und gelangte endlich auf riesigem, für viele Menschen und manches Getier tödlichem Umweg auf die Semmelweissche Methode. So war Semmelweis aus der Tiefe seines Gemütes heraus, ohne Vivisektion und Versündigung an kaninchenweise behandelten Patienten einer der größten Entdecker und Heilbringer geworden.

Freilich, den hochmögenden Professoren der Universitäten war es ein Ärgernis, daß junge Ärzte entdeckt hatten, was ihnen entgangen war: daher suchten sie durch Totschweigung oder Verunglimpfung die Entdecker zu unterdrücken, um die Entdeckungen später für sich auszunutzen. So wurde Mayer in ein Nervenfieber und in zwangsweise Irrenbehandlung, Semmelweis aber in geistige Umnachtung getrieben, beiden tief fühlenden und darum leidensvolleren Entdeckern fehlte noch die philosophische Güte, die lächelnd auch Nichtanerkennung verträgt, und in der verliehenen Entdeckergabe allein schon Lohn sieht, der reichlich lohnet. Es ist also kein Grund zu Schwarzseherei, wenn man den reichen Gewinn, den die oben genannten Zufallsentdecker einheimsten, mit dem tragischen Schicksal der Entdecker vergleicht, die es aus dem Gemüt und Herzen heraus wurden. Noch ein bißchen mehr Gemüt, Herz oder Liebe, so hätten sich auch Mayer und Semmelweis ihr Schicksal erspart, sie hätten, ihres eigenen Reichtums und Glückes froh, Mitleid mit den armen, armseligen Unterdrückern gehabt. Mayer hat zuletzt dies noch erkannt und bekannte sich deshalb öffentlich zur Religion der Liebe: so blieb ihm das Schreckliche erspart, das den leidenschaftlicheren Semmelweis im Irrenhaus enden ließ, und auch die Anerkennung wurde ihm noch zu Lebzeiten zuteil. Es dürfte bei der Blödheit der Masse immer oder noch lange so bleiben: der Entdecker durch Glück hat auch den klingenden Erfolg, der Entdecker durch Geist verbessert ein wenig seine Lage, der Entdecker durch Gemüt, weil das Höchste leistend, hat auch die schwerste Belastungsprobe für das Gemüt zu tragen. Hat ihn Liebe zum Höchsten geführt, so muß ihn Liebe auch das Schwerste überwinden lassen.

Dr. Georg Biedenkapp





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Voß und Wildenbruch

In einigen Türmerheften (Mai bis August) haben wir eine Reihe von Briefen des Dichters Ernst von Wildenbruch an den weimarischen Geheimen Kirchenrat Spinner veröffentlicht: Briefe, die für des vereinsamenden Dichters letzte Lebensjahre psychologisch bezeichnend sind. Durch seinen offenen Brief an den Großherzog hatte er sich des jungen Herrschers Gunst verscherzt; und als das alte Theater geschlossen und das neue eingeweiht wurde, erhielt nicht er — dessen „Hohes Lied von Weimar“ bereits fertig war —, sondern Richard Voß den Auftrag, das Festspiel zu schreiben. Dabei vermutete Wildenbruch, daß sein Stück von Voß gekannt war, ließ sogar das Wort „Plagiat“ fallen, was aber gänzlich ungerechtfertigt war. Dazu schreibt uns Frau Melanie Voß, des Dichters Witwe, aus Berchtesgaden:

„In der Augustnummer des ‚Türmers‘, in den Briefen E. von Wildenbruchs, findet sich eine Bemerkung über das Festspiel, das seinerzeit mein Mann zur Eröffnung des neuen Weimarer Theaters dichtete. E. v. Wildenbruch behauptet nämlich, daß mein Mann eine Idee des von Wildenbruch gedichteten Epilogs verwertet und ein ‚Plagiat‘ begangen habe. Nun kenne ich meinen Mann zu genau, um nicht zu wissen, daß er ein Plagiat nie beging, seine reiche dichterische Phantasie schaffte ihm Einfälle und Ideen genug! Die Idee des Vossischen Festspiels, die Wildenbruch als seiner Dichtung entlehnt bezeichnet, lag, wie er selbst sagt, nahe genug, und Wildenbruch gibt ja selber zu, daß diese Idee bei Voß in ganz anderem Zusammenhang stehe als bei seiner Dichtung.

Außerdem glaube ich mich bestimmt zu erinnern, daß mein Mann die Wildenbruchsche Dichtung überhaupt nicht kannte; wie er auch stets vermied, sich mit einem Gegenstand (wie ihn ein anderer etwa behandelt) bekannt zu machen, über den er zu schreiben gedachte, eben um in keiner Weise irgendeiner Beeinflussung zu unterstehen. Wie ich Ihnen auf das ernstlichste und der Wahrheit gemäß versichern kann, lag ihm alles daran, daß nicht er selbst, sondern Wildenbruch das Festspiel dichtete; und er tat das möglichste, dem geliebten und verehrten Freunde diese Genugtuung zu verschaffen. Leider gelang es ihm trotz wiederholten inständigen Versuchen, den Großherzog für diesen Plan umzustimmen, nicht, die damals schon bestehende Animosität des Großherzogs gegen Wildenbruch zu besiegen ...“

Wir danken für diese liebenswürdige Auskunft. Es wird übrigens kaum ein Kenner der beiden Festspiele auf den Gedanken gekommen sein, daß der phantasiereiche Voß ein Plagiat begangen habe.



Deutsche Frauen, wie ich sie sah

Vor ungefähr einem Jahr (Nov. 1922) erhob Jella Schultz im „Türmer" eine schwere Anklage gegen deutsche Frauen. In ihrer Darstellung erschienen die Mädchen und Frauen unserer Zeit in ihrer Gesamtheit leichtfertig, oberflächlich, vergnügungs- und putzsüchtig, würdelos in einem Grade, daß sie das ganze Wohl unseres Volkes gefährdeten.

Ich muß sagen, daß mich diese Ausführungen schmerzlich berührten. Denn sehr wohl kann ein Volk an seinen Frauen zugrunde gehen. Ich kannte zwar in meinem ganzen Umkreis keine solche Frau, wie Jella Schultz sie schildert — aber der Umkreis des Einzelnen ist klein und Deutschland ist groß. Und ich beschloß, die deutsche Frau der Gegenwart zu beobachten, zu studieren.

Ein Jahr lang trieb ich diese stumme Beobachtungsarbeit, überall wo ich hinkam, in Stadt und Land. Und so darf ich heute wohl auch ein Urteil über die deutschen Frauen fällen. Und ich kann sagen — zu meiner großen Freude —: Jella Schultz hat trotz alledem unrecht.

Die Verfasserin sprach von dem anstößigen, ja unanständigen Benehmen einer höheren Mädchenschulklasse gegen ihren Lehrer. Das muß wirklich ein ganz einzeln dastehender Fall sein; ich habe wenigstens nie Ähnliches gehört. Indessen habe ich Scharen junger Mädchen aus dem Volke und dem gebildeten, bürgerlichen Mittelstande kennen gelernt, besonders in dem berüchtigten Berlin.

Zu meinen schönsten Feierstunden gehörten die liturgischen Abendgottesdienste in der alten Klosterkirche. Sie waren ins Leben gerufen worden von einem jungen Pfarrer in der Niederlausitz und seiner Wandervogelgilde Cäcilia. Unvergeßlich sind mir diese Pfingstfeiern, diese Sommer- und Herbstandachten. Die Wandervögel, halbwüchsige Jungen und Mädel, haben die Kirche mit Blumen geschmückt; junges, zartes Birkenlaub schlingt sich um die Kronleuchter, und vom lichterflammenden Altar schimmern Blumen, Frühlingsblumen oder Rosen und Lilien am Johannestag oder die letzten Astern und Blumen des Herbstes. Und vom Chor singen die Wandervögel zu ihren Lauten die holdesten deutschen Lieder, altkirchliche Mariengesänge, Paul Gerhardts wonniges Sommerlied: „Geh aus mein Herz und suche Freud'", „Schönster Herr Jesu" oder das tiefberuhigende Abendlied: „Der Mond ist aufgegangen ..."

Welch reinen deutschen Ton haben gerade die Wandervögel in unser Großstadtleben gebracht! Wenn sie im Sommer mit Lauten und Rucksäcken durchs Vaterland streifen, bringen sie uns so viele liebe Volkslieder, Reigentänze und Volkssitten mit heim. Zu den schönsten gehören die alten volkstümlichen Krippenspiele. In den letzten, dunklen Adventswochen brannte wohl jeden Abend in irgendeinem Schulsaal ein Baum oder ein grüner Lichterkranz, und die Wandervögel sangen alte Krippenlieder zu ihren Lauten und stellten die Geschichte der heiligen Nacht dar, wie sie in einsamen Gebirgsdörfern die Phantasie des Volkes gestaltet hat.

Wir wohnen im Berliner Norden, in einer riesigen grauen Mietskaserne mit staubigen Höfen, dunklen Hinterhäusern und Quergebäuden. Öfter des Sonntags früh erhebt sich unten auf dem Hofe ein frommer, lieblicher Mädchengesang. Geistliche Volkslieder: „So nimm denn meine Hände", und: „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh'". Ganz eigentümlich, bewegend, tröstend klingt es zu den vielen Fenstern empor. Zuweilen ziehen diese jungen Mädchen auch des Abends durch die Straßen; tapfer und unbeirrt ziehen sie an den lärmenden Lokalen und Kinos vorüber und singen ihre frommen Lieder, und wie manches hartgetretene Großstadtherz mögen sie schon bewegt haben. All diese jungen Mädchen stammen aus dem Volke, sind Arbeiterinnen, Kontoristinnen und gehören einer religiösen Bewegung an. In frommem Jugendeifer, heiligem Idealismus opfern sie ihren freien Sonntag.

Die meisten jungen Mädchen in Berlin stehen im Beruf. Da sind die kleinen Tippfräuleins, meist echte Kinder des Volkes. Die städtischen Mädchenfortbildungs- und Handelsschulen entlassen Ostern und Michaeli eine wahre Flut junger Mädchen, die alle von industriellen und kaufmännischen Betrieben aufgeschluckt werden. Im übrigen bleiben sie in der Familie, zahlen Mut-

tern Kostgeld, werden von Muttern verwöhnt und bedient, aber immerhin in einer gewissen traditionellen Ehrbarkeit gehalten. Das sind die Familien, die Sonntags, umgeben von ihren Töchtern und deren „Bräutjams", mit riesigen Stullenpaketen bewaffnet, hinaus in den Grunewald ziehen und dort Kaffee kochen. Diese jungen Berlinerinnen sind munter, schlagfertig und lebenslustig. Meist heiraten sie früh.

Auch die Töchter des kleinen und höheren Mittelstandes ergreifen heutzutage frühzeitig Berufe, sind als Lehrerinnen, Buchhalterinnen, Korrespondentinnen oder bei der Bank tätig. Die verdienende Tochter ist in den weitaus häufigsten Fällen eine Stütze der Eltern, die durch die Verhältnisse um ihr Vermögen gekommen sind. Wie viele junge Mädchen kenne ich, die eine alte Mutter vollständig erhalten, oder deren Vater im Kriege fiel und die nun mit der Mutter gemeinsam die Sorgen für den Unterhalt und die Erziehung der jüngeren Geschwister tragen! Daneben gibt es freilich auch berufstätige Mädchen, deren Väter in der Lage sind, gänzlich für ihre Familie zu sorgen, die daheim nichts „abgeben". Diese verwenden in der Regel ihr selbsterworbenes Geld dazu, um sich nach und nach eine Ausstattung zu schaffen, wozu ja ein Vater kaum mehr imstande ist. Viele dieser jungen Mädchen, die ihr Geld nicht fürs tägliche Brot brauchen, tun Gutes. So kenne ich eine junge Bankbeamtin, die auf ihren Erholungsurlaub ein kleines Mädchen aus dem Ruhrgebiet mitnahm und das Kind in einem märkischen Dorf mit Milch und Eiern herauspflegte, daß es eine Freude war.

Und sie steht nicht vereinzelt da. Wenn ich aber hier anfangen wollte, Einzelbeispiele von tüchtigen jungen Mädchen aufzuzählen, so möchte der Platz nicht ausreichen.

Und die verheirateten Frauen und Mütter?

Leisten sie denn nicht geradezu Heldenhaftes, wenn man bedenkt, unter welchen Ängsten und Nöten und immer wachsenden Sorgen und Schwierigkeiten sie in den letzten Jahren ihre Kinder genährt und gekleidet und die deutsche Häuslichkeit aufrechterhalten haben? Dazu werden oft auch noch arme, verlassene Alte gespeist und unterstützt. Z. B. luden sich in diesem Herbst die Laubenkolonisten des Berliner Nordens eine große Anzahl armer alter Leute zu Gaste in ihren Gärten; sie sammelten Geld, und die freundlichen Hausfrauen kauften Mehl, Milch und Zucker, buken Kuchen und kochten Kaffee und brieten, kochten und schmorten und sorgten, daß auch für jeden etwas zum Mitnehmen blieb.

Viele Frauen aus dem gebildeten Mittelstande müssen heutzutage nicht nur ihren Haushalt versorgen, sondern auch noch Geld verdienen. Ich kenne eine junge Zahnärztin, die drei Kinder hat. Ich kenne die Frau eines kerndeutschen Malers, die ihren Haushalt mit vier Kindern ohne jede häusliche Hilfe versorgt und obendrein noch täglich drei bis vier Klavierstunden gibt. Und nie den Mut, die Heiterkeit und die Liebe verliert! Ich werde es nie vergessen, wie sie einmal mit einem zärtlichen Blick über ihre vier Blondköpfe in die Worte ausbrach: „Ach Gott — ich denke, die Welt wird diese blonden Menschen noch einmal brauchen!"

Ich kenne die Frau eines Berliner Organisten, die für ein großes Geschäft jeden Vormittag auf dem Markt Butter verkauft und nachmittags Stunden gibt und abends die Wäsche für ihren Mann und ihren kleinen Jungen ausbessert. Wenn je eine Frau ihrem Manne eine treue und tapfere Gefährtin in schwerer Zeit war, so ist es die deutsche Frau von heute. Rührend ist mir die junge zarte Frau eines Künstlers. Die Wohnung des jungen Ehepaares besteht aus einem einzigen Dachzimmer und einer Küche. Dabei haben sie ein Kindchen von einem halben Jahr. Aber bewundernswert kräftig, frisch und wohlgepflegt ist das Kleine. Und das Zimmer, wie traulich, wie fein geschmackvoll mit seinen Büchern und Blumen und dem weißen Wiegenkörbchen mittendrin! Die junge Frau hat einmal an eine Freundin geschrieben: „Die Zeiten sind ja sehr schwer, aber immer hätten wir doch nicht auf solch kleines Wesen verzichten mögen."

Sehr bewundert habe ich auch immer jene alleinstehende junge Frau, die einen altadeligen Namen trägt und ein fünfjähriges Bübchen ihr eigen nennt. Sie hat sich mit dem Rest ihres Vermögens eine kleine Landwirtschaft, bestehend aus einigen Scheffeln Feld, zwei Kühen, zwei

Schweinen, Hühnern usw. gekauft. Dieses Besitztum bewirtschaftet sie ganz allein, sie melkt die Kühe, mistet den Stall aus, geht aufs Feld. Im ersten Jahr hat sie sogar ihr sämtliches Getreide selbst gemäht. Jetzt ist sie soweit vorgekommen, daß sie sich während der heißen Sommerarbeit, tageweise, Hilfskräfte halten kann. Der Winter ist ihre Erholungszeit, da widmet sie sich mehr ihrem kleinen Jungen und liest Bücher. Sie hat einen fein ausgewählten Bücherschatz. Wie hart muß diese verwöhnte Frau, die in ihrer Mädchenzeit Hofbälle besuchte und zwei Kammerjungfern zu ihrer Bedienung hatte, um ihre Existenz ringen! Ich habe sie gesehn, wenn sie sich vor Hüftschmerzen, hervorgerufen durch die ungewohnt harte Arbeit, keinen Rat wußte oder im Winter mit geschwollenen, blutig aufgesprungenen Händen. Und doch war sie immer heiter und zuversichtlich.

Vielleicht wenden manche ein: solche Frauen sind Ausnahmen? Aber ich behaupte: sie sind die Regel.

Der Durchschnitt der deutschen Frau ist liebevoll, tapfer, fleißig und tüchtig. Wäre es nicht so, es sähe ganz anders in Deutschland aus. Viel schrecklicher und trostloser. Dann wäre alles längst in Schmutz und Verwahrlosung verkommen. Muß man nicht staunen: Bei einer solchen Verelendung und fürchterlichen Zerrüttung des Wirtschaftslebens soviel gute Ordnung und Sauberkeit überall in Stadt und Land, in den Häusern und Familien! Überall sauber gewaschene und reinlich gekleidete Kinder, blanke Fenster, wohlgeordnete Häuslichkeiten. Noch immer wird mit Sorgfalt und Liebe gekocht, die Wohnung instandgehalten, gewaschen. Blumen blühen überall in den Gärten und auf dem Fensterbrett. Und was gehört dazu in dieser Zeit! In diesen Herbstwochen werden wieder Tausende von Berliner Kindern eingesegnet. Und jedes dieser Kinder ist vom Kopf bis zu den Füßen in neue, gute Sachen gekleidet. Welche Liebe und Fürsorge liegt hinter dieser einfachen Tatsache! Wie hat die Mutter schon seit Jahren für ihr Einsegnungskind einkaufen und zurücklegen müssen! Und so ist es mit allem und jedem.

Aber (das behaupte ich kühn und erhalte es aufrecht und will es beweisen): es gibt keine einzige deutsche Frau, die sich sechs Paar seidene Strümpfe, Gesellschaftskleider zu Teeabenden, „Spitzenroben“ fürs Theater usw. kauft. Schon aus dem einfachen Grunde, weil sie kein Geld dazu hat. Heute nicht und auch schon vor einem Jahr nicht. Kein anständiger deutscher Mann verdient in unsrer Zeit soviel Geld, um seiner Frau ein solches Luxusleben schaffen zu können. Und wenn Jella Schultz in der Berliner Stadtbahn zwei „Damen“ beobachtete, die sich in dieser Weise unterhielten und von „Saison“, Gesellschaften, Theater usw. sprachen, so ist es ein großer Irrtum, wenn sie daran den Ausruf knüpft: „So sehen Deutschlands Frauen aus!“

Für die deutsche Frau gilt noch immer und mehr denn je das Wort unsres Liedes:

„Deutsche Frauen, deutsche Treue!“

Christine Holstein



Katholizismus, Rittelmeyer und Anthroposophie

Im Juniheft 1923 des „Türmers“ (25. Jahrg., Heft 9) findet sich unter „Türmers Tagebuch“ ein wertvoller Beitrag, der die Gefahren der zurzeit so stark anwachsenden anthroposophischen Bewegung beleuchtet. Leider bringen die darin abgedruckten Briefe Spiekers aber zugleich einige Ausführungen, die einen Katholiken traurig stimmen, da sie wieder einmal den Beweis liefern, welch verkehrte Begriffe sich auch ernststrebende Protestanten vom Kern und Wesen katholischer Frömmigkeit bilden.

Das als „ewig gültiges Naturgesetz in der Geisteswelt“ angeführte Wort: „Der Mensch kann sich nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben von oben“ findet gerade in der katholischen

Rechtfertigungslehre seine volle Anerkennung. Aus eigener natürlicher Kraft kann niemand das Gute vollbringen; göttliche Gnade muß den Willen zuvor angeregt haben, und ihr allein hat der Mensch es auch jedesmal zu verdanken, wenn er vor einer Sünde bewahrt blieb. Wohl haben wir einen freien Willen mitbekommen, kraft dessen wir mit der Gnade mitzuwirken oder ihr zu widerstehen vermögen — aus dieser Anschauung heraus sind im Laufe von jahrhundertelanger geistlicher Praxis innerhalb der katholischen Kirche vorzügliche Methoden zur Willensbildung entwickelt worden —, aber alles, was wir zeit unseres Lebens aufgebracht haben an Mühe und Arbeit und Geduld im Leiden, wird uns vor Gott nur angerechnet um der Verdienste dessen willen, der am Kreuze für uns starb. Diese Erlösungstat aufs höchste zu ehren, ist der Zweck unseres Kults, und wenn wir den Gottesdienst so schön, so erhaben, so weihevoll wie möglich gestalten, so suchen wir dadurch nichts anderes, als dem die Ehre zu geben, dem allein sie gebührt.

Niemals ist aber dabei unsere Absicht auf den Menschen, auf eine Beeinflussung seiner Stimmung gerichtet. Das ist die unüberbrückbare Kluft, die uns von Rittelmeyer sowie von der ganzen Anthroposophie trennt. Hier sucht man das Göttliche in sich selbst und glaubt es zu erleben in einer Steigerung der Gefühlskräfte, die man durch künstliche, also rein menschliche Mittel herbeiführt. Nach katholischer Auffassung, wie sie in der gesamten Praxis des geistlichen Lebens überall wiederkehrt, ist das Gefühl niemals der Maßstab der Frömmigkeit, sondern der gute Wille allein. Gewarnt wird sogar immer wieder vor einer Überschätzung andächtiger Stimmungen, die schon manchen zum geistlichen Hochmut verleitet haben. Die Grundlage aller Tugenden, und damit der sicherste Weg zum echten Gotterleben, ist die Demut, die in ruhiger und vernünftiger Weise sich der eigenen Schwäche und Unwürdigkeit bewußt bleibt und weiß, daß sie nichts hat, was sie nicht empfangen hätte.

Wohl fehlt es unserer Kirche nicht an einzelnen Persönlichkeiten, die in hohen Stunden gewaltigen inneren Erlebens sich ihrem Gott so nahe gefühlt haben, daß sie der Erde entrückt schienen; wir sehen in ihnen besonders Begnadete, denen der Allerhöchste etwas Köstliches geschenkt hat, um sie noch näher an sich zu ziehen; aber niemals würde ein frommer Katholik den Versuch wagen, sich aus eigener Kraft künstlich in solches Erleben hineinzusteigern, ebenso wie er sich stets bewußt ist, daß er auch bei dem schlichtesten Gebet nur dann gesammelt und freudig bleiben kann, wenn Gottes Gnade mit ihm ist.

Ein Rittelmeyer mag wohl die äußeren Formen unseres Gottesdienstes nachahmen — das innere Wesen der gesunden, kernigen katholischen Frömmigkeit schafft er damit nicht herbei; denn es entspringt allein aus unserem Glauben, den wir als ein unverdientes hohes Gnadengeschenk von Gott empfangen haben. Was aus der Anthroposophie hervorgeht, deren Weltanschauung letzten Endes auf einen verschwommenen Pantheismus gegründet ist, kann niemals zu einer „Vorstufe der Rekatholisierung" werden, sondern führt weit von uns weg in ein Nebelland ungesunder Pseudoreligiosität.

Erlösung aus eigener Kraft oder — Erlösung durch das Kreuz Jesu Christi? Das ist heute der Punkt, an dem die Geister sich scheiden. Es geht nicht mehr um konfessionelle Unterschiede, sondern um die Gesamtweltanschauung. Der am Anfang erwähnte Artikel kann leicht zu einer irrtümlichen Auffassung katholischer Religiosität führen; deshalb habe ich geglaubt, diese Zeilen schreiben zu müssen; denn heute ist es mehr denn je notwendig, daß wir uns verstehen. Schulter an Schulter mit unseren evangelischen Brüdern müssen wir alle, die wir auf dem Boden des positiven Christusglaubens stehen, den Kampf aufnehmen gegen eine Welt voll Unglauben und Mystizismus, müssen unser köstliches Wahrheitsgut verteidigen — zur Ehre dessen, der uns aus dem Tode wiedergewonnen hat für das ewige Leben.

Dr. Anna Sophie Herde





Isolde Kurz

Zum 70. Geburtstag der Dichterin

In eine Zeit, in der wir die materialistische Welt- und Lebensauffassung sich auf jedem Gebiet in allen ihren Konsequenzen auswirken sehen, fällt der 70. Geburtstag einer Dichterin, deren geistige Heimat die Gedankenwelt des deutschen Idealismus aus den Höhetagen unseres Geisteslebens und unserer Dichtung ist. Ihr Geburtstag, der Tag der Wintersonnenwende, an dem die Sonnenbahn wieder anzusteigen beginnt, wurde ihr zum Sinnbild: Me juvat ire per altum.

In ihrer Anlage fanden sich die hohen Gaben des Vaters Hermann Kurz, eines Meisters der erzählenden Dichtung, und der Mutter zusammen, die sich ebenfalls dichterisch betätigt hat. Die menschliche Erscheinung des Dichters Hermann Kurz, dem ein enttäuschungsreicher Gang durchs Leben beschieden war, und die allem Großen offene, ungewöhnliche Natur ihrer Mutter, Marie, geb. von Brunnow, hat Isolde Kurz liebevoll gezeichnet in der schönen Biographie ihres Vaters und in ihrem prächtigen Erinnerungsbuche „Aus meinem Jugendland", das seinen Platz in der Reihe der besten Memoirenwerke gefunden hat. In Stuttgart am 21. Dezember 1853 geboren, verlebte sie die ersten zehn Jahre dort und in zwei kleinen Örtchen am Neckar und am Fuße der Schwäbischen Alb, bis dem vielgeprüften Vater mit dem Amt eines Bibliothekars an der Universitätsbibliothek in Tübingen eine bescheidene, aber wenigstens gesicherte Stellung zuteil wurde. Eine Schule hat sie nicht besucht und nie einen geregelten Unterricht genossen; die Mutter vermittelte ihr nicht nur Lesen und Schreiben, sondern auch die Anfänge des Lateinischen und die Kenntnis des Französischen und Italienischen, wozu sich bald noch Russisch und Englisch, später auch Griechisch gesellten. So kann es nicht auffallend erscheinen, daß sie schon als junges Mädchen für den „Novellenschatz des Auslands" übersetzte, den Paul Heyse und Hermann Kurz herausgaben. Einige Jahre nach des Vaters Tod siedelte Isolde Kurz nach München über, wo ihr jüngerer Bruder Erwin sich an der Akademie der bildenden Künste der Bildhauerei widmete, und wo sie in dem Kreise von Paul Heyse, Wilhelm Hertz, Robert und Charlotte von Hornstein freundliche Aufnahme und vielfache Anregung fand. Als sich ihr Bruder Edgar als Arzt in Florenz niedergelassen hatte und die Mutter 1877 nach sich zog, schloß auch Isolde sich an. 35 Jahre ihres Lebens hat sie in Italien verbracht, bis sie mit der Mutter wieder dauernd nach Deutschland zurückkehrte und München als ihren Wohnsitz wählte.

Wurde Isolde Kurz so durch äußere Lebensumstände nach Italien geführt, so traf diese Zufälligkeit, wenn man es so heißen will, zusammen mit dem Sehnen einer schönheitsdurstigen Seele, der sich dort eine neue Welt erschloß. Wir wissen, was Italien für Goethe bedeutete. Das hellenisch-römische Formgefühl gewinnen, es mit dem tiefen, prophetischen Geiste des Germanentums durchdringen, das bezeichnet auch Isolde Kurz als die Kulturaufgabe der Deutschen; die Vermählung der tiefen Innerlichkeit des deutschen Wesens mit der südlichen Kraft der Gestaltung ist ihr künstlerisches Ideal.

Das erste Buch, mit dem sie an die Öffentlichkeit trat, waren die 1888 erschienenen „Gedichte",

denen sie erst 1905 „Neue Gedichte" folgen ließ. Gleich mit der ersten Sammlung ihrer Gedichte war ihre Stellung gegeben. Sie fanden die Anerkennung, daß ihnen ein erster Platz unter der Dichtung der Zeit zukomme als Offenbarungen aus der Tiefe der Menschenseele von gewaltiger Unmittelbarkeit. Künstlerisch gestaltet und ins Dauernde erhoben, künden ihre Gedichte, was ihr das Leben gebracht hat, in süßen und in herben Liedern das Jauchzen im Glück und das heldenhafte Entsagen eines starken und freien Geistes, der Lebenswunden Tücke und der Liebeswunden Lust, am ergreifendsten in den ganz wunderbaren Gedichten „Asphodill", der erschütternden Klage um den dahingeschiedenen Geliebten.

Schon im nächsten Jahre stellte Isolde Kurz ihrem ersten Gedichtband eine Sammlung Erzählungen an die Seite, die „Florentiner Novellen", die sie auch auf diesem Gebiet als Meisterin bekundeten. In Gemälden von leuchtender Kraft und erstaunlicher Sicherheit der Zeichnung gab sie hier aus tiefstem Einleben in Zeit und Ort Menschen und Erlebnisse aus den Tagen der Renaissance und des Humanismus. Für das, was die Stadt am Arno ihr geworden, hat sie auch sonst ihren Dank abgestattet, wie nur einem schöpferischen Geist gegeben ist zu danken. Die große Zeit von Florenz, von der die neue Menschheitsbildung ihren Ausgang genommen hat, hat keine glänzendere Darstellung gefunden als in dem Buche von Isolde Kurz: „Die Stadt des Lebens", 1907 zum erstenmal erschienen. Diese Schilderungen aus der florentinischen Renaissance sind die volle künstlerische Vergegenwärtigung eines ganzen Zeitalters, seiner führenden Persönlichkeiten und ihrer leidenschaftlichen Kämpfe, des großen Lorenzo und der Seinigen, des mediceischen Musenhofes, der Bella Simonetta und der ränkereichen Bianca Cappello. Wie die gestaltende Kraft der Dichterin aus den geschichtlichen Gegebenheiten mit zwingender Sprachgewalt lebenswarme Bilder jener Zeit des Glanzes und der Schrecken erstehen läßt, das ist Geschichtschreibung großen Stils.

Einige Jahre später ließ sie dieser Schilderung der Vergangenheit die „Florentinischen Erinnerungen" folgen, deren erster Abschnitt „Die stille Königin" das Florenz ihrer eigenen Zeit widerspiegelt. Ein Gang unter den Zypressen des protestantischen Friedhofs gestaltet sich zu einer Reihe nach dem Leben gezeichneter Bildnisse von Persönlichkeiten aus der deutschen Kolonie in Florenz, die ihr nahegetreten waren und hier ihre letzte Ruhestätte gefunden haben, wie Arnold Böcklin, Karl Hillebrand, Theodor Heyse, Heinrich Homberger, Ludmilla Assing, Karl Stauffer-Bern. Erinnerungsmale widmet sie auch ihren verstorbenen Brüdern Alfred und vor allem Edgar Kurz, der in Florenz ein ausgebreitetes ärztliches Wirken entfaltet hatte. Auch ihm war die Gabe verliehen, sich dichterisch auszusprechen; aus seinem Nachlaß hat die Schwester eine Auswahl von Gedichten herausgegeben.

Gleichzeitig mit den „Florentiner Novellen" war auch ein Bändchen „Phantasien und Märchen" erschienen, eine glänzende Probe freiwaltender Erfindungsgabe und Vorstellungskraft. Im Laufe der Jahre reihten sich Novellen und Novellensammlungen an, deren Stoffe aus der Gegenwart gegriffen sind: „Italienische Erzählungen", „Unsre Carlotta", „Genesung", „Frutti di Mare", „Lebensfluten", „Cora". In ihr Jugendland führt der mit dem geistvollen „Es und Ich" eingeleitete Erzählungsband „Von dazumal" in anmutigen, zum Teil mit dem feinen Humor gegebenen Bildern, der ihr zu Gebot steht. 1920 veröffentlichte sie eine Sammlung „Legenden", deren jede trefflich auf den ihr zukommenden Ton abgestimmt ist. Einen Legendenstoff behandelt auch die Erzählung in Versen „Die Kinder der Lilith", der ersten Frau Adams, deren geist- und lichtgeborene Kinder dem rohen Geschlecht Evas preisgegeben sind. Ein wertvoller Beitrag zur Traumforschung ist ihr Buch „Traumland", feinfühlige Ausführungen über das Wesen des Traums und bedeutsame Beispiele eigener und fremder Träume. Mit ihrer 1922 erschienenen Geschichte aus dem Cinquecento „Nächte von Fondi" ist die Dichterin zurückgekehrt zu der Zeit, in der ihre ersten erzählenden Dichtungen spielen. Zu vollster Reife gediehen zeigt sich hier die Gabe seelendeutender Darstellung, nicht zum letzten auch die wundervolle Sprache mit ihrem edlen Klang und beschwingten Gang.

Unmittelbar führt in ihre Gedankenwelt die Sammlung von Aphorismen „Unter dem Zeichen des Steinbocks“. Nicht zufällige Gedankensplitter über Alltägliches sind hier vereinigt, sondern ausgereifte Gedanken eines hochgebildeten Geistes, der Welt und Leben von höchster Warte überblickt. „Der geistige Boden, aus dem wir unsre Nahrung ziehen,“ heißt es da, „sind die großen Menschen aller Zeiten, mit denen wir von klein auf verkehren ...“ „Es treibt mich, allen meinen Wohltätern zu danken,“ lesen wir in einer der Ausführungen, „den Griechen verdanke ich am meisten. Sie sind das einzige Kulturvolk, das jemals gelebt hat, und ihre höchsten Werke stehen da als ein ewiger Pegel, wie hoch einmal der Stand der Kultur gewesen.“ Die Griechen waren ihr aber mehr als bloße Wegweiser des Schönen; sie wurden ihr auch Erzieher fürs Leben; „sie bildeten mein seelisches Rückgrat“. Man kann verstehen, welch ein Glücksgefühl es war und welche Lebenserhöhung es für sie bedeutete, als ihr in späterem Alter der Wunsch ihrer Jugend in Erfüllung ging, zusammen mit dem, der sie als Mädchen in die Sprache der Griechen eingeführt, auf hellenischem Boden zu wandeln. So sind auch die „Wandertage in Hellas“, die von dieser Wallfahrt erzählen, ein ganz herrliches Buch geworden. Der griechische Boden hielt aber noch mehr, als er versprochen hatte: aus Landschaft und Kunst blickte ihr wie durch einen verschönernden Spiegel auch die deutsche Seele entgegen, und ganz plötzlich ging ihr das Geheimnis der Griechenkunst auf, daß sie nicht um der Kunst willen da war, sondern um der Religion und dem Vaterland zu dienen und das Band der Einheit fester zu schlingen. „Der griechische Boden predigt mit tausend Zungen, daß kein Mensch sich geistig außerhalb des eigenen Volkstums stellen kann. Und die Hellenen, die mir so oft Lehrmeister gewesen waren, lehrten mich auch, nach einem im Ausland verbrachten Leben wieder Deutsche zu werden.“

Eine Deutsche war sie immer gewesen, gerade auch in der Weltweite ihres geistigen Lebens. Und als die ganze Welt sich vereinigte zur Vernichtung Deutschlands, als man, um uns zu retten, kämpfte und starb, da sang sie in ihrem Kriegsbüchlein „Schwert aus der Scheide“ aus vollem Herzen von der Größe des Vaterlandes und seiner Helden.

Wenn Isolde Kurz jetzt in voller Kraft und Schaffensfreudigkeit in ein neues Jahrzehnt ihres Lebens tritt, so können wir nur wünschen, daß es ihr auch unter den erschwerenden Verhältnissen unsrer Tage beschieden sein möge, weiter zu schaffen, ihr und uns zur Freude. Der Dichter gibt in allem doch zuletzt nur sich selbst; er kann gar nichts anderes geben. Dieses Selbst von Isolde Kurz ist eine starke und vornehme Persönlichkeit von hoher Geistigkeit und reiner Herzensgüte, ein Mensch, der sich trotz allem, was er um sich sieht und was er selbst erfahren hat, nicht irremachen läßt in daseinsfreudiger Bejahung des Lebens, einer der Geister, die wie Sterne leuchten über der Wüste unsrer barbarischen Gegenwart. **Prof. Dr. Otto Güntter**

NB. Wir schließen uns diesen Glückwünschen herzlich an und werden im nächsten Heft die neueste Legende der Dichterin veröffentlichen. D. T.
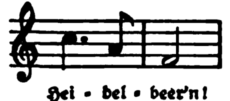


Neue Richtlinien preußischer Musikpolitik

Durch einen Teil der Presse liefen während des vergangenen Sommers kurze Auszüge aus der dem preußischen Landtag auf sein Ersuchen vorgelegten „Denkschrift über die gesamte Musikpflege in Schule und Volk“. In diesen Berichten wurde meist nur ein ziemlich willkürlicher Ausschnitt zumal des Absatzes über Schulmusik gegeben, wobei gewöhnlich satirische Ausrufungszeichen an einer gewissen Stelle eingefügt wurden, die ja allerdings zur Verwunderung für Außenstehende Anlaß geben mag. Aber so schlimm, wie es im roten „Tag“ in einem besonderen Aufsatz „Karlchen Miesnick als Tonsetzer“ von geschätzter Seite hingestellt wurde, ist der beanstandete Passus gar nicht gemeint. Da heißt es

nämlich in der Denkschrift: „Schon im Kindergarten und der Unterstufe der Volksschule ist das Finden von Kinderreimen, Singmotiven und kleinen Phrasen zu üben. Die Kinder müssen selbst Übungen erfinden, müssen versuchen, sich musikalisch zu betätigen, sei es im Bilden von Melodiestückchen zu einfachen Reimen, in rhythmischen Beispielen oder in Nachbildungen von Vogelstimmrufen, Tierrufen, Autosignalen, Rufen der Straßenhändler und ähnlichen, musikalisch zu verwertenden Motiven." Damit ist doch gewiß nicht gemeint, es solle nun jeder kleine Krautkopf von fünf bis sieben Jahren zum Erfinder von Expressionistenopern emporgepreßt werden! (Die Heulsirene hat ja neuestens als recht zweifelhaften Gewinn Paul Hindemith in die Sinfoniemusik eingeführt.) Sondern die musikalischen Schulreformer möchten ein lebendigeres funktionelles Gefühl für den Sinn der musikalischen Ausdrucksmittel von vornherein wecken, das Starre durch Werden und Entstehenlassen mit Wärme erfüllen und den Zusammenhang zwischen Lebens- und Kunstmusik im Bewußtsein der Kinder rege erhalten.

Wenn ich mich erinnere, wie wir als Kinder mit unserm Vater jeden Akkord einer Fabriksirene als heiteres Spiel analysierten, oder wie heute mein zweijähriges Bübchen dem Hallischen Obsthändler glockenklar und mit Begeisterung als erste Regung musikalischen Sinns seinen Durdreiklang



nachsingt, so meine ich doch, daß die Denkschrift trotz manchem spielerischen Abweg einzelner extremer Vertreter der „Arbeitsschule" wesentlich auf dem richtigen Wege ist. Die Jugend nimmt ja immer gern den Mund ein wenig voll, und der Begriff „schöpferisch" ist heute ein bißchen in Gefahr, zum Modewort aller Seelenbildnerei zu werden; aber ist das schließlich so schlimm gegenüber dem früher oft herrschenden, reglementsmäßigen Drillbetrieb der Namen, Daten, Tabellen, des Auswendigplapperns und der ewigen „Stoffbewältigung"? Ich glaube nein.

Und das ist für mich überhaupt das Prächtige und Beglückende an dieser Denkschrift, von der ich wünschte, daß sie als Broschüre in jede Lehrer-, jede Musiker-, jede Elternhand käme: die heiße Begeisterung, der großzügige Überschwang, das starke Wollen auf ferne, künftige Ziele hinaus, der der Minister für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung die entschuldigenden Worte mitgibt: „Die Denkschrift hat nur programmatischen Charakter; angesichts der ungünstigen Finanzlage des Staats kann an die Verwirklichung der Pläne in ihrem vollen Umfange nur Schritt für Schritt herangetreten werden. In erster Reihe werden diejenigen Vorschläge der Denkschrift zu berücksichtigen sein, die eine Reform des Musikunterrichts in der Schule anbahnen." Ich weiß nicht, ob als Verfasser des Memorandums mehr Kestenberg (der Musikreferent des Ministeriums) oder Schünemann (der Verwaltungsdirektor der Berliner Musikhochschule) oder Jöde (der neu berufene Professor der Akademie für Schul- und Kirchenmusik) haftbar zu machen ist, oder ob sie vielleicht alle drei daran gearbeitet haben. Ich weiß aber, daß der oder die Autoren von dem mannhaften, positiven Geiste jener Kabinettsorder Friedrich Wilhelms III. erfüllt sind, die 1807 aussprach: „Der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat."

In klarer, gedrängter Form werden die Volksboten zunächst auf die allgemeinen „Probleme der gegenwärtigen Musikpflege" hingewiesen; unter Betonung der eigentlich selbstverständlichen Wechselwirkung zwischen Kunst- und Lebensstil einer Zeit wird kurz historisch dargelegt, wie und warum dieser Zusammenhang gerade im deutschen Musikleben der Gegenwart verlorenzugehen droht oder bereits zerstört ist. Packend ist die Klage, wie zumal bei der Mischung der Stände im Kriege der „Gebildete" nur noch die „hohe" Tonkunst kannte, der „Ungebildete" aber allein den Schlagerschund der Operette oder im besten Fall ein wieder dem andern Teil unbekanntes Heimatlied besaß und so die gegenseitige Verständigung auch auf diesem wichtigen Gebiet fast völlig unmöglich geworden war. Erst recht in der Nachkriegszeit wachsen die Bestrebungen der Fachmusiker unter dem Fluch des L'art pour l'art und Wille sowie Verständnisfähigkeit des Laienstandes immer rettungsloser auseinander, so daß mit baldigem Untergang unserer heute noch weltbeherrschenden nationalen Musikkultur unfehlbar zu rechnen ist, wenn nicht klare Er-

kenntnis des Krankheitszustandes und allseitiger Wille, die nötigen Heilmittel zu gebrauchen, noch in zwölfter Stunde zu rettender Umkehr Anlaß geben.

Treffend führt die Denkschrift aus, daß man, wenn es ernstlich besser werden soll, bei der Jugend mit der Neuaufforstung wirklichen Musikverständnisses einsetzen muß. Endlich wird der Musik um ihrer gemütbildenden und kulturschaffenden Kraft willen wieder die alte Ehrenstellung im Schulbetriebe voll zugewiesen, die sie in den Erziehungsanstalten des Mittelalters und der Renaissance besessen hat. Sie ist nicht mehr nur „technisches“, sondern „künstlerisches“ Unterrichtsfach, und sie soll vom bloßen Gesang- zum Musikunterricht erweitert werden. Das will heißen, daß es nicht mehr auf die Erarbeitung einer gewissen Stufe von Tonbildung und eines bestimmten Vorrats von Schulliedmelodien ankommt, sondern daß einmal auch die Instrumentalmusik mehr als bisher (je nach den verfügbaren Kräften) herangezogen werden soll, so daß sich der Schulchor zum Schulkonzert erweitert (die heutigen wirtschaftlichen Schwierigkeiten natürlich zugegeben!), und vor allem soll die Unterweisung sich nicht nur auf die Ausdeutung von Liedern und Chören beschränken, sondern auch versuchen, den Anschluß an die Meisterwerke der Instrumentalmusik nach Möglichkeit zu gewinnen. Gleichzeitig soll die Musik viel umfassender als bisher in den Zusammenhang mit den anderen Unterrichtsfächern (Religion, Deutsch, Geschichte vor allem) hineingestellt werden; mit Freuden sehe ich, daß so auch die von mir immer betonte kulturgeschichtliche Auffassung der Musikgeschichte Aussicht auf allgemeine Ausbreitung gewinnt. Der erweiterten Zielsetzung gemäß werden die Musiklehrer an höheren Schulen eine vertiefte musikalische und allgemeine Bildung erfahren und diejenigen an Volksschulen eine gegenüber der bisher verzweifelt ungleichmäßigen seminaristischen erheblich gesteigerte Fachvorbereitung durchmachen. Übrigens wäre es einmal lohnend, die einen ersten großen Fortschritt darstellende Prüfungsordnung Kretzschmars von 1910 mit der neuesten von 1922 im einzelnen zu vergleichen. Wichtig ist dann der Ministerialvorschlag, an höheren Schulen statt der bisherigen zwei Wochenstunden „Chor“ von Tertia bis Prima nur je eine gemeinsame Stunde anzusetzen, die andere dagegen jeder Klasse einzeln als Musikstunde erteilen zu lassen und so auch Mutierende oder „Brummer“ in die tonkünstlerische Bildung einzuführen, was nur für den Musiklehrer, nicht aber für die Schüler einem Mehr an Pflichtstunden gleichkommt. Dringend nötig wäre freilich die disziplinare Gleichberechtigung des Musiklehrers mit den Studienräten — wenn der Chorleiter wegen jedes über einen kleinen Flegel zu verhängenden Arrests den Ordinarius von U III M um Strafvollzug bitten muß, steht er für die Schüler unfehlbar als „Lehrer zweiten Ranges“ da. Lobenswert ist sodann der neue Standpunkt des Ministeriums, daß die Schule auf den privaten Musikunterricht der Schüler „weitestgehende Rücksicht“ nehmen solle. Bisher wurde seitens amusischer Schulleiter und Ordinarien, sobald irgendein Quintaner oder Quartaner nicht vorwärts kam (meist aus Faulheit oder Verspieltheit), den Eltern mit einer gewissen grimmigen Genugtuung geraten, in erster Linie sofort jeglichen Musikunterricht zu kappen — und einmal aufgegeben, kommt der dann erfahrungsgemäß selten je wiederum in Schwung. Auch müßte, wie es durch den prächtigen Gymnasialdirektor meiner Knabenjahre regelmäßig geschah, den Eltern alljährlich nahegelegt werden, ihre Kinder nicht immer bloß auf Klavier und Geige drillen zu lassen, sondern auch bei geeigneter Körperanlage Violoncell, Horn, Flöte, Klarinette zu wählen, damit Orchesterspiel und Bläserkammermusik zustande kommen können; obendrein läßt sich auf den Blasinstrumenten meist viel rascher Erhebliches erreichen als auf der Violine.

Schön ist des weiteren der Gedanke: „Gelegentliche Besuche von Konzertveranstaltungen oder künstlerische Vortragsabende durch pädagogisch erfahrene und künstlerisch einwandfreie Solisten in den Schulen können diese Studien ergänzen, doch hat eine vorangehende Besprechung der zur Ausführung gelangenden Werke Einfühlung und Verständnis vorzubereiten.“ Dergleichen war bisher allgemeiner nur mit Deklamationsvorträgen üblich, würde aber auch von großem Gewinn für die Musikausbildung der Schüler sein und obendrein zu einer segens-



reichen Organisation für die heute furchtbar notleidenden Konzertsänger und -sängerinnen führen können. Obendrein kann ich aus vielfacher Erfahrung erzählen, daß es selbst für den verwöhnten Künstler kaum ein herzerquickenderes Publikum gibt als die Jugend mit ihren unverfälschten Affekten und ihrer prachtvollen Begeisterungsfähigkeit; für reine Lyrik fehlt meist das Verständnis, nicht aber für Balladen u. dgl. Sehr dankenswert ist im Anschluß hieran der Plan der Denkschrift, stärker als bisher praktische Musiker zum Beruf des Obermusiklehrers heranzuziehen. Schon hat sich in manchem Fall für den „freien Künstler" die wirtschaftliche Notwendigkeit gezeigt, das Musiklehrerexamen zu machen, was einmal der Allgemeinbildung des Standes zugute kommt, dann aber auch dem oft ziellosen Betätigungsdrange eine heilsame Richtung gibt, und endlich hoffen läßt, daß auch das kompositorische Schaffen wieder auf Anwendung in der Schulmusikpraxis hingeleitet wird. Es hat weder einem Erk noch einem Grell, einem Bellermann noch einem Fr. E. Koch geschadet oder gar zur Schande gereicht, daß sie neben allen oft hohen Ämtern und Würden auch ihrem Schulmusikberuf treu geblieben sind.

In dem dritten Absatz, „Musik und Volk", läßt die Denkschrift erfreulich auch der musikalischen Jugendbewegung Gerechtigkeit widerfahren, „an der unsere führenden Musiker bisher fast achtlos vorübergegangen sind". Ich werde demnächst im „Türmer" ausführlich über diese außerordentlich wichtige und hoffnungweckende Zeiterscheinung berichten. Hier wie gelegentlich des mit gutem Blick zusammenfassend berührten Chorgesangvereinswesens weist das Ministerium den deutschen Komponisten in trefflicher Mahnung Aufgaben zu, die nicht nur einem allgemein schmerzlich empfundenen Mangel abzuhelfen vermögen, sondern auch dem oft unfruchtbaren und unsinnigen Überstreben gerade der zahllosen kleineren Talente zur Rettung vor Ikarusstürzen, vor lebenslanger Verbitterung und selbstverschuldetem Untergang werden dürften. Freilich wird es dann nachgerade Zeit, daß auch die deutschen Musikverleger endlich zu neuen Zielen und Wegen gelangen; daß heute hier fast alles stockt, liegt nicht nur an der wirtschaftlichen Krise, sondern m. E. noch viel mehr an Ideenlosigkeit und heillosem Steckenbleiben in der Vorkriegsroutine.

Die Denkschrift erörtert wichtige Möglichkeiten des Zusammenwirkens der Schulchöre mit den Männergesangvereinen, Lautenchören, Bergwerkkapellen, Liebhaber- und Studentenorchestern sowie Posaunenchören; das Ministerium hat sogar, um diese Bewegung je nach örtlichen Verhältnissen in die rechten Bahnen zu lenken, durch einen Erlaß „provinziale Fachberater für den Privatmusikunterricht" bei den Oberpräsidenten ernennen lassen. Nur hätte man die Lokalbehörden zwingen müssen, bei der Auswahl der betreffenden Persönlichkeiten die entscheidenden musikalischen Fachverbände der Provinz zu hören, statt (wie bei uns in der Provinz Sachsen) irgendeinem Regierungsschulrat die dilettantische Auswahl nach persönlichem Gutdünken und Geschmack zu überlassen, so daß uns nun das Licht aus — Aschersleben kommen soll.

Schließlich wird ein Blick auf die Zukunft der deutschen Orchester geworfen, die besonders seit dem Wegfall der meisten Militärkapellen von Mangel an Bläsernachwuchs bedroht sind und begonnen haben, auf dem Weg der Selbsthilfe zu Orchesterschulen zu gelangen.

Hatte ein Buch von Prof. Kestenberg vor mehr als Jahresfrist bei allem Verdienst noch stark unter dem Mangel vieler sozialistischer Organisationspläne gelitten, daß durch zuviel staatliche „Erfassung" eine Überreglementierung und bedenkliche Ausschaltung der privaten Initiative sowie des freien Künstlertums eintrat, so scheint mir in der neuen Denkschrift ein wesentlicher Fortschritt — auch aus Utopia ins Land der Wirklichkeit — geschehen. Wenn man bedenkt, wie gering früher selbst in gutgeleiteten Gymnasien oft die Unterstützung für den Gesanglehrer und die Musik überhaupt war, wie aber jetzt schon die Gedenktage für einen Beethoven und Brahms zu Landesfeiertagen für die gesamte Jugend emporgewachsen sind, so muß man dankbar anerkennen, daß das Ministerium sich auf gutem, auf sehr gutem Wege befindet.

Prof. Dr. Hans Joachim Moser



Türmers Tagebuch

Der Marxismus als Staatsverderber · Eugen Richter als Prophet · Sachsen-Thüringen und Bayern · Am toten Punkte · Mannszucht und Vaterland · Die Jungsozialisten gegen den Marxismus · Das Rezept Carlyles

„Wahrlich, der Herr, Jahwe der Herre, rafft fort aus Jerusalem Stab und Stütze. Allen Vorrat des Brotes und Wassers, Starke und Kriegsmannen, Richter und Älteste, Räte und Werkleute. Ich will ihnen Unbärtige zu Ministern geben, und Mutwillige sollen über sie herrschen. Das Volk wird Schinderei treiben; einer über den anderen und ein jeglicher über den Nächsten. Losfährt der Knabe wider den Greis, der Lump wider den Ehrenwerten."

So sagt Jesaja im dritten Kapitel. Warum sollte nicht auch der Politiker einmal einen Bibelspruch voranstellen, zumal einen aus den großen Propheten? Waren sie nicht die Stimme ihrer Tage und ihre Reden so etwas wie gesprochene Leitartikel? Freilich solche von einer Wucht, wie sie seitdem nur noch Luther und Görres aufbrachten. Man lebte in ähnlichem Jammer, und ihr Wort findet daher in uns wohlbereitete Statt.

Was dem jüdischen Volke gedroht wurde, uns Deutschen ist's beschieden. Der dritthalbtausendjährige Spruch malt heutige Not. Gab's gleich dazumal noch keinen Parlamentarismus und keine Betriebsräte, weder Kurszettel noch Währungssturz, so waren doch schon Schieber da, Kriegsgewinnler und Seelenverkäufer. Ganz wie heutzutage, denn Mensch bleibt Mensch.

* * *

Wie kam's soweit? Ja, wie kam's! Durch den äußeren Feind? Er gab den Anstoß. Unsere stolzen Entwicklungen wollte er durchkreuzen. Sie hielten es für ihr Menschenrecht; der Franke, daß wir politisch, der Brite, daß wir wirtschaftlich schwach blieben. Das Edelste, was ein Volk hat, unser Fleiß und Hochtrieb, das schien ihnen unlauterer Wettbewerb. Sie wurden eins, uns die Zukunft gründlich zu versalzen.

Mancher Genoß fand sich ihnen. Ihr bester indes wurde das deutsche Volk selber. Um Sein und Nichtsein ging es. Da half nichts; es mußte durchgehalten werden, bis ihr Haß sich den heißen Schädel eingerannt. Trotz Lüge, Hunger und Übermacht! So wie die Geusen taten, die den Spaniern zuriefen: „Unseren linken Arm wollen wir essen, damit der rechte stark bleibt zum Kampfe wider euch." Ihnen gelang's. Wir aber — wir machten Revolution. Am 9. November 1918 schwamm ganz Paris in festlichem Lichtermeer: „On les a!"

Sofort streckten wir das Schwert. Denn was Erzberger in Compiègne unterschrieb, das war kein Waffenstillstand, das war die glatte Kapitulation des Unbesiegten vor dem Nichtsieger.

Auch dem Schmachfrieden beugten wir uns. Wir erfüllten das Machtgebot völliger Entwaffnung. Mit innerem Anteil sogar! Gar nicht rasch genug konnte der herrschende Parteienblock die schimmernde Wehr des Militarismus abstreifen. Mit eigenem Auge sah ich in einem Maifestzuge einen geschmückten Schauwagen, auf dem rüstige Schmiede deutsche Waffen klirrend zerhämmerten. „Nie wieder Krieg!" forderte die Aufschrift. Mir wurde zum Heulen weh. Rote Wandervögel umgaben das Fahrzeug, und auf bebänderten Klampfen klimperten sie die Internationale.

Wie konnten die Geister sich derart verwirren? Seit Jahrzehnten hatte es in die Arbeiterschaft hineingewispert, es gebe keinen äußeren Erbfeind, wohl aber einen inneren: das Kapital und seine Drohnen. Der Proletarier müsse aufs Vaterland pfeifen; er habe ja nichts zu verlieren als seine Ketten. Dünkelfrecher Materialismus fälschte den Sinn des Lebens, entfachte die Begierden, zerrüttete Selbstzucht wie Pflichtgefühl und reizte enge Seelen zu einem himmelstürmenden „Fluch der Hoffnung, Fluch dem Glauben und Fluch vor allem der Geduld".

Solche Verbissenheit war der Belastungsprobe des Weltkriegs nicht gewachsen. Der Schwung der ersten Wochen versackte. Derartigen Sturm und Drang hält nur der Idealismus durch. Er pulste herrlich in jenen Studentenregimentern, die mit dem Jubelgesang des „Deutschland, Deutschland über alles" in den Tod stürmten. Allein die sich drückten und standhafte Kameraden „Streikbrecher" schimpften, das sind Waschechte gewesen aus der Klippschule von Karl Marx. „Was war auch", so fragt Ludendorff, „von einem Soldaten zu erwarten, dem man sagt, seine Aufgabe sei, zur Erreichung der Diktatur des Proletariats den Krieg durch Streik und Gewalttat zu beenden?" So sauer er sich stellte, nicht dem Verbande sind wir erlegen, sondern dem Marxismus.

Mit 237 gegen 138 Stimmen entschied die Nationalversammlung. In Versailles unterschrieben wir die Lüge von der Kriegsschuld.

War's einzig unter dem Zwang? Nein. In diesem Punkte bestand eine gewisse stille Interessengemeinschaft zwischen den Machthabern draußen und den neuen drinnen. Jene brauchten die Schuldlüge, um erpressen zu können, diese, um sich zu rechtfertigen. Die alte Regierung mußte bemakelt sein, auf daß kein Makel falle auf den Umsturz.

Mit dem Geständnis verband sich die Wiedergutmachungspflicht. Wer das eine zugab, der konnte das andre nicht ablehnen. Unsre Regierenden erwärmten sich daher für die Erfüllung.

Fortan sollte also deutsche Arbeit nicht mehr bloß das deutsche Volk, sondern auch noch ein paar feindliche dazu ernähren. Wenn überhaupt, dann ging dies nur durch geschraubteste Mehrleistung.

Der Marxismus hingegen sprach den Achtstundentag heilig. Er war ihm die unantastbarste Errungenschaft der Revolution. Wenn er sich nur nicht in Mindererzeugung ausgewirkt hätte! Der Ausgleich forderte mehr Arbeiter und mehr Beamte; verteuerte daher den Rohstoff und erhöhte die Fracht. Die Wirtschaft geriet ins Rutschen; erst langsam, dann mit Lawinenwucht.

Der Staat sollte Nothelfer sein. Allein alle Zweckverbände und Planwirtschaften vermehrten nur noch die Geschäftsstuben, die Beamten, die Tippfräuleins, die Klubsessel und — den Wirrwarr. Dazu Erzbergers groß aufgezogene Steuerreform; wer spricht davon, ohne zu fluchen?

Unser stolzer Gewerbefleiß bricht in sich zusammen. Der Mittelstand, woraus das deutsche Volk seine besten Kräfte und seine Kultur zog, ist bereits erlegen. Wenn der jugendliche Arbeiter ein Weilchen Fettlebe feierte, dann geschah's aus den Notgroschen würdiger Graubärte und gebückter Mütterchen, unter denen jetzt Hunger und Selbstmord wüten. Der Staat wurstelt aus der Notenpresse mit der Folge, daß man in Holland unsere Millionenscheine als Leibbinde für die wohlfeileren Zigarrensorten aufbraucht.

* * *

Vor einem Menschenalter schrieb Eugen Richter seine „Sozialdemokratischen Zukunftsbilder". Er schilderte an dem Schicksal einer biederen Arbeiterfamilie, wie es käme, wenn Deutschland einmal frei nach Marx und Bebel regiert würde. Die Ersparnisse der fleißigen Putzmacherin zerrinnen in nichts. Die Wohnungsnot reißt den Nächsten vom Nächsten, und die Häuser verfallen. Der Reichssäckel wird reißend leer; das tägliche Brot immer dürftiger. Kinder und Greise sterben an Milchmangel. Jeder Tüchtige schüttelt den Staub dieser Zustände von den Füßen und sucht eine menschenwürdigere Bleibe in der Neuen Welt. Das Ende vom Lied ist der Zusammenbruch unter dem Haß, Ekel und Aufruhr gerade der Masse, die sich das Tausendjährige Reich versprochen.

Lauthals schmähte die sozialdemokratische Presse den mutigen Verfasser und höhnte seine gefühlvolle „Spar-Agnes". Im Hufe eines Esels stecke mehr Fühlen vom Zukunftsstaat als in Richters ganzem Gehirn.

Heute wissen wir aus bitterem Erleben, wie richtig er gezeichnet. Wo der Marxismus Herr wird, da richtet er zugrunde. In Rußland gelang es ihm binnen Jahresfrist. Bei uns kam er nie ganz zur Macht, deshalb brauchte er fünf Jahre. Aber jetzt ist's auch so erreicht.

* * *

Confusione regitur, schrieb Pufendorf nach dem Westfälischen Frieden vom Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation. Auch dies Wort wird wieder jung, ganz wie der Jesaja-Spruch.

Im Herzen des Vaterlandes, in Sachsen und Thüringen, scheint sich eine Zweigstelle Räte-Moskaus auftun zu wollen. Es ist erschütternd. Dort also, wo Wartburg und Weimar deutscher Geschichte, deutscher Geisteshöhe, deutscher Ideale unvergänglich Denkmal sind, gerade dort ballen sich Wolken und droht Kulturvernichtung.

„Ich sage Dir: nicht Szythen und Chazaren,
Die einst den Glanz getilgt der alten Welt,
Bedrohen unsere Zeit, nicht fremde Völker:
Aus eignem Schoß ringt los sich der Barbar,
Der, wenn er ohne Zügel, alles Große,
Die Kunst, die Wissenschaft, den Staat, die Kirche
Herabstürzt von der Höhe, die sie schützt,
Zur Oberfläche eigener Gemeinheit,
Bis alles gleich, ei ja, weil alles niedrig."

Was dort braut, das wurde in Bayern vor Jahren schon im Sturm erlebt, aber auch im Sturm überwunden. Drum hat sich in München der bürgerliche Gegenpol gebildet. Herzhafte Regierung und handfestes Volk sind eins, nicht nur sich selber, sondern auch das ganze Reich zu schützen vor den „heulenden Derwischen des Rätewahnsinns".

Zwischen beiden Extremen steht das Reichskabinett. Es hat bisher zu einem Drittel aus Sozialdemokraten bestanden. Diese verlangten Milde gegen das rote Sachsen, Strenge gegen das blaue Bayern. „Marxistisch" nannte es daher der Herr v. Kahr und lehnte sich auf; marxistisch nicht in dem Sinne, daß der Kanzler so wäre, sondern weil marxistische Einflüsse jedem seiner Schritte des Gedankens Blässe ankränkelten. Es mußte tatkräftig gehandelt werden, allein es geschah nichts.

Das bedeutete Deutschlands dauernden Verderb. In diesem Betracht hat sich der Marxismus Fausts Vater ähnlich erwiesen, jenem dunklen Ehrenmann, der die Pest zu heilen sich vermaß, jedoch mit Tränken und höllischen Latwergen weit schlimmer als die Pest hauste. Es war hohe Zeit, daß er ausgeschaltet wurde. Nur gegen ihn kann Deutschland gesunden.

Wir sind am toten Punkte. Es bedarf einer starken Kraft, um drüber hinwegzukommen. Viele verzweifeln, sie in Berlin zu finden — und blicken daher nach der Isar.

* * *

Dort hält sich offenbar mancher für berufen. Wer aber ist auserwählt? Adolf Hitler? Soll die Demagogie der Demagoge überwinden? Sein Putsch verpuffte kläglich; bejammernswert nur, daß Ludendorffs stolze Feldherrngröße sich darein verstricken ließ.

Hitlers Erfolg wäre Bürgerkrieg und Reichszerfall gewesen. Kahr und Lossow haben ihn vereitelt. Ihnen gebührt Dank.

Oder nicht etwa? Denn auch ihr Charakterbild wird von der Parteien Scheinwerferlichtern sehr verschiedenfarbig bestrahlt. Recht wie Unrecht schreiten heute auf des Messers Schneide. Wer ist sich völlig klar, wo Rettung winkt und wo Verderben droht?

Von vornherein sind mir freilich Sittenrichter verdächtig, die am Gegner verdammen, was sie sich selber zum Ruhme rechnen. Zum gesitteten Pfui besitzen das allermindeste Recht jene, die unsre alte Verfassung zerschlugen und den Offizieren die Achselstücke abrissen.

Holen wir uns doch lieber Rat bei einer besseren Autorität! Bei einem Manne, der den Wirren dieser Zeitlichkeit schon lange entrückt und daher von Parteivorurteilen unbeirrt ist.

Friedrich Paulsens System der Ethik gilt als die unbefangenste Behandlung des so verwickelten Stoffes. Moralgesetze, so belehrt sie uns, binden niemals ausnahmslos. Es kann sittliches Gebot werden, Satzung zu brechen. Gerade die feinen Gewissen sind es, die am ehesten darüber in seelische Not geraten. Sie wägen dann Pflicht gegen Pflicht und folgen der größeren.

Der Gehorsam gegen den Vorgesetzten ist keineswegs Selbstzweck. Er findet sein starkes Grundrecht im Gehorsam gegen das Vaterland. Allein auch seine Grenze findet er in ihm. Denn die Mannszucht ist um des Vaterlandes willen da. Hätte York bedenkenlos nach dem engen Pflichtenbegriff gehandelt, dann wäre seine preußische Division mit den französischen erfroren, und Deutschland hätte weder die Freiheitskriege noch die Freiheit erlebt. Er hat seinen Fahneneid am getreusten da-

durch gehalten, daß er in entscheidender Stunde nicht dem Befehl von oben, sondern dem höheren Gebote folgte. Die Nachwelt ehrt ihn ob dieser Charakterkraft.

Noch ist es, so schließen wir daraus, nicht an der Zeit, etwa Kahr zu rühmen oder zu verdammen. Der Ausgang wird es ergeben. Denn ein Punkt wenigstens steht fest im allgemeinen Schwanken: das Reich muß uns bleiben. Wer es antastet, sei's durch Tücke oder Torheit, der ist uns gerichtet; wer es aber wieder auf feste Füße stellt, dem danken wir aus jubelnder Seele. Alles hängt also davon ab, ob Kahr als Großdeutscher handelt oder als Sonderbayer. Nach seinen Aufrufen weiß er, daß ein guter Bayer nur ein guter Deutscher sein kann. Kronprinz Rupprecht weiß es nicht minder. Selbst dessen Vater, König Ludwig, der doch die preußische Zündnadelkugel von Helmstadt in seiner Hüfte nie vergessen, sprach das tüchtige Wort: „Wenn Deutschland und Bayern uneins waren, dann geschah's stets zum Schaden für alle beide."

In solchen Zeiten ist es klein, Prinzipien zu reiten. Ungewöhnliche Lagen erzwingen ungewöhnliche Schritte. Gordische Knoten haben es so an sich, daß sie sich nicht lösen, sondern nur zerhauen lassen.

* * *

Darf man freilich die Sozialdemokratie mit dem Marxismus gleichsetzen? Jahrzehntelang mußte man es sogar. Der Revisionismus stand unter dem großen Parteibann, und wer nicht parierte, flog.

Erst seit dem Kriege sind Spaltungen eingetreten. Es gibt Ganz-, Halb- und Viertelmarxisten; je nach dem Grade, in dem seine Träger sich mit dem Gedanken des Gegenwartsstaates aussöhnten. Da aber Eiferwut viel stärker als Einsicht lockt, bleibt die Masse immer noch im Heerbann der Unbedingten. Noch fehlt der Führer, der den Mut hat, offen zu verbrennen, was er einst anbetete, und auf den Altar zu heben, was er früher mit Füßen trat. So wie Mussolini in Italien. „Glaubt nicht," so rief dieser den Turiner Arbeitern zu, „daß ihr euch von dem Leben der nationalen Seele, der nationalen Geschichte loslösen könnt!" ... „Nur mit der Arbeit und dem Zusammenwirken aller schaffenden Stände wird der allgemeine wie der persönliche Wohlstand vermehrt. Außerhalb — ich verkünde es feierlich — außerhalb dieser Grenzen gibt es nur das Elend des einzelnen und den Zerfall des Ganzen."

Wenn uns doch auch endlich so einer erstände, der die Massen herüberrisse auf die grüne Aue nationalen reichsmäßigen Denkens! Noch schauen wir vergebens nach ihm aus.

Gleichwohl wäre es kurzsichtig, zu verkennen, daß die Stimmung wächst, woraus er hervorgehen muß, sobald die Zeit erfüllet ist. Schon früher sprach „Türmers Tagebuch" (März 1923) von der Doppelseele der Sozialdemokratie. Im Nachwuchs wird sie unverkennbar. Der Kriegverrohte schlägt sich ganz nach links; der Kriegbelehrte hingegen beginnt wieder Ideale zu haben. Im „Firn" werden oft Stimmen laut, die aufhorchen machen. Ist es noch marxistisch, was dort Hermann Schmitz schreibt?

„Ich habe in Hunderten von Versammlungen gelauscht auf das Wort, das aussprechen sollte, was mir Sozialismus ist: Die Volksgemeinschaft ist in Not! Wir retten sie mit unserem Mark und unserem Blut! Wir retten sie, und wenn

wir selber zugrunde gehen! O daß ich einmal dies Wort gehört hätte! ... Was habt ihr aber getan? Ihr tatet, was ihr heute noch tut: ihr habt den Geist nationalen Stolzes in Acht und Bann getan. Ihr habt den Gedanken des Freiheitskrieges zum Hochverrat gestempelt. Ihr habt einen Staat geschaffen, wie er noch nie in der Geschichte da war, einen Staat, der den Willen zu staatlicher Größe mit Ausnahmegesetzen verfolgt. Ihr habt der Menge immer nur von Rechten gesprochen. Ihr habt stets nur von der Gemeinschaft gefordert, Ihr waret ewig zu klein, um der Menge von Pflichten zu sagen. Ihr habt das Pflichtbewußtsein der Untertanen zerstört. Aber ein Pflichtbewußtsein der Staatsbürger habt ihr nicht schaffen können, nicht schaffen wollen. Ich sage euch: Wenn ihr nicht selbst getrieben seid vom heißen Willen zur höchsten Leistung, so seid ihr Schutt des alten Deutschlands wie die anderen. Eigennutz, Raffgier, Schonung — das war das Wesen der alten Klassen; wenn ihr der Arbeiterklasse nicht ein neues Wesen verleiht, was wollt ihr dann auf dieser Welt? Sehet, das ist unser junger Sozialismus."

Und noch ein weiteres Zeugnis. Noskes einstiger Pressechef Bernhard Rausch ist öffentlich aus der Sozialdemokratie ausgetreten. Ihr enger Klassenkampfs- und Parteisekretärsgeist, so erklärt er, habe sich den Aufgaben der Zeit nicht gewachsen gezeigt. Statt im Rahmen der Freiheit das Recht des unterdrückten deutschen Volkes mit flammendem Pathos einer feindlichen Welt entgegenzusetzen, sei sie zur typischen Vertreterin „larmoyanter Schwäche und nationaler Duckmäuserei" geworden. Wenn einst die erblühende deutsche Volkskraft mit klirrendem Massenschritt durch die Geschichte schreite, dann würden über den kläglichen Trümmerhaufen der alten deutschen Sozialdemokratie die Worte stehen: „Gewogen und zu leicht befunden."

Noch nie ist der Partei aus ihr selber heraus derart die Wahrheit ins Gesicht geschleudert worden. Noch sind es nur Untertöne, aber sie haben Aussicht, Obertöne zu werden. Denn allenthalben siegt der Idealismus.

Die Sozialdemokratie wird brechen mit ihrer ganzen Vergangenheit. Sie wird national sein oder überhaupt nicht mehr. Am Sozialen wird sie festhalten und wir mit ihr; aber die sozialistischen Wolkenkuckucksheimereien läßt sie als abgestreifte Schlangenhäute am Wege liegen.

* * *

Es hat keinen eifrigeren Demokraten gegeben als Thomas Carlyle. Allein je unbeirrter er sein Ziel im Auge behielt, desto undemokratischer wurden seine Ansichten über die Mittel zum Zwecke. Von Umsturz, Volksbeauftragten, Verfassungsentwürfen und gesetzgebenden Nationalversammlungen hielt er gar nichts mehr. Die Arznei, die er verschrieb, war viel einfacher, aber sie schmeckt schlecht und wird daher stets in die Ecke gestellt. „Die Hoffnung, Menschen durch Politik glücklich zu machen, ist eitel. Man kann ein Regiment Schurken nicht zu einem Regiment ehrlicher Leute einexerzieren, so schlau man sie auch anwerben und einteilen mag. Man gebe uns ehrliche Leute — und das wohlgeordnete Regiment macht sich von selbst. Reformiere einen Menschen — deinen eignen Menschen! Das ist mehr wert als ausgeklügelte Reformen für eine ganze Nation."

(Abgeschlossen am 15. November.) F. H.

Auf der Warte

Weihnachtsspiel und Religionsunterricht

Wenn ich an den Religionsunterricht zurückdenke, den ich in meiner Jugend genossen, und mich dabei frage, was den tiefsten Eindruck auf mich gemacht, so klingt meinem innern Ohr jene Stunde an, da ich als Chorknabe die alten süßen Weihnachtslieder mitgesungen, indes wie ein feierlicher Traum das Spiel von Jesu Geburt über die Bühne ging. Vor diesem Erlebnis versinken Hunderte von behördlich abgestempelten Religionsstunden ins Wesenlose. Und immer wieder, wenn es weihnachtet, fühle ich jene Stimmung in mir mächtig werden, und ein geheimes Ahnen sagt mir, daß sie bis zum letzten Atemzug an meiner Seele wirkt und baut. Im stillen segne ich den Lehrer, dem ich diese goldherzige Erinnerung verdanke.

Jetzt, da ich selber als Schulmeister im Amte, ist es mir eine Art ungeschriebenes Gesetz, alle zwei oder drei Jahre mit meinen Dorfkindern ein Christgeburtspiel aufzuführen. Wäre ich Schulrat, so verordnete ich: Der bibelkundliche Unterricht wird in seinem Hauptteil durch volkstümliche Krippenspiele abgelöst. Dann würde endlich einmal dem Kind gegeben, was des Kindes ist. Und die Kanzelpredigt würde aufhören, ein bloßes Repetitorium zu sein. Wenn irgendein Buch, so ist die Bibel nicht für das unmündige Alter geschrieben. Ihre Sprache geht in der Gedrängtheit und Verdichtung weit über das kindliche Fassungsvermögen hinaus. In dem Bemühen, sie dem Schulvolk aufzuschließen, zerpflücken wir oft die unendlich zarten Blüten der Gottesminne. Was hier in Beichtunterricht und Kindergottesdienst gefehlt wird, kann so leicht kein Konsistorium wieder gutmachen. Es ist bezeichnend, daß die vielgenannte Schrift „Wie machen wir den Kindern die Religion verhaßt?" einen Geistlichen zum Verfasser hat. Vierzehnjährige Menschen als erwachsene Christen zu weihen, ist und bleibt ein frommer Selbstbetrug, den wir uns leisten auf Kosten des Grundelements alles Lebens: der Ehrfurcht.

Ich denke da an ein Wort Meister Raabes: „Nicht dadurch, daß man ihnen von Gott und so weiter Unverständliches vorräsoniert, sie Bibel- oder Gesangbuchverse auswendig lernen läßt, legt man den Keim der wunderbaren Religion in ihre Herzen; an das Gewühl vor den Weihnachtsbuden, an den grünen, funkelnden Tannenbaum knüpft das junge Gemüt seine ersten wahren — und, was mehr sagen will — wahrhaft kindlichen Begriffe davon! Da strömt die Quelle, aus welcher die Kinderwelt ihr erstes Christentum schöpft." Und diese Quelle wird im Reich der Schule weiterströmen, wenn hier als gleichwertige Größe neben deutschen Märchen und Mythen das Mysterienspiel der Weihnacht gepflegt wird. Da ist Duft und Farbe, Glanz und Reinheit und ewige Poesie. Da lebt das Kind seine eigne Welt in verklärtem Schein. Da steht alles mit seiner Seele auf du und du. Da ist Hoheitsgebiet der Kindesnatur. Und von diesem Erbschatz hat man seither für unsere Religionsunterweisung auch nicht ein Körnlein Goldes ausgewogen! Wir Deutschen gehören „lebendig geschlagen" . . .

Dieses Jahr hoffen wir mit dem „Deutschen Weihnachtsspiel" aus der Schatzgräberbücherei aufzuwarten. Es ist wohl das schönste, schimmerndste unter seinen Geschwistern. In den Marienliedern werden Töne laut, so keusch und innig, wie sie so leicht nicht in einem kirchlichen Gesangbuch anklingen. Das Luthertum hat sich

Flügelfedern abgeschnitten, als es den Liebfrauenkult in Acht und Bann getan. Denn die Verehrung des Ewig-Weiblichen gehört zu unsern Selbsturfprüngen. Und all die bunten Siebensachen, die wir zum Spiel nötig haben, die schaffen wir mit eigner Hand. O fröhliche Andacht, die du diese Arbeit hebst und trägst! Und heuer mieten wir nicht wieder den verstaubten Wirtshaussaal mit seinem Bierdunst und Tabakruch. Heuer schlagen wir uns in die Kirche. Und wir werden kein Eintrittsgeld erheben, denn das Zahlen und Wechseln ist dem Geist des Mysteriums feindselig. Statt des Säckelwarts pflanzen wir einen Tannenbusch vor die Tür. Und Tannenbüsche rings um den Altarraum. Und drüber einen Julkranz mit Bändern und Backwerk. Und den Herrn Pfarrer bitten wir, daß er uns gestattet, die halbvermoderten Kränze über der Ehrentafel der Gefallenen wegzunehmen. Wir sollen ja die Toten nicht zu Gespenstern machen. Und bevor der Engel Gabriel das Spiel ankündigt, wird eins von den Größeren die Geschichte der heiligen Nacht aus dem Evangelium lesen. Und dann werden wir uns bei Kerzenschein und Geigenmusik in den Himmel der Weihnacht hineinspielen.

Da soll es die Mütter mit stiller, heißer Gewalt überkommen: das süße Wissen ihrer Gottesmutterschaft. Und allen soll es eingehen: daß diejenige Gemeinschaft am ehesten zum Reich Gottes heranreift, wo die letzten, entscheidenden Maßnahmen vom Kind aus getroffen werden. Und wenn's an solch einem Abend in verhaltenem Glanz aus den Augen der Kleinen redet, daß Welt und Zeit für sie versunken, dann ist gewiß, daß Gott mitten unter ihnen, und daß sie gesegnet sind in dem Wort des weisen Aljoscha: „Es gibt nichts, das höher, stärker, gesünder und nützlicher für das Leben wäre als eine gute Erinnerung aus der Kindheit. Wenn der Mensch viele solcher Erinnerungen aus seiner Jugend hat, so ist er gerettet fürs ganze Leben."

Ernst Hauck

Nachwort des Türmers. Wir geben dieser Anregung aus Leserkreisen mit besondrer Freude Raum; sie ergänzt prächtig und in selbständiger Form das in diesem Heft abgedruckte Krippenspiel. Wobei wir betonen, daß diese Weihnachtsspiele ganz verschiedenartig sein können, je nach Geschmack und Neigung. Auch da muß man den einzelnen Kreisen Freiheit lassen, besonders auch in der Auswahl der umrahmenden Weihnachtslieder. L.

*

Bismarcks Erbe

Das neuerdings aus dem Nachlasse des Fürsten Philipp zu Eulenburg-Hertefeld von dem Tübinger Geschichtschreiber Johannes Haller herausgegebene Buch „Aus 50 Jahren, Erinnerungen, Tagebücher und Briefe aus dem Nachlasse des Fürsten" (Verlag von Gebrüder Paetel, Berlin 1923) bietet für unsere geschichtliche Kenntnis nichts wesentlich Neues, wenn es auch in jeder Zeile den geistvollen weltgewandten Diplomaten verrät und als Kulturbild unschätzbar erscheint. Nur nach einer Richtung wird unser geschichtlicher Gesichtskreis erweitert: hinsichtlich der Kenntnis und Würdigung des Grafen Herbert Bismarck, mit dem der damalige Graf Philipp zu Eulenburg auf das engste befreundet war.

Es ist nicht schön, der Sohn eines großen Mannes zu sein. Das hat schon mancher, August von Goethe und andere, erfahren. Man sagt wohl, das Genie habe sich mit der einen Größe in der Familie erschöpft, tatsächlich wird der Sohn höchst ungerecht nach dem Maßstabe des Genies gemessen, das ihn erdrückt, während er den Durchschnitt noch weit überragen mag.

Graf Herbert Bismarck war auch ein solcher Unglücksmensch. Er stand immer im Schatten seines Vaters und opferte sich der Größe seines Vaters mit aller Kraft und mit aller Hingabe auf. Dafür wollte ihn sein Vater zum Erben seiner Stellung und seines Ruhmes machen. Bismarck hatte keine Schule von Staatsmännern begründet und hinterlassen, die deutsche Diplomatie wurde bald nach Bismarcks Tode unter einem unzulänglichen Monarchen zum Kindergespötte. Aber alle seine Erfahrung hatte er auf seinen Sohn vererbt. Jeden anderen Staatsmann, in dem er seinen

möglichen Nachfolger sah, suchte er fernzuhalten oder, wenn er ehrgeizige Bestrebungen zeigte, zu vernichten. Neidlos blickte er auf seinen Sohn, der einst sein Werk fortsetzen sollte. Da brach die Katastrophe vom März 1890 über Bismarcks Haus herein. Mit dem Vater ging auch der Sohn, ohne Gelegenheit gehabt zu haben zu zeigen, was er selbständig zu leisten vermochte.

So ist Graf Herbert Bismarck zeitlebens aus dem Schatten des Vaters nicht herausgetreten. Da erscheint wohl die Frage berechtigt, ob dieser letzte und vertrauteste Mitarbeiter des Fürsten Bismarck, der schließlich unter ihm das Auswärtige Amt als Staatssekretär leitete, wirklich für sich ein bedeutender Staatsmann, oder ob er nur der hochgestellte Privatsekretär seines Vaters war? Wäre Graf Herbert Bismarck in der Tat fähig gewesen, das Werk seines Vaters fortzusetzen?

Wesentliche Unterlagen für die Beurteilung dieser Frage bieten schon die bisher veröffentlichten ersten sechs Bände von Akten des Auswärtigen Amtes, die ich in meinem neuen Buche „Im neuen Reiche, Deutsche Geschichte von 1871 bis 1890 auf Grund der Akten“ (Berlin 1924, Hafenverlag) verarbeitet habe. Da erscheint Graf Herbert Bismarck in seinen Berichten als ein hervorragend scharfsinniger und gewandter Diplomat, dem unter dem jungen Geschlechte der damaligen Zeit nur noch der spätere Reichskanzler Bernhard von Bülow als zeitweiser Geschäftsträger in St. Petersburg gleichkommt. In seinen Anschauungen und Entschlüssen vertritt Herbert Bismarck allerdings ganz die Politik seines Vaters, so daß man den Alten selbst reden zu hören meint. Aber er hat sich in diesen Geist so hineingelebt, daß er als sein eigener erscheint. Und seine Beobachtung wie seine Beurteilung der Verhältnisse sind doch vollständig seines eigenen Geistes Kinder. Dabei entwickelt er in Auffassung und Schilderung ein hohes Maß von Humor, so daß sich seine Berichte vielfach wie ein interessantes Feuilleton lesen. So viel kann man wohl behaupten: Graf Herbert Bismarck wäre auch ohne den Rückhalt seines Vaters ein hervorragender Leiter der deutschen auswärtigen Politik geworden.

Die volle Beurteilung des Grafen Herbert Bismarck ermöglichen aber doch erst die Erinnerungen des Fürsten Philipp zu Eulenburg und zwar eigentümlicherweise das, was er von der Liebesgeschichte des Grafen Herbert Bismarck erzählt.

Es war im Jahre 1881. Da erregte eine Zeitungsnachricht Aufsehen, daß Graf Herbert Bismarck eine Fürstin Elisabeth Karolath geborene Hatzfeldt-Trachenberg entführt habe. Näheres erfahren wir jetzt erst, zum Teil aus Briefen des Grafen Herbert Bismarck selbst. Er hatte die Fürstin, die in unglücklicher Ehe lebte, nicht nur entführt, sondern wollte sie auch nach erfolgter Scheidung heiraten. Darob äußerste Empörung seines Vaters, nicht nur weil es sich um eine geschiedene Frau, eine Katholikin, sondern vor allem, weil es sich um eine Angehörige eines ihm immer feindlichen Familienkreises handelte. Der alte Fürst Bismarck drohte sich zu erschießen, wenn sein Sohn die Fürstin heirate, die Fürstin Bismarck war schwer herzkrank und hätte dies auch nicht überlebt. Andrerseits hatte Fürst Bismarck in das Fideikommißstatut von Friedrichsruhe eine Bestimmung aufgenommen, daß es auf niemanden vererbe, der eine geschiedene Frau heirate. Im auswärtigen Dienste wäre Graf Herbert Bismarck nach dem Bruche mit seinem Vater auch unmöglich gewesen. Er stand als Bettler da und hätte von der Rente leben müssen, die der geschiedene Ehemann seiner Frau zahlte. Diesen Widerständen gab Graf Herbert Bismarck nach. Er verzichtete nach langen schweren Kämpfen auf die Heirat. Seinen Vorschlag, trotzdem weiter in Briefwechsel zu bleiben, lehnte die enttäuschte und preisgegebene Fürstin ab.

Aber Graf Herbert Bismarck war, indem sein Vater sein Lebensglück brach, selbst ein anderer geworden. Herbert Bismarck war eine sonnige, heitere Natur, die menschlich anziehendste Persönlichkeit des Bismarckschen Hauses. Nach der Vernichtung seines Liebesfrühlings erscheint er von Menschenhaß und Menschenverachtung erfüllt, tyrannisiert seine Untergebenen und weiß sich überall verhaßt zu machen. Seine zynische Menschenverachtung macht ihn unvorsichtig und läßt ihn nicht recht-

zeitig mögliche Gegner beachten. So hat er, obgleich Fürst Bismarck in seinem Sohn stets einen Vertrauten in der Umgebung des Kaisers hatte, den Sturz seines Vaters nicht nur nicht zu verhindern vermocht, sondern sogar beschleunigt.

Die Liebesgeschichte zeigt aber auch, daß Graf Herbert Bismarck nicht der titanenhafte Willensmensch war wie sein Vater. Sonst hätte er sich die Vernichtung der eigenen Persönlichkeit durch seinen Vater nicht gefallen lassen, sondern als der jüngere seinen Willen durchgesetzt.

Wäre Graf Herbert Bismarck seinem Vater gefolgt, so hätte man in ihm einen geschickten Leiter der deutschen auswärtigen Politik im Bismarckschen Geiste und im Sinne der Bismarckschen Überlieferungen gehabt, das furchtbare Ungeschick der deutschen Diplomatie, das schließlich zur vollständigen Einkreisung und zum Weltkriege führte, wäre vermieden worden. Die ganze gewaltige Stellung seines Vaters namentlich in der inneren Politik hätte Graf Herbert Bismarck nie ausfüllen können. Dazu war er zu wenig Kämpfernatur, wenn er auch durch äußere Schroffheit zu ersetzen suchte, was ihm an innerer Willensstärke abging.

Deshalb war es auch unberechtigt, mit dem Großherzoge Friedrich von Baden von einer Dynastie Bismarck zu sprechen und sie der Dynastie Hohenzollern entgegenzustellen. In Graf Herbert konnte die Bismarcksche Stellung nie zum Hausmeiertume ausarten, sie wäre geblieben, was sie von Anfang an war: die festeste Stütze der Monarchie.

Prof. Dr. Conrad Bornhak

*

Vom echten und vom falschen Wandervogel

I.

Wir finden im Mai-Heft der Zeitschrift „Niedersachsen" (28. Jahrgang, Nr. 8) eine gemütvolle Plauderei von Franz Mahlke, die auch die Türmer-Leser erfreuen wird.

„Ein richtiger Wandervogel muß zu dem Taugenichtsdichter Eichendorff in die Schule gegangen sein. Sein Herz muß zwei Flügel haben und muß sich an den Himmel verlieren können, zu den Lerchen. Darum gerade ja können die Lerchen so wunderschön tirilieren, weil sie von oben her so gut in das grüne aufgeschlagene Notenbuch des ewigen Meisters sehen können.

Ein richtiges Wandervogelherz muß zwei Flügel haben, samtene, wie ein seltener Schmetterling, und muß sich in eine brennende Mohnblüte nesteln können am Ährenfelde und leise sein, ganz leise sein in der Betergemeinde des Halmwaldes.

Wandervögel müssen Kundschafter sein, die ausziehen, den lieben Gott zu suchen. Die Stadtleute haben ihn vertrieben. Er geht einsam über Hügel und Heiden und schreibt seine Melodien in das aufgeschlagene Buch: in Wiesen und Felder, in den Silberschild der einsamsten Birke, und selbst auf dem roten Panzer des Marienwürmchens tupft er ein paar freudige Noten.

Wenn die Wandervögel den lieben Gott gefunden haben, stimmt er ihnen die verstaubte Fiedel.

Ehe der liebe Gott mit seiner roten Abendlaterne hinter die Tannenwand geht, legt er den Wandervögeln lächelnd die segnende Hand aufs Haupt.

Wandervögel sind Sendlinge Gottes. Aber der Taugenichtsdichter war doch des großen Meisters liebstes Wanderkind." P. B.

II.

Es war einmal etwas Erfrischendes, Gesundes und zu Herzen Gehendes, Wandervögel auf Fahrt zu beobachten. Ihre einfache Kleidung, ihr sicheres, bescheidenes Auftreten, ihre Musik, ihre Lieder, ihre Lebensanschauung — alles in allem eine schöne, duftige Blüte am Baume deutschen Wesens. Sie heiligten den deutschen Wald wieder, erholten sich wandernd für neue Arbeit, bildeten sich, indem sie ihre jungen Augen weit den Schönheiten der Heimat öffneten, gruben alte, liebe Lieder aus und ersetzten das Salonschieben und -wackeln durch schlichte Volkstänze.

Soll man sagen: es war einmal ...? Oder droht der falsche Wandervogel den rechten durch Verzerrung zu vernichten? —

Ich habe zur schönen Pfingstzeit den Harz

durchwandert. Dabei traf ich buchstäblich Schritt für Schritt auf sogenannte „Wandervögel". Aus allen Gauen waren sie vertreten. Ihr lautes, prahlerisches Gebaren verriet sie alle: die aus Sachsen, Westfalen, Mansfeld, Berlin, Hamburg und Hessen. „Außenseiter" hätte auf ihren Wimpeln stehen sollen; ihr ganzes Verhalten auf den Bahnhöfen, in den Zügen, auf dem Marsch und im Gasthausgarten war ein Sichaufblähen, ein Auffallenwollen. Von weitem schon wußte man: „Wandervögel" kommen! Unendlicher Radau, Handharmonikas, Trommeln (weniger die Laute!) kündeten sie. Und nun nahten sie schließlich. Die Häupter der Jünglinge sind von wildem, langem Haar umwirbelt, Russenblusen hüllen ihre Brust, ihre Knie sind nackt (Salontiroler!). Wer das Barhäuptige nicht schätzt, den schmückt eine sehr zierliche, unendlich lächerliche Gigerlmütze mit Troddel. Die Zahl der wandernden Jungfrauen hat beträchtlich zugenommen. Sie beträgt in Prozenten ausgedrückt etwa 50 v. H. Das heißt: fast jeder von ihnen hat sich ein männlicher Beschützer zugesellt. Der Wandervogel von heute wandert zu Paaren, zu Pärchen. Leider läßt sich dieses Wort noch nicht weiter verkleinern, denn es gibt sehr junge Pärchen darunter.

Und die Rastplätze! Versteckt oder in breitester Öffentlichkeit neben dem Wege haben sie ihre Zelte aufgeschlagen. Er und Sie bewohnen es in vielen Fällen zusammen. Der Kavalier der Wälder träumt hier vom eigenen Heim. Sie sitzt neben dem Feuer und kocht den Kaffee. Derartige Bilder sah ich zu Dutzenden. Er fühlt sich so unbeaufsichtigt dabei. Unbekümmert um den Vorüberwandernden sitzt er mit seiner Liebsten nicht weit vom Wege, küßt und lacht...

Und läßt uns den Kopf zur Erde hängen und nachdenklich werden über die wahre Freiheit, über unsere Jugend und die Heiligkeit des deutschen Waldes!

Den Bund der Wandervögel e. V. in Ehren! Sein Abzeichen ist klein. Man sieht es schwer im Vorübergehen. Darum habt doppelt acht auf euch, ihr echten deutschen Jungs und Mädels! Aber jene Zerrbilder, jene galanten Kavaliere der Wälder bringen auch das Reine und Beste in Verruf. O. R.

Unsere Zeit und der Tanz

Es ist eine scheinbar erstaunliche Erscheinung, daß in unserer Zeit, die so viele und so schwere soziale, menschliche, religiöse und politische Probleme uns täglich neu entgegenstellt, der Tanz auch zum Problem geworden zu sein scheint, über das viel philosophiert wird. Vier Bücher über den Tanz liegen vor mir, die alle mehr oder weniger die Philosophie des Tanzes behandeln und zu den allerverschiedensten Resultaten gelangen, freilich auch von recht verschiedenen Voraussetzungen ausgehen.

Da ist zuerst das Buch von E. Jacques-Dalcroze: Rhythmus, Musik und Erziehung, das bei Benno Schwabe & Co. in Basel erschienen ist. Der Tanz als solcher hat für Dalcroze weniger Interesse, aber die rhythmisch-musikalische Körperausbildung speziell vom Standpunkt der musikalischen Erziehung des musikalischen Unterrichts beschäftigt ihn. Er wirft den alten Erziehungsmethoden, wie sie in allen unseren Schulen und auch in unseren Musikschulen geübt werden — gewiß mit Recht — ein Überwiegen des Intellekts und ein einseitiges Entwickeln der mechanischen Fertigkeiten vor. Er vermißt die allgemeine Harmonie der Erziehung, das Übereinstimmen von Körper, Seele, Geist und Temperament. Er wünscht ein Gleichmaß in der Ausbildung aller menschlichen Fähigkeiten und sieht in der Musik, wenn sie nach seiner Methode vom ganzen musikalischen Menschen zugleich geübt und gelebt wird, das beste Mittel, um dieses Gleichmaß zu erreichen. Die Erfolge seiner Methode können wir in Hellerau, in den Schülern, die aus dieser Methode hervorgegangen sind, an Mary Wigman und so manchen anderen beurteilen — man wird sie nach persönlicher Einstellung und Erfahrung aufnehmen —, uns interessiert hier das Buch als literarisches Werk. Und da werden wir sagen müssen, daß eine gewisse Selbstgefälligkeit des Ausdrucks, eine Lehrhaftigkeit und Schwerfälligkeit der Darstellung manchmal ermüdet und befremdet, wo die ausgesprochenen Gedanken unbedingte Anerkennung von uns fordern. Und da nach Dalcrozes eigener Lehre

Stil und Ausdruck nicht zu trennen von Wesen und Inhalt sind, erwachen Bedenken.

Ganz anders ist das Buch von Rudolf Bode, Ausdrucksgymnastik (C. H. Beck, München). Kurz, knapp, mit einer überzeugenden theoretischen Einleitung, einer praktischen Anleitung und interessanten Bildbeigaben stellt das Buch ein Lehrbuch dar, aber eines, wie es sein soll. Die theoretische Einleitung bringt uns die Notwendigkeit der Ausdrucksgymnastik zum Bewußtsein. Wir erfahren, wie, warum, seit wie langer Zeit schon sie gefordert wird, welches ihre Bedeutung für die allgemeine Menschenbildung sein kann, und werden dann, im praktischen Teil, zur Ausführung von Übungen angeleitet, wodurch die Nachteile der bisherigen disharmonischen und einseitig-intellektuellen Erziehung wenigstens bis zu einem gewissen Grade aufgehoben werden.

Das Werk von Hans Hackmann, Die Entwicklung der Seelenkräfte als Grundlage der Körperkultur (Eugen Diederichs, Jena), stellt sich auf einen anderen Standpunkt. Während die Körperkultur als Mittel zur Seelenkultur von den anderen Autoren angesehen und angerufen wird, vertritt Hackmann den Gesichtspunkt: „Es ist der Geist, der sich den Körper schafft!" Körperkultur kann nur erworben werden durch eine hohe und feine Entwicklung der Seelenkräfte. Die Harmonie der menschlichen Wesenheit in ihren drei Elementen beansprucht eben eine Ausbildung der Seele, die nicht mehr hinter den Kräften des Geistes zurückstehen darf, um eine Kultur des Körpers zu erzielen, der das Ausdrucksmittel für die beiden anderen Elemente darstellen muß. Während die frühere Erziehung den Körper vernachlässigte, oder ganz ausschaltete, während die Askese ihn abzutöten, die Intellektualitätsüberschätzung ihn zu vergessen drohte, wünscht Hackmann ihn zu veredeln, ihn zum Träger geistiger und seelischer Kultur zu machen, deren reinstes und unmittelbarstes Ausdrucksmittel er sein muß. Es ist dies das Ziel aller Tanz- und Körperkultur-Bestrebungen, gewiß, aber es ist hier auf anderem Wege gesucht, es ist von innen heraus angestrebt, es wird nicht von außen nach innen getragen.

Das vierte der Bücher, von Heinz Pollack, Die Revolution des Gesellschaftstanzes (Sibyllenverlag, Dresden), geht ganz besonders energisch auf sein Ziel los: Pollack sieht in der Umgestaltung des modernen Gesellschaftstanzes nicht ein Symptom der Revolution, sondern vielmehr er führt die Umwälzungen unserer Zeit beinahe auf die Veränderung des Gesellschaftstanzes zurück. Ihm ist nicht der Tanz als solcher, der rhythmisch-musikalische Ausdruck eines seelisch und geistig kultivierten Körpers das Ziel, das zu erreichen wäre, ihm ist der neue Gesellschaftstanz der Ausdruck unserer freigewordenen Zeit. Mit großer Energie und Unbekümmertheit und in einem sehr frei gewordenen Stil stellt Heinz Pollack seine Behauptungen auf und vertritt sie — er überzeugt nicht immer. Im Gegenteil, die Heftigkeit seiner Äußerungen reizt zu einem lächelnden Widerspruch.

Aber eines wird klar aus der Wichtigkeit und dem inneren und äußeren Ernst, mit dem all diese Männer die Frage der rhythmischen Körperkultur behandeln: daß wir willens sind, auf diesem Gebiete Sünden der Vergangenheit gutzumachen. Mag es unserem Tag gelingen, auf diesem und auf allen Gebieten das Gestern zu überwinden und ein gesundes Morgen zu erringen.

Etta Federn-Kohlhaas

*

Aus dem Leben und der Arbeit Oswald Spenglers

Das deutsche Geistesleben ist in den letzten Jahren um zwei fleißige, gedankenreiche Bände vermehrt worden, die den „Untergang des Abendlandes" (München, Beck) behandeln. Trotz Teuerung und allgemein erschwerten Lebensverhältnissen hat sich dieses Werk seinen Weg durch ganz Deutschland und weit darüber hinaus sieghaft gebahnt. Überall, in Arbeitsgemeinschaften, in der Presse, in Lesezirkeln, im Kreise der Gesellschaft beschäftigt es die Geister. Eben weil es zu den stark anregenden Büchern gehört.

Der Verfasser des „Unterganges des Abendlandes" ist bisher unbekannt gewesen. Nun ist zwar sein Name in aller Munde; Näheres je-

doch über seine Persönlichkeit ist unbekannt geblieben. Dankenswert ist es daher, daß August Albers im letzten Hefte der „Preußischen Jahrbücher" den Schleier, der über Oswald Spengler lagert, lüftet und einen Blick in dessen Lebensgang und seine Arbeit tun läßt. Eigenartig mutet es an, daß man in Argentinien schon besser über Spengler orientiert war als bei uns in seinem Heimatlande. Dort hat nämlich Professor Queseda eine Arbeit über den deutschen Schriftsteller in spanischer Sprache veröffentlicht, die um so mehr Anziehungskraft besitzt, als ihr Verfasser mit Spengler eng befreundet ist.

In dieser Arbeit zieht Prof. Queseda einen Vergleich zwischen Oswald Spengler und Spencer, den er ebenfalls genau kennt. Es heißt darin: „Der Engländer besaß einen fabelhaften Zettelapparat, an dessen Ordnung und Vermehrung Gelehrte ununterbrochen arbeiteten. Der Deutsche (Oswald Spengler ist gemeint. O. R.) besaß eigentlich nichts als sein ebenso fabelhaftes Gedächtnis. Die Skizzen Spenglers für den zweiten Band beherbergte ein kleiner Handkoffer, den er, wenn er verreiste, zu seinen Freunden trug. Beachtenswert ist auch die Art seiner Manuskriptherstellung. Den ersten Band hat er, wie er mir erzählte, handschriftlich bei Kerzenlicht hergestellt und dadurch seine Augen schwer geschädigt. Der zweite Band ist aus den Aufzeichnungen in die Maschine diktiert, dann handschriftlich korrigiert und sofort zur Druckerei gesandt. Im fertigen Satz hat Spengler nur wenig geändert."

Oswald Spengler ist Braunschweiger, ein Kind des Harzes. In Blankenburg am Harz wurde er am 28. Mai 1880 geboren. Sein Vater war Oberpostsekretär. Seine Mutter entstammt einer alten Künstlerfamilie, die den Namen Grantzow führt. Ihr Vater war Konzertmeister in Braunschweig, dessen Schwester eine hervorragende, bekannte Tänzerin. Den Künstler in Oswald Spengler scheint danach die mütterliche Seite beeinflußt zu haben. Nachdem er sein Abiturium bestanden hatte, studierte er zunächst Mathematik und Naturwissenschaften, promovierte dann 1909 in Halle mit einer Arbeit über Heraklit und war zuletzt Oberlehrer in Hamburg. Doch stellte ihn diese Tätigkeit wenig zufrieden.

„Ein unbestimmtes Etwas arbeitete in ihm, dem er in Dichtungen, Dramen, Novellen Form zu geben suchte. Aber nichts von diesen Versuchen ist vollendet oder gar erschienen. Um diese Pläne schneller zur Reife zu bringen, ließ sich Spengler auf ein Jahr Urlaub geben und nahm in München Wohnung. Dort beschäftigte er sich intensiv mit kulturgeschichtlichen, philosophischen und politischen Studien, ohne zu wissen, zu welchem Ende das alles führen solle. Auch sein poetisches Arbeiten suchte er weiter zu bringen. Dann kam der Marokko-Konflikt, die Agadir-Landung. Und als er sich die Bedeutung dieser Ereignisse klarzumachen suchte, indem er sie unter immer größere europäische, historische und kulturgeschichtliche Gesichtspunkte faßte, da prägten sich ihm langsam die Grundgedanken seines Werkes.

Eines Tages sah er in einem Schaufenster Otto Seecks „Geschichte des Untergangs der antiken Welt" und erhielt dadurch die Anregung zum Titel seines Buches. 1916 lag der erste Band im Konzept vor, 1917 war er druckreif. Dann begann die überaus schwierige Aufgabe, einen Verleger für das umfangreiche Manuskript zu suchen. Nachdem die namhaftesten deutschen Firmen ihm eine Absage gegeben hatten, wandte er sich an den Verleger Weiningers, Wilhelm Braumüller in Wien, und nach Überwindung endloser Schwierigkeiten kam im Sommer 1918 die erste Auflage des ersten Bandes heraus."

In diesem Frühjahre ist der zweite Band des geistreichen Werkes erschienen, das Oswald Spengler mit einem Schlag in die Reihe der meistgelesenen Schriftsteller Deutschlands gestellt hat. Oswald Richter

*

Die wirkliche Erdkunde

Der wirkliche Geographiebegriff, von dem im folgenden die Rede sein soll, bestand bisher sozusagen noch nicht. Was vorhanden war, stellte sich als eine Reihe von Wissenschaften dar, die, in Geologie, Geophysik, Meereskunde, Botanik, Zoologie, Menschheits-

geschichte, Bodenkunde, Meteorologie, Klimatologie usw. zerspalten waren, sich stets sauber voneinander getrennt erhielten, und von denen jede einzelne weder allgemeines Interesse, noch direkte Anknüpfungspunkte genug besaß, um die Kultur der Gegenwart nennenswert zu beeinflussen.

Was fehlte — und gründlich fehlte — war das Zauberwort der „Ganzheit". Man sah nicht ein, ja, man dachte wohl gar nicht daran, daß die tausendfältigen Beziehungen, die Gebirge und Meere, Kontinente und Küsten, Pflanzen, Tiere und Menschen, Urzeitvergangenheit und Gegenwart verknüpfen, ein Netz von Gesetzmäßigkeiten sind, das, wenn es an irgend einem Ende durch übermäßige Ausbeutung zerstört wird, auch an allen übrigen Punkten Veränderungen nach sich ziehen muß. Der naive Eigenwille, der so oft in einem Gewaltrausch brutalen Materialismus endet, ließ den Menschen gar nicht zu dem klug abwägenden Gedanken kommen, einmal die „Wirklichkeit der Welt" seinen Begierden und seinem Eroberungsdrang gegenüberzustellen und erst dem Ausgleich dieser beiden widerstrebenden Faktoren die Möglichkeit zu entnehmen, die ihn beglückt und bereichert, ohne ihn und seine ganze Umwelt in eine Fülle von Leid, Unglück, Unzufriedenheit zu stürzen.

Man sieht, es ist ein grundlegend neuer Standpunkt, der da berührt wird, und man kann nicht leugnen, daß es ein besserer und des Menschen würdigerer ist, als der bisherige war. Er beruht darauf, zunächst die Frage „Was ist?" zu stellen. Er will wissen, was ist ein Kontinent, was ist ein Land, was ist eine Stadt, was ist ein Lebenskreis? Denn von diesem „Was ist?" hängt es ab, was der Mensch jeweils erwarten kann. Gewiß, auch bisher mußte er sich mit der Eigenart eines Landes abfinden. Die Sahara ist eine Wüste, die man nicht besiedeln kann, Innerafrika ist ein dem Europäer unbekömmliches Fieberland, das nördliche Sibirien ist durch sein Klima unerträglich und unfruchtbar. Innerhalb dieser ganz großen Beschränkungen gibt es unzählige kleine und kleinste. Die Londoner Nebel, die ungarischen Rohrsümpfe, das wechselnde rauhkalte Föhnklima der Alpen, die dalmatinische Macchia, der von duftenden Halbsträuchern überwucherte Küstenstreifen — all das und noch vieles andere sind Einflüsse, denen sich der Mensch nicht entziehen kann. Aber er ertrug sie bisher unwillig, zähneknirschend, nach Art eines widerspenstigen Pferdes, das bei jedem Schritte bereit ist, auszubrechen. Ganz fremd war ihm der wunderbar harmonische Ausgleich eines Lebenskreises, jenes wohlverstandene Do ut des, das man allenfalls übersetzen könnte: „Lebe du gut, denn durch dein gutes Leben werde ich besser leben!" Und der doch auch zugleich die Grundlage jeder menschlichen Kultur ist.

Nun bereitet es uns eine große und ehrliche Genugtuung, feststellen zu können, daß der Beginn dieser neuen Weltbetrachtung in Deutschland wurzelt, vielleicht sogar nur von Deutschland ausgehen konnte. In diesen letzten verwirrten Jahren, die scheinbar unter dem Zeichen fast völliger geistiger Unfruchtbarkeit standen, hat dennoch heimlich auch für uns die Stunde des Schöpferischen wiederum geschlagen. Und was sich erst in engen Grenzen, gestützt auf einzelne Köpfe, vorbereitete, ist heute schon eine ganze Bewegung, die unter dem Schlagwort: „Die neue Geographie" unser Weltbild gründlich zu ändern im Begriff ist. Mir liegt Ewald Banses eben erschienenes großes zweibändiges Lexikon der Geographie vor (Georg Westermann, Braunschweig). Dieses ausgezeichnete, überaus sorgfältig durchgearbeitete Werk, in welchem der originelle Kopf Banse alles Wissenswerte über geographische Tatsachen — unterstützt von einem Stab tüchtiger Mitarbeiter — zusammenfaßt, steht ganz und in allem auf dem Boden des oben flüchtig umrissenen Standpunktes. Es verringert den großen Wert dieses Lexikons keineswegs, daß sein Herausgeber der zweite ist, der diese Ziele als unumgänglich notwendig zu wissen aufstellt. Denn man kann wohl sagen, daß auch hier wieder jene merkwürdige Duplizität der Fälle in Erscheinung tritt, die sich so oft bei schaffenden Köpfen findet und die irgendwie gesetzmäßig zum Auftauchen gewisser neuer kultureller Richtlinien zu gehören scheint. Denn R. H.

Francé, der schon 1920 in seinem Buch: „München, Die Gesetze einer Stadt“ (H. Bruckmann, München) und nun noch einmal in der „Kultur von morgen“ (Reißner, Dresden) zur Aufstellung dieser Begriffe gelangte, ging einen ganz anderen Weg über Biologie und Philosophie bis dorthin, als Banse, der Geograph und Erforscher des Orients.

Dennoch stehen sie beide auf fast gleichem Standpunkt. Beide beurteilen die Situation eines Landes oder Erdteiles (man erinnert sich vielleicht bei dieser Gelegenheit an das in diesen Blättern besprochene Buch Banses: Allgemeine Länderkunde) nach ihren natürlichen Bedingungen, Grenzen und Möglichkeiten. Sie halten jede kulturelle Beeinflussung, die nicht auf dieser Basis aufbaut, für schädlich oder zum mindesten gefährlich. Und sie verwischen beide in einem großen Schwung die bisher ängstlich festgehaltene Trennung der verschiedenen auf Geographie bezüglichen Wissenszweige, und machen sie, indem sie alles zu einer Einheit zusammenschmelzen, zu einem achtunggebietenden und nicht mehr als nebensächlich behandelbaren Faktor.

Diese Einheit hat bereits einen Begriff gefunden, der von Francé stammt und dann auch von Banse angenommen wurde. Er heißt Lebensraum oder Biozönose. In ihm ist alles vereinigt, was auf ein Wesen wirksam wird. Zur Biozönose des Menschen also gehören z. B. Erde, Klima, Gestirne, Pflanzen, Tiere, Mineralien, Metalle, Wasser, Gase; es gehören aber auch die übrige Menschheit mit ihren Vorstellungen, ihren Machtbefugnissen und Lebensgewohnheiten und alle Errungenschaften von Zivilisation und Kultur dazu. All diese Dinge beeinflussen ihn, lenken seine Lebensbahn und ordnen ihn wiederum in sich ein. Da nun jeder „natürliche Erdteil“ (Banse zählt bekanntlich deren 15) seine besondere Art von Natur besitzt, so mußte sich aus ihm auch eine spezielle und nur ihm eigene Art von Kultur entwickeln, die für den dort geborenen Menschen natürlich den Vorteil besitzt, daß sie möglichst reibungslos an die eben vorhandenen Verhältnisse des Landes angepaßt ist. Daraus aber ergibt sich ohne weiteres nicht nur eine selbstverständliche Vielseitigkeit, sondern auch eine Gleichberechtigung solcher organisch entstandener Kulturen, und infolgedessen eine Neuordnung aller unserer bisherigen geographischen Begriffe.

Daß die Umwälzung eines so ungeheuren Komplexes, wie es die Vielheit aller unserer geographischen Beziehungen ist, auf so beschränktem Raum mit solcher Zielbewußtheit durchgedacht werden konnte — einzelne Ausführungen wie London, Afrika, Berlin, Niedersachsen u. a. m. sind schlechthin unübertreffbar gut zu nennen —, zeigt, welch weite Kreise diese neue Bewegung schon gezogen hat. Wir hören sogar, daß sie bereits in die Schulen eingedrungen ist. Wenn dem so ist, so müßten wir die nächste Generation ehrlich beglückwünschen. Denn sie wird unter richtigeren Lebensbegriffen heranwachsen, als es uns gegönnt war. Annie Harrar

*

Wie steht's in Österreich?

In dem Österreich von heute steht und fällt die Sozialdemokratie mit ihrer Herrschaft in Wien. Deshalb sucht eine Handvoll besonnener Männer das Wiener Bürgertum aus seiner Lethargie zu erwecken. Nach Überwindung sehr großer Schwierigkeiten ist das auch gelungen. Die drei Gruppen des Handwerks, des Kleinhandels und der Kleinindustrie haben sich eng zusammengeschlossen, sie bilden jetzt politisch eine einheitliche Machtgruppe. Es war klug, den ständischen Gedanken in den Dienst dieser Bewegung zu stellen, weil er in der gewerblichen Verfassung des österreichischen Mittelstandes noch lebendig ist. Anfang September konnte in Wien die neue Bewegung mit einem stark besuchten Ständefest wirkungsvoll in die Öffentlichkeit treten. Der Festzug dauerte über eine Stunde. Ungeheure Massen hatten sich auch als Zuschauer eingefunden. Diese „Demonstration auf der Straße“ — die erste des Bürgertums in Wien — zeigte jedermann, daß der Bürgerstand noch eine Macht ist, wenn er nur die Machtmittel brauchen will. Sie zeigte vor allen Dingen den Mittelständlern selber, was sie

vermögen, wenn sie einig sind. Die große Vergangenheit Wiens, die da vorüberrauschte, sie ist ja ein Werk bürgerlicher Kraft und Tüchtigkeit, Sparsamkeit und zielbewußter Arbeit, die auch heute noch Großes schaffen kann. Die Demokratie, die heute herrscht, zwingt den Menschen, die sich behaupten wollen, andre Methoden auf als die Vergangenheit; sie erfordert Massenwillen, zusammengefaßte Kraft und Arbeitsleistung. Lange hat es gedauert, bis das Bürgertum das begreifen wollte. In Deutschland ist man noch nicht einmal soweit, daß in die Tat umgesetzt wird, was in Wien als unbedingt notwendig schon eingesehen wird, obwohl doch auch bei uns die Not des Mittelstandes wahrlich schon groß genug ist.

Jedenfalls: das Wiener Bürgertum ist uns vorausgegangen, es hat sich durchgerungen zu der Erkenntnis, daß es sich selber helfen muß, es ist einig geworden.

Aus Böhmen, Mähren und der Slowakei hat der Vielverband einen tschechischen „Nationalstaat" geschaffen, der ebenso wie das neue Polen nur als Zerrbild eines einheitlichen Staates bezeichnet werden kann. Millionen von Deutschen sind einer rücksichtslos unterdrückenden Fremdherrschaft unterwiesen worden, weil ja bei Deutschen allein die Lüge des Verbandes von der „Freiheit der Völker" geglaubt worden ist. Das Sudetendeutschtum hat schon im alten Böhmen gegen Tschechisierungsversuche sich hart wehren müssen. Seit den Zeiten des Grafen Taaffe, also seit rund 50 Jahren, hatten sie die Regierung gegen sich, obzwar sie in einem sogenannten deutschen Reiche lebten. Die Tschechen, nun uneingeschränkte Herren der Staatsgewalt in ihrer Republik, sind sofort eifrig bemüht gewesen, auf gesetzlichem Wege das Deutschtum zu knebeln. Sie haben zum Schutze der Republik Bestimmungen getroffen, welche die deutsche Presse des Landes den Verwaltungsbehörden geradezu ausliefern. Der Schlag war hart, doch das Deutschtum verzagt nicht. Die deutschen Teile des Landes haben einen starken industriellen Einschlag. Die deutsche Arbeiterschaft war zum allergrößten Teile der deutschen, d. h. der international gerichteten Sozialdemokratie hörig. In hoffnungsloser Minderheit befanden sich die national gerichteten deutschen Arbeiter. Die sozialdemokratischen Führer schufen sich fette Pfründen. Sie standen der tschechischen Regierung freundlich gegenüber, obwohl diese auch die deutschen Arbeiter schlecht behandelt. Um nur ein Beispiel zu geben: deutsche Arbeiter müssen für die Wochenkarten zur Fahrt auf der Eisenbahn an ihre Arbeitsstelle mehr zahlen als tschechische! Bekannt ist ja auch, daß sich der Kampf gegen die deutsche Industrie und das deutsche Gewerbe in den rücksichtslosesten Formen bewegt. Viele tausende deutsche Arbeiter sind dadurch brotlos geworden. Als es sich endlich gegen die deutsche Sozialdemokratie unter der Arbeiterschaft regte, flossen den Nationalsozialisten sofort viele Tausende von Anhängern zu. Aber auch die bürgerlichen deutschen Parteien lernten aus der Vergangenheit. Besonders die Deutsche Nationalpartei nahm sich ihrer Volksgenossen aus dem Arbeiterstande an, sie stellte ein soziales Programm auf, das den neuen Zeitverhältnissen Rechnung trägt.

So kamen die Gemeindewahlen heran. In Ostböhmen haben sie zu einer vernichtenden Niederlage der deutschen Sozialdemokratie geführt. Selbst in den industriellen Hochburgen (im Reichenberger und Trautenauer Bezirke) verloren die Sozialdemokraten massenhaft Stimmen. In einer ganzen Anzahl von Gemeinden hat man überhaupt nicht gewagt, sozialdemokratische Listen aufzustellen. Um so erfolgreicher waren die Nationalsozialisten. Ein beträchtlicher Teil der sozialdemokratischen Wähler ist zu den Kommunisten übergegangen. Der Internationalismus und die Tschechenfreundlichkeit haben der Sozialdemokratie im Verein mit der maßlosen Mißwirtschaft in ihren Reihen einen sehr großen Teil der Arbeiterschaft entfremdet, die sich offen auf den nationalen Boden stellten. Darin liegt die Bedeutung der heurigen Gemeinderatswahlen. Erst in zweiter Linie kommt zur Geltung, daß sich auch das bürgerliche Deutschtum zusammengeschlossen hat, daß viele Kleinbürger und Kleinbauern, die früher tschechisch oder sozialdemo-

kratisch gewählt hatten, reuig zurückgekehrt sind zu den nationalen deutschen Parteien. Diese haben gerade, weil sie arg verfolgt werden, sich als stark und lebenskräftig erwiesen. Das Deutschtum blickt in die Zukunft voller Vertrauen auf die eigene Kraft. Es kann jetzt — abgesehen von der kommunistischen und sozialdemokratischen Minderheit — das gesamte Volkstum aufwenden zum Kampf um die Besserung seiner Lage. Die Tschechen müssen einsehen, daß ihre Art, das Deutschtum zu unterdrücken, zwecklos ist. Der Deutsche Block in der Tschechoslowakei ist mächtig genug, um sich erfolgreich zu wehren.

Eine Schicksalsfrage ist es für sie, ob sie klug genug sind, sich sozial so einzustellen, daß die deutsche Arbeiterschaft in der politischen Arbeitsgemeinschaft bleibt; die Führer des deutschen Bürgertums sind entschlossen, alles aufzubieten, um die nationalgesinnten Arbeiter als vollberechtigte Mitglieder des deutschen Volkes gelten zu lassen. Ohne weitgehende Zugeständnisse wird dieses Ziel nicht zu erreichen sein. Die Nationalsozialisten sind guten, ehrlichen Willens, aber sie fordern vom Bürgertum ein gleiches.

Wien und Böhmen, also das alte Österreich, ist für uns zum Lehrmeister geworden. Wir wissen jetzt, daß der Marxismus überwunden werden kann, wenn das Bürgertum die Bedeutung der Stunde erkennt. Die Wahlen haben die Großdeutschen infolge ihrer falschen Politik fast ganz aus dem Parlament getilgt. Aber damit ist der großdeutsche Gedanke nicht begraben. Der Zuwachs sozialdemokratischer Stimmen in Landtag und Gemeindestube kam durch die Tschechen, denen dafür eine Anzahl Mandate eingeräumt werden mußte. Teut

*

Die Weltpolitik des 19. Jahrhunderts

Seit dem 9. November 1918, der uns als selbständiges Volk aus der Weltpolitik ausschaltete, ist das Heer der „unpolitischen" Spießbürger, wie sie Goethe im „Faust" auf dem Osterspaziergang mit unverkennbarer Treue zeichnet, bedauerlich gewachsen. Schon damals kümmerte sich der Durchschnittsdeutsche wenig um die Völker hinten, weit in der Türkei. Heut noch weniger oder gar nicht. Infolge des furchtbaren Kultursturzes seit der Revolution ist der politische Gesichtskreis selbst geistig höherstehender Kreise derart verengt, daß Tarif-Fragen und Partei-Interessen in der Öffentlichkeit, im Parlament und in der Presse viel mehr Aufmerksamkeit finden als weltpolitische Dinge. Und doch müssen wir, ob wir wollen oder nicht, unsern Blick weltpolitisch schärfen und üben, wenn wir wieder aus einem leidenden Objekt zum tätigen Subjekt werden wollen.

Dies empfindet man lebhaft beim Lesen des gehaltvollen Buches, das Hugo Preller unter obigem Titel soeben bei E. S. Mittler & Sohn (Berlin) veröffentlicht. Liebe zum Vaterlande hat den Verfasser veranlaßt, den „deutsch-zentrischen" Standpunkt zu verlassen und selbst die Taten Bismarcks nur im Rahmen der Weltpolitik zu betrachten. Die ungeheure Größe des eisernen Kanzlers büßt bei diesem Alfresco nichts ein; denn sie verträgt weltpolitische Maßstäbe ausgezeichnet, jedenfalls unendlich viel besser als alle seine Feinde. Preller zieht das gesamte weltpolitische Geschehen von 1750 bis 1907 in eine riesige Ellipse ein, deren beide Brennpunkte London und Petersburg heißen. In erstaunlicher Klarheit und Schärfe erscheinen uns so alle Fäden des bisher so überaus verwickelt erscheinenden weltpolitischen Gespinstes. Die Französische Revolution, die Freiheitskriege, die Kontinentalsperre, die türkische und persische Frage, Afghanistan, der Krimkrieg, Amerika, Japan, Österreich und — — das Deutsche Reich erscheinen plötzlich als Einzelspieler und Einzelvorgänge auf diesem „elliptischen" Welttheater. Wir sehen, daß Bismarck seine Erfolge durch richtige Einschätzung, Napoleon seine welthistorische Katastrophe durch Verkennung des Gegensatzes zwischen London und Petersburg erntete. Wir erkennen die klare Einsicht des Kaisers Wilhelm I., der noch auf dem Sterbebette den Enkel auf Rußland hinwies. Wir empfinden mit brennendem Schmerz die Höchstblindheit Caprivis, dessen Dilettantenhand den Rückversicherungsvertrag

mit Rußland als „zu kompliziert“ zerriß. Wir begreifen deutlicher als bisher, daß alle inneren und äußeren Reichsfeinde freie Hand bekamen, als der alte, tiefe Gegensatz zwischen London und Petersburg überbrückt wurde.

Aber wir erkennen ebenso klar, daß unser Schicksal in dem Augenblick eine Wendung zum Bessern nimmt, in welchem sich der nur künstlich überbrückte Gegensatz wieder auftut. Dieser Augenblick kommt mit Sicherheit. Für uns gilt dann das rettende Losungswort: Bereit sein ist alles! Das ausgezeichnete Prellersche Werk leistet herrliche Hilfe für die nötige, richtige Einstellung und Vorbereitung.

Dr. Alfred Seeliger

*

Das leidende deutsche Kind

Als unser Jahrhundert vor dreiundzwanzig Jahren seine Füßchen auf diese Erde setzte, da wurde es mit dem Heroldrufe: „Das Jahrhundert des Kindes!“ begrüßt. Durch ganz Deutschland hallte dieser freudige Ton, durch das Deutschland der Erkenntnis und des Fortschritts, und alle Welt gab das Echo vielfältig verstärkt zurück. Die Zeitenwende war da! Und ein reges Arbeiten und Wetteifern begann auf allen Gebieten, die nur in irgendwelcher Berührung mit dem „Kinde“ standen. Vor allem war es die Psychologie, die Medizin und die Kunst, die das „Kind“ in ihren Brennpunkt rückten. Was für ein reicher Segensstrom mußte nicht aus dem Grundsatze quellen: Für mich nichts — alles für das Heil der Nachkommenschaft! Die Zeitenwende war gekommen, das Glück, das „Jahrhundert des Kindes“...

Und heute? — Das Jahrhundert hat seine Maske zur Erde geworfen — wohlan! Nun grinst der Tod aus seinem Auge; es fiedelt zum Totentanz des hungernden Kindes...

Auf Grund genauer, überaus zahlreicher Berichte aus sämtlichen Gauen unseres Vaterlandes ist das Reichsgesundheitsamt zu der Ansicht gelangt, daß die gegenwärtigen Ernähnährungsverhältnisse denen des zweiten und dritten Kriegsjahres ähneln. Der Entwicklungs- und Gesundheitszustand der Kinder ist immer noch ganz erheblich schlechter als in der Zeit vor dem Kriege. So lautet das Ergebnis der Untersuchungen der Ärzte an den diesjährigen Schulneulingen. Im westdeutschen Industriegebiet hat die Bezirksstelle für Kinderspeisung festgestellt, daß ein Viertel bis ein Drittel der Kinder unterernährt ist oder an Gewicht und Körpergröße beträchtlich zurückblieb.

Selbst in ländlichen Bezirken machen sich Hungererscheinungen bemerkbar. So wurden z. B. in Neumünster in Schleswig-Holstein folgende Gewichtszahlen bei den Ostern in die Schule eintretenden Kindern beobachtet: Die Knaben von 6 Jahren wogen im Durchschnitt 19,2 kg (normal 20,5), von 6½ Jahren 19,5 kg (normal 21,8), und die von 7 Jahren 20 kg (normal 22,3). Die gleichaltrigen Mädchen hatten ein Durchschnittsgewicht von 17 kg (normal 19), von 18,5 kg (normal 20) und von 20 kg (normal 20,8). — Auch die Berichte aus Süddeutschland lauten ähnlich ungünstig. So sagt der Bericht des Stadtschulrats in Villingen, daß an der dortigen Knabenschule von 798 Kindern nur 14 genügend ernährt sind und nur 5 eine genügende Blutbeschaffenheit haben. 544 Kinder sind mittelernährt, 840 unterernährt; 482 haben mittelgute, 311 schlechte Blutbeschaffenheit. Sie sagen mehr als alle Worte, diese Zahlen!

Um dem hungernden deutschen Kinde zu helfen, wäre es wohl das einfachste und sicherste, ihm tüchtig Milch zu geben. Und die muß sich doch beschaffen lassen! So meint man. Wir müssen jedoch bedenken, daß die Milch — ganz abgesehen von Ruhr- und Rheingebiet, wo uns die französischen Soldaten und Hunde Milch wegnehmen — sich sehr verringert hat und mangelhaft dazu geworden ist. Darüber hat der Fachmann P. Borinski in der Berliner Gesellschaft für öffentliche Gesundheitspflege interessante Ausführungen gemacht. Er meinte etwa dort: Vor dem Kriege hatten wir nach Abzug des Bedarfs für Käsefabrikation 8 Milliarden Liter jährlich zur Verfügung, so daß auf Kopf und Tag rund $^{3}/_{10}$ Liter kamen. Im Jahre 1922 kamen dagegen nur noch $^{2}/_{10}$ auf Kopf und Tag. Auffallend ist die Verschiebung des Verhältnisses zwischen Stadt und Land. Vor dem Kriege hielten sich die beiden im Verbrauche völlig die Wage. Im Jahre 1920 aber kam auf die Gesamtbevölke-

rung $^3/_{10}$ Liter, auf den städtischen Teil hingegen nur die Hälfte = $^1/_{10}$ Liter. Somit blieben auf dem Lande $^3/_{10}$ Liter auf Kopf und Tag. Vor dem Kriege bestand demnach ein Verteilungsverhältnis von 1:1, das sich heute zu dem Verhältnis von 1:3 verschob. Wie viele darbende, hohlwangige Kinder sind wohl in diesem stummen Zahlenverhältnis eingeschlossen? Und wie viele gehen täglich an diesem 1:3 zugrunde?

Aber der Leiden sind mit dieser Tatsache noch nicht genug. Neben dem Milchmangel haben wir es noch mit einer Verschlechterung dieses Nahrungsmittels zu tun. Das schreiende Mißverhältnis zwischen Angebot und Nachfrage enthebt den Lieferanten der Sorge um die Güte seiner Ware. Vor allem wird die peinliche Sauberkeit bei dem reißenden Absatz nicht mehr als nötig erachtet. In Berlin waren daher in manchen Monaten 50% derart verschmutzt, daß sie beanstandet wurden! Milch, die nach den Lieferbedingungen meiereigemäß behandelt sein sollte, war oftmals weder pasteurisiert noch gereinigt.

Und zu allem diese entsetzliche Teuerung! Es gibt wohl sehr, sehr wenig Familien, die ihren Kindern das bieten können, wessen das Kind bedarf...

Das wäre das Kapitel vom physischen Teile des Kindes. Vielleicht ist seine geistige und religiöse Seite von freundlicherem Aussehen? Auch das trifft leider nicht zu. Das Kind hat auch in dieser Beziehung nicht die Ruhe der Entwicklung mehr als sein Königsgeschenk zu eigen. Hie weltliche Schule! — hie Bekenntnisschule! so heißen die beiden Schlachtrufe, die auch das Kind in ihren unseligen Kampf ziehen. Man sollte mehr Achtung und Scheu vor der Religion und vor dem Kinde haben und sie nicht zum Tummelplatz persönlicher Kämpfe und Meinungen herabwürdigen.

Wundersam sind die Wege Gottes. Wir Menschen erkennen so schwer ihre blumigen Ränder. Er führte uns in das erscheinende lachende „Jahrhundert vom Kinde". Aber da sandte er das Leid. Nun sitzen wir sorgenvoll beieinander und sehen doch nicht — wir törichten Menschen —, wie er heimlich das Wort „vom Kinde" umbog in das „Jahrhundert vom deutschen Kinde", mit dem sich alles nun beschäftigen muß — eindringlicher als je zuvor.

Oswald Richter

*

Kleine Chronik

Bibelnot

Eine Vollbibel von mittlerer Ausstattung kostet heute in Deutschland über 600 Millionen, ein Neues Testament etwa 100 Millionen — welche Zahlen sich natürlich immer noch erhöhen. Das „Buch der Bücher", einst in Massen billig verbreitet, ist also mit in die Teuerung hineingerissen worden und erleidet gleichfalls das Schicksal deutscher Menschheit.

Wohnungsnot auch in Rom

Auch in Rom gibt es etwa 20 000 Bürger ohne Wohnung. Die italienische Regierung hat Millionen von Lire gespendet, um in der Nähe Roms zahlreiche Bauten aufzuführen. Es sind zunächst zwei Städte entstanden, Giardino und Sant Onofrio. Doch die Mieten in jenen Häusern sind so hoch, daß fast alle leer stehen. Man hat infolgedessen die neuen Städte „Totenstädte" genannt. Und so bleiben die Wohnungslosen Roms auch weiter ohne Wohnung.

Die zechende deutsche Republik

Im Jahre 1913 betrug die deutsche Einfuhr an Likören und Trinkbranntwein 22 000 Doppelzentner, die Ausfuhr 19 000 Doppelzentner. Es wurden also nur 3000 Doppelzentner mehr getrunken als erzeugt war. 1922 dagegen wurden 64 000 Doppelzentner eingeführt und nur 6400 ausgeführt. Es wurden also rund 60 000 Doppelzentner mehr ausgetrunken — „eigentlich möchte man sagen ausgesoffen", schreibt Roseggers „Heimgarten" — als Deutschland erzeugt hatte. Und das bei der Verkleinerung des Reichs, der Verarmung der Bevölkerung, den wahnsinnigen Valutaverhältnissen!

Max Bewers letztes Gedicht

wird in einem temperamentvollen Blättchen „Die Nacht am Rhein" (Heinrich Distler, Wien I, Elisabethstr. 9) mitgeteilt. Die letzte

Sorge des vaterländischen Sängers († 13. Oktober 1921) galt dem Rhein:

Wer hat am Rhein die Burgen gebaut?
Kein Franzos!
Am Rhein die Dampfer und Schlepper gebaut?
Kein Franzos!
Wer hat am Rhein die Reben gebaut?
Kein Franzos!
Mit Liedern am Rhein uns das Herz erbaut?
Kein Franzos!

Wer hat am Rhein die Burgen zerstört?
Der Franzos!
Den Rhein von Schiffen und Kähnen entleert?
Der Franzos!
Mit unserm Geld den Wein verzehrt?
Der Franzos!
Durch schwarze Schmach die Frau'n entehrt?
Der Franzos!

Die Zähne aufeinander gebissen,
Voll Ingrimm schaut einander an,
Einst hat ihn Blücher hinausgeschmissen,
Wann kommt der Mann, der's nochmals kann?
Ein Mann voll Feuer lichterloh,
Wie der Freiherr einst vom Stein.
Er lebt, er kommt! ... betragt euch so,
Der Stunde wert zu sein!

Die Not des evangelischen Pfarrhauses

Nr. 9 des Preußischen Pfarrerblattes vom 25. September bringt folgende erschütternde Mitteilung vom Hunsrück: „Der erste preußische Pfarrer verhungert.“ Am 5. September starb und wurde am 9. September still beerdigt der 33jährige Pfarrer Eybisch in Büchenbeuren, Bezirk Koblenz. Er starb an Unterernährung. Für seine zarte Frau und vier kleine Kinder opferte er alles auf. Die letzte Milch gab er ihnen und solange er es erschwingen konnte — seit Wochen konnte er es nicht mehr —, das letzte Stück Fleisch. Von Woche zu Woche wartete er auf sein Gehalt. Es kam nur tropfenweise und spärlich. Bis zu seinem Tode hatte er vom 1. Juli an noch nicht 56 Millionen erhalten. An eine Badereise für seinen geschwächten Körper konnte er nicht denken. Stärkungsmittel konnte er sich nicht leisten, zumal die Bauern ihm so gut wie nichts gaben. Sie hörten ja andauernd von den „hohen Gehältern“ der Pfarrer; und ihr Pfarrer schien habgierig zu sein, weil er kein Geld sehen ließ. Mit Pfarrer Eybisch ist ein wackerer Vorkämpfer unsrer evangelischen Volksschule dahingegangen. Gott helfe den tiefgebeugten Hinterbliebenen auf!

Auch ein Zeitbild

In den „Elsaß-Lothringischen Mitteilungen“ (Nr. 33) findet sich folgende Todesanzeige:

Heute verschied nach kurz vollendetem 73. Lebensjahre fern von den Seinen in Ludwigshafen a. Rh., wo er bei seiner Tochter den Lebensabend zu beschließen hoffte,

Herr Wilhelm Maaß,

Mitkämpfer für Deutschlands Einigkeit 1870/71, Inhaber des Eisernen Kreuzes 2. Klasse 1914.

Seine Tochter wurde mit ihrem Ehemann Anfang Juni zum zweiten Male aus der neuen Heimat vertrieben, dem unterzeichneten Sohn verbot französische Haßsucht, dem Vater die Augen zudrücken und die letzten Ehren erweisen zu dürfen.

Münster i. W., 30. Juni 1923, fr. Metz, Leuchtstraße.

Im Namen der trauernden Hinterbliebenen:
Wilhelm Maaß, Oberregierungsbausekretär.

„Gegen Kartoffeln ...“

In einer thüringischen Zeitung liest man im Anzeigenteil eines einzigen Tages ganze Spalten lang Tausch-Angebote verschiedenartigster Gegenstände — immer mit dem Kehrreim: „gegen Kartoffeln“. So wird's bei dieser großen Kartoffelnot an allen Ecken und Enden Deutschlands sein. „Ein Fleischwolf, eine Wringmaschine, ein Waschtrog, ein Paar Damenstiefel, einige Überzieher“ — gegen Kartoffeln. „Goldene Damenuhr, gefütterte Damenstiefel“ — gegen Kartoffeln. „Chaiselongue“ — gegen Kartoffeln. „Moderner, gut erhaltener Damen-Wintermantel, moderner Damen-Pelzkragen, Herren-Sportmütze“ — gegen Kartoffeln. „Tisch mit 4 bis 6 Stühlen“ — gegen Kartoffeln. „Gute warme Damen-Plüschjacke, zweitüriger Kleiderschrank, Bettwäsche, Herrenhemden, Kavalleriestiefel, eis. Bettstelle, Kinderschuhe, Spiegel und Bettstelle, Herrenwintermantel“ — — immer

wieder zu tauschen „gegen Kartoffeln"! Wieviel stille Trauerspiele!

Dabei liest man in einem süddeutschen Blatt (in dem in Neustadt, Schwarzwald, erscheinenden „Hochwächter") die allerdings kaum glaubliche Notiz: „Englische Bauern verlangen von ihrer Regierung ein Einfuhrverbot für Kartoffeln, weil der Markt mit Tausenden von Tonnen deutscher Kartoffeln überschwemmt wird"!!

Deutsch-amerikanische Wohltätigkeit

Der „Gesellig-wissenschaftliche Verein in Neuyork", unter der Führung von Dr. Otto Glogau, hat der Deutschen Schillerstiftung, Weimar, eine regelmäßige Jahresgabe für notleidende deutsche und österreichische Schriftsteller überwiesen. Die Not in Schriftstellerkreisen ist besonders groß, und die Hilfe unserer deutsch-amerikanischen Wohltäter und Freunde kann nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Türmer-Verbot im Rhein- und Ruhrgebiet

Wir erhielten durch den Herrn Präsidenten der Rheinprovinz folgendes Schreiben der Interalliierten Rheinland-Kommission übermittelt:

„Vom Herrn Präsidenten der Interalliierten Rheinlandkommission ist mir nachstehende Note übersandt worden: ‚In Anwendung des Artikels 13 ihrer Ordonnanz Nr. 3, in der Fassung der Ordonnanz Nr. 97, hat die Hohe Interalliierte Rheinland-Kommission beschlossen, die im Türmer-Verlag Greiner & Pfeiffer zu Stuttgart erscheinende Monatschrift „Der Türmer" für einen Zeitraum von 3 Monaten (November, Dezember 1923 und Januar 1924) aus den besetzten Gebieten auszuschließen, da sie wegen der in ihrer Septembernummer erschienenen Artikel die Würde der Besatzungsmächte verletzt. Sie wollen gefälligst vorstehende Entscheidung zur Kenntnis der beteiligten Polizeibehörden bringen und für deren Durchführung sorgen, soweit es Sie betrifft.' Ich habe die Polizeibehörden der Provinz einschließlich Wiesbaden mit entsprechender Weisung versehen." —

Der „Türmer" ist demnach einstweilen im Rheinland unsren Abonnenten nicht mehr zugänglich. Und soeben kommt die Nachricht, daß er auch im Ruhrgebiet verboten ist. Es ist also noch nicht genug, daß wir Deutschen schon wirtschaftlich bis zum Rande der Zerrüttung leiden: man unterbindet auch die geistige Zufuhr zu unsren Brüdern im besetzten Gebiet. Der äußerliche Anlaß oder nichtige Vorwand für dieses Verbot war ein kleiner Artikel, nicht einmal ein Original-Aufsatz, sondern übernommen aus dem „Firn", wobei wir die stärkste Stelle gar nicht abgedruckt hatten (Brief über das Verhalten französischer Truppen). Wir könnten in jedem Heft Spalten füllen mit solchen Nachrichten, übten aber stets eine gewisse Zurückhaltung; nicht aus Ängstlichkeit, sondern aus Schonung der Gefühle all der deutschen Leser, die knirschend das Häßliche von dort lesen und verarbeiten müssen, ohne sich wehren zu können. So sind wir denn auch diesem Verbot gegenüber ebenso machtlos wie gegenüber dem Verbot des „Türmers" in Elsaß-Lothringen oder des Romans „Westmark" im ganzen besetzten Gebiet und im Elsaß dazu. Jede Brandmarkung solcher Handlungsweise wäre zwecklos; jeder Einspruch bliebe unbeachtet. Diese Nation behandelt uns wie Sklaven.

Das Verbot ist uns zwar eine Ehre — doch zugleich ein wirtschaftlicher Ausfall in dieser überaus schweren Zeit, wo auch das Geistige im hungernden Deutschland auf Tod und Leben kämpft. Wir bitten daher unsre Leser und Freunde um doppelte Treue. Wer es irgend vermag, der halte nicht nur selber das Blatt weiter, sondern verhelfe uns auch zu neuen Beziehern. Wir sind keine Zeitschrift, die Haß predigt, wohl aber Würde und Charakter und zugleich jene Liebe, die alles Edle unterirdisch miteinander verbindet.

Verlag und Schriftleitung

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers": Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten" mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Gott-Vater Rudolf Schäfer



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

Das „Vater-Unser“ ist ein für allemal das beste Gebet, denn du weißt, wer's gemacht hat ... Sieh, wenn ich's beten will, so denk' ich erst an meinen seligen Vater, wie er so gut war und mir so gerne geben mochte. Und dann stell' ich mir die ganze Welt als meines Vaters Haus vor; und alle Menschen in Europa, Asia, Afrika und Amerika sind dann in meinen Gedanken meine Brüder und Schwestern; und Gott sitzt im Himmel auf einem goldenen Stuhl und hat seine rechte Hand übers Meer und bis an das Ende der Welt ausgestreckt, und seine Linke voll Heil und Gutes, und die Bergspitzen umher rauchen — und dann fang' ich an:

Vater unser, der du bist im Himmel,
Geheiliget werde dein Name!

Matthias Claudius

Stadt und Land

Von P. Asmussen

Stadt und Land Hand in Hand! Wie oft hat man das gehört, früher und auch jetzt. Leider ist es ein Schlagwort geworden, und Schlagwörter pflegt man in den Mund zu nehmen, ohne sich viel dabei zu denken. Denn Stadt und Land haben sich nie so recht verstanden und sind heute von solchem Verstehen weiter entfernt als jemals früher. Man möchte sagen, Stadt und Land haben eine ganz verschiedene Kultur, wenn das nicht auch ein Schlagwort werden könnte, und zwar eins, das großen Schaden stiften kann. Es ist aber doch so, daß auch der in bescheidenen Verhältnissen lebende Städter mit einer gewissen wonnevollen Verachtung auf den „Mistbauern" sieht. Der städtische Arbeiter betrachtet den Landarbeiter als einen Genossen zweiter Klasse, der doch nicht „so richtig aufgeklärt" ist. Und gar der gebildete Städter, oder was sich gebildet nennt, fühlt sich über den Bauer weit erhaben, der den Roman, von dem man spricht, nicht gelesen hat, und das Theaterstück der Saison scheußlich findet. Er lacht nicht nur über die ungehobelten Manieren und die unmoderne Kleidung der Landbewohner, man begreift überhaupt nicht, wie man es dauernd auf dem Lande aushalten kann, wo doch „gar nichts los ist". Im Sommer und bei gutem Wetter geht's ja einige Wochen, aber man würde ja stumpfsinnig werden, wenn man immer da leben sollte.

Im Gegensatz dazu lacht der Landbewohner über den Städter mit der „Revolverschnauze", der über alles klug redet und nicht einmal Hafer von Gerste unterscheiden kann. Er kennt nicht die Lebensverhältnisse eines Menschen, der alles für den baren Groschen kaufen muß. Er versteht nicht, wie ein Mensch bei den wahnsinnig hohen Gehältern und Löhnen nicht bestehen kann und immer zu klagen hat. Er lacht über den „Stadtfatzke" und die Dame mit den Florstrümpfen und dem Flitterstaat, die kaum ein Hemd über dem Leibe hat. Er ärgert sich über die städtischen Ausflügler, die ihm Feld und Flur vertrampeln.

Die Hauptsache aber ist, daß der Städter die ländlichen Erwerbs- und Arbeitsverhältnisse und der Landbewohner die städtischen nicht kennt und nicht versteht. Hier muß vor allen Dingen der Hebel angesetzt werden, wenn es zu einem gegenseitigen Verständnis kommen soll.

So ziemlich alles, was wir zum Leben unmittelbar gebrauchen, Brot und Fleisch, Milch und Butter, Speck und Eier, Obst und Gemüse, Wolle und Flachs und vieles andere hat nach des Städters Meinung der Bauer nahezu umsonst. Er hat nicht nötig, für teures Geld Rohstoffe zu kaufen, aus denen er seine Waren herstellt, oder Waren zu kaufen, die er dann mit einem bescheidenen Gewinn wieder verkauft. Ihm ist das Haus gebaut und den Acker hat er von seinem Vater geerbt. Das Saatkorn hat er auf dem eigenen Acker gebaut und den Nachwuchs an Vieh züchtet er selber. Er füttert sein Vieh mit den Erträgen des eigenen Feldes und braucht weder Brot noch Fleisch, weder Milch noch Butter zu kaufen. Die teuren Preise brauchen ihn nicht zu schrecken, er lebt aus der eigenen Wirtschaft. Und klagt er einmal über

hohe Löhne, über teure Anschaffungs- und Reparaturkosten für Maschinen und Geräte, über die Höhe der Unterhaltungskosten für Gebäude und Ländereien u. dgl., so wird ihm vom Städter bedeutet, das seien doch im Vergleich zu seinen Millioneneinnahmen nur Kleinigkeiten; der Bauer müsse ja bei den entsetzlichen Preisen für alle landwirtschaftlichen Erzeugnisse schwer reich werden. Und hört er einmal von einer Notlage der Landwirtschaft, so ist der Städter gleich mit dem Urteil bei der Hand, das sei müßiges Gerede, der Bauer könne nur den Hals nicht voll genug bekommen. Daß der Bauer eine viel zu geringe Einkommensteuer bezahle, also den Steuerfiskus aufs unverschämteste bemogele, ist für manchen Städter Glaubensartikel.

Der Grund liegt darin, daß man in der Stadt die ganze Betriebsweise der Landwirtschaft nicht kennt und allemal Einnahme und Reingewinn verwechselt. Der Bauer verkauft einen Zentner Kartoffeln für 5000 Mark, die sind doch auf seinem Acker gewachsen und haben wenig Arbeit erfordert — ein fettes Schwein für 1 Million Mark und das Ferkel hat er selber gehabt und es ist mit Erzeugnissen auch der eigenen Wirtschaft gemästet worden — 1 Kilo Butter für 15 000 Mark und die Milch ist von seinen eigenen Kühen, die wieder auf der eigenen Weide und von eigen geborgenem Futter sich nähren usf. Den Arbeitslohn rechnet man wohl ab, aber sonst ist doch alles rein verdient. Der Bauer muß aber ganz anders rechnen. Zu jedem geschäftlichen Unternehmen gehört ein Betriebskapital. Des Bauern Betriebskapital ist seine Landstelle mit dem dazu gehörigen lebenden und toten Inventar. Soll er bares Geld gebrauchen, so muß er in Ermangelung eigenen Kapitals Geld auf seinen Besitz leihen. Das Geld muß aber verzinst und zurückgezahlt werden. Bei dem heutigen schwankenden Geldwert hütet sich der Bauer vor einer dauernden Belastung seiner Stelle. Ehedem hatte mancher Bauer alljährlich ganz erhebliche Beträge an den Hypothekengläubiger zu zahlen.

Aber schon nach der Landstelle als dem Betriebskapital streckt der Steuerfiskus seine Finger aus; politische und Kirchengemeinde, Kreis und Provinz erheben Grund- und Gebäudesteuer, und die Beträge wachsen mit dem steigenden Bedarf der verschiedenen Gemeindeverbände an Geld. Von dem, was der Bauer aus seinem Betriebe herauswirtschaftet, sind diese Steuern nicht abhängig, sondern nur von der Güte des Landes und dem Nutzungswert der Gebäude.

Wenn der Städter meint, der Ertrag der landwirtschaftlichen Benutzung falle dem Bauer eigentlich von selber zu, so muß gerade im Gegenteil behauptet werden, daß das in der Landwirtschaft angelegte Betriebskapital ohne Mühe überhaupt nichts einbringt. Gar so bequem ist die Landarbeit auch nicht, wie diejenigen meinen, die vom Spazierengehen hinter dem Pfluge oder der Arbeit vom Wagen aus reden. Daß die Landarbeit recht viel beschwerlicher ist als manche städtische, sagt jeder, der beides versucht hat. Und mit der gesunden Bewegung in der frischen Luft ist der Übelstand verbunden, daß diese Bewegungen oft bei einem Wetter ausgeführt werden müssen, bei dem der Städter seinen Hund nicht vor die Tür jagt. Die Landarbeit muß gemacht werden, wenn die Zeit dafür gekommen ist. Später ist etwas anderes zu tun oder es ist für die betreffende Arbeit überhaupt zu spät. Etwas mehr Anregung bietet ja manche Landarbeit als die eintönige Bedienung der Maschine

in der Fabrik. Sie muß darum aber auch mit größerer Sorgfalt und Aufmerksamkeit gemacht werden, und der Bauer, einerlei, ob er überwacht oder mitarbeitet, hat viel in den Kopf zu nehmen. In einem größeren Betriebe die Arbeiter nach Art der Arbeit und Leistungsfähigkeit der Menschen anzusetzen, ist eine Kunst, die erst gelernt werden muß. Und der Bauer, der alle diese Dinge nicht macht, wie sie sich gehören, hat von seiner Wirtschaft nicht den richtigen Ertrag und muß bald seine Wirtschaft aufgeben. Könnte das sein, wenn die Erträge dem Bauern gleichsam von selber zufielen?

Aber, sagt man, wenn dann die Erträge da sind, sind sie auch um so größer. Das sind sie auch, aber es sind dafür auch die Erträge für eine längere Zeit und für einen mehr oder minder großen Teil der Wirtschaft. Das verkaufte Jungpferd oder Jungrind kostet ja heute eine ungeheuer klingende Summe. Aber was geht auch alles von dieser Summe ab, selbst wenn es sich um ein selbstgezüchtetes Tier handelt! Schon vor der Geburt fängt es an, das Deckgeld für das Muttertier, dessen Schonung und bessere Fütterung vor und nach der Geburt des Jungtieres, der Wert, den das Jungtier hatte, als es zum erstenmal in seinem Leben in ein verkaufsfähiges Alter trat, die Kosten der Wartung und Fütterung usf. Der Bauer muß das alles rechnen, denn das ist etwas, was er seiner Wirtschaft entnimmt und was er nun natürlich nicht anderweitig verwenden kann. Jahrelang hat das Jungtier ihm nur Kosten gemacht. Der Verkauf bringt die Einnahme auf einmal, aber die aufgewendeten Kosten gehen davon ab. — Oder denken wir an die hohen Butterpreise. Aus Milch und Butter entnimmt doch der Bauer die Einnahme für die Kuhhaltung. Eine Kuh ist aber, einerlei ob selber herangezüchtet oder gekauft, schon dann ein Wertgegenstand, der aus seinen Erträgen verzinst und bezahlt werden muß, wenn das erste Kilo Butter von ihr gewonnen wird. Und wenn sie weiter Erträge liefern soll, so muß die Kuh gefüttert werden, nicht so knapp, denn solch ein Tier hat einen großen Magen. Das Futter gewinnt nun freilich der Bauer von seiner Weide und von seiner Wiese, zum Teil muß er es freilich für hohe Preise zukaufen, aber das sind auch die einzigen Erträge, die er von Weide und Wiese hat, sonst wären beide völlig wertloser Besitz. — Auch das Korn steht freilich hoch im Preise, aber Düngung und Bearbeitung des Bodens, das Saatkorn, das ja auch dann ein Wertgegenstand ist, wenn der Bauer es selber geerntet hat, Ernte und Drusch mit ihren Haupt- und Nebenarbeiten erfordern auch große Ausgaben. Und dann ist das Korn doch der einzige Ertrag, den der Bauer von seinem Acker hat.

Das ist es eben, was nicht vergessen werden darf und doch so leicht vergessen wird, daß der Bauer alles, was er seiner eigenen Wirtschaft entnimmt, sei es für Ackerbau oder Viehhaltung oder für Lebensnotdurft und Nahrung, für Familie und Haushalt, von den Erträgen eines Landes nimmt, welches ohne solche Erträge wertloser Besitz wäre. Es sind also nicht Dinge, die er hat und gebrauchen kann, weil sie ihm von selber zuwachsen, sondern es sind Wertgegenstände, die er zum vollen Wert berechnen muß, denn er entnimmt sie den Gegenständen, aus denen er seine Einnahmen zieht. Es mag ja sein, daß er nicht so haushälterisch damit umgeht, als wenn er sie für den baren Groschen kaufen muß, eben weil er sich immer und zu jeder Zeit Ersatz schaffen kann. Aber von dem Gedanken muß man ab, daß er solche



Dinge nicht zu rechnen braucht. Rechnen und berechnen muß er sie schon, sonst wirtschaftet er ins Blaue hinein und kommt dabei schwerlich auf einen grünen Zweig.

Rechnen und berechnen muß der Bauer natürlich auch, was er seinem Arbeiter gibt, sei es Kost und Wohnung für die Unverheirateten, seien es die Deputate an Naturalien, die der Verheiratete darüber hinaus bekommt, und zwar zum vollen Werte, denn es sind Teile der Erträge seines Besitzes. Und darum ist es auch nicht wahr, wenn behauptet wird, daß der Bauer nicht einmal den Lohn zu zahlen brauche, den der Arbeiter in der Stadt und in der Fabrik bekommt. Werden die Naturalien zum vollen Wert berechnet, so ist der Landlohn dem städtischen mindestens gleich. Aber die Löhne sind noch die kleinste Ausgabe des Bauern. Jeder Städter, der ein eigenes Haus zu unterhalten hat, weiß, was Reparaturkosten zu bedeuten haben. Ist er mit der großen Jahresreparatur fertig, so kommen im Laufe des Jahres so viele unvorhergesehene Ausgaben, daß es schier kein Ende nimmt. Und nun übertrage man das einmal auf einen Bauernhof mit seinen vielen Gebäuden, von denen wenigstens die Scheunen und Stallungen ganz anders strapaziert werden wie ein städtisches Wohnhaus. Und dann bedenke man, daß die verschiedenen Geräte und Maschinen, die der bäuerliche Betrieb nun einmal erfordert, teuer anzuschaffen und teuer zu unterhalten sind und sich schnell abnutzen und daß sogar die Kleidung sich rascher abträgt als bei städtischer Arbeit. Und dann wird man vermutlich begreifen, daß von den unleugbar großen Einnahmen des Bauern unheimliche Summen als Geschäftsunkosten abgehen, so daß nur ein bescheidener Reingewinn verbleibt.

Leicht wird es dem Bauer nicht einmal, den Preis für die einzelnen Verkaufsgegenstände genau festzustellen. Er leugnet ja gar nicht, daß mancherlei zu verkaufen und daß er manchen Verkaufs- und Einnahmetag hat. Aber er kann nicht so leicht wie der Handwerker oder Kaufmann den Arbeitslohn und die Geschäftsunkosten für jedes Erzeugnis seiner Wirtschaft feststellen. Er muß in einer allgemeinen Übersicht rechnen und ist immer von der Marktlage abhängig. Er muß also manchmal schon notgedrungen für eine Sache höhere Preise fordern, als sie den Erzeugungskosten nach sein würden, weil eben die Marktpreise einmal hohe sind und weil an anderen Sachen nicht das verdient wird, was daran verdient werden müßte. Das muß bedacht werden, wenn man verlangt, dies und jenes könnte der Landmann wohl billiger abgeben.

Auch das ist zu bedenken, daß die Bauern für manche Waren gar nicht die Preise verlangen, sondern daß sie ihnen geboten werden. Da kommt der Aufkäufer aus der Stadt, um Butter, Eier, Speck u. dgl. zu kaufen. Es scheint, als wenn er durchaus Ware haben will und als wenn der Preis ihm gleichgültig ist. Manchmal überbieten die Leute sich im Preise, anstatt sie herunterzudrücken, was manchmal zu machen wäre. Daheim reden sie dann von den unverschämten Forderungen der Bauern, die den Hals nicht voll genug kriegen können. Auf den städtischen Märkten fehlen dann natürlich diese Waren. Woher sollen sie auch kommen, wenn sie den Bauern fast aus der Hand gerissen werden zu Preisen, die er auf dem Markte schwerlich bekommen würde? Aber in der Stadt heißt es dann, daß der Bauer sie vom Markte zurückhält, um die Preise hochzutreiben! Das Zurückhalten ist gar

nicht so einfach, wie man sich das vorstellt. Die meisten Waren vertragen ein längeres Lagern gar nicht, ohne an Güte einzubüßen oder zu verderben. Und da nun die Zahl der Erzeuger groß und über das ganze Land verstreut ist, kann nur eine allgemeine Zurückhaltung den Preis heben. Wie will man aber die dafür nötige Einigkeit erzielen? In der Stadt aber wirkt das Gerede vom Wuchergeist im Bauern aufreizend und stört die Einigkeit zwischen Stadt und Land.

Wenn der Bauer sich entschließt, einen Acker mit Roggen zu bestellen, kann er wohl einigermaßen berechnen, wieviel ihn die Bestellung kostet und wieviel er aus der Ernte lösen muß, um aus seiner Gesamtwirtschaft den gewünschten Ertrag zu ziehen. Aber er weiß nicht, wie hoch sich der Ertrag beläuft. Nässe und Dürre, Hagelschlag und Mäusefraß können die Ernte ganz oder teilweise vernichten. Und vor allen Dingen weiß er nicht, ob nach der Ernte der Preis so ist, daß überhaupt ein Reingewinn dabei herauskommt. Wird er sich schlüssig, eine Zucht Ferkel auf die Mast zu stellen, so kann er wohl berechnen, was die fetten Tiere pro Pfund kosten müssen, aber er weiß nicht, ob er die Tiere auch groß bekommt und wie dann der Preis dafür ist. Das ist das große Wagnis in allen Zweigen des landwirtschaftlichen Gewerbes. Zwischen dem Tage, an dem der Landmann sein Geld in irgend einen Betriebszweig hineinsteckt, und dem Tage, an dem er seine Erzeugnisse wieder zu Gelde machen kann, verlaufen immer Monate, bei der Tierzucht mitunter Jahre. Und wenn die Ware da ist, muß sie verkauft werden, einerlei, wieviel sie kostet, denn der Landmann muß sein Geld gebrauchen und kann es nicht unbegrenzt lange in Waren stecken lassen. Zu diesem gewöhnlichen kommt heute noch das ungewöhnliche Wagnis infolge der Geldentwertung. Mancher Landmann hat sich bei den hohen Verkaufspreisen reich gerechnet und muß nun einsehen, daß die Hunderttausende der Verkaufssumme doch nicht den Tausenden entsprechen, die er in das Geschäft hineinsteckte. Der städtische Geschäftsmann will das Geld, welches er im Geschäft stecken hat, rasch durch das Geschäft laufen lassen, um jedesmal seinen Gewinn davon zu haben. Der Landmann möchte das auch, kann es aber nach der Art und Weise seines Betriebes nicht und muß darum, wenn er sein Geld endlich einmal wieder aus dem Geschäft herausbekommt, etwas mehr verdienen, aber es glückt nicht immer.

So muß der Städter erst einmal den landwirtschaftlichen Betrieb mit Arbeit und Arbeitsgewinn richtig verstehen, um einzusehen, daß auf dem Lande auch nicht alles Gold ist, was glänzt. Andererseits muß aber der Bauer auch den Städter verstehen lernen, der ganz andere Arbeits- und Erwerbsverhältnisse hat als er. Der Bauer sieht in dem Städter nur zu leicht den Mann, der trotz seiner Rieseneinnahmen doch nicht recht auf einen grünen Zweig kommt, von einigen Reichen natürlich abgesehen, weil er alles leichtfertig verjubelt. Er sieht von der Stadt nur die glänzende Außenseite, das lustige Leben, die vielen Vergnügungen und was man so nennt und was sich doch rentieren muß, sonst würde man es nicht machen. Er rechnet nach, wo er abbleiben würde, wenn er sich dergleichen erlauben würde. Aber er rechnet nicht mit der großen Einwohnerzahl der Stadt, daß heute die und morgen andere die Vergnügungslokale besuchen. Er zieht nicht in Betracht, daß auf dem Lande auch Leute wohnen, die ihren Verdienst leichtsinnig um die Ecke bringen und darum zu nichts kommen, und daß in der Stadt schon der größeren Einwohnerzahl wegen die

Zahl solcher Leichtsinnigen größer sein muß. Daß die Versuchung in der Stadt größer ist und auch darum manche ihr erliegen, muß doch gerechterweise auch beachtet werden. Würde es auch dem Lande besser gehen, wenn die Gelegenheit ebenso vorhanden wäre?

Es deucht den Bauer sehr bequem, hinter dem Ladentisch zu stehen und die Kundschaft zu bedienen, und auch die Arbeit des Handwerkers in der Werkstatt oder des Arbeiters in der Fabrik erscheint ihm, an seiner eigenen gemessen, nicht sonderlich beschwerlich. Man hat die Arbeit im Trockenen und braucht dabei im Winter nicht zu frieren, im Sommer nicht erheblich zu schwitzen. Und wenn Feierabend ist, werden Geschäfte und Werkstätten geschlossen und es wird keine Arbeit mehr angefaßt, während es auf dem Lande auch dann noch mit Viehfütterung, Abendbrotbereitung u. dgl. allerlei zu tun gibt. Und dazu der hohe Lohn und der gute Verdienst an Ware und Arbeit und das Geld gleich in der Hand. Das ist es ja auch, was manchen Arbeiter vom Lande nach der Stadt zieht. Auf dem Lande hatte er sein Auskommen, aber in der Stadt fließt ihm nach seiner Meinung alles reichlicher und in viel stärkerem Maße und bei weniger und leichterer Arbeit zu. Das ist eben überall so, daß man die Schwierigkeit der eigenen Arbeit überschätzt.

Was nun der Landbewohner, sei er Arbeitgeber oder Arbeitnehmer, sehr schwer einsieht, das ist die so ganz andere Lebenshaltung eines Menschen, der alles, was er zum Leben nötig hat, für den baren Groschen kaufen muß. Der Bauer nimmt die Milch, die Butter, die Eier für den Hausbedarf aus der eigenen Wirtschaft. Der Handwerker auf dem Lande mästet sich selber ein Schwein. Der Landarbeiter hat eine Ziege, mitunter auch eine Kuh im Stalle oder er holt sich sein Gemüse aus dem Hausgarten. Der Städter irrt sich freilich, wenn er glaubt, daß die Leute das alles umsonst haben. Es sind Ertragsteile der Wirtschaft und es muß dafür gearbeitet werden. Wenn alles gerechnet wird: Düngung, Arbeit, Einsaat, so bringt der Hausgarten vielleicht überhaupt keinen Reingewinn — so ist die Schweinemast des Handwerkers vielleicht ein sehr schlechtes Geschäft. Aber die Ausgaben werden nach und nach gemacht, man merkt sie gar nicht so, aber die Erträge sind dann auf einmal da und dann hat man etwas für lange hinaus. Der Städter kauft, was er für den augenblicklichen Bedarf nötig hat und ist immer gleich wieder am Ende damit und mit dem Gelde auch. Man darf es ihm darum nicht übel nehmen, wenn er an den Überfluß auf dem Lande wie an das Evangelium glaubt.

Wenn nun gar einmal die Zufuhren vom Lande ausbleiben und die Preise für dergleichen Waren eine fabelhafte Höhe erreichen, so braucht die Unzufriedenheit der Städter ja gar nicht begründet zu sein, aber sie ist begreiflich. Und der Warenerzeuger auf dem Lande sollte es sich zur Pflicht machen, die Stadt auch dann nach Kräften zu versorgen, wenn eine genossenschaftliche Verwertung ihm vielleicht bequemer ist. Das Gerede von dem murrenden Städter, der doch nicht zufriedenzustellen ist, ist eine gar bequeme Sache für einen Menschen, der doch auf die Eigenerzeugung zurückgreifen kann und etwas zu nehmen hat. Man sollte sich aber einmal in die Lage eines Menschen, der das alles kaufen muß und es entweder überhaupt nicht oder nur zu Preisen bekommen kann, die zu seinem Einkommen in keinem Verhältnis stehen, hineindenken und man würde die verärgerte und bauernfeindliche

Stimmung verstehen, wenn der Wille dazu vorhanden wäre. Der Städter braucht ja nur eben vor das Tor zu kommen, da sieht er alles, was ihm fehlt und was er manchmal für teures Geld nicht haben kann. Gerade eine gute Versorgung der Städte mit Lebensmitteln vom Lande her mildert den Gegensatz zwischen Stadt und Land.

Aber der Bauer redet, und nicht mit Unrecht, von den unerschwinglichen Preisen, die er bezahlen muß, wenn er beim städtischen Handwerker oder Kaufmann seine Einkäufe machen muß. Er versteht eben die ganze Art und Weise der städtischen Arbeit, der städtischen Warenerzeugung, des städtischen Warenumsatzes nicht. Schon daß die meisten Gewerbetreibenden in der Stadt nicht in eigenen Häusern wohnen, sondern für Wohnungs- und Ladenmiete hohe Summen auszugeben haben, ist etwas, was der Landbewohner nicht richtig einschätzt. Mancher Kaufmann kann die große Warenauswahl nur haben, weil er seinen Kredit stark in Anspruch nimmt, und mancher Herr einer Fabrik, der im Auto fährt und teure Zigarren raucht, ist, wirtschaftlich betrachtet, auch nicht viel anders als ein gut bezahlter Angestellter des Großkapitals. Die wirtschaftliche Unabhängigkeit und Selbständigkeit, die dem Bauer über alles geht, ist nur wenigen Städtern beschieden. Sie sind abhängig vom Großkapital und dem Kredit, den es gewährt, abhängig von den Hausbesitzern und deren Mieteforderungen, abhängig von den Waren- und Rohstoffhändlern mit ihren Preisen, abhängig von den Angestellten mit ihren steigenden Lohnforderungen, abhängig endlich vom kaufenden Publikum und seinen Launen. Wie gern möchte er billigere Preise stellen und sei es auch nur, um das kaufende Publikum anzulocken! Aber er kann nicht, er muß auch verdienen, um leben zu können, und sein Verdienst ist oft sehr viel bescheidener, als der Landbewohner ahnt.

Denn ist die Landarbeit in erster Linie Urproduktion, so ist die Stadtarbeit im wesentlichen Produktionsumwandlung und Warenvertrieb. Darum ist das gegenseitige Verstehen schwer. Jeder legt an Produktion und Arbeit, an Leben und Lebensbedingungen den Maßstab an, den er an seine Lebens- und Arbeitsverhältnisse zu legen gewohnt ist, und schießt daneben. Stadt und Land sind eben zwei verschiedene Kulturkreise und werden es im Laufe der Jahre immer mehr. Nicht auf eine Annäherung der beiden Kulturkreise aneinander kommt es an, die ist heute unmöglich und wird es in Zukunft vermutlich auch sein. Sondern auf das gegenseitige Verstehen muß einstweilen alles gerichtet sein. Wie der Landbewohner die besonderen Arbeitsverhältnisse und Erwerbsmöglichkeiten in der Stadt erst einmal verstehen lernen muß, so muß der Städter wissen, was eigentlich Landbau und Viehhaltung heißt und wie diese Wirtschaft gemacht wird. Wird dieses Verständnis erzielt, so wird man sich gegenseitige Gerechtigkeit widerfahren lassen. Man wird gegenseitig nichts Unmögliches voneinander fordern. Und das wäre nach unserer Meinung der erste Schritt zu dem Ziele hin, daß Stadt und Land Hand in Hand gehen können.

Nachschrift: Die Preise in diesem Aufsatze sind die, welche im Anfang des Juni 1923 bezahlt wurden, als diese Zeilen geschrieben wurden.



Der Dichter in der Not der Zeit

Von Karl Bleibtreu

I. Sturm

Ein Sturm hat diese Zeit gepackt,
Sie braust in vollen Chören.
Wir nahen uns dem Katarakt,
Ihr aber wollt nicht hören.
Und lauter grollt der Donnertakt,
Kein Steuer kann beschwören —
Wir schießen hin zum Katarakt,
Ihr aber könnt nicht hören.

II. Winter

Wo wir im Lenz gewandelt, da ist es still und weiß.
Und was wir eingehandelt vom Leben, ist nur Eis.
Über die hohen Berge weht es wild und weh —
Uns arme Menschenzwerge begräbt der Winterschnee.

O du, dem droben unsichtbar
Der Weltgesetze Glocke klingt,
Vor dem Äonen sturmbeschwingt
Hochflattern wie ein flüchtig Jahr!
O Weltgeist, tu dich mächtig kund
Im neuen Jahr mit Donnerschall!
Als deiner Glocke Widerhall
Entsiegle wahrer Seher Mund!

III. Drachenboot

Meine Seele steuert von Riff zu Riff,
Sie gleicht der Sage Gespensterschiff.
Mit sich führt sie im stolzen Geleit
Viel Geister der Vergangenheit.
Sie auferstanden, sie sind zu Gast
Und lehnen bei mir am hohen Mast.
Mit ihnen bemannt mein Drachenboot,
Steure ich trotzig durch Sturm und Not.

IV. Stolz und Gram

Schau' hin, der du bestimmt zum Gottesgnadentume,
Zwei Pfade öffnen sich vor dem gespannten Blick:
Der eine führt zum Glück, der andre führt zum Ruhme,
Nun wähle dein Geschick!

Du blickst nicht auf die Welt, nein, auf das Unsichtbare.
Erröten solltest du, weil du zu hoffen scheinst,
Daß Rosenblüte sich für dich allein bewahre,
Und siehe da, du weinst?

Gebiete Schweigen, Tor, den Klagen deiner Leier!
Ein König-ohne-Land braucht keine falsche Scham.
Der Genius entsprießt aus dieser Hochzeitsfeier
Des Stolzes mit dem Gram.

Des Einsamen Gebet

Des Einsamen Gebet bist du, o Poesie!
Die Welt ist mir zu klein, mit dieser Welt zu leben,
Doch ist sie groß genug, mir ein Asyl zu geben,
Wo vorm Unendlichen ich beugen darf das Knie.

Ein sonderbarer Heiliger
Legende von Isolde Kurz

Es lebte einmal vor langer Zeit ein ganz besonderer Christ im deutschen Lande. Er hieß Benignus und trug diesen Namen mit Recht, denn eine gütigere Seele hat es nie gegeben. All seinen großen, von den kaufmännischen Vorfahren ererbten Reichtum vertat er in Almosen. Doch wie er gab und gab, der Armut wurde ringsum nicht weniger, und er konnte das große Faß des Jammers, der auf Erden ist, nicht ausschöpfen. Wenn er dann bedachte und es sich so recht lebhaft vorhielt, daß manch einer durch die Not ins Verbrechen getrieben wird und gar noch aus der zeitlichen Pein in die ewige stürzt, wußte er sich oft vor Mitleidsweh nicht zu helfen, und es wollte ihm fast bedünken, Gott hätte besser getan, die Welt unerschaffen zu lassen. Ermahnte ihn aber sein Beichtvater, doch lieber an das Heil seiner eigenen Seele zu denken und Stiftungen für die Kirche zu machen, so sagte er:

„Warum soll denn meine Seele mehr wert sein, als die der andern? Es ist besser, ich gebe mein Geld den Armen, daß sie nicht aus Not sündigen, so rette ich dem Herrn viele Seelen, das wird ihm lieber sein."

Er trug immer ein schönes silbernes Bildnis der Gnadenmutter mit dem Sohne auf der Brust und im Herzen. Aber in die Kirche ging er selten, und wenn man ihn darob schalt, so antwortete er: „Der Vater im Himmel weiß, wie ich es meine." — Denn all seine Zeit widmete er dem Aufsuchen der Armen und Elenden, der Krüppel und Siechen wie auch der gefallenen Mädchen, deren Tugend er durch eine gute Aussteuer wieder aufrichtete. Solange er reich war, ging ihm das alles durch; aber als er durch seine vielen Spenden mehr und mehr verarmte, wurde er von den Leuten scheel angesehen, und die einen nannten ihn einen Narren, die andern einen Gottlosen. Das kümmerte ihn nicht.

Was bin ich, dachte er, daß ich mir's zu Herzen nehmen sollte, wenn Menschen mich schmähen; haben sie ja doch sogar den Heiland geschmäht!

Und weiter sagte er zu sich selber: „Das wäre mir eine schöne Seligkeit, im Paradiese sitzen, und andere schmachteten währenddessen in der Pein, vor der ich sie vielleicht hätte bewahren können."

Und er fuhr fort, Almosen zu geben, Spitäler zu bauen und arme Mädchen auszusteuern, bis seine Häuser und Warenlager, sein Vieh und seine Kornfelder aufgezehrt waren und er am Ende kein eigenes Dach mehr über dem Kopf hatte. Da mußte er, der zuvor Dutzende von Schreibern beschäftigte, selber einen Schreiberposten annehmen, um nicht seinerseits betteln zu gehen, aber auch den dürftigen Lohn seiner Arbeit teilte er mit solchen, die noch ärmer waren. Und immer dachte er in seiner Einfalt, wenn er nur Geld genug auftreiben könnte, so wollte er dafür sorgen, daß alle auf Erden satt und glücklich würden und nach dem Tode flugs ins Himmelreich kämen.

Einmal kehrte er auf einer Reise, die er für seinen Arbeitgeber unternehmen mußte, in einer Schenke ein, wo ein Häuflein „gartender" Landsknechte — so nannte man

diese Frommen, wenn sie gerade keinen Soldherrn hatten und vom Straßenraub lebten — mit Dirnen und anderem fahrenden Volke beisammen saß. Sie schimpften und klagten über die jämmerlichen Friedenszeiten, in denen ein braver Kerl sich schier nicht mehr ernähren könne. Und einer, der soeben beim Würfelspiel verloren hatte, schlug auf den Tisch, verschwor sich und schrie: „Geld muß her, und wenn ich meine Seele dem Teufel verschreiben müßt'. Hör's, Luzifer, und komm, wenn du die Kuraschi hast, einem frummen Landsknecht ins Gesicht zu sehen!"

Dem guten Benignus schauderte in der greulichen Gesellschaft, daß er aufstand und still von hinnen ging. Allein im Weiterwandern blieben ihm wider Willen die Worte des Landsknechts in Ohr und Herzen haften.

Das wäre also auch noch ein Weg, dachte er, um zu Gelde zu kommen und all das namenlose Elend der armen Menschen zu lindern. Geld ist ein Pflaster auf jegliche Wunde, hatte seine selige Mutter oft gesagt, mit Geld kann man sogar die armen Seelen aus der Pein ziehen. „Wie wär's," sagte er halb gedankenlos vor sich hin, „wenn ich's einmal für den guten Zweck mit dem Teufel versuchte?"

Noch hatte er den Gedanken nicht ausgedacht, da sagte eine tiefe Stimme neben ihm: „Hier bin ich." Und als er auffuhr, sah er hart vor sich ein bleiches, zerfurchtes Gesicht aus der Dunkelheit glänzen und wußte zugleich, daß es das des gefallenen Engels war, denn es zeigte in seiner Zerrüttung noch eine letzte Spur der einstigen überparadiesischen Schönheit.

„Ein dummer Tropf von Landsknecht hat mich gerufen," sagte er, „aber um seinetwillen hätte ich mich nicht heraufbemüht. Er kommt sowieso zu mir, ein Jährlein früher oder später. Aber du gefällst mir, und ich will dir deinen Wunsch erfüllen."

Jetzt kam Benignus erst wieder zu sich, schlug ein Kreuz ums andre und sagte voller Entsetzen:

„Hebe dich weg, Versucher, so war es nicht gemeint!" Denn die Gedanken hatten ihn ja nur, dieweil er ein Sinnierer war, so überkommen, ohne daß er ihrer Herr gewesen wäre.

Der böse Geist verschwand auch alsbald, und Benignus ging getröstet weiter, da er meinte, daß die Luft wieder rein sei. Allein Luzifer, der an der Gesellschaft eines so ausbündigen Sonderlings Gefallen fand, hatte ihn keineswegs verlassen, vielmehr war er ihm bloß unsichtbar geworden, weil er die Gelegenheit wahrnahm, sich von einem Atemzuge des Benignus einsaugen zu lassen, und nun trug ihn dieser, ohne es zu wissen, in seinem Innern mit, wo er auch bis in die innerste Herzkammer eindrang und sich daselbst breitmachte.

Von dort aus erzählte er dem Benignus, der in der duftigen Abendkühle weiterging, von all den armen Seelen, die seit undenklicher Zeit in der Pein saßen und denen niemand mehr half, daß der arme Gute sich Rock und Wams aufriß, denn es war ihm, als spürte er die feurige Lohe am eigenen Leib. Ach, wie gern hätte er den einen oder den anderen vorübergehend auf ein Hundert Jährlein oder mehr aus den Flammen abgelöst und sich selbst hineingesetzt, damit jener sich unterdessen an der schönen Oberwelt abkühle. Der Gute wußte aber nicht, daß es Luzifer war, der ihm diese Wünsche eingab, vielmehr meinte er sich mit seinen eigenen Gedanken zu unterreden. Und wie süß ihm jener auch die Wonnen der Erlösten ausmalte,



immer durchschauerte es ihn mit neuem Entsetzen, daß er um der andren willen sich für ewig von der Barmherzigkeit des himmlischen Vaters lossagen und der Gemeinschaft des Bösen übergeben sollte.

Aber da wurde ihm das stellvertretende Leiden des Herrn vor die Seele gegaukelt, und es sprach eine Stimme in ihm:

„Wenn der höchste Himmelsgott selber herabstieg, um die Kinder der Menschen durch seinen Opfertod vor dem ewigen Tode zu bewahren, solltest du, Sünder, zu gut sein, ein Gleiches zu tun?"

„Du Tor," erwiderte eine andere Stimme in seinem Innern, und diesmal war es seine eigene Stimme, die sich gegen den Untergang wehrte, „er litt ja nur auf Stunden die gräßliche Marter und kehrte dann in seines Vaters Haus zurück. Du aber, Unseliger, willst in Ewigkeit vom Angesicht des Herrn dich scheiden, willst ohne Unterbrechung, ohne Ende die Feuerpein dulden, ohne daß ein Finger dir einen Tropfen Kühlung reicht? Bedenke, mein Freund, was das heißen will: Äonenlang fort und fort ohne Aufhören!"

Aber so redete der Sophist und Verderber dawider: „Auch die Äonen bestehen aus Stunden, und von diesen wird keine schlimmer sein als die, in der unser Herr gelitten hat. Und dein Leiden wird um so leichter wiegen, als du, sündiger Knecht des Fleisches, mehr verdient hast als das tugendreiche Lamm, Qualen zu erdulden."

Mit solchen Einflüsterungen brachte es der schlaue Geist allmählich dahin, daß die demütige Seele des Benignus ganz vom Gefühl ihrer Unwürdigkeit durchdrungen wurde und es für eine herrliche und verdienstliche Sache hielt, die Qualen der Verdammnis auf sich zu nehmen an Stelle so vieler anderen, die er durch sein Opfer retten würde. Und das Herz schwoll ihm plötzlich hoch auf in der Wollust einer Selbstentäußerung, wie sie noch nie geübt worden, daß er stehen blieb und mit lauter Stimme sagte:

„Ich will es tun."

Alsbald stand der Blasse wieder neben ihm.

„Hier gebe ich dir einen Beutel mit Gold, aus dem du zwanzig Jahre schöpfen sollst, bevor du den Grund erreichst. Damit kannst du allen Hungernden und Unglücklichen helfen, kannst Missetaten, die aus der Not entspringen würden, im Keim verhindern und durch Ablaßpfennige so viele Seelen du nur immer willst aus der Flamme hüpfen lassen. Sollte ich auch Hunderte und Tausende armer Seelen durch dich verlieren, es soll mir nicht darauf ankommen, wenn ich nur dich habe, denn du gefällst mir über die Maßen wohl."

Sie schlossen auf der Stelle den Vertrag miteinander ab, der durch Handschlag besiegelt wurde, wobei die Finger des bösen Geistes fünf feurige Male in der Hand des Gerechten zurückließen, gleichsam als Vorschmack der künftigen Höllenglut. Eine Unterschreibung forderte er gar nicht, so völlig verließ er sich auf die Biederkeit des Benignus, der auch nicht einmal den Satan um sein Recht hätte betrügen mögen.

Dann verschwand er und fuhr nach einer weit entlegenen Alpenschlucht, in der er die ganze Nacht wie außer sich umhersprang und lachte, daß es schauerlich von den Bergwänden widerhallte und von dem Getrampel die Lawine niederging, durch die Sennhütten und ein ganzes Dorf verschüttet wurden.

„Nun habe ich just den Allerfrömmsten!“ frohlockte er, indem er von einem Bein aufs andere sprang. „So einen Spaß hat es nicht gegeben, solange die Welt steht. Davon hat sich der da droben nichts träumen lassen!“

Während die Sterne Gottes groß und still über ihn hingingen, schabte er Rübchen gen Himmel, machte lange Nasen hinauf und betrug sich mit ausgesuchter Unanständigkeit, bis ihn die Morgensonne in seine Hölle trieb.

Es ließe sich jetzt des langen und breiten erzählen, wie Benignus mit dem Golde Luzifers Arme und Kranke erquickte, liebende Paare zusammenbrachte, Spitäler und Asyle gründete, kurz die Werke seiner Menschenliebe ins große trieb. Nur daß in seinen Wohltaten auf die Länge doch kein Segen war, wie es der böse Geist vorausberechnet hatte: die Ehen, die er stiftete, fielen unglücklich aus; die Armen, die er unterhielt, wurden arbeitsscheu und rauflustig oder stürzten sich in Trunk und Ausschweifungen. Viele endigten am Galgen, von wo die Knechte Luzifers sie gleich an ihren Stricken mit sich schleppten, — was aber alles die Bedürftigen nicht abhielt, sich haufenweise an ihn zu drängen. Vor allem war er unermüdlich in Ablaßspenden für die Verstorbenen; wie jedoch das Höllengeld den armen Seelen bekam, ist nicht bekannt geworden.

Als die zwanzig Jahre sich ihrem Ablauf näherten, fuhr eine Bangigkeit in den Benignus, er könnte des Guten nicht genug getan haben mit seinem Gelde und die Zeit reiche nicht mehr, alles Versäumte nachzuholen. Er ließ sechs Pferde vor seinen Wagen spannen und fuhr damit von Ort zu Ort, indem er überall, wo Menschen wohnten, seinen Beutel umgedreht über den Wagenschlag hielt, um sein Gold auf die zusammengeströmte Menge auszuschütten. Im Weiterjagen bemerkte er nicht, wie sich das Volk um seine Goldstücke die Hälse brach. Noch weniger ahnte er, daß mit derselben Schnelligkeit die Abgesandten Luzifers hinter ihm her jagten und gleich die Seelen der Erschlagenen, die noch von Goldgier bebten, mit sich hinunternahmen.

Eines Tages wollte er wieder in den Beutel greifen, da spürte er plötzlich den Grund. Und nun wußte er, daß die zwanzig Jahre um waren und daß ihm noch in dieser Nacht seine Seele würde abgefordert werden. So hatte ihn der Böse übervorteilt; denn für ihn, der mit Äonen rechnet, waren die zwanzig Jahre nur ein Atemzug, und nachdem sie einmal abgelaufen, waren sie auch für den armen Benignus nicht mehr.

Er bereute zwar nicht, was er getan hatte, denn er glaubte noch immer an den gestifteten Segen; aber der Jammer, daß er jetzt von dem Erlöser und seiner gnadenreichen Mutter scheiden sollte, fiel ihn mit hundert Schwertern an. Er zog das Marienbild, das er noch immer bei sich trug, aus dem Busen und bedeckte es mit Küssen und Tränen. In seiner Einfalt dachte er den Satan zu bitten, daß er wenigstens das Bild der lieben Frau, die er nun niemals mit Augen schauen sollte, in die ewige Qual hinübernehmen dürfe. Doch da fiel ihm ein, daß vielleicht die Höllensöhne das Bildnis ihm wegnehmen und schänden würden zur Vermehrung seiner Pein, und nun wagte er nicht mehr in seinem Wunsche zu beharren. Je höher die Sonne stieg, desto mehr stieg seine Angst, daher er sich entschloß, einem Priester zu beichten, was er in all den Jahren nicht gewagt hatte; denn der Böse hatte ihm gedroht, daß dann alsobald der Beutel seine Kraft verlieren würde. Der Ort, wo

er seinen letzten Tag verbrachte, lag an einem kleinen, von einem vorüberziehenden Flüßchen gebildeten See, aus dem sich ein Inselchen mit einem Kirchlein Unserer lieben Frau, genannt Maria im See, erhob. Eine lange Brücke führte hinüber. Dorthin trieb die Verzweiflung den armen Benignus; in dem Kirchlein wollte er bis zum Anbruch der Dunkelheit bleiben, um, wenn die Stunde gekommen sei, herauszutreten und sich in Erfüllung seines Wortes treu und bieder in die Hände des Erzfeindes auszuliefern.

In dem Kirchlein saß gerade der Pfarrer im Beichtstuhl, zu dem sich, da er als ein scharfer Streiter bekannt war, viele fromme Seelen mit Zittern und Zerknirschung drängten. Als die Reihe an Benignus kam, kniete auch dieser vor dem Beichtstuhl nieder und erzählte unter tiefem Stöhnen, wie und warum er um des guten Werkes willen, mit dem er seinen Nächsten zu dienen und Gott zu erfreuen gehofft, seine Seele dahingegeben habe, und wie ihm jetzt am Verfalltag bang und wehe geworden, und daß er nur um ein einziges Tröpflein geistlichen Trostes bitte, es mitzunehmen in die ewige Pein.

Der Pfarrer aber sprach in tiefer Entrüstung: „Unseliger, was hast du getan! Dich selber hat Gott gewollt, nicht deine Werke! Glaubst du denn, er habe nicht selbst gewußt, welche Seelen er retten und welche er dem ewigen Tode überantworten wollte, daß du statt seiner die Vorsehung spieltest? Da du aus Überhebung solches getan und dich mit Willen von ihm gewendet hast, können alle deine Werke dir keinen Tropfen Linderung verschaffen in deiner ewigen, durch alle Äonen dauernden Pein. Und wenn ich nur meinen Finger einzutauchen brauchte, um dir ein Tröpflein von der Gnade des Herrn zu reichen, so täte ich es so wenig wie der verklärte Lazarus, da ihn der Reiche in der Hölle bat. Fahre du hin in die Verdammnis, klappre mit den Zähnen in der höllischen Glut von Ewigkeit zu Ewigkeit, und das kalte Fieber sei dein einziges Labsal, du Verworfener!"

„Wehe, wehe!" wimmerte der gute Mann. „Befahl denn nicht der Herr, daß man seine Nächsten lieben solle wie sich selbst?"

„Wohl soll man das," redete der Eiferer dagegen, „aber Gott soll man vor allem lieben. Du hast die Kreatur mehr geliebt als ihren Schöpfer und hast durch deinen Abfall Gott betrübt. Gibt es eine ärgere Sünde, als Gott, der ganz nur Güte ist, zu betrüben? Dafür sind alle Strafen der Hölle noch zu gelinde."

Die Vorwürfe des Pfarrers drangen wie ein neues Schwert in den Busen des Unglücklichen und begannen grausam darin zu wühlen und sein Herz in tausend kleine Teile zu zerspalten, von denen jedes wieder ein ganzes Herz voll grenzenlosen Jammers war. Seinen Gott betrübt zu haben, der sich selbst in Gestalt seines Sohnes den Menschen zum Opfer gegeben! Und er hatte es doch so gut gemeint! Aber eine Betrübnis Gottes mußte ja um so viel größer und gewaltiger sein denn jede menschliche Betrübnis, als der Schöpfer größer und gewaltiger ist denn die Kreatur. An allen Gliedern schlotternd und bebend ließ er sich durch die Nachkommenden vom Beichtstuhl wegdrängen und hatte nur noch die Kraft, sich vor den Altar zu schleppen, über dem die allerseligste Jungfrau in unsäglicher Milde und Schönheit mit dem gebenedeiten Kindlein thronte. Er richtete den letzten Blick auf sie und schlug vor übergroßem Weh tot zu Boden.

Die Heilige hatte des harten Priesters Worte vernommen und leise dazu den Kopf geschüttelt. Und sie schuf es, daß niemand des Liegenden acht hatte, während die Gläubigen sich nach und nach aus dem Kirchlein entfernten, das bei anbrechendem Abend vom Mesner geschlossen wurde. Als es ganz leer und stille geworden, wandte die Himmlische ihr schönes Haupt nach links, wo in einer Nische neben der ihren Sankt Michael mit gezogenem Schwerte stand. Der Blick, mit dem sie ihn ansah, war weder Bitte noch Befehl, aber eine wunderholde Mischung von beidem, in der noch etwas wie eine leise Schalkheit lag, daß er den leibhaftigen Beelzebub zum Gehorsam gezwungen hätte, geschweige einen so ritterlichen Gefolgsmann, der nur zu ihrem Dienste dastand. Der Getreue neigte sein Haupt, steckte das Schwert in die Scheide, stieg von seiner Nische herunter und verschwand.

Gegen Mitternacht erhob sich draußen vor dem Kirchlein ein Wehen und Sausen, wie wenn der Nachtwind um die Mauern schnaubt. Das war Luzifer, den die Gier nach der verfallenen Seele schon vor dem völligen Ablauf der letzten Frist hergezogen hatte, und der jetzt nicht wußte, wie ihr beikommen, denn solange sie sich in der Hut des Gotteshauses befand, hatte er noch keine Macht über sie. Diese war noch gar nicht aus dem Körper ausgefahren; von der heiligen Luft gebunden, lag sie ruhig und schlief in ihrem erstarrten Gehäuse. Der Wilde schlug stöhnend und heulend mit seinen dunklen Fledermausflügeln gegen die gemalten Scheiben, die im Mondlicht glänzten, daß sie heftig klirrten, er peitschte die Wasser des kleinen Sees zu hohen Wellen, rüttelte wütend an den Mauern des Kirchleins und rannte mit seinen kurzen Hörnern wie mit einem Sturmbock wider die Apside des Chors, in dessen Schutz der Tote lag. Aber die heiligen Wände mit ihren Fenstern und Türen hielten stand.

Das war kein kleiner Schrecken für den Sakristan, als er am Morgen nach jener Sturmnacht einen Toten vor dem Altar und die Nische des heiligen Michael leer fand. Und großes Wehklagen erhob sich in der Gemeinde, als man in dem Verblichenen den Wohltäter des Landes erkannte, von dem jeder schon eine Guttat empfangen hatte und neue Guttaten erhoffte. Nur allein der strenge Geistliche wollte ihm ein christliches Begräbnis versagen, darum daß, wie er erklärte, der heilige Michael voll Abscheu den Ort, den jener durch seine Gegenwart entheiligte, verlassen habe. Allein er konnte mit dieser Ansicht bei denen, die über ihm standen, nicht durchdringen, da ja die gnadenreiche Mutter noch immer holdlächelnd in ihrer Nische stand. Und weil er das Beichtgeheimnis nicht verletzen durfte, mußte er es geschehen lassen, daß man den Hörigen des Satanas neben den reinen Schafen seiner Herde mit vielen Ehren und unter großer Trauer beisetzte.

Im Augenblick, wo der tote Benignus aus der Kirche getragen ward, entfuhr die Seele wie ein letzter Lufthauch dem Munde, und da hielt sich auch schon Luzifer unsichtbar bereit, der sie, schwapp, mit einem Griff einfing und in den mitgebrachten Sack steckte, wie er mit Fug und Recht durfte. Da er jedoch ein hoffärtiger Geist ist wollte er seinen Sieg auch verherrlichen und es den himmlischen Heerscharen zu kosten geben, daß er das allerfrömmste und liebreichste Christenherz ergattert hatte. Er erhob also ein mächtiges Flügelschlagen und flog in gewaltiger Größe wie eine dunkle Sturmwolke zwischen Himmel und Erde hin, den Sack mit der erbeuteten Seele wie ein Siegeszeichen vor sich her schwingend.

Da vermeinte er, durch den Sturmwind, den er selbst erregte, seinen Namen rufen zu hören, hielt an und blickte auf die abendliche Erde hinab.

Aus dem Fenster jener Schenke, wo durch einen Landsknechtsfluch diese fromme Seele zum erstenmal aus dem rechten Wege geworfen worden war, schimmerte Licht, und es schien dem Schwarzen, dort sitze einer, der nach ihm begehre. Und wie er denn immer unersättlich ist, beschlich ihn die Versuchung, gleich noch einen zweiten Fang zu tun, bevor er den ersten in Sicherheit brachte. Senkte also seinen Flug und sah durchs Fenster.

Drinnen saß ein Kriegsmann ganz allein, der trug ein prachtvolles geschlitztes Wams, weite Pluderhosen mit dem Dolch im Gürtel; dazu eine wunderschöne Feder auf der Mütze; eine lange Hellebarde lehnte an der Wand. Er hatte eine Kanne Wein vor sich stehen, stützte das Kinn in die Hand und sah stolz und mißvergnügt aus, recht wie ein Soldat in Friedenszeiten, der nicht mehr weiß, wo sein Platz ist.

Sollte der mich gerufen haben? dachte Luzifer und freute sich unbändig auf die stattliche Prise. Weil er aber seiner Sache nicht sicher war und keine Abweisung von dem Stolzen befahren wollte, nahm er gleichfalls die Gestalt eines gartenden Landsknechts an, trat ein und setzte sich zu dem einsamen Gaste an den Tisch, nachdem er den Sack auf eine Bank geworfen hatte. Jener erwiderte seinen Gruß, schenkte ihm auch von seinem glutroten Weine ein, behandelte aber den Ankömmling mit einer vornehmen Überlegenheit, als ob er nur aus Herablassung die Kameradschaft gelten lasse.

Der muß was Großes sein, dachte Luzifer, und seine Gier wuchs, ihn an sich zu bringen.

„Was hast du da in deinem Sack?“ fragte der Fremde so obenhin, mit dem Daumen über die Achsel deutend.

Der Teufel log und sagte: „Ich habe ein Stück Kalbsfell drin, das ich gerben lassen will zu einem Paar Schuhe.“

Dann fragte er seinerseits:

„Von welchem Vogel stammt die schöne Feder auf deiner Mütze?“

Da brüstete sich der andere und sagte: „Sie stammt von dem heiligen Michael, dem ich sie eigenhändig aus dem Flügel gerauft habe.“

„Das lügst du, Bruder“, entgegnete Luzifer, der mit dem heiligen Michael schon des öfteren zu tun gehabt hatte und wußte, daß dem nicht beizukommen war.

„Wenn ich gelogen habe, so möge ich heute noch zur Hölle fahren“, verschwor sich der andere.

Darüber freute sich der Schwarze baß, denn er meinte, nun sei das Seil geflochten, woran er ihn mit sich ziehen werde. Allein der andere hatte nicht gelogen, denn er war der heilige Michael in Person, und die Feder hatte er sich selber aus dem Fittich gezogen und sie zur Zier auf die Mütze gesteckt, bevor er sich in verwandelter Gestalt am Schenktisch niederließ.

„Höre, Kamerad,“ sagte Luzifer und rückte begehrlich näher, „wir müssen besser bekannt werden, du scheinst ein ganz verteufelter Kerl zu sein.“

Und da der Gernegroß sich nicht einmal in der Verkleidung lumpen lassen mochte, rief er, nachdem er von dem Wein des Fremden getrunken hatte:

„Um den knöcheln wir."

Er hatte aber drei Würfel in der Tasche, die immer nach dem Willen ihres Besitzers rollen mußten. Diese warf er auf den Tisch, der Fremde warf dagegen, und Luzifer verlor nach seiner Absicht, um den Gegner zu kirren.

„Jetzt aber vom Besten her!" schrie er prahlerisch und ließ den Wirt aus dem Keller eine Flasche Goldhellen bringen, der wie flüssiger Bernstein in den Gläsern funkelte. Sie tranken weiter, und der Neuangekommene schwadronierte mächtig, um den anderen zum Reden zu bringen, erzählte von der Pavier Schlacht, die er als Gelbschnabel unter dem tapferen Frundsberg mitgemacht, und wie es da gedonnert und gebullert habe.

„Und ich selber", prahlte er, „schoß den Langemantel aus Augsburg nieder, der auf seite der Franzischen gegen den Kaiser focht, dann zog ich den Allerchristlichsten König vom Roß, der sich aber nur dem Vizereg ergeben wollte" —

Und zur Bekräftigung stimmte der Vater der Lügen das alte Landsknechtslied an:

Schießt drein, schießt drein, ihr fromme Landsknecht,
Gar ritterlich wöll wir fechten!

Doch der andere blieb ganz kalt und sagte nur, das sei alles nicht der Rede wert, da könnte er von ganz anderem Donnern und Bullern erzählen.

Sie fuhren unter Prahlereien fort zu trinken und zu würfeln, und Verlust und Gewinn gingen zwischen ihnen hin und her, so wie es der Böse wollte, um den andern sicher zu machen. Und als die Wut des Spieles einmal erwacht war, schien es ihnen ganz gleich zu sein, um was sie würfelten; jeder setzte, was ihm von seinen Sachen zuhanden kam. Als der Fremde auch noch seinen Dolch verloren hatte und keine Lust zum Weiterspielen mehr zeigte, drang ihm der falsche Kamerad noch einmal zur Genugtuung die Würfel auf, indem er wie ein Trunkener brüllte:

„Jetzt geht's um Leib und Leben!"

„Mir auch recht", sagte der andere ruhig, aber zugleich ging ein Blitz aus seinen Augen, der den Bösen fast zu Boden schleuderte.

Donner, ist das ein Kerl, dachte dieser, den muß ich haben.

„Höre, Bruder," sagte er laut, „diesmal gilt's! Wer verliert, geht mit dem andern, wohin er's haben will, wird sein Knecht und verläßt ihn nicht mehr ohne seine Erlaubnis."

„Topp!" sagte jener, ergriff die Würfel, drehte und schüttelte sie so lang in seiner gewaltigen Rechten, bis der höllische Zauber aus ihnen wich, dann warf er lachend den höchsten Pasch. Gleichzeitig stand er schon in seiner himmlischen Schönheit als heiliger Michael im gleißenden Harnisch mit dem Strahlenkranz um die Stirne da, daß der Schwarze die Augen schließen mußte. Aber auch von diesem fiel die erborgte Hülle ab, und er trat daraus hervor, nackt und jämmerlich anzusehen, wie eine graue, spitzöhrige Riesenfledermaus.

Da streckte Michael zwei Finger gegen ihn, doch ohne ihn zu berühren, und sagte: „Komm!"

Aus seinen Fingerspitzen schoß es hervor wie die Gewalt des stärksten Magneten, Luzifer mußte nach, wohin sie ihn zogen, ob er sich auch wand und sperrte. Drum sagte er finster:

„Nenne das Lösegeld, ich sehe schon, umsonst gibst du mich nicht frei."

Denn die zwei waren alte Widersacher, die sich schon manch liebes Mal gemessen hatten, und immer zum Schaden des Bösen.

„Diesmal verlange ich nicht viel," lachte Michael, „gib mir nur das Ding im Sack, was du dein Kalbsfell nennst."

Luzifer brüllte vor Wut, denn die arme Seele, nach der er zwanzig Jahre gedürstet, wollte er nicht verlieren. Da begann Michael aufs neue die Magnetkraft spielen zu lassen und hatte die große Fledermaus schon bis zur Schwelle gezogen, wo diese sich noch ein letztes Mal verzweifelt anklammerte. Der Böse wußte, daß, sobald sie draußen waren, sein Widersacher sich mit der Gewalt eines Riesenadlers auf ihn stürzen und ihn hinauftragen würde in die seligen Gefilde, wo er selbst einmal als der schönste der Erzengel geglänzt hatte, jetzt aber in seiner Jammergestalt den einstigen Gefährten zum unauslöschlichen Gelächter dienen sollte, vor allem der Frau, die er am meisten haßte, weil sie ihm den Bezwinger geboren hatte, durch den seine Macht auf Erden gebrochen war.

Da sein stolzes Herz solche Schmach nicht erdulden wollte, ergriff er grimmig den Sack, schleuderte ihn dem Streiter Gottes zu und verschwand. Schon war es kein rauher Sack mehr, was der Erzengel auffing, sondern ein goldhelles, seidiges Gespinst wie die Puppe einer riesigen Seidenraupe. Damit flog Michael empor und legte seine Beute zu den Füßen der lächelnden Gnadenmutter, die ihm dankend entgegenschwebte.

Sie übergab den Eingesponnenen einer Schar verklärter Geister, denen er in seinem früheren Leben Gutes getan und die ihn jetzt nach einer lichten Anhöhe trugen, wo er beim Ausschlüpfen aus seiner Verpuppung gleich den Blick in die entzückendste Landschaft frei hatte. Dort schlummerte er, von guten Geistern betreut, einem seligen Erwachen entgegen.

Zu Maria im See stand der heilige Michael mit seinem hölzernen Röcklein wieder in der Nische bei der Madonna, und niemand konnte sagen, wie er zurückgekommen. Aus dem Grabe des frommen Benignus aber sproßte ein balsamischer Wunderstrauch, dessen gleichen man nie gesehen hatte und der nur aus dem Paradiese stammen konnte. Denn seine Blüten und seine Blätter strömten einen höchst erquicklichen Wohlgeruch aus, und im Frühjahr trug er gelbe Kätzchen, die, zu Pulver zerrieben, gegen jede Art von Krankheit und Gebresten gut waren, so daß der Ort um seinetwillen das Ziel vieler Wallfahrer wurde.

Nun wurmte es den strengen Gottesmann, der dem Kirchlein vorstand, gewaltig, daß er vor der ganzen Gemeinde zuschanden geworden war, und er begann im Herzen zu grollen und zu hadern, wie einst der Prophet Jonas mit dem Herrn gehadert hatte, als dieser die große Stadt Ninive nicht zerstören wollte, wie er ihr doch im Zorn durch den Mund seines Propheten angekündigt. Da er nun eines Tages mit also verdüstertem Gemüt vor den Altar trat, fand es sich, daß die heiligste Jungfrau ihr Antlitz gegen die Mauer gekehrt hatte und ihm den hölzernen Rücken zuwandte, auf den, da er nicht sichtbar sein sollte, der Künstler nur wenig Fleiß verwendet hatte.

Im Glauben, daß eine bübische Hand ihm diesen Streich gespielt habe, wollte der

Zornmütige das heilige Bildnis wieder zurechtrücken, aber es stand so fest, als ob es in dieser Stellung angewachsen wäre. Da sah er, daß die Heilige ihm zürnte, sank erschrocken auf die Knie und bereute mit der Stirn im Staube seine Härtigkeit. Als er endlich die Augen zu erheben wagte, stand die Madonna gütig lächelnd wie sonst an ihrem Platze. Von da an predigte der Eifrige nur noch Demut und Vergebung.

Die Allmacht aber hatte allem, was geschah, mit Lächeln zugeschaut, ohne sich einzumischen; denn sie wußte ja im voraus, wie es enden würde.



Winter im Hochwald
Von Paul Wolf

Den Fels erstieg, demantenübersät,
Im Hermelin des Winters Majestät.

Die Faust gekrampft in den vereisten Bart,
Hält sinnend er hier Rast von langer Fahrt.

Kein Laut, kein Lauscher stört des Alten Ruh'.
Bald fallen ihm die müden Augen zu . . .

Ein fernes Fuchsgebell erstirbt im Forst;
Leis schwebt ein Adler zum verschwiegnen Horst.

Und tief im Grunde tritt ein scheues Reh
Lautlos heraus an den erstarrten See.

Dies ist die Stunde, wo die müde Zeit
Zu schlummern scheint im Schoß der Ewigkeit,

Wo uns der weiterschloßne Himmel still
Sein wundersam Geheimnis künden will,

Und durch die Wälder leis von Baum zu Baum
Ein Flüstern geht, ein goldner Weihnachtstraum . . .



Von der Herde
Von Paul Quensel

Einsamkeit ist der Vielsamen Unnatur, und Unnatur ist ihr Tod. Sei nicht aufgebracht über solche Erkenntnis! Ein Narr nur grollt über das Gesetz der Natur, und dieses gab ihnen den Zwang zum Gedränge. In der Vereinzelung sind sie zugänglich und scheinen kurze Zeit voll Einsicht; aber während du sie unterweisest, horchen sie nach den Genossen und fliehen dahin wie ein Vogel in seinen Schwarm. Darum versuche nicht, sie zu verkehren! Denn du kannst die Natur nicht verkehren. Aber meide die Herde!

Die Vielsamen sind findig und wechselnd in ihren Witterungen; doch die Notdurft des Leibes entscheidet bei all ihren Anschlägen. Zeitungen sind ihr Evangelium, Schlagwort-Gewaltige ihre Apostel. Ihre Gedanken sind Massengedanken, Parteigebote ihre Grundsätze und Geschrei ihre Begeisterung.

Ihre Erhebung feiern sie im großen Haufen. Kommen sie durch Wiesen und Wälder daher, so sehen sie nicht nach Baum und Korn, sondern nach der Nachbarin Kleid und ihren Vereinszeichen. Sie hören nicht Bach und Vogelstimmen, sondern das Geplapper der Mitläufer. Sie fühlen nicht Wiesenodem und Flügelwehen, sondern die Flaschen und Brote in ihren Taschen. Wo sie ziehen, wird Fruchtboden zur Tenne; die Quelle verschüttet unter ihren Tritten, und der Staub legt sich über Laub und Blumen. Sie können nur beschmutzen und zerstören. Papier im Gras, verwelkte Blüten und zertretene Ähren am Straßenrand sind ihre Wegzeichen.

Wollen sie singen und tanzen, so verlangen sie von dir, daß auch du singest und tanzest. Wollen sie schmausen und Bier trinken, so sollst du ihnen auch hierin zu Willen sein. Doch gehst du abseits, den Bäumen zu horchen oder den geheimen Stimmen des Feldes, so höhnen sie: „Wir kennen ihn alle; er sättigt sich am Brot wie wir und bläht sich vor Dünkel. Warum will er nicht handeln wie alle Verständigen?“

Volkes Stimme ist Gottes Stimme — so formen sie Gott nach ihrem Bilde; denn es ist nicht der Gott der Wahrheit und Vorsicht, sondern der Gott der Blindheit und des Zufalls, dem sie dienen. Untereinander betrügen sie sich und streiten sie sich und klagen dir ihre Not. Gehst du aber zu ihnen, um Frieden zu stiften, so vereinigen sie sich hinter deinem Rücken und fallen dich an wie Hunde.

Unter ihnen sind Nester des Stanks und der Verleumdung. Darinnen sitzt zählebige Brut und wird über Nacht flügge. Dann flattert sie hinaus mit vorsichtigem Lärm, neue Nester zu bauen. Und suchst du danach, eines zu zertreten, so drängen sie sich desto fester zusammen, damit du es nicht findest. Dabei tun sie unschuldig und entrüstet vor deinem Gesicht und höhnen hinter deinem Rücken über deine Ohnmacht.

Keiner von ihnen ist stark, doch einer hält sich am andern; keiner hat Mut, doch einer wird dreist durch den andern; keiner hat Stolz, doch einer steigert den Anspruch am andern. Denn ihre Verbände haben die Macht, Wert zu geben dem Unwert und die Nichtser nach Preis und Ansehen einzureihen unter die Werteschöpfer.

Unter ihnen ist nicht Ernst noch Frohsinn, sondern Tränenseligkeit und schütterndes Gelächter. Beim rührsamen Lied werden ihnen die Augen trüb von Tränen, und der Possenreißer sprengt ihnen das Zwerchfell mit seinen Späßen. Sie weinen unter dem Lachen und lachen unter dem Weinen; sie sind lustig in ihrer Tränenseligkeit und tränenselig in ihrer Lustigkeit. Bist du ein kluger Komödiant, so kannst du mit ihnen spielen wie mit Kindern; verstehst du ihr inneres Räderwerk, so kannst du sie ankurbeln wie eine Maschine. Eines Siegfrieds Kraft vermag sie zum Großen zu lenken. Doch wehe dem Land, wenn schwarze Verneiner sie steuern! Dann walzt sie dahin über alles, was der Einsame Großes ersann.

Die Herde ist ein Zunftring, der die eigene Unfähigkeit erhöht und zum Einsamen sagt: „Von hinnen, du Pfuscher!“ Sie ist eine Pfaffenschaft, die neue Irrlehren ersinnt und den auf den Scheiterhaufen stößt, der ihr nicht glaubt. Sie ist eine Richterschaft, die dich an den Pranger stellt oder deinen ehrlichen Namen an den Galgen schlägt, wenn du nicht zustimmst allem, das sie zum Gesetz erhob. Sie ist ein Gewalthaufen, der über dich hinweggeht, sobald du sie aufhalten willst in ihrer Bahn. Und allen Einsamen kommt schwere Zeit, wenn die Vielsamen schalten im Weltregiment.



Januarbild

Von Erika von Watzdorf-Bachoff

Dunkle Wolken wuchten, schwer von Schnee,
Schweigend, bleigrau, mürrisch liegt der See,
Kalkigweiß die Weite, schwarz die Höh'n,
Unbelebt das Ganze — und doch schön.
Schön im Warten auf ein neues Licht,
Das die Starrheit und das Schweigen bricht
Und mit seiner Himmelsherrlichkeit
Alles erst beseelt und dann befreit.





Das Deutschtum des Banats

Ein Gedenkblatt zur Zweijahrhundertfeier

Im Jahre 1716 zog Prinz Eugenius de Savoyen als Sieger in Temesvar ein. Und das Banat, der südöstliche Teil Ungarns, den die Flüsse Donau, Theiß und Marosch zu einer Einheit abgrenzen, war für immer von der türkischen Herrschaft befreit. Allein der edle Ritter hatte seinem kaiserlichen Herrn eine Ödnis erobert, zerstampft und ausgeplündert von den türkischen Horden, menschenleer in weitem Umkreis und von gefahrenbergenden Sümpfen bedeckt, in denen sich schmutziggrau der Himmel spiegelte. Es war ein trostloses Land, und der große Feldherr und noch größere Staatsmann wußte, daß seine Arbeit nur halb getan war; das Banat mußte auch kulturell erobert werden, wenn es seine historische Bestimmung, österreichische Militärgrenze gegen den Osten zu sein, erfüllen sollte. Menschen brauchte er in dem Lande, damit sie es bewohnbar machen und stärken gegen den angrenzenden Feind. Mit kaiserlicher Erlaubnis siedelte er seine ausgedienten Soldaten an, beteilte sie mit Boden, und was in den ersten Jahren des Vollbringens möglich war, wurde geschafft. Aber die kaiserliche Regierung hatte Großes vor: Temesvar, die alte Stadt, sollte geschleift und eine neue Festung angelegt werden und dazu war das Wichtigste notwendig: Arbeitskräfte und Menschen, die die neue Stadt bevölkern sollten. Aber die Soldaten ertrugen die Einsamkeit nicht länger, sie hatten Sehnsucht nach ihren Frauen und Liebsten, die sie in der Heimat zurückgelassen hatten, und sie riefen sie in das unbekannte Land.

So war der erste Anstoß zur Besiedelung und Europäisierung dieser Wüste gegeben.

Allein der Zuzug war zu gering; er müsse mit weltblickender Umsicht, zielbewußt organisiert, einsetzen. Prinz Eugen war für die Verwirklichung dieses Planes in Wien unermüdlich tätig und endlich schickte der Kaiser seine Sendboten nach Süddeutschland aus — ins Schwabenland, ins Rheinpfälzische, nach Baden, dem Elsaß und auch nach Lothringen — um die Bauern anzueifern, im neu eroberten österreichischen Land ihr Glück zu versuchen. Die Boten hatten keine gar zu schwere Arbeit, die deutsche Not, die den ausgemergelten Menschen das Messer an die Kehle setzte, war ihnen eine helfende Mitwerberin. Dem Bauer ging es auch zu schlecht: Zehent und Robot und die Kriegsfurie, die über ihre Felder hinwütete, so daß sie nie sicher waren, das zu ernten, was sie gesät hatten, und nicht zuletzt: die Unfreiheit der Seele, die seit der Gegenreformation auf dem deutschen Gemüte lastete. Sie meldeten sich in Scharen, denn der Kaiser versprach ihnen eigenes Land und Steuerfreiheit während der ersten Jahrzehnte ihrer Kolonistentätigkeit. Sie verkauften ihre Felder und fuhren mit Hab und Gut entweder auf den Ulmer Schachteln die Donau hinunter oder mit ihren Planwagen über Wien nach Ungarn, einem unbekannten Schicksale zu. Der große Schwabenzug hub an. Sie zogen mit Kind und Kegel, mit ihren Lehrern und Pfarrern, mit ihren Handwerkern und brachten auch ihre deutschen Ackergeräte mit, mit denen sie im neuen Lande die Bewunderung der geringen ungarischen Bevölkerung erregten. Der Pflug war in Ungarn zu damaligen Zeiten noch ein unbekanntes Ding. Und sie brachten auch die Kartoffel mit die Schwaben, und man erzählt

sich heute noch im deutschen Banat die lustige Geschichte von dem Kartoffelmatz, der nach Deutschland zurückgeschickt wurde, um die schmackhaften Knollen herunter zu bringen. Aber sie mundeten ihm während der Rückreise so gut, daß er sich immer welche briet und schließlich von dem Sack, den er mitgenommen, nur mehr etliche überblieben; die aber verbarg er heldenmütig in seinem Felleisen und rettete sie vor seiner Genäschigkeit in die neue Heimat.

Was katholisch war, wurde in dem Banat und in der angrenzenden Batschka angesiedelt, die Protestanten kamen aber auf die Güter der ungarischen Magnaten, die anfangs allerdings von den Deutschen nichts wissen wollten; als sie aber ihren Fleiß sahen und ihre Zähigkeit in der Bebauung des Bodens, da riefen sie nach diesen tüchtigen Kolonisten, die dem Lande ein Segen wurden

Graf Florimund Raimund von Mercy, der Vertraute des Prinzen Eugen, war die Seele der Besiedelung. Er saß in Temesvar und leitete von hier aus das große Werk, das der Welt ein Neuland erschloß. Zunächst wurde Temesvar fast neu auferbaut, dann die umliegenden Gemeinden besiedelt. In Wien unterstützte den edlen Grafen der Hofkammerrat von Gottmann, der von einem Stab von Feldmessern die Pläne ausarbeiten ließ, nach denen die Kolonistendörfer angelegt werden sollten. Und seine tüchtigsten Leute schickte Gottmann in das Banat, um dort die Arbeiten zu überwachen. Die Dörfer wurden nach geometrischen Plänen angelegt; die Grundrisse waren bald rechteckig, bald quadratisch, ja sogar kreisförmige kamen vor, immer war aber die Kirche im Mittelpunkt der Siedlung.

Ansehnlich waren die Schwabenzüge in den Jahren von 1723—40. 20000 Deutsche sind damals aufgebrochen nach dem südlichen Ungarn. Mit dem Regierungsantritt der Kaiserin Maria Theresia, der das Reich in blutige Erbfolgekriege verstrickte, versickerte der Strom nach dem Osten. Als aber die Kaiserin im Kampfe gegen ihren Erzfeind Friedrich den Großen Schlesien endgültig verloren hatte, da förderte sie die Besiedelung tatkräftig, denn sie wollte in einem deutschen Banat einen Ersatz haben für die abgetretenen schlesischen Provinzen. Und der Schwabenzug hub wieder an, gegen 38000 Süddeutsche sind neuerlich nach dem Osten gewandert.

Hart war die Aufgabe der schwäbischen Kolonisten. Der öde Boden mußte urbar gemacht werden, und die Sümpfe, die der Begakanal, den Graf Mercy anlegen ließ, nicht aufzehren konnte, mußten durch eigene Arbeit trocken gelegt werden, denn in den stinkenden Gewässern lauerte der ärgste Feind der Kolonisten, der ihnen das Mark aus den Knochen saugte: das Fieber. Der Kampf mit dieser heimtückischen Krankheit gelang ihnen nicht ganz und von der ersten Generation starben viele dahin. Nur die höher gelegenen Gemeinden, die unter den Ausdünstungen des Bodens nicht so sehr zu leiden hatten, erhielten ihre Inwohner.

Aber es war an den Prüfungen des Klimas nicht genug: knapp vor Ende des 18. Jahrhunderts, in den letzten Regierungsjahren des Volkskaisers Josef des Deutschen, brach ein Türkenkrieg aus und die Schwaben flüchteten vor den Horden von der Ebene in die Gebirge, ihre jungen Siedlungen im Stiche lassend. Nach der Verdrängung des Feindes mußten sie wieder von vorne anfangen.

Aber die harte Arbeit und die zähe Ausdauer, das mannhafte Vertrauen in die eigene Kraft, lohnten sich: der Boden gab mit den Jahren tausendfach, und dort, wo einstens eine öde Wüste war, erstand im Laufe der Jahrzehnte ein „blühend Eden", wie Adam Müller-Guttenbrunn, der erzschwäbische Dichter, in seinem trutzigen „Banater Schwabenlied" singt.

Wechselvoll sind die Geschicke der Kolonisten. Die ungarische Revolution von 1848 auf 49 wird bei Vilagos entschieden, vorher sind die Serben als Verfechter des kaiserlichen Gedankens mordend und brennend in die heranblühenden Gemeinden eingefallen und haben den Schwaben die Frucht aus den Scheunen und das Vieh aus den Ställen entführt. Aber dann kam eine Zeit des Friedens, und neuer Zuzug aus Deutschland und Österreich frischten ihre Kräfte wieder auf. Nach der Revolution ließen sich deutsche Bergarbeiter aus Böhmen, Mähren und Oberungarn bei den Kohlenbergwerken in Steierdorf-Anina nieder, früher waren schon Deutsch-

böhmen nach Karansebesch und Badner, Falkensteiner, Württemberger, Bayern und Tiroler in das gebirgige Karas-Severiner Komitat eingewandert.

Man sieht schon aus den Namen dieser Länder, daß nicht das Schwabenland allein die Menschen für die Besiedelung Südungarns gegeben hat, ja die Einwanderer aus dem Fränkischen, dem deutschen Elsaß und aus der Rheinpfalz sind in der Überzahl gewesen. Auch Franzosen aus Lothringen sind mit eingewandert, und heute noch erinnern viele Namen an diese französische Episode der Besiedelung. Man stößt im Banat nicht selten auf Namen wie Lefort, Frecot, Lafleur, Pierre, Rischer (Richard) usw. Aber das romanische Element hat sich von selbst eingedeutscht, und nur die französisch klingenden Namen, die von der Bevölkerung schon längst nicht mehr als französisch empfunden werden, sind die letzten Überreste.

Das schwäbische Element hat sich aber durch die dem Schwabentum innewohnende kolonisierende Kraft — Schwaben sind auf der ganzen Erde verbreitet — über die anderen Volksstämme, die hierher gekommen sind, durchgesetzt, und im Laufe der Jahrzehnte entwickelte sich aus den verschiedenen Dialekten eine Mundart des Banater Schwäbischen heraus, die mit der der süddeutschen Schwaben enge verwandt ist, wenn sich auch Unterschiede zeigen.

Die größte Gefahr für den nationalen Bestand der Kolonisten bildete das Apponyische Schulgesetz, das ihnen die deutschen Schulen wegnahm und die Intelligenz dem Volke entfremdete, weil es in dem Lande keine deutsche Mittelschule gab. Aber der Bauer auf dem Dorfe ist deutsch geblieben, nie haben sie unter sich madjarisch gesprochen, und als der Zusammenbruch den großen Gedanken des Auslanddeutschtums als Reaktion gegen die Friedensdiktate aufflammen ließ, da erwachte auch die schwäbische Intelligenz zum deutschen Bewußtsein und heute ist der Rückbildungsprozeß in diesen Kreisen vollzogen.

Der Friedensvertrag von Trianon hat das deutsche Banat in zwei Teile gespalten und willkürlich die Grenze zwischen Rumänien und Jugoslavien gezogen. 300 000 Schwaben wurden zu Rumänien geschlagen und nicht viel weniger kamen zu dem südslawischen Staat. In beiden Teilen des Banats ist aber sogleich nach dem Zusammenbruch mit einer großzügigen völkischen Organisation begonnen worden. Und der mächtige Prozeß der Einigung der schwäbischen Kolonisten im fernen Osten — der im rumänischen Teil unter Führung der Deutschbanater Dr. Muth und Senator von Möller zur Gründung und zum Ausbau der alle Teile des Volkes zusammenfassenden Deutsch-schwäbischen Volksgemeinschaft geführt hat und im jugoslawischen Teil unter der Führung des Obmanns der Deutschen Partei Dr. Stefan Kraft und des Obmannes des Deutsch-schwäbischen Kulturbundes Dr. Graßl steht — ist nicht mehr zum Stillstande zu bringen.

Die innere Berechtigung der Banater Schwaben zur Wahrung ihrer nationalen Eigenart gründet sich nicht nur auf das Bewußtsein, daß sie ein Glied des Auslanddeutschtums sind, sondern vielmehr auch darauf, daß sie dem deutschen Volke zwei Persönlichkeiten von überragender Bedeutung geschenkt haben: Lenau und Müller-Guttenbrunn: den größten deutschen Dichter des Weltschmerzes und den Erzschwaben Müller-Guttenbrunn, den Schöpfer unübertrefflicher Heimatsromane, den geistigen Nachfahren Peter Roseggers. Aber neben diesen zwei Größten welche Fülle von Talenten, die dem Banat entsprossen sind! Es seien nur drei Namen genannt: Otto Hauser, Julius Meier-Gräfe und Sil Vara (Silberer).

Die Verbindung der schwäbischen Kolonisten mit ihrer Urheimat ist vielfach gegeben: durch das Studium der Söhne auf den süddeutschen Hochschulen und durch die Kinderaktionen, die württembergische und hessische Kinder zu Gaste laden, damit sie in dem fruchtbaren Lande Erholung finden. Und Müller-Guttenbrunn hat recht, wenn er in seinem Schwabenlied singt:

„Noch läuten uns der alten Heimat Glocken,
Die Glocken unserer Väter, treu und schlicht,
Doch frißt der Sturm ihr seliges Frohlocken,
Und Blitz auf Blitz verstört das Himmelslicht.

Von deutscher Erde sind wir abgeglitten
Auf diese Insel, weit im Völkermeer,
Doch wo des Schwaben Pflug das Land durchschnitten,
Wird deutsch die Erde und er weicht nicht mehr!"

Ferdinand Ernst Gruber



Arbeitszwang

Ein Vorschlag zum neuen Strafrecht

(Geschrieben Sommer 1922)

Wenn bis heutigen Tags das deutsche Volk häufig mit Strafurteilen unzufrieden war, weil sie ihm bald zu mild, bald zu hart erschienen, lag's in den allerwenigsten Fällen am deutschen Strafrichter. Ihm sind nach bisherigem Strafrecht in ganz erheblichem Maße die Hände gebunden durch Bestimmungen, die ihm vorschreiben, wo er strafen muß, mit welcher Strafart und mit welchem Strafmaß. Wären ihm Strafart und -maß freigegeben, so würde er seine Strafurteile viel mehr als bisher mit dem billigen Rechtsempfinden der Allgemeinheit in Einklang bringen können. Hinweg mit der gekünstelten Einteilung nach Verbrechen, Vergehen, Übertretungen! Aus den vom Gesetz bestimmten Strafarten wähle sich der Richter diejenige aus, die nach gerechtem Empfinden des deutschen Volks für gerade diese Tat angemessen erscheint, die er abzuurteilen hat. Auch das Strafmaß zu bestimmen, muß dem Richter überlassen bleiben. Denn die äußerlich gleiche Tat kann z. B. bei einem jugendlichen Täter ein dummer Jungenstreich, bei einem rückfälligen Verbrecher eine schwere Untat sein.

Das Mißtrauen gegen die Strafrichter, vielfach von Parteitaktik geschürt, würde bald schwinden, wenn man ihnen jene Handlungsfreiheit gewährte. Daß sie nicht mißbraucht werden wird, dafür bürgt unser bewährtes Berufsrichtertum, um das uns das Ausland bis heute noch immer beneidet hat. Zweiflern werden die Laienbeisitzer neben dem Berufsrichter in den künftigen kleinen und großen Schöffengerichten die nötige Sicherheit der Rechtsprechung gewährleisten. Fallen muß unter allen Umständen veralteten Parteiprogrammen zum Trotz das Schwurgericht in der bisherigen Form. Man kann ja statt kleiner und großer Schöffengerichte die Bezeichnung Schöffen- und Schwurgerichte einführen. Die Geschworenen — es genügen 5 neben 2 Berufsrichtern — gehören neben den Richter zur Entscheidung über Schuld und Strafe. Das bisherige Schwurgerichtsverfahren war eine unwürdige Schauspielerei zum Stimmenfang, aber keine Rechtsprechung. Zwei erstinstanzliche Behörden, eben die kleinen und großen Schöffengerichte, genügen vollkommen. Die Schwurgerichte sind überflüssig, unwirtschaftlich und verschleppen das Verfahren; sie erleben in den großen Schöffengerichten eine geläuterte Wiedergeburt. Die bisherige gekünstelte Vierteilung der erstinstanzlichen Strafgerichte machte vielleicht den Beruf der Verteidiger einträglich, sprach aber jedem gesunken deutschen Rechtsempfinden hohn. Bei Hochverrat gab's überhaupt kein Rechtsmittel, bei schweren Verbrechen nur die Rechtsrüge, bei Lappalien dagegen den Rechtsgang an zwei übergeordnete Gerichte! Eine Rechtsmittelinstanz, im Rahmen neu vorgebrachter Tatsachen oder Beweismittel, das Reichsgericht nur als gutachtliche Behörde, jederzeit anrufbar: das wäre das Ideal eines gesunden Strafrechtsverfahrens!

Wohl am ungesundesten und unwirtschaftlichsten wirkt unsere heutige Strafrechtspflege gegenüber der großen Zahl der Diebe, Hehler, Betrüger, Wucherer, kurz aller, die sich gegen das Vermögen des Einzelnen oder der Gesamtheit vergingen. Bis zum Geldstrafen-Erweiterungsgesetz aus diesem Frühjahr, das aber nur einen Anfang zu einem künftig einzuschlagenden Weg bedeutet, konnten diese Übeltäter meist nur mit Freiheitsstrafen, jedenfalls nur selten in

ausreichendem Maße mit Geldstrafen belegt werden. Da es in den wenigsten Fällen glückte, den Dieben usw. ihre Beute wieder abzujagen, war folgendes Ergebnis die Regel: Es stahl einer z. B. für 10000 Mark Wertgegenstände und brachte sie in sicheres Versteck. Wenn man ihm die Tat nachweisen konnte, bekam er vielleicht 6 Monate Gefängnis. Das heißt also: der Staat, in diesem Falle die ehrlichen Steuerzahler, kamen auf ein halbes Jahr für Kost, Wohnung, Heizung, Bekleidung usw. des Diebes auf! Von ihm war nichts zu holen. Wagte der Bestohlene einen Prozeß auf Schadensersatz und erstritt auch ein Urteil, so durfte er dafür noch dem Staate die Kosten bezahlen! Denn der Dieb war vermögenslos, pfandlos, behauptete es wenigstens zu sein. Nach den sechs Monaten aber versilberte er seine Beute, lebte herrlich und in Freuden, und fand Gefallen an diesem Leben ohne Arbeit auf Kosten der ehrlichen Staatsbürger.

Ist es nicht ein unglaublicher Zustand?! Und über fünfzig Jahre, seit Bestehen des Reichs gerechnet, hat das deutsche Volk dies widerspruchslos geduldet! Das läßt sich nur erklären aus seiner grenzenlosen Teilnahmlosigkeit gegenüber Staatsbelangen überhaupt, namentlich der Rechtspflege.

In den meisten Fällen liegt der Gesamtheit nichts an der Freiheitsberaubung der Übeltäter. Ehrlich leben und arbeiten lernen sollen sie, aber auf ihre eigenen Kosten, durch eigenen Fleiß. In der Regel sollten die Strafanstalten nur Unterkunftshäuser sein für Leute, die sich gegen die Strafgesetze vergingen und die ihnen auferlegten Geldstrafen nicht zahlen wollen oder können. Die Verurteilten müssen verpflichtet und angehalten werden, nicht nur die Kosten des Verfahrens, ihrer Unterbringung und Verpflegung, sondern auch den Schaden durch ihre Arbeitskraft aufzubringen, den sie dem Einzelnen oder der Gesamtheit zufügten. Wenn das praktische Ergebnis unserer Strafrechtspflege, abgesehen von der durch die zeitweilige Verwahrung von Verbrechern geschaffenen Sicherung der Allgemeinheit, in der Regel ein Mißerfolg war, so lag's an den falschen Mitteln, die wir anwandten. Man muß die Menschen nehmen wie sie sind, besonders jene, die zu Straftaten neigen. Nur wirklichkeitsfremde Tüftler konnten sich von unserem bisherigen Strafensystem einen Erfolg versprechen, der tatsächlich ausblieb. Die bei weitem größte Anzahl der Übeltäter arbeitet nicht, sondern zieht es vor, auf Kosten anderer zu leben. Also muß man sie zur Arbeit erziehen; das heißt aber durchaus nicht einfach: einsperren in Zuchthäuser mit Arbeitszwang.

Am erzieherischsten und wirtschaftlichsten erscheint folgender Weg: Schädigte z. B. ein Dieb, Hehler, Betrüger usw. seinen Mitmenschen um 1000 Mark, so soll er dem Betroffenen (Staat oder Staatsbürger) den Schaden ersetzen; zunächst in Natur, geht's nicht, in Geld. Kann er das Geld nicht sofort bezahlen, dann soll er die Strafe abarbeiten. Und zwar in erster Linie durch freie Arbeit; nur wenn er sich weigert, unter staatlicher Aufsicht mit teilweiser oder gänzlicher Freiheitsberaubung. Besteht für den Staat kein Interesse, daß der Übeltäter noch mit einer besonderen Strafe belegt wird, soll das Strafurteil einfach dahin lauten: Der Täter hat dem Geschädigten wegen Betrugs usw. 1000 Mark zu ersetzen. Der Täter meldet dem Strafrichter seine Arbeitsstätte. Dieser setzt sich mit dem Arbeitsherrn in Verbindung und veranlaßt, daß vom täglichen Lohn ein bestimmter Satz für den Geschädigten einbehalten wird, bis der Schaden von 1000 Mark gedeckt ist. Damit diese Arbeit aber auch als Strafe wirke, müssen die zivilprozessualen Beschränkungen der Lohnpfändung für diese Strafarbeit ausgesetzt werden. Nur für ein bescheidenes Leben soll ihm ein Bruchteil seines Arbeitslohns verbleiben, bis der Schaden gedeckt ist. Weigert er sich, über diesen Bruchteil hinaus zu arbeiten, so ist er in eine staatliche Zwangsarbeitsanstalt zu überführen. Es darf keine falsche Gefühlsduselei den praktischen Erfolg illusorisch machen. Was ein Strafarbeiter verdient nach den Lohnsätzen freier Arbeiter, soll der Arbeitgeber an den Staat abführen, bis alle Kosten und Schäden gedeckt sind.

Bietet die Handlungsfreiheit des Täters keine Gewähr, daß er alsbald den Schaden abarbeitet, so genügt zunächst vielleicht eine Freiheitsbeschränkung insoweit, daß der Täter in einem Gefängnis übernachten und es zu bestimmten Zeiten verlassen und wieder aufsuchen muß. Selbst-



verständlich gegen Entschädigung an den Staat für Herberge und Verpflegung, die dann neben dem Schaden mit abzuarbeiten ist. Schon diese Aussicht der erhöhten „Unkosten“ und das Mehr der Strafarbeit wird den Täter bestimmen, möglichst ohne die Mehrkosten und Unbequemlichkeit der Freiheitsbeschränkung die Schadenssumme abzuarbeiten.

Schon die gescheute Möglichkeit, unter Strafaufsicht ernstlich arbeiten zu müssen, wird viele Tagediebe und Schmarotzer von ihrem ehrlosen Treiben abhalten. Selbstverständlich darf nur die tatsächlich geleistete Arbeit, nicht die Stundenzahl des Aufenthalts gelegentlich der Arbeit bezahlt werden.

Bei solchem Arbeitszwang schafft sich der Täter seine Strafe selbst. Je größer der Schaden, den er anrichtete, je länger seine Beschränkung hinsichtlich des Ertrags seiner ehrlichen Arbeit.

Es ist längst Allgemeingut des Volks, daß das Beschränken der Geldstrafe in ihrer Höhe, wie es auch das Geldstrafenerweiterungsgesetz noch tut, ein straf- und wirtschaftspolitischer Unsinn ist. Eine Geldstrafe darf nie nach der Tat an sich, sondern muß letzten Endes nach Einkommen und Vermögen des Täters bemessen werden, soll sie wirklich gerecht sein und wirken. Erscheint eine Strafe von 50 Mark eine gebührende Sühne bei einem, der 10 000 Mark Einkommen hat, so muß sie eben bei einem mit einer Million Einkommen mindestens 5000 Mark betragen, wenn nicht in diesem Falle Unterschiede der Bildung, Erziehung, gesellschaftlichen Stellung usw. eine noch höhere Bestrafung verlangen. Denn sonst ist die Strafe nur für den eine Strafe, der nichts oder nur wenig hat; der Begüterte empfindet sie nicht. Wenn heute noch allzu oft bei der Straffestsetzung in dieser Beziehung gefehlt wird, bald wegen der Einengung durchs Gesetz, bald aus Kurzsichtigkeit, so darf man sich nicht wundern, wenn die Masse der Mindergebildeten und -bemittelten sich mit Recht durch solche Strafrechtspflege beschwert fühlt und mißtrauisch wird. So sind auch die Äußerungen der Linksparteien zu verstehen, wenn sie behaupten, unsere Straf- und Steuergesetze schonten den „Kapitalisten“.

Abgesehen von ihrer außerordentlich erzieherischen, bessernden und abschreckenden Wirkung, wird die Arbeitsstrafe bei richtiger Verteilung von großem volkswirtschaftlichen Nutzen sein. Ich erinnere nur an die Möglichkeit, Siedlungsarbeiten (Häuser-, Kanal-, Wegebau, Rodungen, Ziegelbrennen) von Strafarbeitern ausführen zu lassen, vielleicht mit der Aussicht, sich bei guter Arbeit und Führung selbst ein Heim schaffen zu helfen. Solche Zwangsarbeiter schädigen keineswegs die Masse der anderen arbeitswilligen Arbeiter, wenn sie richtig angesetzt werden. Denn trotz aller Erwerbslosenfürsorge gibt's heute noch so und so viele Arbeitgeber, die vergeblich nach Arbeitern suchen, weil den Herren Erwerbslosen gerade diese Arbeit nicht zusagt. Da der Strafarbeiter sehr bald im eigensten Interesse gute Arbeit leisten wird, wirkt er erzieherisch auf die freien Arbeiter, die heute so unendlich in ihren Leistungen nachgelassen haben.

Fassen wir unseren Mitmenschen, wenn er straffällig wurde, zunächst da, wo er am empfindlichsten ist, am Geldbeutel, und zwingen wir ihn nötigenfalls zur Arbeit für Rechnung des geschädigten Einzelnen oder der Gesamtheit oder beider, so erreichen wir tatsächlich folgendes:

Wir erziehen einen Volksgenossen zu ehrlicher Arbeit. Wir erreichen bei ihm durch den Arbeitszwang die Einsicht, daß ein ehrliches Leben mit ehrlicher Arbeit vorteilhafter für ihn ist. Wir bekommen das Hehl- und Stehlgut usw. mit viel größerer Wahrscheinlichkeit zurück, da sich der Täter durch Rückgabe vor Strafe und Zwangsarbeit bewahren kann. Der Staat, die ehrlichen Steuerzahler, brauchen nicht mehr ihre unehrlichen Volksgenossen von Staats wegen zu erhalten. Diese müssen für alle durch sie veranlaßten staatlichen und privaten Kosten jetzt selbst aufkommen. Der Zwangsarbeiter wird durch gute Arbeit seine Arbeitsgenossen zur besseren Arbeitsleistung anspornen. Der Strafrichter wird Arbeitsvermittlungsstelle für Sträflinge, führt also seine gefallenen Brüder dem ehrlichen Leben wieder zu, eine Fürsorge, worin der Staat bisher nahezu völlig versagte. Der Staat hat Einnahmen aus der Strafrechtspflege und braucht nicht mehr wie bisher Millionen dafür auszugeben.

Staatsanwalt Dr. Schlegel



Die Völkerschlacht am Birkenbaum

Wer Gelegenheit hatte, mit der französischen Bevölkerung während des Krieges in persönliche Berührung zu kommen, der wird sich gewiß noch entsinnen, wie diese mit geradezu leidenschaftlicher Gewißheit ihrer Meinung über den Ausgang des Ringens in dem fanatisch wiederholten Aphorismus Ausdruck gab: „Allemagne kaputt", wie diese durch keinen Einwand, keinen Hinweis auf die uns günstige Kriegslage zum Wanken gebracht werden konnte; indem diese Franzosen sich eingestandener- oder uneingestandenermaßen auf die sog. „Straßburger Prophezeiung" beriefen. Dieser Prophetie zufolge sollte Frankreich anderthalb Menschenalter nach dem großen „débacle" von 1870 im Bunde mit drei anderen Mächten das Deutsche Reich am „Birkenbaume" zertrümmern.

Man hüte sich, die Tragweite dieser dem nüchternen Verstande harmlos und lächerlich erscheinenden Dinge für das leicht erregbare Galliertum zu unterschätzen. Es schwingen hier einige jener Unwägbarkeiten der Geschichte Frankreichs mit, welche die materialistisch geschulte deutsche Diplomatie seit jeher glaubte mit überlegenem Lächeln abtun zu können.

Die Sage von der Schlacht am Birkenbaum (über die Prof. Zurbonsen im Verlag Bachem, Köln, gründlich geschrieben hat) ist auch in Frankreich sehr beachtet worden.

In der neueren Tendenzliteratur sind es bezeichnenderweise französische Offiziere, welche den Stoff in ihrem Sinne aufgegriffen und verwertet haben. Da war es zunächst (anfangs des Jahrhunderts) die Schrift des Generals Langlois: La Belgique et la Hollande devant le Pangermanisme, welche die entscheidende Schlacht auf dem Birkenfelde in Westfalen geschehen läßt, natürlich mit für Frankreich günstigem Ausgange.

Dann kam der Major Driant (Abgeordneter von Nancy), mit seinem blutrünstigen La guerre de demain, zur Zeit des Marokkokonfliktes, und bald darauf die absurde Giftmischerei des Obersten Boucher L'offensive contre l'Allemagne. Beide Schriften befaßten sich mit der Birkenbaum-Sage und ihrer Verwirklichung im Sinne der grande nation. War's gleich Tollheit, — es hatte doch Methode!

So ließ denn der Ruhm solcher Vorgänger einen Vierten nicht schlafen: 1912 erschien, unter charakteristischem Titel: La fin de l'Empire allemande — La bataille du Champ des Bouleaux 191 . . . Par le Commandant de Civrieux, Paris et Limoges chez Henri Charles Lavanzelles.

Der stets für solche Produkte aufnahmebereite Resonanzboden der „Gloire" im französischen Volke verschaffte dem Revanche-Schmarren eine bis dahin nicht bekannte Verbreitung; er wurde sogar ins Deutsche übertragen (bei Stalling, Oldenburg). Nach Anführung der Straßburger Prophezeiung wird der Siegeslauf der Alliierten im Jahre 1913 geschildert. Unwiderstehlich dringen die französischen Armeen in das Herz Deutschlands ein. Attaquer! toujours attaquer! Schlag auf Schlag — Sieg auf Sieg! Die verbündeten Armeen mit. Aber alle überstrahlt natürlich die unvergleichliche Tapferkeit der braven Pioupious Frankreichs. Nach siegreichen Schlachten an der Ourthe und bei Neuchateau operieren die Alliierten über den Rhein, nach Westfalen hinein, wo alle Streitkräfte von beiden Seiten programmäßig zusammengezogen werden zum großen Entscheidungskampfe. Am 18. Oktober (!) 1913 beginnt der dreitägige Kampf.

„Mitten in der westfälischen Ebene erhebt sich ein Höhenzug, der weithin das Flachland beherrscht (der Hellweg). Auf dem Gipfel des mittelsten Hügels liegt, fächerartig ausgebreitet, ein Birkenwäldchen, dessen weiße dünne Stämme weithin sichtbar sind. Von seinem Rande erblickt man das ganze Land, das sich zwischen den Nebenflüssen des Rheins ausdehnt. An dieser Stelle hatte man das Hauptquartier Kaiser Wilhelms aufgeschlagen . . . Drei Fuß tiefe Blutbäche, mörderische Gefechte, der Ansturm von 50 000 Afrikanern bringt die Entscheidung und das Entsetzen der Boches vollenden die ungeheuerlichen ‚Nachtvögel am Horizont', die Massen der französischen Flieger . . ."

Das ganze Gebiet des inneren Westfalens ist überhaupt von einem eigenen poetischen Prophetentum in Sage und Geschichte überwoben. Hier ist der klassische Boden all jener phantastischen Schlachten- und Heereserscheinungen, welche fast alle Jahrzehnte die bodenständige Bevölkerung in Aufregung und Sorge versetzen. Hier befindet sich auch die Heimat jener prophetischen Seher, der „Schichter“ oder „Spökenkieker“, die Jahrhunderte umfassende geschichtliche Ereignisse, Veränderungen der Landschaft usw. sowohl wie wichtige Begebenheiten des menschlichen Schicksals ihrer Umgebung vorauszuschauen vermögen.

Ein wirres Gerank von romantischen Sagen und Mären überwuchert dies seltsame Land, und ihren Mittelpunkt bildet der uralte Sagenkreis von der „Schlacht am Birkenbaum“. Hier, im Herzen der westfälischen Landschaft, in der Gegend von Soest — Werl — Unna (wo auch Immermann seinen „Oberhof“ gelegen sein läßt), zwischen Lippe und Ruhr hat jene Schlachtenprophetie ihren eigentlichen Sitz. Von tausendfältigem Beiwerk umrahmt und in zahllosen Versionen im Volke in Umlauf, enthält die Sage in ihrem Kerne die Verkündigung eines gewaltigen Entscheidungskampfes zwischen den Hauptvölkern der Erde, welcher in unmittelbarer Nähe des „Birkenbaumes“ zum Austrag kommen soll. Wo dieser bedeutungsvolle Baum seinen Stand hat oder ihn in alten Zeiten hatte, oder ob es sich um einen jener zerstreuten Birkenhaine der Hellweglandschaft handelt, ist nicht zu erkennen. Sicher erscheint nur: daß das sagenhafte Gelände in etwa halbstündiger Entfernung von dem uralten Hellwegstädtchen Werl zwischen den Dörfern oder Weilern Bremen, Büderich, Söndern, Budberg, sowie Holtum, Schlückingen und Hemmerde zu suchen wäre. An der alten Landwehr, der Grenze zwischen dem ehemaligen Kurfürstentum Köln und der Grafschaft Mark soll vor Zeiten jener rätselvolle Baum gestanden haben. Nach einem Forscher (Sömer) wäre es ein dickstämmiger wohlbelaubter Baum gewesen, der um 1814 vertrocknete. Anscheinend handelte es sich um den Rest eines Birkenwäldchens, das noch um 1700 dort vorzufinden war, wie sogar die erste bildliche Darstellung des sagenhaften Kampfes bereits 1586 an jener Stelle zeigt.

Die erste gedruckte Darstellung erschien 1701 zu Köln in lateinischer Sprache, die der Verfasser jedoch einem älteren ungenannten Werke entnommen haben will. Sie umreißt die erwarteten Ereignisse in folgendem Text: „— Noch in diesen Tagen wird die traurige unglückliche Zeit hereinbrechen, wie sie der Erlöser vorhergesagt. Die Menschen, sich fürchtend auf Erden, werden vergehen in Erwartung der Dinge, die da kommen. Der Vater wird sein gegen den Sohn, der Bruder gegen den Bruder. Treue und Glauben werden nicht mehr zu finden sein. Nachdem die einzelnen Völker sich lange gegenseitig bekriegt haben, Throne zusammengestürzt sind, Reiche umgestürzt werden, wird der unverletzte Süden gegen den Norden die Waffen ergreifen. Dann wird sich's nicht um Vaterland, Glauben und Sprache handeln, vereinigen werden sie sich, um zu töten und zu kämpfen um die Oberherrschaft über den Erdkreis. Mitten in Deutschland werden sie aufeinandertreffen, Städte und Dörfer zerstören, nachdem die Einwohner gezwungen sind, sich in die Berge und Wälder zu flüchten. In den Gegenden Niederdeutschlands wird dieser schreckliche Kampf entschieden werden. Daselbst werden die Heere Lager schlagen, wie sie der Erdkreis noch nicht gesehen hat.

Am Birkenwäldchen nahe bei Budberg wird dieses furchtbare Treffen beginnen. Wehe! wehe! wehe! Armes Vaterland! Drei ganze Tage werden sie kämpfen; bedeckt mit Wunden, werden sie sich noch gegenseitig zerfleischen und bis an die Knöchel im Blute waten. Die bärtigen Völker des Siebengestirns werden endlich siegen, und ihre Feinde werden fliehen, am Ufer des Flusses sich wiederum setzen und mit äußerster Verzweiflung kämpfen. Dort aber wird jener Macht vernichtet, ihre Kraft gebrochen, so daß kaum einige übrig bleiben, um diese unerhörte Niederlage zu verkünden. Die Bewohner der verbündeten Reiche werden klagen, aber der Herr wird sie trösten, und sie werden sagen: Das hat der Herr getan!“

Anklänge an das Ragnörak der germanischen Göttersage sind unverkennbar eingeflochten. Tausendfältige ähnliche Sonderauffassungen und Deutungen der Sage wie die angeführte sind



im Volksmunde verbreitet. Von Einzelzügen z. B.: Daß die Frauen vor Hoffart nicht wissen, wie sie sich kleiden sollen, u. a. männliche Hüte und Tracht übernehmen. Der voraufgehende Winter soll sich durch ungewöhnliche Milde auszeichnen. Die Soldaten tragen Kirschblüten auf den Helmen. Die Soldatenpferde fressen Hafergarben. Zu einem Teile kommen die Heere vom Rheine, zum anderen durchs Sauerland; sie tragen Hüte, wie die Soldaten, die Christus gekreuzigt haben. Ein Pfarrer wird am Altare erschossen. — Der „Große Fürst" auf weißem Rosse, der von Mittag kommt, wird der Sieger sein. — An einem Bache, der von Abend nach Morgen fließt, wird das Haupttreffen sein. Die Stadt Unna wird ebenso wie Werl in Flammen aufgehen, nicht minder die Ostseite von Dortmund. — Die Flucht der Feinde ist sehr eilig; man kann die Schinken auf die Zäune hängen, die Flüchtigen haben keine Zeit, sie abzunehmen ...

Dann aber wird Friede werden in aller Welt, und ein neuer Kaiser wird kommen und mit ihm ein neues goldenes Zeitalter. Das Deutsche Reich wird einig, groß und mächtig werden und das Herz der Erde, wie es zuvor gewesen ...

Ein absonderliches und fast dämonisches Gepräge nun erhält diese Volkspoetik durch die seltsame Tatsache, daß eben dieses Gebiet von jeher auch den Schauplatz eigenartiger Erscheinungen bildet, welche in geringer Höhe über den Erdboden dahinziehende Heereszüge von Fußvolk wie auch Reiterei und Artillerie in gewissen Zeitabschnitten den erschreckten Hellweganwohnern in täuschenden Luftgebilden vor Augen führten. Besonders beunruhigend wirkten die in ihrer Klarheit und Mächtigkeit ungewöhnlich auffälligen Schlachtenphänomene, welche anfangs des Jahres 1895 von Hunderten von Leuten des Hellwegs bei Werl-Unna einwandfrei beobachtet wurden. Lange Züge marschierender Truppen zu Fuße wie auch zu Pferde zogen im hellen Lichte beginnenden Sonnenunterganges mit fast plastischer Körperlichkeit weithin über den Hellweg. Aus den weit hinaus unabsehbaren Massen und Kavalkaden hoben sich vielfach einzelne Führerpersönlichkeiten deutlich heraus. Wie ein wallender Geisterzug waren die spukhaft dahinziehenden Scharen bis zum Einbruch der Dunkelheit nahezu eine Stunde zu beobachten, und erst die volle Nacht machte der märchenhaften Erscheinung ein Ende.

Man versuchte damals (wie ich mich noch aus jener Zeit entsinne), die Rätsel des eigenartigen Phänomens durch die Annahme einer Fata Morgana-artigen Luftspiegelung zu erklären, der zufolge marschierende Kolonnen von (in Manövern begriffenem) holländischem Militär durch Spiegelung von Luftschichtungen ihre Bewegungen manifestieren sollten. Auf manch anderem Wege versuchte es damals das Gelehrtentum, den Erscheinungen mit Mischtiegel und Seziermesser beizukommen, ohne daß man sich bis heute hätte über ihre Ursachen einig werden können.

Ebenso wurde im März des Jahres 1875 in Oberbergheim am Haarstrang eine ähnliche Erscheinung wahrgenommen, die durch amtliche Protokolle in Umrissen festgehalten worden ist. An einem kalten Märztage tauchten bei klarem Wetter plötzlich Linien von Fußsoldaten auf, welche sich formierten und taktische Bewegungen vornahmen. Vor der Front hoben sich drei Gestalten wie Befehlshaber ab. Über den blitzenden Bajonetten der Massen flatterten vier Fahnen. Die Erscheinung hatte ungefähr zwanzig Minuten Dauer.

Einige Wochen zuvor, am 27. Januar 1875, wurden bei Höndhausen und Umgebung große Truppenmassen, Fußvolk und Reiterei wie auch Artillerie und Wagenpark, beobachtet, wie sie am Haarstrang und durchs Dorf Ostereiden dahinzogen; Ulanen umzingelten das Dorf Westereiden.

(Selbst bis zum Niederrhein sind solche Erscheinungen gesehen worden; wie am 31. März 1861 kämpfende Truppen im Dampf von Geschützen auf den Höhen.)

Das bemerkenswerteste Phänomen der Zeit aber fiel in das Jahr 1854 und machte weit über die Grenzen Deutschlands Aufsehen, als das „Gesicht auf der Schlückinger Höhe". Am Spätnachmittage des 22. Januar, eines Sonntags, erschien an der Landstraße des Hellweges von Werl nach Unna bei Büderich ein Schlachtengesicht in ungewöhnlich deutlicher Gestalt, das von den anliegenden zerstreut wohnenden Landleuten mit großer Bestimmtheit wahrgenommen

wurde. Der Bericht der Kreuz-Zeitung (nach der Kölnischen Zeitung) vom 11. Februar des gleichen Jahres faßt die Hauptsache des Naturereignisses wie folgt zusammen:

„Am 22. Januar wurde bei Büderich, einem Dorfe an der Landstraße zwischen Unna und Werl, Reg.-Bezirk Arnsberg, ein imposantes Phänomen beobachtet und mit der Sage von einer bevorstehenden Völkerschlacht am Birkenbaum in Verbindung gebracht. Tatsächlich ist durch die Vernehmung einer großen Anzahl von Augenzeugen festgestellt, daß sich am 22. Januar um die Zeit, wo sich die Sonne zum Untergange neigte, von der Höhe Schlückingens — einem einzeln stehenden Hause — ein ungeheurer Heereszug nach dem Schafhauser Holze fortbewegte. Bückte man sich zur Erde, so konnte man unter dem Bauche der Pferde hinweg bis zum fernen Horizonte hinsehen, die Bewegungen der Pferde deutlich wahrnehmen. Auch Infanterie konnte man in großer Menge und das Blitzen der Musketen deutlich sehen. Ihr folgte ein unabsehbarer Wagenzug, dem die Kavallerie sich anschloß, die nach dem Dorfe Hemmerde zu abschwenkte Die Uniform der Kavallerie war weiß. Als das Fußvolk sich im Schafhauser Holze und die Kavallerie sich vor demselben befand, verschwanden die Bäume in einem dichten Rauch. Mit dem Untergange der Sonne verschwand das höchst interessante Schauspiel."

Das seltsame Ereignis gelangte durch diese Pressenotiz an den preußischen Hof, und König Friedrich Wilhelm IV. bat den großen Magus des Nordens Alexander von Humboldt um Erklärung der Begebenheit. Der Fünfundachtzigjährige setzte sich derenthalben mit dem Astronomen Ed. Heis in Münster in Verbindung, und dieser Professor ermittelte (am 19. Februar) die meisten der Zeugen des sonderbaren Vorganges, welche amtlich als durchaus nüchtern und zuverlässig bekannt waren. Besonders genannt werden ein alter Rheinbundsoldat Sina, welcher auf seiten des Korsen fast alle großen Schlacht-Entscheidungen in Spanien, Rußland und Deutschland mitgefochten hatte und dem daher Schlachtenbilder wohlvertraut waren, und neben diesem ein Lehrer Schlichting, ebenfalls gewesener Soldat. Das Phänomen zeigte nach Angabe beider Zeugen eine Bewegung von Südsüdost nach Nordnordwest auf die Stelle des „berüchtigten Birkenbaumes" — wie Heis ihn apostrophiert — hin und hielt sich unmittelbar über dem Boden des sanften Hügelgeländes. Der Lehrer erkannte Köpfe und Beine der Pferde, wobei er schnaubendes Schütteln und heftige Trabbewegung wahrnahm. Ebenso wurden allgemein die Tornister und Schultern der Fußtruppen beobachtet. Nur ihre Köpfe und Beine traten nicht deutlicher hervor. Ein Haus schien auf einer Stelle des Feldes, wo keinerlei Gebäude vorhanden war, drei Minuten lang zu brennen. Aus einer Entfernung von etwa zwei Kilometern zog die Erscheinung bis auf etwa zweihundert Meter Annäherung an den Zuschauern vorbei, um bei Büderich über die Chaussee (den Hellweg) hinüberzufluten.

Der aller Romantik abholde Professor entkleidete in seiner Abhandlung an Humboldt das Phänomen alles geheimnisvollen Reizes, jeglicher symbolischen Deutung und erklärte das Ganze mit dem Instrumentarium der Aufklärung nüchtern als Nebelbildung; was ihm bei der Bevölkerung des Hellweges als „Leigen- (Lügen-) Professor" ein böses Andenken eintrug.

Ein Jahrfünft vordem (1849) war bei Tudorf nächst Paderborn sonderbarerweise eine Straße vom Himmel zur Erde nieder beobachtet worden, auf welcher (wie nach mündlichen Berichten von einem Schriftsteller Kuhn angeführt wurde) lange Kolonnen von berittenen Soldaten, zunächst blauen, später rot uniformierten, welche auf Erden angekommen, ihre Rosse an einem Eichenbusch angebunden, der früher dort gestanden. Nachdem alle dies getan, verschwand die Erscheinung so schnell wie gekommen.

Eine etwas anders geartete Begebenheit versetzte in den vierziger Jahren die Bewohner des Haarstranges bei Brüllinghausen in Aufregung. Kurz vor Weihnachten wurden an einem kalten Tage und bei hohem Schnee plötzlich Gewehr- und Kanonenschüsse wahrgenommen. Es hatte den Anschein, als wenn das Dorf besetzt war und von einem Gegner in hitzigem Gefechte angegriffen würde. Das Einschlagen der Kugeln, das Herabfallen von Zweigen und Dachziegeln waren deutlich erkennbar. Alles eilte ins Dorf zurück. Ein Bauer vernimmt den Hufschlag von

Reiterei, er läuft hinaus und hört noch das Einreiten in seinen Hof, worauf um das Gehöft herum ein heftiges Knattern wie von zahlreichen Gewehren anhebt, das eine halbe Stunde andauerte. Auch von ferne vernahm man rollendes Knattern wie von erbittertem Gefechte. Scheinbar bewegten die Kämpfe sich auf die Haar zu. Alsdann hörte man auf der sogenannten Landwehr von Norden nach Süden ein langandauerndes Rasseln und Rollen wie von Artillerie auf dem Marsche, das sich allmählich in der Ferne verlor.

Solche Vorkommnisse mußten natürlich immer wieder dazu beitragen, die uralten Sagenstoffe im Volke zu bereichern und zu vertiefen.

Schriftliche Aufzeichnungen darüber sind uns auch aus früheren Jahrhunderten erhalten. Es führt u. A. Horst in seiner „Zauber-Bibliothek“ aus Niedersachen vom 17. und 16. Jahrhundert aus „unverwerflichen Akten“ solcher Kriegsgesichte eine Anzahl an. „Die Geister verließen wohl“, meint er, „auf längere oder kürzere Zeit ihre Luftreviere und die höheren Räume und gaben auf dem festen Boden der Erde das Schauspiel blutiger Schlachten . . .“

Der Chronist von Lünen berichtet vom Jahre 1545: „Item im Anfank düsses Jhars ist ein wunderlich Gesicht gesehen und gehört up der Ütger Heyden bei Unna von Rütern und Landzknechten mit Trummen, Besunen (Posaunen), Weltgeschrey, stecken und wrecken, krysсhen, roopen, weinden, schregen (schreien), der Bussen (Büchsen), geluit klein und groot, Veltordnung, Panniere und alle dat thom kryge gehört, so dat dorch alle Lande roochbar is, und sunderlings up Nie Jhars avent, by schonen, lechten dage; fort (ferner) is geseyen, wie dat Unna in einem lechten vüre standt und brennthe, awerst unverbranndt. . .“

Das früheste handschriftliche Zeugnis über solcherart Schlachterscheinungen am Birkenbaume ist uns von dem Geschichtschreiber Eberhard Windecke des Kaisers Sigismund aus dem Jahre 1431 überliefert worden. Obgleich eine genauere Ortsbestimmung nicht vorhanden ist, so läßt sich doch aus dem Zusammenhange erkennen, daß der Pfälzer Chronist die Birkenbaumgegend gemeint hat: „In derselben Zit (1431) da sah man fürwahre zu westvoln in den lüften riten ganz geharniste Lüt mit ihrem grossen gezeuge (Ausrüstung) und hatten sich geneiget gegen den hussen (Häusern) und die Lut duht (dachten), sie ritten der Berg abe (herab), und daz werte woll zwen tag und zwo Nacht und was zu sant Johanns tag und mitsumber.“ — Die wenigen auf uns gekommenen Aufzeichnungen über diese seltsamen Erscheinungen auf der Roten Erde sind sicherlich nur ein schwacher Niederschlag von Tausenden solcher und ähnlicher Phänomena, die zweifellos bis in die graue Vorzeit der Siedlung auf diesem urgermanischen Boden zurückreichen.

Eine ganz eigenartige Note erhalten diese Phänomena dadurch, daß ein großer Teil der Hellwegleute (wie auch des westfälischen Landvolkes überhaupt) durch eine uralte Begabung ausgezeichnet ist, Ereignisse der näheren und ferneren Zukunft vorausschauen, „schichtern“ oder „wicken“, zu können.

Ganz besonders häufig aber haben die großen Katastrophen der Politik den seherischen Geist dieser meist dem stillen ländlichen Leben entstammenden „Schichter“ oder „Spökenkieker“ (Spukseher) zu bedeutungsvollen Gesichten von Schlachten wie der hier so tief eingewurzelten Birkenbaumschlacht angeregt. Annette von Droste-Hülshoff hat in einem knappen Versbilde die Art dieser Schichter gekennzeichnet:

„Kennst du die Blassen im Heideland,
Mit blonden flächsernen Haaren,
Mit Augen, wie an Weihers Rand
Die Blitze der Wellen fahren? —
O sprich ein Gebet, inbrünstig echt,
Für die Seher der Nacht, das gequälte Geschlecht!“

Seit Immermann in seinem „Oberhof“, den er am Fuße des Haarstranges gelegen sein läßt, seinen Hofschulzen die Franzosen bereits auf dem Rückzuge über den Hellweg begriffen sehen

läßt, indes Bonaparte eben seinen Einzug in Moskau hält, hat die neuere Literatur sich mehrfach mit dem beziehungsreichen Stoffe befaßt. Aus den letzten Jahren ist z. B. Speckmanns Roman „Spökenkieker" bemerkenswert. Auch die wissenschaftliche Welt hat ja seit du Prel und Flammarion sich vielfach mit den Problemen des räumlichen und zeitlichen Fernsehens auseinanderzusetzen versucht; bisher allerdings ohne greifbare Ergebnisse.

Ein stark ausgeprägtes Innenleben, dem Geheimnisvollen zugewandtes Gemüt zeichnet diese weltabgewandten und schwerblütigen Landleute, Schäfer und Waldleute aus und macht ihren Geist häufig empfänglich für Ereignisse, welche in oft örtlich großer Entfernung oder auch in mehr oder weniger ferner Zukunft sich ereignen; und nicht selten werden dieselben Gesichte von zwei verschiedenen „Spökenkiekern" weit entfernt voneinander gleichzeitig wahrgenommen.

Plutarch berichtet bereits von den Bewohnern der Hebriden Dinge solcher Art, wie: daß sie durch Visionen erschreckt würden. Ähnliches ist aus Schweden, Dänemark und Schottland bekannt. Prof. Zurbonsens Schrift „Das zweite Gesicht" (Köln-Bachem) gibt eine ausführliche Darstellung des gesamten Stoffgebietes.

Über das gesamte Gebiet der Roten Erde hat der seherische Geist der Schichter die Kämpfe der kommenden großen Schlacht hintoben lassen. Paderborn, Ahaus, das Münsterland, Steele an der Ruhr, das Rheinufer, das Sauerland, sie alle werden Zeugen werden der großen kriegerischen Entscheidungen. Alle diese Einzelgesichte aber finden ihren natürlichen Schwerpunkt in der Birkenbaumschlacht, welche noch heute lebendig die Gesichte der Schichter und Wicker der Hellweglandschaft durchwebt. (Die Prophezeiung des Riesenweibes, das dem Drusus auf seinem Zuge durch Germanien entgegentrat, ist vermutlich auch hierher zu rechnen.)

Der Begabtesten einer unter diesen Spökenkiekern war sicherlich der „Alte Jaspar", ein Kleinbauer oder Köttner aus Deininghausen bei Mengede, welcher (1756 geboren) anfangs 1813 die Flucht der Franzosen aus Deutschland, den späteren Verlauf der Eisenbahn dort, die Bestimmung der Hohenzollern zur Kaiserkrone u. a. voraussagte. Seine Verkündigung der Hellwegschlacht deckt sich im allgemeinen mit der Schlacht der Sage, wie sie bereits geschildert wurde, unterschieden nur durch die Kampfstellung von Ost- und Westmächten zueinander. Von den Russen sollen nur wenige die Heimat erreichen. Ein anderer bekannt gewordener Seher, Schlinkert aus Stockum im Möhnetale, ließ ebenso in seiner Vision der Birkenbaumschlacht den Gegensatz West—Ost zum Austrag kommen und spricht von einem gewaltigen mehrtägigen Kampfe, teils am Birkenbaum, teils am „Lusebrinke" bei Paderborn — dem zweiten sagenumwobenen Orte Westfalens —, wo die Entscheidung der großen Dinge zum Abschluß gelangen soll. Die Ortschaften des Hellweges würden gänzlich zerstört werden, und in Soest soll ein Strom von Blut sich durch die brennenden Straßen ergießen. Nach dem Siege aber wird ein langer Frieden Deutschland beglücken, obgleich der Männer sehr wenige sind, so daß die Weiber jahrelang am Pfluge gehen müssen...

Unter den vielen Hunderten von Schichtern seiner Zeit ragt noch besonders der „Junge von Elsen" hervor, ein Bauer aus dem Dorfe Elsen bei Paderborn, der in seinem Schlachtengesichte ebenso die Kämpfe über den ganzen Hellweg bis Paderborn hintoben läßt. Ein Heer mit doppelten Zeichen wird von ihm angekündigt, das seine Gewehre zu Haufen gestellt hat, Krieger mit langen Stangen und Fähnlein daran beim Kloster Abdinghof; ebenso ist von grauen Röcken mit hellblauen Aufschlägen die Rede, aber auch von Franzosen mit blanker Brust, die ihre Pferde an die Bäume des Domhofes binden. Nach der überaus blutigen Schlacht, in welcher die Almebrücke eine Rolle spielt, soll der siegreiche „Weiße Fürst", der in fast allen Birkenbaum-Prophetien vorkommt, begleitet von vielem Volk mit Zweigen an den Hüten im Schlosse zu Neuhaus seine Wohnung nehmen. Ein Frieden voll allgemeinen Glückes wird die Welt erquicken...

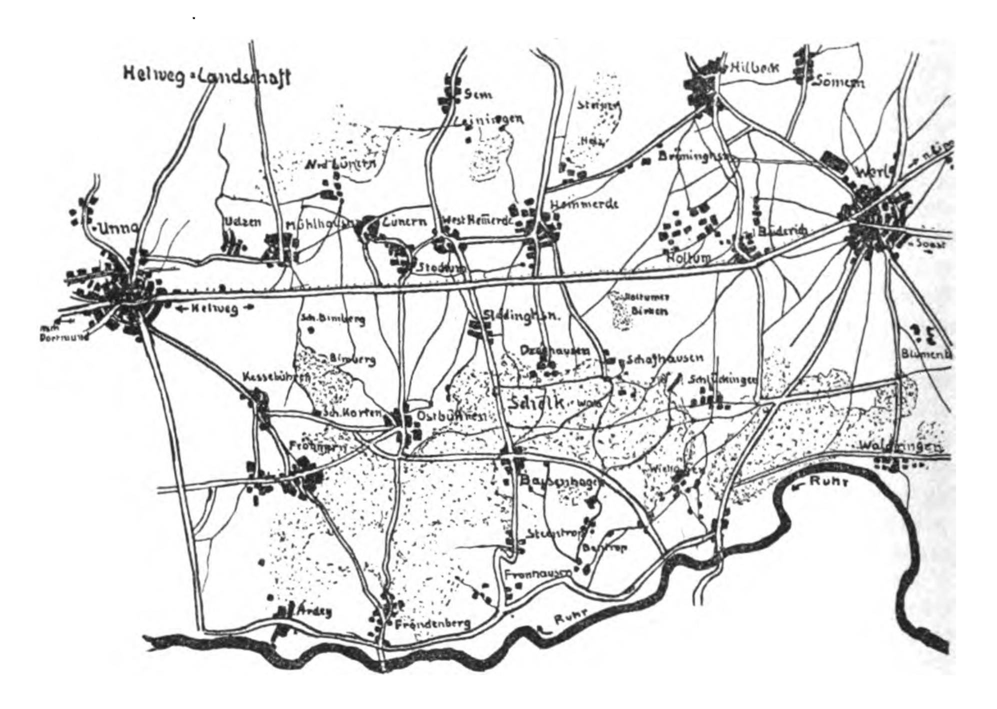
Aus der großen Zahl der Schichter sind hier nur einige der Bemerkenswertesten angeführt worden, und neben den genannten sind noch zahllose ähnliche und anklingende Berichte von

Schlachtgesichten auf dem Boden der Roten Erde in Umlauf. Fast alle aber gruppieren sich mehr oder weniger um den geheimnisvollen Baum am Hellwege.

Hier — einen Tagemarsch von Haltern — bei Aliso suchte ja die Geschichtsforschung schon den Schauplatz der Hermannsschlacht.

Wenn man von den politischen Synthesen und Spekulationen der Spökenkieker absieht, so verbleibt als Kern immer wieder die Erwartung einer gewaltigen Völkerschlacht von der Bedeutung einer großen Zeitwende, mit welcher die Gedankenwelt der Hellwegleute innig verwachsen ist.

Wie tief der Glaube an die Birkenbaumschlacht im Gemüte des Landvolkes verankert ist, läßt sich daraus ermessen: daß jedesmal, wenn der Frühling sich ungewöhnlich früh einstellt, die



Hellwegbevölkerung in lebhafte Unruhe versetzt wird in Erwartung der Schlacht. Bis vor wenigen Jahren wurde noch in einigen Schulen gebetet, daß doch nicht der „frühe schreckliche Mai komme".

Nicht allein das unmittelbare Gebiet des Birkenbaumes bildet den Kampfschauplatz der Großen Schlacht, die ganze Landschaft beiderseits der uralten Heerstraße des Hellwegs zieht die Phantasie und das prophetische Schicht-Vermögen des Volkes in den Bereich des gewaltigen Ereignisses. Bei Riesenbeck, bei Rietberg, bei Ahaus, an der Ruhr, auf der Strönheide werden furchtbare Kämpfe vorgehen; auf der Marler Heide werden die Weißen die Blauen in die Lippe treiben. Bei Wülten und Schöppingen, am „Krausen Bäumchen" um Ahaus soll es heiß hergehen. Auch das „Krause Bäumchen" zwischen Essen und Steele a. d. R. sowie der Birkenbaum von Grafenbroich bilden Brennpunkte des großen Kampfes und waren Schauplätze kriegerischer Gesichte und Erscheinungen. Die fliehenden Feinde sollen im Rhein ertränkt und erschlagen werden. .

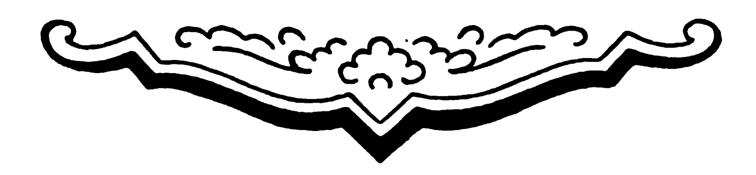
Daß unsere gallischen Nachbarn sich den phantastischen Stoff nicht entgehen ließen, kann nicht verwunderlich erscheinen. Hat doch sogar der große Magier und Astronom der Provence, Michel de Notre Dame — (als Nostradamus bekannt), — schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts sich in

seinen Weissagungen mit der Birkenbaumschlacht befaßt. Auch im Siebenjährigen Kriege haben die Franzosen ihre Siegeshoffnungen verschiedentlich mit der Erwartung eines Entscheidungskampfes am Birkenbaum verknüpft. Im Jahre 1809 ließ die Erhebung der Österreicher gegen den Korsen die Prophetie neu aufleben und schon mit ihrem Raunen im Volke die Rheinbundvasallen zu Kassel erschreckt Maßnahmen ergreifen. Selbst den Russen war die Sage bekannt; 1813 hielten russische Truppenführer Nachfrage nach dem Schauplatze des Kampfes. Aus Le Mans wurde 1867 die Überlieferung der Sage berichtet, und als es 1870 zu dem Waffengange mit Frankreich kam, nahmen die führenden Boulevard-Blätter den Stoff mit fieberhafter Inbrunst auf und malten in phantastischen Farben den Siegestraum der Franzosen am Birkenbaum aus. Noch im Jahre 1893 ließ die Revanche-Idee den „Figaro" sich in Spekulationen auf die kommende Hellwegschlacht ergehen, bei der Karl der Große — nach französischem Urteil ein reinblütiger Gallier! — die verhaßten Preußen in blutiger Schlacht besiegen und ihnen das „annektierte" linke Rheinufer entreißen würde. Sogar in Nordamerika wurde die Prophezeiung 1895 bekannt. Zu Beginn des großen Weltringens warf sich die Siegespsychose der alliierten Presse mit Emphase auf die Birkenbaumprophetie; ihre Produkte verdienten jetzt — angesichts des Ruhr-Überfalles —, gesammelt und auf die der Ruhraktion zugrundeliegenden Motive geprüft zu werden. Denn es war gewißlich kein harmloser Zufall, daß bereits 1913 französische „Touristen" das Gelände am Birkenbaum mehrfach in Augenschein nahmen; was es mit jenen Touristen für eine Bewandtnis hatte, dafür erbringt der gallische Militarismus gegenwärtig einwandfreies Material.

Die Besetzungsweise der an die östliche Front des Industrie-Reviers vorgeschobenen Truppengattungen läßt mit Sicherheit bemerken, daß die französischen Militärs dem Birkenbaumgelände die Bedeutung der der Ruhrfestung vorgelagerten Glacis zuerkennen — für die erwartete große Auseinandersetzung.

Die Beherrschung des sagenhaften Geländes ist im Laufe von Jahrhunderten für Frankreich allmählich zum Symbol und gleichbedeutend — als Schlachtfeld der Zukunft schlechthin — mit dem Besitze der Weltherrschaft geworden; und es entspringt daraus die in Anbetracht der heute vorherrschend gewordenen materialistischen Geschichtsauffassung doppelt bemerkenswerte Tatsache, daß eine mythenhafte Prophetie für ein großes Volk zur Triebfeder großer weltpolitischer Handlungen geworden ist.

E. Klein-Wintermann





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Goethe-Gesellschaft und Akademie-Gedanke

(Vgl. dazu Septemberheft 1923: „Stimmen zum Ausbau der Goethe-Gesellschaft" und Juliheft 1923: „Goethe-Gesellschaft und Deutsche Akademie")

Daß man inmitten dieser erschütternd zerrissenen deutschen Menschheit ein unerschütterliches Reich des Geistes und der schenkenden Güte, eine wahrhaft wertbeständige Lebensgemeinschaft der Weisheit und der Liebe im Zeichen Goethes zum Bewußtsein bringen möchte: — ist der Gedanke vermessen oder unreif? Wenn wir in drohendem Chaos oder in wirtschaftlicher Dumpfheit auf eine höhere Lebensform aufmerksam zu machen bemüht sind: — erfüllen wir nicht eine Sehnsucht der besten Deutschen? „Wir brauchen Männer," schreibt einmal Eduard Spranger in seinem vorzüglichen „Wilhelm von Humboldt und die Humanitätsidee" (Berlin 1909), „die im Handeln und Denken eine Synthese zwischen all den auseinanderstrebenden und widersprechenden Realitäten zu vollziehen wissen, die unser Geist in sich vereinen soll. Bloße Denkkraft als logische Schärfe nützt hier nichts: es handelt sich hier um die Entstehung einer neuen Lebensform" ... Und wir fahren fort: den allerwenigsten Dichtern und Schaffenden der Gegenwart ist in ihrer subjektiven Vereinzelung das große Gesamtgefühl eine beherrschende Kraft, jenes Gesamtgefühl, das in Blütezeiten von selbst in den Wirkenden lebendig war, obenan in den großen Griechen, aber auch in unserem klassischen Idealismus, das wir aber als Gegenwirkung bewußt herausarbeiten müssen in Zeiten des Verfalls. Wir haben in Deutschland von Waterloo bis Wörth zwar um die politische Reichsidee gerungen; wir haben aber nicht um ein uns allen gemeinsames Seelenreich zu ringen getrachtet. Diese Vernachlässigung ward uns zum Verhängnis.

Fichte besaß diesen Instinkt für ein seelisches Deutschtum, Arndt desgleichen, nicht minder die Wartburg-Burschenschaft und die besten Romantiker. Sie kamen aus dem beseelten Humanitätszeitalter eines Herder und Humboldt, Schiller und Goethe und suchten auch die Probleme der Gegenwart zu durchgluten mit Seele. Noch im Schaffen der Brüder Grimm spüren wir jenes Gesamtgefühl. Dann aber, in den Jahrzehnten des naturwissenschaftlichen Materialismus und des kritisch-wissenschaftlichen Spezialismus, ging diese Synthese, dieses Gefühl für „Universalität und Totalität", für die Lebenseinheit der Nation verloren. Lebendig blieb, wie gesagt, zwar das Verlangen nach politischer Reichseinheit, das sich 1870 in kurzem Kriege stürmisch entlud. Es folgten aber jene Jahre, deren wir uns ungern entsinnen. Ein Lagarde, in dem etwas von Fichtes programmatischer Forderung lebendig pulsierte, redete eigenbrödlerisch in den Wind; und umsonst rief noch 1913 Rud. Eucken „zur Sammlung der Geister" auf. Richard Wagner, als er Bayreuth schuf und Kaiser und Fürsten dazu einlud, war vom großnationalen Einigungsgedanken festlich erfüllt. Heinrich von Stein und Friedrich Nietzsche rangen um dies Kernproblem: sich selber zur höheren Lebenseinheit emporzuformen, gleich-

zeitig aber auch eine Lebensgemeinschaft veredelnd mit emporzutragen. In diesem Gedankenkreise schrieb (1875) Malwida von Meysenbug das Wort, Bismarck habe das Reich gegründet, man müsse nun abwarten, ob die Deutschen das Reich zu beseelen wissen.

Wo unter unseren schaffenden Zeitgenossen ist dieses Verantwortungsgefühl für das Ganze zu beherrschendem Bewußtsein gekommen? Wir müssen feststellen: die Reichsgemeinschaft ist nicht beseelt worden. Hier liegt ein Problem ersten Ranges. Ich gestehe offen: es ist mir nicht um äußerliche Einzelreformen zu tun, sondern vielmehr um das Sichtbarmachen dieses Lebensproblems höherer Ordnung. Wenn eine Nation wahrhaft Nation, d. h. Volksgemeinschaft, sein will, muß ihr dieses geistige und seelische Einheitsgefühl und Verantwortungsgefühl für das Gedeihen des Ganzen auch in ihren Schaffenden zum Bewußtsein kommen und vorgestaltet werden.

Es ist also das Problem einer edlen Lebensgemeinschaft, um das es sich hier handelt. Es könnte zunächst im sogenannten „geschäftlichen Teil" der Tagung, der bisher an Nüchternheit nicht zu überbieten war, durch einige Fachmänner besprochen werden, damit einmal die Festgemeinde der Goethe-Gesellschaft, also eine unserer ehrwürdigsten Gemeinschaften, zum Durchdenken angeregt, ja gezwungen werde. Es kostet so gut wie nichts, wenn wir einige Kulturträger bitten, an dieser Besprechung im Zeichen vornehmer weimarischer Geistesgemeinschaft teilzunehmen und etwa nach einem kurzen Referat aus Vorstandskreisen ihre Gedanken und Erfahrungen mitzuteilen.

Unter den uns vorliegenden neuen Zuschriften wählen wir diesmal drei heraus: Gleichen Rußwurm (München), Prof. Dr Friedrich von der Leyen (Köln) und Dr Konrad Dürre (früher Wiesbaden, jetzt Berlin). Aus einem Briefe von Prof. Dr Vaihinger (Halle), dem bekannten Philosophen des „Als ob", dürfte noch folgende Stelle interessieren:

„... Ihre Absicht fasse ich vielleicht dahin richtig zusammen, daß Sie die Goethe-Gesellschaft aus einer bloß reproduktiven Vereinigung zu einer produktiven Gemeinschaft machen wollen und zu diesem Zweck die literarisch produktiven Geister jährlich in Weimar versammeln möchten, in Verbindung mit der Jahresversammlung der Goethe-Gesellschaft"... Auch Professor Vaihinger rückt dann mit zeitgemäßen Bedenken an: „Äußere Schwierigkeiten, hohe Fahrkosten, politische Zerklüftung der geistigen Arbeiter, die von der äußersten Linken bis zur äußersten Rechten sich verteilen und sich daher nicht miteinander vertragen können" — und dergleichen mehr. Aber der greise Philosoph möge verzeihen: diese Schwierigkeiten sind mir genau bewußt, sie türmen sich ja berghoch um uns her, und dennoch kann ich sie nicht ernst nehmen, sobald in einigen Herzen jene schöne und große Idee lebendig ist, auf die hier alles ankommt.

Mögen nun andere sprechen! F. L.

* * *

Alexander v. Gleichen-Rußwurm,

Ehrenmitglied der Goethe-Gesellschaft:

Zu einer Zeit, in der sich die politische Einheit als bedroht und näher betrachtet als verloren die Stellung des Deutschtums nach außen als schwer erschüttert erweist, ist es das Gebot der Stunde, die Reichseinheit als Kulturbegriff festzulegen und ihr als Hüterin einen gewissen klassischen Zusammenschluß zu geben. Männer gilt es zu Pflegern und Hütern der Sprache zu bestellen, zu Treuhändern eines geistigen Besitzes, dessen Reichtum von Tag zu Tag an Kraft und Bedeutung gewinnt, wenn er, fruchtbar gemacht, in immer mehr Kanälen durch die Landschaft des Geistes und der Seele rinnt.

Sollen sich diese Männer zu einer Deutschen Akademie vereinen und von solcher Stelle aus gemeinsam wirken? Diese Frage beantworte ich gern mit einem aufrichtigen Ja. Manchem



klingt der Name wie eine Nachahmung der Académie française. Ich finde mit Unrecht, denn wir gehen weiter zurück, um ein Vorbild zu sehen, bis zur Akademie von Athen, die den griechischen Geist durch Jahrhunderte zur Einheit schmolz und dessen Weltmacht vorbereitete. Bei der Gründung dürfen wir nicht nach dem Urteil Außenstehender schielen, auch nicht gekränkt sein, wenn weiblicher oder männlicher Eigenkultus erlesene Persönlichkeiten angreift, wir können getrost nach allen politischen Parteien Ausschau halten, sobald es sich um wirklich führende Geister handelt; aber von Anfang an muß jedes Pedantentum ausgeschaltet sein, alles, was an die Tabulatur der Meistersinger, an Gottscheds Theorienkultus und an ausgesprochenes Geheimrätetum der neuesten Zeit (und leider auch der Gegenwart) erinnert. Ich spreche hier vom Wesen der Deutschen Akademie und nicht von ihrem Namen; sollte jemand einen geeigneteren finden, der ungesucht klingt und sich leicht einprägt, desto besser.

Die Sache selbst umfaßt eine Reihe praktischer und idealer Aufgaben. Zunächst wende ich mich den ersteren zu und gebe meinem Freunde Keyserling recht, wenn er sagt, ein Ziel lasse sich immer nur mit vorhandenen Mitteln erreichen. Deshalb halte ich es für angebracht, an das Goethe-Schiller-Archiv, die Goethe-Gesellschaft, die Schillerstiftung und „realiter" an Weimars klassischen Boden die Deutsche Akademie anzugliedern. Nur aus einem derartigen Ganzen heraus kann sie sich organisch entwickeln.

Hüterin unseres heiligsten Besitzes, der Sprache, bedarf sie der Tradition, und Tradition wird ihr nur durch solchen Zusammenhang einwandfrei, ungesucht und zwanglos geboten.

Ich gehe noch weiter und sehe in einer freundschaftlichen oder engeren Verbindung mit dem Richard Wagner-Verein in Bayreuth, dem Schwäbischen Schillerverein in Marbach, mit der Kant-Gesellschaft Ansätze zu einer lebendigen Auswirkung, die Nutzbringendes und Großes hervorbringen kann.

In solchem erweiterten Rahmen ließe sich Grimms Wörterbuch vollenden, eine Nationalliteratur, fortgesetzt bis in die Gegenwart, schaffen und ähnliches mehr. Eine Festwoche könnte die Deutsche Akademie mit der Öffentlichkeit in heiter-freundliche Verbindung bringen.

Wenn er weder in Klassizität erstarrt, noch in Snobismus ausartet oder zum Kränzchen zusammenschrumpft, kann dem Plan eine wichtige Zukunft zuteil werden. Das Deutschtum als Kultureinheit zu betrachten und zu wahren im besten Sinne des Wortes liegt denen ob, die Mitglieder der Akademie zu werden berufen sind. Wenn je, so gilt hier Goethes Spruch: „Politisch Lied — ein garstig Lied", denn die praktische Aufgabe der Vereinigung geht dahin, über die Politik hinauszuführen in das Gebiet geistiger, von der Phrase und dem Haß getrennter Gemeinsamkeit. Sie tritt wirksam in Erscheinung, wenn sich andere Zusammenhänge als unwirksam erweisen.

Leichter ist es, von der idealen Aufgabe zu sprechen, die ja schon in der praktischen begründet liegt. In einem Aufsatz „Die deutsche Einheit als Kulturbegriff" (Aufstieg; Nürnberg 1921) habe ich geschrieben: „Vielleicht läßt sich die politische Reichseinheit, die nach dem Wort ihres Gründers aus Blut und Eisen gekittet war, gar nicht als Kulturbegriff fassen, und es wäre damit ein vollkommen Neues zu schaffen. Gewiß waren hervorragende Männer tätig und lösten als Erfinder, Forscher, Künstler und Dichter gewaltige Eindrücke aus, die fortwirkten in die Zeit und über die Grenzen. Aber es war keine Einheit darin, es fehlte der Mittelpunkt, um den sich alles hätte sammeln können. Ein solcher Mittelpunkt braucht kein Hof, keine Hauptstadt, keine zentrale Gewalt zu sein; er muß nur in einem tragfähigen Gedanken bestehen, der hinausstrahlt, wärmt und befruchtend wirkt. Mit solchem Gedanken entsteht, steht und fällt das innerliche Wesen einer deutschen Einheit, die Grundlage des Kulturbegriffs." Ist die Akademie durch die Auswahl der Berufenen imstande, diesem Gedanken Erscheinungsform zu geben, so wird sie das Deutschtum, das im Materialismus unterzugehen drohte, dadurch retten, daß sie es beseelt.

* * *

Prof. Dr. Friedrich von der Leyen:

Als ich seinerzeit in der „Deutschen Rundschau“ (Februar 1917) meine Vorschläge veröffentlichte, deren Ziel war, die Goethe-Gesellschaft zu einer treibenden und reinigenden Kraft in Deutschlands geistigem Leben zu machen, war mir klar, daß der Weg sehr lang und sehr mühsam sein würde: um so mehr freue ich mich, weil man sich trotz allem auf diesen Weg begeben hat. Wie vielfältig wurden meine Vorschläge schon ergänzt!

Freilich sollte die Pfingstversammlung der Gesellschaft eine wuchtigere und eindrucksvollere geistige Kundgebung sein. Schöne Möglichkeiten dazu haben in ihren Zuschriften Graf Keyserling und Friedrich Düssel gezeigt. Mit beiden Herren glaube ich, man soll langsam und vorsichtig vorgehen und den Widerhall etwaiger Neuerungen abwarten; ist er zustimmend und begeistert, so wird sich das Neue und Gute rascher durchsetzen. Große Umgestaltungen verbietet auch die Not der Zeit.

Die Vorwürfe, daß am Vortragspult der Gesellschaft zu selten die geistigen Führer Deutschlands erscheinen, und daß die künstlerische Veranstaltung des Abends zu konventionell sei, sind nicht unberechtigt. Wie leicht hervorragende Redner sich gewinnen lassen, haben die Ortsgruppen gezeigt; es kann also nicht schwer sein, Männer, deren Namen im geistigen Deutschland einen guten Klang haben, nach Weimar zu locken; wenn der Vorstand der Goethe-Gesellschaft solche von mir hören will, so werde ich sie ihm gern verraten.

Dann erlaube ich mir die folgende Anregung: Weimar liegt in der Nähe dreier Universitäten: Jena, Halle, Leipzig. Warum erwärmt man nicht deren Studenten für die Goethe-Tagung und feiert sie mit ihnen? Etwa so, daß künftig ein Tag dem Alter, einer der Jugend gehört: am ersten spricht der Vortragende des Alters, der Herren des Vorstandes, und am Abend ist ihre Aufführung im Theater; am zweiten spricht der Vortragende der Jugend, und am Abend bringt sie, am schönsten im Freien, dem Dichter ihre Huldigung. Auf gemeinsamen Vorbesprechungen wäre es doch einzurichten; der Wetteifer und ein rechter Zusammenklang von Alter und Jugend gäbe diesem Weimarer Pfingsten doch bestimmt einen neuen deutschen jugendschönen Reiz.

* * *

Dr. Konrad Dürre:

Ich bin fest davon überzeugt, daß hier eine große, über die Zukunft des Deutschen Reiches entscheidende Aufgabe vorliegt, deren Erfüllung eine nationale Tat im Sinne Fichtes bedeuten würde. Meiner Meinung nach ist die Frage der Deutschen Akademie aber nicht eine Angelegenheit der Goethe-Gesellschaft, sondern sie gehört zu den wichtigsten Belangen der ganzen deutschen Nation. Nicht im Gremium der Goethe-Gesellschaft sollten Sie Ihre Pläne vortragen und sie — Ihren Ausführungen im 10. Türmerheft zufolge — durch eine dem Gedanken nicht wohlgesinnte Gruppe ihrer Mitglieder gefährden lassen, sondern Sie müßten sich an das Urteil der Führenden des ganzen Volkes wenden.

Das soll nicht heißen, daß über dem Eingang zur Halle der Hochburg des deutschen Geistes nicht der Name Goethe stehen dürfte. Sie haben recht, wenn Sie wünschen, daß das Weltbild Goethes bestimmend sei für den Aufbau der Deutschen Akademie. Es ist — fast möchte ich sagen — ein Verhängnis, daß die Deutschen immer noch nicht zu der Erkenntnis durchgedrungen sind, daß nur die unerhörte Geschlossenheit der Goetheschen Bildung durch die vollendete Harmonie ihrer Teile diesen Menschensohn zu den Wolken des Olymp zu führen vermochte. Sein Ideal, mit dem er sich dem Kosmos reibungslos einfügte, sollten wir endlich als Leitbild für den Deutschen Menschen hinstellen, anstatt mit hochmütigem Spezialistendünkel jeden als Scharlatan zu beargwöhnen, den seine Sehnsucht nach innerer Vollendung oder seine Liebe zur lebendigen Natur oder seine Sorge um die Zukunft der Rasse in den Bezirk irgendeines

„Zünftigen“ führt. Hätten wir Goethe besser begriffen, wir hätten längst eine Deutsche Akademie. Zu sehr haben wir ihn uns als „Klassiker“ zu eigen gemacht, zu wenig oder gar nicht als Propheten der lebendigen Natur. Durch ihn hätten wir längst begreifen gelernt, daß wir die deutschen Stämme nicht politisch einigen können, ohne sie zugleich geistig-seelisch zu einigen.

Das ist die große, die lebensgesetzliche Aufgabe der Deutschen Akademie: ein geistig bestimmender Mittelpunkt für die ganze Nation zu werden. Biologisch ist die Existenz des deutschen Volkes ohne dies gar nicht denkbar, und unsere grenzenlose Zerrissenheit in allen Dingen hat darin ihren Grund. Ein Reichskulturrat oder ein Reichskultusministerium käme als ein solcher Mittelpunkt nicht in Frage. Sie würden jener lebendigen Freiheit und schöpferischen Kraft entbehren, deren Impuls erst einem so wichtigen Organ die Entfaltung seiner Funktionen ermöglicht. Die Deutsche Akademie sei ein in jeder Hinsicht freier geistiger Organismus.

Was ihre Aufgaben betrifft, so möchte ich weit über das hinausgehen, was Sie, hochverehrter Herr Professor, im 10. Türmerheft fordern. Die Deutsche Akademie dürfte nicht nur eine alljährlich sich zu einem Fest des Geistes in Weimar zusammenfindende Gesellschaft der Führenden sein, sondern sie muß gegründet werden als ein großes eigenes Institut in Weimar, das zwar die dort vorhandenen Einrichtungen und Gebäude in seinen Dienst stellt, darüber hinaus aber mit der Zeit eigene, seiner Sonderheit entsprechende Stätten des Forschens, des Lehrens, der Propaganda, der künstlerischen Erhebung schafft. Gewiß sollen alle wirklich großen Männer der Nation: Philosophen, Künstler, Gelehrte, Tatmenschen den Ring der Akademie bilden — aber Ziel müßte es sein, die erlesensten und geeignetsten von ihnen für längere Zeit in Weimar seßhaft zu machen, damit sie den Suchenden des deutschen Volkes die lebenspendenden Kräfte ihrer Persönlichkeit offenbaren können. Hier hält nicht die Schranke der Zeugnisse den Pilger fern. Aus allen Gauen des Vaterlandes eilen die vom faustischen Willen Erfaßten zum grünen Garten der Weisheit und Schönheit, um zu Füßen der edelsten Geister zur Harmonie ihrer Kräfte zu reifen. Die Stätten der Forschung seien nicht der Berufsbildung gewidmet, sondern lediglich den großen Fragen der Deutschen und der Menschheit. Deutschland, das Volk der Dichter und Denker, hat am wenigsten von allen Kulturnationen die Philosophie zum Gegenstand der Erziehung der Nation gemacht. Es hat seine Systeme noch nicht mit dem Gedanken der Zweckfreiheit gekrönt. Es besitzt trotz Leibniz, Ranke und Jahn noch kein Zentralinstitut für Deutschkunde, obwohl das Zeitalter der germanischen Renaissance anhebt. Es besitzt ferner nicht ein Zentralinstitut für Eugenik, durch dessen Arbeit der rassenbiologische Wert des Volkskörpers endlich gebessert werden könnte. Es besitzt keine Stätte, die die unermeßlichen Werte der deutschen Kunst, insonderheit der deutschen Musik, nutzbar macht für die geistig-seelische Haltung der Nation.

Meiner Ansicht nach ist also die Deutsche Akademie nicht nur zu denken als ein Sammelplatz der Führer des deutschen Volkes zum Zweck des gegenseitigen Kennen- und Verstehenlernens, sondern ihre wesentliche Aufgabe besteht darin, starke Wechselströme herzustellen zwischen der geistigen Mitte und den besten Individuen aller Stämme zur Gesundung und zum Wiederaufstieg Deutschlands. Und in diesem Sinne ist sie ein biologisches Problem. Das Weltbild Goethes sei ihr Leitbild!

* * *

Damit beschließen wir diese Aussprache. Möge nun die Goethe-Gesellschaft selber zu diesen Anregungen Stellung nehmen! L.





Aus dem älteren Münchener Dichterkreise

Der unter fürstlicher Gunst entstandene, viel gepriesene Weimarer Musenhof wurde im Verlaufe des 19. Jahrhunderts erst ein Vorbild für den löblichen Ehrgeiz anderer deutscher Landesherren. Mit seinem Besuche in der Ilmstadt zu Goethes Geburtstag im Jahre 1827, der dem solch glorreichen Vorgang in einer besonderen Ode feiernden Platen doch auch die an Schillers Vorwurf erinnernden Verse entlockte:

„... wer erstaunt nicht, wenn ein deutscher
König im Busen erzieht Begeisterung?"

eröffnete der wirklich von Begeisterung für alles Schöne und Große verständnisvoll beseelte König Ludwig I. von Bayern gleichsam wie mit einer überraschenden weithin leuchtenden Kundgebung sein großartiges, fruchtbares Wirken, mit dem er in Wahrheit zum zweiten Gründer Münchens wurde, die Wandlung der bis dahin geistig wenig bedeutenden bayerischen Hauptstadt in die Hauptstätte ganz Deutschlands für Baukunst und Malerei herbeiführte.

In solchem Zusammenhange entstand und ist nur unter dessen Berücksichtigung richtig zu würdigen die sogenannte Münchener Dichterschule, der Großherzog Karl Alexander gerne einen neuen Weimarischen Dichterkreis entgegengestellt hätte, für welchen er den aus München ausgeschiedenen Scheffel als Wartburg-Sänger gewann und Paul Heyse München abspenstig zu machen dachte, Hebbel zur Übersiedelung von Wien nach Weimar zu bewegen wünschte und Dingelstedt Gelegenheit bot, die Leitung des Münchener Hoftheaters mit jener der altberühmten Bühne Goethes zu vertauschen. Daß er nur durch tatkräftigere Unterstützung des ihm persönlich befreundeten Franz Liszt und Verwirklichung seiner Pläne einer allumfassenden „Goethe-Stiftung" mit dem Sitze in Weimar eine Isarathen leicht überstrahlende frische Glanzzeit für Weimar und sein Haus hätte herbeiführen können, wurde von dem edlen, doch schwankenden Fürsten nicht zur rechten Zeit erkannt. Die entscheidenden Taten einer neuen großen deutschen Kunstperiode, wie sie Liszt durch Berufung Richard Wagners und Aufführung von dessen „Ring des Nibelungen" in Weimar herbeizuführen strebte, sollte dann erst durch das hochherzige Eingreifen des seinen kurzsichtigen Zeitgenossen weit vorauseilenden König Ludwigs II. von Bayern in München und Bayreuth sich vollziehen. Aber im Gegensatze zu früheren Jahrhunderten hatten deutsche Fürsten sich nun doch schon so kunstfreundlich erwiesen, daß Richard Wagner 1849 sogar auf dem Umschlag seiner Schrift „Die Kunst und die Revolution" vertrauensvoll die Fürsten, von deren Ruhm die Wartburg zeuge, aufrief als die geborenen Helfer, um die von den Herren der Krämerwelt gebundene edle Kunst zu befreien,

„daß frei sie Edles zeuge
und keiner Macht sich beuge!"

Auch Friedrich Wilhelm IV. hegte den rühmlichen Ehrgeiz, es seinem bayerischen Schwager gleich oder womöglich zuvorzutun, wie sich das besonders bei der Berufung von Peter von Cornelius aus München nach Berlin zu König Ludwigs Bedauern zeigte. Allein trotz größerer



materieller Mittel wollte sich an der Spree eine Kunstblüte nicht wie an der Isar unter königlichem Schutze entfalten. Die Heranziehung von Tieck und Fouqué, der Gealterten, entsprach wohl der persönlichen Neigung des „Romantikers auf dem Throne der Cäsaren", konnte aber ebensowenig wie die von Grillparzer getadelten Aufführungen attischer Tragödien in Berlin als Förderung der lebenden Dichtkunst gelten. Die gutgemeinten Dichterpensionen hatten durch die beginnende politische Aufregung mannigfache Ärgernisse zur Folge, und der gleich Cornelius aus Bayern nach Berlin verpflanzte Rückert kam sich dort noch viel wurzelloser vor, als dies etwas später mit Geibel in München der Fall war.

König Ludwig selber fühlte sich innerlich gedrängt, alles, was den leidenschaftlich Deutschgesinnten in Politik und Kunst, in der Familie und auf seinen bis nach Sizilien, Ungarn und in den Peloponnes ausgedehnten vielen Reisen bewegte, in Gedichten auszusprechen (Gedichte Ludwigs des Ersten, Königs von Bayern. München, im Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung. I. und II. Teil, dritte Auflage, 1839; III. Teil 1839; IV. Teil 1847. — A Selection from the Poems of Louis the First imitated in English Vers by George Everill. Second Edition Munich 1844. — Max Koch, Des Kronprinzen und König Ludwigs I. von Bayern Anteil an den Befreiungskriegen. Breslau 1913). Sie werden unter Heines bösartiger, ungerechter Verspottung leider noch dauernd weit niedriger eingeschätzt als sie nach Tiefe echter Empfindung, Gedankenreichtum und edelster Gesinnung verdienen. Nach den allerdings mißratenen Distichen über Karl Rottmanns herrlichen, stilvollen, jetzt leider der Zerstörung verfallenden Wandfresken italienischer Landschaften in den Arkaden des Münchener Hofgartens dürfen die gesammelten Dichtungen, welche wenigstens in den Sonetten auch formal einwandfrei erscheinen, wirklich nicht gewertet werden. Aber wenn der König auch Platen — allerdings karg bemessene — Unterstützung gewährte, den Verfasser des vielgespielten pseudohistorischen romantischen Rührstücks „Belisar" Eduard von Schenk zum Minister hatte, Jean Paul 1841 in Bayreuth ein Standbild errichtete und, was gerade in unseren Tagen wieder hervorgehoben zu werden verdient, wie früher dem Sänger von „Was ist des Deutschen Vaterland?", so 1840 Nikolaus Becker für sein trutziges Rheinlied „Sie sollen ihn nicht haben" öffentliche Ehrungen erwies, so ging all sein Streben und Wirken doch darauf hinaus, in München Maler, Bildhauer, Baumeister zu vereinen und sie mit monumentalen Aufträgen inner- und außerhalb seiner Hauptstadt zu beschäftigen. Im Gegensatze dazu betätigte sein Sohn König Max II. zwar als Wiederhersteller der seinem Willen gemäß mit Geschichtsbildern ausgeschmückten altberühmten Ritterburg Hohenschwangau und Gestaltung der Maximilianstraße mit dem auf den jetzt erst durch gärtnerische Anlagen zugänglich gemachten Isarhöhen sie abschließend krönenden Maximilianeum die bei den Wittelsbachern erbliche Baulust großen Stils. Doch vor allem wünschte er, der noch 1842 selber seine Braut in Gedichten als der Frauen Krone und holde Rosenkönigin besungen hatte, in seiner Hauptstadt und zu seinem persönlichen Umgang einen Kreis von Gelehrten und Dichtern zu versammeln. Wie sehr er dabei darauf ausging, Wissenschaft und Kunst zu vereinigen, zeigte sich auch darin, daß Geibel wie Heyse bei ihrer Berufung das Recht verliehen wurde, Vorlesungen an der Münchener Universität zu halten. Geibel, der Jugendfreund von Ernst Curtius und dessen klassische Studien teilend, hatte 1848/49 aushilfsweise am Lübecker Gymnasium Unterricht erteilt und kündigte nun in München ein Kolleg über Metrik an. Allein schon in der ersten Stunde soll er, so erzählt wenigstens eine örtliche Überlieferung, den gesamten Stoff des Semesters erschöpft haben, so daß er das Wagnis, als akademischer Lehrer aufzutreten, nicht wiederholte. Der in Bonn als Romanist promovierte Dr. Heyse ließ sich vorsichtiger von vornherein auf keinen derartigen Versuch ein. Wäre es dem König gelungen, Karl Simrock, wie er wollte, gleichzeitig mit Geibel und Heyse nach München zu ziehen, so hätte er einen Dichtung und Wissenschaft in sich vereinigenden Germanisten, wie München dann an Wilhelm Hertz einen so wertvollen erwarb, gewonnen. Aber Simrock, der Sohn des Rheinlandes, vermochte sich trotz der schlechten Behandlung durch das gegen ihn

seit 1830 mißtrauische preußische Ministerium nicht von seiner geliebten, von ihm besungenen Heimat loszureißen.

Hat Max II. den Dank für seinen Lehrer Schelling durch das ihm in der Maximilianstraße gesetzte Standbild betätigt, so sollten die Anregungen, wie sie der Kronprinz und König in fortgesetztem Umgang mit Leopold von Ranke empfangen hatte, für sein Land und, wie vor allem die Leistungen der von König Max ins Leben gerufenen und von König Ludwig II. weiter anhaltend unterstützten „historischen Kommission bei der Kgl. Akademie der Wissenschaften" zu München es erfreulichst verwirklicht haben, für das gesamte deutsche Geistesleben Deutschlands Früchte tragen. Max II. begnügte sich nicht wie Friedrich Wilhelm IV., Pensionen für Dichter auszusetzen, sondern wollte auch persönlich mit ihnen verkehren, und so bildete sich zunächst ein um die Person des Königs in den „Symposien" der Residenz und auf seinen Reisen, deren eine Friedrich Bodenstedt als bevorzugter Teilnehmer anschaulich geschildert hat (Eine Königsreise (1858). Leipzig 1879. Dritte Auflage, 1883; dazu Fr. von Bodenstedt. Ein Dichterleben in seinen Briefen. Herausgegeben von Gustav Schenck. Berlin 1893), um ihn gescharter Münchener Dichterkreis. Es war ganz natürlich, daß dessen Mitglieder allmählich auch nach einem Zusammenschlusse außerhalb des königlichen Mittelpunktes suchten und einen solchen erweiterten Verein zusammenbrachten. Er gestaltete sich in der nach einer launigen Romanze Hermann Linggs benannten Gesellschaft der „Krokodile".

Die Geschichte dieser Münchener Dichterschule ist von älteren wie jüngeren Mitgliedern schon des wiederholten erzählt worden, und die Literaturgeschichte hat sich auch ihrerseits dem berechtigten Anspruche des Kreises auf eine besondere Stelle in der literarischen Entwicklung des 19. Jahrhunderts, einem Kristallisationspunkte recht verschiedener Elemente, nicht verschlossen. Nur ist die Kennzeichnung jener Gruppe nicht immer zutreffend ausgefallen, indem ein oder der andere einzelne Zug als das Ganze bestimmend hervorgehoben, der Mannigfaltigkeit der Teilnehmer nicht genügend Rechnung getragen wurde. Und so gewinnt denn eine soeben neu erschlossene Quelle, wie „Der Briefwechsel von Emanuel Geibel und Paul Heyse" (München 1922, J. F. Lehmanns Verlag. XXVIII, 356 S. gr. 8°) an Bedeutung durch den Einblick, der sich hier in das gegenseitige freundschaftlichste Verhältnis der beiden anerkannten Führer des ganzen Kreises wie in das keineswegs ungetrübte zu ihrer nicht immer willigen Gefolgschar eröffnet.

Wie gleichzeitig an der Ilm ein scharfer Gegensatz zwischen Altweimar, den in leblos gewordenen Überlieferungen der klassischen Zeit Erstarrten und den im Neuweimar-Verein sich zusammenschließenden Lisztеanern klaffte, so entstand auch an der Isar ein bald offen ausbrechender, bald mehr versteckter Kriegszustand zwischen den von König Max Berufenen, den „Nordlichtern", und den einheimischen Poeten oder solchen, die sich dafür hielten. Ähnliches hatte sich in München in engeren Kreisen bereits einmal abgespielt, als unter König Max I. sein Minister Montgelas durch Berufung auswärtiger, protestantischer Gelehrten eine für das Bayern Kurfürst Karl Theodors höchst notwendige Aufklärung anzubahnen suchte. Und weit leidenschaftlicher sollte dann die Abneigung zwischen Berufenen und Autochthonen hervorbrechen, als Richard Wagner und Hans von Bülow dem widerstrebenden Altmünchen die Führung in der Musikentwicklung zudachten. Die Schuld lag wohl jedesmal nicht bloß auf einer Seite. Dies bekundet auch der Briefwechsel zwischen Geibel und Heyse.

Wie stark von Hause aus die künstlerische, insbesondere dichterische Begabung der Bajuvaren durch alle Jahrhunderte sich erhielt, das ist erst in allerjüngster Zeit durch Josef Nadlers neue Gesichtspunkte bietende „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften" (I. Band in zweiter Auflage, Regensburg 1923, Verlag von Josef Habbel) in bisher kaum geahntem Grade anschaulich geworden. Bereits für das 16. Jahrhundert unter dem Musikfreunde Herzog Albrecht V., dessen Standbild neben dem König Ludwigs I. im prachtvollen Stiegenhause der bayerischen Staatsbücherei steht, weist Nadler das Bestehen einer „Münchener Poeten-

schule“ nach, wenn auch die dichterischen Hauptleistungen des gesamten bayerischen Stammes erst auf dem Gebiete der Barockkunst erfolgten. Der Lübecker Meister aber wie sein Berliner Schüler haben beide, der ältere dauernd, der jüngere wenigstens im ersten Jahrzehnt nach seiner Übersiedelung die Begabung und Eigenart der Süddeutschen in verletzender Weise unterschätzt. Noch ehe Geibel dem angenommenen Rufe gefolgt war, höhnte er: „Wer gewohnt ist, die Nachtigallen schlagen zu hören, wird sich schwer entschließen, in den rauhen Wind der bayerischen Hochebene überzusiedeln“. Und Heyse zürnte, als Heinrich von Sybel 1862 seinen Lehrstuhl an der Münchener Universität mit einem in Bonn vertauschte, er werde sich „nie mehr auch nur eine Stunde lang einreden lassen, daß in dieser Münchener Luft von einem Zusammenwirken reiner und freier Geister die Rede sein kann. Mediokritäten und Schurken!“ Aber Heyse hatte auch von der Berliner Dichtervereinigung und ihren „Eulenspiegel-Festen“ gelegentlich geklagt, sie bestehe zumeist aus lahmen Talenten und Philistern, die einseitig und ohne Unmittelbarkeit urteilten, so daß er zum Gegengewicht ein engeres Dienstagkränzchen zu unbefangener, verständiger Rechtsprechung ins Leben rief. Als sechs Jahre später an Heyse die Frage herantrat, einem Rufe nach Weimar zu folgen, schrieb er an den nach Lübeck verzogenen Freund, er sehe keinen Grund voraus, München je wieder zu verlassen. „So freundlich Weimar trotz des tiefen Schnees, der um die Dichterstandbilder gehäuft war, mich angesprochen hat, so frevelhaft fände ich's, aus ganz naturgemäß gedeihlichen Verhältnissen mich ohne den Zug und Drang meines Genius herauszureißen, um eine Luft zu atmen, die mir vielleicht durchaus nicht zusagt.“ Wie wohlbegründet diese Vorsicht war, zeigt uns die im Aprilhefte 1923 des „Türmers“ mitgeteilte Klage des Kirchenrats Spinner aus dem Jahre 1905 an seinen Freund Ernst von Wildenbruch, man wandle in Weimar, wo jahraus, jahrein saison morte sei, bloß unter Gräbern.

Allein auch Geibel selber vermochte doch bereits im ersten Jahre seines Verweilens in München sich dem Eindrucke nicht zu verschließen, daß hier ein neues geistiges Leben sich mächtig rege, in dem der noch in Berlin verzögernde Heyse als ein frisches und tüchtiges Element sich betätigen möchte. Der zwischen den dauernd ungetrübt Verbundenen gewechselten Briefe mußten selbstverständlich gerade während der Zeit des Münchener Zusammenlebens weniger werden, und in den späteren Jahren waren dem schmerzhaft leidenden Geibel, der überhaupt niemals ein eifriger Briefschreiber gewesen war, nur durch „Kriegslist“, wenn man ihm mit bestimmten Fragen über den Hals kam, Antworten abzulocken. Wiederholtes Schreiben nötigten ihm nur die zwischen den beiden Freunden pflichtmäßig angestellten Erwägungen ab, welche Schriftsteller zum Maximiliansorden für Kunst und Wissenschaft zu empfehlen seien, der nach den Bestimmungen des königlichen Stifters ausschließlich auf Vorschlag der selber durch den Orden hoffähigen Ritter vom Landesherrn verliehen werden sollte. Gerade diese Bestimmung veranlaßte selbst den sonst jeden Orden ablehnenden Richard Wagner zur Annahme und erfüllte noch 1900 den alten Wilhelm Raabe mit freudigem Danke für Wittelsbach. Als dann unter dem Prinzregenten Luitpold aus politischen Rücksichten auf Vorurteile der Zentrumspartei anders verfahren wurde, führte die Verletzung des Vorschlagsrechtes zu Schacks und Heyses Austritt aus dem Kapitel. Aber die zwischen Geibel und Heyse gepflogenen, jetzt erstmalig bekannt werdenden Verhandlungen dürften selbst noch in der grauen Häßlichkeit stumpfer Gegenwart, in der auch diese hochherzige Ehrung des Geistes durch die kunstfreundlichen Wittelsbacher Fürsten gleich so vielem andern Schönen und Guten nur mehr zu den geschichtlichen Erinnerungen gehört, besonderer Aufmerksamkeit wert erscheinen.

Wie lebhaft und anziehend setzt der Briefwechsel gleich in seinem Beginne ein gerade in den Tagen der Berliner Märzrevolution! Der junge Heyse ist — er blieb es allerdings nur kurze Zeit — von den Ereignissen hingerissen. Er klagt, und wer möchte ihm darin nicht von ganzem Herzen beistimmen, daß wir mit unserer Bildung dem Volk entfremdet seien und es den wenigsten gegeben sei, „von dem Parnaß herunterzusteigen zu den niederen Hütten, ohne



sich unterwegs die Flügel zu verstauchen oder sie ganz zu lähmen". Er versucht in einem Gedichte „Frühlingsanfang 1848" den Ton revolutionärer Volkslieder zu treffen, was doch seiner aristokratischen Natur so weit entfernt lag. Geibel will dem Jüngeren nicht in seine politica hineinreden, denn das würde, da sie beide sehr verschieden denken, zu nichts führen. „Ich aber maße mir nicht an, jemanden durch Worte von Dingen zu überzeugen, die nur das Leben lehren kann." Und er fügt am Ostersonntag 1849 die wahrhaft goldene Lehre bei: „Glaub' mir: es kommt nicht darauf an, was die Leute sagen, sondern was Du fühlst und mußt. Nur um eins bitt' ich Dich von Herzen: bleib wahrhaft gegen Dich selbst, und verrenne Dich nicht in Theorien, sondern sieh Dir die Menschen und Zustände an, wie sie sind, und dann frage redlich, was frommt."

Wie der zu der Parteien keiner schwörende Geibel gerade über die von Heyse freudig begrüßten Märzvorgänge dachte, die auch dem jüngsten Sprossen von Gustav Freytags „Ahnen" die Augen öffneten über die geheime polnische Leitung der Berliner vermeintlichen Freiheitskämpfer, das hat er selber mit aller wünschenswerten Deutlichkeit in seinen packenden, heute mehr als je zeitgemäßen Versen ausgesprochen:

„Die Freiheit hab' ich stets im Sinn getragen,
Doch haſſ' ich eins noch grimmer als Despoten:
Das ist der Pöbel, wenn er sich den roten,
Zerfetzten Königsmantel umgeschlagen."

Aber wie abgeklärt und für das Leid unse er Gegenwart stärkend schreibt der erst 34jährige fromme Geibel auch in diesen Briefen! Das schwere Jahr habe ihm die eine tröstliche Erfahrung gebracht, nie verzagen zu sollen. „Unsere Gedanken sind eben nicht das allwege gültige Senkblei für die Dinge, und am wenigsten für die unfertigen, werdenden, wachsenden. Auch sollen sich die Menschen nicht einbilden, daß sie die Geschichte machten; sie spinnen wohl die Fäden dazu; aber Gottes Hand verwebt sie so wundervoll und wunderlich, daß keiner zu sagen vermag, was für ein Bild es am Ende geben wird . . . Ich meine mit Geduld keine dumpfe Passivität, die Spülicht für Wein trinkt, noch weniger ein geflissentliches Abmauern gegen das, was die Zeit bewegt. Sondern ich meine den Sinn", — und hier tönt es uns wie Lehren Friedrich Lienhards aus seinem „Meister der Menschheit" zu Ohren und Herzen — „der den Frieden zuerst in sich sucht und trägt, den Mut, der nicht unfehlbar sein will und darum das göttliche Recht der Hoffnung nie verliert. Solcher Mut aber gibt uns die Kraft, uns an unserem Platze und auf unserem Gebiete frisch zu rühren, und unser Teil zu schaffen je nach der Gabe, die uns geworden ist; er hält uns wach und wacker, daß wir gerüstet dastehen, wenn die Reihe einmal wieder an uns kommt."

Börries von Münchhausen hat bei Durchsicht der für den jüngsten Jahrgang des 1895 von ihm gegründeten Göttinger studentischen Musenalmanachs eingelaufenen Beiträge Erstaunen geäußert über den mächtigen Einfluß, der neuerdings von Emanuel Geibel auf die geistigen Strömungen der Studentenschaft, soweit sie wirklich noch deutsch ist und empfindet, ausgehe. Die eben angeführten Äußerungen beweisen, daß der gesunde Jugendsinn sich da den richtigen Führer herausempfunden hat, wie es ja überhaupt eine der gröblichsten Verkennungen war und ist, Geibel den mannhaften, von leidenschaftlichster Vaterlandsliebe durchglühten Anwalt eines freien, ungeteilt deutschen Schleswig-Holstein und deutschen Kaisertums, den Sänger der „Heroldsrufe", zum Vertreter süßlicher Backfischlyrik abzustempeln. Heyse rühmt in einem Briefe vom 24. November 1871 denn auch gebührenderweise das prächtige Büchlein, das wie ein dichterisch zusammengedrängter Auszug zu Sybels Gründungsgeschichte des neuen Deutschen Reichs die Geschicke unseres Volkes von 1840—71 begleitet, treffend „eine poetisch-prophetische Abrechnung mit so günstiger Bilanz, wie sie kaum einem Sterblichen vergönnt worden, und daß sich so buchstäblich erfüllt hat, was kein Verstand der Weltverständigen in

dieser Form sagenhafter Verklärung zu ahnen, ja auch nur zu wünschen wagte, bringt unsere Zunft in ihrem Meister wieder zu Ehren".

Gerade im Eintreten für Schleswig-Holsteins Rechte fanden sich 1863 die 1848/49 politisch verschieden denkenden Freunde auf rein vaterländischem Boden zusammen. Übrigens war auch bei Heyse der trügerische Freiheitsrausch bald vor der häßlichen Wirklichkeit verflogen. Er sah selber ein, „daß der Wein, in dem man sich beglänzte, jung und unreif war", daß die Politik nicht sein Element sei. Er will sie nur mehr als Mittel zum Zweck gelten lassen „zu einem gutartigen Staatsleben, wo Wissenschaft und Kunst und anderes Treffliche unbehindert gedeihen mag". Wenn Geibel schon 1843 in einem seiner Sonette Bismarck vorausahnend einen Nibelungenenkel ersehnte, der, was aller Witz der Zeitungskenner und aller Dichter wohlgereimt Geplänkel nicht vermöge, den tollgewordenen Renner Deutschland „mit eherner Faust beherrsch' und ehernem Schenkel", so sagte mir Heyse am Morgen nach der Feier von Bismarcks siebzigstem Geburtstag auf dem unvergleichlich erhabenen Königsplatz in München, bei welcher ein von ihm gedichtetes Festlied gesungen worden war, in tiefer Rührung, es sei das Schönste gewesen, was er erlebt, keine Veranstaltung in den Zeiten der Renaissance hätte herrlicher sein können. Auch hiermit legte er ein ehrendes Zeugnis ab für die patriotische Kunststadt München.

Nach dem Scheitern der Hoffnungen von 1849 hatte sich Heyse erneut der Philosophie, dem „alten Wundermenschen Hegel" zugewendet, den er nach bloßen Ahnungen in seiner klaren Herrlichkeit zu erschauen Begierde trage, während er den Lübecker Freund beargwöhnt, ein „Verächter der Philosophie" zu sein. Am liebsten freilich wäre auch er selber damals in abgelegene „Waldeinsamkeit" — das von dem jungen Tieck einst neu geprägte romantische Schlagwort — geflüchtet, „der herzallerliebsten Poesie zu leben". Auch diesem Gefühlsausbruche gegenüber zeigt sich wieder Geibel als der ernst Überlegene. Während Heyse fürchtet, diese Gegenwart dulde nicht die Ausbildung zu einem ordentlichen Poeten, glaubt Geibel sogar von der schweren Zeit Segen zu empfangen. Sie sei eine strenge und gewaltige Lehrmeisterin, die uns in die Tiefe führe. „Wenn Leben und Dichten wie Ein- und Ausatmen sind, so hab' ich unendlich viel aufgenommen. Welche Blicke allein in Herz und Nieren der Menschen hat die Gegenwart uns tun lassen!" Er denkt viel hin und her, ob es jetzt wohl möglich sei, das Wagestück einer Nibelungentragödie zu bewältigen. Auch Richard Wagner hat das früheste Stück seiner Nibelungen „Siegfrieds Tod" ja unter dem frischen Eindrucke des Revolutionsjahres gedichtet. Geibel glaubte mit Übersetzen des Übernatürlichen ins Psychologische, des Epischen ins Dramatische die Aufgabe lösen zu können. Die Ausschaltung des Wunderbaren hatte bekanntlich schon Vischer in seinem Vorschlag einer Nibelungenoper empfohlen. Auf diesem halben Irrwege gelangte Geibel, der in seinem Briefe vom 23. August 1862 sich nicht ganz zu Unrecht enttäuscht zeigte, daß Hebbels Nibelungen, besonders der an prächtigen Blitzen und großen Schönheiten reichste letzte Teil durch und durch episch statt dramatisch sei, dann in München freilich zu seiner blutleeren, akademischen „Brunhild". Ein Drama aus der deutschen Geschichte sah er noch 1862 als eine der schwierigsten Aufgaben für einen Dichter an, schon weil er, „abgesehen von allem übrigen, fast immer auf einer, häufig auf beiden Seiten anstoßen wird". Helden des Gedankens seien selten richtige Tragödienhelden. Als undankbar und unlösbar jedoch, wie Platen, und halb und halb auch Immermann und Hebbel meinten, wollte er trotzdem die Aufgabe nicht angesehen wissen und äußerte zu Heyse das Vertrauen, daß dieser den Gegenbeweis zu allen Zweifeln durch die Tat führen werde. Heyse selber war sich indessen nach so manchen Anläufen 1871 darüber nur allzu klar geworden, „daß zur vollen Wirkung als Dramatiker meiner Organisation etwas Wesentliches fehlt, vielleicht auch Talent im formellen Sinne des Wortes, jedenfalls aber das echte und eigentliche Temperament, das der Bühnendichter haben muß, um seinen Beruf mit vollem Erfolge zu treiben". Bereits in Berlin, als er für Taubert einen Operntext herstellen sollte, hatte er eine heilige Scheu bekommen vor

allen Arbeiten für das Theater, bei denen — und das hatte bereits Schiller einmal Goethe gegenüber bekannt — neben der freien Poesie doch noch die ganz besonderen Forderungen der Bühne, „entsetzlich viel konventionelle Tyrannei, so viel Schablone" zu berücksichtigen seien. Auch nahm er Ärgernis daran, „daß bei aller dramatischer Wirkung die Gunst des Stoffes drei Vierteile des Erfolges bewirkt". Der verhaßte Richard Wagner freilich, der hatte als geborener Dramatiker alle diese Widerstände in künstlerischer Einheit zu überwinden vermocht. Aber für Heyse wie Geibel galt ja 1873 das Wagnersche Opium dem Trauerspiel ebenso verderblich wie Offenbachscher Fusel und das widerwärtige Gebräu französischer Ehebruchsdramen.

Eben im Jahre, in dem Geibel dem Rufe des Königs nach Süden folgte, hatten dort die heimischen Poeten ein „Jahrbuch des Vereins für deutsche Dichtkunst in München" herausgegeben unter dem Titel „Von der Isar" (München 1851, 406 S.). Von den elf Mitarbeitern treffen wir bloß einen einzigen, den Artillerieleutnant, späteren General und Max-Josef-Ritter Reder, in der Folge im Heyseschen Kreise wieder. Das Verlangen aber, jener unbedeutenden Sammlung ausschließlich Münchener Prägung nun ein Dichterbuch „eigener neuerer Schöpfung" entgegenzustellen, war ebenso selbstverständlich, wie der Gedanke, nach dem Vorbilde der Berliner Dichtergesellschaft, des bereits 1827 gegründeten „Tunnels über der Spree", in dem Geibel und Heyse selber sich zusammengefunden hatten, auch an der Isar eine ähnliche Vereinigung zustandezubringen. Den ersteren Plan verwirklichte 1862 „Ein Münchner Dichterbuch", herausgegeben von Emanuel Geibel, dem 1882 ein von Paul Heyse herausgegebenes „Neues Münchner Dichterbuch" sich gesellte. Dem Spreetunnel folgten die Münchener „Krokodile". Daß die beiden Münchener Dichterbücher zu Stuttgart bei Kröner herauskamen, zeigt, wie schlecht es damals noch in München um den inzwischen auch dort hochentwickelten Verlagsbuchhandel bestellt war.

Wenn auch von Heyse selber über die Entstehung des früheren Bandes wie über „Das Krokodil" bereits 1900 in seinen „Jugenderinnerungen und Bekenntnissen" berichtet wurde, so bringt der Briefwechsel doch manches beachtenswerte Neue für die Entstehungsgeschichte beider, ihre Herausgeber selber nur sehr bedingt befriedigenden Sammlungen, wie er Einblicke, nicht durchweg erfreuliche, eröffnet in die persönlichen Verhältnisse des ganzen Kreises. Wenn wir von Nadler (s. o.) die angesichts des Gegensatzes zwischen den von dem vorurteilsfreien Landesherrn Berufenen und den einheimischen Kräften jedenfalls besonders berechtigte Sonderung nach Stammes- und Landschaftsart herübernehmen, so fällt unter den Teilnehmern an beiden Münchner Dichterbüchern der Gruppe der geborenen Bayern nach Zahl und Leistung eine nur bescheidene Stellung zu. 1862 sind sie vertreten durch Melchior Meyr aus dem Rieß, von Heyse gekennzeichnet als „halb Poet, halb Philosoph, dessen Bauernabenteuer Gnade fanden selbst bei Hof". Aber diese Gnade wurde ihm entzogen, als Geibel, vom König befragt, antwortete: „Er ist kein Dichter."

In den „Anmerkungen" zum Briefwechsel (S. 342) wird Kobell unter „den alten Krokodilen" derart mitangeführt, daß man glauben muß, er hätte schon zum ersten Münchner Dichterbuch beigesteuert. Als Jagdgenosse des Königs nahm der unermüdliche Gamsenjager auch an den „Symposien" teil und lud die Fremden gerade so wie die Einheimischen zu seinen alljährlichen Maibockfesten ein. Aber vom Dichterbuch hielten sich er und sein Freund, der neuerdings wieder so stark in Mode gekommene Graf Franz Pocci, der Kasperldichter und königliche Oberzeremonienmeister (Aloys Dreyer, Franz Pocci der Dichter, Künstler und Kinderfreund. Mit zahlreichen Illustrationen. München 1907, Gg. Müller), doch ferne. Die Einheimischen, erzählt der mitten im Münchener Leben stehende, mit Pocci vertraute Professor Hyacinth Holland, von dem gleichzeitig mit Geibels Dichterbuch eine im königlichen Auftrage verfaßte „Geschichte der altdeutschen Dichtkunst in Bayern" (Regensburg 1862) erschien, in seinen so manches Anziehende bietenden „Lebenserinnerungen eines 90jährigen Altmüncheners" (Herausgegeben von Dr. A. Dreyer. München 1921, Verlag Parcus & Co. 151 S. gr. 8°): „Die Ein-

heimischen standen den von König Max berufenen Dichtern und Gelehrten kühl und fremd gegenüber, begegneten ihnen mit vornehmer Zurückhaltung. In das Krokodil mochte ich, wie viele Münchener Schriftsteller" — die sich in der Gesellschaft „Die Zwanglosen" zusammenfanden — „nicht gehen." Und ob man die aus bayerischer Vergangenheit schöpfenden, grobschlächtigen Geschichten Franz Trautmanns, des als Erzähler damals neben Martin Schleich beliebtesten unter den eingeborenen Poeten (Franz Trautmann, Die gute alte Zeit. Herausgegeben und eingeleitet von Wilhelm Kosch. München 1920, Verlag Parcus. 327 S. 8°.), den feinen psychologischen Kunstgebilden Heysescher Novellendichtung gegenüberstellt oder Aloys Dreyers ganz köstliche Auswahl „Altmünchen im Spiegel des Humors" (München 1922, Verlag Parcus & Co. 131 S. 8°) mit den zahlreichen, zum guten Teil von Pocci stammenden Abbildungen durchblättert: überall springt die Artverschiedenheit der Eingesessenen und der aus dem Norden Berufenen ins Auge. Dieser süddeutschen Eigenart der Stadt, in welcher Schleichs politisch-satirische Wochenschrift „Der Punsch" Königs Max „Nordlichter" wie später Wagner und seine Getreuen dem Spotte preisgab, die unpolitischen „Fliegenden Blätter" sich Graf Pocci und Wilhelm Busch, aus dem Heyseschen Kreise selbst den Alemannen Josef Viktor Scheffel gewannen, standen die Berufenen ziemlich verständnislos gegenüber, wenigstens eine Zeitlang, manche dauernd. Für das Jahr 1869 finden wir allerdings sogar in Dreyers Sammlung (S. 104) Paul Heyses Strophen „Zum Krokodilfest", in deren trochäischen Tetrametern er sich selber ironisierte samt den „teueren Krokodilgenossen", deren Teich leider in bedenklichem Verfalle:

„Kaum ein Teich, nur eine Pfütze, die im Sommer trocknet ein,
Statt des Witzes Entengrütze, statt Humors nur Bier und Wein.
Unser heiliges Musenfeuer, spärlich nur und trübe brennt's."

Am 14. Januar berichtete Heyse an Geibel von dem großen Erfolge seines „satirischen Carmen". Aber auch in ihm erscheint doch der scharfe Witz des Berliners verschieden von der Münchner guten Laune des „Verfrozzelns". Mir ist in lebhafter Erinnerung noch aus meinen Kindertagen, wie Kobell und Pocci, die in der eine geistige Auswahl Münchens in sich schließenden, einflußreichen und neuerungsfeindlichen Gesellschaft „Alt-England" die nächsten Freunde meines Onkels waren, der selber für Poccis noch heute in dem von der Stadtgemeinde eigens dafür errichteten Gebäude spielendes Marionettentheater Stücke schrieb, zu dessen sechzigstem Geburtstag gemeinsam ein Festspiel dichteten. In ihm durfte ich selber mitwirken als geflügelter Genius des Frühlings und der Poesie, während die Medizin in der würdigen Gestalt des Theophrastus Paracelsus zur Darbringung des Glückwunsches antrat. Mich belustigte dabei besonders das nach seinem Sinne damals natürlich von mir nicht verstandene, ich weiß nicht mehr von welchem der beiden Verfasser stammende Reimpaar:

„Emanuel Geibel,
Hol' dich der Deubel!"

Das Alemannen-Land hatte zu beiden Dichterbüchern Vertreter entsandt, zum ersten außer Johann Peter Hebels engeren Landsmann Scheffel noch den Schweizer Heinrich Leuthold, zum zweiten sogar im Gewande der Straßburger Mundart, wie sie ehemals den alten Goethe in Johann Georg Daniel Arnolds Lustspiel „Der Pfingstmontag" (1816) durch Erinnerung an frohe Jugendtage erfreut hatte, den Elsässer Ludwig Schneegans, der später für König Ludwig II. ein Molière verherrlichendes Drama lieferte. Die Gedichte des Schwaben Hermann Lingg, bayerischer Militärarzt aus Lindau, hatte Geibel selber 1845 mit einem warm empfehlenden „Vorwort" in die Literatur eingeführt, während Heyse 1862 dessen Epos „Die Völkerwanderung" geradezu als „Selbstmord" ablehnte. Wilhelm Hertz, Professor an der technischen Hochschule zu München, als Dichter wie grundgelehrter, geistvoller Sagenforscher der würdigste Schüler Ludwig Uhlands, hat beide Male das Beste zugegeben: 1862 in vier-

hebigen Reimpaaren das Lied von „Hugdietrichs Brautfahrt" erneuernd, 1882 drei Abenteuer aus seinem „Klostermärchen Bruder Rausch", das, wenn wir in deutschen Landen statt literarischer Cliquenwirtschaft eine wirklich deutsche poetische Kultur besäßen, durch seine an die Glanzzeit des Mittelalters gemahnende formale Kunstvollendung wie durch die in ihm wieder lebendig gewordene Fülle volkstümlicher Überlieferungen und ältester Mythen von Rechts wegen in keinem Hause fehlen dürfte. Als dritter Schwabe kam 1862 Ludwig Laistner (aus Eßlingen) zu Lingg und Hertz. Aus Thüringen tauchte beide Male Julius Grosse auf, aus Hessen im früheren der auch selber dichtende Ästhetiker Moritz Carriere, aus Schlesien im späteren der verbissene Wagnergegner Max Kalbeck. Dem niederdeutschen Führer Geibel gesellten sich der Hannoveraner Friedrich Bodenstedt, durch seine seit 1851 in unzähligen Auflagen verbreiteten „Lieder des Mirza Schaffy", das damals berühmteste, wegen seiner Unterhaltungsgabe auch vom König selbst bevorzugte Mitglied des ganzen Kreises, und Adolf Friedrich (erst später Graf) von Schack. Bei seinem Namen sind wir gewohnt an die „Gemäldesammlung Schack", an von ihm geförderte Meister, wie Boecklin, Lenbach, Genelli, Feuerbach, Thoma zu denken. Das Land Mecklenburg wurde von Geibel in einem Trinkspruch als Heimatland der Königin Luise, Blüchers und Moltkes gefeiert. Indessen haben seine Söhne, nicht bloß wie im 17. Jahrhundert der Satiriker Johann Peter Lauremberg, im 19. John Brinkman und Fritz Reuter ihr heimatliches Platt zu vollen Ehren gebracht, sondern gar manche auch als hochdeutsche Dichter sich gut gehalten (Karl Schröder, Mecklenburg und die Mecklenburger in der schönen Literatur. Berlin 1909: Mecklenburgische Geschichte in Einzeldarstellungen). Aus ihnen allen aber ragt der durch König Max dauernd für München gewonnene Graf Schack hervor. Selbst wer allzu modern gesinnt das Mißgeschick hat, sich mit dem gedankenreichen, vornehmen Dichter Schack nicht mehr befreunden zu können, sollte es nicht versäumen, aus den mannigfaltigen Schätzen, wie sie in den drei Bänden seiner „Vermischten Schriften" (1890/94) angehäuft vorliegen, Genuß und Belehrung zu schöpfen.

Nun berührt es doch peinlich, wie von oben herab Heyse und Geibel unter sich selbst von Schack, gleichwie von den meisten anderen Mitgliedern ihres Kreises sprechen. Wenn Heyse der Kritik seines poetischen Mentor, „bei dem ich zu allererst in die Schule gegangen", und von dem er sich deshalb noch 1871 bei der Sammlung seiner eigenen Gedichte „unsicher und unberaten" Leitung erbittet, „so feine, empfindliche Fühlfäden für alles Ungehörige" nachrühmt, so wird die Treffsicherheit im kritischen Urteil beider Freunde durch den Einblick in ihre Erwägungen über das in die beiden Münchner Dichterbücher Aufzunehmende oder davon Auszuschließende nicht eben durchwegs bestätigt. Geibel machte das Zustandekommen des ersten Dichterbuches geradezu abhängig davon, daß der Freund seine Erzählung in Versen „Rafael" dafür hergebe. Heute dürften wohl auch Heyses wärmste Verehrer diese kaum seinen gelungenen Werken beizählen. Gehe ich fehl mit der Vermutung, daß Geibel gerade auf deren Gewinnung so besonderen Wert legte, weil er in ihm ein vermeintlich erdrückendes Gegengewicht sah zu Theodor Schmids Einakter „Rafael" in dem vorausgehenden Jahrbuch des Münchener Dichtervereins von 1851? Die Mitwirkung Schacks wäre beinahe daran gescheitert, weil das richtende Freundespaar sich hartnäckig sträubte gegen die Aufnahme des „Husar von Auerstädt", ohne den Schack nicht erscheinen wollte. Und gewiß hatte hinwiederum er völlig recht, auf diese volkstümliche Darstellung einer heldenhaften Begebenheit sich etwas zugute zu tun. Für Hopfens Ballade von der Sendlinger Bauernschlacht (Aloys Dreyer, Die Sendlinger Mordweihnacht in Geschichte, Sage und Dichtung. München 1906), neben den Hertzschen Epen und Geibels unübertrefflich schönem Gedichte auf Uhlands Tod das Wertvollste in beiden Bänden, finden Geibel und Heyse kein Wort der Anerkennung. Haben doch auch beide Martin Greif, der von dem hessischen Volkslied-Forscher Otto Boeckel 1906 in seiner „Psychologie der Volksdichtung" als „echt volksmäßig" und als „Deutschlands größter lebender Lyriker" gerühmt wurde, überhaupt nicht als Dichter gelten lassen, und hat Heyse es schroff



abgelehnt, den in München heimisch gewordenen bayerischen Rheinpfälzer zum „neuen Münchner Dichterbuch“ einzuladen. Die im Augustheft des „Wächters“ von mir mitgeteilten „Briefe von und Erinnerungen an Greif“ geben näheren Aufschluß über dieses unerfreuliche Verhältnis. Freilich hatte auch Greif seinerseits sich 1866 in dem Berichte über seinen „Besuch bei Friedrich Rückert“ recht unfreundlich über das „Album der Münchener Freunde“ ausgesprochen. (Martin Greifs Nachgelassene Schriften. Herausgegeben von Wilhelm Kosch, Leipzig 1912. S. 27 f.) Die Beiträge, läßt er Rückert sagen, entsprächen nicht den Namen von Klang, alles sei fast wie von einem gemacht, nichts Originelles stehe darin. Das ist nicht minder ungerecht geurteilt als Geibels und Heyses Nichtachtung der Greifschen Lyrik.

Ein Grund der Schwäche der von Geibel und Heyse gegründeten Münchener Dichterschule lag, wie wir erst jetzt durch den Briefwechsel voll erkennen, in ihrem Mangel an innerem Zusammenhalte. Die beiden Führer sahen mit wenig Wohlwollen auf ihre sämtlichen Genossen herab. War Geibel durch seine Heftigkeit, die Heyse scherzen ließ, unser „biederer Senior, Lübecks Sängerschwan“ sei „ein Zephir in Liedern, doch im Leben ein Orkan“, von Anfang an nicht recht zu versöhnender Führerschaft geeignet, so legte sich durch den dem Münchener Klima schuldgegebenen frühen Tod seiner geliebten Frau und peinliches Siechtum allmählich „immer dichter und beklemmender der Schleier“ über sein Leben. Es hat etwas innig Rührendes, wie der ehemals so jugendkräftige Sänger der „Juniuslieder“ 1874 an Heyse berichtet von seinem Mühen, mittelst der „vortrefflichen Eigenschaft des Übersetzens“, das „ohne Stoff von uns zu fordern, doch den tröstlichen Schein des Selbstschaffens gönnt“, die vier Jahrzehnte früher auf der frohen Fahrt durch das ägäische Inselmeer erprobte Kunst nun „in kranken und gedrückten Tagen“ des Alters erneut zu üben. Den 1840 in den gemeinsam mit Ernst Curtius herausgegebenen „Klassischen Studien“ in die Scheune gebrachten Früchten stellte er jetzt in herbstlicher Reife in einem „Classischen Liederbuch“ „allerlei verdeutschte Antike“ zur Seite, „viel aus Horaz“. (Geibel ist denn auch in der Tat einer der am meisten genannten Deutschen in Eduard Stemplingers lehrreichem Buche „Das Fortleben der Horazischen Lyrik seit der Renaissance“. Leipzig 1906 (dazu „Horaz im Urteil der Jahrhunderte“. Leipzig 1921). Mit Horaz stand Geibel „ja von Jugend an immer auf besonders freundschaftlichem Fuße“. Die sechs autobiographischen „Elegien“, welche das „Neue Münchener Dichterbuch“ eröffnen, schlagen mit ihren Erinnerungen die Brücke von jener am Fuße der Akropolis verbrachten Zeit zu den „Spätherbstblättern“ und „Distichen aus dem Wintertagebuche“, die nun der Gealterte am Strande der blauen Ostsee schrieb in seiner geliebten Vaterstadt, von der er rühmte, kein Ort in Deutschland, selbst Nürnberg nicht, habe „so treu das stattliche Gepräge der alten mächtigen Reichsstadt bewahrt“, wie Lübeck.

Heyse seinerseits, auf dem alten verpflichtenden Dioskurenposten allein gelassen, klagte bereits 1869 über das Dürrwerden unserer Stämme. Und wenn er da auch vom aufsprossenden jungen Unterholze noch grünes Laub erhoffte, so schrieb er 1873 trübselig von München nach Lübeck: „Die Krokodile fristen ihr stumpfsinniges Dasein so fort. Leute, die ein Ziel und Schwung in der Seele haben, sind eben überall rar geworden. Hier bin ich ganz zum alten Eisen geworfen und mag keinen Finger rühren, den Rost von meinem Zeuge abzuscheuern.“

Die alte Gegnerschaft zwar war allmählich erloschen, und wenn auch ihm, seiner „Heimat echten Sprößling, weder Bock noch Isarwasser jemals den Berliner“, wie er selber von sich spottete, abzuwaschen vermochte, so hatte er sich doch an der Isar gut eingebürgert, war sogar bis zu gewissem Grade volkstümlich beliebt geworden. Allein dafür rückte in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre die weit gefährlichere Schar der Jungen gegen ihn an, die in Michael Georg Conrads realistischer Monatsschrift „Die Gesellschaft“ ihren starken Mittelpunkt fanden. In ihr veröffentlichte der nach München verzogene, kritisch wie dichterisch scharfe Waffen führende Sachse Wolfgang Kirchbach seine gegen Heyse und dessen gesamten Kreis, „uns Idealisten der alten Schule“, gerichtete dramatische Satire „Münchener Parnaß“, die eine Zeitlang gewaltig

rumorte. Heyses literarischer Kampfroman „Merlin“ erscheint dagegen wie ein schwer bewegliches Linienschiff in Abwehr eines Geschwaders leicht beweglicher rücksichtslos angreifender Kreuzer. Wenn das neue sich grenzenlos erdräustende Geschlecht ihn „höchstens als Novellendichter noch gelten lassen“ wollte, so war auch er, ungeachtet wiederholter eigener Versuche, mißtrauisch gegen den Roman, entschlossen, dieses sein allereigenstes Herrschgebiet durch Lehre und Beispiel in seinem Sinne ungestört zu erhalten.

Man muß Heyses spätere Novellen von ihm selber in seiner meisterlichen Vortragsweise gehört haben, um die einfach edlen Linien ihrer Stilreinheit voll zu würdigen.

Ein wirklich sinnvolles Geschick wollte es, daß der Briefwechsel, der durch „reifes und getreues Miteinanderausharren in guter und böser Zeit“ bis weit über die Silberhochzeit hinaus treu Verbundenen ausmündet und gipfelt in dem Prologe, mit dem „der treue Altgesell“ die hundertste Auflage der Gedichte seines geliebten Meisters einleiten wollte. Ehe Gruß und Buch ihn erreichten, hatte sich am 6. April 1884 „im stillen Haus am Travefluß“ Geibels irdisches Geschick vollendet, und am Tage darauf fügte der tief erschütterte überlebende Freund noch 22 Verse als Nachschrift dem längeren Gedichte bei, in dem er Erinnerungen aus dem gemeinsamen Leben auffrischt, beider Eigenart und „reinen Seelenklang“ als einzig Liebeswertes wechselnder Moden im deutschen Dichterwald gegenüberstellt. So klingt ihr Briefwechsel, aus dessen Reichtum ich nur einiges herausgegriffen habe, ergreifend und erhebend aus.

Prof. Dr. Max Koch



Aus musikalischer Volksbildungsarbeit

Die gegenwärtige Wirtschaftsnot führt den geistigen Arbeiter manchmal auf Seitenstraßen, die er in anderen Zeiten als vermeintliche Holzwege links liegen gelassen haben würde — wie er sie nun aber gezwungenermaßen doch verfolgt, führen sie den, der zu schauen versteht, zu manchem reizvollen Ausblick, der ihm andernfalls verloren geblieben wäre. In unserem Konzert- und Vortragswesen machen sich infolge der geldwirtschaftlichen Umstellung und der veränderten sozialen Schichtung auffällige Veränderungen fühlbar, die der kulturpolitisch Interessierte beachten sollte.

Während das Konzertwesen der Großstädte immer mehr dem seelenlosen Betrieb der Valutastarken anheimfällt, die Talent und Arbeit durch Kronen, Franken und Dollars ersetzen oder doch erheblich stützen, krankt das Musikleben der Mittelstädte meist an einer gewissen finanziellen Zaghaftigkeit der Verantwortlichen, die in (an sich löblicher) Berücksichtigung der schwachen Kräfte ihrer bisher Getreuesten, des alten Mittelstandes, eine möglichst konservative Preispolitik zu treiben suchen. Da die tarifstarken Orchester und die indexzifferigen Verleger dabei nicht mitmachen, führt dies zum Absterben der Orchester- und Oratorienchorwerke, zur Überalterung der Programme, die nur mit vorhandenen Notenbeständen bestritten werden sollen, und vor allem zu wirtschaftlicher Verelendung der Solisten, denen ohnehin die ungeheure Spesenverteuerung das Veranstalten eigener Konzerte unmöglich macht. Statt die neuen Reichen von vornherein als aussichtslos auszuschalten, sollten die innerdeutschen Konzertgesellschaften lieber (wie es in Westdeutschland längst geglückt ist) auch die bisher fernstehenden Kreise des Besitzes beherzter heranzuziehen suchen, für die Eintrittspreise der Konzerte den allgemeinen Teuerungsindex zugrunde legen und so dasjenige Publikum, das inzwischen schon längst wieder das Fleischessen gelernt hat, erziehen, auch geistige Genüsse nicht bloß zum Preise eines Straßenbahnbilletts erstehen zu wollen. Nach anfänglicher Schwierigkeit hat diese Kur erfahrungsgemäß noch an jedem Ort genützt, und von den bald sich ergebenden Überschüssen des neuen,

zeitgemäßen Etats kann dann die Leitung im stillen an dem alten Stamme der verarmten Sachverständigen und echten Musikliebhaber durch Eintrittserleichterungen noch viel mehr Gutes tun als zuvor. Aber, wie gesagt, soweit sind wir leider zumal in Mitteldeutschland noch längst nicht.

Unter diesen Umständen muß der Musiker auf neue Absatzgebiete seiner Kunst bedacht sein und versucht es mit den so äußerst zahlreich entstandenen Volksbildungsvereinen. Ein Vortrag über „Altes und neues Volkslied", über „Minnesängerweisen", „Weihnachts-, Passions- und Ostermusik", über „Schubert", „Löwe und die Ballade", die deutsche Oper im 17., 18. oder 19. Jahrhundert o. dgl., stets durch praktische Beispiele, die der Vortragende selbst singt, unterbrochen und belebt, pflegt rasch Gegenliebe zu finden; und so besteht kein Mangel an Aufforderungen, dergleichen in Deutschlands Gauen zu verbreiten, wenn wirklich Gutes in guter Form gebracht wird. Freilich, vom wirtschaftlichen Standpunkt betrachtet, stellt diese noch weit anstrengendere Doppeltätigkeit des Redner-Musikers in den meisten Fällen eine noch erhöhte Verwässerung der geistigen Energieumwertung dar, da hier unter dem schönen Schlagwort „Bildung dem Volke" ärgster Raubbau an den künstlerischen Kräften getrieben wird. Wenn man das Fachorgan der Volksbildungsredner durchblättert, so glaubt man oft wirklich nicht seinen Augen zu trauen, zu welchen Spottpreisen sich Vortragende anbieten. Gewiß — ein Studienrat, der schön in seiner Gehaltsklasse 10 oder 11 sitzt, kann sich's wohl leisten, für einen Apfel und ein Ei seine Redelust strömen zu lassen, aber natürlich wirkt das auch preisdrückend auf die Anhänger freier Berufe. Und das „Volk" muß es als lächerlich empfinden, wenn ihm die angeblich „gute" und „hohe" Kunst zum zehnten Teil einer Kinokarte angeboten wird „wie sauer Bier"; denn der Arbeiter sagt sich nicht ganz zu Unrecht, daß man doch aus dem Preis ungefähr auf den Wert einer Sache werde schließen dürfen. Infolgedessen macht man in den Volkshochschulen und Volksbildungsvereinen der größeren und mittleren Städte meist die Erfahrung, daß diejenigen, auf die das ganze gemeinnützige Unternehmen eigentlich gemünzt ist, meist durch Abwesenheit glänzen oder doch eine verschwindende Minderheit gegenüber denjenigen darstellen, die hier eigentlich nichts zu suchen hätten. Gewiß, statt dessen drängen sich Mitglieder der notleidenden Bildungsschicht, und als Vortragender hat man seine herzliche Freude, vor pensionierten alten Offizieren, kleinen Musiklehrerinnen, Krankenschwestern, Kleinrentnern von dem zu singen und zu sagen, was ihnen und uns als das Höchste und Wichtigste im Dasein gilt. Aber die füllen so der sozialistischen Bildungsstatistik ungewollt die Kolumnen, und die Arbeiterparteien prunken mit den hohen Besucherzahlen der Volkshochschulen als vorgeblichen Dokumenten heißen proletarischen Bildungsdranges! Die paar Arbeiter jedoch, die ich letzthin in einer Volkshochschulvorlesung als sichtlich brave Stammgäste sprach, gestanden mir, daß sie zum Spott und Hohn ihrer ganzen Straße zu uns kämen. Lehrreich ist auch folgendes Erlebnis: Nach einem Volksliedabend fordert mich der Leiter eines sozialdemokratischen Männerchors auf, bei seinem demnächstigen Konzert als Gesangssolist mitzuwirken. Ich zeige mich grundsätzlich nicht abgeneigt, frage aber, ob ich nicht lieber einen Vortrag mit Musikbeispielen über Volks- und Schundlied halten solle — das wird aber ängstlich abgelehnt (man fürchtet offenbar, es könnte irgend eine Nebenbemerkung an die allerheiligsten Parteischlagwörter rühren). Als ich dann, um wirklich nur einmal an das „Volk" heranzukommen, auch zu bloßem Liedervortrag mich einverstanden erkläre, jedoch ein Honorar fordere, das etwa dem Tagesverdienst eines Maurers entspricht, erklärt der Herr, ja das müsse er erst einmal seinem Verein zur Beschlußfassung vorlegen. Er ist aber nicht mehr wiedergekommen!

Um zu meiner (wie ich's im stillen manchmal nenne) musikalischen Mittelstandsküche zurückzukehren, so beobachte ich leider vielerorten, wie diese auch von den wohlhabendsten Leuten bevorzugt wird, die es nicht für stillos halten, in der Gummikutsche beim Volksbildungsverein vorzufahren. Gewiß sind mir auch dies liebe und oft verständnisvolle Gäste. Nur ist die Kehrseite der Medaille, daß auf diese Weise das Abhalten vollbezahlter Konzerte in den betreffenden

Städten zur Unmöglichkeit wird, denn so mancher denkt: Was brauche ich mir Herrn X. für 10000 M im Konzert anzuhören, wenn ich ihn im Volksbildungsverein ebensogut für 1000 M geliefert bekomme? Es müßten eben die Volksbildungskarten nicht im freien Handel zu haben sein, sondern nur unmittelbar durch die Gewerkschaften oder Betriebsräte direkt in den Fabriken verkauft werden, um wirklich die Arbeiterkreise zu erreichen, ebenso gibt es ja wohl auch Wege, um den wirklich notleidenden ehemaligen Mittelstand zu „erfassen".

Erwischt man aber wirklich einmal „Volk", so erlebt man oft recht niederdrückende Dinge. Ich erinnere mich deutlich eines Arbeiterpublikums, das zwar bei den Liedern hell aufmerkte, aber derartig ungeschult im Zuhören bei sachlicher Erzählung war, daß trotz volkstümlichster, lebendigster, freier Rede über ein so reizvolles Thema wie Schuberts Leben, sobald länger als zehn Minuten kein Lied den Vortrag unterbrach, die Aufmerksamkeit der Mehrzahl ermattet abschweifte, und mir mehrere nachher auf Befragen erklärten: „Ja, das Singen ist sehr schön, aber für das andere ist man nach der Arbeit zu müde, da will man sich doch ‚erholen'" Jeder Volksbildungs-Vereinsvorstand wird, wenn er ehrlich ist, die Erfahrung bestätigen: wo nicht Lichtbilder gezeigt werden oder Musik gemacht wird, bleiben „die Leute" weg. Nicht die Bildung, nur die Unterhaltung „zieht", und man muß schon zufrieden sein, wenn man der Masse halb unbemerkt, wie den Rhizinus unter Himbeersirup, etwas Gutes ohne Kauanstrengung und Schluckbeschwerden einfiltert.

Manchmal liegt der Fehler auch an der Harmlosigkeit der Ortsleitung. So suchte sich ein kleiner Verein, der auf einem richtigen Dorfe beheimatet war, sich unter meinen vielleicht zwanzig Themen ausgerechnet einen „Musiktag am Hofe Karls des Großen" aus. Ich wandte warnend ein, daß dieser nur als Auftakt eines mehrabendlichen Zyklus „Bilder aus der deutschen Musikgeschichte" rechten Sinn habe und doch ein schon etwas vorbereitetes Publikum voraussetze. Es half aber nichts, und ich sah mich eines Winterabends der so gut wie aussichtslosen Aufgabe gegenüber, in einem Landwirtshaussaal hundert Ackerknechten und Ziegeleiarbeitern die Reize des Sedulischen Lichthymnus und der Weisen des Ambrosius oder Rhabanus Maurus auseinanderzusetzen, was wohl selbst bei einem pädagogischen Genie nicht viel Früchte davongetragen haben würde; doch wurde am Schluß erleichtert geklatscht. Nachher fragte ich den Vereinsvorsitzenden, warum in aller Welt er sich so auf dies vorsintflutliche Thema versteift habe. „Ja, sehen Sie," war die pfiffig-bedächtige Antwort des Wackeren, „in Ihrem Prospekt gefielen uns die ‚Kulturgeschichtlichen Bilder' besonders, aber darunter war der ‚Musiktag in Goethes Hause' für unsere Leute zu hoch, den bei der Königin Luise oder bei Friedrich dem Großen können wir unserem Publikum nicht politisch zumuten, und die Themen ‚Musik im Lutherhause' oder ‚Musik bei Paul Gerhardt' würden unseren katholischen Mitgliedern gegen den Strich gehen. Da dachten wir uns, ‚Karl der Große' — das ist am neutralsten!"

Oder eine ähnlich ländliche Bildungsgemeinde wollte nach kurzem Einleitungsvortrag einen geschlossenen Liederzyklus hören; Löweballaden wünschte man wohl wegen des „reaktionären" Fridericus rex oder des „militaristischen" Prinzen Eugen zu vermeiden. Den angebotenen Müllerliedern von Schubert zog man trotz meiner Bedenken die „Winterreise" vor, deren „Handlung" ich möglichst allgemeinverständlich auseinanderzusetzen versuchte, auch bat, die Liederfolge nicht durch Klatschen zu unterbrechen. Also schön, los! „Fremd bin ich eingezogen" usw. Bis zu „Am Brunnen vor dem Tore" hörte alles gefesselt zu. Aber während die Familien von Arzt, Apotheker, Pfarrer, Rechtsanwalt und Kaufmann leuchtenden Auges und mit roten Köpfen das wundervolle Bekenntnis dieser vierundzwanzig Lieder mit mir erlebten, blieb die Menge der „einfachen Leute" gelangweilt zurück. Das Gähnen, das Hin- und Herrutschen, Husten, Räuspern bei der Mehrzahl sagte genug, und die jüngeren hatten nur noch ein albernes Grinsen der Verwunderung, wenn ich immer wieder zum nächsten Lied umblätterte. Für „Puppchen" wäre mir vermutlich ein Jubelhymnus der Dankbarkeit zuteil geworden.



Doch will ich auch von erfreulichen und hoffnungsvollen Erfahrungen zum Schluß sprechen, die da zeigen, daß der Gedanke des Volksbildungswesens an sich nicht falsch und aussichtslos ist, daß er aber vor allem durch das Publikum oder wenigstens die Vorbereitungsarbeit der örtlichen Helfer fruchtbar gemacht werden muß, damit der Wanderredner oder Großstadtkünstler ein wirkliches Echo finde. So denke ich mit Freude und Dankbarkeit einer kleinen niederlausitzer Fabrikstadt, wo ich nun schon den dritten Winter an einer „Akademie für jedermann" mit Vortragsreihen wirkliche „Arbeit" habe leisten können. Fabrikant und Arbeiter (d. h. jedermann, nicht das verlogen-poetische Fabeltier des Bildungshungers „Volk") saßen da bunt durcheinander in einer hübschen Schulaula, jedermann zahlte ohne Murren den vollen „Kinopreis", und mit prachtvoll gespannter Aufmerksamkeit reckte alles die Hälse, selbst wenn ich „nur" Dreiklänge an die große Schiefertafel malte. Und wenn es dann nach einer Stunde oft humorgewürzten „Unterrichts" zur „Belohnung" ein paar Lieder zum Klavier gab, die aus dem soeben theoretisch Erarbeiteten das Fazit, die praktische Nutzanwendung zogen, so war die Freude auf beiden Seiten echt und ehrlich. Herzlichen Gruß der tuchwebenden „grauen Stadt" Forst und ihrem Dichter! Die Lausitz ist aber auch das Zukunftsland der Braunkohlenfelder, unser „innerdeutsches Ruhrgebiet", und der erstarkende Wille von Werksleitungen oder Arbeitervereinen hat mich letzthin öfters in die Gegend der Brikettfabriken gerufen, auf Stationen, die kaum das Kursbuch nennt. Da machte es mir besondere Freude, als ein junger Schullehrer mir von seinem kleinen Gesangverein schrieb, dessen Mitglieder stundenweit zu jeder Übung zusammenwandern müßten, die aber doch fern aller Liedertafelei wirklich ernsthaft Tonkunst treiben möchten. Ob ich ihnen wohl einen Vortrag übers deutsche Volkslied halten wollte und ob sie ein paar Chöre dazu beisteuern dürften. Ich kam, und muß sagen: wie die wackeren Leute, ein paar Schullehrer und Bergwerksbeamte, da Isaaks Originalsatz „Innsbruck, ich muß dich lassen" oder Haßlers „Mein G'müt ist mir verwirret" bald als Doppelquartett, bald als kleiner Chor untadelig rein und mit dem herzlichsten Ausdruck sangen, wie dann das unverdorbene, aufmerksame Publikum so unendlich weit vom Stadtgetriebe entfernt meinen Worten und Liedern folgte: das ließ mich doch neuen Glauben an die Möglichkeit innerer Erneuerung unseres Volkes fassen. Prof. Dr. Hans Joachim Moser (Halle a. S.)



Türmers Tagebuch

Bei der Jahreswende · Hoffnungslos? · Frankreichs märchenhafter Aufstieg · Oswald Spenglers Befürchtungen · Umschwung der Weltstimmung · Wohin er führen kann · Vertrauen!

Die Weltenuhr hebt wieder aus. Es ist das sechste Jahr nach dem Umsturz, das sie ankündigt, und das fünfte nach dem Versailler Frieden. Immerhin schon ein Stück Zeit; lange genug, um Kinderkrankheiten zu überwinden und die versprochenen Segensfolgen ersprießen zu lassen.

Wer spürt etwas dieser Art? Hoffnungslos nannte Stresemann unsre Lage in seiner Schwanenrede als Reichskanzler. Er sehe auch keinen Weg, sie zu bessern. „Deutschland ist die offene Wunde am Körper Europas. Sowie Deutschland in Gefahr steht, an der Wunde an Rhein und Ruhr zu verbluten, so wird Europa verbluten und das Reparationsproblem nicht gelöst werden." Wie man unsre Aussichten einschätzt, das verrät der Dollar als Pegel des Weltvertrauens. Vor einem Jahre galt er 7000, und man entsetzte sich über diesen Tiefstand der Mark. Heute ragt er immer noch ins Billionenfache; das besagt, daß wir dem Auslande keinen roten Heller wert sind.

Wie anders Frankreich! Der Sommer 1918 sah uns an seiner Marne, der Winter auf 1924 sieht es an unsrer Ruhr. Märchenhaft nennt Oswald Spengler diesen Aufstieg in einer Betrachtung, die in den „Leipziger Neuesten Nachrichten" herauskam.

Frankreich ist die unbedingt führende Macht Europas geworden; und uns zumal beherrscht es mit seinem sonnenköniglichen „car tel est mon plaisir". Seine 39 Millionen Menschen trampeln auf uns 61 Millionen herum. Es besetzt, was ihm beliebt, mordet deutsche Arbeiter und wirft deutsche Direktoren ins Zuchthaus. Es raubt Bergwerke und Eisenbahnen, plündert Reichsbanken und verlangt obendrein noch die Anerkennung, daß dies alles rechtens geschehe und verdiente Strafe sei.

Was es nahm, ist ihm nur Sporn, noch mehr zu nehmen. Wir mögen erfüllen oder erliegen, weil unser Können versagt: dem Franzosen wird alles Vorwand zu neuen Mißhandlungen. Der Kronprinz kehrt in die Heimat zurück; sofort heißt's: Sanktionen. Die Heereskontrolle ist nicht mehr durchführbar: Sanktionen. Eine

Rechtsregierung bahnt sich an: Sanktionen. Bayern tut selbständige Schritte: Sanktionen!

Es gibt Deutsche, die sich von diesem Geschrei noch geschmeichelt fühlen. Da sehe man ja die Heldenangst dieser Liliputer; selbst noch vor dem gefesselten und angepflöckten Gulliver. Als ob nicht das ganze Getue eitel Heuchelei wäre! Sie fürchten uns längst nicht mehr und haben es auch gar nicht nötig. Aber zwiebeln wollen sie uns, wollen uns herrendünkelhaft knechten und letzten Endes polyphemisch verschlucken. Sie verlangen i-tipflige Erfüllung eines unerfüllbaren Friedens, weil er ihnen gar nicht Selbstzweck, sondern Vorwand ist. So oft noch in diesen fünf Jahren eine neue Staffel deutschen Bodens besetzt wurde, so oft erstand allsogleich das Gelüst nach einem weiteren Schlage. Auch jetzt verlangt schon die „Vie intime" den Zugriff auf Bremen und Hamburg, die ja unter Napoleon ebenfalls französisch waren. Weil man rauben will, braucht man Verfehlungen. Hat man keine, dann schafft man sie. An die Ruhr gingen die Franzosen, weil wir mit ein paar tausend Kohlentonnen und Telegraphenstangen im Rückstand geblieben.

Französischer Prahlstolz kann nicht verwinden, daß das deutsche Volk wuchs und wächst. Nach dem Dreißigjährigen Kriege hatte Frankreich doppelt soviel Einwohner als Deutschland. Bis auf die Tage Napoleons war es volkreicher und sogar 1870 die Kopfziffer noch gleich. Heute aber kommen in Mitteleuropa umgekehrt zwei Deutsche auf einen Franzosen.

Dem abzuhelfen arbeitete der Versailler Friede unter unbekümmertem Bruch der 14 Punkte. Ergänzend wurden die klaren Abstimmungen in Schleswig, Westpreußen und Oberschlesien ins freche Gegenteil verdreht. Die Folge ist, daß jetzt vier Zehntel aller Deutschen unter fremdem Joche stehen, und die übrigen nach französischem Vorsatz baldigst darunter kommen sollen. Was man erstrebt, das verkündet Leon Daudet mit verrohter Offenheit:

„Meinethalben können die Deutschen einander totschlagen, zerfetzen, ermorden, kochen, auffressen, das ließe mich kalt. Ich halte es sogar für angezeigt. Vierzig Millionen Deutsche weniger — dank einem einigermaßen geführten Bürgerkrieg, in dem hoffentlich aller moderne Komfort: Tanks, Flugzeuge, Giftgas usw. zur Verwendung gelangen —, das wäre mein inniger Herzenswunsch. Ich wäre dankbar für jede *Revolution, Hungersnot oder Pest*, die meinem geduldigen Warten auf das *Eintreten dieses herrlichen Ereignisses* ein Ende machte. Mit einem Wort: Ich wünsche feurig den endgültigen Schiffbruch des ‚besoffenen' deutschen Schiffes. Das Verwischen eines Zeitabschnittes von hundertundfünfzig Jahren *deutscher Militärmacht, lutherisch deutschen Geistes, die völlige Vernichtung der Schöpfung eines Stein, Hardenberg, Bismarck, das wäre eine Kompensation für die Schulden, die Deutschland uns nicht bezahlt.*"

* * *

Noch sind alle Schritte nur Staffeln zur Vernichtung Deutschlands. Diese selber jedoch ist nichts als die *Vorstufe zur Vernichtung der großbritannischen Weltmacht.*

Abermals tritt der Vergleich mit Napoleon vors Auge. Er wollte ja dasselbe. Allein wenn er an unzureichenden Mitteln scheiterte, so weist Spengler nach, daß Poincaré sich diesmal allen Bedarf zureichend gesichert hat.

Frankreich besitzt bereits die größten Rohstoffvorräte Europas. Es hat 5,3 Millionen Tonnen Eisenerz; England und Deutschland zusammen nur 0,77 Millionen. Es beherrscht ein Drittel der europäischen Kohlenförderung; mit Belgien und Polen sogar drei Fünftel. Mit einem Worte: es verfügt über die größte Waffenschmiede der Alten Welt.

Auch sonst ist es unvergleichlich besser daran, als Napoleon war. Es hat eine schwarze Macht, stärker an Kopfzahl, als dessen ganze Armada gegen Rußland gewesen. Und es wird sie nicht auf eisiger Steppe erfrieren lassen, sondern gegen Ägypten einsetzen. Was sollte England dem entgegenstellen? Spengler schwebt ein neues Faschoda vor, nur mit umgewandtem Ausgang.

„Am Nil entscheidet sich das Schicksal Indiens", sagte Napoleon, als er auf St. Helena seine Feldzüge kritisch nachprüfte. Er hatte Ägypten nicht halten können und versuchte daher an Englands Achillesferse über Moskau heranzukommen. Daran war er gescheitert. Diesmal, meint Spengler, müsse der Anschlag glücken. Er sieht Frankreichs völligen Sieg voraus. In zwei Jahren werde ihm niemand mehr Widerpart halten können. Ein Weltreich werde erstehen, allerdings das Weltreich eines gealterten Volkes, ohne innere Berechtigung, daher ohne Dauer. Allein sein Sturz müsse Europa in ein Trümmerfeld verwandeln und daher der Anstoß werden zum Untergang des Abendlandes.

* * *

Ist es unabänderlich, dieses Geschick? Muß die Welt wirklich erstarren vor dem Blick der züngelnden Schlange und sich widerstandslos umwinden, zerbrechen, verschlingen lassen?

Man hat gesagt, der strahlende Sieg von Jena sei die erste Niederlage Napoleons gewesen. Der Gipfel einer Kurve ist ja zugleich der Beginn ihres fallenden Astes. So kann man auch sagen, daß seit dem Ruhreinbruch Frankreichs Stern in cadente domo steht.

Unerhört war die Welt übertölpelt worden. Sie spielte die benommene Rolle des alten Moor; Franz-Frankreich machte sich lieb Kind durch Lug und Heuchelei; Karl-Deutschland wurde verstoßen und enterbt.

Was sich nun begab, enthüllte schreckhaft die unverschämte Herzenshärtigkeit der französischen Politik. Die Welt sagt sich: Wer sich jetzt als eingefleischter Teufel entpuppt, kann der vor dem Kriege ein Engel gewesen sein? Frankreichs erschwindelter Unschuldsglast ist dahin; mit ihm der ahnungslose Glaube an Deutschlands Kriegsschuld.

Man braucht dies nicht zu überschätzen. In den Völkerkämpfen dient die Moral oft leider nur als Schanddeckel der Unmoral. Aber trotzdem ist es von Wert, daß allenthalben die Stimmung umschlägt. Mit Schaudern sieht der „Nieuwe Rotterdamsche Courant", wie Europa ruhig zuschaue bei dem dumm-niederträchtigen Ruhrverbrechen. Gustaf Cassel in Stockholm macht die Welt verantwortlich für alles, was an Deutschland gesündigt wird. Die Geistigen Spaniens rufen gegen

Frankreich auf. In der Schweiz hat sich ein Ausschuß gebildet, der mit zornerfülltem Wort vor Gott und der Geschichte Rechenschaft fordert für die „aller Menschlichkeit spottenden Quälereien eines wehrlos gemachten Volkes". In England beklagt General Smuts den Mangel an Rechtssinn, der Europa lähme. E. D. Morel gibt sich vollen Herzens der Aufgabe hin, sein Volk aus dem „Narrenparadies" aufzurütteln, worin es fünftehalb Jahre gelebt. „Wollen Britannien und Amerika zusehen, daß Millionen deutscher Arbeiter, Frauen und Kinder Hungers sterben?"

Die englischen Staatsmänner erkennen, daß, da sie sich weise dünkten, sie zu Toren geworden waren. Der Versailler Friede ist der hirnloseste Streich der britischen Politik seit Menschengedenken gewesen. Er hat die Gefahr, die er wenden wollte, gerade erbauend vollendet, indem er an Deutschlands festländische Führerstelle das fünfmal gefährlichere Frankreich setzte.

Lloyd Georges wallisische Geistesbeweglichkeit bringt es jetzt fertig, gegen sein eigenes Werk zu reden. Er durchreiste die Vereinigten Staaten und schürte gegen Frankreich. Er pries diesem gegenüber den Edelmut der Angelsachsen, die den Feind zwar werfen, aber nicht martern. Ungeheurer Jubel umbrauste ihn. Er sprach auch im Neuyorker Opernhaus, und mittels Radio hatte er dabei Millionen von Hörern in der ganzen Union.

Zu derselben Zeit legte die Hearst-Presse Millionen von Lesern einen Aufsatz des Italieners Nitti vor die Augen. Mit heißem Wort bestritt er Deutschlands Kriegsschuld, verdammte den Versailler Frieden und bezichtigte Frankreich der Vergewaltigung Europas. Gegen solche moralische Einkreisung kommt keine Pariser Propaganda auf; auch die kostspieligste nicht. Der Pfeil prallt auf den Schützen zurück. Frankreichs erschwindeltes Ansehen wird in der Welt Schritt für Schritt vernichtet.

* * *

„Oderint dum metuant!" Sie mögen uns hassen, wenn sie uns nur fürchten. So könnte, auf seine furchtbar gesteigerte Macht gestützt, Poincarés blutrünstiger Cäsarenwahn denken. Damit rechnet auch Spengler ebenso, wie mit Englands bisherigen verschüchterten Halbheiten.

Versteift sich aber der britische Widerstand nicht täglich mehr? Man erklärt den Ruhreinbruch für ungesetzlich; man will nichts von dem rheinischen Sonderbundsrummel wissen. Die wohlfeilen französischen Vorwände zum Einschreiten gegen Deutschland werden samt und sonders abgelehnt. England versagt so eifrig, wie es früher beflissen zustimmte.

Ist Lloyd George etwa nur aus persönlicher Laune nach Amerika gegangen? Trug er nichts im Sinne, als mit den Siouxindianern als Ehrenhäuptling die Friedenspfeife zu rauchen? Ganz offenbar war seine Sendung, Amerika in einen Bund gegen Frankreich hineinzuziehen. Bald wird sich zeigen, wie weit es gelang.

Auch in Europa setzt sich allerlei um. Die französischen Bündnisse mit den östlichen Helfershelfern lockern sich. Die polnischen und tschechischen Staatsmänner machen sich viel in London zu schaffen. Auch Belgien schlägt eigene Wege ein, meist englischen Wünschen entsprechend. Mehr und mehr ist man in Brüssel besorgt, daß Frankreichs Liebe in eine „Liebe zum Fressen" ausarten könnte.

Noch wichtiger ist, daß Italien und Spanien sich gefunden. Sie standen bisher kalt zueinander. Hinter den Pyrenäen hat man niemals die Deutschen beschimpft und niemals den Bruch des Dreibundes gepriesen. Nun kam König Alfons zum ersten Male nach Rom und wurde mit jenem ausbrüchigen Jubel gefeiert, der Gefühle spendet, um Greifbarkeiten einzutauschen.

Für Italien besteht Gefahr, daß Frankreich der Oberherr Europas wird und es von seinen Rohstoffen abschneidet. Die Einnahme Ägyptens wäre ihm ein gleicher Todesstoß wie dem britischen Weltreich. Das französische Tunis ist ein ebensolcher Pfahl im italienischen Fleisch, wie das französische Marokko im spanischen. Beide haben nichts ängstlicher zu fürchten als die späte Erfüllung der Worte des vierzehnten Ludwig, ohne seine Erlaubnis dürfe fortan keiner seine Hand im Mittelmeere waschen.

Aus Rom hallen grollende Töne nach Paris. Mussolini erklärt, Poincaré habe ihn an der Ruhr betrogen. Die französischen Rheinumtriebe seien verwerflich. Weiterer Einmarsch in Deutschland werde nicht geduldet werden. Man müsse den Mut haben, zu erklären, daß es ein deutsches Volk gebe.

Der Franzose, so hat einmal ein Kenner gesagt, ist wie der Affe. Er steigt von Ast zu Ast, und wenn er im Wipfel sitzt, dann zeigt er denen drunten das Gesäß. Die Italiener erleben's jetzt. Es regnet Unverschämtheiten, und die apenninische Volksseele kocht darob. Man demonstriert vor den französischen Konsulaten, droht mit Ohrfeigen und fordert zum Zweikampf heraus. So endet die „Entente cordiale", die mit d'Annunzios widerlichen Schwulstreden auf die lateinische Schwester anhob.

Englands Einfluß ist in Italien ebenso groß wie in Spanien. Dieses war in der Peninsula-Zeit der britische Brückenkopf gegen Frankreich, ebenso wie 1815 Belgien dazu wurde. Sollte bei all diesen Entwicklungen die britische Diplomatie keinen Finger im Spiele haben?

Wer zu spüren versteht, dem gehen Lichter auf. Selbst vor der beredten Neuwahl schon war man in London nicht so dickhäutig, wie man sich stellt. Man sieht die Gefahr und kreist ein. Poincaré weiß dies, denkt aber wie König Philipp: „Die Welt ist noch auf einen Abend mein, ich will ihn nützen, diesen Abend."

* * *

Frankreich haßt uns, und England liebt uns nicht. Es arbeitet nur für sich, und alle anderen tun desgleichen. Keiner hilft uns, wofern er nicht sich dadurch selber hilft.

Nun ist man sich aber klar geworden, daß Europa versinkt, sobald Deutschland zusammenbricht. Aus diesem Grunde muß dieses gestützt, Frankreich abgewehrt werden. Das macht endlich unsere Sache zu einer gemein-europäischen. Je deutlicher Frankreichs Vernichtungswille gegen uns, sein Oberherrschaftsgelüst gegen jedermann wurde, desto mehr muß sich die Welt dagegen zusammentun.

Poincaré freilich pocht auf seine gewaltige Kriegsrüstung und die allgemeine Kriegsscheu. Er könnte sich verrechnen, so richtig beides ist. England hat noch immer den Polonius-Rat befolgt, Händel zu vermeiden, aber sie mit allen Mitteln durchzukämpfen, sobald sie unvermeidlich wurden. Zu seinen gängigsten Mitteln hat stets die Einkreisung gehört.

Es wird sich mutmaßlich zunächst des Völkerbundes bedienen. Dieser hat sich bisher nur als Weltbetrug erwiesen. Er war Frankreichs Werkzeug, uns zu schänden und zu schinden. Immerhin wurde gerade dadurch gezeigt, was er zuwege bringen kann, sobald ein entschlossener Wille sich dahintersetzt. Vielleicht wird aus einem Fuchsloch, wo das Böse brütete, noch eine Stelle, die das Gute schafft.

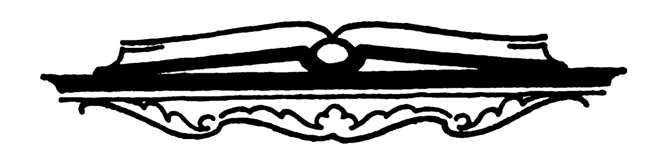
Frankreich schaufelte uns eine Grube. Es könnte selber hineinfallen. Einem Kriege der Welt würde es keineswegs widerstehen. Denn er würde weniger mit dem reisigen Zeug, mit Tanks, Fliegern und Gasbomben geführt, als mit den Mitteln der Völkerbundsfehme. Demnach mit Handelssperre und Wirtschaftslähmung. Frankreich ist überschuldet und seine Währung krank. Wenn also ein zweites Faschoda kommt, dann ist es ein zweites französisches. In Versailles wurde ein neues Recht geschmiedet, als man die Auslieferung des Kaisers forderte. Der Mann im Elysée mag sich vorsehen. Leicht könnte werden, daß, in Genf als Friedensstörer und Millionenmörder gerichtet, der heutige Napoleon dort endete, wo der erste verkam.

So beschaut, sind die Aussichten doch nicht so trübe, wie Spengler sie macht. Die Zeit arbeitet für uns, allzu bedächtig zwar für die Ungeduld unsrer schweren Not, allein unverdrängbar und zukunftssicher.

Geheimnisvolle Weissagungen laufen um, daß Deutschlands Wiederaufstieg für das Jahr 1924 bevorstehe. Man soll nicht spotten, nicht Ahnungen mißachten, nicht vergessen, daß unsre Welt von einer Überwelt durchdrungen ist. Vielmehr alles stützen, was Vertrauen schafft. Und wenn es selbst Irrtum wäre, wer vermöchte das jetzige Dasein ohne ein bißchen Lebenslüge zu ertragen? „Unsre tägliche Selbsttäuschung gib uns heute", pflegte Wilhelm Raabe zu beten. „Hoffnungslos", sagte Stresemann. Das sollte kein Kanzler tun. Wir müssen hoffen, um nicht zu vergehen; gläubig des Umschwungs harren und derweilen tapfer wirken, daß, wenn er hereinbricht, er wieder eine gesunde Reichsseele vorfinde.

Als Erzbischof Firmian die Protestanten aus Salzburg vertrieb, höhnte ein Domherr die Auswanderer: „Mit euch ist jetzt Matthäi am letzten!" — „Gott sei Dank, daß dem so ist," erwiderte ein frommer Weißbart, „wir setzen ja all unser Vertrauen darauf." Dem Domherrn bleibt dies Wort im Sinne. Er versteht es nicht. Schließlich schlägt er bei Matthäi am letzten nach und liest: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende."

F. H.





Hindenburg, Ludendorff und München

Noch immer zittert die Erregung über das Hitler-Abenteuer und seine blutigen Folgen nach. Am meisten in München, wo die Gemüter den entsetzlichen Umkipp aus dem Bürgerbräujubel in die Totenklage nicht mitzumachen fähig werden.

Einen wichtigen Beitrag zur Klärung liefert D. Traub in dem Hefte seiner „Eisernen Blätter", das er tiefbewegt dem Münchener Erlebnis widmet. Er ging zu Ludendorff und sprach sich mit ihm aus.

„Ich traf ihn", so schreibt er, „ungebrochen, voll tiefer Bitterkeit, aber auch ungebeugten Glaubens an sein Volk und an den Durchbruch der völkischen Ideale. Nur einmal wurde er so bewegt, daß ihm Stimme und Ton versagten: als er vom Tode seines Dieners redete, der neben ihm gefallen war. Mir war es besonders darum zu tun, die Gewißheit zu hören, daß er von dem Vorgehen Hitlers nichts gewußt habe. Ich hatte mich auch nicht getäuscht. Wußte ich doch von früher, daß er oft auf Hitler mäßigend einzuwirken versucht hat, wie man sich überhaupt das Zusammenarbeiten beider Männer, das noch jungen Datums ist, meinem Eindruck nach viel zu eng vorgestellt hat. Empört war der General über die Gerüchte, die an seine Ehre gingen: er habe sich bei der Schießerei sofort auf den Boden geworfen, die Hände hochgehalten usw. Nein! Er ging seines Wegs aufrecht weiter durch die Feuerlinie. Auch die falsche Auslegung seines Ehrenworts ging ihm sehr nahe, weil man ihn dadurch der Untreue gegen die völkische Idee bezichtigen wollte und er auf diesem Gebiet der soldatischen Treue mit Recht am empfindlichsten ist. Er hat versprochen, sich nicht mehr an diesem Unternehmen zu beteiligen; aber selbstverständlich hält er der ganzen Bewegung, in der er einzig die Rettung Deutschlands erblickt, die Treue. Mit warmem Herzenston redete er vom einfachen Mann und betonte die Kräfte, die im sogenannten gewöhnlichen Volk, in der Arbeiterschaft, im Mittelstand, stecken. Deutschland wird nur frei werden, wenn es völkische Kraft bewahrt — das ist seine stete Mahnung!"

Ludendorffs Stimmung ist zu verstehen; seine Hoffnung teilt jeder, der es wohl meint mit dem Vaterlande. „Deutschland wird nur frei werden, wenn es völkische Kraft bewahrt." Läßt sich diese jedoch durch Bürgerkrieg aufrecht halten? Hitler wollte ihn; das spricht das Urteil über seinen Anschlag. Auch Traub nimmt gegen ihn Stellung und gegen die Verhetzung, die in nationale Kreise getragen wurde. München habe ein groß Teil Schuld auf sich geladen durch Pflege von Führereitelkeiten, Intrigen, Phrasenseligkeit. Auch das beste vaterländische Wollen müsse in die Schule praktischer Politik gehen und lernen wollen.

Noch beklagenswerter freilich ist, daß auf der anderen Seite auf einen bloßen Kundgebungszug geschossen wurde. Dazu ohne Anruf und Warnung! Das Blut der vierzehn Gefallenen schreit gen Himmel. Vielleicht waren sie beirrt durch querköpfige Führer, mag sein. Aber samt und sonders waren es Leute lautersten vaterländischen Wollens, kampferprobte Studenten und Offiziere, Hoffnung deutscher Zukunft. Welcher Unselige gab den verhängnisvollen Befehl?! Und wie konnten Deutsche auf ihre deutschen Brüder schießen, ohne unmittelbar bedroht zu sein?!

Wer den Vorfall miterlebt hat, der steht unter seiner Wucht und ringt heute noch vergebens nach dem Gleichgewicht.

Nun gilt es, Wunden zu heilen, leibliche und seelische Wunden. Es gilt schleunig zu heilen, soll nicht der Umsturz ernten, was dort an der Feldherrnhalle Unheilvolles gesät wurde. Da hat wieder unser Hindenburg ein ernstes Mahnwort gesprochen. Seine gleiche Freundschaft zu Ludendorff wie Kahr hat es ihm nahegelegt, entsprungen aber ist's treuster Vaterlandsliebe und abgeklärter Altersweisheit:

„Ich beklage es tief, daß deutsche, von gleicher Vaterlandsliebe beseelte Brüder sich in München feindlich gegenübergetreten sind und damit zur Freude unserer Gegner einen Riß im Volksleben geschaffen haben. Reicht euch, wie wir Alten es 1866 auch getan haben, über die Gräber der auf beiden Seiten im festen Glauben an ihr gutes Recht Gefallenen hinweg zur Versöhnung die Hände! Unser armes Vaterland bedarf in seiner größten Not doppelt der Einigkeit.

gez. von Hindenburg."

Der „Türmer" hat dem nichts hinzuzufügen. Wir wünschen unsrem deutschen Vaterlande vor allem Besonnenheit, die bei diesen abenteuerlichen und überstürzten Münchener Vorgängen leider gefehlt hat. F. H.

Nachwort des Türmers. Das Trauerspiel an der Feldherrnhalle ist das erschütterndste Ereignis, das wir seit Kriegsende erlebt haben. Hier marschierte ein Ludendorff an der Spitze eines friedlichen Demonstrantenzuges. Und doch wurde so mörderisch geschossen! Von Reichswehr — auf den früheren Oberbefehlshaber! Die ganze Gräßlichkeit des Vorgangs erhellt aus dem Bericht eines Augenzeugen (Gottfried Feder) im „Reichswart" des Grafen Reventlow: „Plötzlich erhebt auf der Gegenseite in der Mitte der Straße ein Offizier den Arm. Die Soldaten reißen die Hähne zurück, fahren hoch (Streicher und Gottfried Feder springen vor die vorderste Reihe und brüllen die Soldaten an: ‚Ihr werdet doch nicht auf Ludendorff schießen!') — da kracht schon auf 2—3 Meter Entfernung eine grauenhafte Salve in den Zug hinein und richtet ein schauerliches Blutbad an. Aus den Fenstern der Residenz bekommt der wehrlose Zug Feuer, und vom Odeonsplatz her hämmert ein Maschinengewehr. Ich war unter dem rasenden Feuer der Gewehrsalven durch die Feuerlinie durchgebrochen und mit einigen Sätzen bis zu den Stufen der Feldherrnhalle gerannt, hinter mir, dem vollkommen waffenlosen Zivilisten, jagten die Kugeln her, und von vorne erhielt ich Feuer von den entlang der Theatinerkirche aufgestellten Mannschaften. Ich blieb stehen und blickte hinter mich, um das grauenhafteste Bild meines Lebens zu sehen — da lagen alle in ihrem Blute, niedergemäht — niemand stand mehr, nur wenige, die sich rasch nach feldmäßiger Sitte zu Boden geworfen hatten, entkamen dem Tode. Ludendorff sah ich nicht mehr. Ich sprang, noch immer beschossen, hinüber bis zur Westseite der Feldherrnhalle und drückte mich der Mauer entlang — hinter mir Einzelnem jagte man noch Feuer drein, bis ich in einer Mauernische des Preysingplatzes notdürftig in Deckung gehen konnte. Wie durch ein unglaubliches Wunder war Ludendorff ebenfalls mitten durch die Feuerlinie aufrecht hindurchgeschritten und wurde auf der anderen Seite des Platzes angehalten. Hitler hatte sich rasch niedergeworfen und konnte sich unverletzt, aber mit luxiertem Arm, aus dem Feuerbereich zurückziehen. Dagegen blieb der edle von der Pfordten tot am Platze, Scheubner-Richter war sofort tot. Oskar Körner tot, gräßlich zugerichtet von einer Handgranate, die auf Ludendorff gezielt war, geschleudert von dem ebenfalls gefallenen Hauptmann Schraut von der Landespolizei, der ganz bestimmt gefallen ist von den Kugeln seiner eigenen Leute. Neubauer, der Diener Ludendorffs, tot, Graf, der Begleiter Hitlers, schwer verwundet, mit sieben Steckschüssen im Leib. Gesselmann schwer verwundet, mit Lungen-, Bauch- und Armschuß. Felix Alfarth tot. Karl Laforse tot. Hauptmann Göhring schwer verwundet, Lorenz Ritter von Stransky tot, Rikmers schwer verwundet, Wilhelm Wolf, Nikolaus Hollweg, Anton Hecheberger, Andreas Bauriedl und Martin Faust, alle auf der Stelle tot; Kulsbrock, Gareis, Baumgartner, Preis, Eggendorfer, v. Pope, Knörlein, Wilhelm Richter und Robert Renner schwer verletzt. Auf der Gegenseite fielen noch drei Soldaten der Landespolizei — ganz ohne Zweifel den

Schüssen der eigenen Leute zum Opfer. Auf unserer Seite ist ganz bestimmt kein Schuß gefallen."

Neben diesen furchtbaren Tatsachen, die auf Reichswehr oder Landespolizei und die dahinter stehenden Machthaber schwerste Schuld laden, verblaßt Hitlers dilettantisches Vorgehen. Graf Reventlow bemerkt: „Die Bezeichnung Mord ist in keiner Weise übertrieben. Es war ein Mord, wie er infamer nicht gedacht werden kann." Ludendorff selbst läßt durch seinen Rechtsbeistand folgendes erklären:

„1. General Ludendorff ist genau so von der Tat Hitlers überrascht worden, wie die Herren v. Kahr, v. Lossow und v. Seißer; er hat genau so ohne Zwang wie diese Herren auf die Frage Hitlers erklärt, daß er der Sache zur Verfügung stehe, nachdem die Tat einmal geschehen sei; er hat genau so wie diese Herren ohne Zwang und ohne Falsch seine Zusage Auge in Auge gegeben und mit Handschlag bekräftigt. 2. Dem General Ludendorff haben die Herren v. Kahr, v. Lossow und v. Seißer niemals ihr gegebenes Wort aufgekündigt, er ist vielmehr bis zum Freitag, dem 9. November, vormittags, durch Handlungen und Äußerungen in seinem Glauben bestärkt worden, daß die Herren zu ihrem Worte stehen. 3. General Ludendorff hat nach Auftauchen der Gerüchte über das Abschwenken von Reichswehr und Polizei Herrn v. Lossow am Freitagmorgen in Kenntnis gesetzt, daß bei einem Zusammenstoß der Kampfbund nicht schießen würde, während in der Reichswehr um 10 Uhr vormittags befohlen worden ist, bei einem Zusammenstoß sofort zu schießen und scharf hinzuhalten. Beim Abmarsch der Hitler-Leute aus dem Bürgerbräukeller hat General Ludendorff „Entladen" befohlen, was restlos befolgt wurde. Es ist unwahr, daß der erste Schuß von den Hitler-Leuten gefallen ist, sie befanden sich noch mit umgehängtem Gewehr in Bewegung, als der Feuerüberfall auf sie blitz- und schlagartig einsetzte. Es bleibt die Tatsache bestehen, daß Reichswehr und Polizei ohne Anruf, ohne Signal und ohne Warnung das Feuer auf den Zug eröffneten, in dessen erster Reihe General Ludendorff ging."

*

Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Grafen Waldersee

Den von mir im Juliheft des Türmers (S. 677 ff.) besprochenen beiden ersten Bänden der „Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Grafen Waldersee" ist nunmehr der 3. Band (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin 1923, 276 S.) gefolgt, der die China-Expedition und die letzten Lebensjahre des Verfassers 1901—1904 behandelt. Er bestätigt vollauf das von mir über die ersten beiden Bände gefällte günstige Urteil.

Für die geschichtliche Erforschung des Chinafeldzugs ist das Buch von grundlegender Bedeutung. Nach den gewaltigen Ereignissen des letzten Jahrzehnts ist das Interesse an diesem Unternehmen, das mit reichlichem theatralischem Pomp in Szene gesetzt worden war, allerdings stark abgeflaut; auch militärisch bietet es nichts Bemerkenswertes. Das Hauptverdienst Waldersees bestand darin, die andauernden schweren Reibungen unter den beteiligten Nationen beseitigt zu haben, und er darf es sich als Verdienst anrechnen, „daß es nicht zu offenem Streit zwischen den Verbündeten gekommen ist". Militärische Führereigenschaften zu zeigen, bot sich für den Feldmarschall in China keine Gelegenheit, dagegen verdient seine diplomatische Gewandtheit Anerkennung, und er konnte stolz darauf sein, wenigstens das deutsche Ansehen gewahrt und sich mit Anstand aus dieser immerhin heiklen Affäre gezogen zu haben. Nicht ohne Reiz ist es, sein Urteil über die beteiligten Nationen zu hören. Die vorgekommenen schweren Plünderungen, an denen glücklicherweise die Deutschen nicht beteiligt waren, sind kein Ruhmesblatt für die europäischen Völker. Mit den Franzosen und Engländern stand das Oberkommando im allgemeinen auf gutem Fuße, und Waldersee gewann sogar den Eindruck, daß der Revanchegedanke sich in Frankreich überlebt habe. Dies ist der einzige Punkt, in dem die sonst geradezu verblüffende, vorausahnende Sehergabe des Feldmarschalls, dessen treffendes Urteil in politischen Dingen man

bewundern muß, sich getäuscht hat. Im übrigen beurteilt er die Franzosen recht zutreffend, und man wird gerade heutzutage seine Äußerungen mit einer gewissen Befriedigung lesen, wenn er schreibt: „Allgemeiner Mißachtung erfreuen sich die Franzosen, selbst die Russen wollen mit ihnen nichts zu schaffen haben", und an anderer Stelle: „Es sind mir zahlreiche Klagen chinesischer Behörden über französische Indisziplin, über Plünderungen und namentlich über Vergewaltigung von Frauen zu Ohren gekommen."

Die Friedensverhandlungen in China boten ein trauriges Bild diplomatischer Unfähigkeit, staatsmännischer Halbheit und Kurzsichtigkeit. Waldersee meint, die deutsche Politik sollte im Verein mit England vorsichtig Japan in Ostasien stützen. Statt dessen ist man den Russen nachgelaufen und hat ohne Grund Japan vor den Kopf gestoßen. Die Quittung hierfür haben wir 1914 in Kiautschou erhalten.

Von größerem aktuellem Interesse ist der Abschnitt, der die letzten Lebensjahre Waldersees umfaßt. Im Mittelpunkt steht die Person des Kaisers, der eine womöglich noch ungünstigere Beurteilung erfährt als in den ersten beiden Bänden. „Wird er Deutschland zu erweiterter Macht und glänzender Stellung verhelfen oder wird er den Bau zusammenbrechen sehen, das ist die große Frage... Wollte Gott, daß ich die Verhältnisse zu schwarz ansehe." Es ist geradezu erschütternd zu lesen, wie Waldersee schon 1902 die Revolution und den Zusammenbruch des Reichs, wie wir ihn heute erleben, hat kommen sehen. Er beklagt, daß der Kaiser nur von unbedeutenden Schmeichlern umgeben sei, daß es niemand wage, ihm die Wahrheit zu sagen, daß er Charaktere breche, daß die hohen Offiziere in der Armee ganz verschüchtert seien und auch die militärischen Leistungen infolgedessen zurückgehen, daß alle verantwortlichen hohen Ratgeber des Kaisers und auch die Bundesfürsten mit schwerster Sorge in die Zukunft sähen. „Ich möchte wohl wissen," schreibt Waldersee am 5. Dezember 1902, „wo der Monarch seine Stützen suchen und finden wird, wenn ernste Zeiten kommen. Und sie werden kommen, sind ja eigentlich schon da. Die klugen sozialdemokratischen Führer sind mit dem Lauf der Dinge ganz zufrieden, sie sehen deutlich, wie wir ganz allmählich bergab gleiten, und warten ruhig ab, bis der Moment für den großen Krach da ist. Wird ihm die Staatsgewalt dann noch gewachsen sein?"

Ebenso wie Waldersee im Inneren die Gefahren hat kommen sehen, verurteilt er auch unsere verfehlte äußere Politik. „Nirgends versteht man unsere Politik, was auch ganz natürlich ist, da eine Schwenkung der anderen folgt... Wer trägt aber die Schuld, daß wir ohne Alliierten sein werden? Allein doch unsere Politik."

Das Buch schließt mit den Worten: „Ich bitte Gott, daß ich es nicht zu erleben brauche, was ich kommen sehe." Dies waren zugleich die letzten Worte, die der am 5. März 1904 verstorbene Feldmarschall im Leben schrieb. Wie recht er damit gehabt hat, beweisen die heutigen Ereignisse.

Franz Freiherr von Berchem

*

Eine Urfaust-Aufführung durch Schüler in Lübeck

Immer größere Bedeutung kommt der Laienbühne zu; jetzt zumal, wo der Geist unsrer Theater so vielfach versagt und ein Besuch kaum noch bezahlbar ist. Von einem Laienspiel soll im Folgenden erzählt werden.

Die ehemalige Franziskaner-Klosterkirche zu St. Katharinen in Lübeck, an die sich heute an der Stelle der Klosterräume die von Bugenhagen eingerichtete altberühmte Gelehrtenschule des Katharineums anschließt, hat lange leer gestanden. Eine Zeitlang diente sie der Schule als Aula. Seitdem diese eine eigene Aula erbaut hat, wurde sie nur gelegentlich als willkommener Ausstellungsraum benutzt. In jüngster Zeit hat sich die Ortsgruppe der Fichte-Gesellschaft des wundervollen Gebäudes mit seinen himmelanstrebenden Spitzbogengewölben angenommen und darin für eine kleine Gemeinde musikalische Abendandachten abgehalten oder Vortragsabende veranstaltet, bei denen durch einen feierlichen Hintergrund und eine stimmungsvolle Musik die Wirkung vertieft werden konnte. Der Hoch-

chor eignet sich für solche intimen Veranstaltungen aufs beste. Auf zahlreichen Pfeilern ruhend, schiebt er sich in die Apsis als langgestrecktes Rechteck ein. Gegen einen schmalen Vorraum unter dem mächtigen, in das Mittelschiff hinabschauenden Kruzifixus, unter dem der steinerne Treppenaufgang mündet, ist der eigentlich für die Feiern in Betracht kommende Chorraum durch eine zweimal mannshohe Holzwand mit eingefügtem Tor abgeschlossen. Jenseits streben die hohen Kirchenfenster schmal, von Licht durchströmt, empor. Für volkstümliche Aufführungen von tiefer deutscher Geistigkeit ist dieser Raum wie geschaffen.

Dort oben nun entwickelte sich denn auch neulich ein gar eigenartiges Leben, wie es die alte Kirche wohl noch nicht gesehen hatte. Männlein und Fräulein in Gelehrtenmantel und Barett, in Puffärmeln und Häubchen, zwischen denen sogar eine höllische Gestalt in roten Trikots und enganliegender Kappe umherschleifte, bewegten sich malerisch unter Gruppen von Männern, Frauen und allerlei Jungvolk aus unseren eigenen Tagen: Schüler der Oberrealschule zum Dom und junge Damen der Stadt probten Goethes Urfaust.

Nun hat die Aufführung vor einer zahlreichen Zuhörerschaft stattgefunden — ja, es ist schon all der Bühnenzauber wieder abgetragen worden; aber der Urfaust lebt noch in den jungen Herzen.

Wie funkelten an dem Abend die kleinen Kerzen, die sich unten im dunklen Schiff verteilten, gehalten von jüngeren Schülern, die den zuströmenden Schaulustigen den Weg zum Aufstieg und die Treppe selbst erleuchteten! Bänke und Stühle füllten sich schnell. Dort erhob sich die festgezimmerte und mit schwarzem, rotem, blauem und gelbem Tuch ausgeschlagene Bühne, vor der zwei Knaben mit brennenden Armleuchtern standen. Noch sind die Rampenlichter nicht angedreht. Aber die elektrische Leitung, die man heraufgeführt hat, kann sie nach Bedarf weiß oder farbig erstrahlen lassen. Dann werden auch die Höhen ihr Licht herabgießen und in die Gewölbe hinauf einen märchenhaften Widerschein tragen.

Der Klang des Beckens erdröhnt. Alle Kerzen erlöschen.

Der Vorhang teilt sich. Keine Dekoration. Drei Bühnen — oder Schauplätze — hintereinander. In der hintersten, engsten das Studierzimmer. Und sie banden auch uns wieder, diese altvertrauten Gesichte, und führten uns weit weg aus dem Tagesströdel da draußen mit seinem Jammer und seinen Sinnlosigkeiten in Goethes deutschestes Werk hinein. Gespielt wurde von diesen frischen jungen Menschen unter der trefflichen Leitung des Dr. Borvitz mustergültig. Schon viel getan hat Herr Dr. Borvitz für die Wiederbelebung des künstlerischen Volksspiels. Daß er uns nun auch mit seinen Schülern den „Urfaust" zu Gehör und vor die Augen bringen konnte, beweist nur aufs neue, daß dem, der zielbewußt strebt, schließlich keine Aufgabe mehr unlösbar ist. Ich glaube nicht, daß zurzeit sich in Deutschland eine zweite Schülertruppe finden läßt, die imstande wäre, den Urfaust in einer solchen Vollendung zur Darstellung zu bringen. Der Faust selbst sowohl wie ganz vorzüglich der Mephisto, dieser bei all seinem Sarkasmus und zeitweiliger Niederträchtigkeit liebenswürdigste und jedenfalls deutscheste Teufel, wurden in einer Weise verkörpert, wie man es so jungen Menschen, die doch das Komödienspielen nur neben ihren Schulstudien betreiben können, kaum zutrauen wird. Das Gretchen, von einer jungen Dame gespielt, die zum erstenmal eine so bedeutende Rolle übernommen hatte, überraschte nach den reizend herausgebrachten Szenen aus der engen Welt voll deutscher Heimlichkeit durch Kraft und Leidenschaft vorzüglich in der Kerkerszene. Nirgends gab es Theatermätzchen; alles war Bemühen, aus sich heraus die Rollen zu erleben, und wenn Faust naturgemäß noch nicht als der ruhelos ringende Geist erschien, der in der Beschränkung nur flüchtig rasten kann, sondern der sich leidenschaftlich in alle Tiefen hinausstürzende Jüngling, so war Gretchen zur Übermittlerin der holden Einfachheit ihrer Gefühlswelt um so berufener. Vielerlei humorvolle Lichter waren den Szenen in Auerbachs Keller und bei der Frau Marthe aufgesetzt.

Der Bühnenaufbau erwies sich als sehr glücklich erdacht. Von ihm bis zu den Einlaßkarten war übrigens alles von den Schülern selbst

verfertigt. Mit den Farbenzusammenstellungen waren schöne Wirkungen erzielt worden. An den stark betonten horizontalen Linien der Bühne innerhalb der aufstrebenden des Kirchenschiffs nahm dieser und jener Anstoß. Für mich lag gerade in diesem entschiedenen Zerschneiden der Höhenlinie ein besonderer Zauber. Die Bilder der Bühne umgrenzt ein geduckter Raum; in die Unendlichkeit der überwölbenden Welt erhebt sich im tönenden Wort der Geist der Dichtung. Als einzige Requisiten dienten ein Tisch, ein paar Stühle oder Hocker, ein Buch, ein Kästchen, einige Blumen. Aber keine moderne Bühne mit all ihrem Kulissen- und Beleuchtungszauber hätte die Dichtung des jungen Genies, das noch eben dem schlichten Stimmungszauber des Puppentheaters hingegeben war, reizvoller umrahmen können.

Ich wünschte, unsere deutsche Jugend kräftigte sich recht zahlreich am geistigen Jungbrunnen unserer Dichtung für die ihrer wartenden großen Aufgaben. Denn ganz gewiß: Einst wird kommen der Tag, wo alle, die heute des deutschen Wesens spotten, zurücksinken werden in ihr jammervolles Nichts, während unsere Jugend einen besseren Tag heraufführen hilft.

Julius Havemann

*

Not und Drang deutscher Jugend

Ein junger Leser schreibt uns:

„Es ist nun schon eine Reihe von Monden her, daß sich ein ganz kleiner Kameradenkreis — vier junge Menschen — zusammenschloß in dem heilig-ernsten Willen zur Arbeit für einen Aufstieg des deutschen Vaterlandes. Wir haben den Wunsch, unsere Gedanken und Hochziele weiterzutragen — und in all der Zeit ist noch kein einziger zu uns getreten! Wir haben gesucht und haben noch immer nicht gefunden. Wir wollen ja auch alles, was an Vereinsmeierei gemahnen könnte, weit fern von uns halten. Wir vier sind ganz schlicht zusammengetreten, nur ein Rundbrief kreist als einziges äußeres Band — wir vier sind in alle vier Winde verstreut; wir wollen uns gegenseitig den Rücken stählen; das ist alles.

„Zwei Hauptlinien kennzeichnen unser Wollen, zwei Linien, die sich nach unserem Glauben nur allzu selten in den Scharen von Deutschlands Jugend kreuzen: eine Vaterlandstreue, nacheifernd an Opfermut der eines ‚Jürg Jenatsch‘, und sittliche, geschlechtliche Reinheit. Diesen beiden gesellt sich ein drittes zu: strenge Einfachheit im Stofflichen. Wir verzichten auf Auslandsware, soweit angängig. Hierzu zählt natürlich auch der Tabak. Viel Schuld am heutigen Elend trägt zweifellos Maßlosigkeit beim Teufel Alkohol. Wir sind nicht Blaukreuzler, aber die Verpflichtung haben wir gern auf uns genommen, strenges, knapp gezogenes Maß zu halten. Ist es nicht eine Schande, wenn es heute Deutsche gibt, die sich gar noch mit ihrem Patriotismus brüsten und schamlos trunken durch die Straßen wanken?! Und deutsche Jugend hält es für erlaubt, das Tanzbein zu schwingen — in der gleichen Stunde, in welcher Peitschenhiebe der Franzosen auf blutunterlaufene Rücken deutscher Brüder niedersausen, in welcher die Heiligkeit deutschen Frauenschoßes geschändet wird von weißen und schwarzen Bestien. Im Ruhrgebiet Jammer und Seelennot — im deutschen Innenland Oberflächlichkeit: Tänze, Bälle, Feste!

„Aber Deutschland kann nur gerettet werden, wenn reine Herzen die Befreiung ersehnen und reine Hände sie ausführen... Fleckenlos muß die deutsche Sittlichkeit wieder erstrahlen, wie zur Zeit eines Tacitus, der so bewundernde und — so neiderfüllte Worte fand dafür. Wir sind nicht mehr das unberührte Naturvolk von damals. Reinheit des Leibes ist für uns nicht mehr naturgegeben; nur durch harte Selbstzucht kann sich unser Volk wieder dahin zurückleiten. Sparta soll uns in manchem, in vielem Vorbild sein. Wir hätten vordem nicht geahnt, wie weit der Sumpf schon gierig vorgearbeitet hat in Deutschland. Erst unsere ersten Schaffensversuche haben uns dies erschreckend gezeigt. Da haben wir sehen müssen, wie schwer die Aufgabe ist, die wir uns selbst gestellt. Und doch werden wir nicht mutlos, weil wir uns gegenseitig an unsere Pflicht gemahnen und an unsere innere Verpflichtung...

„Nun stehen zwei Wege offen vor uns: 1. Arbeit an uns selbst (Eigenerziehung), 2. persönliches Weiterwirken auf andere. Beide Pfade wollen wir gehen. Aber wie jammervoll eng begrenzt der Wirkungskreis! Sechs Monde vergangen, und kaum eine Wirkung, die über uns vier hinausgeht! Wohl, ich stehe im Briefwechsel mit einem prächtigen, älteren Deutschbrasilianer in Sao Paulo; es ist mir gelungen, bei einer größeren Zeitung einen Aufsatz anzubringen, einen Mahnruf für deutsche Jugend. Und doch! — Es ist nicht Eitelkeit, die uns zu größerem Tun führen möchte, sondern Verzweiflung über die Seelennot dieser Zeit...

„Ich las einmal ein Wort von ‚deutscher Notgemeinschaft'; das hat mich gepackt. Und in diesem Gedanken habe ich mich zu diesem Brief entschlossen. Es müßten heute doch alle die, welche opferwillige Vaterlandsliebe kennen, ungetrübt vom Parteigeist, eng zusammenrücken und die Reihen schließen! So erlaube ich mir zu fragen: Können und wollen Sie uns vielleicht raten für unser Wollen? Und können und dürfen wir Ihnen irgendwie helfen für die deutsche Sache? Ich glaube, Sie haben die Reinheit unseres Willens aus Vorstehendem erkennen können."

Hans Vietor (Kassel, Ständeplatz 15)

— — Soweit diese Zuschrift. Sie ist nicht die einzige dieser Art. Solche jungen Menschen guten Willens treten oft an uns heran und bitten um Rat. Es genügt ihnen nicht die Form der Freundschaft mit Altersgenossen, es genügt ihnen nicht der tätige Gedanken- und Gemütsaustausch in kleinem Kreise zu gegenseitiger Förderung und Veredlung: sie möchten, die Zwanzigjährigen, gleich auf das Sechzigmillionenvolk der Deutschen befruchtend einwirken! Wir achten dieses edle Gefühl und die sittliche Reinheit — aber wir warnen zugleich.

Wir warnen vor verfrühtem Wirkenwollen. Es gibt Jugendführer und Jugendbünde von aufbauender Stimmung genug, wie uns Wilhelm Kotzde demnächst in diesen Blättern auseinandersetzen wird. Wer sich nicht einer solchen Gruppe anschließen will, wer nicht im Lichtkreis einer ausgereiften Persönlichkeit oder einer anerkannten Zeitschrift seine Fähigkeiten ausreifen mag, der schließe sich einem dieser Jugendbünde an — gründe aber keinen neuen! Stille, kleine Freundschaftsbünde, wie sie einst im 18. Jahrhundert so reizvoll gediehen (sie brauchen nicht weichlich zu sein), sind für das Wachstum der Seele und die Vertiefung des Gemütslebens fördernder als die Massen- und Gruppenversammlungen, ohne die es anscheinend heutzutage auch in der Jugendbewegung nicht mehr geht.

Aber wir geben gern den obigen Brief nebst Anschrift unsren Lesern zur Kenntnis. Vielleicht findet er da oder dort Widerhall.

*

Keine Rettung mehr...

Die Stadt- und Land-Zeitung von Calbe (Saale) veröffentlichte vor kurzem den Bericht des amerikanischen Physik-Professors James P. C. Southall von der Kolumbia-Universität in New-York, den er aufzeichnete, nachdem er einen deutschen Kollegen besucht hatte.

Dieser Bericht lautet:

„Im Interesse einer wissenschaftlichen Arbeit mußte ich diesen Sommer eine Reise nach Deutschland machen. Es war nötig, mit einem der hervorragendsten und anerkanntesten Gelehrten des Landes, Professor der Physiologie einer berühmten deutschen Universität, persönlich zu konferieren. Ich war früher nie in Deutschland gewesen und hatte den ausgezeichneten Mann nie vorher gesehen. Unsere Spezialgebiete liegen ja auch etwas auseinander. Sobald er hörte, daß ich in der kleinen Universitätsstadt angekommen war, lud er mich und meinen Sohn, der mich auf der Reise begleitete, auf den Nachmittag zum Tee ein. Wir erschienen zur festgesetzten Stunde. Es war ein reizendes altertümliches Gebäude, das in allen Teilen von hoher Kultur und überlegtem Komfort sprach. Der Professor und seine Gattin empfingen uns und begrüßten uns in der entgegenkommendsten Weise. Auf dem Tisch, an dem wir Platz nahmen, stand ein wenig Schwarzbrot und ein oder zwei wenig verführerische Teller mit Zubrot. Mein Wirt entschuldigte sich wegen der mageren

Aufnahme, sie seien zurzeit in ihren Ernährungsverhältnissen sehr beschränkt. Die Gattin fügte hinzu, daß sie seit Monaten weder Butter noch Milch oder Eier gehabt hätten, aber gelegentlich gönnten sie sich ein Stückchen Fleisch, meist Pferdefleisch, und manchmal etwas Fisch. Ich stellte mehrere Fragen über ihre häusliche Lage, aber sie waren in dieser Hinsicht sehr zurückhaltend. Ein Mädchen namens Martha bediente bei Tisch. Sie hatte schon fünfundzwanzig Jahre oder länger in der Familie gedient, und jede Woche kam sie zu der Frau mit der Bitte, ihren Lohn herabzusetzen, obwohl er schon so gering war, daß sie sich keine Briefmarke mehr kaufen konnte. Die Frau nahm mich nach dem Tee beiseite und bat mich, mit ihrem Gatten nicht über die unglücklichen Verhältnisse zu sprechen.

Jeder Pfennig, den sie in ihrem Leben gespart hatten, war dahin; das Haus, das sie bewohnten, war ihr Eigentum, aber sie waren nicht in der Lage, die notwendigen laufenden Ausgaben für Instandhaltung zu bestreiten. Der Gatte ertrug es nicht, daß über die verzweifelte Lage gesprochen wurde. Sein einziger Trost war, sich Tag für Tag in seine Arbeit zu vergraben und das ewige Unglück sich auf diese Weise fernzuhalten. Aber auch dieses schwache Hilfsmittel versagte oft genug, da es ihm an Apparaten und sonstigen Mitteln zu Untersuchungen fehlte, besonders auch an den neueren Büchern und Zeitschriften seines Gebietes.

Der Professor führte mich nachher in sein Studierzimmer, und wir sprachen über die Angelegenheiten, die mich zu ihm führten. Mit möglichst viel Rücksichtnahme wagte ich ihm mein Mitgefühl auszusprechen mit den Bedingungen, unter denen er und seine Kollegen zu arbeiten hatten, und als ich wieder daheim war, nahm ich mir heraus, ihm ein paar Bücher und wissenschaftliche Journale zu schicken, nebst der Anfrage, ob ich ihm in irgend einer Weise dienen könnte.

Vor ein paar Tagen erhielt ich einen Brief von ihm, der sich auf die zwischen uns besprochenen Angelegenheiten bezog. Herzlich antwortete er auf meine Frage betreffs der Unterstützung der deutschen Wissenschaft. Ich nehme an, daß die Dinge in Deutschland sich seither wesentlich verschlimmert haben, sonst hätte wohl jener Gelehrte jedes Eingehen auf die Sache abgelehnt..."

Der Professor Southall schließt diesen Bericht mit der Wendung:

„Deutschland als Nation kann und wird sich erholen, aber für zahlreiche seiner besten und verdienstvollsten Männer und Frauen gibt es keine Rettung mehr, sie sind so gut wie erledigt!" R—r.

*

Tanga

Zwischen dem 8. und 10. November haben viele Kolonialverbände und namentlich die Kolonialkriegervereine die neunjährige Wiederkehr des Gefechts von Tanga begangen, das dem Feldzug in Deutsch-Ostafrika die entscheidende Wendung gab und England die schimpflichste Niederlage in seiner an Schlappen nicht gerade armen Kolonialkriegsgeschichte einbrachte. Von erhebender Schlichtheit und Kraft war die Tanga-Feier um General von Lettow-Vorbeck in Bremen. Und doch ist Tanga kein heldischer Volksbegriff geworden. Wer weiß denn groß von dem übermenschlichen Ringen der 1000 Europäer und Askari gegen zehnfache Übermacht, das England schmähliche Flucht und 3000 Tote kostete?

Die immerhin reiche Kolonialliteratur über Deutsch-Ostafrika kennt nur ein Buch, das der dreitägigen Tanga-Schlacht ein Kapitel widmet: ein in seiner lakonischen Knappheit und persönlichen Anteilnahme klassisches Kapitel. Das Buch heißt „Vitani", Kriegs- und Jagderlebnisse in Ostafrika 1914—16. Der Verfasser Artur Haye, ein wanderlustiger Sachse, war einer jener Reiseberichterstatter, die vor dem Kriege die Alte und die Neue Welt mehr schlecht als recht beschauten. Unser Poete durchstromerte für die Leipziger Familienzeitschrift „Nach Feierabend" mit wenig Geld, aber mit desto mehr Vergnüglichkeit und Zähigkeit Gottes Wunderwelt, um in Deutsch-Ostafrika kurz vor Kriegsausbruch zu landen.

Das Buch ist wundersam von der ersten bis zur letzten Seite. Es ist so einfach und so ohne alle Wichtigtuerei geschrieben, daß dem deut-

schen Knaben so gut wie dem alten Frontkämpen und Veteranen von 1870 die Tränen kommen. Es ist die neue Ilias Afrikas, ein Nibelungenlied auf fremder Erde. Der Verfasser ist kein geringer Dichter. Der Vergleich mit seinem Landsmann, dem guten Rom- und Skandinavienreisenden Seume, fällt stark zugunsten Hayes aus. Sein Vitani-Buch, wie vor allem dessen Vorläufer, das hochromantische, höchst bizarre Buch „Wanderer ohne Ziel" (im Safari-Verlag) ist frei von Seumescher Gelehrsamkeit und Langatmigkeit und doch ein lebendigerer Kulturspiegel. Bald heiter, bald wehmütig, im Grunde aber aus tiefbetrübtem deutschen Herzen, wird hier die Seele der Landschaft Ostafrikas und seiner Geschöpfe verherrlicht. Das Buch ist in dritter Auflage zu Leipzig bei Grunow & Co. erschienen.

H. Sch.

Gustav Schröer

Drei Bauern-Romane von diesem kerngesunden Dichter verdienen weithin Beachtung: 1. Die Leute aus dem Dreisatale; 2. Der Schulze von Wolfenhagen. Die Geschichte eines Dorfes. 3. Die Bauern von Siebel. (Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.) Der Verfasser ist selbst kein Bauer. Aber er kennt sie genau. Er hat jahrelang unter ihnen gelebt und sie mit aufmerksamen Sinnen beobachtet. Geborener Schlesier, war er als junger Lehrer in den Kreis Ziegenrück ins obere Saaletal verschlagen worden und hat auf einem einsamen Dorf glückliche Jahre verlebt, die den Dichter in ihm reifen ließen. Seit Auerbachs Schwarzwälder Dorfgeschichten ist das Bauernleben in vielen Gestaltungen geschildert worden. In Gustav Schröers Büchern tritt uns ein neuer Typus entgegen, der, vom psychologischen Standpunkt aus betrachtet, tiefe Blicke in die Seele des modernen Bauern tun läßt und nach der künstlerischen Seite hin den Leser in steigender Spannung erhält.

Der Städter, der vom Bauern nichts weiter weiß, als daß er ihm Butter, Eier, Käse usw., und zwar zu höchstmöglichen Preisen liefert, mag erstaunt sein von dem Reichtum und der Tiefe des bäuerlichen Innenlebens, wie es uns in den Schröerschen Romanen entgegentritt. Er mag leicht der Ansicht zuneigen, daß die Phantasie des Dichters da des Guten zu viel getan und Bauern gezeichnet habe, die es gar nicht gibt. Aber es dürfte wohl Zeit sein, das Vorurteil vom „dummen Bauern" endgültig fallen zu lassen. Die Geschichte des deutschen Bauerntums — noch nicht geschrieben — ist eine Leidensgeschichte, deren restliche Niederschläge in den Vorurteilen der städtischen Bevölkerung noch zu überwinden sind. Insofern kann die Arbeit Schröers, abgesehen von ihrem dichterischen Wert, nur willkommen geheißen werden, weil durch sie Scheidewände niedergerissen werden, die zwischen Stadt und Land seit langem aufgerichtet sind.

So heben sich diese Romane von einem düsteren, unheilvollen Hintergrund sozial-politischer Natur ab. Sie führen den Leser mitten in die Gegenwart hinein und lassen ihn hellhörig werden für die Arbeit der Würmer, die an Ygdrasils Esche nagen, lassen das Unheil ahnen, das unserem Volke droht, wenn es nicht zu den ewigen Grundlagen sich zurückfindet, die das wahre Glück eines Volkes begründen. Das ist es, was die vorliegenden Bauern-Romane so wertvoll und anziehend macht: der tief religiöse Geist, der in ihnen lebt; die starke sittliche Gesinnung, die den Sieg gewinnt; die warme Liebe zu unserem Volkstum, die um so stärker wird, je mehr das Volk leiden muß. Nicht zuletzt fesselt der feine Natursinn, der echt germanisch alle Erscheinungen der umgebenden Natur in sich aufnimmt und zu inneren Erlebnissen gestaltet, ohne alle Aufdringlichkeit. Ein gut Stück thüringischen Bodengeruchs haftet den Erzählungen an und verleiht dem Leser die Gewißheit: so ist es, wie uns geschildert wird; so leben sie in Freud und Leid, die Bauern auf ihren Höfen, in ihren Dörfern. Nichts Menschliches ist ihnen fremd; die uralten Rätsel des Menschenlebens treten ihnen besonders nahe im engen Verkehr mit der Allmutter Natur, in ihrer Abgeschlossenheit und Einsamkeit zur Winterszeit, fern von dem drängenden Verkehr der Großstädte, die die Menschen durcheinanderwirbelt, so daß sie nicht zur Ruhe kommen können; fern auch von dem Fabrikbetrieb mit seinen ewig rasselnden Maschinen,

in dem die Arbeiter selbst zu Maschinen werden, die nichts von dem Hauche Gottes spüren, wenn er durch die offenen Lande fährt.

Ich will nichts weiter zum Lobe der Schröerschen Bücher sagen; will auch nichts von ihrem Inhalt verraten; will nur den Rat geben, sie in der Reihenfolge zu lesen, wie sie oben angegeben ist. Besinnliche Städter werden in eine Welt schauen, die ihnen eine heimliche Sehnsucht in die Seele wirft; nachdenkende Bauern können in einen Spiegel blicken, der ihnen ihr Antlitz in mancherlei Gestaltung zurückgibt. Beide vermögen reichen Genuß aus der Lektüre zu schöpfen und mit dem Genuß seelischen Gewinn zu verbinden, der ihnen die Bücher lieb macht. Die „Türmer-Gemeinde" darf es mit den Büchern versuchen.

Prof. Dr. W. Rein (Jena)

*

Radiopredigt

In einer Berliner Zeitung stand unlängst das Folgende zu lesen:

„Am morgigen Totensonntag wird zum ersten Male in Deutschland eine Predigt auf drahtlos-telephonischem Wege gehalten. Sie gehört in den Rahmen eines größeren Programms, das morgen nachmittag zwischen 6 und 7 Uhr von der amtlichen Sendestation der Reichstelegraphenverwaltung in die Welt gefunkt wird. Wer bereits glücklicher Besitzer einer Empfangsanlage ist, braucht sich nur auf die Welle des Vox-Hauses einzustellen, um nach einem Gesangssolo des Herrn v. Schwind und dem Adagio von Locatelli die Totenklage des Pfarrers Siebert von der Melanchthonkirche zu vernehmen. Seine Predigt wird vor einer unsichtbaren Gemeinde gehalten werden, deren Stärke in Deutschland allerdings nicht allzu groß sein wird, weil schätzungsweise höchstens erst ein paar tausend Apparate in Privathand sind. Das übrige Programm... (folgt Aufzählung noch einiger Musiknummern). Zum Schluß wird Pastor Siebert das Vaterunser und den Segen zelebrieren." — —

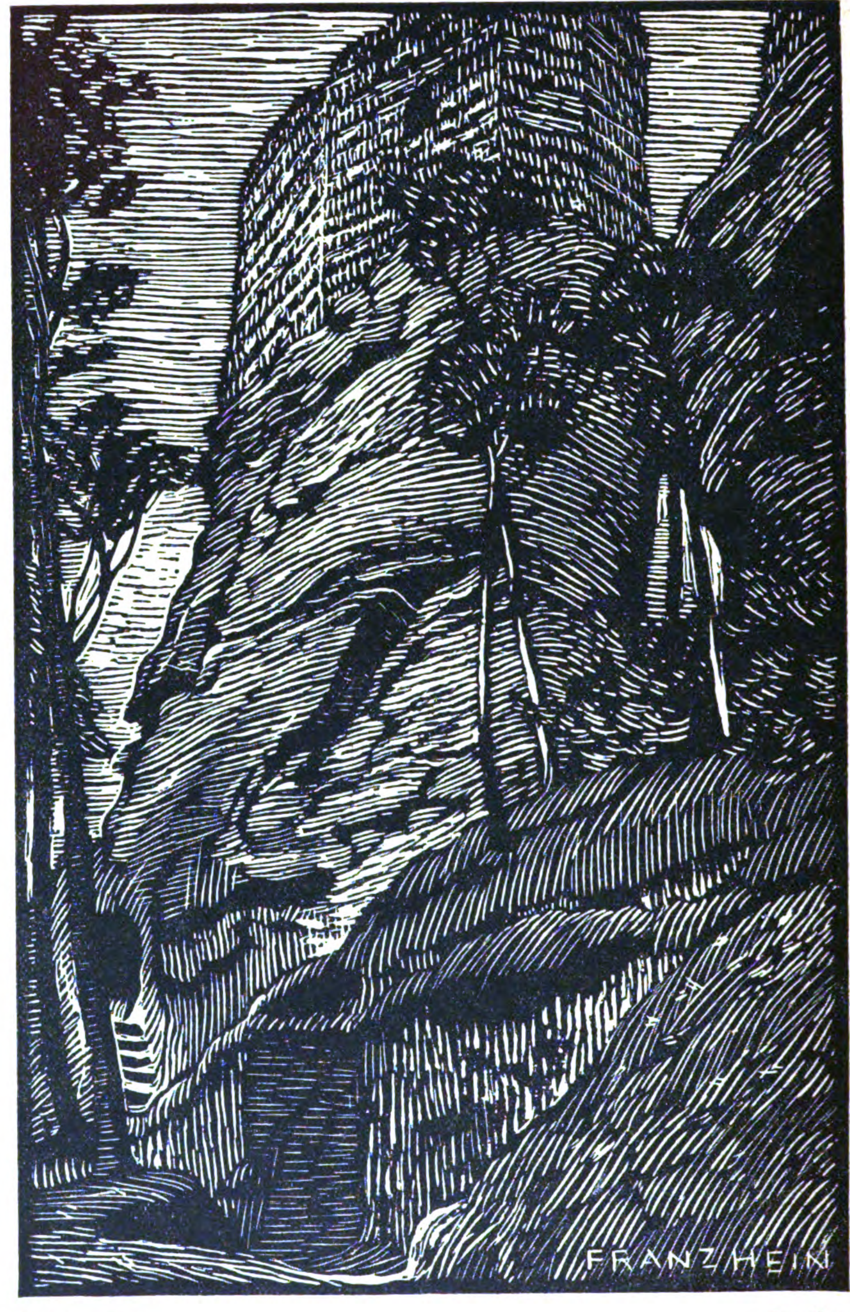
Fürwahr, wir haben's weit gebracht! Man weiß in der ersten Freude über diese Nachricht gar nicht, wem man zuerst danken soll: der Reichstelegraphenverwaltung oder dem Vox-Haus oder dem „zelebrierenden" Herrn Pfarrer von der Melanchthonkirche in Berlin! Es ist ja doch eine kolossale Sache: das Christentum wird radiotelegraphisch verbreitet! Die evangelische Kirche läßt durch einen ihrer beamteten Diener Predigt, Totenklage, Vaterunser, Segen von der amtlichen Sendestation der Reichstelegraphenverwaltung aus verabreichen! Und eine „unsichtbare Gemeinde"!... Die „unsichtbare Gemeinde aller Gläubigen" dürfte es nicht sein. Es braucht nicht viel Phantasie, um sich auszumalen, welcher Gattung vorzugsweise die paar tausend Leutchen angehören, die sich so was leisten können. Man greift nicht fehl, wenn man sie unter den „neuen Reichen", gerissenen Schiebern und geschwollenen Emporkömmlingen, also unsern teuersten und wertvollsten Zeitgenossen, sucht. Ich sehe in Polstersessel gelümmelte Gestalten, die mit feixenden Gesichtern den seltenen Ohrenschmaus in sich schlürfen... Ich sehe neben diesem Schau- und Ohrenspiel die ehrwürdige Heilandsgestalt, die ihre fromme Botschaft den Mühseligen und Beladenen, den Verlassenen und Trauernden gebracht hat. Ich sehe im Hintergrund die große Gemeinschaft derjenigen, die ihre Toten beweinen, ihre gefallenen Väter, Gatten und Brüder. Und mir graust! Und ich glaube, es graust recht vielen gleich mir! Milde gesagt: Ist eine beschämendere Geschmacklosigkeit denkbar, als diese amtlich gefunkte Radiototenfeier?

H. L.

Das Türmer-Verbot im Rhein- und Ruhrgebiet seitens der Interalliierten Rheinland-Kommission ist bei Erscheinen des nächsten Heftes **aufgehoben!**

Der Türmer-Verlag

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers": Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten" mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Der Wasigenstein Franz Hein

26. Jahrg. Februar 1924 Heft 5



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

... Von deutschem Sinn und deutscher Art lassen wir nicht. Deutsch müssen wir predigen und singen, schreiben und reden, beten und dichten. Nur unter dieser Bedingung sind wir treu und fromm, tapfer und freiheitliebend. Nehmt uns unsere Sprache – ihr erzieht euch ein Volk von Sklaven, denen ihr selbst nicht mehr trauen möget!

Wir haben viel gegeben, viel geopfert ... Aber das Übrige sollen sie uns lassen. Unser deutsches Christentum sollen sie uns lassen und unsre Prediger nicht in Paris dressieren wollen; unsren Kindern sollen sie's nicht wehren, in derselben Sprache zu uns zu reden, in welcher wir zu unsren Vätern und Müttern geredet haben; unsre Liederlust sollen sie uns nicht verkümmern, unsre Vergangenheit uns nicht aus der Seele reißen!

Eduard Reuß
elsässischer Theologe (1838)

Menschen- und Völkerkenntnis

Von Dr. h. c. Freiherrn von Freytag-Loringhoven, General der Infanterie a. D.

Die Geschichte lehrt uns, daß großen Tatmenschen ihre Menschenkenntnis wesentlich zugute gekommen ist. Eine glückliche Auswahl unter ihren Gehilfen hat nicht wenig zur Verwirklichung ihrer Absichten beigetragen. Gleichwohl zeigt sich auch hier, daß nach Heinrich Friedjung die Geschichte ein kunstvolles Gewebe von Notwendigkeit und Zufall ist. Nicht jedem großen Mann hat seine Zeit die geeigneten Vollstrecker seines Willens gegeben, und auch wo es der Fall war, sind selbst die Größten menschlichem Irrtum verfallen und haben schwere Enttäuschungen bei der Auswahl ihrer Vertrauten erlebt. Keinem von ihnen sind sie gänzlich erspart geblieben.

Wir sollten daraus Bescheidenheit im Urteil lernen und uns um so weniger wundern, daß vor allem Fürsten, sofern ihnen nicht eine ausgesprochene Befähigung auf diesem Gebiet eigen war, die gerade für sie so besonders wichtige Menschenkenntnis oft vermissen ließen. Hierüber schrieb 1906 ein guter Beobachter, der Berliner Berichterstatter der „Frankfurter Zeitung", August Stein: „Fürsten sind eine Menschenklasse für sich. Sie sind von Geburt an durch die Erziehung, durch die Umgebung und die Anschauungen, in denen sie aufwachsen und leben, durch die sichtbaren und unsichtbaren Schranken, die sie von dem allergrößten Teile der übrigen Menschheit trennen, etwas anderes und ganz Eigenartiges... Es besteht eine Kluft zwischen ihnen und auch solchen, die ihnen ganz nahestehen... Daher sind auch solche regierende Fürsten, die in vielen Beziehungen wirklich moderne Anschauungen haben, auf gewissen Gebieten uns anderen schwer begreiflich." Man hat sich oft darüber aufgehalten, daß Kaiser Wilhelm II. sich über die wahre Stimmung im feindlichen Auslande so sehr habe täuschen lassen. Liest man aber in seinem Buche „Ereignisse und Gestalten" die Schilderung der Huldigungen, die ihm in England bis in die niederen Volksschichten hinein bereitet worden sind, und in Dryanders Lebenserinnerungen, welch begeisterter Empfang dem Kaiser in Italien zuteil wurde, so begreift man die Täuschungen, denen der Monarch unterlag, schon eher. Freilich ist ohne Frage der frühere Staatssekretär des Äußern und Botschafter in Paris Freiherr v. Schoen im Recht, wenn er in seinem Buche „Erlebtes" vom Kaiser sagt: „Eine der schwächsten Seiten seines inneren Menschen war der Mangel an Menschenkenntnis, ein Erzeugnis der Abgeschlossenheit des höfischen Lebens."

Das hat freilich nicht gehindert, daß der Botschafter selber in mehr als einer Beziehung die Franzosen völlig falsch beurteilt hat. Er steht in dieser Hinsicht nicht allein. Die Psyche des Auslandes ist bei uns ganz allgemein, von den amtlichen Stellen und nicht minder von der Presse und den einzelnen, falsch eingeschätzt worden. Das gänzliche Fehlen einer geeigneten Propaganda im Frieden und deren Versagen im Kriege ist wesentlich hierauf zurückzuführen. Daß wir auf diesem Gebiet nichts leisteten, liegt nicht zum wenigsten daran, daß dem Deutschen bei aller ihm eigenen

Objektivität und einer bis zur Schwäche gehenden Anerkennung der Fremden doch die Gabe fehlt, sich in diese einzufühlen. Er nimmt ohne weiteres an, daß sie so denken müßten wie er, und schlägt den Ausländern gegenüber leicht einen lehrhaften Ton an, der diese abstößt. Es berühren sich hier unsere großen und guten Eigenschaften, unser Idealismus und unsere Gründlichkeit, mit unserem wenig entwickelten Wirklichkeitssinn. Einst, im Mittelalter, besaßen wir solchen in hohem Maße, dann aber ging er der Masse der Deutschen verloren, und als sie von nahezu der gesamten übrigen Welt genötigt wurden, um ihr Dasein zu kämpfen, hatten sie noch längst nicht alle verlernt, vorwaltend das Volk der Dichter und Denker zu sein. Sie bewegten sich zum großen Teil in doktrinären Vorstellungen. Haben wir an unsere Feinde zu sehr den Maßstab des eigenen Empfindens gelegt, so machten diese es sich leicht. Sie gaben sich überhaupt nie die Mühe, sich in unser Wesen zu versetzen. Um die ungeheuren Irrtümer zu verdecken, die auch sie auf dem Gebiete der Volkspsychologie begingen, wie sie u. a. in der gewaltigen Unterschätzung deutscher Leistungsfähigkeit zutage trat, mußte die Lüge herhalten. Bei dem Tiefstande der Bildung der uns feindlichen Völker verfielen diese um so leichter der fortgesetzt wirkenden Suggestion. Den schlagendsten Beweis hierfür bildet die Art, in der das amerikanische Volk widersinnig in den Krieg gehetzt worden ist.

Ein fremdes Volk seinem Geiste und der in ihm zeitweilig herrschenden Stimmung nach richtig einzuschätzen, ist nicht leicht. Man macht daher häufig den Diplomaten unverdiente Vorwürfe. Die breite Öffentlichkeit, in der sich heute alles vollzieht, bildet gegenüber früheren Zeiten, wo das Geheimnis der Kabinette über den Dingen lag, nur scheinbar eine Erleichterung. Kam ehedem hauptsächlich nur die Stimmung der betreffenden Höfe und der an ihnen maßgebenden Persönlichkeiten in Betracht, so macht sich heute das Gewicht der breiten Masse in ganz anderer Weise geltend. Die in ihr herrschenden Unterströmungen aber sind schwer zu erkennen. Ist es doch in erregten Zeiten bereits beim eigenen Volke nicht möglich, mit Sicherheit die Entwicklung vorauszusagen, die seine Geistesrichtung in der nächsten Zukunft nehmen wird. Welche Mühe kostete es nicht, sich vorzustellen, daß unser Volk vom Spätherbst 1918 dasselbe wie im August 1914 war, und geben nicht mancherlei betrübende Anzeichen, die wir heute an ihm wahrnehmen, den Pessimisten recht, die an seiner Zukunft verzweifeln? Dennoch wird jeder wahrhaft deutsch Fühlende solchen Gedanken von sich tun und jedes günstige Merkmal im Sinne zukunftsreicher Hoffnung begrüßen.

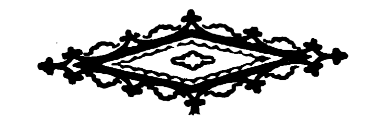
Im Grunde kann es nicht wundernehmen, daß die richtige Einschätzung ganzer Völker sich als so schwierig erweist, wo wir schon in der Beurteilung einzelner Menschen allzu leicht Irrtümern unterworfen sind. Auch den nächsten und liebsten Menschen vermögen wir nicht auf den Grund der Seele zu blicken. Es bleibt da schließlich immer etwas für uns nicht zu Durchdringendes. Darum ist jeder Mensch im letzten Grunde einsam. Er kann infolgedessen auf andere nur soweit einwirken, als er bei ihnen auf eine gleichartige Gedankenrichtung stößt. Auch Worte, die eine Wahrheit enthalten, sind noch nicht die Wahrheit an sich. Sie kleiden diese nur ein und bedürfen daher, wenn sie in einem anderen Geist die Wahrheit offenbar werden lassen sollen, eines entsprechend geeigneten Bodens. Dem verleiht Bismarck Ausdruck, wenn er



1857 an Gerlach schreibt: „Es ist uns nicht gegeben, den ganzen Menschen zu Papier oder über die Zunge zu bringen, und die Bruchstücke, welche wir zutage fördern, können wir andere nicht gerade so wahrnehmen lassen, wie wir sie selbst empfunden haben, teils wegen der Inferiorität der Sprache gegen den Gedanken, teils weil die äußeren Tatsachen, auf die wir Bezug nehmen, sich selten zwei Personen unter dem gleichen Licht darstellen." Wilhelm v. Humboldt äußert einmal: „Selten sprechen zwei Menschen dieselbe Sprache, und der meiste menschliche Umgang besteht bloß darin, daß die Menschen sich einbilden, einander zu verstehen."

Zu alle dem kommt noch, daß wir uns im Grunde selbst nicht genug kennen. Wie oft steigen nicht aus dem Unterbewußtsein plötzlich Gedanken auf, deren wir nicht Herr zu werden vermögen? Dazu ist die Gabe, in andere Menschen einzudringen, bei den einzelnen sehr verschieden. Leidenschaftliche, selbstgerechte oder in ausgesprochenem Maße in sich abgeschlossene Menschen, solche, die mit starken Vorurteilen behaftet sind, werden selbst bei sonst unbestreitbarer Befähigung Menschenkenntnis vermissen lassen. Ähnliches hat Goethe im Sinn, wenn er sagt: „Mißgunst und Haß beschränken den Beobachter auf die Oberfläche, selbst wenn Scharfsinn sich zu ihnen gesellt; verschwistert sich dieser hingegen mit Wohlwollen und Liebe, so durchdringt er die Welt und den Menschen, ja er kann hoffen, zum Allerhöchsten zu gelangen." Auch abgesehen von solcher Durchdringung im edelsten Sinne kann wahre Menschen- und Völkerkenntnis immer nur das Ergebnis einer Lebensweisheit sein, die sich von Illusionen freizuhalten weiß, die vorhandenen Gegensätze und Verschiedenheiten der Charaktereigenschaften gebührend berücksichtigt. Wie sehr sie durch Schulung und Erfahrung gefördert werden kann, lehrt am eindringlichsten die Geschichte aristokratischer Gemeinwesen und Genossenschaften, wie Venedig und das alte England, nicht minder aber die des Jesuitenordens.

Gleichwohl reicht zu solcher Schulung für die Mehrzahl der Menschen die eigene Lebenserfahrung nicht aus, zumal nicht in unserer demokratischen Zeit, in der die Nivellierung zum Schaden der Persönlichkeitsbildung weit um sich gegriffen hat. Dem abzuhelfen, gibt uns das Studium der Geschichte ein Mittel an die Hand. Nicht Verhaltungsmaßregeln für den einzelnen Fall sollen wir in ihr suchen, sondern an den Charakteren der Vergangenheit und der Art ihres Handelns unseren Blick schärfen für die Beurteilung von Menschen und Dingen der Gegenwart. Vor allem sollten wir uns immer wieder in die Geschichte unseres eigenen Volkes versenken. Sie enthält der schmerzlichen Erfahrungen, zum Glück aber auch des Erhebenden genug. Wir werden uns alsdann in so mancher Beziehung in unseren Ahnen wiedererkennen. Es stände heute besser um unser Vaterland, wenn wir ihre Erfahrungen uns entsprechend zu eigen gemacht hätten. Immer gilt es sich vorzuhalten, daß, wie Treitschke sagt, „ein Volk nicht bloß die nebeneinander lebenden Menschen, sondern auch die nacheinander lebenden Geschlechter desselben Stammes umfaßt".



Die Überfahrt der Dämonen
Von Mela Escherich

Über den Weiden und Pappeln der Rheinebene versank ein goldener Tag. Die Sonne, die hinter den Pfälzer Bergen stand, goß noch Licht auf das durchwärmte Land und übersprühte die jenseitigen Höhen des Odenwaldes.

Der Rhein, der hier noch mäßig breit, aber schon ein wenig träge ist, nahm allen Glanz auf und zerteilte ihn im durchbrochenen Schatten der Uferweiden in unzählige Lichtflecken.

War es diesem Land, das so reich, so friedlich, so voll der Sonnengnade in satter Fülle ruhte, war es ihm anzusehen, daß es inmitten einer Welt lag, in der die entsetzlichsten Dinge vorgingen, einer Welt, die nichts von Friede und Gnade wußte, die, gezwungen unter Tyrannenjoch, nur mehr Furcht kannte und den traurigen Kleinmut des Unglücks?

War es diesem Glanz, der Wiesen, Bäume, Fluß und ferne Höhen fast liebend, wie ein Herz, das sich dem Freund öffnet, überschüttete, war es ihm anzusehen, daß, schon nahe, die furchtbarste Vernichtung drohte?

War es diesem sonnigen Herbst zu glauben, daß er der schreckensvolle Herbst 1688 war, in dem das Unglück in nie erlebter Fürchterlichkeit über dieses Land, die arme, schöne Pfalz hereinbrach?

Ludwig der Sonnenkönig saß zu Paris und verschluckte Land um Land. Er verschlang das Elsaß, die spanischen Provinzen, die Niederlande, die Freigrafschaft Burgund, zerkrümelte zwischen seinen Fingern Lothringen, zerquetschte Algier, knabberte zum Nachtisch an der englischen Flotte, biß gelegentlich in Italien wie in ein Stück Torte hinein, wobei ihn die Marmorpaläste Genuas nicht härter dünkten als Mandeln, legte beim Essen die Beine über den Kontinent, stützte die Arme auf die gebeugten Nacken der europäischen Fürsten und stieß zuweilen mit dem Fuß das Heervolk fremder Länder gegen die Türkei.

Inmitten dieser Machtgier fiel sein Blick auf die Pfalz...

Es war gerade der Kurfürst von der Pfalz gestorben, der letzte von der kalvinischen Linie Simmern, Bruder der Liselotte, Ludwigs des Vierzehnten Schwägerin.

Gebot es nicht galante Pflicht, daß der König zu seiner Schwägerin Gunsten Erbansprüche stellte?

Zwar hatte Liselotte, als sie Monsieur ehelichte, auf ihre pfälzischen Erbrechte verzichtet; und somit fiel die Regierung von Rechts wegen an die katholische Neuburger Linie. Aber wenn es schon ans Katholischwerden ging, war es dann für das Land nicht segensvoller, sich gleich unter den Schutz des allerchristlichsten Königs zu begeben?

* * *

Ein Schiffer saß in seiner Fähre und flickte Netze. Als er damit fertig war, aß er sein Abendbrot, das man auch Abendspeck hätte nennen können; denn der Speck war dicker als das Brot, auf dem er gehäuft lag und behaglich überhing.

Der Schiffer hatte ein Krüglein neben sich, aus dem er trank, und wird wohl kein Wasser darin gewesen sein.

Während er aß, blickte er behaglich über die Wellen hin, auf denen schon Nachtvögel zu streichen begannen. Die fernen Türme von Speyer, die tagsüber als das einzig Aufstrebende die Gegend beherrschten, verschwammen in violetten Schleiern. Der Tag in seiner satten Fülle war zu End', und die Nacht schlug ihren samtnen Schattenmantel auf.

Der Schiffer machte sich wieder an seinen Netzen zu schaffen. Er wollte noch ein Garn stellen.

Von der Landstraße klang über die Felder her das Gespräch heimkehrender Bauern. Die Luft war so ruhig, daß man die Worte verstand.

„Wir wollen machen, daß wir nach Haus kommen," sagte der eine, „die Nacht ist keines Menschen Freund."

Der Schiffer in seinem Boot lachte leis in sich hinein.

Daß doch die Leut' nicht gescheit werden! dachte er. Da haben sie ihre Sprüche, und davon gehen sie nicht ob. Mir ist allweg die Nacht der beste Freund gewesen, bei den Weibern und beim Handwerk. Möcht' wissen, ob ich bei den Zeiten nicht schon verhungert wär', wenn ich davon leben müßte, was mir der Tag einbringt! Die besten Fische gehen bei Nacht ins Garn, und wo ein Fährlohn zu verdienen ist, ist's allweil bei der Nacht.

Es wurde allmählich stockdunkel. Der Schiffer hatte längst sein Garn gestellt. Er lag in seinem Kahn, mit dem er sacht unter die Weiden gerudert war, und wartete.

Denn um diese Zeit kamen solche Personen, die heimlich übergefahren werden wollten; manche mit schwerer Fracht; manchmal auch ein einzelner Reiter, der dann seinen Gaul nebenher schwimmen ließ.

Es waren Händler, die aus Abneigung gegen das Verzollen ihrer Waren auf diesem Weg aus dem französischen Elsaß herüberpirschten. Es waren französische Flüchtlinge, die sich erst diesseits des Rheins sicher fühlten. Es waren Spione, die herüberschlichen und ihre Ohren an alle Türen legten, um zu horchen, ob die pfälzischen Städte auch so empfänzliche Stadtväter hätten wie das schöne Straßburg, dessen Eroberung recht wie ein Kuhhandel abgelaufen war.

Der Kahn trug sie alle willig rheinüber. Dem Kahn fiel es so wenig ein, seine saubere Fracht einmal zu kippen, als dem Schiffer. Wie sollte dem plumpen, faulen Holz so etwas einfallen?

Und der Schiffer war von demselben Holz wie sein Kahn.

„Meinetwegen," pflegte er im Wirtshaus zu sagen, wenn er mit dem silbernen Lohn seiner nächtlichen Arbeit klapperte und prahlte, bevor er ihn versoff, „meinetwegen kann sich die Welt zweimal umdrehen, wenn nur für unsereins dabei etwas abfällt."

„Meinetwegen", sagte er beim dritten Glas, „können wir katholisch werden!"

Und beim vierten brüllte er: „Meinetwegen können wir französisch werden!"

Es waren dann immer etliche Vorsichtige dabei — von denen, die stets denken, man wisse nicht, was kommen könne —, die hierzu schwiegen, und andre, die aus Gram und Zorn nichts hervorbrachten. Wagte dann einer ein lautes Wort, so flogen nach ihm fast erschrocken die Köpfe, bis es denn heraus und gesagt war; dann schrien

sie es alle nach: es brauche sich einer nicht dem Franzmann zu verkaufen, wenn er es mit den Katholischen halten wolle; aber was sie betreffe, es sei ihnen weder ums Katholisch- noch ums Französischwerden, sie blieben kalvinisch und gut pfälzisch.

Da schwieg dann der Fischer. Denn er wollte mit keinem Händel haben. Und beim fünften Glas schlug er auf den Tisch und schwur, er sei ein guter Kalvinist.

Mußte dann wohl auch etliches schlucken.

„Ich will dir sagen, was du bist. Du bist kein Kälvinist, du bist kein Katholik — ein Duckmäuser bist du!"

Worauf es Gelächter gab und er sich sachte drückte.

Aber wie er jetzt im Boot lag, hätte er es mit jedem aufgenommen. Was wollten sie nur mit ihm? Er war doch ein Blitzkerl, daß er bei seinem armseligen Geschäft so zu verdienen verstand!

Heut schien übrigens niemand zu kommen. Er konnte heimgehen. Wenn wirklich einer ihn brauchte, mochte er den Weg zu seiner Hütte machen und ihn herausklopfen.

Er stieg ans Ufer und tapste zwischen den Weiden durch, nach dem Wiesenpfad, der dahinter lief.

Die Stämme waren hart und rissig. Aber einer fühlte sich wie Wolle an.

Der Fischer schrie auf.

„Erschrick nicht!" sprach eine tiefe Stimme. „Fahr mich über!"

Der Fischer entgegnete, er wisse selbst nicht, warum er erschrocken sei, er habe die ganze Zeit gewartet, weil er gedacht, es würde sicher noch jemand kommen. Er habe sich fast gewundert, daß niemand gekommen sei. Und nun wäre ihm doch mit eins der Schrecken in die Glieder gefahren, obwohl er sonst nicht der Kerl wäre, schreckhaft zu sein.

Er schwatzte ununterbrochen, nur um seine Stimme zu hören; denn der Fremde schwieg.

Das Herz schlug ihm bis an den Hals. Er wußte selbst nicht recht, warum; er fürchtete sich. Wie er aber nun aus der Stockfinsternis unter den Weiden herausfuhr, sah er, daß der Mann, der ihm gegenüber saß, ein Mönch war. Der Himmel hatte sich mit Wolken umzogen; aber dahinter stand der Mond, wodurch ein schwaches Zwielicht entstand, das den Schiffer gerade den Umriß der Kutte seines Fahrgastes unterscheiden ließ.

Nun fürchtete er sich nicht mehr. Wer wird sich vor einer Kutte fürchten?

Als er drüben anlegte, erhob sich der Mönch schweigend, stieg aus und verschwand in der Nacht.

Und der Schiffer fuhr wieder zurück. Er war ärgerlich, daß ihn der Mönch nicht bezahlt hatte. Nichts konnte ihn mehr ärgern, als etwas tun zu müssen, wofür er nicht sogleich Geld erhielt.

Mönche sagen immer, sie seien arm; aber sie haben alle Geld in ihren Kapuzen. Und dieser sagte gar nicht, daß er arm sei. Und bedankte sich nicht einmal.

Wenn er sich bedankt hätte, dann hätte ihm der Schiffer nachgerufen, daß ihm an seinem Dank nichts liege.

Dann hätte er wenigstens ein böses Wort mit auf den Weg gehabt, und der Schiffer wäre nicht der Einzige gewesen, der sich zu ärgern brauchte!

Freilich, wenn jetzt eine katholische Regierung kommt, dann sind die Pfaffen hochauf, und man wird ihnen manche Gefälligkeit tun müssen. Aber sie sollen dann auch erkenntlich sein. Eine Hand wäscht die andre. Das ist so gut katholisch als kalvinisch.

Während der Schiffer solcherart seine Gedanken immer im Kreis um den winzigen Punkt, den Groll über den entgangenen Fuhrlohn, herumtrieb, näherte er sich dem Ufer.

Der Mond säumte die Wolken mit einem gelben Rand. Es war so hell, daß die Weiden zu unterscheiden waren.

Und zugleich sah der Schiffer vier Gestalten, die auf ihn zu warten schienen.

Wiederum Mönche.

Sie bewegten sich hintereinander von der Uferböschung an die Lände herab.

Der Fischer war zornig.

Er rief ihnen unwirsch zu, sie sollten erst sagen, wieviel sie Fährlohn geben wollten. Er könne nicht die ganze Nacht fahren für nichts.

Hierauf erwiderte der erste der Mönche:

„Wir zahlen nicht —", stieg rasch ins Boot und setzte sich.

Und der zweite folgte ihm und sprach:

„Fahr uns über!"

Und der dritte folgte und sprach:

„Füge dich!"

Und der vierte folgte und sprach im Niedersitzen:

„Gehorche!"

Wenn der Schiffer beherzt gewesen wäre, hätte er mit dem Kahn abstoßen können, bevor die viere darin saßen.

Aber er war so von Furcht ergriffen, daß ihm nichts andres einfiel, als zu tun, was von ihm verlangt wurde.

Er glaubte nicht, daß die vier Unheimlichen Mönche seien. Sicher waren es Verkleidete, Spione, Verräter, Mörder.

Aber warum fürchtete er sie nur?

Als ob er nicht sein ganzes Leben mit solcherlei Leuten zu tun gehabt hätte!

Sein ganzes Leben!

Welch eine Nacht war dies, daß plötzlich sein ganzes Leben hell vor ihm lag?!

Wie ein finsteres Loch, in das einer hineinleuchtet.

Und er saß in dem Loch wie ein entdeckter Verbrecher.

Alle Heimlichkeit, alle Gier, aller Schmutz lag jäh beleuchtet da.

Pfui, was ein Leben! Als ob man in einer Mistgrube steckte und der Kot immer höher stiege! Kein Herauskommen!

Und was hatte man denn vom Geld? Versaufen konnte man's, sonst nichts! Man ist doch ein Schmutzkerl!

Welch eine Nacht!

Sie war so finster. Warum konnte sie denn das nicht zudecken, das grelle Erinnern an dies und jenes?

Wind erhob sich und trieb schwarze Wolken herauf. Die vier Mönche waren kaum zu unterscheiden, nur schienen ihre Umrisse größer als vorhin. Ihre Gesichter waren

nicht zu erkennen; aber der Fischer fühlte, daß ihre Augen sich auf ihn richteten. Und so stark waren ihre Blicke, daß sie Strahlen durch die Finsternis schossen.

Schreckliche, fahl glühende Strahlen, in deren hämischem bläulichen Licht alle Sünden standen!

Ja, daher kam die abscheuliche Grelle, das Schwefellicht, in dem der Schiffer sein Leben vor sich sah, faulig, schwärig wie ein übles Aas.

Es war entsetzlich.

Wären wir nur drüben! Wären wir nur drüben! dachte er fortwährend und zitterte am ganzen Leib.

Aber der Kahn drehte sich um sich selbst. Er brachte ihn nicht vom Fleck, wie er auch ruderte.

Soll ich denn ewig hier drehen und drehen und an meine Sünden denken? dachte er verzweifelt.

Der Schweiß brach ihm aus.

Er ließ die Ruder fahren und versuchte zu beten. Es ging aber nicht.

„Rudere!" befahlen die vier.

Ei freilich! Sie hatten recht. Er mußte rudern. Er hatte doch sein Lebtag gerudert. War ihm je eingefallen, zu beten statt zu rudern? Er versuchte es wieder, obwohl ihm so übel war, daß er die Ruder kaum halten konnte.

Unterdessen begannen die viere miteinander zu sprechen.

Er hörte, wie sie sagten:

„Es ist noch nicht lang, daß dieses Volk dreißig Jahre Krieg hatte und unausdenkliche Nöte litt. Aber es hat nichts davon gelernt. Es ist liederlicher, lüsterner, gieriger als je."

„Es ist Zeit, daß wieder eine Last komme."

„Es ist Zeit."

„Es ist Zeit."

Der Schiffer dachte, wenn irgendeine Last kommt, so kommt sie von diesen vieren.

Die Mönche sprachen jetzt etwas leiser. Aber der Schiffer horchte scharf hin und verstand jedes Wort.

Sie sprachen:

„Wir müssen dem Schiffer doch eine Belohnung geben; denn ohne ihn könnten wir unser Werk nicht tun."

„Freilich; wie uns die Gebote gesetzt sind, dürfen wir die Vernichtung nicht eher beginnen, bis uns einer von ihnen über den Strom bringt. Denn sonst fiele die Schuld auf uns. So aber fällt sie auf sie."

Jetzt weiß ich, wer diese sind, dachte der Fischer, das sind Teufel.

Und er hörte sie weiter sprechen:

„Wir sind in des Schiffers Hand. Je nachdem wir an einen Menschen gekommen wären, könnte es uns geschehen, daß er jetzt noch umkehrte und uns zurückführe. Hiergegen hätten wir keine Macht."

„Wir könnten ihn durch Drohungen daran verhindern. Alle Menschen sind furchtsam."

„Es gibt auch tapfre Menschen. Es gibt Menschen, die ihr Land so lieben, daß sie

es höher einschätzen als ihr Leben. Wenn dieser Schiffer so einer wäre, er könnte das Schiff zum Kippen bringen; dann müßten wir zurück. Denn hinüberschwimmen dürfen wir nicht. Es muß uns einer von ihnen hinüberbringen."

„Er könnte uns zurückfahren und morgen aller Welt erzählen, daß er das Land gerettet habe. Er würde sicherlich viel Geschenke erhalten."

„Sicherlich nicht. Niemand würde ihm glauben. Man würde ihn für einen Betrüger halten und verprügeln."

„Das wird er auch wissen, und darum wird er uns übersetzen und schweigen."

„Und wir werden ihm eine Belohnung geben."

„Ich bin dafür, daß wir ihm eine hohe Belohnung geben."

„Dafür bin auch ich."

„Auch ich."

Während dieser Unterhaltung hatte sich der Kahn fortwährend um sich selbst gedreht. Nun aber ergriff der Schiffer kräftig die Ruder, und der Kahn glitt leicht über die Wellen.

Die vier Mönche saßen in sich zusammengeneigt. Der Schiffer fühlte ihre Blicke nicht mehr auf sich.

Das einzige, was die Finsternis durchdrang, waren jetzt des Schiffers glühende Augen.

Glühend von Gier nach dem Lohn! Durch schwarze Nacht und kalten Wind, Schweiß auf der Stirn, Angst in allen Gliedern, aber alles überwindende Gier in den Augen, Gier im Herzen — fuhr der Schiffer die vier über.

Die Ruderschläge klangen wie teuflisches Lachen.

Und die vier stiegen aus.

Und der Fischer schrie heiser: „Meinen Lohn!"

Aber sie waren schon verschwunden. Wie hoch aus der Luft klang schrecklich eine Stimme herab:

„Du wirst ihn erhalten!"

Ohnmächtig stürzte der Schiffer nieder.

* * *

Am andern Tag saß er im Wirtshaus. Der Speyerer Bote kam eben herein und erzählte, er habe letzte Nacht Seltsames gesehen: einen feurigen Wagen, in dem fünf Teufel gesessen. Seien in der Richtung nach Heidelberg gejagt. Das bedeute Schlimmes, Krieg.

Der Schiffer wurde aschfahl im Gesicht, getraute sich kaum aufzuschauen.

Die andern sprachen lebhaft darüber. Einige hielten das Zeichen für bedenklich, andre maßen ihm keine Bedeutung zu.

„Warum meint ihr," fragte ein älterer Mann, „daß sich Krieg in solcher Art anzeige?"

Der Bote entgegnete: „Ich will euch etwas sagen. Wenn das Maß voll ist, werden Dämonen frei. Und von Zeit zu Zeit wird das Maß voll. Seht euch um! Die Welt ist voller Stank und Sünden. Einer verrät und verkauft den andern. Ist es da ein Wunder, wenn die Teufel wie große Herren durchs Land fahren?"

„Aber wieso soll es Krieg geben?"

„Das ist immer das Ende. Zuerst Völlerei und Übermut, dann Krieg und Not. Ja freilich, Krieg erklären die großen Herren. Aber die Dämonen, die den Krieg entfachen, die hegt und mästet jeder einzelne."

„Und seht," fuhr der Bote fort, der nach einem Gleichnis suchend gerade auf den Schiffer blickte, „das ist wie eine Überfahrt. Der Teufel ist im Jenseits, er muß erst herüber. Wenn jeder sein Schiff sauber hielte und keinen zweideutigen Kerl —"

Mit einem Satz stand der Schiffer vor dem Boten, warf sich auf ihn, würgte ihn.

„Es ist nicht wahr!" schrie er heiser, „es waren keine Teufel! Mönche waren's, die mich nicht bezahlten!"

Alle sprangen auf und rissen ihn weg. Ob er toll wäre? Es sei doch gar nicht von ihm die Rede gewesen!

Aber der Schiffer schrie wie wahnsinnig, er wolle nichts mit den Dämonen gemein haben. Er wisse auch nicht, was sie gewollt hätten, und er hätte nichts von ihnen erhalten.

„Er ist besoffen!" riefen alle, und die Stärksten griffen zu und warfen ihn vor die Tür.

Da kam es ihnen aber doch seltsam vor, daß der Schiffer, der sich erst mit derben Püffen wehrte, ihnen plötzlich, ganz leicht unter den Händen wegflog und, wie von unsichtbaren Mächten zerrissen, in viele Stücke auseinander wirbelte und in die Nacht hinein verschwand.

Die Männer, offenen Mundes staunend, hatten noch kein Wort hiezu gefunden, als plötzlich eine Menge Menschen fliehend gelaufen kam.

Sie schrien im Vorübergehen, die Franzosen seien da und sengten und brennten alles. Sie wiesen heulend nach ihren Dörfern zurück. Dort war der Himmel rot.

Die Schenke füllte sich mit Flüchtlingen. Alle erzählten Schreckliches.

Der Dauphin zöge mit einem Riesenheer in Eilmärschen über den Rhein. In der linksrheinischen Pfalz bezeichne schon Schutt und Blut seinen Weg. Er habe gesagt, er wolle Mannheim dem Boden gleich machen und Heidelberg in Trümmer legen.

Der Krieg war da.



Notruf

Von Rudolf Paulsen

Oh, wie so weit gestellt
Sind unsre Sterne,
Und uns die schöne Welt
Unendlich ferne!

Nur unsre tiefe Not
Ist nah und quälend,
Und unser Tag-Gebot
Ist nichts als Elend.

Grau hangen Wolken schwer
Über dem Lande,
Mein deutsches Volk, wie sehr
Bist du in Schande!



Statthalter-Briefe aus Elsaß-Lothringen

Unveröffentlichte Briefe des Grafen von Wedel an einen deutschen Professor

Vorbemerkung. Die folgenden Briefe sind von dem ehemaligen Statthalter von Elsaß-Lothringen, dem Grafen von Wedel, an einen bekannten deutschen Professor gerichtet, der sich besonders eindringlich und liebevoll mit den elsaß-lothringischen Verhältnissen beschäftigt hat. Die Briefe sind für die Wesensart des erfahrenen, klugen und geduldigen Grafen, der 1907 sein Amt antrat (also mit fünfundsechzig Jahren), ebenso beleuchtend wie für die politischen Verhältnisse des unglücklichen, zwischen den beiden Nationen hin und her gerissenen Landes. Es waren die hochgespannten Jahre vor dem Weltkrieg, in denen diese Briefe geschrieben wurden; das Land war von Franzosen und Französlingen bewußt unterminiert, wie wir früher einmal im „Türmer" nachgewiesen haben (Bucher, Wetterlé, Maurice Barrès usw. vgl. August- und Septemberheft 1922), was der Statthalter in diesem Umfang nicht ahnte; andrerseits waren alldeutsche Berichterstatter und Politiker aufs schärfste erregt, so daß — wie der Zaberner Zwischenfall beweist — schon vor Ausbruch des offenen Krieges eine höchst schwüle Atmosphäre geschaffen war. Graf Wedel nahm eine abwartende, zur Geduld mahnende, ausgleichende Stellung ein und fühlte sich in dieser Stellungnahme besonders von den „Alldeutschen" gestört. Noch eins aber beweisen seine Briefe: es findet sich in sämtlichen Äußerungen dieses höchsten Reichsvertreters auch nicht der Schatten einer deutschen Kriegsabsicht. Die Briefe, die wir mit freundlicher Erlaubnis der Witwe des Grafen und mit Zustimmung des Adressaten zum ersten Male veröffentlichen, sind oft streng vertraulich; und der Statthalter hat sich dabei keinerlei Zwang auferlegt. Es ist versöhnlicher Geist darin; und so sind sie zugleich ein Beitrag zur „Schuldfrage". F. L.

* * *

Erster Brief

Stora Sundby (Schweden), 18. 8. 1911.

Sehr geehrter Herr Professor!

Ich bitte Sie, meinen verbindlichsten Dank für Ihre freundlichen Zeilen vom 13., die mir über Straßburg zugingen, sowie für die liebenswürdige Übersendung der Artikelsammlung über das Reichsland, die ich noch nicht erhielt, die ich aber in Straßburg reklamiert habe, entgegenzunehmen.

Ihre Anregung betr. eventuelle Berufung eines Lehrers in die Erste Kammer weiß ich dankend zu würdigen und werde sie, wenn irgend möglich, berücksichtigen, und zwar um so lieber, als ich dem Lehrerstande ganz besondere Sympathie entgegenbringe. Die Haltung der Volksschullehrer ist eine der erfreulichsten Erscheinungen im politischen Leben des Reichslandes, denn sie stehen in ihrer großen Majorität auf nationalem Boden und bekennen sich offen und mutig — und an dem Mangel an solchem Mut kranken wir in Elsaß-Lothringen — zum Deutschtum. Diese Stellungnahme hat aber einen um so größeren Wert, als den Lehrern als Bildnern unserer Jugend eine der wichtigsten Aufgaben zufällt.

Im übrigen rechtfertigt nicht nur der demokratische Grundton des Landes, von dem Sie sprechen, die Heranziehung solcher Elemente in die Erste Kammer, sondern die gesamte politische Konstellation Elsaß-Lothringens. Den bisher unter der Notabelnherrschaft passiv und indifferent beiseite stehenden Mittelstand zu politisieren und zu mobilisieren, betrachte ich als meine Aufgabe; und um das zu ermöglichen, war die Änderung des Wahlrechts nötig.

Eine Besserung kann nicht auf einmal eintreten, sondern sich nur allmählich vollziehen. Das will man leider in manchen altdeutschen Kreisen, denen die Verhältnisse des Reichslandes fremd sind, nicht recht einsehen. Wir brauchen Zeit und Geduld, und beim Regieren neben Strenge vor allem auch Wohlwollen und Gerechtigkeit. Mit dem Korporalstock allein, wie manche glauben, geht's nicht.

Sie würden sich, geehrter Herr Professor, ein Verdienst nicht etwa nur um Elsaß-Lothringen, sondern besonders auch um unser großes deutsches Vaterland erwerben, wenn Sie Ihre Kenntnisse und Ihren Einfluß in der Vertretung dieser Gesichtspunkte zur Geltung brächten...

In vorzüglicher Hochachtung

Ihr sehr ergebener

Graf v. Wedel

Zweiter Brief

Straßburg, 16. Dezember 1912.

Sehr geehrter Herr Professor!

Ich kann es mir nicht versagen, Ihnen meinen verbindlichsten Dank für die freundliche Übersendung der — Ihren Artikel „Elsässische Kulturfragen" enthaltenden — Nummer des „Tag" vom 15. d. M. auszusprechen. Kaum jemals habe ich ein treffenderes Urteil über das Problem der elsässischen Frage gehört, wie es in Ihrem Artikel zum Ausdruck kommt, und das gereicht Ihnen zu um so größerer Ehre, als Sie nicht in der Lage sind, die Schwingungen der hiesigen komplizierten Volksseele aus unmittelbarer Anschauung zu studieren. Ja, Sie haben recht, wenn Sie sagen, daß der elsässische Partikularismus der natürliche Verbündete des Deutschtums ist denn der Partikularismus ist eine echt deutsche Eigenart, und seine Entwicklung hier im Lande kann sich im Laufe der Zeit nur im deutschen Sinne, in der Richtung eines deutschen Gliedstaates vollziehen. Die „Doppelkultur" hat mit der breiten Masse des Volkes **nichts zu tun:** denn dieses ist gesund und **steht dem Romanentum völkisch fremd gegenüber.** Die natürliche Entwicklung — denn jeder Zwang reizt nur zum Widerstand — im deutschen Sinne würde sich darum auch mit Hilfe der Schule und Armee sehr viel rascher vollziehen, wenn nicht das bis zum Fanatismus und Terrorismus gesteigerte Widerstreben **der katholischen Geistlichkeit und ihrer Presse** sich dieser Entwicklung entgegenstemmte. Ultramontaner Machthunger, gepaart mit den demokratischen Anschauungen, wie man sie ja in dem sich meist aus niederen Kreisen rekrutierenden Klerus so häufig vereinigt findet, führen den Kampf gegen das protestantische Kaisertum und das monarchisch konstruierte Reich. Das sind Widerstände, die sich leider um so langsamer überwinden lassen, als der seiner ganzen Naturanlage nach **tapfere** Elsässer **geistig meist feige** ist, sich dem

Terrorismus und der Furcht, als schlechter Elsässer gebrandmarkt zu werden, nur zu leicht beugt und sich daher sehr schwer zu dem Entschlusse einer der momentanen Strömung widersprechenden offenen Meinungsäußerung durchringt. Für einen Fortschritt in dieser Richtung bietet die „Elsaß-Lothringische Vereinigung" einen gesunden und hoffnungsvollen Kern, weil in ihr Männer vertreten sind, die den Mut ihrer Überzeugung haben. Und mit der zunehmenden Politisierung und Verselbständigung breiterer Volkskreise wird sie, wie sich hoffen läßt, immer zahlreichere Anhänger finden.

In Lothringen liegen die Verhältnisse vielfach anders. Das dortige Volk ist monarchischer gesinnt und hat ein ausgesprochenes Autoritätsgefühl. Die Verdeutschung der dortigen reinfranzösischen Sprachgebiete wird sich freilich nur langsam durch das allmähliche Vorrücken der deutschen Sprachgrenzen, in den Städten aber durch die deutsche Einwanderung vollziehen. Im übrigen sind, wie Sie wissen, Elsaß und Lothringen politisch und teilweise auch völkisch sehr verschieden. Beide haben ihren Spezialpartikularismus, der sich gegebenenfalls gegeneinander ausspielen läßt. Das aber wissen die Französlinge, und deshalb möchten sie die Union durch die Brücke des gemeinsamen, in Lothringen noch weniger eingewurzelten Klerikalismus vollziehen. Darin liegt eine unverkennbare Gefahr.

Daß wir vielfach mit der durch den Klerus und französische Einflüsterungen verhetzten jungen Generation zu tun haben, ist zwar bedauerlich, aber eine Erscheinung, die sich bei Bewegungen solcher Art meist geltend macht und die mit der Zeit von selbst überwunden wird.

Leider hat unsere chauvinistische Presse, voran die alldeutsche, ein Talent, durch ewiges Schwingen der Peitsche und durch gehässige Ausschlachtung selbst unbedeutender, mit der Politik in keinerlei Zusammenhang stehender Fälle auch die gutgesinnten Einheimischen immer wieder vor den Kopf zu stoßen und damit einer Annäherung stets neue Hindernisse in den Weg zu rollen. Wenn man die Politik der Gewalt für die richtige hielt, durfte man den Diktaturparagraphen nicht beseitigen, das Vereinsgesetz nicht einführen. Bei Lage der Verhältnisse können wir nur noch mit gesetzlichen Mitteln arbeiten, da uns die Macht über Personen, Presse und Vereine aus der Hand genommen ist und jede ungesetzliche Maßregel zur Desavouierung und damit zur schweren Kompromittierung der Regierung führen müßte. Damit aber würde eine tiefe Erschütterung der deutschen Sache verbunden sein. Das halten sich die Alldeutschen nicht vor Augen, sie verurteilen, weil sie sich nicht auf den Boden der gegebenen, sondern der von ihnen gewünschten oder als möglich vorausgesetzten Verhältnisse stellen.

Wenn Sie, was freilich schwer sein dürfte, in diesem Sinne mäßigend auf jene Partei einwirken könnten, so würden Sie sich nicht nur ein hohes Verdienst um Elsaß-Lothringen, sondern was höher wiegt, um unser deutscher Vaterland erwerben.

Ein Volksschullehrer ist, wie Sie gesehen haben werden, in die Erste Kammer berufen worden. Die liberalen Parteien haben seine Wahl bemängelt, weil er dem katholischen Lehrerverein angehöre. Das war uns unbekannt, denn sein Beitritt war erst vor einigen Wochen erfolgt. Katholik mußte er sein! Aber W. war lange Jahre Vorsitzender des unterelsässischen Lehrervereins und hochangesehen. Er zog sich zurück,

weil das Parteigetriebe der Jungen ihm zu leidenschaftlich wurde. Aber er ist ein ehrenhafter Mann, von erprobter, treudeutscher Gesinnung und ein würdiger Repräsentant seines Standes.

Mit der Sendung junger einheimischer Beamter nach Berlin haben wir begonnen, und bezüglich akademisch gebildeter Hilfslehrer hoffe ich ein gleiches Resultat zu erzielen. Das muß sich bedauerlicherweise der Gehaltsdifferenz wegen in beschränkten Grenzen halten, aber es wird doch vorderhand ein kleiner Fortschritt sein...

W.

Dritter Brief

Statthalter-Palais, Straßburg, 27. Mai 1912.

Sehr verehrter Herr Professor!

Für Ihren freundlichen Brief vom 15. sage ich verbindlichsten Dank.

Ich bin ein warmer Freund der Lehrer, weil ihr wichtiges Amt als Bildner unserer Jugend ihnen Anspruch auf besondere Berücksichtigung verleiht und weil sie sich im allgemeinen als treue Anhänger des Deutschtums erwiesen haben. Und darum auch habe ich mich seinerzeit nicht gescheut, in das klerikale Wespennest zu stechen und die Rechte der Lehrer gegenüber unberechtigten kirchlichen Eingriffen zu vertreten.

Aber ich habe andrerseits gelegentlich der jüngsten Gehaltsbewegung auch trübe Erfahrungen gemacht. Denn die agitatorische Haltung eines Teiles der Lehrerschaft, die Drohung, sich vom Deutschtum abzuwenden und aus allen patriotischen Vereinen auszutreten und ihre überspannten Forderungen mußten zu dem bedauerlichen Schlusse anregen, daß ihre Gesinnung nicht einen Ausfluß ihres Herzens und ihrer Überzeugung, sondern lediglich ihrer materiellen Interessen bilde. Ich schließe davon die älteren, gemäßigten Elemente aus, die jüngeren aber sind, wie ich fürchte, vielfach von radikalisierenden Neigungen infiziert. Leidenschaft über trübt stets den Blick und erschwert die Verständigung...

Vierter Brief

Straßburg, den 8. Juni 1912.

Sehr verehrter Herr Professor!

Mit meinem verbindlichsten Dank für Ihren freundlichen Brief vom 7. verbinde ich ein rückhaltsloses „Bravo" für Ihren Artikel im „Tag". Nicht weil Sie in letzterem eine Lanze für mich einlegen, spreche ich dieses „Bravo" aus — denn ich habe mich schließlich an Angriffe, die meist auf völliger Unkenntnis meiner Person und der Sache beruhen, gewöhnt —, sondern weil Sie in objektiver und mutiger Weise der sogenannten nationalen Presse den Spiegel vorhalten. Denn diese Presse ist im Laufe der Zeit mehr und mehr auf ein Niveau gelangt, das mit unserer Kultur, mit unserer Würde und mit unseren nationalen Erfolgen im Widerspruch steht. Das echte Deutschtum muß nach meiner Ansicht durch furchtloses Kraftbewußtsein zum Ausdruck kommen. Provozierendes Gepolter, anmaßende Drohungen und politische Klopffechterei sind dem wahren deutschen Charakter nicht homogen. Und gerade in dieser Hinsicht befinden wir uns seit Jahren in Decadence. Der deutsche Volkscharakter wird durch solche Vorbilder zu einem Zerrbilde gestaltet, das im Auslande geradezu Abneigung erzeugt. Wenn jemand immerzu mit der Faust auf den Tisch schlägt, so macht das bald keinen Eindruck mehr, und die Gegner verlernen, ihn ernst

zu nehmen. Ein Teil der deutschen Presse ist zügellos, da ihr krankhafter Hang zur Kritik oder richtiger zum Nörgeln sie auf direkt unpatriotische Wege treibt. Ein typisches Beispiel dafür bot die Marokko-Affäre, wo die Reichsleitung direkt im Stich gelassen und unsere Position dadurch unsern Widerpartnern gegenüber enorm geschwächt wurde. Wie anders dagegen war das Bild in Frankreich und besonders in England!

Durchaus zutreffend schildern Sie in dem Artikel die psychologischen Gründe, die die Haltung unserer Zweiten Kammer in den letzten Monaten bestimmt haben. Der innige Glaube an die ausschlaggebende Macht des Parlaments, die in den französischen Traditionen eine Stärkung fand, das geradezu epidemisch gewordene Sich-gegenseitig-Überbieten der einzelnen Fraktionen in sogenannten populären, d. h. radikalen Anträgen, um sich dadurch vor den Wählern als rückgratstarke Männer zu präsentieren, haben unseren Volksvertretern den Kopf verdreht. Dazu kommt die terroristische Hetzarbeit der Nationalisten [Französlinge], die jeden als schlechten Elsaß-Lothringer verschreien, der sich mutig auf den Boden der gegebenen Verhältnisse stellt und der Regierung nicht Opposition macht. Das widerspricht zwar dem rückgratstarken Männerstolz, aber — dicht neben diesem wächst hier vielfach die politische Feigheit.

Unsere nationale oder, um das Kind beim richtigen Namen zu nennen, alldeutsche Presse mit ihrer brutalen Rücksichtslosigkeit, ihrer blindwütigen Aufbauschung jedes geringfügigen Zwischenfalles zu einer cause célèbre, ihren gehässigen Angriffen gegen jedes Hervortreten besonderer Eigenart schadet weit mehr, als alle Aufhetzung der Wetterlé und Genossen; denn jenes brutale Vorgehen trifft nicht nur die Schuldigen, sondern es stößt diejenigen mit roher Faust zurück, die den ehrlichen Willen haben, Hand in Hand mit uns zu gehen. Würden die Ein- und Angriffe jener Presse, die in alberner Überhebung glaubt oder wenigstens vorgibt, bessere Deutsche zu sein wie wir, aufhören, so würden bald ruhigere Zeiten eintreten, weil dann das gegenseitige Verständnis und das gegenseitige Vertrauen Wurzel fassen könnten. Und wenn man nun obendrein noch das Gelichter von Korrespondenten kennt, die jene Blätter über die hiesigen Zustände und Vorgänge informieren, dann muß man jeden Glauben an ihre ehrliche Absicht verlieren.

Im übrigen haben sich die Wogen geglättet, und ich nehme an, daß der Rest der mit Ende des Monats zum Abschluß gelangenden Session keine weiteren Reibungen mehr bringen wird. So will denn auch die Zweite Kammer den Sprachenantrag und die Konsulatsfrage nicht mehr auf die Tagesordnung setzen.

Doch damit will ich schließen, und zwar mit der Versicherung, daß auch ich in der festen Überzeugung lebe, daß Elsaß-Lothringen einst ein gutes deutsches Land werden wird. Nur muß man demselben Zeit dazu lassen und nicht immer ohne Not in seine ruhige Entwicklung hineingreifen. Daß etwaigen Auswüchsen mit rücksichtsloser Energie entgegengetreten werden muß, ist selbstredend. Auf alle Fälle halte ich bezüglich der hiesigen Verhältnisse an einem offenen Optimismus fest, freilich mit einer Beimischung von Skepsis, was einen raschen Wandel und die Wahrscheinlichkeit des Eintretens gelegentlicher Rückschläge betrifft.

In aufrichtiger Hochachtung und Verehrung bin ich

Ihr ganz ergebenster W.

(Fortsetzung folgt)

Völkerpsychologie
Von Karl Bleibtreu

Seit 1650 glaubte Frankreich an der Spitze zu marschieren, doch selbst im Salon der Dudeffant und L'Espinasse herrschte kein regerer Esprit als in damaligen Londoner Mansions und Kaffeehäusern. Diese Westkultur war ganz aristokratisch, während in Deutschland der Adel wesentlich durch die Humboldts zum geistigen Besitztum beitrug und nur die Jüdinnen Rahel, Herz, Lehwald Berliner Salons gründen wollten. Indessen rächte sich der englische Snobismus für seine Abhängigkeit vom Adel, indem er dessen geistiges Verdienst schmälerte und z. B. bis heut Lord Bulwer kritisch mißhandelt und Lord Byron aus dem literarischen Ehrentempel vertreibt. Sobald französische Salonkultur aristokratischem Milieu entglitt, enthüllten die Ohnehosen die nackte Bildungsfeindschaft der gallischen Volkspsyche, wovon unsere Welschgänger nichts ahnen. Andererseits schwärmt der fromme englische Mittelstand für liederliche Stuartkavaliere und den „Martyrkönig" gegen den plebejischen „Königsmörder" Cromwell, verabscheut die Puritaner, von denen sich doch die ganze Respectability des einst so lustigen Altengland herleitet. Wo man den traurigen Georg III. und Queen Victoria als Tugendmuster verehrte und deren Kronprinzen als Lastervorbilder schmähte, sie aber sofort heilig sprach, sobald sie gekrönt waren — the king can do no wrong —, da weiß kein Psychologe mehr ein und aus.

Wenn Napoleon Laplace, den Chemiker Chaptal, den Literaten Cambacérès zu Ministern machte und jedem Autor eine Staatspension verlieh, so fiel dies in Frankreich weniger auf. Kein namhafter Franzose hatte sich über Gleichgültigkeit zu beklagen. Daß Lamartine zweimal nicht umsonst Bezahlung seiner Schulden von der Nation erwartete, wäre anderswo unmöglich. Wie sich Chateaubriand à l'abri des hommes und Vigny sich seiner Nichte hinstellte: „An wen du glauben sollst? an mich!", solch selbstgewissen Hochmut bewundert der Franzose, bespöttelt der Deutsche. Auch der Roi Soleil war ein französischer Typ, als er Molière vornehm gegen Hof und Klerus schützte und ihn, weil Kämmerlinge nicht mit dem Federfuchser an einem Tisch essen wollten, höflich einlud, mit ihm allein zwei Fasanen zu verzehren. Darin steckt schalkhafte Anmut Lafontaines, den die keineswegs servile Akademie seinem steifen Günstling Boileau vorzog.

Gleichwohl bedeutet Welschgängerei nur Seichtigkeit; sie weiß vom Ausland nicht mehr als dies von uns, schwärmt pour les beaux yeux der schönen Marianne mit recht fernem Pathos der Distanz. Boulevardkomödien (c'est du théâtre) gelten als typisch, die genialen Ansichtskarten „nur für Herren" des illegitimen Musset-Nachkommen Maupassant genießt der Durchschnitts-Deutsche wegen sexueller, nicht künstlerischer Anreize. Umgekehrt erfaßt der gefeierte Romain Rolland im Grunde deutsche Art so wenig, wie Prevost, Richepin, Barrès („dessen ‚Garten Berenices' ich ewig lieben werde", säuselt Harden), die zu jedem Frühstück einen gebratenen Boche verzehren. Was weiß der Deutsche vom zwiespältigen französischen Wesen! Von Victor Hugo kennt er nur die miserabeln „Misérables", von Musset nichts,

dem einzigen Genieblitz in gleichmäßig wolkenloser Atmosphäre. Man machte pflichtschuldigst Stendhal-Entdeckung mit und ließ sich dessen Rouge-et-noir-Romantik als Kronjuwel des Realismus aufschwatzen, obschon von dort und Gauthiers „Mademoiselle Maupin“ keine Brücke zu Zola führt, dessen dantesk italienische Allegorik sich nur an Sue anschloß. Unsere Kaffeehausdekadents hielten Andacht nur vor Baudelaires papiernen Armesünderblumen; doch ohne Leconte de Lisles Eisesglätte und Heredias Goldschmiedarbeit kann man neufranzösische Poesie nicht begreifen. Fleurs du mal blühen auch bei Verlaine und den epileptischen Visionen des spitzfindigen Drechslers Flaubert, der zu Neros Zeit gelebt zu haben sich erinnern wollte. Daher wohl Zauberballetts mit Text aus dem archäologischen Museum von Tunis! Man nennt dies Realismus, doch er schrieb nur zu richtig an G. Sand: „Neben Shakespeare ist alles mittelmäßig.“ Arien aus der Großen Oper oder kühle Sezierung, Selbsterziehung zur Nüchternheit! In eleganter Vergesellschaftung aufgehend, vermag dies Schrifttum nie die große Freskolinie zu finden. Der historische Roman ist verkrüppelt wie Hugos Quasimodo oder anachronistisch stilisiert wie Vignys „Cincq Mars“, dessen Feudaltendenz so schön endet: „Ich gehe Einen suchen, der noch nicht kam, er heißt Cromvell!“ Ja, ja, so ziehen wir in den Siebenjährigen Krieg. Sues Serie „Volksgeheimnisse“ macht Geschichte zur Jakobinerfratze, denn stets arbeitet gallisches Schrifttum als Gesellschaftsspiel politisch-soziale Propaganda, ob radikal oder reaktionär. Chenier brachte Evolutionsphrasen vor Lamarck und Cuvier in Verse, Voltaire die Gravitation, Lamartine katholische Dogmen, die Parnassiens ihr l'art pour l'art. Das klassische Alexandrinerdrama mit historischer Fassade und höfischer Grandezza wie ein Versailler Spiegelsaal des Rokoko-Olymp setzte sich logisch ins konventionelle Salonstück um, wobei Sardou auch Kostüme mit Hugoschem Bumbum ausstopfte. Umsonst hielt Molières Misanthrop der Kothurnstelzbeinigkeit des „qu'il mourût“ den alten Chanson entgegen: „et ce n'est qu'ainsi que parle la nature“; die Natur spricht bei Molière selber in Alexandrinern oder beim lustig pfeifenden Gamin Béranger wie eine Grisette.

Paris ist nicht Natur. Das Lateinertum pflegt immer Rhetorik wie im Italianissimo d'Annunzio. Die Prosa Renans und Taines (besonders in der wenig bekannten „Voyage en Italie“) liefert Gobelintapeten, flimmernden Brokat, bunten Mosaik, doch keine geschlossen ruhige Baukunst. Wenn manche Bücher, z. B. Lotis Desenchantées, nur von Franzosen und im französischen Idiom geschrieben sein können, so bleibt dies nur Kunstgewerbe mit zierlichem Bric à Brac. Die Malerei von Watteau und Fragonard bis Delacroix, Courbet und den Poseuren David, Ingres, Delaroche, Duran spiegelt die gleiche Rassenpsyche; selbst die Historiker von Thiers und Michelet bis Sorel und Vandal wirken mehr durch gefällige Gruppierung des Stoffes als durch forscherische Lichtblicke. Der scharfe Formsinn des nichtintuitiven Verstandes kennt kein Pulsieren blutvoller Lebensfülle; Balzac hantiert wie ein Chemiker, Bourgets Roman-Dialektik fehlt es so sehr an Wärme, daß wir seinem Renan-Essay den Vorzug geben. In Memoiren, einer französischen Spezialität seit Froissart, besonders den militärischen im Vergleich zu Unbeholfenheiten gleicher Art im Englischen und Deutschen, zeigt sich die Gabe, das eigene Leben mit Liebreiz anschaulich darzustellen. Das ist nichts Geringes, zeugt von klarer Selbst-



disziplin. Auch durchstrahlt die gepriesene Clarté (meist ist klar, was seicht ist) nicht bloß die Exaktheit von Gassendi, Lavoisier, Cuvier, den Sensualismus der Diderotzeit, Comtes Positivismus, Cousins Eklektizismus, sondern auch den fälschlich in Verruf geratenen Descartes und den tiefen Pascal, bis in unsere Tage Poincarés mathematisches und Bergsons analytisches Denken. Stets strenge Methode: de Sade hieß „Professor des Lasters", Balzac baute wie ein Ingenieur.

Wenn wir auch nicht durch die Sprache denken (Mauthner), so werden doch Denken und Sprechen ein einheitlicher Prozeß, und die alte Parole „bravement se battre et finement parler" lehrt, wie hoch der Franzose Sprachgewandtheit einschätzt. Da Schrifttum die Nationalseele verkörpert, so sticht auch die klare Genauigkeit französischer Militärschriftsteller von den deutschen ab. Allerdings rühren die bedeutendsten nichtdeutschen Leistungen der Kriegstheorie, die Napoleons und Jominis, nicht eigentlich von Franzosen her, doch hier wirkt eben die Macht der Sprache durch die schier mathematische Bestimmtheit, während Clausewitz' philosophisch durchsetzte, kritisch manchmal vorschnelle, historisch meist anfechtbare Arbeiten in oft schwerfälligem Deutsch sich ausbreiten. Daß das englische Dichtervolk die glänzendste Kriegshistorie, Napiers Geschichte der Wellingtonfeldzüge, hervorbrachte, scheint ebenso naturgemäß, wie die verhältnismäßige Geringwertigkeit kritischer Abhandlungen (Chesney, Wolseley), da Kritik nicht des Engländers starke Seite. Sie sondern nicht einmal Miltons pomphaftes Lateinertum von jenem Hellenismus ab, den ihre Ästhetik früher als die deutsche in Homer entdeckte und dessen Verwandtschaft mit germanischem Sprachgeist, schon in Shakespeare und den Mittelhochdeutschen klar erkennbar, seither alle wahren englischen und deutschen Dichter durchpulste. Wenn Goethe in Byron-Euphorion den Sprößling von Gotik Faust und Helena feierte, so galt dies auch für ihn selber. Die Wahlverwandtschaft der Deutschen und Briten scheint zwar eine nahe — Burns könnte plattdütsch gedichtet haben, die des Deutschen kundigen Shelley und Wordsworth neigen zu unenglischer Metaphysik —, doch schon die Utilitätsphilosophie bis Mill und Spencer verrät die Abweichung.

Aber sind denn die Neudeutschen noch ein Volk der Denker? Darf man französische Oberflächlichkeit schadenfroh unterstreichen? Gleichmäßige Durchbildung künstlerisch differenzierten Milieus möchten wir dort nicht missen, verübeln den Franzosen auch nicht, daß sie deutschem Wesen keinen subjektiven Geschmack abgewinnen. Denn objektiv bleibt Kleists Hermannschlacht das erste und letzte Wort teutonischer Rassepsychologie. Im Lichtbild der Staël saßen die Deutschen zu beiden Ufern des Rheins und dichteten immer noch eins; doch im gleichen Jahr, wo ihr „Deutschland" erschien, erschoß sich Kleist, von dessen Dasein sie so wenig hörte wie noch viel später Heine in seinem sonst so gerechten Umriß deutscher Nationalliteratur, womit der vaterlandslose Geselle in Paris für sein Vaterland Propaganda machte. Ihm wurde dort bald „dies leichte Volk zur Last"; auch im gründlich mißverstandenen England schwebte ihm Deutschland als „ferne Liebe" vor. Kosmopolitismus blieb dem Deutschen ebenso versagt wie dem Franzosen. Wenn Dumas fils „Faust" ein barbarisches Machwerk schalt, so scheint das ganz in der Ordnung; denn diesseits und jenseits des Rheins kann man zueinander nicht



kommen, das Wasser ist viel zu tief. Doch scheint gleichfalls in der Ordnung, daß über jenen Erfinder der „Demimonde" Präsident Poincaré einen guten Vortrag hielt. Man stelle sich einen Berliner Rechtsanwalt und Reichstagsredner vor, der sich für den obersten Regierungsposten durch Kundgebung literarischer Bildung empfiehlt! Man muß dem gehaßten Feind sein Recht lassen.

Die Völker kennen sich nicht und wollen Wahrheit übereinander nicht hören. Gottes Weltstrafgesetzbuch anerkennt keinen Völkerbund des Geldsackfriedens, wo jeder heilige Egoismus sich noch mehr über sich als über das Ausland betrügt. In Coulevains preisgekröntem Roman „Die siegreiche Venus" klärt eine Französin ihre Landsleute über die Italiener auf, wie ja auch Crawfords Romane die römische Aristokratie treuer schildern als Fogazzaros „Cortis" und ähnliche italienische Sittenbilder. Unter mehr lebhaften als leidenschaftlichen Gesten verbirgt der Italiener tiefe Berechnung, doch er verdient nicht die Schimpfworte falsch, verräterisch, grausam; er besitzt natürliches Wohlwollen, seine Neigung zur Intrige hat nichts Kleinliches wie deutsche Scheelsucht und gallische Übelrede. Machiavelli gilt als unedler Typ, doch gerade er war ein verbitterter Idealist wie Dante. Der angeborene Ästhetentrieb hebt den Italiener von vornherein auf höhere Stufe. Diese große Nation wurde fast immer verleumdet, und ihr Verrat am Dreibund, gegen den selbst bei Crispiblüte die anonyme Schrift „Italia" Front machte, steht der von Barrères Barzahlung angespornten Piazza anders zu Gesicht als deutscherseits aufgefaßt wird. Wer die Erben des Risorgimento mit Habsburgs Verbrechen zusammenkoppeln wollte, würdigte nicht die Mentalität der jüngsten Großmacht, die in begründetem Stolz auf solche Kulturvergangenheit nicht länger das fünfte Rad am Wagen sein möchte.

Doch wenn Ausländer diesen nie sentimentalen Idealismus oft richtig schauen: verstehen etwa Franzosen und Briten ihr eigenes Wesen? Coulevain nennt den Franzosen „sentimental und idealistisch" gegenüber den listigen gemütlosen Deutschen, während diese für sich allein Idealismus beanspruchen und im Franzosen oft nur Lessings Riccaut sehen. Heine schimpfte Musset „Gassenjunge"; in einem geistvollen Heineroman tritt deshalb der große Pariser in lächerlicher Verzerrung auf, obschon nur in ihm die zwei verschiedenen Seelen, die in Frankreichs Busen wohnen, zum Ausdruck kamen: zierliche Frivolität und gefühlschwelgende Empfindsamkeit. Dagegen sind Lamartines und Hugos hochtrabende Rhapsodien keine Selbstbefürwortung eines französischen Idealismus. „Sentimental" heißt im deutschen Sprachgebrauch falsche Gemütsphraserei; und solch selbstbetrügendem Betrug begegnet man beim Franzosen wie beim Deutschen. Wenn der Berliner unter Liebe „sich interessieren" oder „sich amüsieren" versteht, so darf er wohl kaum über des Parisers Lasterhaftigkeit herfallen. Dagegen ist des Briten scheinbare Kälte oft Selbstzucht eines ursprünglich leidenschaftlichen Willens, sein brutalster Realismus oft unbewußte Notwehr gegen unausrottbare Ideologie auch in eifriger Christianität, die Schopenhauer so irrig als partiellen Gehirnschwund mißverstand. Er betreibt selbst Sport als ernstes Geschäft, hält Geldhäufen für grimme Pflicht; seine ästhetische Anlage bleibt versteckt, weil er sich zu sehr aufs Ethische versteift. Stumpfheit für geistige Werte verbirgt er minder als der Deutsche unter falschem



Literaturpathos; manchmal bricht indessen poetische Empfänglichkeit in ehrlicher Wallung durch. Seine derbe Verstandesnüchternheit verschmäht wenigstens Kleinlichkeit, Schäbigkeit, Pedanterie. Seine Ästheten dürfen sich aber nicht über Heineverketzerung erbosen, denn ihre Byron-Entthronung ist ein noch ärgeres Verbrechen. „L'histoire est une fable convenue" (Napoleon), Literaturgeschichte auch: von beiden weiß der deutsche Höhergebildete bezüglich England nur Notdürftiges. Wordsworth, Keats, Shelley sind ihm gerade so unbekannt wie dem Briten unsere gleichrangigen Dichter; von Tennyson wußte er nur, daß Herr Possart demnächst noch auf der Zugspitze „Enoch Arden" rezitieren werde. Die Schmökerei übersetzter Romane seit Richardson bis Dickens kam erst heut zu Thackeray und hinkt mit Shaw- und Wilde-Kult hinter der ernsten Gegenwartsentwickelung (Mrs. Ward usw.) nach.

Das rassenfremde Russische schloß man in Deutschland inniger ans Herz. Nun, unter allen Europäern ist der nordische Russe (nicht der sonstige Slawe, der ein träges sinnlichdumpfes Halbasien ausdünstet) der ehrlichste Idealist, als Volksmensch mystisch religiös, als Gebildeter von brennendem Kultureifer geplagt. Seine Autoren lieferten gute Kennzeichnung seiner Fähigkeit und Unfähigkeit, wo jeder Feuerschein in Turgenjeffs „Rauchdunst" verqualmt; doch auch hier führt der Kult des heiligen Rußland, an dem die Welt genesen soll, zu falscher Selbsteinschätzung.

Uns kümmert mehr die doppelte Buchführung der Angelsachsen, die als Privatmenschen sich meist seelischer Reinlichkeit befleißigen, doch sich wie tolle Hunde mit Wasserscheu vor der Wahrheit gebärden, sobald das Nationalinteresse politisch in Frage kommt. Shaw schildert ergötzlich, wie John Bull sich moralisch erhitzt, wenn er etwas rauben will. Macchiavelli schuldet uns noch ein Kapitel seines „Fürsten"; denn daß man ausgenützte Bundesgenossen nachher fallen läßt, wie England 1761 und 1815 Preußen, und daß man jede Gewalttat bemäntelt, lehrte er, aber nicht, daß man eigenes entrüstetes Rechtsgefühl damit verbinden müsse. So etwas gibt es nicht? O doch, es gibt das mit Recht so perfide Albion! Als italienische Freiheitsmärtyrer an Nelsons Rahen baumelten, als Wellington dem Legitimismus Krücken gab, sang England ein Tedeum über den Sieg der „Freiheit" und hörte entgeistert Byrons Warnung: „O könnte England schauen klar und offen, wie niemand seinen Namen noch verehrt, wie alle Völker auf die Stunde hoffen, die seine Brust bloßlegen wird dem Schwert!" Will man kindliche Selbsttäuschung genießen, so halte man sich an die historische Betrachtungsweise der Engländer. Ein kostbarer Aufsatz (Temple-Bar 1892) beschrieb Napoleons Untat, englische Handelsschiffe beschlagnahmt und alle Engländer auf dem Kontinent in Gefängnissen interniert zu haben! Wer aber mißhandelte im Weltkrieg am frechsten das Völkerrecht?

Auch Frankreichs Janusgesicht mit der scharmant lächelnden Vorderseite verzerrt sich sofort zur Teufelsfratze, wenn es, von Gloire zum Blutdurst berauscht, in unersättlicher Eitelkeit vom Leibgericht Revanche schmaust. Heut hausen Melacs Nachkommen an der Ruhr; de Sades Erben wälzen sich in schwarzer Schande. Doch blühte nicht neben dem gräßlichen Gilles de Retz, dem Urbild alles Sadismus, als Waffengefährtin die reinste Jungfrau von Orleans? Enthält nicht Frankreichs Geschichte mehr edle Heldinnen als die mancher andern Nation? Für das Übergewicht der Französin rächt sich der liederliche Franzose mit seinen Ehebruchs-



romanen, die zugleich dem Ausland ein wesentlich falsches Bild gaben. Huysmans, dessen Là-Bas die Schwarze Messe der Perversität anstimmt, analysiert verständnisinnig de Retz, doch Anatole France kann es bei Analyse der Pucelle nur zu wehmütigem Spott bringen. Auch Schiller mißbildete jene Erhabene, indem er sie zur männermordenden Kämpferin macht — sie, die nie ein Schwert trug und selbst feindliche Verwundete auf dem Schlachtfeld pflegte! — und sie sich auf den ersten Anhieb in ein hübsches Gesicht verlieben läßt — sie, die völlig asexuell nur ihrem politisch-militärischen Genie lebte, das sie mit vornehmster Weiblichkeit verband. Doch es blieb Voltaire vorbehalten das nationale Heiligtum der „Pucelle" zu beschmutzen. Gleichwohl verdiente er, wie wir ihn heut aus Villemain, Sainte-Beuve usw. kennen, immerhin als Mensch die von Eugen Dühring auf ihn gehäuften Lobsprüche. Mit Unrecht hält man den schwarzgallig verlogenen selbstischen Wildling Rousseau für einen französischen Typ (die Schweizer Burgundo-Rhätier sind keine nahen Verwandten der Gallier).

„In Frankreich sieht man viel Talent, doch kein Genie", — „ja, wir werden eine große Literatur haben": kein patriotischer Bratenbarde betonte je stolzer deutsche Überlegenheit als Friedrich der Große in mannhaften Oden; doch daß er sie in geleckten Französisch schrieb (sein bärbeißiges Deutsch klang viel genialer) und Nibelungenlied, Werther, Götz keinen Schuß Pulver wert hielt — wie sinnbildlich für den Abfall vom „deutschen Gedanken"!

Der Roi Soleil nahm es nicht gnädig auf, daß Racine ihm eine Denkschrift über Leiden des Volkes überreichte und Fénélon offen den Elsaßraub brandmarkte, doch er ahndete nicht die Majestätsbeleidigung, und er mahnte sterbend seinen Nachfolger, Kriege zu meiden und für die Armen zu sorgen, er hatte nichts dawider, daß Fénélon dem Thronerben einschärfte: „Der König ist für das Volk da, nicht das Volk für den König." La Bruyère durfte seine schreckliche Kennzeichnung des Proletarierelends ungestraft veröffentlichen. Welche männlichen und guten gerechten Menschen, all diese Literaten bis zu Diderot, der seinen wissenschaftlichen Materialismus durch den Elan seiner Selbstlosigkeit Lügen strafte, bis zum jovialen Dumas, dessen Herz so groß wie sein Gargantuabauch! Selbst die kecken Abenteurer wie Regnard, der Nordpolsucher und Galeerensklave in Tunis, der nachher als reicher Weltmann Paris zu seinen reizvollen Komödien einlud wie zu seinen Gastmählern, oder der wilde Saint-Pierre und der unverwüstliche Schieber Beaumarchais, welche schneidigen Condottiere der Feder! Volney, ein kalter und scheuer Mensch, hatte den Mut, den von Napoleon ihm verliehenen Grafentitel auszuschlagen. Ihm riß einst Mirabeau, der mit Revolution Schulden bezahlte, ein Manuskript aus der Hand und trug es auf der Tribüne als eigene Inspiration vor, aber sein Vater opferte sein Vermögen für Reformen als „Volksfreund"; und ein „Volksfreund" anderer Couleur, Marat, fand in Eugen Dühring einen überzeugenden Mohrenwäscher. Gewiß ragt Lesages lebensvolle Sittenschilderung nicht an Fielding heran, Voltaire mußte Swifts dämonische Weltsatire über Rabelais stellen. Die abgerundetere gefälligere Komposition französischer Romane (wir nennen als Beispiel Daudets „Nabob", Maupassants „Mont Oriol") entschädigt nicht für die magere Dürftigkeit phantasieloser Verstandesmenschen. Wohl aber atmen Rabelais

wie Lesage wohltuendere Gutmütigkeit ohne Moralinsäure; Bonhommie ist eben ein echt französisches Wort. Voltaire schimpfte seine Landsleute „Tigeraffen", doch da sah er nur eine Seite. Grausam, eitel, lüstern, ja — doch auch begeisterungsfähig bis zur Fraternité.

Die französischen Werther „René" und „Obermann" entbehren deutscher Verinnerlichung und byronischer Glut, ihre kühle Vereinsamung gleicht dem Selbstling, in dem sich Benjamin Constant als politischer Streber selbst konterfeite, und Stendhals problematischen Naturen. Chateaubriands „Märtyrer" sind so verlogen wie sein „Genius des Christentums", das er selbst mit skeptischen Handschriftnoten glossierte; seine Tiraden bleiben innerlich so trocken tendenziös wie die des Magisters de Maistre. Doch die präzise Gewalt seines Stils bewunderte noch G. Sand mit Recht, denn wir fanden noch in einem seiner letzten Reisebriefe 1831 das wundervolle Wort beim Wiedersehen des Meeres: „Cette patrie qui voyage avec nous." Das kann man nur französisch so sagen, und weil diese Eigenart so gänzlich von der jeder andern Sprache verschieden ist, darf man auch nicht von Lamartine oder Hugos ernsterer Lyrik, als er nach den äußeren Farbenblendern der „Orientalen" wirklich hier und da eine Löwenkralle spreizte, deutsche „Stimmung" verlangen. Auch Lamartine schuf ein konfuses Meisterwort, wie es in solcher Art nur einem Franzosen einfällt, wenn er die „Ode an Bonaparte" schließt: „Wer weiß, ob vor Gott das Genie nicht die höchste Tugend ist!"

Die chinesische Mauer um ein isoliertes Franzosentum war nie so dicht wie die von angelsächsischem Größenwahn aufgerichtete. Montaigne schätzte Deutschland hoch, Diderot verspottete die unlogische Leichtgläubigkeit seiner Landsleute in der fingierten Episode Montesquieu-Chesterfield. Wohl schrieb Savary an die Staël: „Ihr Buch ist nicht französisch, gehen Sie zu den wilden Deutschen, die Sie so sehr bewundern!" Doch welches englische Buch über Deutschland reicht denn jenem Buch das Wasser? Ihr englischer Sekretär Robinson in Weimar rief ihr zu: „Sie werden Goethe nie verstehen"; doch verstand darum Goethe den Unterrocks-Wirbelwind seiner hochherzigen Gönnerin?



Ich will

Von Isa Magdalene Schulze

Ich will, — das ist ein eisernes Band,
Um ein pochendes Herz geschlagen;
Ich will, — das hat über Meere und Land
Viel Leid und Lasten getragen.
Ich will, — umdrängt von Dornen und Stein,
Macht's doch ihren Sieg zuschanden;
Ich will, — heißt wieder König sein
In des Glücks verlorenen Landen.



Stille zwischen den Stürmen

Von Paul Bülow

Es ist still geworden in dir nach heftig dich aufrüttelnden Stürmen ...

Du gingst als Sieger aus dem Kampf hervor, wie die wurzelfeste Eiche nach tosendem Gewittersturm standhaft blieb, wenn sie auch Äste und Blätter lassen mußte.

Nun fühlst du in dir eine so wundersame Beruhigung, ein so sicheres Beherrschen deines ganzen Menschen von innen her. Du blickst frei und klar ins Leben, denn du hast ein Glück gefunden: das Glück des Siegens über Widerstände und Kümmernisse, über Hemmungen und Feindseligkeit.

Dieses Glück verleiht Schwungkraft und Mut. Es macht still und stark zugleich; es beflügelt zu schöpferischer Tat.

Nun blüht dir wieder die Rose des Glücks im Garten des Lebens. Du trägst den Zauber ihrer duftenden Schönheit in den Alltag hinein.

Und dankbar bist du dem Leide. Denn das Leid, als du es tapfer bestandest, schenkte dir diese gehaltvolle Stille, dieses neuartige Glück, diese unvergleichliche Wonne abgeklärter Seelenruhe.

Nun quillt der Brunnen nach, der vorher erschöpft war. Nun strömt dir Kraft zu neuen, zu höheren Aufgaben aus unerforschlichen Tiefen zu.

Oh, sie ist köstlich, diese Stille zwischen den Stürmen!



Am Grabe

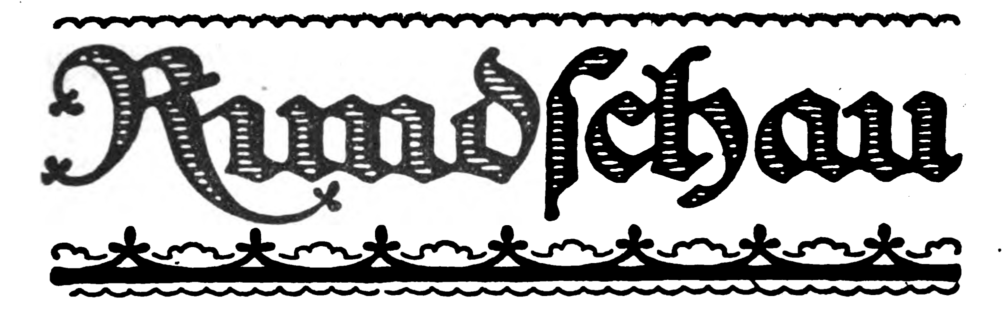
Von Gerhard Stock

Als du mich noch hieltest an atmender Brust,
In liebende Arme geschlossen,
Da hab' ich, mir kaum meines Glückes bewußt,
Deine herrlichsten Gaben genossen.

Und als sie dir drohten mit Knechtschaft und Tod,
Da griff ich begeistert zum Schwerte
Und hielt deinen Schutz für mein höchstes Gebot,
Dieweil ich dich heilig verehrte.

Erst jetzt hab' ich's schmerzlich erschüttert erkannt
An deinem geschlossenen Grabe,
Mein totes, verlorenes Vaterland,
Wie lieb, wie lieb ich dich habe!





Straßburgs tragischer Kampf an der Reichsgrenze

„Die Verschlagenheit eines Richelieu, das berüchtigte lange Schwert Ludwigs XIV. sind die einzigen Rechtstitel Frankreichs auf diese deutschen Lande." Carlyle (Essays)

Im Jahre 1922 ist in Paris ein Werk erschienen, das auch bei uns Deutschen weitester Verbreitung wert wäre: des ehemaligen Straßburger Stadtbibliothekars, jetzigen Professors an der Pariser „École des Hautes Études", Rodolphe Reuß, „Histoire de Strasbourg".

Kaum einer war zur Schilderung der Geschicke Straßburgs so berufen, wie jener elsässische Gelehrte, der auf Grund von mehr als vierzigjähriger Arbeit über die ausgedehnteste Kenntnis der einschlägigen Archivalien seiner Vaterstadt verfügt, der andererseits in seinem Lebensverlauf vom Vaterhaus bis zum Verlust seiner Söhne im Weltkrieg so deutlich die eine Seite der Elsässischen Tragödie widerspiegelt.

Bedeutungsvoll für uns ist es, wie sich die Konsequenz der französischen Straßburg-Politik im 16. und 17. Jahrhundert aus dem Reußschen Werk abhebt. Und weil wir diesseits des Rheins allen Anlaß haben, uns auf die Zähigkeit der Linienführung der französischen Ostpolitik einzustellen, seien hier die wichtigsten Etappen auf dem Weg zur Eroberung Straßburgs im Anschluß an Reuß nachgezeichnet.

Es ist charakteristisch, wie unmittelbar mit der Konsolidierung des französischen Staates nach dem 100jährigen Krieg mit England sich seine Ausdehnungspolitik nach den östlichen, deutschen Gebieten anmeldet. Gleichsam als Vorboten zukünftiger Unternehmungen erscheinen nach dem Friedensschluß von Bretigny 1361 und wiederum 1375 die nach Auflösung der französischen Heere entlassenen Söldnerscharen im Elsaß. Sengend und brennend verwüsteten diese Banden, von der geplagten Bevölkerung „Engelländer" genannt, das flache Land. Es war wohl ein Zug auf eigene Faust, rein dem Trieb einer rohen Soldateska folgend, den diese Scharen bis vor Straßburgs Mauern unternahmen.

Anders verhält es sich bereits mit dem zweiten Zug der Armagnaken, den wir 1444 ins Elsaß einbrechen sehen. Wohl sind sie vom deutschen Kaiser Friedrich III., dem Habsburger, zur Unterwerfung der Schweizer über die deutschen Reichsgrenzen herbeigerufen. Die Tatsache aber, daß diese Söldnerscharen nunmehr unter der Führung des französischen Thronfolgers, des Dauphin Ludwig, in viel größerer Zahl als vom Kaiser erbeten sich über das Land ergießen und nach der Schlacht an der Birs sich im Elsaß festsetzen, weist auf bestimmte, wenn auch geheim gehaltene Eroberungsabsichten. Jedenfalls berichtete der Straßburgische Geschäftsträger in Metz, Johann von Esch, dem Rat, daß die Armagnaken „Straßburg heimsuchen wollten, das früher zu Frankreich gehört hätte (!) und noch jetzt die weißen Lilien auf seinen Münzen führe"!

Deutlicher jedoch tritt im Reformationszeitalter die zielbewußte Einstellung der französischen Politik auf die Reichsstadt Straßburg zutage; eine Einstellung, die sich aus der Gesamtpolitik Franz I. und seiner Abwehr gegenüber der habsburgischen und spanisch-österreichischen Umklammerung ergab. So wurden die Niederlande und die oberrheinischen Gebiete, also das

Elsaß, zu Reibungsflächen der beiden gegnerischen Mächte. „Der Schatten der französischen Macht trifft bereits als Vorbote späterer Verwicklungen den elsässischen Boden."

Indem der Rat von Straßburg 1529 die Reformation einführt, wird die Stadt mit den anderen evangelischen oberdeutschen Reichsstädten und Fürsten der katholischen habsburgischen Kaisermacht gegenüber in die Verteidigungsstellung und damit zur Anlehnung an die antihabsburgische Vormacht — an das französische Königtum — gedrängt. Drastisch hat einmal Straßburgs größter Stettmeister die heikle Lage seiner Vaterstadt dahin gekennzeichnet: „es sei nicht gut, sich zwischen die Flöhe hineinsetzen zu müssen".

Schon bei seiner Bewerbung um die deutsche Kaiserkrone nimmt Franz I. mit dem Straßburger Rat Fühlung. In einem huldvollen Schreiben versichert er seine „großen Verbündeten seiner Zuneigung und Huld". Den Straßburger Kaufleuten läßt er in seinen Landen königlichen Schutz zuteil werden. Dafür hat er wieder seine besonderen Anliegen an die Straßburger. So namentlich Gestattung von Söldneraushebungen auf ihrem Gebiet. In einem Sendschreiben vom 25. Januar 1537 an „den Senat und das Volk der hochberühmten Reichsstadt Straßburg, seinen Freunden und sehr lieben Bundesgenossen" bittet er ferner um Erlaubnis, die ausgehobenen Söldner über die Straßburger Rheinbrücke zu führen. Der Rat, der namentlich von der Armagnaken-Zeit her die Unzulänglichkeit kaiserlichen Schutzes kannte, muß um so mehr darauf bedacht sein, es mit dem König des mächtigen Nachbarstaates nicht zu verderben. Um so erwünschter ist ihm auch die Rückendeckung von Frankreich her, als er über die geheimen Absichten des Lothringischen Herzogtums — nach dem Sturze Burgunds, des letzten der größeren Mittelreiche — keineswegs im klaren ist.

Jedenfalls war die Rolle des Herzogs Anton von Lothringen bei der Niederwerfung der Bauern bei Zabern und Scherweiler (1525) für die Straßburger nicht ganz durchsichtig.

So verbanden sich verhängnisvoll für die spätere Entwicklung die beiderseitigen Interessen Straßburgs und Franz' I. Für Straßburg war Franz Rückendeckung gegen die ehrgeizigen Pläne des Lothringers, namentlich aber gegen die katholische Restaurationspolitik des Kaisers; für Franz Straßburg die Brücke zu den evangelischen Fürsten und Städten Deutschlands und damit Vorposten gegen die habsburgische Weltmonarchie. Das ist Straßburgs Lage um 1530, als es die Verbindung mit den Schweizer Städten lockert und sich dem Schmalkaldischen Bund anschließt.

Neben den offiziellen Fäden unterhält die französische Krone damals bereits private Verbindungen politischen Charakters mit markanten Persönlichkeiten in Straßburg. Außer Johann Philipp von Schleiden, bekannt unter dem Namen Sleidanus, ist besonders Johann Sturm, der Gründer und Rektor der Straßburgischen hohen Schule, zu nennen. Bis zu seiner Berufung nach Straßburg im Jahre 1529 hatte er an dem von Franz I. gegründeten Collège de France gelehrt und unterhielt von seiner neuen Wirkungsstätte aus noch rege Beziehungen mit dem Kardinal Du Bellay. So eifrig war vielfach sein Auftreten, daß der Stettmeister Jakob Sturm wiederholt durch ihn in Verlegenheit gebracht wurde. Schon damals also begannen die frankophilen Unterwühlungen dieses deutschen Gaues. Jedenfalls sah sich König Ferdinand, der für seinen Bruder Karl in Deutschland die Regierung führte, veranlaßt, durch den Ritter Mercklin von Waldkirch die auswärtigen Beziehungen Straßburgs, insbesondere diejenigen mit Frankreich, überwachen zu lassen. In der Tat war es für Franz I. von stärkstem Interesse, angesichts der habsburgischen Bedrohung seines Landes, sich die Unterstützung des Schmalkaldener Bundes zu sichern. Auf dem Religionsgespräch zu Hagenau (1540) erscheint der bereits erwähnte Sleidanus als Vertrauensmann Du Bellays. Wir sehen ihn weiter bemüht, die protestantischen Stände zu einer offiziellen Gesandtschaft an den französischen Hof zu überreden. Auch Jakob Sturm, der die Folgen einer Niederwerfung Franz' I. für die Sache der Evangelischen im Reich deutlich überschaute, war einem engeren Zusammengehen mit Franz nicht abhold. So weigert sich denn auch Straßburg, der vom Landvogt des Oberen Elsaß beschlossenen Defensivliga gegen

Frankreich, der sog. Landesrettung, beizutreten. Auch auf dem Reichstag 1534 setzt Straßburg so lange wie irgend möglich dem von Karl V. gegen Franz I. geplanten Feldzug Widerstand entgegen. Andererseits erleichterten die Lauheit des Kurfürsten von Sachsen, die Gebundenheit des Landgrafen Philipp von Hessen infolge seiner Doppelehe dem Kaiser wiederum die Erreichung seines Ziels. Nur Straßburgs großer Stettmeister sah klar voraus, daß nach der Niederwerfung Franz' I. auch für die Schmalkaldener das Stündlein schlagen würde.

Franz mußte sich daher von seinen deutschen Bundesgenossen verraten fühlen. Und in der Tat wird, nachdem Karl V. 1544 in Frankreich eingerückt war und, ohne die Niederwerfung seines königlichen Gegners erreicht zu haben, den Frieden von Crespy en Valois geschlossen hatte, der Ton der politischen Korrespondenz Franz' I. und der Straßburger merklich kühler.

Erst im Verlauf des Schmalkaldener Kriegs, als der Sieg sich dem Kaiser bereits zuneigte und die Süddeutschen mit ihrem kaiserlichen Herrn zu verhandeln anfingen, begegnen sich die Straßburger und der König von Frankreich in ihrem gemeinsamen Abwehrinteresse gegenüber Karl V. Franz läßt durch seinen diplomatischen Agenten Mendoza Subsidien anbieten (viermal mehr, sagt Specklin, als die Stadt erbeten hatte); ja sogar eine französische Garnison zur Verteidigung wider den Kaiser. Andrerseits sucht auch Karl V. den Weg zu den Herzen der Straßburger. Die Besorgnis, „eins der Tore des Reiches“ zu verlieren, drängt ihn dazu, den Rat wissen zu lassen, „er würde in ihm einen gnädigen Herrn finden“. Der Gedanke einer militärischen Besetzung Straßburgs durch Frankreich taucht erstmalig hier im Schmalkaldener Krieg auf. Die Straßburger wußten sich dagegen zu wehren. Aber einmal ausgesprochen, wird er Leitstern der französischen Zukunftspolitik.

Die eben erwähnten Verhandlungen von Kaiser und König mit Straßburg hatten sich im Jahr 1547 abgespielt. Fünf Jahre später stieg bereits Franzens Nachfolger, sein Sohn Heinrich II., als Bundesgenosse des Kurfürsten Moritz von Sachsen nach Überrumpelung von Metz mit einem stattlichen Heer die Zaberner Steige hinab. In einem Manifest an die Kurfürsten, Fürsten und Städte, das er nach dem Straßburger Chronisten Specklin in Tausenden von Exemplaren in der Stadt verteilen ließ — die Franzosen waren schon damals groß in Reklame —, führte er sich ein als der Verteidiger der deutschen Freiheit, als den Befreier der vom Kaiser gefangenen Fürsten. Der Rat indessen war auf seiner Hut. Das Schicksal von Metz sprach deutlich genug! Warnungen seitens des Grafen von Hanau-Lichtenberg, der Ensisheimer Regierung, veranlaßten Jakob Sturm, die Stadt in Verteidigungszustand zu setzen. Wohl mußte die Stadt sich gegenüber der Übermacht der französischen Truppen, der man die Vogesenpässe nicht hatte sperren können, dazu bequemen, dem Heere Lebensmittel zu liefern. Immerhin hatte die Aufmerksamkeit den Erfolg, daß der König weder die Stadt besuchte, noch die geplante Überrumpelung ausführen konnte. Von Brumath aus zog Heinrich II. nordwärts über Weißenburg in der Richtung nach Speier. Dort erhielt er die Kunde, daß sein Bundesgenosse Moritz von Sachsen mit dem Kaiser, den er in Innsbruck überrascht hatte, bereits in Verhandlungen stehe. Das französische Heer machte kehrt und konnte den Ruhm mitnehmen, „seine Pferde im Rhein getränkt zu haben“. Straßburg war noch einmal für das Reich gerettet.

Doch nicht bloß als einer der Vororte des deutschen Protestantismus, sondern auch von den eigenen französischen Religionswirren aus zieht Straßburg die Aufmerksamkeit der französischen Krone und ihres katholischen Gefolges auf sich. Seit den Tagen, da Calvin in Straßburgs Mauern ein Asyl gefunden, war seine Bedeutung als Zufluchtsort und Sammelplatz der französischen Hugenotten ständig gestiegen, gesegnet und gepriesen von ihnen als Herberge der Gerechtigkeit. Nicht bloß tritt es den Eroberungsgelüsten eines Franz I. und Heinrichs II. entgegen, es breitet auch seinen schützenden Schild über die von ihnen Verfolgten. Indem so die Beziehungen zum aussterbenden Hause der Valois sich abkühlen, spinnen sich neue Fäden zu der aufsteigenden Dynastie der Bourbonen. Heinrich von Navarra, Condé und Coligny haben in Beziehungen zu Straßburg gestanden. Aber auch den Hugenotten gegenüber ist der Rat auf der Hut.



Den Guisen vornehmlich, als den Vertretern der ausgesprochen antihugenottischen Politik, war Straßburg als das Asyl der französischen Protestanten ein Dorn im Auge. Wohl begreiflich, daß sie es auf Eroberung der Stadt absahen. In diesem Zusammenhang weist Reuß auf einen bisher wenig beachteten Bericht des Christophe de Thon in seiner „Histoire de mon temps“ hin. Danach hätten unter der Ägide Heinrichs von Guise der Metzer Robert de Heu, Herr von Malroy und ein Graf Vignory mit Hilfe der für den Prinzen von Oranien geworbenen Söldner einen Überfall auf die Stadt vorbereitet. Kein Geringerer als der König von Frankreich, Heinrich III., dem die Macht der Guisen bedrohlich wurde, war es, der den Rat von Straßburg noch rechtzeitig warnte. Letzterer ließ daher strenge Haussuchungen vornehmen, die Geschütze auf die Wälle auffahren und vereitelte so die geplante Überrumpelung.

Der Beginn des 30jährigen Krieges sieht Straßburg finanziell erschöpft durch seinen Bischofskrieg, skeptisch auch gegenüber allen Zusicherungen der deutschen evangelischen Fürsten. Dabei ist seine Lage von Anfang an aufs äußerste bedroht. Denn in dem Vertrag, den der spanische Graf Onate mit dem österreichischen Stammhause geschlossen, werden Philipp III. von Spanien das Elsaß, die Vogtei Hagenau und die Grafschaft Ortenau zugesprochen und hiermit die strategisch-militärische Verbindung zwischen der Freigrafschaft Burgund längs des Rheins nach den Niederlanden den Spaniern zugesichert. Andrerseits wird durch dasselbe Abkommen Frankreich wieder in eine Abwehrstellung gegen die habsburgisch-spanische Umklammerung gedrängt und sein Interesse aufs neue auf die Oberrheinische Tiefebene und ihre Hauptstadt hingelenkt.

Richelieus Rückkehr zur Herrschaft 1624 bringt neue Aktivität in Frankreichs Straßburg-Politik. Noch in demselben Jahre ziehen seine diplomatischen Vertreter in die Reichsstadt ein. Bei der Überreichung seines Beglaubigungsschreibens verfehlt der französische Gesandte de Marescot nicht, sich zu erkundigen, in welcher Weise sein Herr der Stadt zu Diensten sein könne. Richelieus Sendbote trifft dabei gerade in einem Zeitpunkt ein, wo durch die rücksichtslose katholische Restaurationspolitik des Jesuitenzöglings Ferdinand II., namentlich seine Forderung der Herausgabe des Münsters und der beiden St. Peterskirchen für den katholischen Kultus, ferner durch den Plan, eine kaiserliche Besatzung nach Straßburg zu legen, das Selbstgefühl der Straßburger aufs tiefste verletzt ist. Man sieht auch hier wieder, wie entscheidend die konfessionelle Spaltung in die Reichspolitik eingegriffen hat. Noch zögert der Rat, bei der Krone Frankreichs Schutz zu suchen; denn er ist sich wohl bewußt, „daß französische Gefolgschaft identisch ist mit französischer Herrschaft“. Aber als der Spanier Oßa, Ferdinands rechte Hand, bei weiterer Verweigerung der Subsidien den Straßburgern mit dem Lose Württembergs droht, ergreift der Rat notgedrungen des französischen Gesandten Melchior de l'Isle hilfreiche Hand. Ein Vorschuß von 100 000 fl. wird den Straßburgern zinsfrei gewährt, eine engere Fühlung in Aussicht gestellt, ja auch Truppen, so man deren bedürfte. Letztere lehnten die Straßburger ab. Reuß meint, sie wären gewiß noch mißtrauischer in ihren Verhandlungen gewesen, hätten sie Richelieus „Advis au Roy“ vom Jahr 1629 gekannt. Darin liegen die Ziele der französischen Politik klar vorgezeichnet. „Zunächst möglichst bis Straßburg vordringen, um sich den Zugang nach Deutschland zu erzwingen, was langsam, mit großer Vorsicht und in sanfter verdeckter Weise geschehen muß“ (ce qu'il faut faire avec beaucoup de temps, grande discrétion et une douce et couverte conduite)!

Die Erfolge Gustav Adolfs bedeuteten für Straßburg zunächst einen Aufschub seines Verhängnisses. Freudig begrüßte der Rat den schwedischen Gesandten von Rehlingen, der bald nach der Schlacht bei Breitenfeld eintraf. Wie kaum in einer anderen Stadt war Gustav Adolf in Straßburg als der Beschützer und Anwalt des evangelischen Glaubens gepriesen. Ja, die Mehrheit des Rats neigte bereits jetzt einem Bündnis mit dem gefeierten Schwedenkönig zu. Richelieu erkannte gleich die Gefahr, die ihm vom „Goten“, dessen Landung er selbst begünstigt, gerade in Straßburg drohte. Während noch die schwedischen Gesandten dort weilten, entsandte er daher einen neuen französischen Geschäftsträger Maguin, der für das französische Heer den

Weg über Straßburg, seine Rheinbrücke, außerdem Vorrat und Munition verlangt. Eine schwierige Lage für den Rat! Er neigte mehr zum Schwedenkönig, doch vermag er angesichts der zahlreichen kaiserlichen Truppen im Lande sich zu keiner antihabsburgischen Entscheidung aufzuschwingen. Richelieu seinerseits drängt, dem schwedischen Einfluß zuvorzukommen. Seine Sprache den Straßburgern gegenüber wird drohender. Kurz darauf erscheint ein neuer Bote Richelieus, la Grange aux Ormes, und hält den Straßburgern die Ziele seines Herrn vor. Er wolle „Germanien vom Elend befreien, in das es gefallen und aus dem es sich allem Anscheine nach nicht von selbst erheben könne . . . Straßburg hätte nichts zu befürchten, wenn es sich weise weiter regierte und einen so mächtigen und wohl gesinnten Nachbarn vor den Toren hätte, wie den König von Frankreich. Sie sollten niemals ihre Mauern, ihren Staat und das Ansehen ihrer Republik weder direkt noch indirekt einem andern zur Verfügung stellen. Sollte aber irgendeine Veranlassung zum Schutz der öffentlichen Freiheit oder aus dem Bündnis mit ihnen, den Straßburgern, den König an der Spitze eines Heeres herbeiführen, dann wird die Erwartung ausgesprochen, daß Seine Majestät beim Durchzug durch die Stadt oder ihrer Rheinbrücke mit der nötigen Ehrfurcht und dem Vertrauen empfangen würden, wie die Straßburger sie bereits früher zugesichert hätten".

Diesen nur allzu durchsichtigen Schutzanerbietungen gegenüber schlossen die Straßburger unter Aufgabe ihrer bisherigen Neutralität mit Gustav Adolf ein Schutzbündnis ab durch Vermittlung desselben Glaser, der sie seinerzeit vor Ludwig XIII. vertreten hatte und nunmehr schwedischer Gesandter geworden war. Das Ansinnen, einen schwedischen Befehlshaber in die Stadt aufzunehmen, hatten sie, besorgt um ihre Selbständigkeit, dem König abgeschlagen.

Als Antwort auf dies Bündnis erscheint sofort ein französisches Heer diesseits der Vogesen. Die aktive französische Politik meldet sich bereits an, für den Augenblick zwar durch schwedische Truppen unter Horn und Rheingraf in Schach gehalten. Erst Gustav Adolfs Tod gab ihr freien Spielraum. Kein Wunder, daß die Nachricht von Lützen in Straßburg tiefste Bestürzung erregte! „Es war ein solches Klagen und Weinen," berichtet der Chronist Walter, „wie man es seit Menschengedenken in der Stadt nicht gesehen und gehört. Gott bewahre uns in Zukunft und schütze uns vor denen, die uns hassen!"

Der Plan Bernhards von Weimar, im Elsaß ein selbständiges protestantisches Fürstentum zu errichten, war von vornherein dazu verurteilt, Episode zu bleiben. Denn in dem Maße, als sich die schwedische Macht im Elsaß ausbreitete, wandten sich die Blicke der Katholiken nach Frankreich; Richelieu ergriff daher willig die Gelegenheit, sich dort, ohne noch das schwedische Bündnis preiszugeben, der eigenen Glaubensgenossen anzunehmen. Diese neue Orientierung zeigt sich deutlich in der Übergabe des bischöflichen Zabern und Hagenaus an die Franzosen. Andrerseits war Bernhard, nachdem die Schweden infolge der Niederlage bei Nördlingen nach der Ostsee zurückgedrängt worden waren, immer mehr auf die französischen Subsidien angewiesen. Der Vertrag von St. Germain vom 27. Oktober 1635, der ihm Geldmittel gewährte und die Landgrafschaft im Elsaß mit allen früheren Rechten des Hauses Habsburg beließ mit der Aussicht auf anderweitige Entschädigung, falls er beim allgemeinen Friedensschluß die elsässischen Gebiete herausgeben sollte, beleuchtete grell die Lage Bernhards. Er war fortan nur eine Figur auf dem Schachbrett Richelieus.

Bernhards unerwartetes Hinscheiden — er erlag 1639 in Neuburg dem Sumpffieber — wurde nirgends mehr betrauert als in Straßburg. Sein Tod bedeutete den Übergang seiner Streitkräfte an Frankreich. Es entsprach völlig den Machtverhältnissen im Elsaß, wenn schon im folgenden Jahr ein französischer Intendant für Justiz, Polizeiwesen, Finanzen im Elsaß, Breisgau und Sundgau, der Baron d'Oysonville, seinen Sitz in Breisach aufschlägt.

Straßburg selbst, finanziell erschöpft, nur mit Mühe sich der Plackereien der französischen und weimarischen Truppen auf seinem Gebiet erwehrend, sieht mit Besorgnis für seine eigene Selbständigkeit der Festsetzung der Franzosen im Elsaß zu. Wohl hatte Frankreich durch Mazarin

den Kolmarern die Erklärung abgegeben, „es hege weder die Absicht, noch den Gedanken, aus dem vergossenen Blut Vorteile für sich zu ziehen"; doch bald darauf lüftete Ludwig XIV. den Schleier, „er glaube zu wissen, daß mehrere deutsche Fürsten sich entschließen würden, das Elsaß mit Breisach Frankreich zu überlassen". Straßburg mußte froh sein, beim Westfälischen Friedensschluß seine Immediatstellung zum deutschen Reich bestätigt zu erhalten. Immerhin hatte auch hier die französische Diplomatie durch eine Klausel, auf die Reuß besonders hinweist, sich eine Hintertüre offen gelassen. Diese Reichsunmittelbarkeit dürfe in keiner Weise das Jus supremi dominii des Königs schmälern ...!

Bald bot sich für Ludwig XIV. eine weitere günstige Gelegenheit, Einfluß zu gewinnen auf das Bistum Straßburg. Nach dem Tod des Bischofs, des Habsburgischen Erzherzogs Leopold Wilhelm, setzte das französische Gold die Wahl Franz Egons von Fürstenberg durch, desselben, der später 1681 den König am Portal des Straßburger Münsters mit den Worten empfing: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren!"

Ludwigs Krieg gegen die Niederlande, der zum Teil auf elsässischem Boden ausgefochten wurde, offenbarte vollends Straßburgs tiefe Bedrängnis. Der Versuch Vaubruns, sich der Straßburger Rheinschanze zu bemächtigen, die Sprache des französischen Gesandten gegenüber dem Ammeister Dominik Dietrich („Jedesmal, wenn Ihr Euch hinneigt zu den Feinden des Königs, verletzt Ihr den König, und es ist eine heikle Sache, zu sagen, bis zu welchem Moment er gestatten wird, verletzt zu werden") zeigt deutlich, daß die Tage Straßburgischer Freiheit gezählt sind.

Die Verstrickung des Kaisers in den Kampf gegen Ungarn und Türken bot Ludwig XIV. die willkommene Gelegenheit, die reife Frucht zu pflücken. Er tat es, genau wie seine Nachfolger in Versailles bezüglich der Saarbevölkerung unter der Maske, „daß die Sache mit dem Rat Straßburgs abgemacht worden sei"! Von Kaiser und Reich verlassen, mußte Straßburg mitten im Frieden, in jenem berüchtigten Herbst 1681, die Kapitulation von Illkirch unterzeichnen und Seine Allerchristlichste Majestät als Souverän, Herrn und Beschützer einziehen lassen.

An das Versprechen, der Stadt Privilegien zu achten, hat sich Ludwig XIV. nicht gehalten. Es verfloß kein Jahr, da war der ehemalige Stadtschreiber Gentz bereits zum königlichen Sekretär und Direktor der Kanzlei von Ludwigs Gnaden aufgerückt, d. h. innerhalb des Rats ein französisches Kontrollorgan errichtet. Fünf Jahre nach der Kapitulation war der Ammeister beseitigt und durch einen königlichen Prätor ersetzt. 1685 erschien das Verbot der Eheschließung mit Ausländerinnen, d. h. Deutschen vom anderen Rheinufer. Auch die Universität wird durch das Untersagen von Berufungen aus deutschem Reichsgebiet geistig eingeschnürt und die königliche Huld auf die Jesuitenschule in Molsheim übertragen. Energischer Druck und Prämien, wie Steuerfreiheit auf einige Jahre, leiten die Bekehrungen zur Religion des Königs ein. Den protestantischen Geistlichen auf dem Lande wird verboten, sich in Krankheits- oder Behinderungsfällen durch Vikare oder Amtsgenossen aus der Nachbarschaft vertreten zu lassen. Das war die Treue Frankreichs gegenüber vertraglich festgelegten Zusagen! Straßburgs Schicksal ist das große Menetekel für Pfalz, Rhein- und Ruhrgebiet.

***



Unser türkischer Bundesgenosse im Weltkrieg

Unsere einstigen Bundesgenossen im Weltkrieg, die Türken, über deren Wert die Ansichten geteilt waren, haben neuerdings die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich gezogen, weil sie als erste den ihnen aufgezwungenen schmählichen Friedensvertrag in Fetzen gerissen den Feinden vor die Füße geworfen haben. Wenn auch zuzugeben ist, daß die Türken in ihrem nationalen Befreiungskampf von den Franzosen mit Geld und Kriegsmaterial reichlich unterstützt worden sind, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß sie

diesen Kampf nur mit ihren eigenen Mannschaften, die seit zehn Jahren fast ununterbrochen im Kriege stehen, allein ausgefochten und siegreich bestanden haben. Im Hinblick auf die teilweise recht mäßigen Leistungen der türkischen Armee, besonders gegen Ende des Weltkriegs, stehen wir hier nahezu vor einem Rätsel. Nach dem schmählichen Zusammenbruch des türkischen Heeres, von dem uns Marschall Liman von Sanders in seinem ausgezeichneten Buch „Fünf Jahre Türkei" (Verlag August Scherl, Berlin 1920, 408 S.) eine anschauliche Schilderung gibt, hätte wohl niemand dem „Kranken Mann" im Orient solche Schwungkraft noch zugetraut. Dieses erfolgreiche Aufbäumen national gesinnter Türken gegen den ihnen aufgezwungenen Schmachfrieden, das für uns Deutsche wahrlich tief beschämend ist, beweist uns aber, daß auch in einem scheinbar niedergebrochenen Volke noch verborgene Kräfte schlummern können und daß es nur der richtigen Persönlichkeit bedarf, sie zu wecken. Diese Persönlichkeit hat sich in Mustafa Kemal Pascha gefunden. Die Bedeutung der Persönlichkeit im Kriege, auf die ich schon in einem früheren Aufsatz (vgl. Türmer, Dezember 1921, S. 185) hingewiesen habe, findet damit erneut ihre Bestätigung. Hinzu kommt, daß als treibendes Moment nicht nur nationale, sondern vielleicht auch religiöse Kräfte in Betracht kommen, indem der sog. „Heilige Krieg", der während des Weltkriegs infolge des Gegensatzes zwischen Türken und Arabern bekanntlich völlig versagt hat, erst jetzt sich auszuwirken beginnt. Ohne das prächtige anatolische Soldatenmaterial, über das bei allen Offizieren, die bei den Türken gefochten haben, nur eine Stimme des Lobes herrscht, wären die erzielten Erfolge allerdings schwerlich zu erreichen gewesen. Auch muß man in Betracht ziehen, daß der besiegte griechische Gegner minderwertig und kriegsmüde war und keinen Vergleich mit Engländern oder Russen aushält. Das Hauptverdienst gebührt aber doch wohl unstreitig Kemal Pascha, der den in Deutschland maßlos überschätzten Enver Pascha an Bedeutung und vor allem an militärischem Können turmhoch überragt. Kemal Pascha, heute etwa 44 Jahre alt, ist in Saloniki als Sohn eines Beamten geboren, besuchte dort die Militär-Akademie und beteiligte sich an der jungtürkischen Bewegung. Später war er aber ein heftiger Gegner Envers und dessen deutschfreundlicher Politik. Wenn er mehr Einfluß hätte gewinnen können, wäre die Türkei nicht auf die deutsche Seite getreten. Trotzdem tat er im Kriege wacker seine Pflicht und zeichnete sich sowohl im Gallipolifeldzug als auch später als Armeeführer im Palästinafeldzug besonders aus. Liman von Sanders rühmt diesen „ausgezeichneten" General, der sein Schüler war und ihm während des Weltkriegs lange und in den wichtigsten Zeitabschnitten unterstand, ganz besonders. Für die türkische Sache ist es jedenfalls ein großes Glück, daß Kemal die Führung in die Hand bekommen hat und nicht Enver, der zwar ein Mann von ungewöhnlicher Tatkraft und Energie war, ein erstklassiger Revolutionär, aber auch ein Wirrkopf und militärischer Phantast und vor allem kein Feldherr. Allerdings war Enver ein verläßiger, treuer, stets hilfsbereiter Freund der deutschen Sache; darum kommt er auch in den Erinnerungen Hindenburgs und Falkenhayns besser weg als bei Liman von Sanders, der ein geradezu vernichtendes Urteil über ihn fällt und ihm die Hauptschuld an dem völligen militärischen Zusammenbruch der Türkei beimißt. Wenn auch die Urteile Limans über Enver subjektiv gefärbt sein mögen, da er ständig die schwersten Konflikte und Reibungen mit ihm hatte, so hat er doch in diesem Punkte jedenfalls recht. Denn der strategische Dilettantismus Envers, der panislamitischen Phantastereien nachjagte und über seinen abenteuerlichsten Offensivoperationen in den Kaukasus und gegen Persien Bagdad, Mesopotamien, Palästina und Syrien verlor, war geradezu himmelschreiend; und es ist in hohem Maße bedauerlich, daß die deutsche Oberste Heeresleitung, die allerdings durch andere Dinge in Anspruch genommen war, anscheinend keinen genügenden Einfluß auf die Leitung der Operationen auf dem asiatischen Kriegsschauplatz auszuüben vermochte. Geradezu verheerend auf die Kriegführung im Orient war endlich der Einfluß des jungtürkischen „Komitees", weniger der Männer, die wie Taalat, Enver und Djemal Pascha an dessen Spitze standen und zweifellos untadelige Ehrenmänner waren, als der geheimen Drahtzieher hinter den Kulissen,

die völlig entartet und korrumpiert nur an ihre eigene Bereicherung dachten und denen gegenüber auch die Minister anscheinend machtlos waren. Diesen Dunkelmännern, denen schwer beizukommen war, sind die unglaublich verrotteten Zustände zu danken, unter denen Land und Armee während des Weltkriegs schwer litten, insbesondere das völlige Versagen des Versorgungswesens, das schließlich zur Auflösung der türkischen Armee geführt hat. Nicht aus Feigheit ist der türkische Soldat in Massen, die zuletzt in die Millionen gingen, desertiert, sondern aus Not, Heimweh und Jammer über die im Elend zurückgebliebenen Familien. Daß es Kemal gelungen ist, durch Verlegung des Sitzes seiner Regierung nach Angora sich von dem Einfluß der Konstantinopler üblen Schmarotzer des Komitees frei zu machen, beweist seine Einsicht auch als Staatsmann und dürfte nicht wenig zu seinem Enderfolg beigetragen haben.

Bei der lawinenartig angeschwollenen Literatur über den Weltkrieg verschwinden naturgemäß die wenigen Bücher, die sich mit dem Orientkriegsschauplatz befassen, unter der Masse von Werken, die die uns näher liegenden Ereignisse in Europa behandeln. Sie haben infolgedessen vielfach nicht die Beachtung gefunden, die sie zweifellos verdienen.

Wer sich über den Gang der Operationen auf dem Orientkriegsschauplatz im großen unterrichten will, findet einen guten Überblick hierüber in den einschlägigen Abschnitten der von mir schon früher empfohlenen (vgl. Türmer 1923, Januar), vortrefflichen Werke Volkmann, „Der Große Krieg 1914—18" (Verlag Reimar Hobbing, Berliin 1922) und Schwarte, „Der große Krieg 1914—18" (Verlag Ambrosius Barth u. a., Leipzig 1922). Im neu erschienenen IV. Band des letztgenannten großangelegten Werkes ist dem „Türkischen Krieg" ein eigener, zusammenfassender Abschnitt von 70 Seiten aus der Feder des Majors Frigge, seinerzeit im Stabe Liman von Sanders, gewidmet, der in meisterhafter, objektiver, ebenso übersichtlicher wie auch für den Laien gemeinverständlicher Darstellung ein gutes Bild der Ereignisse auf den türkischen Kriegsschauplätzen gibt.

Wer dagegen über die Vorgänge im Orient und die zahllosen dort zu überwindenden Schwierigkeiten, Hemmungen und Reibungen Näheres zu erfahren und ein intimeres Bild zu gewinnen wünscht, dem seien außer dem bereits genannten Buch des Marschalls Liman von Sanders noch warm empfohlen: „Vom Balkan nach Bagdad" von Generalmajor v. Gleich, (Verlag August Scherl, Berlin 1921, 185 S.), ferner „Orientfahrten" von Hans v. Kiesling (Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig 1921, 276 S.) und „Mit Feldmarschall von der Goltz Pascha in Mesopotamien und Persien" von seinem letzten Generalstabsoffizier Oberstleutnant Hans v. Kiesling (Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig 1922, 192 S.). Alle vier Bücher sind meinem Dafürhalten nach interessant und lesenswert; niemand wird sie ohne innere Befriedigung und wesentliche Bereicherung seines Wissens aus der Hand legen, zumal sie nichts weniger als militärisch einseitig sind. Insbesondere in Kieslings „Orientfahrten" ruht der Schwerpunkt in geschichtlichen, erdkundlichen, volkswirtschaftlichen und politischen Betrachtungen des durchzogenen Landes; die militärischen Operationen werden nur so nebenbei mitunter gelegentlich kurz berührt.

Vom militärischen Gesichtspunkt aus dagegen steht das Werk Liman v. Sanders wohl an erster Stelle, da der Marschall durch seinen fünf Jahre umfassenden Aufenthalt in der Türkei, die im vollsten Sinne des Wortes Kampfesjahre waren, nicht sowohl gegen äußere als gegen innere Feinde, sich die eingehendste Kenntnis von Land und Leuten erworben hat. Die Persönlichkeit des Verfassers ist in militärischen Kreisen der Heimat stark umstritten. Schroff und kantig, energisch bis zur Rücksichtslosigkeit, eine Kraftnatur, war er nicht allen ein angenehmer Vorgesetzter und vielleicht noch weniger ein bequemer Untergebener.

Es mag daher nicht Wunder nehmen, daß er neben vielen Verehrern vielleicht noch zahlreichere Feinde hat. Liman von Sanders war jedenfalls ein Mann von unbeugsamer Tatkraft und Entschlossenheit, und seine Leistungen im Gallipoli- und Palästinafeldzug verdienen uneingeschränkte Anerkennung. Da er, gestützt auf langjährige Erfahrung, klaren Blicks die Ver-

hältnisse zu überschauen und die Grenzen des im Orient Möglichen besser zu erkennen vermochte als die Herren am grünen Tisch in Konstantinopel und im Großen Hauptquartier, ist es bedauerlich, daß seine vielfach warnende Stimme dort so wenig Gehör gefunden hat. Mancher Mißgriff wäre alsdann vermieden worden. Nicht ohne Grund beklagt sich der General bitter über deutsche Intrigen in Konstantinopel, über Berichterstattung nicht verantwortlicher deutscher Offiziere ohne genügenden Einblick in die tatsächlichen Verhältnisse, über verfehlte Maßnahmen, die infolgedessen über seinen Kopf hinweg getroffen wurden. Anscheinend bestand auch ein tiefer Gegensatz zwischen ihm und dem deutschen Militärbevollmächtigten in Konstantinopel, der weder der deutschen noch der türkischen Sache förderlich gewesen sein mag. Die deutsche O. H. L., bei der das Orientreferat in wenig glücklichen Händen lag, war über die wahren Verhältnisse in der Türkei und auf den dortigen Kriegsschauplätzen vielfach unzutreffend unterrichtet und traf infolgedessen Anordnungen, die besser unterblieben wären. Auch die Auswahl der an die Türkei abgegebenen deutschen Offiziere war nicht durchweg glücklich; manchen gebrach es am erforderlichen Takt, und sie wußten den im Verkehr mit Orientalen angemessenen Ton vielfach nicht zu treffen. Das gegenseitige Einvernehmen in den aus deutschen und türkischen Offizieren gemischten Stäben war, wie auch von anderen Berichterstattern übereinstimmend erzählt wird, zum Schaden der Sache häufig nicht das beste. Allerdings darf hierbei nicht verschwiegen werden, daß im Gegensatz zu dem ausgezeichneten, anspruchslosen anatolischen Soldatenmaterial der türkische Offizier — mit vereinzelten vortrefflichen Ausnahmen — durchaus nicht so war, wie man geneigt war, ihn auf Grund der vielleicht etwas überschwänglichen Schilderungen von der Goltz' bei uns sich vorzustellen. Obergeneralarzt Dr. Steuber, der Armee-Arzt Falkenhayns in Palästina, charakterisiert in seinem trefflichen Büchlein „Jildirim", „Deutsche Streiter auf heiligem Boden" (Heft 5 der Einzeldarstellungen des Reichsarchivs, Verlag Georg Stalling, Oldenburg 1922, 176 S.) den türkischen Offizier wie folgt: „Er verfügt über ein erstaunlich geringes Maß von Allgemeinbildung, ist dabei bequem, anspruchsvoll und kindisch eifersüchtig auf sein Prestige." Insbesondere die Leistungen der türkischen Generalstabsoffiziere, die, abgesehen von einzelnen Ausnahmen, zumeist recht mäßig waren, standen in keinem Verhältnis zu ihrer Überheblichkeit. Die geringe Fürsorge der Offiziere für ihre unterstellten Truppen war mit ein Grund der zahlreichen Desertionen.

Der Gesamtzustand des Heeres war überhaupt recht kläglich. Verpflegung und Bekleidung, Munitionsausrüstung und Sanitätsdienst ließen nahezu alles zu wünschen übrig; die Rechtspflege war ungeordnet und willkürlich. Die Kriegstüchtigkeit der Truppen litt schwer unter falschen Maßnahmen der osmanischen Heeresleitung.

Der Einfluß der früheren verdienstvollen Tätigkeit des Generals von der Goltz in der Türkei ist in Deutschland erheblich überschätzt und zu optimistisch beurteilt worden. Infolgedessen herrschten auch bei maßgebenden Stellen unklare und verworrene Vorstellungen über die Türkei, ihre Leistungsfähigkeit, ihre Truppen, die jungtürkischen Führer, die uns viel geschadet und manchen folgenschweren militärischen und politischen Mißgriff verursacht haben. Wenig günstig war auch der häufige Botschafterwechsel am Goldenen Horn. So erlebte Liman von Sanders in fünf Jahren nicht weniger als fünf deutsche Botschafter.

Zu den größten politischen Mißgriffen jener an Mißgriffen wahrlich nicht armen Zeit gehört unsere Perserpolitik, über die General von Gleich und Oberstleutnant v. Kiesling in ihren interessanten Büchern eingehend berichten. Das Auswärtige Amt fiel hierbei auf einen persischen Schwindler, Nizam-es-Saltaneh, herein, hinter dem nicht wirkliche Macht, sondern nur die Interessen eines kleinen, einflußlosen Parteiklüngels standen. Zahllose Millionen guten deutschen Geldes wurden hierbei nutzlos vertan. Die deutsche Politik im Orient während des Krieges ließ jede Zielsicherheit und Einheitlichkeit vermissen und verfolgte zudem in Persien ganz andere Ziele wie die türkische Diplomatie. Sie verlor hierbei die tatsächlichen Möglichkeiten ganz aus dem Auge und übersah, daß ihre Politik überhaupt nur möglich war in engster Übereinstimmung

mit den militärischen Operationen und bei bedingungsloser Unterstützung durch die türkischen Behörden. Statt dessen fehlte es völlig an der Zusammenarbeit der maßgebenden politischen und militärischen Behörden. Der Gegensatz nicht nur zu den Türken, sondern auch zwischen Auswärtigem Amt und Oberster Heeresleitung, zwischen der Militärmission und den in Konstantinopel arbeitenden Militärbehörden und wieder zwischen den letzteren unter sich und zur Botschaft trat allenthalben deutlich in die Erscheinung. Die militärische Folge des verfehlten persischen Unternehmens war der Verlust von Bagdad, der vor allem auf das Schuldkonto Envers kommt und dem türkischen Ansehen im Orient schwer geschadet hat.

Die bereits genannten Bücher Kieslings und des Generals von Gleich behandeln nicht nur die militärischen Operationen in Mesopotamien und Persien, sondern streifen in geistvoller Weise auch Fragen unserer allgemeinen Orientpolitik, wobei sie zu ziemlich übereinstimmenden Urteilen gelangen. Besonders beachtenswert erscheinen mir hierbei die Ausführungen über die Politik der Bagdadbahn, die vielfach neue Gesichtspunkte enthalten. Da die Bagdadbahn sich nur bis Mosul, allenfalls noch bis Bagdad wirtschaftlich rechtfertigen läßt, von Bagdad abwärts aber ausschließlich nur noch strategische Bedeutung besitzt, so lag hierin für England eine unerträgliche Bedrohung an einem Punkt, wo seine wichtigsten Lebensinteressen in Frage kamen, die es sich auf die Dauer unmöglich gefallen lassen konnte. Im Verein mit unserer von Tirpitz begonnenen, vom Kaiser geförderten Flottenpolitik, deren Gefährlichkeit auch Bülow schon erkannt hatte (vgl. Hamann, Ereignisse und Gestalten usw.), lag in der Entwickelung der deutschen Vorderasienpolitik einer der wesentlichsten Keime, aus denen der Weltkrieg erwuchs. Ich empfehle, hierüber die eingehenden und wohlbegründeten Ausführungen Kieslings nachzulesen, und kann ihnen im allgemeinen nur zustimmen.

Unter den militärischen Mißgriffen im Orient, die auf deutsches Schuldkonto zu setzen sind, ist in erster Linie das sogenannte „Jildirim"-Unternehmen 1917 zu nennen, an dessen Spitze General von Falkenhayn gestellt worden war und das der Wiedereroberung Bagdads dienen sollte. Ihm hat Generalarzt Dr. Steuber ein sehr ansprechendes, bereits weiter oben genanntes Büchlein gewidmet, in dem die mannigfachen Schwierigkeiten und Hemmungen, an denen das ganze Unternehmen, noch bevor es richtig begonnen hatte, scheitern sollte, anschaulich geschildert werden. Über die Zweckmäßigkeit oder besser Unzweckmäßigkeit des ganzen Unternehmens urteilt der Verfasser: „An die Stelle des stillen Einflusses, wie ihn die deutsche Militärmission ausübte, sollte ein großes militärisches Unternehmen treten, an dessen Spitze ein deutscher Oberbefehlshaber mit einem deutschen Stabe stand, für das also die deutsche O. H. L. volle Verantwortung übernahm. Man kann sich der Ansicht nicht verschließen, daß die deutsche O. H. L. die daraus entspringenden Folgen damals nicht genügend gewürdigt hat und über die in der Türkei herrschenden Verhältnisse nicht ausreichend unterrichtet war. Jedenfalls hat sie die Leistungsfähigkeit türkischer Truppen verhängnisvoll überschätzt, die aus der Natur des Landes, den unzulänglichen Verkehrswegen und der Gedankenwelt der Türken erwachsenden Schwierigkeiten aber unterschätzt." Liman v. Sanders ist vorher weder gefragt noch gehört worden; er würde sonst von dem Unternehmen dringend abgeraten haben. Im übrigen waren für das Unternehmen weniger militärische als politische Gründe maßgebend, da Deutschland der Türkei vor Kriegseintritt ihren Besitzstand garantiert hatte. Bekanntlich mußten die Truppen der Heeresgruppe F (Jildirim = Blitz, eine der Sachlage wenig entsprechende Bezeichnung, die unter den gegebenen Verhältnissen wie ein schlechter Witz anmutet) infolge der inzwischen in Palästina eingetretenen Schwiergkeiten vorzeitig tropfenweise dort eingesetzt werden. General v. Falkenhayn hat als Führer in Palästina mehr oder minder versagt und ist auch bald wieder (Februar 1918) mit seinem Chef abgelöst worden. Das Kommando übernahm hierauf Liman v. Sanders, der aber die rettungslos verfahrene Lage auch nicht mehr retten konnte. Dr. Steubers sonst treffliches Buch ist in Falkenhayn freundlichem Sinne etwas subjektiv gefärbt, was bei dem Verhältnis beider zueinander nicht weiter wundernehmen und dem Ver-



fasser nur zur Ehre gereichen kann. Infolgedessen kommt auch in ihm der im vergangenen Jahr ermordete Djemal Pascha, der „ungekrönte König Syriens" und Oberbefehlshaber in Syrien und Palästina, mit dem es wegen der unklaren Befehlsverhältnisse zu scharfen Reibungen kam, vielleicht unverdient schlecht weg.

Djemal Pascha war unstreitig einer der bedeutendsten osmanischen Generale und ein Staatsmann von nahezu antikem Schnitt und Format, jedenfalls eine rücksichtslose Kraftnatur ersten Ranges, dem sein Land, das er heiß geliebt, viel zu danken hat und von dem auch in Zukunft Großes zu erwarten gewesen wäre. Er hat uns gleichfalls „Erinnerungen" hinterlassen (Drei-Masken-Verlag, München 1922, 394 S.), die zwar etwas dickleibig und teilweise weitschweifig geraten sind, deren Lesen sich aber doch recht wohl lohnt, da sie uns zeigen, wie sich die Dinge im Kopfe eines aufgeklärten Türken dargestellt haben. In der Darstellung naturgemäß subjektiv, geben diese „Erinnerungen" doch wertvolle Aufschlüsse über die sogenannten „Armeniergreuel" und befassen sich besonders eingehend mit den von Ententegeld geschürten Araberaufständen und dem schmählichen Verrat des Scherif Hussein. Auch die bereits viele Jahre vor dem Krieg einsetzenden und seitdem unablässig betriebenen französischen Bestrebungen auf Losreißung Syriens und Einsetzung eines französischen Protektorats dortselbst erfahren an der Hand unanfechtbarer Dokumente die gebührende Beleuchtung. Ursprünglich Ententefreund, hat Djemal Pascha gleich Kemal, nachdem die Entscheidung einmal gefallen war, wacker seine Pflicht getan und auch als Armeeführer Gutes geleistet. Erfreulich berührt die warme Anerkennung, die Djemal den Leistungen des bayerischen Obersten Freiherrn von Kreß zollt, der sich bei den beiden Unternehmungen gegen den Suezkanal und später bei der Verteidigung Palästinas ganz hervorragend ausgezeichnet und bewährt hat.

Wenn den Unternehmungen gegen Ägypten keine dauernde Bedeutung zukam, obwohl sie von Kreß aufs sorgfältigste vorbereitet waren, so lag dies in den Verhältnissen und vor allem in den Schwierigkeiten des Nachschubs begründet. Die Bedeutung gesicherter Nachschublinien für alle Operationen im Orient und die Rolle, die Raum, Zeit und Entfernung hierbei spielen, ist bei uns vielfach, auch innerhalb der Obersten Heeresleitung, nicht immer richtig erkannt und gewürdigt worden. Wenn Zivilstrategen zuweilen sich für einen Feldzug durch Afghanistan nach Indien erwärmten und gar für einen gleichzeitigen entscheidenden Vorstoß gegen Ägypten schwärmten, so können derartige, durch keinerlei Sachkenntnis getrübte Gedanken nur als heller Wahnsinn bezeichnet werden, der die phantastischen Züge Envers in den Kaukasus, bei denen die Blüte der türkischen Armee zugrunde ging, noch weit übertrifft. Es gehört, wie General von Gleich sehr richtig bemerkt, „eine ungeheure Unkenntnis der Bedingungen der heutigen Kriegführung wie der Verhältnisse des Orients dazu, wenn derartigen Abenteuern sogar entscheidende Bedeutung für den Weltkrieg zugeschrieben wurde".

Daß auch die deutsche Oberste Heeresleitung, indem sie das Urteil sachkundiger Männer wie Liman von Sanders und von Gleich entweder nicht einholte oder nicht beachtete, manches gefehlt hat und in ihren Anordnungen für den Orientkriegsschauplatz vielfach von unzutreffenden Voraussetzungen ausging, wurde bereits erwähnt. Liman von Sanders schließt sein bedeutungsvolles Buch mit folgenden, treffenden Worten: „Auf die Türkei unter ihrer damaligen militärischen Leitung entfällt die volle Verantwortlichkeit, daß sie nicht verstanden hat, **ihre Ziele mit ihren materiellen Mitteln in Einklang zu bringen.** —

Auf Deutschland entfällt der Vorwurf, daß dort die kühle und klare sachliche Beurteilung gefehlt hat, was die Türkei mit ihren Machtmitteln **zu leisten imstande war.** —

Es scheint, daß die Gedanken an die Märchen von Tausend und einer Nacht oder an die Luftspiegelungen der arabischen Wüste das scharf abwägende Urteil in der Heimat getrübt haben."

Gleichwohl wäre es unbillig, nicht anzuerkennen, daß uns auch die Türkei als Bundesgenosse im Weltkrieg durch die Sperrung der Dardanellen wesentliche Dienste geleistet hat.

Franz Freiherr von Berchem





Ägyptische Philosophie

Im großen Wirbel der Ereignisse, in dem wir, gestehen wir es uns nur ein, eigentlich alle ratlos dahinleben, mag es uns scheinen, als habe ein Stillstand auch das Forschen und geistige Arbeiten unseres Volkes ergriffen. Wer hörte nicht in engerem Kreis oder öffentlich klagen, nun sei auch der Geistesfortschritt hineingerissen worden in das Absinken und Vergehen. Und als Beweis wird darauf hingewiesen, wie wenig geistige Großtaten im deutschen, ja im ganzen abendländischen Kulturbereich die Zeit nach dem Kriege gereift hat.

Man hüte sich vor Täuschung! Der Fehler liegt an uns. Wir sind beschäftigt mit unserem Leid und unserer Not und horchen nicht hin. Aber in den stillen, bescheidenen Stuben, in denen die Geistesgroßtat von je zu Hause war, wird nach wie vor geschaffen, vielleicht stiller und einsamer als sonst. Aber das ist kein Nachteil für die Stunde, in der die Seele in ihren Tiefen nach Schätzen sucht.

Eine derartige, übersehene geistige Großtat liegt wieder vor; sie wird nicht wertloser, auch wenn nicht viele ihr jetzt Aufmerksamkeit zuwenden. Ein neuer Keim entfaltet sich, unsere Kinder und Enkel werden an den Früchten eines Baumes teilhaben, den man in dieser trüben Zeit gepflanzt hat. Und wieder heißt es: ex oriente lux.

In den hundert Jahren, seitdem man ägyptische Inschriften und Papyri lesen gelernt hat, ist eine unendliche Menge von geistigen Leistungen jenes verschollenen Volkes der Altägypter entziffert worden; in den letzten Jahrzehnten ganze Bibliotheken von Papyri, und allmählich hat man sich von dem rein Technischen und Sprachwissenschaftlichen auch dem geistigen Inhalt jener Dokumente zugewendet — auf einmal steht die erste Literaturgeschichte der alten Ägypter vor uns. (Ad. Erman, Die Literatur der Ägypter [J. C. Hinrichs, Leipzig, 1923. 8°. 7,50 M]).

Oder, weniger Hoffnungen erweckend, der Anfang zu einer solchen, das Rohmaterial, aber immerhin genügend, um erkennen zu lassen, daß jene alte, verschollene Kultur nicht starr und geistlos war, sondern erfüllt von einem reichen Leben des Gemütes, der Phantasie und voll von einem tiefen und scharfsinnigen Denken. Da sind reiche und bezaubernde Gedichte, Morgenlieder, Hymnen und religiöse Weisen, Trinklieder und heiße Liebesklagen, Erzähler treten auf, Tausendundeine Nacht hat schon sein Vorbild am Nil mit der Geschichte des Schiffbrüchigen, Bruchstücke sind enthüllt, die zeigen, daß auch die Damen von Theben bereits eifrig Romane lasen. Tiefsinnige Parabeln und Gleichnisse, die fast an die Gleichniskraft der Bibel erinnern (Die Errettung der Menschen, Der Streit des Leibes und des Kopfes, Mahnworte eines Propheten), tauchen auf aus den tiefbraunen Gespinsten der Papyrusrollen, Märchen und Sagen, fröhliche Volkslieder lassen einen tiefen Blick in eine Volksseele tun, die dadurch uns plötzlich vertraut wird und Zuneigung weckt.

Die Forscher haben hier ihr Werk getan, nun bedarf es der Dichter, die mit Feingefühl den verklungenen Rhythmus jener Welt wieder nachempfindend herstellen und die Lücken mit Intuition ergänzen, um aus Grabdenkmälern wieder die glühenden, trauernden, sich sehnenden, zuckenden Menschenherzen lebendig werden zu lassen, die darin eingesargt sind.

Der Stoff ist so überreich, daß mit Bestimmtheit gesagt werden kann, es ist nur mehr die Frage der Zeit, daß die Geschichte der Weltliteratur nicht mit den biblischen Hymnen und Homer, sondern noch um Jahrtausende früher mit Pyramidentexten, als den ältesten dichterischen Denkmälern des Menschengeistes, anheben wird.

Und auch die Geschichte der Philosophie. Denn jene altägyptische Literatur umschließt ebenso viele Zeugnisse, daß auch das Denken nicht mit Thales und den Joniern anhebt, sondern schon Jahrtausende früher beachtenswerte Systeme hervorgebracht hat.

Abgesehen von einem überreichen mathematischen und medizinischen Schrifttum, dessen wissenschaftliche Bearbeitung gegenwärtig im Gange ist, bringt schon das Ermansche Werk

eine solche Fülle philosophischer Lehren, daß man nach zehn Seiten des Studiums ein für allemal weiß: es gab eine selbständige ägyptische Philosophie, ebenbürtig der griechischen oder indischen. Und man wird nun nicht mehr säumen dürfen, auch sie wieder herzustellen, wie es mit den klassischen Systemen schon seit langem gelungen ist, die ja ursprünglich auch aus Bruchstücken zusammengestellt wurden.

Wie konnte man das bisher nur übersehen? Haben wir denn nicht in der Geschichte des Denkens längst die Ägypter als die Lehrer von Pythagoras, Plato und Plotin angesehen, ist es denn nicht klar gewesen, daß jener eigentümliche Einschlag, der dem neuplatonischen und neupythagoreischen Denken, der christlichen Gnosis (man denke an Clemens oder Valentinus) ihr Gepräge gibt, von ägyptischer Tradition herstammt? Endlich kann man nun einen Blick in das so tief verborgene und wohl gehütete Geheimnis ägyptischer Weisheit tun.

Und ich glaube nicht zu viel zu sagen: der Eindruck ist überwältigend.

Das Eigentliche scheint ja noch verborgen zu sein. Was bisher aufgedeckt und übersetzt ist, sind vornehmlich Weisheitsbücher (z. B. Weisheitsbuch des Anii aus der 22. Dynastie, oder die Weisheitslehre des Ptah-hotep, die des Duauf, des Sohotep-ib-re u. a.), dazu bestimmt, um der Erziehung zu dienen. Es war in Ägypten System, daß der Vater der Weisheitslehrer seines Sohnes ist, die Verwirklichung eines Ideals, wie es seitdem nicht erreicht wurde.

Und mit Erstaunen findet man in dem „Weisheitsbuch" dieser Väter — den ewigen Dekalog, ein Sittengesetz, das sich von dem der Juden und dem unseren kaum wesentlich unterscheidet.

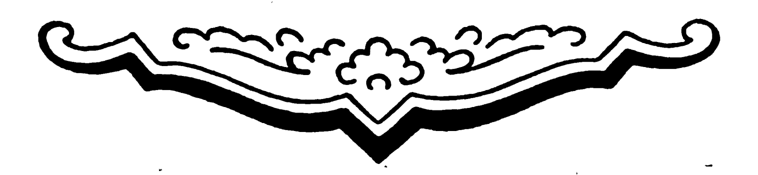
Eine tiefe Frömmigkeit durchzieht alle die einzelnen Systeme; so verschieden sie auch sind, geeinigt werden sie durch den Glauben, daß nur Einordnung in die ewigen Gesetze, der Dienst für das Ganze und im Ganzen dem Menschenleben Halt und Sinn verleihen kann.

Unverbrüchlich ist die Überzeugung, daß Recht und Wahrheit allein die Leitsterne eines erfolgreichen Lebens sein können und daß Gottes Anschauung nur durch die Erkenntnis der Weltgesetze erlangt werden könne, in denen sich die ewigen Mächte auswirken.

Innerhalb dieses Rahmens schimmern schon aus den ersten Bruchstücken verschiedene Schulen und Denksysteme durch. Die Philosophie des Anii z. B. ist von einem Grundzug des Pessimismus durchdrungen, die Lehre des Ptah-hotep vor etwa 2675 v. Chr. ist die Wurzel des Pythagoreismus, die von Meri-ka-re ist vorweggenommener Protagoras. Bereits um 2600 v. Chr. sind entschieden gnostische Züge, namentlich Anklänge an die Logoslehre vorgebildet.

Es ist hier weder der Ort, noch genügend Raum, um mehr als diese Andeutungen zu geben. Sie werden genügen, um die Überzeugung zu rechtfertigen, daß wir vor einer förmlichen Wende und Nachprüfung unserer Begriffe von der Entstehung des philosophischen Denkens stehen. Es ist unumgänglich notwendig und auch schon im Gange, daß die ägyptischen Texte nun nicht nur von der Seite der Literaturgeschichte, sondern auch der des Denkens fruchtbar gemacht werden. Große Entdeckungen harren dieser Arbeiten, und es ist leicht möglich, ja wahrscheinlich, daß das alte Volk am Nil in der Geistesgeschichte um viele Stufen der Wertschätzung und Wichtigkeit höher steigt, als ihm heute zugebilligt wird.

Raoul H. Francé





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

„Reichsverband Deutscher Orchester" oder „Deutscher Musikerverband"?

(Wir bringen hier ausnahmsweise eine reichlich breit geratene Unterhaltung, die zunächst wie „Musikergezänk" klingt, aber sehr zeitgemäße Hintergründe hat. Es handelt sich letzten Endes darum, ob Berufswürde [„Reichsverband Deutscher Orchester"] oder gewerkschaftliche Gesichtspunkte [„Deutscher Musikerverband"] entscheidend führen sollen. D. T.)

Dem „Türmer" ging nachstehende „Berichtigung" zu:

„Zu dem erst jetzt zu unserer Kenntnis gelangten, in Heft 2, Jahrg. 26, S. 141/142 des ‚Türmer' abgedruckten Aufsatz Prof. Dr. H. J. Mosers ‚Ein neuer Reichsorchesterverband' haben wir zu erklären:

1. „Unrichtig ist, daß 1919 ein ‚Zentralverband der Zivilmusiker Deutschlands' es verstanden hatte, die im ‚Deutschen Orchesterbund' vereinigten Mitglieder hervorragender Staats- und Stadtorchester mit dem Deutschen Musikerverband zu verschmelzen;

„richtig ist, daß der ‚Deutsche Orchesterbund' eine Interessengemeinschaft innerhalb des ‚Allgemeinen Deutschen Musikerverbandes' bildete, der sich laut einstimmigen Beschluß seiner im April 1919 in Weimar stattgefundenen Delegiertenversammlung am 1. Juli 1919 mit dem ‚Zentralverband der Zivilmusiker Deutschlands' zum ‚Deutschen Musikerverband' verschmolzen unter ausdrücklicher Forderung des Anschlusses an den ‚Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund'.

2. „Unrichtig ist, daß als Oberhaupt ein ehemaliger Zigarrenmacher fungierte;

„richtig ist, daß der Vorsitzende des ‚Deutschen Musikerverbandes' ‚gelernter' Musiker (Flötist und Trompeter) ist und ebenso wie zahlreiche Mitglieder ‚hervorragender Staats- und Stadtorchester' seine Lehrzeit bei einem Stadtmusikdirektor durchgemacht hat, später Militärmusiker und sodann im In- und Ausland als Orchestermusiker tätig gewesen ist.

3. „Unrichtig ist, daß innerhalb des ‚Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes' die ‚Tonkünstler nur ein Zweig des Nahrungsmittelgewerbes sind, die mit den Kellnern gleich rangieren';

„richtig ist, daß der ‚Deutsche Musikerverband' nach wie vor eine vollständig selbständige, unabhängige Musiker-Berufsorganisation ist.

4. „Unrichtig ist, daß unter solcher Leitung ‚die schlechtesten Musiker das meiste zu sagen haben';

„richtig ist, daß die Berufsgruppen, also auch die Gruppe der Orchestermusiker innerhalb des ‚Deutschen Musikerverbandes' sich sowohl die örtliche wie auch die zentrale Leitung selbst wählen und daß dem Gesamtvorstand des Verbandes unter 15 ehrenamtlichen Mitgliedern 10 noch heute in den namhaftesten deutschen Orchestern wirkende Musiker angehören. Der Leiter unserer

Orchestergruppe ist ein ehemaliges Mitglied des Deutschen Opernhauses in Charlottenburg. Der Leiter unseres Kunstausschusses gehört dem Orchester des Deutschen Opernhauses heute noch an.

5. „Unrichtig ist, wenn behauptet wird, daß innerhalb des ‚Deutschen Musikerverbandes' Gleichmacherei betrieben wird, die keinem Konzertmeister oder verantwortungsvollen Solobläser Besseres gönnen möchte als dem geringsten Füll-Ripienisten; es wird nicht mehr nach künstlerischen Gesichtspunkten, sondern einzig nach Tarif und Uhrzeiger geprobt; der Kapellmeister hat möglichst wenig zu sagen, die beamteten Kammermusiker werden in das ‚freie Angestelltenverhältnis' der pensionslosen Musikarbeiterschaft hinuntergedrückt und mit Streik, Terror, Anstellungsdiktat wird versucht, die Intendanzen und Konzertvereine möglichst mürbe zu machen.

„Richtig ist, daß die vom ‚Deutschen Musikerverband' vertretenen Forderungen von den Orchestermusikern in mehreren Konferenzen — an denen zum Teil Vertreter aller deutschen Orchester teilnahmen — selbst aufgestellt wurden. Diese Forderungen lauten:

1. Unkündbare Anstellung mit Anrecht auf Ruhegehalt und Hinterbliebenenversorgung nach spätestens 5 Dienstjahren, entweder als Angestellte in Beamteneigenschaft oder durch privatrechtlichen Dienstvertrag, jedoch unter Berücksichtigung der berufskünstlerischen Eigenart und unter Wahrung der bisher erworbenen Rechte.

   „Insonderheit muß gefordert werden, daß

   a) in Würdigung der künstlerischen Verantwortung und des dadurch bewirkten vorzeitigen Kräfteverbrauchs einzelne bestimmt abgestufte Funktionszulagen festgesetzt werden;
   b) die Nebenbetätigung, sofern sie künstlerischer Art ist, in Anbetracht der kulturellen Aufgaben der Orchestermusiker nicht unterbunden werden darf;
   c) Entschädigung für Dienst- und Materialaufwand zugebilligt wird, und
   d) die in dem zwischen dem Bühnen-Verein und dem Deutschen Musikerverband abgeschlossenen Tarif- und Normalvertrag niedergelegten Bedingungen in bezug auf Entschädigung besonderer Dienstleistungen anerkannt werden.

2. „Bezüglich der Höhe der Gehaltsstufe muß gefordert werden:
   Ein einheitliches Grundgehalt innerhalb des einzelnen Orchesters unter Gleichstellung mit den Angehörigen derjenigen Berufe, die gleiche kulturelle Aufgaben zu lösen haben; für kleinere Verhältnisse müssen aber mindestens die Bezüge der Klasse VII nach den Richtlinien für die Besoldungsreform des Reiches in der Fassung vom 9. Januar 1920 erreicht werden.

3. Als Berufsvertretung erkennen die Orchester nur den ‚Deutschen Musikerverband' an und fordern dessen unbedingte Hinzuziehung bei allen in Betracht kommenden, ihre Gesamt interessen berührenden Fragen.

„Nur diese Beschlüsse der Orchestermusiker sind für den ‚Deutschen Musikerverband' maßgebend, weshalb von der ‚berühmten Gleichmacherei' wohl nicht gut gesprochen werden kann. Eine Aufhebung oder Abänderung dieser Beschlüsse ist bisher von den Orchestermusikern selbst nicht gefordert worden; aus der Erkenntnis heraus, daß ohne gesicherte wirtschaftliche Grundlage die Erhaltung des hohen Kulturstandes unserer Orchester unmöglich ist.

6. „Unrichtig ist, wenn behauptet wird: Soll irgendwo ein neues Orchester gegründet werden, so verweigert man ein Probespiel, das etwa zur Entlarvung der künstlerisch unfähigen Parteifreunde führen könnte, sucht aber dafür die eigenen Funktionäre an die Futterkrippe zu bringen, und wo nicht gehorcht wird, verhängt man leichten Herzens die Aussperrung;

„richtig ist, daß bei Orchesterneugründungen oder bei Ergänzungen der Orchester bisher niemals Probespiele verweigert wurden, sofern die nötigen Sicherheiten für den Bestand des Unternehmens gegeben waren. Im Hinblick auf die allgemeine Wohnungsnot wird allerdings stets der Wunsch geltend gemacht, in erster Linie möglichst ortsansässige Kräfte — selbstverständlich, soweit diese die erforderliche Eignung besitzen — zu berücksichtigen.

Daß jemals Aussperrungen (?) verhängt worden seien, um ‚Funktionäre des Verbandes an die Futterkrippe zu bringen‘, ist eine völlig aus der Luft gegriffene Behauptung, für die weder Herr Prof. Moser noch seine Gewährsmänner auch nur den Schatten eines Beweises beizubringen in der Lage sein dürften.“

Der Vorstand des Deutschen Musikerverbandes

* * *

Hierzu schreibt unser Mitarbeiter Herr Prof. Dr H. J. Moser folgendes:

Der maßlose Ton, in dem inzwischen der Musikerverband („Prof. Dr Moser als Geschichtsschreiber des Deutschen Musikerverbandes“, Deutsche Musikerzeitung Nr. 46/47) auf meine Türmerausführungen geantwortet hat, enthebt mich eigentlich der Verpflichtung, die Aussprache fortzusetzen. Der Wutschrei zeigt mir deutlich genug, daß ich, ohne es sonderlich darauf abzusehen, den Musikerverband an seinen mehreren Achillesversen getroffen habe. Um aber doch zu zeigen, daß hier nichts Unbegründetes behauptet wurde, mache ich nachstehende Feststellungen:

Zu 1. Um sich in der Generalkommission der Gewerkschaften Gehör zu verschaffen, beschloß der Allg. D. Mus.-Verb. im April 1919 den Eintritt in diese, was ihm nur möglich wurde durch Verschmelzung mit dem ihr bereits angehörigen, künstlerisch bedeutungslosen und sozial allein die Interessen der Gelegenheitsmusiker vertretenden „Zentralverband der Zivilmusiker Deutschlands“, der erst kürzlich nur dadurch Lebensfähigkeit erlangt hatte, daß ihm der Lokalverein Berlin des A.D.M.V. ohne Beschluß einer Generalversammlung oder des Gesamtvorstandes durch Wortbruch zweier Funktionäre beigetreten war. Da innerhalb des A.D.M.V dem „Deutschen Orchesterbund“ für jene Verschmelzung Berufsreinhaltung und Bestandwahrung versprochen wurde, diese Bedingungen aber bei der Verhandlung der beiderseitigen Beauftragten unter den Tisch fielen, kam jener sogenannte „einstimmige“ (übrigens weder geheim noch schriftlich herbeigeführte) Beschluß nur unter schweigendem Protest der ohnehin machtlosen Minderheit zustande.

Zu 2. Mag der Vorsitzende, Herr Fauth, „gelernter“ Musiker sein, so ist er daneben doch auch als Zigarrenmacher tätig gewesen, da es ihm nach eigner Aussage „infolge seiner sozialen Tätigkeit zeitweise unmöglich gewesen ist, sich als Musiker zu ernähren“. Das Zigarrenmachen in Ehren — ein wirklich tüchtiger Musiker hätte sich vor dem Kriege auch mit seinem Hauptberuf durchbringen können. Wann und welchen Orchestern hat er denn angehört? Und wie konnte ein wirklich qualifizierter Musiker es über sich gewinnen, siebzehn Jahre lang jenem Zentralverband vorzustehen, dem Mitglieder festangestellter Orchester sonst überhaupt nicht angehört haben? Daß „zahlreiche Mitglieder hervorragender Staats- und Stadtorchester“ gleich ihm auch nur eine „Lehre“ durchgemacht hätten, trifft heute bis auf seltene Ausnahmen erfreulicherweise längst nicht mehr zu; konservatoristische oder gar Hochschulausbildung stellt jetzt die Norm dar. Wie hat der Musikerverband selbst auf die „Lehrlingszüchter“ gescholten, als der „Reichsverband Deutscher Orchester“ angeblich mit dem sächsischen Musikdirektorenverband sympathisierte; und der an der Führung des Musikerverbands beteiligte Herr Jahn bekämpft in seinem Nachwuchsprogramm ausdrücklich das künstlerisch wie sozial Unzulängliche der bisherigen Stadtpfeiferlehre — für den Präsidenten jedoch soll sie auf einmal genügen! Auf jeden Fall nimmt der Vorsitzende nicht entfernt diejenige künstlerische Stellung ein, die für den angeblichen Spitzenvertreter der deutschen Orchestermusikerschaft auch nur als Minimum zu fordern wäre.

Zu 3. Entscheidende Teile der Ortsgruppe Berlin des D.M.V. sind beim dortigen Kellnerstreik in Sympathiestreik getreten. In den Ortskartellen des Gewerkschaftsbundes sitzt der Kartelldelegierte des D.M.V. nicht nur mit Kellnern, sondern sogar mit Straßenkehrern zusammen, und alles tituliert sich, wie mir verbürgt wird, „Kollege“. In Halle hatten bei den Demonstrationsumzügen der Linksparteien die organisierten Musiker (nichtsozialistische Mitglieder des Musikerverbands sind seltene, widersinnige Ausnahmen) laut Befehl der Parteigjätter unter dem Schild des „Nahrungsmittelgewerbes“ anzutreten.



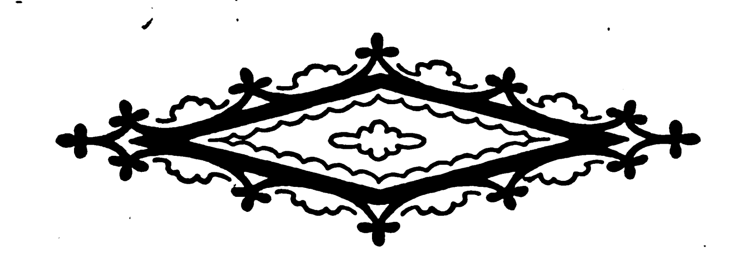
Zu 4. Wo der D.M.V. vorherrscht, werden in den Orchestern bei Standesfragen usw. fast nirgends die künstlerisch Prominenten (Konzertmeister, Harfe, 1. Bläser) ihrer Bedeutung entsprechend gehört, vielmehr wäre unschwer statistisch nachzuweisen, daß die Verbandsdelegierten sich unverhältnismäßig oft aus den „Gesinnungstüchtigen" der letzten Pulte rekrutieren. Sodann sind die Mitglieder der künstlerischen Orchester innerhalb der allein entscheidenden Delegiertenversammlungen des D.M.V. gegenüber den Ensemblemusikern aus Café, Zirkus, Kino wohl überall derart in der Minderheit, daß ihre eigenen Gruppenanträge mit Leichtigkeit überstimmt werden. Die örtliche wie zentrale Leitung der Gruppen untersteht dem ebenso gerichteten Hauptvorstand, während der alte Orchesterbund von den Ortsverwaltungen frei war, eigne Generalversammlungen sämtlicher Orchester abhalten konnte und einen ehrenamtlichen Vorstand besaß. Heute hängt der Gruppenvorstand Ia (Orchester) als bezahlter Verbandsfunktionär wirtschaftlich vom Willen des D.M.V. ab. In Gera ist es vorgekommen, daß der Orchestervorstand nichts ohne einen Schreinergesellen durchsetzen konnte, weil dieser Ortsgruppenvorstand war. Aus solchen Gründen ist der sehr prominente, heute über 1000 Mitglieder zählende „Verein Berliner Musiker" aus dem D.M.V. ausgeschieden, an den er seine bisherigen radikalen Führer abgestoßen hat; und auch der neuerliche „Kunstausschuß" des D.M.V. wird den wachsenden Zusammenbruch des freigewerkschaftlichen Prinzips innerhalb des deutschen Musiklebens nicht aufhalten oder verschleiern können.

Zu 5. Zwar war der D.M.V. taktisch klug genug, auf Andrängen seiner Orchestervertreter, die man sonst verloren hätte, neuerdings die angeführten Sätze in die Statuten aufzunehmen. Sie entstammen aber dem alten Orchesterbund und wurden neu formuliert in einer Vertretersitzung, die nicht etwa der Musikerverband, sondern privatim gerade unter der Parole „Los vom Verband" der Orchestervorstand des Deutschen Opernhauses einberufen hatte. Nur daß dieser, zugleich Ia-Vertreter im D.M.V., nachher bei der offiziellen Tagung des Verbandes überraschend umfiel, ermöglichte den Beschluß (Ziff. 3) der Alleinzuständigkeit des D.M.V. Wie es in Wahrheit um diese bestellt ist, beleuchtet kraß die Gründung des „Reichsverbandes deutscher Orchester". Wie in der Praxis dennoch Gleichmacherei herrscht, lehrt z. B. die Gründungsgeschichte eben des Deutschen Opernhausorchesters, wo gerade die Vertreter des Musikerverbandes durchdrückten, daß die vom Aufsichtsrat bedeutend höher angesetzten Gehälter der ersten Bläser auf die lächerlich geringe Funktionszulage von nur rund zwanzig Friedensmark heruntergeschraubt wurden. Daß es bei der höheren Besoldung der Konzertmeister blieb, war nur der Unnachgiebigkeit des Aufsichtsratsvertreters zu danken. Zu meinem Vorwurf, daß nach dem Uhrzeiger geprobt würde, schweigt die „Brichtigung" bezeichnend. Zur Illustration folgende Szene aus Halle, der ich mit vielen Zeugen beiwohnte. Als der Dirigent der Rob.-Franz-Singakademie in einer Missa-solemnis-Probe wenige Takte vor Schluß des „Dona nobis" abklopft, streckt der Musikerverbandsdelegierte (4. oder 5. Bratschist) die Uhr hoch und ruft: „Die bezahlte Zeit ist zu Ende, die Probe muß aufhören." Der Dirigent: „Wir stehn auf der letzten Seite, es dauert höchstens noch drei Minuten." Der Delegierte: „Wenn die Herren aus persönlicher Gefälligkeit gegen den Herrn Professor zu Ende spielen wollen, will ich nichts sagen." Der Dirigent: „Mir handelt es sich nicht um persönliche Gefälligkeiten, sondern um Beethoven." Worauf der Bratscher murrend verstummte . . . Über das freie Angestelltenverhältnis, in das der D.M.V. unter wechselnder Firmierung die hartnäckig sich Widersetzenden immer wieder verlocken möchte, da die dann wirtschaftlich Ungesicherten so gewerkschaftlich leichter zu kirren sind, steht im Thüringer Landtagsprotokoll aus einer Rede des Staatsministers Hartmann zu lesen: „Dann geht noch ein Streit durch die Reihen der Musikkünstler. Die Organisationen haben vor etwa einem halben Jahr beschlossen, das Beamtenverhältnis bei den Kapellen nicht weiter zu fordern. Vom künstlerischen Standpunkt sei es richtiger, sie im freien Angestelltenverhältnis wirken zu lassen. In neuer Zeit aber nehmen die Kapellmitglieder selbst wieder die Stellung ein, sie

wollten unter allen Umständen Beamte sein." Dabei hat der thüringische Finanzminister Mitgliedern der Weimarer Kapelle ausdrücklich bestätigt,, daß auch nach jenem schönen Statutenbeschluß der thüringische Bezirksvertreter des D.M.V. sich noch bei ihm gegen die Beamteneigenschaft der Orchestermitglieder ausgesprochen habe. Z. B. sucht man die beamteten Musiker durch Winken mit dem „Streikrecht" ins freie Angestelltenverhältnis zu verlocken — eine dieserhalb abgehaltene Agitationsversammlung in der Berliner Staatskapelle hat aber kläglichen Mißerfolg gehabt.

Zu 6. Als kürzlich ein großes ostdeutsches Orchester neu aufgebaut werden sollte, haben es in der Tat die Musikerverbandsvertreter in den Vorverhandlungen abgelehnt, Mitglieder des alten Orchesters, die möglicherweise längst die erforderlichen Qualitäten eingebüßt hatten, probespielen zu lassen, was ihres Könnens sichere Einzelmitglieder gern getan hätten — sie sollten ungeprüft übernommen werden. — Was die versuchten Aussperrungen anlangt, so ist mir zuverlässig versichert worden, daß auf Grund der (nicht genehmigten!) Ziffer 5 des Vertrags mit dem Bühnenverein versucht wurde und wird, die nicht organisierte Musikerschaft zu terrorisieren, indem Mitglieder des D.M.V. sich weigern, mit Nichtverbandsmusikern zu spielen, oder mit Ausstand drohen, falls die Direktion solche engagiert bzw. sie nicht entläßt. Wie rigoros da der Bühnenverein vorgeht, habe ich am eigenen Leibe erfahren, als ich im Vorjahr in der Titelrolle der von mir bearbeiteten Händeloper „Orlando furioso" auf dem Hallischen Stadttheater im letzten Augenblick auf Bitten der Direktion einsprang, um die Vorstellung zu retten: die Ortsvertretung des Bühnenvereins gestattete das Auftreten erst auf den Hinweis der Bühnenvorstände hin, ich sei als Mitglied des deutschen Musikkritikerverbandes doch „auch organisiert" — sonst hätte man dem Gewerkschaftsprinzip zuliebe die Vorstellung ruhig ersatzlos zum Schaden des Theaters und seiner Angestellten ausfallen lassen! Übrigens habe ich den Satzteil „und wo nicht gehorcht wird" nicht auf den „Versuch der Futterkrippenwirtschaft" bezogen (wie könnte grammatisch logisch auf einen „Versuch" ein „Gehorchen" folgen?), sondern damit gemeint: wo irgendeinem Diktat des D.M.V. nicht gehorcht wird, droht dieser leichten Herzens mit der Sperre. Zwei Illustrationen: An sich ist es ein vertretbarer Grundsatz des Musikerverbandes, zur Aushilfe fremde Orchester nicht zuzulassen, solange am eigenen Ort künstlerisch gleichwertige Verstärkungen beigebracht werden können. Beim Arrangement des Hallischen Händelfests 1922 hatte ich für den kleineren Teil der geplanten Orchesterkonzerte die Herbeiziehung des Philh. Orch. aus Leipzig vorgesehen, weil nach Aussage des Hallischen Orchestervorstands die Bewältigung aller Konzerte die Kräfte des Hallenser Theaterorchesters allein weit übersteigen würde. Plötzlich weigerte man den Leipzigern die Einreise und drohte mit gewerkschaftlicher Abwehr; selbst unser Vorschlag, die tüchtigen Nachbarn wenigstens als Auffüllung in jedem einzelnen Konzert zuzulassen, wurde zunächst schroff abgelehnt — das Stadttheaterorchester werde von sich aus „geeigneten" Ersatz beschaffen. Erst als ich wegen deren notorischer Unzulänglichkeit die Flucht in die Öffentlichkeit in Aussicht stellte, wurde das künstlerisch Erforderliche zugestanden. Oder: als die Philharmonische Gesellschaft Halle beschloß, das Leipziger Gewandhausorchester einzuladen, schlug in der Vorstandssitzung der Ortsvorstand des D.M.V. mit der Faust auf den Tisch und schrie: „Die Leipziger kommen uns nicht aufs Podium!" Nur schwer war ihm begreiflich zu machen, daß das Gewandhausorchester „hors concours" stünde, also für die eigenen Leute ja kein Ausfall drohe. — Ich betone gern, daß bei allen derartigen Konflikten der Mehrzahl der Orchestermitglieder nicht die Einsicht fehlt; aber gewöhnlich erringt irgendein radikaler Heißsporn, gefolgt von ein paar Kampfhähnen, die Führung, und den besseren Elementen fehlt die Schlagfertigkeit, sich zur Wehr zu setzen. Es wird aber nachgerade höchste Zeit, die wirklichen Künstler dieser Kreise zu entproletarisieren, sie aus ihrer bequemen Passivität und weltfremden Dumpfheit aufzurütteln, damit sie sich endlich der Alleinherrschaft dieser niederziehenden Gewalten nachdrücklich entwinden.

Damit komme ich am Schluß auf den Kern der ganzen Angelegenheit und möchte betonen, weshalb der „Türmer", der wahrlich keine Freude an internen Berufsstreitigkeiten hat, mir dankenswerterweise so ausführlich auf diese Dinge einzugehen gestattet hat: es geht mir in erster Linie um das Interesse der Kunst; in zweiter um das Wohl der deutschen Tonkünstler — und in gar keinem Belang um das Heil des Deutschen Musikerverbandes, weil ich das Wesen marxistischer Gewerkschaften als das für die Kunst denkbar schädlichste Prinzip erachte. Denn Kunst bedeutet Auslese, Qualität, Höchstleistung. Wenn der Musikerverband betont, er sei nicht politisch eingestellt, so hat er sich in der Tat letzthin dieserhalb in seinem Leiborgan gegen früher etwas zurückgehalten. Trotzdem zeigt die politische Vorgeschichte mehrerer seiner leitenden Persönlichkeiten zur Genüge, was von ihm in Wahrheit zu erwarten steht, und Herr Prietzel verrät sich unabsichtlich, wenn er in dem Begleitschreiben zu seiner sogenannten „Berichtigung" behauptet, ich hätte mich bei Beurteilung der mir „in bewußter Absicht gemachten Mitteilungen von meiner eigenen politischen Einstellung weitgehend beeinflussen lassen". Meine private politische Zugehörigkeit darf wohl hier außer Erörterung bleiben; daß aber der D.M.V. als korporatives Mitglied der „freien Gewerkschaften" nicht auf sozialistischem Boden stünde, wird er weder durch Statutenvorzeigung noch durch dialektische Künste, noch durch irgendwelche Vogelstraußpolitik glaublich machen können. Daß übrigens gerade ich mich allezeit wärmstens um die Geschicke des deutschen Musikerstandes gekümmert habe, hat gerade die Deutsche Musikerzeitung (Verbandsorgan des D.M.V.) in zwei ausführlichen Referaten über meine Doktorarbeit („Die Musikergenossenschaften im deutschen Mittelalter", 42. Jg., Heft 3 u. 4) anerkennen müssen. In dieser Abhandlung schrieb ich etwa: „Für die soziale und kulturelle Stellung der deutschen Tonkünstler ist es immer entscheidend gewesen, wie weit sie es vermocht haben, zwischen sich und den künstlerisch geringwertigeren Nachbarkategorien eine feste Scheidewand zu ziehen." Gerade auch heute scheint mir der starke Wille zu künstlerischer Aufwärtsbewegung das Wichtigste für den Musikerstand; und ihn allen anderen Tendenzen gegenüber durchzusetzen, dazu halt' ich den „Reichsverband Deutscher Orchester" für durchaus geeignet. Prof. Dr. Hans Joachim Moser





Die alte Jungfer in der Dichtung

Man pflegt die unverheiratete ältere Frau kurzweg alte Jungfer zu nennen. Ihr Spiegelbild in der Dichtung, wie es im Wandel der Zeit und der Anschauung hier und dort auftaucht, möchte ich festzuhalten versuchen.

Doch „alte Jungfer"? Sind wir nicht gewohnt, sie im Leben mit etwas ironischem Lächeln oder mit mitleidigem Bedauern, mit gutmütigem Spott oder auch wohl mit boshafter Satire erwähnt zu hören? Es ist eigentlich recht unritterlich; denn mit dem Hagestolz wird viel schonender verfahren. Müßte man nicht viel ehrfürchtiger von mancher dieser einsamen Frauen sprechen? Wann wurde das alternde Mädchen zu dieser typischen Gestalt?

Im Mittelalter jedenfalls nicht. Frauen, die unverheiratet blieben, wird es im Bürgertum und den adeligen Kreisen immer gegeben haben — unter dem Landvolk und den sogenannten kleinen Leuten in den Städten kamen und kommen sie bekanntlich weniger vor. Doch teils war der Heiratseifer der Männer wohl noch größer als später, teils aber verschwanden damals viele unbegehrte, entbehrlich scheinende ledige Frauen hinter den Klostermauern. Nicht immer sagten sie der Welt ganz freiwillig Lebewohl. Wie man es machte, wenn ein Familienglied ins Kloster abgeschoben werden sollte, erfahren wir z. B. aus Manzonis „Verlobten".

Der Protestantismus hat die Zahl der im Leben stehenden unverheirateten Frauen vermehrt, denn die weibliche der Kirche dienende Arbeit vollzog sich jetzt nicht mehr außerhalb der Welt, sondern in ihren gegebenen Formen. Wäre damals schon die spätere Auffassung der „alten Jungfer" allgemein gewesen, so würde vielleicht in unseren Volksmärchen auch einmal eine böse Tante an Stelle der bösen Stiefmutter aufgetaucht sein. Denn als ein böses und zugleich lächerliches Wesen finden wir die alte Jungfer in der Dichtung des 18. Jahrhunderts.

Unter Lessings Jugendstücken ist ein Lustspiel „Die alte Jungfer, verfertiget im Jahr 1748". Richtiger wäre es wohl Schwank zu nennen. Ein Meisterwerk ist es nicht. Französischer Einfluß ist unverkennbar, die Zofe Lisette z. B. ist ganz nach französischem Rezept. Nur ist alles vergröbert. Das Stück wirkt begreiflicherweise veraltet; uns interessiert es, weil der junge Lessing in der Hauptperson sichtlich einen komischen Typus der Zeit dargestellt hat. Die Jungfer Ohldine brennt darauf zu heiraten. Mehr als zwölfmal sind ihre Heiratsaussichten zu Wasser geworden. Jetzt aber — doch man mag den Inhalt in Lessings Werken nachlesen! Das Stück endet frivol mit dem Ausblick auf eine Ehe, in der vermutlich der Mann das Geld seiner Frau vergeudet und sich für ihre Reizlosigkeit an der Zofe schadlos hält.

Der Wunsch, coûte que coûte, noch unter die Haube zu kommen, ist eine der Lächerlichkeiten, die man den alten Jungfern nachsagte. Übrigens hielt man den Witwen schon zu Hans Sachsens Zeiten auch eine Erpichtheit auf Wiederverheiratung — und zwar möglichst baldige — vor. Ich erinnere nur an die Dichtung über die Witwe von Ephesus.

Schlimmer noch als Lessings alte Jungfer ist die Wielandsche alte Dame aus seinem Roman „Don Sylvio von Rosalva", der 1764 erschien. Auch Donna Mencia, die Tante des Don Sylvio,

ist im Grunde heiratswütig. Aber die Kaltsinnigkeit der Männer hatte sie derart gekränkt, daß sie in Versuchung war, in der Klosterzelle ein Herz, dessen die Welt sich so unwürdig gezeigt, dem Himmel zu opfern. Allein sie besann sich eines andern. Sie wurde eine Spröde, erklärte sich öffentlich für Feindin der Liebe und der Schönheit, die selten mit Tugend vereinigt seien. Sie schloß Freundschaft mit Gesinnungsgenossinnen reizlosester Art und errichtete mit ihnen einen Bund, der Tugend und gute Sitten fördern sollte. Doch die Sprödigkeit, die ebenso wie die Tugend nur geheuchelt war, wurde Donna Mencia allmählich lästig; und weder ihr Stolz auf ihre vornehme Abkunft, noch ihre 60 Lenze vermochten ihr zärtliches Herz gegen die Liebe zu schützen, die ein bürgerlicher Prokurator in der nächsten Stadt ihr einflößte. Obgleich die Natur ihn, was körperliche Reize betrifft, sehr lieblos ausgestattet hatte, soll der Prokurator (20 Jahre jünger als sie war er auch) beim ersten Anblick den Widerstand der Donna Mencia gegen die Ehe besiegt haben. Von Verliebtheit seinerseits berichtet Wieland nichts. Ihn bewegten praktische Gründe. Er knüpfte an seinen Heiratsantrag die Bedingung, daß sich seine Nichte und Mündel, ein reiches, aber ungewöhnlich häßliches Mädchen, mit dem Neffen der Donna vermählen solle. Die Tante, im Eifer ihr Glück zu sichern, war einverstanden und glaubte den achtzehnjährigen Sylvio zur Einwilligung veranlassen zu können. Sie hatte den Verwaisten erzogen, schlecht genug. Mit Wielandscher Ironie sind die Szenen geschildert, in denen es zu dieser zweiten Verlobung — nicht kommt. Schließlich entzieht sich Sylvio der Zumutung der Tante durch die Flucht. Damit wird auch Donna Mencias bräutliches Glück zerstört.

Indem ich von Wieland zu Iffland übergehe, kommen wir von schlüpfrigem Terrain auf ein moralisch-empfindsames und aus der Pseudo-Romantik Spaniens in eine deutsche bürgerlich-bäuerliche Umwelt vom Ende des 18. Jahrhunderts. Das Lustspiel des Schauspieler-Dichters „Die Hagestolzen“ war seinerzeit recht beliebt. Schiller selbst sagte, es rege sich darin die wahre Poesie, und ihr Licht dringe an mehreren Stellen glücklich durch. Auf die Gestalt der Mademoiselle Reinhold, der alten Jungfer im Stück, hat der Dichter keines fallen lassen; sie ist ganz in dunklen Tönen gehalten. Sie lebt mit ihrem Bruder, dem begüterten Hofrat Reinhold, zusammen. Mit Kunst und Tücke hat die Selbstsüchtige ihn vom Heiraten abzuhalten gewußt. In Gemeinschaft mit dem ebenso erbärmlichen Diener beherrscht sie ihn, quält ihn mit ihrer Sorge für seine, wie sie behauptet, schwache Gesundheit und hält ihm ihre zweifelhafte Liebesmüh beständig vor. Dabei leiht sie hinter seinem Rücken Geld auf Wucherzinsen aus, denn das gefühllose Geschöpf ist von Geldgier besessen. Auch ehrgeizig ist sie und will eine Kirche bauen. (Heuchlerische Frömmigkeit wird der alten Jungfer gern zugeschrieben!) Der weiche, liebebedürftige Hofrat ist in dieser Umgebung zum grämlichen Hypochonder geworden und fühlt sich unsagbar unglücklich. Er bereut, aus Rücksicht auf seine Schwester nicht geheiratet zu haben, und will trotz seiner 40 Jahre, die ihm die Schwester als eine Art Greisenalter hinstellt, noch den Versuch machen. Ein Antrag bei einer nicht mehr ganz jungen Dame bleibt, hauptsächlich durch der Schwester Schuld, erfolglos. Da geht der Hofrat, der jetzt über die Lieblosigkeit der letzteren aufgeklärt ist, aufs Land zu seinem Pächter, und unter den gutherzigen, naturfrischen, arbeitsamen Leuten dort, die unverbildet am Busen der Natur hangen, kommt ihm, der eine starke Rousseausche Ader hat, Genesung, kommt ihm das Glück. Ein junges Landmädchen, das sich Hals über Kopf in den vierzigjährigen Hofrat verliebt hat, wird seine Braut. Natürlich kommt es nun zum Bruch mit Mademoiselle Reinhold. Als sie ihrer Entrüstung über des Bruders Mißheirat mit einem Bauernmädchen Ausdruck gibt, ruft er ihr zu: „Hinweg, herzlose Kreatur, baue eine Kirche und bete dann darin um ein sanfteres Herz!“

Die drei bisher genannten Autoren haben die alte Jungfer so recht con amore schwarz in schwarz gemalt. Anders Jean Paul mit seinem Empfinden für das Leid der Seitabstehenden, der im Leben zu kurz Gekommenen. In seiner Erzählung „Der Jubelsenior“, die ungefähr gleichzeitig mit den Hagestolzen entstand, kommt eine alte Jungfer, frühere Hofdame, vor, der nicht alle Blütenträume reiften. Welk, vereinsamt, komisch aufgetakelt, sieht sie der Er-



zähler, der Amanda Gobertina von Sackenbach, als ihr einstiger Verehrer verkleidet, aufsucht. Da bricht Jean Paul in mitleidsvolle Worte über die Unverheiratete aus: „Alte Jungfer! Sie hätte nachdenken und heiraten sollen . . . Freilich dachte sie im sechzehnten Jahr, sie verbliebe durchs ganze Leben sechzehn Jahre alt, die Sommerhäuser und Sommerkleider der Jugend würden nie kalt und überschneit . . . aber nach wenigen Jahren steht alles, was mit ihr Blumen und Sterne suchte, ganz verändert und weggetrieben auf andern Inseln . . . Statt eines Eheherrn kann sie niemand plagen als den Schoßkater, der — unähnlich jenem — knurrt, wenn er's am besten meint. Anstatt der Kinder informiert und füttert sie Kanarienvögel und statt des schöpferischen Verdienstes einer Mutter, die wie Gott kleine Adamlein und Evchen in das Paradies unter den Lebensbaum setzt, hat sie keins . . . und wenn sie nach einem ausgetrockneten mageren Leben voll großer Langeweile und großer Gebetbücher . . . nach einem naßkalten Leben voll aufgewärmter Leichenessen, erfroren unter Regenschauern, abgemattet sinkt und einsam erlischt: ach, so schleicht sie aus einer Erde, wo sie bald alles vergisset und kein Gatte, kein Sohn, keine Tochter sagt: Ich vergesse dich nicht."

Der Jean Paul-Kenner wird auch an die schönen, innigen Worte denken, die der Dichter in „Fälbels Reise" der „kunstlosen Kordula" widmet.

Daß diesen trübgestimmten Bildern auch lichtere gegenüberstehen, beweist Goethes „Schöne Seele". Da werfen vielleicht manche ein: „Die Schöne Seele ist doch keine alte Jungfer?!" — Allerdings nicht, wenn wir uns an Heynes deutsches Wörterbuch halten, wo es bei Alte Jungfer heißt: „Mit spöttischem Beisinn für eine ältere unverheiratet Gebliebene", dann natürlich nicht; aber ich halte es mit dem Werke Grimms, wo Alte Jungfer einfach erklärt wird als ein Mädchen, das über die gewöhnliche Zeit hinaus unverheiratet geblieben ist. Und das ist die Schöne Seele, die wir bis in ihr höheres Alter begleiten, und so gehört sie in den Rahmen dieser Plauderei.

Auf das herrliche Seelengemälde, das Goethe gibt, auf die mit staunenswerter Feinheit nachempfundene innere Entwicklung dieser Stillen im Lande einzugehen, wäre verlockend. Wer hat nicht tief ergriffen den Bekenntnissen der Schönen Seele gelauscht (das von Rousseau geprägte Wort ist hier im höchsten Sinne zu nehmen), und nachempfunden, was der Herrnhuterin ihr religiöses Erleben gab, das enge Verhältnis zu Gott, ihrem „unsichtbaren Freund", und die Kraft, das für recht Erkannte ohne Menschenfurcht zu tun, das für unrecht Erkannte ebenso ruhig zu lassen, auch wenn das irdische Glück dabei in die Brüche ging! Die weibliche Vollendung der Susanne von Klettenberg wurde ohne Ehe und Mutterschaft erreicht. Die „gewisse religiöse Stimmung", von der Phyllis erzählt, daß sie damals in Deutschland bemerklich gewesen, zieht heute wieder durch unsere Lande, wenn sie sich auch anders auswirkt. Das und Goethes Aufnehmen der Kunst in den Bereich der frommen Frau, sein Eingehen auf die hohe Bedeutung der Erziehung gibt dem Werk zu seinem Ewigkeitswert Tagesinteresse. Wenn wir aber hören, daß eine sehr unterrichtete Frau in jener Zeit ihre Kenntnisse möglichst verbergen sollte, dann freuen wir uns, daß unsere Akademikerinnen heute ihr Wissen offen verkünden können, ohne bespöttelt zu werden. Die neue Zeit kam damals schon leise heran. „Als", wie Gertrud Bäumer sagt, „die belle âme über den bel esprit des Rationalismus den Sieg davontrug, bedeutete das zugleich einen Sieg der weiblichen Geistigkeit, für die nun Raum geschaffen und die Augen geöffnet waren."

Die Schöne Seele hat Nachfolgerinnen gefunden. Noch in manchen viel späteren Stiftsdamenromanen spukt sie. Wohl der erste — der Verfasser hat das Werk unverfroren „Bekenntnisse einer schönen Seele" genannt — ist von Goethe selbst in der Jenaer Literaturzeitung wohlwollend rezensiert worden. Ich will nicht darauf eingehen, sondern nur auf Johanna Schopenhauers Roman „Die Tante" hinweisen, die stark im Kielwasser der Klettenberg fährt. In Anna von Falkenhayn, natürlich ebenfalls Stiftsdame, will uns die ihrer Zeit vielgelesene Verfasserin sichtlich eine Schöne Seele vorführen. Das ist ihr nun doch nicht gelungen,

denn dazu gehört mehr als die mit Sentimentalität vermischte Vortrefflichkeit einer Alten-Jungferntante. Sie hatte einst im Übermut der Jugend und in der Eitelkeit, geistreich sein zu wollen, den Geliebten in einer Gesellschaft durch witzigen Spott aufs tiefste gekränkt und für immer verloren. Der Kummer hat Anna von Fakenhayn geläutert. Nun wird sie den verwaisten Nichten eine Mutter, und als ein Neffe des einstigen Geliebten ihr vom Schicksal zugeführt wird und sich mit ihrer Lieblingsnichte verheiratet, da ist die Tante glücklich. Ein feiner Ton in den Schilderungen der Geselligkeit ist in dem stark verblaßten und mit manchen Unwahrscheinlichkeiten ausgestatteten Roman zu bemerken. Es ist der Reflex des Tons im ehemaligen Weimar.

Die altjüngferliche Tante ist eine gern verwendete Romanfigur. Besonders ist da die Erbtante zu nennen. Thackeray hat mit glänzendem Sarkasmus ein Exemplar dieser Gattung geschaffen. Ich meine Miß Crawlay im „Markt der Eitelkeit". Diese alte Jungfer ist von dem naivsten Egoismus und dem allerunliebenswürdigsten Temperament; aber die Verwandtschaft buhlt um ihre Gunst, denn die Tante hat ein Vermögen, „das sie überall beliebt machen mußte", wie der Verfasser sagt: „Welche Würde gibt der alten Dame ihr Bankguthaben! Mit welch zärtlicher Nachsicht betrachten die Familienglieder ihre Fehler und meinen, sie sei doch ein zu liebesherziges, altes Geschöpf!" Thackeray wünscht sich auch so eine Tante mit Equipage und gefärbtem Scheitel. Wie der Reichtum das wertloseste Geschöpf erhebt, und wie man in England vor dem Mammon kniet, wird in schärfster Weise gegeißelt.

Von einer boshaft verschmitzten dänischen Erbtante ähnlichen Kalibers erzählte, nebenbei bemerkt, in neuerer Zeit Hermann Bang.

Mit liebenswürdigem Humor schildert Thackerays Zeitgenosse Dickens ein paar harmlose alte Jüngferchen in „David Kopperfield". Er sagt: „Die beiden alten Jungfern hatten kleine, runde, funkelnde Augen, die wie Vogel-Augen aussahen; sie zeigten überhaupt viel Ähnlichkeit mit Vögeln, nämlich ein rasches, munteres, zuckendes, aufhüpfendes Wesen und eine kleine neckische Gewohnheit, ihr Gefieder zurechtzuschütteln, wie Kanarienvögel tun."

Auch auf ein feines englisches Buch „Cranford" von Mrs. Goskell möchte ich hinweisen, das die Schilderung einer kleinen Landstadt in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gibt. Es ist eine richtige Damenstadt, in der es von alten Jungfern wimmelt. Sie leben dort in der Zurückgezogenheit friedlich und billig. Sehr anmutig sind diese Spinster geschildert, die bei aller Genügsamkeit in der Lebenshaltung ein sehr großes Gewicht darauf legen, genteel zu sein. Man ist recht gebildet. Die tonangebende Miß Jenkins zitiert sogar häufig den Dr. Johnson. Der Verkehr dieser Frauen (von denen doch manche unter der konventionellen Außenseite Wundennarben haben), ihre kleinen Teegesellschaften, die Aufregung, als eine vornehme Lady zu Besuch nach Cranford kommt, das Zusammenhalten, als eine der alten Jungfern durch einen Bankzusammenbruch ihr kleines Vermögen verliert, die fast feierliche Beratung, ob es genteel sei, wenn die Verarmte Tee unter der Hand verkaufe — all das gibt ein Bild vergangener Zeit, das man nicht ohne Rührung betrachtet. Wir empfinden, daß Mrs. Goskell selbst schon einer neuen Epoche angehört. Sie war eine der ersten sozial fühlenden und schreibenden Frauen Englands.

Ich will nun den old maids die Gestalt einer vieille fille gegenüberstellen, und zwar aus der Feder Balzacs. Dieses Buch ist ein Teil seines großen Werks, das er ironisch „Die menschliche Komödie" genannt hat. Natürlich durfte diese Figur darin nicht fehlen. Mademoiselle Cormon gehört auch zu den alten Jungfern, die nach der Ehe streben. Da es ihr trotz großen Vermögens immer nicht gelingen will, ihr Ziel zu erreichen, wird die Alternde fromm, mit einem Stich in die Betschwester. Schön war sie nie, und mit den Jahren wird sie fett; trotzdem hat sie Verehrer — ihres Geldes. Daß sie nicht zur Ehe gelangte, hat seinen Grund in ihrer Passion für den Adel: sie will eine vornehme Partie machen. Balzac malt mit viel feinerem Pinsel als Thackeray; aber lächerlich macht er seine vieille fille auch. Er gibt ihr keine Bosheit,

aber etwas Unreifes, Stehengebliebenes, kindisch dümmliches, so daß ein alter Chevalier, der sich um sie bemüht, einmal denkt: „Wetten möchte ich um die ganze Welt, etwas Dümmeres gibt es nicht." Der Verfasser verlegt den Roman in das Städtchen Alençon in die Zeit unmittelbar nach der Restauration und zeichnet in den Bewerbern der Alternden einen Legitimisten und einen Republikaner. Nachdem sich Mademoiselle Cormon durch einen verzweifelten Versuch, einen Vicomte zu angeln, der, wie sich herausstellt, längst verheiratet ist, unsterblich blamiert hat und das Gelächter der Stadt geworden ist, wird sie, beinahe aus Versehen, des bürgerlichen Republikaners Frau.

Bei der Schilderung einer andern alten Jungfer in der Novelle „Les célibataires" spricht sich Balzac über den Charakter dieser Frauenspezies besonders offen aus. Sie sind boshaft, die alten Jungfern, sie freuen sich, wenn sie jemanden recht verletzt haben, sie sind herrschsüchtig, hinterlistig usw., und immer sagt der Verfasser dazu: „So sind sie!"

Neben die heiratslustige alte Jungfer tritt jetzt der ältliche Blaustrumpf, den übrigens bereits Molière in seiner Belise in „Les femmes savantes" verspottet hatte, tritt die Emanzipierte. Wie stellenweise über sie geurteilt wurde, zeige die Bemerkung von Joh. Scherr über Christine von Schweden, die „alte Jungfer" und Blaustrumpf in einer Person war. Er sagt: „Dieser Wirbelwind von Weib nimmt sich aus wie eine um zwei Jahrhunderte verfrühte Vorwegnahme der ‚emanzipierten' Weibsbilder unserer eigenen Zeit. Es fehlt kein typischer Zug: weder der Blaustrumpf noch die Mannshose, noch der Abscheu vor der Ehe. Auch hier muß man also wieder sagen: Alles schon dagewesen!"

Natürlich wird die Satire, die so gern die alten Jungfern traf, nicht ganz unverdient gewesen sein. Haben die Dichter auch oft ihrer übertriebenen Laune die Zügel schießen lassen, so wird es ihnen doch nicht an lebenden Modellen gefehlt haben. Aber eine feinere Psychologie, ein Sichvertiefen in das eigentliche Wesen dieser unverheirateten Frauen haben wir außer bei Goethe und der Engländerin — Thackeray gibt eine amüsante Karikatur — nur bei Balzac gefunden. Wozu auch? Die alte Jungfer war ein gegebener Typus. Wir sehen ja, daß sogar Balzac sich meist damit begnügt, zu behaupten: so sind sie! Wie sie so geworden, dem hat Frauenliteratur in der Hauptsache nachgespürt, und in der Beantwortung der Frage: „Wie können sie anders werden?" wirkten Frauenliteratur und Frauen-Bewegung Hand in Hand.

Da muß ich zuerst auf die schwedische Schriftstellerin Fredrika Bremer hinweisen. Die meisten ihrer Romane sind jetzt veraltet; und es ist nicht zu übersehen, daß ihr in späterer Zeit die Kunst nicht Selbstzweck ist. Sie hat infolge schwerer Jugenderfahrungen ein tiefes, warmes Empfinden für die gebundenen Seelen in der Frauenwelt. Daher sind ihre Bücher voller alter Jungfern, wie sie selber eine war. In allen ist etwas Eigenes von der Verfasserin. Das sind nun natürlich keine heiratswütigen, koketten, blaustrumpfigen Geschöpfe. Es sind tiefe Naturen, die sich unter vielen Schwierigkeiten ihren Weg zu einer ihren Anlagen entsprechenden Tätigkeit suchen, um ihrem Leben einen würdigen Inhalt zu geben. Das Wort Carlyles: „Gesegnet, wer seine Arbeit gefunden hat", spricht aus, was Fredrika Bremer wollte.

Während sie dem alternden Mädchen, das damals in Schweden überhaupt nicht mündig wurde, das Recht der freien Persönlichkeit erstritt, trat in Norwegen die Schriftstellerin Camilla Collet in dem berühmt gewordenen Roman „Die Töchter des Amtmanns" gegen den Heiratszwang auf, der damals vielfach von der Familie, natürlich meist in bester Absicht, ausgeübt wurde. Manche Mütter in kleinen Städten oder auf dem Lande, wo die Männer rar waren, sahen es förmlich für eine Schande an, wenn ihre Töchter alte Jungfern wurden. Da sollte, besonders wenn das Mädchen nicht mehr jung war, absolut zugegriffen werden, war auch der Bewerber nicht lecker.

Neben diesen nordischen Romanen, die eine Art „Onkel Toms Hütte" für die Frauen ihrer Heimat geworden sind, haben wir in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Reihe tendenzfreier, dichterisch hochstehender Werke, die eine alte Jungfer in den Mittelpunkt stellen.

Da sind ein paar Novellen von Theodor Storm, über denen eine verhaltene, ein wenig melancholische Stimmung liegt. Die Alte-Jungfer-Geschichten sind oft wehmütig. Aus einer Holsteiner Chronik von 1700 erzählt Storm von dem jungen Pfarrerssohn, der sich mit des Hofbauern Renate in Liebe gefunden hat, und nun soll das Mädchen von dem einsamen Hof, das anders aussieht als die blonden Holsteinerinnen, und das auch anders ist, still und verschlossen: das Mädchen soll eine Hexe sein. Welche Macht hatte der Hexenglaube noch! Der Pfarrer zweifelt nicht an der Gewalt des Teufels, und plötzlich schwer erkrankt, läßt er sich auf dem Totenbett vom Sohn geloben, daß er von Renate, mit der er noch nicht versprochen ist, lasse. Beide junge Leute bleiben unverheiratet. Das bald alleinstehende alternde Mädchen bewirtschaftet ihren Hof zwischen Moor und Heide. Dem Holzstoß entgeht sie, wird aber gemieden Der Pfarrerssohn ist nach des Vaters Tode Pfarrer geworden. Die Jahre gehen. Von Siechtum befallen, erkennt er endlich, wie eine Offenbarung, daß der Hexenglaube irrig ist. Nun besucht ihn Renate, und als es zum Sterben mit ihm kommt, nimmt sie ihm den letzten Hauch von den Lippen.

Einsam ist auch die alte Jungfer in Storms Novelle „Martha und ihre Uhr". Sie ist allein in dem bescheidenen Bürgerhäuschen der Landstadt, wo sie die Eltern zu Tode gepflegt hat, während die Geschwister sich in der Welt zerstreut haben. Martha lebt in der Vergangenheit; jeder Stuhl, jede alte Truhe hat ihr etwas zu erzählen. Und verliert sie einmal den Faden und das Gedächtnis läßt sie im Stich, dann tritt die Wanduhr ein, die ist ihre Gefährtin. Was hat ihr deren stilles Ticken, deren Schlagen schon alles offenbart!

Jetzt eine stolzere Gestalt: Luise von François' „letzte Reckenburgerin"! Konrad Ferd. Meyer hat recht behalten, als er an die Verfasserin schrieb: „Die Reckenburgerin wird leben." Luise von François in ihrer Bescheidenheit nannte den Roman „Das Korn, was die blinde Henne gefunden hat". Die Heldin des von schönem Preußengeist erfüllten Werks ist eine Persönlichkeit, wie heroische Zeiten sie schaffen. Da fällt das „verheiratet" oder „alte Jungfer", das sonst noch eine solche Rolle spielte, bereits weg. Hier ist ein bedeutender edler Mensch, ein führender Geist, vom Schicksal auf den rechten Platz gestellt. Eberhardine von Reckenburg wird in den schweren Kriegsjahren und später für ihre Besitzung und weite Kreise zum Segen. Groß ist ihr Verhalten zu dem Sohn, dann auch zum Enkelkind ihrer unglücklichen Freundin. Wie zart umsorgt diese mit fast männlicher Geisteskraft bedachte Frau die beiden, für die sie mütterlich empfindet! Verleumdung trifft sie, aber mit erhobenem Haupt geht sie den für recht erkannten Weg und bleibt Siegerin. Sie erntet Liebe, wo sie Liebe gesät hat.

Von der vornehmen, einflußreichen Dame ist ein weiter Schritt zur Base Schlotterbeck in Wilhelm Raabes „Hungerpastor". Bei Schuster Unwirschs hat sie ein Kämmerchen, und nun hilft sie dort, springt ein, wie sie kann. Mit dem Waschen geht's nicht mehr, sie ist Heimarbeiterin geworden. Wir kennen solche unermüdliche Arbeitspferde wie die Schlotterbecken, nur sind die alten Jungfern unter ihnen seltener als die Witwen. Aber die alte Base ist mehr als eine fleißige treue Haut (Uhlands Gedicht würde besser auf eine Base als auf einen Vetter passen); sie hat eine Art doppeltes Gesicht wie die Blassen im Heideland. Die Verstorbenen sieht sie auf dem Markt, sie begegnen ihr am hellen Tage in den Gassen. Trotz dieser Beziehung zur Überwelt ist der Gesichtskreis der Schlotterbecken ganz eng. Weit ist nur ihr Herz.

Auch Gottfried Kellers kräftiger Humor hat sich die alte Jungfer nicht entgehen lassen. Die superkluge Züs Bünzlin in der Novelle von den drei gerechten Kammachern ist eine köstliche Wiederkehr der heiratsbereiten ältlichen Jungfer.

Mit welchem Verständnis ist Marie von Ebner-Eschenbach dem Seelenleben der alternden Unverheirateten nachgegangen! Die Novelle „Wieder die Alte" ist ein psychologisches Kunstwerk und von feinem Humor durchweht. Die verwaiste Claire, schon jenseits der Jugendgrenze, noch immer sehr hübsch, hat einen recht schweren Beruf. Sie muß immer heiter, ja lustig sein. In den Lektionen, die sie Kindern gibt, muß sie es sein, damit die Kleinen gern



lernen, und des Abends, wo sie eine Art Gesellschafterin ist und die urlangweilige gräfliche Familie unterhalten soll, muß sie es erst recht sein. Stets liebenswürdig, elegant, charmant, amüsant will man sie, dafür wird sie ja bezahlt. Als eine Herzensangelegenheit, die ein trübes Ende nimmt, Claire aufs tiefste erregt, da kann sie's nicht. Die gräfliche Familie, der es nicht einfällt, darüber nachzudenken, ob Fräulein Claire vielleicht einen Kummer habe, ist pikiert und verstimmt. Aber als die Ärmste sich schmerzvoll durchgerungen hat, da sagt die Gräfin befriedigt zu ihren Bekannten: „Unsere gute Claire hat sich eine Zeitlang etwas vernachlässigt, jetzt aber ist sie wieder die Alte!"

Noch auf eine reizende Humoreske derselben Verfasserin sei hingewiesen, worin die Geschäftsunkundigkeit der alten Jungfern persifliert wird. „Die Kapitalistinnen", zwei Schwestern, kleine Wiener Rentnerinnen, haben noch viel weniger Geschäftskenntnis und viel mehr Angst, ihr Kapital einzubüßen als die heutigen kleinen Rentnerinnen.

An Marie von Ebner-Eschenbachs Erzählungen reihe ich eine feine Novelle von Frieda H. Kraze „Die steinernen Götter". Einige sehr distinguierte, liebenswürdige, alte Tanten finden wir darin. Da ist die Äbtissin des Fräuleinstifts und die frühere Hofdame und die reizende Tante Femi. Alles an ihnen ist alt, auch der Adel, die Kultur. Das Geschlecht scheint schon ein wenig müde. Dazwischen zwei Nichten, deren lebensdurstige Jugend unter all den alten Jungfern, wozu noch die Großmutter und die gebrochene Mutter kommen, allmählich geknickt wird. Das Mißverstehen der jüngeren Generation ist der tiefere Inhalt der ergreifenden Dichtung. Etwas vom Herbst liegt über dem Ganzen, für die alten Damen die rechte Stimmung.

In Georg von Ompteda's „Cäzilie von Sarryn" haben wir einen Alt-Jungfern-Roman par excellence. Mit sichtlicher Sympathie hat der Schriftsteller das alternde Mädchen und ihr Schicksal geschildert. Cäzilie ist eine der zahllosen Haustöchter, die für jahrelange stille Aufopferung mit einer bescheidenen Altersversorgung bedacht werden. Fein beobachtet ist die unbewußte Überhebung der verheirateten Schwestern Cäzilien gegenüber, die in ihrer treuen Pflege des alten Vaters wahrlich nicht weniger als die jungen Frauen leistet.

In der Unterhaltungslektüre in Familienblättern wollte man von alten Jungfern immer noch nicht viel wissen. Als die Heimburg, die ja die Erbschaft der Marlitt in der Gartenlaube antrat, dieser Zeitschrift ihren ersten Roman übersandte, der mit den Worten anfing: „Meine Heldin ist eine alte Jungfer" — bekam sie das Manuskript mit wendender Post zurück mit dem Bemerken, der Roman werde die Leser der Gartenlaube nicht interessieren. Die wollten Geschichten, die mit glücklicher Verlobung enden. Das Lustspiel dagegen verwendete die alte Jungfer gern als komische Alte. Wir erinnern uns noch der „zärtlichen Verwandten" von Benedix, wo gleich zwei auftreten. Die eine will heiraten und kokettiert stark mit einem Gecken, und die andere — der Blaustrumpf — zieht mit der Feder hinter dem Ohr herum; sie ist Herausgeberin der Mitternachtszeitung.

Eine groteske altjüngferliche Gouvernante, die sich einen Reverend fängt, bringt Oscar Wilde in seiner Komödie „Ernst sein ist alles". Mit tieferem Interesse wandte sich jedoch die Problemdichtung der alten Jungfer zu. Ibsen bringt ein paar bemerkenswerte Gestalten. So in den „Stützen der Gesellschaft" die prächtige Lona Hessel, die sich in Amerika mit ihrem jungen Bruder durchgeschlagen und einen tüchtigen Menschen aus ihm gemacht hat; und in „John Gabriel Borkman" fesselt uns der großangelegte Charakter der Ella Rentheim, die Borkman, mit dem sie verlobt war, und der aus eigennützigen Gründen mit ihr brach, vorwirft, welch großes Unrecht er ihr angetan, indem er durch seine Untreue das Liebesleben in ihr getötet.

Wir haben die satirische Behandlung der alten Jungfer gesehen, dann die psychologische, die gemütvolle, die soziale, die künstlerische; in Ella Rentheim sehen wir die tragische. So hat sich im Laufe der Zeit die Auffassung der unverheirateten älteren Frau gewandelt. Die Fragen, die ich aufstellte, lassen sich an der Hand der Dichtungen leicht beantworten. Keine

Abhandlung könnte klarer als Gabriele Reuters Roman „Aus guter Familie" (den ich übrigens künstlerisch nicht hoch stelle) zeigen, wie eine mißratene alte Jungfer entsteht: durch eine mangelhafte Erziehung, die keinerlei tiefere Interessen weckt und pflegt, weder ethische, noch wissenschaftliche, noch soziale, noch praktische, noch künstlerische, die zu einer fruchtbringenden Tätigkeit auch für eine mittelmäßig Begabte hätten führen können. So ist die natürliche Folge ein unbefriedigtes, unausgefülltes Dasein. Eigentlich tragisch wirkt das Schicksal der Heldin Agathe doch nicht, dazu ist sie zu unbedeutend. Über so manchem alten Jungfern-Leben hätte das Iphigeniewort stehen können: „Ein unnütz Leben ist ein früher Tod; dies Frauenschicksal ist vor allem meins!"

Tragik empfinden wir im Leben der Annette von Droste-Hülshoff. Die, auch von Iphigenie beklagte, „enge Gebundenheit" des unverheirateten Weibes war ihr Los. Annette windet sich in der Unfreiheit ihrer Lage. Der Vierzigjährigen wird noch von der Mutter die Korrespondenz kontrolliert. Oft fühlen wir in ihren Dichtungen (z. B. „Am Turm"), wie sie leidet, ihre Kraft nicht voll ausnutzen zu können. „Über die Prüderie und Narrheit der sogenannten alten Jungfern", sagt Bogumil Goltz in seiner Naturgeschichte der Frau, „kann jeder Dummkopf spotten, aber das begreifen selbst die gescheiten Leute nicht, was es für eine herzbrechende Tragödie um ein gealtertes Mädchen ist . . ." Selbstverständlich braucht die herzbrechende Tragik nicht einzutreten und soll es nicht — von den Fällen, wo ein nicht zu überwindender Liebeskummer besteht, sei hier abgesehen —, aber in der alten Zeit war sie ohne Zweifel häufiger als heute.

Helene Böhlau, die sich in das Herzensleben gerade des Mädchens tief hineingedacht, hat eine kleine Erzählung „Der dichtverwachsene Garten" geschrieben. Darin hat sie die Tragik der werdenden alten Jungfer erschütternd geschildert. In Weltabgeschiedenheit, fern von jedem Städtchen, liegt der dichtumlaubte Garten, der zu einem ländlichen Pfarrhaus gehört. Darin wächst die Pfarrerstochter Annemarie auf. Der Bruder geht hinaus ins Leben, auch ein Jugendfreund entschwindet ihrem Gesichtskreis. Sie ist mit den alternden Eltern allein, und die sehen nicht, daß aus ihrem Kinde ein nach Leben dürstendes Weib wird. Da klammert sich Annemarie an das Einzige, das sie erlebt hat, an den Abschied vom Jugendfreund, der beiden schwer geworden war und mit Küssen geendet hatte. Der junge Mann hat das längst vergessen, aber das einsame Mädchen pflegt die Erinnerung und blickt sehnsüchtig über die dichte Hecke in die Ferne. Ihr Leben ist ein dumpfes Warten, dabei wird sie matt und welk. Die Jahre gehen. Da kommt der Bruder mit Weib und Kindern. Man feiert sie. Der Vater bringt eine Gesundheit auf den Sohn und seine Familie aus, und dann auf „unser altes Jüngferchen!" Da überkommt Annemarie ein verzweifelter Schmerz. Sie erwacht zu der Erkenntnis, daß ihre Jugend dahin ist, unwiederbringlich dahin.

Dieser kleinen Novelle mit ihrer Symbolik — denn der dichtverwachsene Garten könnte auch in der Stadt sein — will ich aus Friedrich Lienhards „Thüringer Tagebuch" einige Waldgedanken gegenüberstellen. „Wegwart . . . ein Blümchen wartet am Wege . . . So eilen manche Mädchen hinaus ins Menschenland; stehen am Wege und schauen sich um und warten, ob nun wohl ‚der Eine' komme. Der oder jener streift sie — sie leuchten auf und lauschen — sie warten weiter — und viele, zu viele warten umsonst. Steht nicht, Mädchen! Schafft, seid gut, tapfer, tätig, da wo ihr seid! Es ist Romantändelei, daß irgendwo ‚nur der Eine' auf dieser bunten Welt ‚das Glück' bringe. Glück wächst an allen Waldecken, wenn du's kurzerhand ergreifst: mach' selber glücklich, ob ein Mütterchen am Wege, oder alte Eltern, oder Kinder, die der Erziehung bedürfen, oder Kranke, oder auch einen Gatten — es ist von gleichem Wert, versuch's nur!" Und dann sei noch eine Gestalt aus desselben Dichters Roman „Westmark" hervorgehoben als ein Beispiel der alternden Jungfer von heute. Die Krankenpflegerin, Schwester Lisy (deren weichen Händen Genesungskraft entströmt), antwortet einem jungen Mädchen, das sie fragt, ob sie geliebt hätte: „Geliebt, Fanny? Ob ich geliebt habe? Ich habe immer



geliebt. Erst war's ein einzelner Mann, später wurden es sehr viele Männer und Frauen. Ja, Kind, ich hab' mich auch einst manche Nacht in Schlaf geweint und habe Gott angefleht, er möge mir eines bestimmten Mannes Liebe schenken. Aber Gott hat etwas Besseres vorgehabt, er hat's später erhört, nur ganz anders. Er hat mir Liebe über Liebe gegeben. Tränen der Dankbarkeit, ja, Küsse dankbarer Liebe auf diese beiden Hände sind mir geschenkt worden. Fanny, und das ist so heilig-schön, daß es jenes andere wahrscheinlich übertrifft. Mein Liebesvermögen ist nicht ärmer geworden, sondern reicher. Sollen wir Frauen denn immer erst Weibchen sein und dann erst Menschen?"

Besser als mit Lienhards Schwester Lisy hätte ich die Frage, wie die unnützen alten Jungfern aus der Welt zu schaffen wären, nicht beantworten können. Sie sind auch bereits im Verschwinden. Vieles ist anders geworden, viele Schranken sind hinweggeräumt, seit Lessing spottete, seit Jean Paul klagte und seit Fredrika Bremer für das in enger Häuslichkeit verkümmernde, alternde Mädchen eintrat. Ein weites Arbeitsfeld liegt vor uns deutschen Frauen; und wenn die Gattinnen und Mütter oft von Mann und Kindern in Anspruch genommen werden, dann sind die Unverheirateten frei zum Dienst am Ganzen und am Einzelnen, wo es auch sei.

Maria Rassow



Lyrische Ernte

Abermals ist zu berichten, was an Versbänden dem „Türmer" zugeflossen ist. Es war nötig, zunächst ein Paket als völlig unbrauchbar beiseite zu legen. Was übrig geblieben, ist keineswegs immer bedeutend, aber doch einer Würdigung und Erwähnung nicht unwert. Andeutungen müssen genügen.

Über das Mittelmaß erhebt sich Georg Schmückles Gabe: „Lichter überm Weg" (Strecker & Schröder, Stuttgart); man mag die Verse sinnig nennen, ohne indessen tiefer berührt zu werden, da man das Wichtigste: Eigenart, noch vermissen muß.

Martha Grosse gibt ein Bändchen, „Wir Frauen" (Edda-Verlag, Kassel), von dem sich dasselbe aussagen läßt. Weich, gütig, treu gemeint — aber letzten Endes verblaßt.

Ernst Thrasolt legt drei Hefte vor: Mönche und Nonnen", Legenden; „In Memoriam", Toten-Gedächtnislieder; „Die schöne arme Magd", Volksballaden (alle im Vier-Quellen-Verlag, Leipzig). Ein seltsames Gemisch von starkem Wollen und befangenem Können. Man lauscht eine Weile, erwartet etwas Persönliches, Gesehenes — und ermüdet alsbald infolge der allzu willig plätschernden Verse, die mitunter wie gereimte Zeitungsnotizen anmuten. Es fehlt die selbsteigene Schau, die beherrschte Gestaltungskraft; namentlich bei den Balladen ist dieser Mangel schmerzlich sichtbar.

Edel und in Einzelheiten sehr erfreulich sind die Gedichte „De profundis" des Deutschamerikaners Emil Doerenberg (Benno Goeritz, Braunschweig). Die Gesinnung ist eine warme, tüchtige, aufrechte; der Gruß an das Heimatland wirkt stärkend und widerhallend. Daß da oder dort Mängel den Versen anhaften, soll hier nicht weiter erörtert werden; das Wesentliche an dem Buche scheint mir in dieser Stunde eben das Bewußtsein deutschen Werts zu sein, das aus diesen Seiten so vernehmlich und herzlich aufklingt. — Dagegen habe ich den beiden Versbüchern von Hans Bethge: „Frühe Verse" und „Saitenspiel" (Gyldendalscher Verlag, Berlin) wenig Beziehung abgewinnen können. Ich verkenne nicht die feine, zarte Formung; aber ich sehe, daß diese Lieder nicht vom Persönlichen gelöst sind, daß sie ein wenig nach Mandelmilch schmecken. Man sucht nach eigenen Bildern, nach Tiefenschau — und findet nur schlanke,

etwas blasse, sorgsame Verse, die wohl hie und da einwiegen durch den sanften Rhythmus, aber auf die Dauer nicht genügen können, um echten Nachhall zu erwecken.

Blasse, kühle Luft liegt über **Berthold Viertels** „**Bahn**“ (Jakob Hegner, Hellerau). Zumeist knappe, andeutende Verse, die — soweit ich sie verstanden habe — von strengem Streben Zeugnis geben. Aber es fröstelt eine so wunderliche Nüchternheit in den Gedichten, eine Ferne und neblige Verhaltenheit. Wenig Liebe und Melodie. Als Probe der Vierzeiler „Einsam“:

Wenn der Tag zu Ende gebrannt ist,
Ist es schwer nach Hause zu gehn,
Wo viermal die starre Wand ist
Und die leeren Stühle stehn.

Die nächsten beiden Dichter gehören dem Charon-Kreise an. **Erich Bockemühls** „**Musik der Träume**“ (Erich Matthes, Leipzig) gleitet mild vorüber, ganz in jener Art, wie sie bei den Charontikern geübt wird. Man kann diese Klänge nicht halten, sie zerstäuben leicht. Sie weben und schweben — aber es bleibt kein dauernder Ton zurück. — **Karl Röttger** gibt umfangreiche Gedichte in „**Sehnsucht und Schicksal**“ (derselbe Verlag) und wendet sich der Legende zu. Er ist wohl der Reifste und Stärkste aus dem Kreise, wenigstens der Vielseitigste. Freilich wird auch bei ihm jenes peinliche Empfinden wach, daß ihm die Verse allzu leicht und emsig fließen; daß ihm eine Pause wohl zu gönnen wäre. Das beständig Andeutende (man sehe die zahlreichen Punkte und Gedankenstriche) ermüdet auf die Dauer, zumal nicht eben Bedeutsames oder Wesentliches verkündet wird. Mich haben die Gedichte ein wenig weichlich angemutet; ich glaube, daß der Dichter mehr geben wollte, als er vermochte. — Dagegen **Axel Lübbe**, dessen „**Deutsches Antlitz**“, Gedichte zu Bildnissen Albrecht Dürers, scharfe Linien und sichere Zeichnung aufweist (derselbe Verlag). Mitunter ist auch hier ein leichtes Vergreifen im Ausdruck bemerkbar, wie es aus dem Fleiße entspringt, das deckende Wort zu sagen. Aber man kann dem schmalen Buche, das übrigens mit den entsprechenden Bildnissen Dürers geziert ist, die Achtung und Dankbarkeit nicht versagen. Es ist deutsch gefühlt und voll Ehrfurcht und Andacht.

Ulrich Stark

So unverhüllt Kraft.
Und so geheimes Wehe.
So unerfüllte Leidenschaft
In der Entsagung Nähe.
Als ob die Kunde kam
Aus ganz, ganz fremdem Land,
Daß fortgetriebner Gram
Dort eine Heimat fand...

In **Maria Kahle** ist eine nicht unwertige Begabung zu begrüßen. „**Volk, Freiheit, Vaterland**“ (Hagener Verlagsbuchhandlung, Hagen) umschließt die Kriegsgedichte, in denen Leidenschaft und Schollenliebe aufglühen. Die Verse lärmen und flüstern, singen und dröhnen, und immer leuchten Strophen auf, die unmittelbar ergreifen. In den grauen Tagen des Niederganges, der schmachvollen Bedrängnis können diese Lieder Trost und Aufrichtung spenden. Von Heimattreue kündet auch der andere Band „**Ruhrland**“ (Volksvereinsverlag, München-Gladbach). Hier überwiegt das Landschaftliche. Hier ruht der Lärm, nur die Augen trinken die Wunder der Erde mit lechzender Hingabe. Gewiß, nicht immer ist die letzte Rundung und Reife erreicht; aber dafür entschädigt die Wahrheit des Erlebens, die Unmittelbarkeit beherzten Zugreifens. Man wandert gern mit der Dichterin durch das jetzt so hart bedrohte Land, von dem sie lobend singt:

Und ob uns auch der Feinde drückend Joch
Umengt und beugt, und Kämpfe uns zerrütten:
Solang noch Arbeit loht in deinen Hütten,
Bist du, mein kleines Land, das größte doch!

Übrigens findet sich auch ein Sonett an Karl Storck in dem Bande, dessen letzte Strophen noch wiedergegeben werden mögen:

Du trugst den Ton der hohen Urgesänge
Aus Deutschlands Kindheit rein in deiner Brust
Und wahrtest ihn im Schwall verworrner Klänge.
Von hohem Berge, fern der Gassen Lust,
Rief uns dein Wort. Und mitten im Gedränge
Wurden wir stolz uns unsrer Art bewußt.

Eine andere Dichterin, Frida Bettingen, legt ihre „Gedichte", eingeführt von Wilhelm Schäfer, in einem stattlichen Bande vor (Georg Müller, München). Man muß dem Verleger dankbar sein, daß er trotz der harten Zeiten die Herausgabe gewagt hat. Kraft ist die tragende Gebärde dieser zumeist freien Rhythmen. Nicht daß etwas Unweibliches, etwas gewaltsam Überhöhtes darin hervorprahlte; im Gegenteil: eine mütterliche Güte wirbt und singt; aber das Schicksal, das sich in diesem Buche erfüllt, ist ein herbes, mühsam ertragenes. Erst der Krieg hat den Mund der Dichterin geöffnet (was vordem entstanden, ist minder bedeutsam und wenig); der Tod des einzigen Sohnes auf dem Schlachtfelde schien ihr Wesen zerbrechen zu wollen; die Kunst des Arztes gab ihr Gesundheit zurück. Frida Bettingen steht im 56. Jahre; und ihre Kunst ist eine geruhsame, in sich gesammelte. Stücke wie „Medea", wie „Ahasver", Hymnen wie „Sappho" sind sicherlich Erscheinungen, denen man nur selten begegnet. Es ist etwas Gehaltenes darin, etwas Bezwungenes. Nicht große, sondern starke Worte. Eine herbe Süßigkeit. Sie singt von Hölderlin, Grabbe und Kleist, von den Gescheiterten, Ringenden, von Beethoven und Hans Sachs; sie bildet Legenden und mythische Gesichte.

Ganz nur Landschaft, und zwar im Kleinen das Ewige widerspiegelnd, bildet Joseph Schanderl in der „Krone" (G. Müller, München). Eine feine, behutsame Kunst. Es ist Einkehr in das Urtümliche, Rückweg aus der bunten Verwirrung zur Einheit und Stille. Eine prachtvoll ehrliche Kunst, die alle Seitenblicke und Verlockungen von sich weist. Ich möchte gern recht viele Proben geben, muß mich aber nur auf einen Beweis beschränken.

Felsentraum

Tief in Schleiern ging das Licht zur Ruh'.
Müd vom Schaun und Staunen schweigt mein Wille.
Die beglückten Augen tun sich zu
Und vertrauen sich der dunklen Stille.

Tag und Abend hab' ich eingetrunken —
Traum wird alles, Traum und Widerschein...
Bin ich wirklich? War ich längst versunken?
Ich ertaste meinen Pfühl von Stein:

Darf gelehnt am kühlen Felsenfirst
Samt den Bergen mich im Raume drehen,
Eins mit allem sausenden Geschehen —
Muß bestehen und mit dir verwehen,
Bunter Erdenball, wohin du schwirrst...

Nordische Verhaltenheit ruht über Julius Havemanns „Gedichten" (Alfred Janssen, Hamburg), die im Auftrag der Stadt Lübeck veröffentlicht sind, dem feinsinnigen, stillen Dichter zu Ehren. Die Leidenschaft ist gedämpft, die Sehnsucht umschleiert. Es ist in dieser Lyrik etwas Bleibendes: edle, gehütete Überlieferung. Am besten gelingen Havemann jene Bilder aus der Heimat, über denen die weite Ruhe der Ebenen sinnt. Nicht das Jauchzen und Überfluten ist ihm gemäß, sondern das friedsame Lauschen, das Hinausspähen aus etwas zwinkernden Augen. Manchmal redet Havemann mehr, als er gestaltet; wo aber Bild und Formung zusammenstimmen, da gibt es einen guten Klang, dem man willig nachgeht.

Holstein

Wo sich das Land in sanften Wellen weitet,
Von Knicks in grünen Ketten überbogen,
Ein vielgekrümmter Faden Silber gleitet
Um Felder, die im Winde bläulich wogen.

Mit bunten Laken scheint der Grund bebreitet.
Fern brennt der Raps, am Hügel hochgezogen.
Und wie wenn Baldur über Wolken reitet,
Kommt übers Wäldchen Sonnenlicht geflogen.

Die Erlen schauern an den blanken Bächen.
Mir aber ist, als wenn aus Urwelttagen
Tieffinstrer Wälder Stimme hörbar werde.

Durch unentweihte Eichengründe brechen
In Sumpf und Heide goldumflammte Wagen,
Und die Bravallahschlacht zerstampft die Erde.

Es ist eine reiche Ernte: reine Lyrik neben erzählenden Formen. Auch „Drei Märchen" Havemanns (Lübeck, Otto Wessel), der ja auch den Lesern des Türmers bekannt ist, seien in ihrer hübschen, ansprechenden Art ehrend genannt.

Über Alfred Mombert habe ich in meinem letzten Berichte schon gesprochen. Hier kann ich mich also kürzer fassen. Weder „Die Schöpfung" noch „Der Denker" vermochte mein Urteil umzuwenden (Inselverlag, Leipzig). Wenn Männer wie Ernst Michel oder Richard Benz gerade Mombert als den Künder eines neuen Mythos feiern, so will ich diese Tatsache gern verzeichnen. Von mir selbst aber muß ich gestehen, daß ich zwar ein paar recht feine und reine Gedichte fand, mich aber auf den einsamen Gipfel, von dem immer wieder gesungen wird, nicht hinaufzuschwingen vermag. Besonders lieb sind mir die wenigen Zeilen geworden:

Weiße Schafe weiden auf eisiger Heide im Schnee.
Das ist reine Seele und spitzes Weh.
Eine irrende Traum-Herde.
Eine große Liebe auf dieser kleinen Erde.

Dergleichen Visionen finden sich wohl hin und wieder; zumeist aber überwiegen die tönenden Worte und bunten Phantasiespiele.

Nun noch einige Spruchbücher und Anthologien. Georg Stammler erfreut durch seine Sammlung „Komm, Feuer" (Urquell-Verlag, Mühlhausen in Thür.), weil sie kernhaft deutsche Gesinnung mit hellem Aufblick und gesundem Empfinden vereinigt. Auch hier ließe sich manche technische Ausstellung geben; aber das Gefühl, daß sich Stammler weniger um „Kunst", als um vaterländische Not bemüht, läßt die Einwände rasch verstummen. In den Sprüchen, welche auch

das andere Büchlein „Heut ist der Tag!“ füllen (derselbe Verlag), findet sich manch schneidiger Hieb, manche hilfreiche Weisung. Aus den Brunnen-Sprüchen wenigstens eine Kostprobe

> Du frischer Brunnen sag',
> Was dich so kühlen mag?
> „Ich fülle meinen Tag.“
>
> Und was dich froh erhält?
> „Ich schenke mich der Welt.“
>
> Warum so klar dein Sinn?
> „Ich bin nur, was ich bin.“
>
> Was perlst du denn so licht?
> „Ich ström' und frage nicht.“

Auch die beiden Bändchen von Wilhelm Müller-Rüdersdorf, „Des Glückes Brücke“ und „Schmied' uns Leben!“ (Fr. Seybold, München) bergen manches Tüchtige und Beherzigenswerte in hübscher Formung. — Andere Zwecke verfolgt Reinhold Braun. „Das Morgenbuch“ und „Aus tiefen Brunnen“ (beide bei Alfred Unger, Berlin) sind durchaus religiös gerichtet. Kurze, warmherzige Betrachtungen, Lieder und Sinngedichte in wechselnder Fülle. In christlichen Familien wollen diese Bücher daheim sein, wollen aufrichten, mahnen und bitten. Und so weiß ich ihnen keinen bessern Wunsch mitzugeben, als den, daß sie dieses schöne Ziel erreichen und viele Freunde und Leser gewinnen mögen.

Schließlich die Anthologien. „Morgenglanz der Ewigkeit“, ein von Wilhelm Rüdel veranstaltetes Jahrbuch für religiöse (protestantische) Lyrik (Müller & Fröhlich, München) birgt Namen wie Bäte, Braun, M. G. Conrad, Lienhard, Lüdtke, Müller-Rüdersdorf, Fr. Philippi, Schellenberg, Schüler, Sperl, Wolzogen und zeigt auch manches schlichte, fromme Lied; im Ganzen jedoch vermißt man die wahre Kunst und die echte Ergriffenheit, das tiefe, selige Hingenommensein. — Zwei kleine, entzückend ausgestattete Büchlein sendet Richard Zoozmann, der eifrige Anthologist, hinaus im Damenbrevier (Amalthea-Verlag, Zürich) und zwar „Östliche Rosen“, Liebeslieder aus Sonnenaufgangsländern, und „Altdeutsche Minnelieder“. Etwas willkürlich zusammengestellt, aber nicht ohne Reiz. — Und endlich eine Auswahl aus „Des Knaben Wunderhorn“ (O. C. Recht, München), geziert mit Bildern von Ludwig Richter, Pocci u. a., wobei nur leider die Namen der Zeichner nicht unter den Bildern selbst angeführt sind. Durchaus deutsch, heimelig, treuherzig und empfehlenswert. Wenn etwas uns heute nottut, dann ist es ja das Besinnen auf heimische Art, auf quellfrischen Trunk aus eigenen Brunnen...

Ernst Ludwig Schellenberg



Zu unsrer Kunstbeilage

Der wuchtig und ernst gestaltete Wasgenstein in den Vogesen ist, mit Erlaubnis des Künstlers und des Verlegers, der Wasgenwald-Mappe von Prof. Franz Hein entnommen (Leipzig, R. Voigtländer).



Türmers Tagebuch

Deutschlands schwarzer Tag · Die Akten des Auswärtigen Amtes · Reich und Länder · Die Saat der Unzufriedenheit · Die französischen Machenschaften im Rheinland · Das Versagen der Sozialdemokratie Der Rückschlag · Entbehrungen und Enttäuschungen Nun aber keine kapitalistische Herrenpolitik! Die eigene Seele!

Der 20. März 1890 ist der schwarze Tag im deutschen Kalender. Mit Bismarcks Sturz begann Deutschlands Sturz.

Der junge Kaiser beseitigt den lästiggewordenen alten Kanzler, ihn, dem er die Reichskrone verdankt. Mit dem Stolz des Erfolgreichen und mit der Würde seines verantwortungsvollen Amtes tritt ihm der treue Eckhart des deutschen Volkes entgegen. Das tiefere ethisch-politische, das höhere nationale Recht ist auf seiner Seite. Und doch muß er weichen. Das gleicht in einer Beziehung dem Kampfe zwischen Wallenstein und der Wiener Hofburg. Deutschland aber wird zum Max Piccolomini, der zwischen beiden stand und darob unter die Hufe der Pferde geriet.

Bismarcks Sturz war Deutschlands Sturz. Langsam kam die Lawine ins Rutschen. Mit wunder Seele liest man die Akten, die das Auswärtige Amt soeben wieder aus seinen Archiven an die Öffentlichkeit gibt. Die neue Bändereihe umfaßt gerade die ersten Jahre nach des Kanzlers Rücktritt.

Stets hatte diesen Meister der Alp feindlicher Bündnisse gedrückt. Aber seine Kunst hatte sie regelmäßig zu durchqueren gewußt. Der neue Kurs war leichtherziger, weil er kurzsichtiger war. Flugs wurden wir daher in die Abwehr gedrängt.

Frankreichs Politik war ebenso zähe wie gerissen und unverschämt. Als wir den Engländern Helgoland abkauften, verlangte es bereits Kompensationen. Jeden Vorwand nützte es aus, und unsere Politik spielte ihm Trumpf auf Trumpf in die Hand.

Noch am 17. März 1890 war Graf Schuwalow im Kanzlerhause erschienen, um wegen des meisterlichen Rückversicherungsvertrages anzufragen. Rußland wollte ihn erneuern. Zufällig am gleichen Tage noch forderte der Kaiser Bismarcks Abschiedsgesuch. Sein Nachfolger Caprivi jedoch fand auf Holsteins verhängnisvolles Be-

treiben, das Abkommen sei zu knifflig, und ließ es fallen. Sofort entstand die russische Entente cordiale mit Frankreich, die schrittweise zum engen Bündnis reifte. Im Jahre 1896 war man bereits so weit, daß die Zarin-Mutter dem Präsidenten Faure, der ihr überhöflich bis zur deutschen Grenze das Geleit gegeben, sagte, sie bedaure, sich schon hier von ihm verabschieden zu müssen. Bei ihrem nächsten Besuch hoffe sie die Grenze dort zu finden, wo sie immer gewesen. „Sie können in der Entscheidungsstunde auf meinen Sohn und Rußland rechnen."

Wie laienhaft war es doch, den russischen Draht zu zerreißen! Als Ersatz aber mußte man sich dann mindestens an England heranmachen. Selbst wenn es schwere Opfer kostete. Sollte man's glauben, daß in solcher Lage umgekehrt die Krügerdepesche geschrieben werden konnte?

Fast ein Menschenalter hat sich unsere Politik in verblasenen Täuschungen gewiegt. Ihr fehlten Köpfe, und das persönliche Regiment verdarb sie durch seine Zickzackstimmungen. Mit steigendem Unbehagen liest man das Tagebuch des Grafen Zedlitz-Trützschler (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Er war zwölf Jahre lang kaiserlicher Hofmarschall und kam sich — freudlos in der Freude Fülle — all diese Zeit über wie eine Kassandra vor. Einst wohnte er einer Zusammenkunft mit König Eduard bei. Als er den Kaiser mit dem Ohm verhandeln hörte, dem Manne, den Wucherer, Spieler und Dirnen mit allen Wassern gewaschen, da bekam er den Eindruck eines Kindes, das fremd in das Leben hineinlebt. Es sollte alles schön und alle Tage Sonntag sein. Daher waren Schwarzseher verbannt, ob sich gleich der deutsche Himmel immer bedrohlicher schwärzte. Zwanzig Jahre nach des großen Friedrichs Tode war Friedrichs Preußen zerbrochen; zwanzig Jahre nach Bismarcks Hingang zerbrach Bismarcks Schöpfung.

* * *

„Ein jeglich Reich, so in ihm selber uneins ist, das wird wüste." So beginnt die Goldene Bulle, die sich von unserem heutigen Reichsrecht dadurch unterscheidet, daß sie die Staatsnotwendigkeiten ihrer Zeit klar erkannte.

Die Weimarer Verfassung hingegen ist wie ein Rock, der sich am Körper hier bauscht und dort strammt. Es fehlt das zuträgliche Verhältnis zwischen Reich und Ländern. Nie hätte Bismarcks Klugheit die Rechte der Bundesstaaten derart beschränkt, daß ein Aufbegehren Bayerns nach Art des jüngst Erlebten möglich geworgen wäre. Ebensowenig jedoch hätte er einen Artikel 18 zugelassen, der unter Umständen zu einer Zersetzung Deutschlands führen kann.

Nach beiden Hinsichten wird Uneinigkeit geradehin gezüchtet. Frankreich sah's mit pläneспinnender Freude. Hier ließ sich etwas machen. Zwar in Bayern fiel es jämmerlich ab. Aber im Rheinland kaufte es sich Leute, die zuerst „Los von Preußen" oder „Los von Bayern" riefen, um dann, als der Frank immer reichlicher rollte, auch immer frecher das „Los von Deutschland" unterzuschieben.

Alle Welt weiß, daß der Separatistenrummel von Paris aufgemacht und ohne Wurzel im rheinischen Volke ist. Poincarés Ableugnung kann dies bloß bestätigen. Der „Manchester Guardian" nennt sie, grob aber wahr, die abstoßendste Form einer Lüge. Es ist nachgewiesen, daß Dorten von der Rheinlandkommission täglich gegen 40000 Franken empfängt. Nach der Londoner „Times" sind die Separatistenführer

„die verworfenste Bande von Gaunern", die ihr je vorgekommen. Schamlose Verschiebungen von Lebensmitteln wurden bereits aufgedeckt. Die sogenannte Rheinwehr ist aus allen Lasterhöhlen Europas gesammelt und versteht zum großen Teil gar kein Deutsch. „Eine redliche, fleißige Bevölkerung wurde einer Bande von Zuchthäuslern ausgeliefert." Auch dies ein Wort der „Times", die wahrlich alles andere als deutschfreundlich ist. Wollen sehen, wie Lord Clives Bericht auf die Welt wirkt.

Der Düsseldorfer Schupoprozeß darf nie vergessen werden. Hochverräter, von den Franzosen bewaffnet und bezahlt, bemächtigen sich mit ihrer Hilfe der öffentlichen Gewalt. Sie plündern, sie mißhandeln die Bürger und schießen auf die Polizei. Als diese sich ihrer Haut wehrt, wird sie von französischem Militär verhaftet. Man stellt sie wegen Totschlags vor eines seiner berüchtigten Kriegsgerichte, denen das Recht nur ein Mittel des Unrechts ist. Über eine rein innerdeutsche Sache maßen sich französische Offiziere ein Urteil an. Die Zeugen bekunden sämtlich, daß die Angeklagten nur getan, was Diensteid und Menschenrecht geboten. Gleichwohl werden sie zu entsetzlichen Strafen verurteilt.

Der Franzose kennt im Siegesrausch kein Schamgefühl. Er ist im besetzten Lande ein Blutsauger bis in die Ausmaße der Geisteskrankheit hinein. Während das Reich die Beamtengehälter unter die Hälfte der Friedenssätze drücken muß, und überall, wo Menschen von Menschlichkeit wohnen, gesammelt wird, um den deutschen Hunger zu stillen, da praßt er auf deutsche Unkosten. In Düsseldorf wird ein Internat für die Kinder des Besatzungsheeres errichtet. Die Stadt mußte es erbauen. Fünfzig Lehrer wurden dafür nebst vielköpfigem Anhang aus Frankreich verschrieben. Die Stadt muß sie bezahlen. Der Direktor erhielt eine der schönsten Villen mit voller Ausstattung. Der Besitzer wurde auf die Straße gejagt. Für die Kleinkinderschule verlangte man 30 Wollschäfchen und 20 Kinderkühe. Als die Stadt sich weigerte, hat man das Spielzeug auf ihre Kosten im Warenhaus Tietz beschlagnahmt. Ist das nicht ein Übermut, eine Herzensroheit, die gen Himmel schreien? Voltaire hat seine Landsleute gut gekannt. Er pflegte sie Tigeraffen zu nennen. Franzosen und Indianer sind die erfinderischsten Henkersknechte der Welt.

Die Absicht ist klar vor Augen. Die besetzten Gebiete sollen mürbe gemacht werden, daß sie sich willenlos der Gewalt fügen. Mit Daumenschrauben will man uns zwingen, darauf zu verzichten. Keine Verhandlung wird daher das geringste nützen. Jeden Versuch ist Poincaré entschlossen, mit Spitzfindigkeiten und journalistischem Blendwerk zu durchkreuzen. Er wird die Versöhnlichkeit nur im Munde führen, um desto unversöhnlicher zu sein; wird sich stets nur auf den Versailler Vertrag berufen, um ihn desto dreister mit Füßen treten zu können. Das haben wir davon, daß der „Vorwärts" am 20. Oktober 1918 schrieb: „Deutschland soll, das ist unser fester Wille, seine Kriegsflagge für immer streichen, ohne sie zum letzten Male siegreich heimgebracht zu haben."

* * *

„Ein jeglich Reich, so in ihm selber uneins ist"... Was wären uns die Franzosen, wenn wir durchgehalten hätten? Hat uns der Umsturz auch nur ein einziges seiner ruhmredigen Versprechen gehalten? Nur Zerfall hat er gesät.



Ein gedankenreicher Artikel von Hans Bechly in der „Deutschen Handels-Wacht" wirft die zeitgemäße Frage auf: „Wie hat die Sozialdemokratie ihre Macht gebraucht? Was hat sie geleistet?"

Die Antwort lautet: Völlig versagt hat sie. Selbst auf ihrem eigensten, dem sozialen Gebiete. Bechly gibt auch den Grund an: „Weil sie zu feige war, ihren Anhängern neben Rechten auch Pflichten aufzuerlegen." Die Revolution wurde daher zu einer engherzigen Lohnbewegung. Diese untergrub das Leistungsprinzip und durch törichte Gleichmacherei die gesunde Entwicklung unseres Gewerbefleißes. „Auf steuer- und finanzwirtschaftlichem Gebiet hat man alles laufen lassen, sich mit unausführbaren Agitationsanträgen begnügt und durch blutigen Dilettantismus, Sabotierung aller Sparmaßnahmen und durch Staatskrippenwirtschaft den Zerfall unserer Währung beschleunigt. Jedem Beamtenabbau hat man zum mindesten passiven Widerstand entgegengestellt.

„Dazu kam die geradezu engstirnige Angst um den Bestand der Republik. Alles, was nicht auf die Republik schwor, mußte unterdrückt werden, wurde verdächtigt und von jeder Mitarbeit ferngehalten. Nicht dem deutschen Volk galt die Sorge und Fürsorge der regierenden Partei, sondern ausschließlich der Republik und ihren Anhängern. Das Wachsen einer wahrhaft deutschen Notgemeinschaft wurde systematisch verhindert.

„Auf staatspolitischem Gebiet nach außen hinderte die gleiche Einstellung die Sozialdemokratie, eine Erstarkung des nationalen Gedankens auch nur zuzulassen, geschweige denn zu fördern. Jeder Gedanke an eine, wenn auch nur bescheidene Wehrhaftigkeit mußte unterdrückt werden, denn jeder waffentragende Mann war nach der Meinung der Sozialdemokratie eine Gefahr für die Republik. Während in allen europäischen Staaten, wie in Italien, der Türkei, Ungarn usw., sich entgegengesetzte Stimmung durchsetzte, war in Deutschland nur entmannender Pazifismus Trumpf. Jede aktive Außenpolitik, die nur etwas Würdegefühl und Kraftbewußtsein wittern ließ, wurde sabotiert und verraten!

„So hat die Sozialdemokratie alle guten Ansätze zu einem Wiederaufraffen aus dem Niedergang immer und immer wieder unterhöhlt und zerschlagen und ist allmählich wieder das geworden, was sie im früheren Deutschland war: eine negierende, fruchtlose Oppositionspartei"...

Das sind furchtbare Wahrheiten. Schon im Dezember-Tagebuch verwiesen wir auf offenäugige und offenherzige Sozialdemokraten, die dasselbe sagen. Heute schließe sich ihnen Dr. August Müller an, der im letzten kaiserlichen Kabinette noch mit Scheidemann und Erzberger Staatssekretär gewesen. Im „Achtuhr-Abendblatt" bekundete dieser frank und frei, daß „das demokratische Regiment auf politischem und wirtschaftlichem Gebiete eigentlich nur einen Mißerfolg nach dem anderen gehabt hat und damit so ziemlich jeden moralischen Einflusses verlustig gegangen ist".

Auch in der Republik gilt das „Quidquid delirant reges plectuntur Achivi": Die Herrschenden machen Torheit, das Volk muß leiden. Die Notenpresse druckte und zerdrückte damit jeden Wohlstand. Alles war auf den Kopf gestellt. Nichts Unsichereres gab es, als was der Staat für mündelsicher erklärte. Man sparte, indem man das Geld ausgab, denn was man in den Kasten legte, war tags darauf zu nichts zerronnen.

Vorbei der Billionentaumel. Die Rentenmark ist eine rücksichtslose Enttäuscherin. „Irrtum, laß los der Augen Band und merkt euch, wie der Teufel spaße." Bettelarm sind wir geworden. Was steht uns aber noch alles bevor! Eingeschränkte Gehälter und Löhne, Entlassungen, Steuern über Steuern, Eingriffe in den Notgroschen, die von ihren Erfindern selber als brutal bezeichnet werden.

Im Grundgedanken ist man einig. Zahlen und sparen! Wer jedoch betroffen wird, der begehrt auf. Es ist wie beim Kartenspiel. Den schwarzen Peter schiebt jedermann dem lieben Nächsten zu.

Nach dem Umsturz suchte die radikale Arbeiterschaft aus ihren Betrieben das Menschenmögliche herauszuholen. Es kam zu wunderlichen Sprüngen. Der Waldhauer wurde höher gelohnt als sein Oberförster, und die Assistenzärzte eines Krankenhauses baten, doch wenigstens der Scheuerfrau gleichgestellt zu werden.

Auf dem Kopfe konnte die Wirtschaft nicht stehen bleiben. Sie ist im Begriff, sich wieder auf die Füße zu stellen. Diese aber sind entkräftet. Die Ruhrindustrie vollends droht unter dem Micum-Vertrag völlig zu erliegen. Selbstbescheidung ist allüberall das harte Gebot der Stunde. Leider aber sehen wir allenthalben, daß nach dieser Wende der Druck von unten durch Gegendruck von oben vergolten wird. Der verebbten Arbeiterbewegung folgt der Nachstoß der in ihrer Macht erstarkten Arbeitgeberschaft. Er hüte sich, daß er nicht über das wiederhergestellte Gleichgewicht der Kräfte hinausgeht! Wir hoffen dringend, daß er den Umschwung nicht nütze im Sinne einer kapitalistischen Herrenpolitik!

Auf diese Gefahr muß der Finger weisen. Zwar duckt sich heute der Arbeiter, denn besser trocken Brot als gar kein Brot. Allein seine Gefühle frißt er in sich hinein, und der Bolschewismus weiß sie zu nützen. „Welche Katastrophe", so sagt Bechly mit Recht, „können wir erleben, wenn die Massen nur auf den Tag der Rache warten, um Schlimmes mit Schlimmerem heimzahlen zu können!"

* * *

„Du bist Europas Herz, ach ja, zerrissen wie nur ein Herz sein kann." So klagte Grabbe vom deutschen Vaterlande schon vor fast hundert Jahren. Soll es immer so bleiben?

Von der Phrase berauscht, glaubten die Arbeiter mit dem neunten November eine goldene Zeit angebrochen. Aber die Männer ihres Vertrauens waren weder klüger noch besser, oft sogar fragwürdiger als die Minister des alten Regimentes. Und was materialistischer Geist am Volke gesündigt, konnte dies durch materialistischen Geist geheilt werden?

Bitter enttäuscht wendet der vierte Stand in seinen redlichen, fleißigen, friedfertigen Elementen sich wieder nach rechts. Er hat erkannt, daß ein bescheidenes Daseinsglück nur erreichbar, wenn es fest in der Heimaterde wurzelt. Er will bodenständig werden, will heraus aus dem Elend der großstädtischen Mietskasernen und aus der giftigen Wühlerei, die ihnen alles Große und Schöne verekelt. Er war Tagelöhner, aber er will einen Beruf; er hatte eine Schlafstelle, er verlangt nach einem Heim; ihn forderte die Partei, er sehnt sich nach einem Vaterland. Weh, wenn dies große Sehnen abermals zerschellt! Wenn er dort, wo er in redlichem Tausch Brot

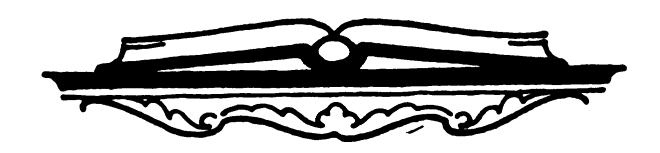
für Arbeit erhoffte, kaltherzig mit Steinen abgelohnt wird! Frankreich wünscht es und läßt seine Zuhälter in diesem Sinne hetzen. Das ist allein schon Grund genug, mit heißem Wollen dagegen anzugehen.

Die „New York World" widmet unserer Lage eine Betrachtung. Sie bedauert unseren Mangel an Einigkeit und höheren Zielen. Mit Poincaré allerdings sei das deutsche Problem schlechterdings unlösbar. „Aber wenigstens könnte Deutschland in seiner Niederlage und seiner Hilflosigkeit, wenn es einen Führer hätte, der Welt ein besseres Schauspiel bieten, als das Bild unaufhörlichen Schacherns um unwesentliche Einzelheiten des Besteuerungs-, Lohn- und Profitwesens. Im gewöhnlichen Sinne des Wortes gesprochen, kann Deutschland nicht viel tun, um sich selbst zu helfen; es kann Poincaré weder Widerstand leisten noch ihn loskaufen oder begütigen. Aber zum mindesten könnte es Herr seiner eigenen Seele bleiben, sich selbst zu entscheidendem Entschluß aufraffen und der Welt gewissen Grund zu der Überzeugung geben, daß die deutsche Nation noch Wirklichkeit ist."

Drüben im Dollarlande haben sie also bereits den Kern der deutschen Frage erfaßt. Unsere Seele verdarb am Mammonsdienste. Sie waren allzumal Sünder, die sogenannten oberen wie die sogenannten unteren Stände. Keiner bedachte, daß der Gewinn der ganzen Welt den Schaden an der Seele nicht aufwiegt.

Der „Türmer" hatte die brauende Gefahr erkannt. Zu einer Zeit schon, als man gemeinhin glaubte, es ginge herrlichen Zeiten entgegen. Er hat gewarnt und zur Läuterung gemahnt, zur Reinigung aufgerufen im Stahlbade des deutschen Idealismus. Es auch weiter zu tun, darin erkennt er jetzt erst recht seinen eigensten Beruf, seinen Dienst am Volke und sein Daseinsrecht. In unserem Inneren liegt der Punkt, von wo aus einzig Deutschland wieder in die Angeln zu heben ist. Denn der Geist baut sich die Wohnung, und der gesunde neue Reichskörper wird einzig durch die gesundete Reichsseele.

F. H.



Auf der Warte

Professor Lichtenberger und das heutige Deutschland

Henri Lichtenberger ist Professor an der Sorbonne. Er stammt aus dem Elsaß. Vermutlich waren seine Vorfahren Untertanen jener alteingesessenen Herren von Lichtenberg, deren Burg im Unterelsaß stand, in der Gegend von Buchsweiler und Oberbronn, im Bezirk der alten Barbarossapfalz Hagenau. Weit und breit, von Pfirt bis Weißenburg, das ganze Elsaß entlang, am Rhein und an den Vogesen beweisen die urdeutschen Namen sämtlicher Städte, Dörfer, Burgen, Berge, Fluren und Flüsse, daß hier deutsches Land ist. Das müßte auch einem Professor der berühmten Sorbonne schon durch seinen Namen täglich im Bewußtsein bleiben. Es ist eine naturgeschichtliche Tatsache: Elsaß ist deutsches Land. Kein Vertrag kann diese Tatsache aus der Welt schaffen.

Nun schreibt Prof. Lichtenberger ein Buch „L'allemagne d'aujourd'hui dans ses relations avec la France“ (Paris 1923). Dieses Buch ist in einer Sammlung der „Conciliation internationale“ erschienen, will also der internationalen Verständigung dienen. Ein schöner Gedanke! Der Leiter des Ganzen ist der bekannte Senator d'Estournelles de Constant, der diesem Lichtenbergerschen Buche eine Vorrede vorausschickt. Diese „Introduction“ ist lesenswert; sie gibt überraschende Aufschlüsse. „In ihrer vornehmen Bemühung, zu einem dauerhaften Frieden beizutragen, hat die Carnegie-Stiftung gewünscht, daß ein Franzose sich der Aufgabe unterziehe, für sie das Chaos des heutigen Deutschlands zu erforschen ...“ Der unvorbereitete Laie ist schon von diesem ersten Satz überrascht. Also die „Dotation Carnegie“ mit ihren Geldern steht dahinter; und einen „Franzosen“ — einen nach Frankreich ausgewanderten Elsässer — hält sie für geeignet, das deutsche Chaos sachlich für sie aufzuhellen? Der Herausgeber versichert, daß man streng sachlich, mit versöhnlichem Hintergrunde, verfahren werde; rasch aber bricht die französische Mentalität oder Denkweise durch. Die Dotation habe den Krieg bekämpft bis zu dem Tage, wo der Krieg erklärt wurde „durch den Fehler und das Ungeschick des deutschen Militarismus, des großen Schuldigen“ — aha, da steht es ja schon wieder! Und entzückend dann das Folgende: er betrachtet es als bemerkenswertes Zeichen von „Vertrauen auf das pazifistische und propagandistische Frankreich“, daß die Carnegie-Stiftung just in Paris ihr „europäisches Zentrum“ errichtet hat; von dort aus bemühte sie sich besonders um das Land, das „am meisten von kriegerischem Geist bearbeitet und am drohendsten“ war. Abermals! Von Deutschland immer wieder also ging die größte Gefahr aus. Das ist vorgefaßte These. Er spricht später von der „unverbesserlichen Blindheit Deutschlands“; und so stehen von vornherein das friedliche Frankreich und das kriegdrohende Deutschland als Thesen einander gegenüber. Und gleich dahinter, untrennbar davon, das zweite unausrottbare Vorurteil: das französische „Recht auf Elsaß-Lothringen“! Dieser angeblich internationale Friedensfreund rühmt sich, daß er gegenüber der Gefahr des militaristischen Deutschlands immer Franzose, immer treuer Diener seines Vaterlandes geblieben; und er gibt uns dessen allerdings einen durchschlagenden Beweis, der sein Friedenswert in das bedenklichste Licht stellt. Auf die Frage nämlich, was denn die Stiftung während des Krieges getan habe, plaudert er aus: „wir haben die

Verbindungen zwischen Paris, Washington und Neuyork dazu benutzt", mit „glühendem Appell" unaufhörlich die Solidarität der „freien Völker" zu betonen, und — das „amerikanische Volk mit der Pflicht zu durchdringen", nicht nur Frankreich und seine Verbündeten zu verteidigen, sondern die „Zivilisation, die Menschlichkeit". Also französische Kriegshetze mit Hilfe der Mittel der Carnegie-Stiftung!

So sieht diese „Conciliation internationale" aus.

Genau so befangen in französischer Denkweise ist Herr Professor Lichtenberger, an den der „Türmer" schon einmal einen offenen Brief gerichtet hat. (Da wir im „freien Frankreich" verboten sind, wissen wir nicht, ob er unsere Sendung erhalten hat.) Der im allgemeinen gut unterrichtete Verfasser schreibt in seiner Art sachlich, aber — auch er geht von der „deutschen Gefahr" aus. Eben durch dieses Vorurteil wird auch bei ihm von vornherein alles schief; genau so schief, wie die Einstellung dieses unhistorischen Historikers zu den elsaß-lothringischen Gauen: es sind für ihn nun einmal „annektierte französische Provinzen". Dann wieder taucht das ängstliche Wort „garanties" auf: Frankreich braucht Garantien gegen das störrische oder bedrohliche Deutschland — und so in infinitum. Wie sollte ein Lehrer im Gefüge der Sorbonne anders als offiziell-französisch urteilen!

Verständigung ist ausgeschlossen. Daß auch wir zusammengepreßte Deutsche Sicherheiten brauchen gegen den französischen Militarismus, gegen das angreifende Volk Napoleons und Ludwigs XIV. (Lichtenberger kennt doch wohl Fénélons Einspruch gegen den Elsaßraub?); daß Frankreich uns — wie neulich der Amerikaner Frederik Bausmann („Let France explain") nachwies — viel häufiger mit Krieg überzogen hat als wir die Franzosen; daß mit Ludwigs Ostpolitik und Erobererdrang nach den Rheinbezirken das ganze Unglück der deutsch-französischen Spannung begann, mit einer Politik also, die nun in übelster Form an Rhein und Ruhr von Poincaré wieder aufgenommen wurde: — das wird unterschlagen.

Frankreichs Ostpolitik ist das Unheil. Es will die Rheingrenze. Es saugt sich in den deutschen Volkskörper ein und holt, bei abnehmender Volkszahl, schwarze Truppen zu Hilfe, eine Schmach für die weiße Rasse, um den deutschen Nachbar in Dienstbarkeit zu halten, nachdem es uns das Schuldbekenntnis abgepreßt hat. Wie soll bei solchem unerbittlichen Lebensprozeß zwischen zwei Nationen, bei solcher Frage der Raumverdrängung rationalistische „Verständigung" möglich sein?

Ich bin so gut oder besser ein echter Elsässer wie Professor Lichtenberger, bin am Fuße der Burg Lichtenberg geboren, seit Jahrhunderten im Elsaß verwurzelt, nun durch die französische Politik heimatlos — und ich werde bis an mein Lebensende die große französische Lüge nie zugeben, daß unser deutsches Elsaß eine von den Deutschen „geraubte französische Provinz" sei. Auch mir liegt der Frieden der Völker, die Verständigung zwischen allen nicht unedlen Geistern und Nationen redlich am Herzen: aber diese Verständigung darf sich nicht auf einer Lüge aufbauen.

Und nicht anders ist es mit der deutschen „Schuldfrage". Auch die neueste Veröffentlichung der Akten unsres Auswärtigen Amtes ergibt nicht den geringsten Anhaltspunkt dafür, daß Deutschland, grade Deutschland den Krieg gewollt habe.

Lichtenbergers Buch ist vor der Ruhraktion geschrieben. Diese hat inzwischen mit ihren Quälereien und Schandurteilen die deutschen Gemüter derart verbittert, daß die Arbeit der Friedensfreunde leider aussichtslos ist. F. L.

*

Ein wälsch Vaterunser

In dem soeben erschienenen „Elsaß-Lothringischen Familien-Kalender" (Straßburg 1924) schreibt ein Elsässer:

„... Ein Freund, dem meine scharfe Stellungnahme gegen die Laienschule mit ihrem Moralunterricht nicht gefällt, hat mir vor Monaten eine Sondernummer von dem „Schulblatt des nationalen Lehrersyndikats für Frankreich und die Kolonien" gegeben, die auf 16 großen Seiten nur Artikel über „Le malaise scolaire en Alsace et Lorraine" enthält... Ich

werde den Augenblick aufflammender Entrüstung nie vergessen, als ich am Schluß dieser Nummer, die vorgibt, alle Mißstimmungen in Schulfragen bei uns beseitigen zu wollen, die uns die Schule anpreisen soll, ‚die allein die Gewissensfreiheit garantiert‘, und die beileibe keinem Kinde, das daheim und in der Kirche religiös erzogen wird, irgendwelchen Anstoß gibt: die folgende nichtswürdige Verhöhnung des allen Christen heiligsten Gebetes las:

‚Unsere Republik, die du bist in Frankreich,
Dein Name werde geheiligt,
Dein Reich komme — endlich,
Dein Gesetzeswille geschehe im Elsaß wie in Frankreich,
Gib uns deine Liberté — bald,
Vergib uns unsere Schuld, aber vergib unseren Schuldigern — nicht,
Führe uns nicht in die Gewalt der kirchlichen Reaktionäre,
Und erlöse uns von den Boches. Amen.‘

Ich las dieses ‚Gebet des Elsasses‘ (!), verfaßt von Zislin, schon früher in einer elsässischen Nationalzeitung; dort hat mich dieses Hohngedicht kalt gelassen. Wenn aber die erste pädagogische Lehrerzeitung für Frankreich und seine Kolonien damit ihre Ausführungen über die Notwendigkeit der Einführung der Laienschule im Elsaß krönt, dann antworten wir mit beleidigtem Protest: Nimmermehr! Wir wollen keine Laienschule, deren erste Vertreter in einer unserer elsässischen Schule gewidmeten Schrift über Religion und das, was dem betenden Christen am heiligsten ist, so zu spotten vermögen!“ ...

*

„Erinnerungsland“

So heißt ein Buch aus dem Elsaß von Marie Hart (Greiner & Pfeiffer, Stuttgart). Mit trotziger Treue halten die Elsässer in Deutschland fest an ihrer Heimat. So lange das so ist, wird das Elsaß innerlich unverloren bleiben. Dankbar nehmen wir Marie Harts neues Büchlein entgegen, weil es ein neuer Beweis dafür ist, wie reich die elsässischen Quellen auch diesseits des Rheins fließen. Drüben darf sich das entschiedene Elsässertum nicht mehr regen. Dafür winken dort, in den „befreiten Provinzen“, Zuchthaus und Verbannung! Darum kann es jetzt wahr und frei nur auf deutschem Boden gepflegt werden.

Marie Hart führt uns in ihr Elsaß, in ihrer eigenen Art, in das Elsaß, wie sie es kennen lernen durfte in ihrer Kinderzeit, als es noch unter französischer Herrschaft war, in deutscher Zeit, der Epoche des Aufstiegs, und endlich in die nicht allein für Frankreich schmachvollen Tage der „Desannektion“ nach dem deutschen Zusammenbruch. Und zu allen Zeiten, die diese gemütvolle Dichterin an uns vorbeiziehen läßt, werden wir dem Deutschen des Elsaß gegenübergestellt, dieser eigenartigen Färbung deutschvolkhaften Lebens, wie es sich im Laufe der Jahrhunderte in Berührung mit der französischen Kulturwelt als etwas Besonderes herausgebildet hat.

Es ist nicht möglich, in diesem engen Rahmen auf Einzelheiten dieses Meisterwerkes oberdeutscher Mundartdichtung einzugehen. Nur wer selber elsässischem Boden entstammt, ihn liebt wie sie, ihn verlassen mußte unter dem Druck des Feindes, der versteht ganz dieser urelsässischen Dichterin Heimweh, das immer wieder durchklingt, ihren Groll dem Erbfeind und seinen charakterlosen Helfern gegenüber, ihre entschiedene Ablehnung des Welschen. Und doch ist ihr neues Werk nicht allein für ihre Mitvertriebenen bestimmt: wir möchten alle Deutschen in Süd und Nord bitten, das Büchlein zur Hand zu nehmen, so als wäre es eine Ehrensache, sich unmittelbar mit der elsässischen Dichterin und damit mit dem elsässischen Volke, dem ewig verkannten, ewig gefährdeten, zu befreunden. Es gibt keinen Unterschied zwischen deutscher und „elsässischer“ Literatur; beide sind eins. Marie Hart beweist das. Und doch stört an keiner Stelle eine Tendenz. Sie ist als Künstlerin frei von dieser Gefahr.

Ihre Kunst übergießt auch das Unscheinbarste mit einem goldenen Sonnenstrahl. Ich denke an die Skizze „D'r Michel“. Er, der rastlos helfende Knecht im Bauernhofe, liegt sterbend in seiner Kammer und schaut rück-

wärts auf sein Erdendasein, vorwärts auf sein Leben im Himmel und denkt darüber nach, ob er dort oben wohl auch noch etwas zu tun haben wird. Auf zwei Seiten ein Lebensbild, stark gezeichnet, fast wie ein Holzschnitt. Und alles in einer Sprache, die erdhaft und wurzelecht, frisch von der Leber weg, ohne Zimperlichkeit und doch immer keusch, rein und edel, uns hineinführt in ihre Welt.

So laßt uns mit ihr wandern und im Geiste die alten Gassen und Häuser, Gärten und Felder, Berge und Wälder, das Erinnerungsland, das Schicksalsland, begrüßen! W.

*

Wilhelm Steinhausen †

Dieser stille und tiefe Maler, der auch den Lesern des „Türmers" wohlvertraut ist, erweckt nun nach seinem Hinscheiden wehmutvolle Erinnerung. War es nicht, als ob immer etwas wie Schmerz um diese seelenlose Zeit in dieses Fremdlings Angesicht Runen eingegraben hätte? Er selbst wie sein Christus trägt diesen Zug, der körperlich kränkelnd, seelisch trauernd wirkt. Aus tiefen, ernsten Augen blickt er in eine entgötterte Welt.

In einem warmen Nachruf hat ihn ein Berliner Kunstkritiker (Max Osborn) den „letzten Nazarener" genannt. Das trifft in der Tat einen Hauptzug seines Wesens, der von zwei Seelenkräften getragen ist: von christlicher Frömmigkeit und von deutscher Volkheit. Darin kam er von Ludwig Richter, dessen kindlich-heitere Einfalt jedoch dem schweren Naturell dieses Mannes versagt blieb, und war andererseits dem Schwarzwälder Hans Thoma benachbart. Doch ihn trieb es auch zum Monumentalen, zu Wandmalereien; und in dieser Kunstform kann man ihn in der Tat in den Stammbaum der Nazarener einreihen, etwa in die Nähe eines Ed. von Steinle, der ja auch viele Jahre in Frankfurt gewirkt hat. Man darf andererseits auch an Gebhardt denken, an Uhdes Bemühung, das Christentum einzudeutschen.

Steinhausens Kunst ist die reine, traute Stimmung der Innerlichkeit mit dem Ausblick ins Ewige. Er und sein Bruder Heinrich, der Dichter der „Irmela", haben in dieser Grundstimmung, in der Herausgestaltung des gottwärts gerichteten deutschen Gemütes, einen gemeinsamen Zug. Sie berauschen nicht, sie erregen keinen Lärm in der Kunstwelt, sie wachsen langsam und dringen verhältnismäßig spät durch; aber sie bleiben. Sie bleiben in der Liebe der stillen Deutschen, in der Gemütswärme des deutschen Hauses.

Ehre seinem Andenken! L.

*

Die Unsicherheit in Berlin

wird in einer Plauderei des „Lokalanzeigers" gegeißelt:

An der Kirchhofsmauer des Predigerklosters zu Basel ist eine Darstellung des Totentanzes zu sehen, die zum Wahrzeichen der Stadt geworden ist und als „Tod von Basel" Berühmtheit erlangt hat. Die bildenden Künstler einer kommenden Zeit wird vielleicht ein Totentanzmotiv locken, das kurz als der „Tod von Berlin" angesprochen werden kann. Wie bei Hans Holbein dem Jüngeren wird da gezeigt werden, wie der Tod mitten hereinbricht in den Beruf und die Lust oder Last des Erdenlebens. Etwa so: Ein Mann auf einem Fahrrad — nach dem Geigenkasten zu schließen ein Musiker, der sein frohes Abendwerk getan hat — und dicht dahinter ein Vermummter, von dem man nichts weiter sieht als die Knochenhand, die den Revolver abdrückt. Oder: In einem behaglichen Wohnzimmer eine Mutter, die ihrem kranken Kinde eine Arznei bringen will, und hinter der Portiere der Tod, der mit einer schweren Eisenstange bewaffnet ist. Oder: Der Flur einer Wohnung, in dessen Halbdunkel der Tod mit einem Riechfläschchen in der Hand lauert. Oder: Ein Eisenbahnabteil, aus dem eine Leiche herausgeschleudert wird. Und noch viele andere Szenen, bei deren Gruppierung man seine Phantasie nicht weiter anstrengen muß.

Man braucht bloß vor einer Anschlagsäule halt zu machen, die neben der Verbreitung von Boxkämpfen, Nacktänzen und anderen höchst erzieherischen Volksbelustigungen der Aufnahme von Fahndungsanzeigen dienen.



Es sind ihrer so viele, daß man unschwer die Sisyphusarbeit der Polizei ermessen kann. Aber trotz aller ihrer Hilfsmittel, trotz ihrer umfangreichen Archive und findigen Detektive fordert der Tod von Berlin immer neue Opfer. Der kranke Wirtschaftskörper ist ein fruchtbarer Nährboden für die Bakterien des Verbrechertums.

So darf es nicht weitergehen! Man kann nicht mehr sein Haus verlassen, ohne befürchten zu müssen, es bei der Heimkehr ausgeplündert wiederzufinden. Man darf nächtlicherweile keine Straße betreten, ohne gewärtig zu sein, um die nächste dunkle Ecke gebracht zu werden. Überfälle auf dem Kurfürstendamm sind an der Tagesordnung. Der Passant ahnt nichts Böses und sieht sich plötzlich einem Mann gegenüber, der ihn seines Überrockes und seiner Brieftasche entkleidet. Das Hansaviertel wird seit Monaten von einem Fassadenkletterer beunruhigt, und in Steglitz, in Lichterfelde, in Dahlem, in Zehlendorf und in anderen Vororten wird es bald kein Haus geben, wo nicht schon Einbrecher gearbeitet haben. Kinder werden bei hellichtem Tage auf offener Straße ausgeraubt und junge Damen von den Fahrrädern gerissen. Überall taucht der Strolch auf oder der „Gentlemanverbrecher". Zur Verbrecherromantik gehört, daß an der nächsten Straßenecke ein Auto wartet. Und neben dem Hauptakteur gibt es selbstverständlich Statisten, denen die bescheidenere Aufgabe zufällt, Schmiere zu stehen und beim Transport des geraubten Gutes mitzuhelfen. Die Preise für das Kino sind teuer geworden; aber man kann jetzt die gleichen Sensationen haben, wenn man spät abends die Straße passiert. Freilich riskiert man, den Genuß mit dem Leben zu bezahlen. Die Polizei ist oft weit und breit nicht zu sehen und kommt erst, wenn „das Opfer liegt, und die Raben steigen nieder". Im Kriege hat es ein Standrecht gegeben: wir leben im Kriege. Der Tod schreitet durch die Stadt, und die Menschen sterben am Wege, gleichviel, ob sie der Hunger zu Boden streckt oder noch vorher eine tückische Kugel umwirft . . .

*

Der Daily-Mail-Polyp

Im Jahre 1896 begründete der älteste Sohn des israelitischen Juristen Harmsworth die Daily Mail, das billige Blatt der kleinen Leute, ohne große politische Bedeutung. Mit dem sozialen und kulturpolitischen Emporsteigen des Begründers zum Baron und Viscount Northcliffe gewann das Blatt eine stärkere Bedeutung. Es ist das billige Blatt geblieben, aber das Blatt mit der größten Auflage geworden — und das Leiborgan des guten englischen Mittelstandes.

Wohin man im Tagesgetriebe des englischen Lebens schaut: in der Weekend-Ruhe, in Sommerfrische und Geschäft, in Haus und Laden: Daily Mail! Nach dem berühmten Grundsatz „Jedem etwas" findet der englische Leser mit dem engen Gesichtskreis des gutbürgerlichen Staatsuntertanen alles Erdenkliche, was die Praxis von der Wiege bis zum Grabe dem Menschen bietet. In dieser geschickten Zuckerpille wird nun der Leserschaft das Arkanum verabfolgt: Die franzosenfreundliche Politik, die alles, aber auch alles gutheißt, was das edle, bemitleidenswerte und schnöd vergewaltigte Frankreich zu seiner Sicherung, Neubelebung und moralischen Genugtuung haben und was Deutschland geben muß.

Wenn diese dem traditionell englisch empfindenden, also zuerst an Englands Interessen denkenden Leser der besseren Kreise nicht reinenglischen Gedankengänge schließlich doch aus der Seele gesprochen sind, so deshalb, weil gerade diese Kreise nicht vergessen können, was ihnen dieser härteste und verlustreichste aller englischen Kriege in ihrem für unbetretbar gehaltenen Lande und unter ihrem Nachwuchs geschadet hat, und weil sie in Deutschland nur weiter den störrischen, boshaften Drückeberger, Heuchler und Unfried sehen. Nur so konnte die Auflage der Daily Mail in drei Monaten des Jahres 1921 auf beinahe 2 Millionen täglicher Exemplare steigen!

Viscount Northcliffe, der Held von Crewe House (diesem geistigen Höllenpfuhl gemeinster Kriegspropaganda, den je ein patriotischer englischer Lord, der noch jetzt politisch im

Vordergrund stehende Gesandte in Paris, Lord Crewe, in seinem Palaste schuf) ist tot. Aber die Daily Mail lebt. Und sein Bruder, Lord Rothermere, kaum weniger gefährlich als der Ältere, lebt. Zwar ist die „Times" der Lady Bathurst aus dem Trust ausgeschieden, aber dafür kamen die Daily News, trat ergänzend das volkstümliche illustrierte Blatt Daily Mirror hinzu.

Nun hat der Daily-Mail-Konzern einen ganz großen Schlag gelandet! Soeben wird im Franzosen-Leiborgan (eben der Daily Mail) stolz bekanntgegeben, daß man sich den Hulton-Konzern für ganze sechs Millionen Pfund einverleibt hat.

Damit treten folgende Zeitungen und Zeitschriften unter die Kontrolle des Franzosen-Trusts: The Evening Standard (London), The Daily Sketch (London), The Sunday Herald (ebenda), The Daily Dispatch (Manchester, nicht zu verwechseln mit dem Weekly Dispatch in London), The Evening Chronicle und The Empire News (beide in Manchester). Der breiten Öffentlichkeit soll Gelegenheit geboten werden, sich durch Aktienzeichnung bei dieser Neugründung vorteilhaft zu betätigen.

Lord Northcliffe ist tot, aber sein Werk lebt. Die Kadmussaat, die er streute, schießt weiter in Gift und Lüge... Hans Schoenfeld

*

Sozialisten-Neid

Wenn man mit Arbeitern — gleichviel ob sie der kommunistischen oder sozialdemokratischen Partei zugehören — ins Gespräch kommt und die Rede dabei auf ihre zu hohen Staatsämtern vorgerückten Genossen fällt, kann man ganz überraschender psychologischer Einstellung begegnen.

Man sollte denken, daß freudiger Stolz über solches Emporsteigen aus der eigenen niedrigen Sphäre das herrschende Gefühl sei, und daß es jedem einzelnen Befriedigung gewähren müsse, den Marschallsstab sozusagen in seinem Tornister zu wissen. Nichts davon! Vielmehr pflegt ein aus Neid entsprungenes Mißbehagen oder Mißtrauen zu überwiegen. Die Leute gönnen den zu politischer Macht Gelangten namentlich die damit verbundenen hohen Einkünfte nicht, von denen sie sich oft die phantastischsten Vorstellungen machen, und ergehen sich in allerlei Verdächtigungen über Amtsmißbrauch zu persönlicher Bereicherung. Sie gönnen die Gehälter diesen Ministern und Präsidenten um so weniger, als diese ja damit in die Reihen jener „Faulenzer" eingerückt sind, für die alle geistigen Arbeiter von den werktätigen leider ohne weiteres gehalten werden!

Am stärksten ist der Reichspräsident Ebert dem gehässigen Klatsch seiner Parteigenossen ausgesetzt, und sie quittieren ihm das objektive Verhalten, das er pflichtgemäß für seine hohe Vertrauensstellung aufbringt, mit den abenteuerlichsten Ausstreuungen über seine Vermögenslage sowie über seine Rettungsvorbereitungen für den Fall erneuter Revolution.

Was ist das eigentlich? Es ist schließlich nichts andres als der Neid auf den Besitz und der Kampf gegen den Besitz, was tief im Arbeitergemüt sitzt, hineingehetzt von den Agitatoren, und was sich auch in diesen eigenartigen Formen abspielt. Zugleich aber ist dies auch ein weiterer Beweis für die zunehmende Verknöcherung der sozialistischen Weltanschauung, die den Ausweg aus der Theorie, in die sie sich eingekapselt hat, nicht mehr findet und daher auch zu keinerlei Fortschreiten mehr fähig ist. R. Kr.

*

Alt-Weimars Abend

Eine Weimar-Veröffentlichung im eigentlichsten Sinne des Wortes bedeutet der umfangreiche Band: Alt-Weimars Abend. Briefe und Aufzeichnungen aus dem Nachlaß der Gräfinnen Egloffstein. Herausgegeben von Hermann Freiherrn von Egloffstein. (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhdlg., München 1923.) Dem Herausgeber, der sich bereits durch eine Reihe kenntnisreicher Darstellungen aus dem Zeitabschnitte Karl Augusts wie durch feinsinnige Lebensbilder einzelner Persönlichkeiten des weimarischen Fürstenhauses aus späterer Zeit als Weimarkundiger bewährt hat, haben diesmal die Briefsammlungen seiner eigenen Familie das Material geliefert. Über den Rahmen bloßer Familiengeschichte wachsen die von ihm gegebenen Zusammen-

stellungen heraus sowohl durch die anziehenden Persönlichkeiten der Schreibenden selbst, wie durch das von ihnen Geschaute und Erlebte. Wer den Trägern des weimarischen Geisteslebens nahegestanden, mit offenem Sinn an ihrem inneren und äußeren Leben teilgenommen hat, der vermag, selbst wenn seine Briefe nichts wesentlich Neues erbringen, doch das feststehende Gesamtbild nach den verschiedensten Seiten hin zu beleben und zu vertiefen. So tragen auch diese mannigfaltigen Briefe, meistens von der Hand geistig hochstehender und seelisch feingestimmter Frauen, eine neue Note in die Widerspiegelung jener klassischen Zeit.

Alt-Weimars Lebensabend! Es ist nicht mehr das werdende Weimar mit seinem vielfach unausgeglichenen, unruhig bewegten inneren und äußeren Leben und Treiben, wie es die jugendliche Henriette von Egloffstein einst bei ihrer ersten Anwesenheit (1787) geschaut und in sich aufgenommen hatte. Die hier festgehaltenen einzelnen kleinen Züge und Äußerungen jener Großen gewähren mitunter einen Einblick, der die unlösbar erscheinenden Konflikte jener Werdezeit nun als überwunden erkennen läßt; sie zeichnen die durch ihr Lebensgeschick Gereiften. So die schönen Worte der Herzogin Luise nach dem Tode Karl Augusts: „Jeder Unbefangene wird mit mir übereinstimmen, daß er der wahrhaft größte aller Fürsten Europas war.“ Überaus charakteristisch für das Empfinden des alten Goethe auch die Bemerkung, mit der er Müller gegenüber jede Beihilfe an einem Nekrologe Karl Augusts ablehnte: weil die Betrachtung solcher entzogener Trefflichkeit ihn zur Verzweiflung bringen müßte. Alle diese pietätvoll festgehaltenen Züge übermitteln jene vertiefte, schlichte Menschlichkeit, die noch immer wie ein feiner Glanz von ihnen ausging, veranschaulichen die lebendige Wirkung, die diese Gealterten, unbewußt und ungewollt, durch ihre zarte seelische Anteilnahme wie durch ihr eingehendes Verständnis für das frisch erblühende Leben auf die Jugend um sie her ausüben. Mit welch warmem subjektiven Anteil begleitet Goethe die Entwickelung Julie von Egloffsteins zur Malerin!

Ein schönes Zeugnis für die Förderung, die ihre eigne innere Entwickelung in jener hochgestimmten, abgeklärten Geistesatmosphäre gefunden, legen die Briefe der Mutter wie der Töchter ab, in denen sich bei aller Verehrung für die Träger der großen Zeit ihre durchaus selbständige Denk- und Wesensart ausspricht. Die jugendlichen Gräfinnen Karoline und Julie fanden sich durch ihre Stellung als Hofdamen wie durch die ausgedehnten verwandtschaftlichen Beziehungen ihrer Familie Jahre hindurch in Weimar heimisch. Zu den Gestalten ihres jugendlichen Freundeskreises zählt auch Ottilie Goethe, über deren in verschiedensten Farben schillernde Natur die unbefangenen Urteile der Schwestern manchen Aufschluß gewähren. Der spätere Lebensweg beider, von Weimar losgelöst, sollte die Verheißungen ihrer Jugend nicht erfüllen; besonders blieb dem künstlerischen Streben Juliens ein wirklicher Erfolg versagt. Ein zunehmender Ernst, nur gemildert durch den überaus warmen und herzlichen Familienzusammenhang und das schöne Verhältnis zu der Mutter, die sich bis ins hohe Alter hinein ihre geistige Regsamkeit und die herzerfreuende Gradheit ihres Charakters bewahrt hatte, breitete sich über ihre späteren Lebensjahre. Allein auch in diese einsam gewordene Existenz der Alternden sollte Weimar noch Licht fallen lassen. Der Enkel Karl Augusts, die Goetheschen Enkel hielten an der Freundschaft fest, die in so weit zurückreichender Vergangenheti wurzelte, und Karl Alexander ließ in seinen Briefen an die Getreuen gern das Bild eines neuen, der Kunst wiederum eine Stätte bereitenden Weimars erstehen.

Im Dienste des alternden Karl Alexander sollte dann der Nachkomme jener Henriette, der Verfasser dieses Buches, zum geistigen Weimaraner werden, durch diese Verknüpfung alter Fäden recht eigentlich berufen, diesen literarischen Familienbesitz der Nachwelt zu übermitteln. Mit vorzüglichem Verständnis hat er aus der Masse des Materials heraus zu lösen gesucht, was literarischer Bereicherung dient. So wird sein Werk zu einem bleibenden Nachklang jener geistigen Welt, deren Anziehungskraft dem Wandel der Zeiten nicht unterliegt.

E. v. Bojanowski

Modernste Rechtspflege

In einer Thüringer Zeitung findet sich folgende Mitteilung aus Rudolstadt:

„Das Rudolstädter Schwurgericht verhandelte am Sonnabend gegen den Obersteuersekretär Scheerer aus Saalfeld, der seine in seinem Haushalt lebende Schwägerin Charlotte Reichmuts angeblich deshalb erschoß, weil sie lungenkrank war und er eine Übertragung dieser Krankheit auf seine Frau und sein Kind befürchtete. Der Jenaer Psychiater Prof. Berger erklärte als Sachverständiger, daß der Angeklagte aus ideellen und zwangläufigen Gründen zu der Tat kommen mußte, die er in einem Zustand verminderter Zurechnungsfähigkeit begangen habe. Der Angeklagte behauptete, daß die Worte Nietzsches ‚Weg mit allem Siechtum, es lebe das Leben!' ihm die Kraft zu der Tat gegeben hätten. Die Geschworenen verneinten sämtliche Schuldfragen, und der Angeklagte wurde darauf kostenlos freigesprochen!"

Ist dieses Beispiel von thüringischer Gerichtsbarkeit nicht geradezu unglaublich?! Man weiß nicht, worüber man sich mehr verwundern und entrüsten soll: über den Unfug, daß sich dieser kleine Bursche, dem seine kranke Schwägerin lästig ist, auf Nietzsche beruft; über den Sachverständigen, der eine „verminderte Zurechnungsfähigkeit" feststellt; über das Schöffengericht der Spießbürger, die den Mörder „kostenlos freisprachen" —!

Wenn dieser Fall Schule macht, so kann's ja lustig werden im neuen Deutschland ...

Ein zweites Beispiel, wie durch weichliches Gerede eines „Sachverständigen" das ganze gesunde Gerechtigkeitsgefühl umgekrempelt werden kann, ist folgender Bericht aus Essen:

„Vor der Essener Strafkammer kam der eigenartige Fall zur Verhandlung, daß eine raffinierte Gaunerin auf Grund einer erdichteten amerikanischen Dollarerbschaft ein mecklenburgisches Rittergut gekauft hat und doch freigesprochen wurde. Die Angeklagte, eine Frau Reichling, betrieb in Kray eine kleine Speisewirtschaft. Sie erzählte eines Tages ihrem gutgläubigen Ehemann, einem Bauernsohn, daß ein Onkel in Amerika ihr ein nach vielen Millionen Dollar zählendes Vermögen hinterlassen habe. Die Frau verstand es, nicht nur ihren Mann mit diesem Schwindel zu täuschen, sondern auch einen mecklenburgischen Rittergutsbesitzer, der sein Gut im Umfange von vielen tausend Morgen Land der Angeklagten abtrat. Der Kaufvertrag wurde von einem Notar aufgenommen, und die Familie Reichling lebte einige Zeit als Rittergutsbesitzer in Mecklenburg. Neben dem Besitzer des Rittergutes wurde auch eine Anzahl anderer Leute, Möbelhändler usw., getäuscht. Ihrem Manne legte die Angeklagte auch noch ein über 120 000 Goldmark lautendes Sparkassenbuch auf ihre Tochter vor, das aber gleichfalls gefälscht war. In der Gerichtsverhandlung erklärte der Gerichtsarzt, daß die Angeklagte eine krankhaft veranlagte Person sei, die ihre Schwindeleien verübt habe, als sie ein Kind erwartete, und daß ihr bei Begehung der Straftat der freie Wille gefehlt habe (!). Das Gericht sprach auf Grund des Gutachtens die Angeklagte frei und legte die Kosten der Staatskasse auf!"

Das Türmer-Verbot

seitens der Interalliierten Rheinland-Kommission im besetzten Rhein- und Ruhrgebiet ist bei Erscheinen dieses Heftes

abgelaufen!

Die früheren Bezieher werden gebeten, ihre Bestellungen zu erneuern. Der Türmer-Verlag

---

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers": Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten" mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Hirten und Kind   Rudolf Scheller



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

Das Band des häuslichen Lebens ist in seinem Wesen ein Band der Liebe und dadurch das von Gott gegebene Weckungsmittel aller Tätigkeit der Liebe.

In seiner Reinheit ist dieses Leben das Höchste, das Erhabenste, was für die Erziehung unseres Geschlechts auch nur gedacht und geträumt werden kann.

Pestalozzi

Kindermärchen werden erzählt, damit in ihrem reinen und milden Lichte die ersten Gedanken und Kräfte des Herzens aufwachen und wachsen; weil aber einen jeden ihre einfache Poesie erfreuen und ihre Wahrheit belehren kann, und weil sie beim Haus bleiben und forterben, werden sie auch Hausmärchen genannt.

Wilhelm Grimm

Es war einmal

Etwas vom Märchen · Von Karl Wizenmann

Es war einmal ... und große und kleine Kinder, sie horchen auf bei diesem Klang. Ihre Augen leuchten und glänzen in seliger Erinnerung, in tiefer Erwartung. Aber es ist, als ob dies Wort nicht mehr in unsere hastige, aufgeregte Zeit passe, die so gar wenig Freude am Stehenbleiben und Erinnern hat, so wenig Verständnis für die große Vergangenheit des eigenen Volkes. Wozu denn? Es bringt solches Forschen und Suchen keinen greifbaren Nutzen, nicht Reichtum noch Gewinn, nicht Ehre noch Macht oder Genuß. Und unsere Zeit ist gewöhnt, die Dinge auf solchen Nutzwert zu prüfen. Darum bleiben die Menschen an den Dingen hängen, statt zu den Kräften vorzudringen. So fehlt unsrem Leben, unsrer ganzen Zeit die Tiefe, die Echtheit, es fehlt die Herzlichkeit und Gemütlichkeit.

Darum wird nun von allen Seiten der Ruf gehört: Weg von der Stoffwertung, von der Oberflächlichkeit und Einseitigkeit, zurück zur Innerlichkeit, zur einstigen deutschen Traulichkeit! Ja: Zurück; denn — es war einmal.

Wir wollen nicht verzagen. Ein Segen soll uns das Leid werden, zum Heil uns die Armut. Eine solche Zeit der Not und Läuterung mußte kommen: eine Zeit, in der aller Schein verschwand und der wahre Mangel unsres innersten Lebens offenbar wurde, da alles Unechte Raum und Berechtigung verlor und unsre Seele wach wurde, um aus dem schweren Erleben der Vergangenheit für die Gegenwart neue Werte zu schöpfen. Darum getrost! Immer war es im deutschen Volke so: auf Zeiten äußerer Not folgte der innere Aufschwung.

Nun gilt es, die unermeßlichen Reichtümer, die wahren Schätze unsres Volkes, seines Herzens und seiner Seele zu pflegen. Das aber fordert an Stelle des öffentlichen Lebens wieder das gemütswarme deutsche Heim, die Spinnstube der frühesten Zeiten. Schule und Elternhaus, Öffentlichkeit und Stille müssen in den Dienst der Innerlichkeit treten, um in Armut, Einsamkeit und großer Geduld auf Wohlstand und Glanz zu verzichten und alle Kraft auf die tiefsten Werte unsrer Volks- und Stammesseele zu richten.

In den besten Zeiten unsrer Vergangenheit wollen wir die Zukunft suchen und die verlorenen Kräfte wiederfinden. Hier müssen wir zurückfinden zum verschütteten Bronnen. Neu muß er fließen, damit er uns erfrische und stark mache, den Vorfahren gleich.

Und wenn es Leute gibt, die sich unsrer Vergangenheit schämen und Großtaten aus dem Buch der Geschichte streichen möchten — auch von ihnen wird es bald heißen: Es war einmal! Einst, wenn uns wieder gesagt wird: Nichtswürdig das Volk, das nicht alle Kraft einsetzt, seine Vergangenheit zu erforschen, zu achten, zu hegen und ihre Kraft zu erwerben! Im urbaren Land der starken, tat- und früchtereichen Vergangenheit fließen die Wasser des Lebens, dort quillt die Kraft, neue Früchte zu zeugen, groß, reif, wurzel- und stammesecht.

Darum gab es auch einst für das germanische Volk nichts Heiligeres, Reineres und Verehrungswürdigeres als die Volks- und Stammesseele, Edda, die Großmutter, die Urzeit des Stammes, sein Ursprung, seine Urzeugung und seine Urtaten, sein Werden und Wachsen und seine Abstammung, die stets klar lag von Geschlecht zu Geschlecht bis zum Urvater, dem Allvater Wuotan. Daraus nur trieb es die Vorfahren zum Ahnenkult. Die Pflege der Erinnerung und die Pflicht gegen die Verstorbenen war die Pflicht gegen den Allwaltenden.

Noch wurzelte und weste unsern Vorfahren die Gegenwart in der Vergangenheit, noch waren die Früchte der fernen Zeit allen gegenwärtig. Niemand unterschied die Gegenwart von Vergangenheit oder Zukunft — nur Allgegenwart war: ewiges Leben. Es war die Heldenzeit und der Treudienst in der festen Hoffnung, zurückzukehren zu Wotan. Und jeder erinnerte sich noch, wie er ausging von Ihm. Alle Zeit war beseelt durch die unmittelbare Verbindung mit dem göttlichen Ahnen, und alles Ahnen war ein Vernehmen des göttlichen Willens. Unendlich tiefer als wir waren die Alten dem wahren Leben verbunden. Inniger, weit inniger lebten und webten sie sich ein, und tiefer spürte ihr Sinnen und ihre Sinne. Es war ihr ganzes Leben ein stetes Lauschen auf den göttlichen Willen, also daß sie immer unter der Richtung des wahren Lebens standen, wahrhaft unterrichtet. Und da sie dauernd vernahmen, lebten sie auch vernehmender, vernünftiger denn wir.

Sie hörten am Gesang ihrer Krieger, ob Gott mit ihnen zur Schlacht ziehe, ob Wuotan mit ihnen sei. Sie lauschten, ob im Tönen der Stimmen jener wundersame Klang, jenes ergreifende Raunen vernehmbar, das nur das Erfülltsein mit göttlichem Hauch, mit heiligem Geist zu verleihen vermag. Doch nicht minder offenbarend erschien ihnen das Verhalten der ganzen übrigen Natur; jede Regung und Bewegung der Lebewesen wußten sie zu deuten. Sie erfühlten die Nähe Gottvaters aus dem Verhalten einzelner Lebewesen, die ihnen daher besonders heilig und geweiht waren.

Da war vor allem der Flug des Raben und seine Stimme. Weisend war ihnen Richtung und Klang. Darum erschien er ihnen als Götterbote. Da war das Rauschen und Raunen der Eiche. Ganz eindringlich aber vor allem war ihnen das Wiehern der heiligen Mähren, der Rosse, die Odin, dem Lichtvollen, geweiht waren. Daraus vermochten die Priester am besten zu weissagen. Und wenn sie die Wahrheit erkannt hatten, traten sie hin vor Fürst und Volk beim Thing. Was die Mähre verkündet hatte, das war heilige Mähre und gab den Ausschlag. So ist denn die Mähre das weissagende Pferd, zugleich aber auch seine Kunde. Und Mären und Märchen sind Kunden, die den Willen Gottes uns offenbaren, sein Gesetz und Gebot uns künden.

Das aber vermag, wie wir sahen, nicht nur die Mähre, sondern ein jeglich Geschöpf und jedes Geschehen und Erleben — am tiefsten und eindringlichsten aber sollte das Leben des Menschen offenbarend und wegweisend sein. Auch das erkannten die Alten klar. Und mit wunderbarem Geschick wählten sie aus der Fülle der Offenbarungen und überlieferten uns, den Nachgeborenen, die zahllose Fülle der Kunden und Mären und Märchen.

Wo immer ein auffallend Geschehen war — und was mag den einfachen, ein-

fältigen Menschen der Vorzeit nicht auffallend gewesen sein! —, da erkannten sie das Wunder des Lebens und sahen in der Wirklichkeit des Gesetz und die Wahrheit des Lebens. Und wenn im Erleben eines Wesens ein Geschehen war, das besonders deutlich die Wahrheit des Lebens oder eines seiner Gebote zum Ausdruck brachte, dann versuchten sie nie, das Gesetz selbst zu finden und in Worten festzulegen. Wozu auch! Sie waren ja selbst noch das Wort, viel tiefer, als wir es zu ahnen vermögen. Ihr Erleben sprach ja viel eindringlicher, deutlicher, weisender, unmittelbarer als Worte es jemals vermögen. Und war es auch kein bewußtes Erleben und kein Erkennen, deutlicher als dies sprach das Erfühlte und drängte mit Urmacht zur Tat.

Das Lebensmittel aber, den Grund zum Erleben wollten sie dennoch für alle Zeiten festhalten, festhalten eben durch das Erlebnis. Darum prägten sie sich die Geschichte, das ereignisreiche Erleben ein und überlieferten es Kindern und Kindeskindern, damit auch sie das Gesetz und die Wahrheit des Lebens erfühlen sollten. Nicht dachten sie je, daß eine Zeit ein Geschlecht zeuge, das dem heiligen Ahnen so fern stünde, daß es nimmer das weisende Raunen der Zeichen und Runen vernahm, daß es nimmer die Wahrheit des Lebens aus einer erlebbaren Wirklichkeit zu erfühlen vermöchte. Wenn sie dies geahnt hätten, wenn sie geahnt hätten, daß die Menschheit einst so tief sinken würde — wer weiß! Dann hätten sie wohl wie die heutige Zeit und ihre Lebensweisheit, die Philosophie, versucht, die Wahrheit des Lebens in Formeln und Gesetzen, Zahlen und Namen zu fassen. Und wir vermöchten dann alles leicht aus dem Verstand zu erfassen — ohne Suchen und Werden. Freilich, dann wären die Märchen uns nichts nütze, wir hätten nur ein Mehr an totem Wissen. Sie würden uns nicht wachsen machen. Darum ist's gut so, wie es ist. Und was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt: — es wächst und wird an den Märchen.

Wer aber solches noch heute zu finden sucht, der muß vorurteilslos, hingebend ihnen entgegenkommen. Da ist nichts für den kalten Verstand. Da gilt es nur, zu leben und zu erleben. Ganz anders war ja der einstige Mensch — so wie heute noch der einfache Mann des Volkes, das Kind und der Dichter. Sie erleben das Leben beschaulich und anschaulich — und damit das Ganze: Wirklichkeit und Wahrheit, Schein und Sein. Und alles Sehnen ist ihnen Gestalt, alles Ahnen Wesen. Darum fragen sie auch nicht nach der Möglichkeit. Sie tragen sie in sich und schauen sie in aller Klarheit und Deutlichkeit. So ist das Wesen des Kindes, das des natürlichen und wesentlichen, das des göttlichen Menschen. Und so müssen wir wieder werden!

Darum die Forderung des Herrn: Werdet wie die Kinder oder ihr könnt nicht ins Reich Gottes kommen! Denn nur wer den Geist des Ur, das Leben in seiner ganzen Fülle aufnimmt in sich, nur der erfaßt die Wahrheit aus der Wirklichkeit. Und das müssen wir wieder lernen.

Das aber lehrt uns das Märchen, wenn es in der rechten Art und Weise gefaßt wird. Dann vermag es unser Leben zu vertiefen: gemütstiefer zu machen und über den Alltag zu erheben. So wird dann durch die Vergangenheit die Gegenwart beseelt.

Der Erwachsene will selten etwas vom Märchen hören. Er sieht nur einen Unterhaltungsstoff darin für den Müßigen; und nur in untätigen Stunden hört auch er zuweilen ein Märchen gerne.

Schon den Buben wird gesagt, daß das Märchen nichts für sie wäre — weil sie so träumerisch machen! Welch eine unzulängliche Meinung! Große Männer und fast all unsre Dichter haben immer wieder auf die Schätze aufmerksam gemacht, die wir im Märchen besitzen.

Es regt ja das Märchen wie kaum ein anderer Stoff zum Schauen an: zur Innengestaltung. Wir wissen das alle aus der eigenen Kindheit. Oder zweifelten wir je an der Wahrheit und Wirklichkeit? Nein, was uns das Märchen erzählte — ob aus dem hohen Norden oder dem farbenreichen Morgenland, ob von schauerlichen Höhlen oder fabelhaften Ländern —, es ward uns Leben und Wirklichkeit, gleich einer Erinnerung aus alter, alter Zeit. Leibhaftig und greifbar, ein körperhaft Bild, so stand alles vor unseren Augen: die Riesen, die Drachen, die Zwerge und Fürsten und Könige. Wie fühlten wir alle mit! Wie schauderten wir zusammen vor der häßlichen Alten, wie entrüsteten wir uns ob der Gewalttat der Riesen, wie sehnten und begeisterten wir uns auch so mutig für die Güte, die Unschuld, die Schönheit und Wahrheit einzutreten!

Denn auch das Kind denkt noch nicht, weiß noch nichts, fühlt aber alles und vermag zu schauen. So auch der Mensch der einstigen Zeit. Und gleich wie das Kind in den Worten des Märchens die Wirklichkeit schaut, so schauten die Alten in aller Wirklichkeit die Wahrheit. Zu schauen aber vermögen wir nur, was wir in uns erleben. Das aber läßt sich nicht in Worte fassen und ist dem Verstand allein versagt. Es ist unaussprechlich und läßt sich auch nur durch unaussprechliches Seufzen gestalten.

Einst schaute der Mensch und fühlte und dachte darum auch nur, was er selbst in sich trug. Daher war all seine Einbildung Bildung und all sein Sagen war Tat. Nichts anderes vermochte er auszusprechen, als was er klar in sich trug, was er selbst war; und noch gab es für ihn kein Eigentum als das Eigentun. Jedes seiner Worte war die Wahrheit selbst und schuf lebendige Wirklichkeit. Es war verkörpert durch ihn und darum gefühlsstark und werktätig. Und wer all sein Gefühl in Gestalt ist, wer all sein Sehnen verkörpert, der ist das Wort, der Logos, der am Anfang war und den wir verloren haben, verloren durch den Sündenfall. Einst aber war der Mensch noch das Wort, und er war darum bei Gott.

Mit dem Fall aber war das Wort des Menschen nimmer der Ausdruck des wahren Lebensgefühles, sondern der eigenen Empfindungen, die nicht lebenswahr sind, sondern so häufig eigensinnig nur. So dient nun das Wort, das einst Tat war, als leere Hülle der Lüge. Und da es nimmer die Wahrheit ist, so vermag es auch nimmer zu wirken. Was wissen wir heute noch vom Wunderwirken des geheimnisvollen Wortes Hephata! oder Thalita kumi! oder Simele! Wir leben im Zeitalter des verlorenen Wortes. Darum vermögen wir auch das, was wir fühlen, nicht mehr in Worte zu fassen, vermögen an der Wirklichkeit die Wahrheit nicht mehr zu erfühlen, nicht mehr zu erleben. Altheilige, tiefe Gedanken und göttliches Fühlen, das die Vorzeit in den klaren, einfachen Abbildern des täglichen Lebens, in Bildern und

Zeichen, Dingen und Geschehen festhalten konnte — wir verstehen solches Weistum nicht mehr. Und niemand vermag es aufs neue zu fühlen, es sei denn, er fühle, lebe, erlebe und werde es selbst.

Das Wort wieder zu werden, die leere Hülle mit wesentlichem Inhalte zu füllen, das sei unser Ziel! Und das Märchen vermag uns zu helfen, wenngleich wir seine Tiefe erst am Ziele ganz erfassen.

Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis. Unzählige Beispiele aus alter Zeit sind uns überliefert. Es erschöpfen sich die ältesten Dichtungen darin. Und die Bibel, die Mythen und Märchen und Sagen — alles redet die gleiche Sprache. Es ist eine wundersame Symbolik und Weltanschauungslehre, die durch die ganze Geschichte der Menschheit sich hinzieht: hoch oben im Norden die Edda, im fernen Osten die japanischen, chinesischen, indischen Märchen und Sagen und die Gleichnisse Jesu, in deutscher Heimat aber die Märchen in unerhörter Fülle. Alles, alles redet die Sprache des Lebens, ist ein Bild der Erahnungen, Erkenntnisse und Taten der Vergangenheit und der Erfahrungen unsrer Vorfahren. Erfahrungen sind es. Und auf wirklichem Geschehen beruhen die Märchen. Aber die Erlebnisse sind bedächtig und sorgsam ausgewählt und nur in ihren wesentlichen Zügen betont worden, sofern sie die Erkenntnisse über die Wahrheit des Lebens besonders deutlich erfühlen ließen und also zur Offenbarung brachten.

Es ist das Märchen der Kinder Sonnenland. Aber auch dem Erwachsenen muß es wieder ein solches werden. Nein, nehmen wollen wir dem Kinde nichts, und ferne sei es uns, künftig ein Mehr ihm zu geben. Nicht denken wir je, gegen das bloße Märchenerzählen etwas zu sagen. Aber das Märchen gibt uns und manchen andern ein Mehr, wenn es nicht beim Märchenhören bleibt. Es soll uns zum Tun, zur Innenbildung und Selbsterkenntnis führen. Auch das Kind und der einfache Mann muß durch den Erzähler, ohne daß es ausgesprochen oder in Worte gefaßt würde, fühlen, welch rauhe Wirklichkeit hinter dem Märchen verborgen ist. Es muß der Mensch dadurch hineinblicken lernen in das Leben mit seiner Ungerechtigkeit, mit seinen Drachen und Riesen und wilden Tieren und Leidenschaften und Herrschsüchtigen, mit seinen dunklen, furchtbaren, schauerlich mitleidlosen Mächten, die im Dunkel der Nacht wirken, aber auch am hellichten Tag die Sonne des Lebens zu verschlingen suchen. Und auch das Kind darf da und dort fühlen, was der heranwachsende Mensch klar erkennt: das Leid der Welt und die Gerechtigkeit des Lebens.

So kann der Mensch erzogen werden, die Not im Leben anderer Menschen zu erkennen, damit er in gleicher Weise tapfer sein kann und kämpfen mit den Widerwärtigkeiten des Lebens, dem Königssohne gleich.

Das alles ist keine Auflösung des Märchens, das ist seine Erfüllung.

Es wird die Zeit kommen, da die Kinder selbst den Drachen und Riesen in sich finden. Die Erwachsenen aber werden immer neue Hinweise gegenseitig sich geben. Dann ahnen die Kinder schon aus den Worten der Alten den tiefen Sinn, wenngleich sie ihn nicht bewußt erfassen können. So werden sie zum Nachdenken erzogen, zum Nachfühlen, Erleben, Erleiden. Dann überrascht es sie nicht, wenn sie eines Tages erkennen: Es sind die Märchen nur Bruchstücke der großen Menschheits-

religion, der Offenbarung des Mysteriums vom Leben. Die tiefsten Geheimnisse sind hier zu erfühlen. Sagen kann man es nicht, nur andeuten. Wer aber sein Leben fühlend erfaßt, wer den offenen Blick für das Leben und den tiefen Blick für das Märchen erlangt, der findet sich selbst in allem und alles in sich und sich am Ende in jeglichem Geschehen, ob Märchen, ob Wirklichkeit.

Ob darum das Märchen auch Hunderte von Jahren alt ist, ob Tausende — nie wird es veralten. Es ist ja das Leben selbst in seiner ganzen Tiefe. Und gleichwie jede Menschenseele durch den Lauf der Zeiten immer neu sich schöpft, so spricht auch das Märchen immer wieder in neuer Kraft und Schönheit zu ihr — und zu jedem Menschenherzen gleich und doch wieder ganz eigen.



Meinem Kinde

Von Marthe Kästner-Andrae

Mutterleuchten meines Herzens fällt gebenedeit in deines,
Steigt verjüngt als kindlich klarer Widerschein empor in meines.

Einstens hab' ich freudeschmerzlich dich in meinem Schoß getragen,
Zu dem Gleichmaß meines Pulses hat ein zager Puls geschlagen.

Aus dem Glänzen meiner Augen blicktest du bereits ins Leben —
Alle lichterfüllten Kräfte hab' ich sammelnd dir gegeben.

Lieblich bist du, eine Blume, Leib aus meinem Leib entsprossen,
Seele ward in neue Seele — Form in neue Form gegossen.

Deines Wachsens Freudbewegen malte sich in blassen Händen,
Eine volle Menschensehnsucht durfte sich an dich verschwenden.

Und ich fühle, da ich dich nun freudgeboren vor mir sehe,
Wenn versunken und betrachtend ich an deinem Lager stehe:

Ist es, daß ich unerschöpflich dir ein Seelenklingen reiche,
Daß ich einer ewig neuen, ewig regen Welle gleiche;

Daß durch dich sich meines Lebens Werden immer neu erfüllt —
Daß mein Lebensquell beständig jung zu dir hin überquillt.



Josepha und die Tiere

Von Friede H. Kraze

„Wenn es einen Menschenhimmel gibt, — einen Tierhimmel muß es dann ganz gewiß geben“, sagte Josepha. „Was hätte Papa z. B. ohne seine Diana anfangen sollen? Die ganze Seligkeit wäre ihm vergällt. Die alten Germanen wußten, warum sie alle mit zum Holzstoß führten, Pferde und Hunde, wenn der Herzog starb. Aber das meinte ich eigentlich nicht. Ich meinte nur: so viel Güte und Treue und Aufopferung, so viel Fleiß und Sanftmut und Uneigennützigkeit wie bei Tieren — wo fände man sie sonst noch? Und dies alles sollte sein wie verschüttet im Sande?“

Josepha saß bei der Priorin vor dem Kaminfeuer, in dem hohen kreuzgewölbten und holzgetäfelten Klosterzimmer. Nixlein, der kleine Rehpintscher, der lachen und weinen konnte wie ein Mensch, hatte es sich auf Josephas Schoße behaglich gemacht. Zwischen den hohen, entlaubten Bäumen des Parks sah man hier und da etwas aufleuchten. Das waren die einzelnen Häuser der Stiftsdamen. Hier schien die Zeit, die draußen so wild rauschte, zu verbranden.

„Es mag über mancherlei Berechtigung auf den Himmel in den Räumen dieses Hauses verhandelt worden sein“, sagte die Priorin mit dem sanften Lächeln der bereits ferner Gerückten. „Du hast nicht die dicke Säule drüben in der Kirche vergessen, Josepha?“

„O nein!“ Josepha strich hastiger das weiche Rückenfellchen der ahnungslos schlafenden Nixe. „Wie könnte man hier je der armen Sünderin vergessen, deren glühendes Herz in der Säule so schmerzhaft zur Ruhe kam? Oder das wächserne Jesulein in der Klosterbibliothek? Von wieviel heißen und bebenden Händen mochte es gewiegt worden sein in der Christnacht vergangener Zeiten! Wenn vor der Himmelstür auch alle Gedanken und Wünsche abgewogen werden . . . Dann . . . ja, dann! . . .“

„Aber warum lernt man sagen: Lieber Gott?“ Josephas Augen beruhigten sich plötzlich. „Nein — um das Jenseitige kann ich mich niemals quälen“, sagte sie schnell. „Nur hier, wo die Seelen so unendlich umwickelt und verborgen sind, eine vor der anderen, hier allerdings gibt es noch Worte wie Schuld und Verdammnis. Wer aber hinter die letzten Herzfalten gelangen könnte, und die Arbeit des Weberschiffchens verfolgen rückwärts bis zum ersten Wurf eines urfernen Ahnen! Vielleicht hat er ihn gar nicht einmal getan, kaum gedacht vielleicht oder empfunden, nur in seinem Blut getragen, tief und dumpf . . .“

„Ja,“ schloß Josepha leuchtend, „hier ist die Zeit des Unvollkommenen und der großen Fremdheit. Gott aber — ich weiß — Er wird seinen blauen, sterngestickten Mantel ganz weit offen halten, wenn wir kommen. Und sein großes, wissendes Herz wird ihn schmerzen in Liebe und Mitleid.“

Die Priorin legte ihre Hand sanft auf die Hand Josephas, die das Hündchen liebkoste. Die Glocken der Klosterkirche läuteten. Es war Adventszeit. Die frohe Botschaft von der Liebe, die stärker ist als der Tod, wurde verkündet. Die Priorin konnte

nicht mehr teilnehmen an diesen Andachten. Ihr Schifflein schwamm sehr nah den großen Meeren, die unsere Zeitlichkeit in weite Arme fassen.

„Hörst du sie?“ fragte die Priorin. „Macht hoch die Tür, die Tore weit!“ „... Liebling, wie kamst du auf den Himmel der Tiere?“ fragte sie dann.

Josepha errötete. „Immer um die Adventszeit“, murmelte sie plötzlich. „Wenn die Himmel wie aus Gold und aus Rosen gemacht sind ... Ach,“ sagte sie schnell, als müßte etwas noch hinausgeschoben werden — „überhaupt Tiere! Denke doch nur — in ihrem Verhältnis zueinander und dann — gegen ihre Herren! Welche Tiermutter ließe ihr Junges im Stich! Mit Zärtlichkeit, Sorge und Pflege bis zur vollkommenen Nichtachtung ihres eigenen Schicksals! Wie wenig Tiere gibt es, die mehr Nahrung nehmen als sie notwendig haben? Welches Tier mordet rein zur Lust und nicht nur, weil es von der Natur auf Fleischnahrung eingestellt wurde? Immer nur hört man, da, wo der Mensch mit dem Tier in Berührung kommt, vor allem der zivilisierte, daß er es degradiert im Charakter. Er nimmt ihm die Unschuld seines Gut und Böse.“

„Ja“, sagte die Greisin. „Die edlen, wilden setzt er in Zorn. Und die sanften, geduldigen, die er sich in den Dienst zwang, macht er neidisch und gierig.“

Josepha lachte. „Du denkst an Puck, Tante Amalies verzogenen Terrier! Alles, was er verschmäht hat, frißt er mit Stock und Stiel, sobald der große, hungrige und so sehr bescheidene Hektor an seinen Futternapf gerufen wird. Aber sonst Hunde, Tante Chorine!“ fuhr Josepha fort. „Oh, wenn du das erlebt hättest, wie ich, zuweilen in den großen Warenhäusern Wertheim, Kaufhaus des Westens — fünf, sieben, ein Dutzend Hunde angebunden draußen im Vorraum, bei dem Portier! Und fortwährend strömten die Menschen um sie her — ein — aus, aus — ein — durch die vier großen Glastüren. Von einem dieser Menschenströme ist auch ihr Herr oder die Herrin fortgeschwemmt worden. Würde ihr dort drinnen auch kein Unheil geschehen? Würde sie zurückkehren? Oh, wenn du sie ansahst, die armen Geschöpfe! Wie sie duldeten, jeder nach seinem Temperament! Die edelsten wie aus Stahl. Ganz lang gezogen der Körper, mit vibrierenden Flanken. Ein wundervoller deutscher Schäferhund lauschte so angespannt, seine Ohren schienen zu wachsen. Mancher Augen bettelten wie arme Kinderaugen; andere sahen wie versteint ihrem Schicksal hinterdrein. Ein einziger, wieder ein Terrier, war interessiert für die Dinge seiner Umgebung. Von allen übrigen hatte keiner einen anderen Gedanken als den Menschen da drinnen, dem er verhaftet war: Seele und Leib ...“

„Gott, und wieviel süße Sachen hat man mit Tieren erlebt!“ Josephas Stimme versuchte zu scherzen nach einem Schweigen. „Nie vergess' ich das Eichhörnchen, das auf der Banklehne neben mir saß, Händchen aufgehoben wie ein kleiner Waldgeist, als ich im Bordiner Wald Meister Ekkehard las. Oder die Eidechse, die mir über die Hand lief, wie ich sie auf die warmen Rebfelsen unter der Weibertreu gestützt hielt. Erzählte ich dir je von der kleinen Maus? Papa lebte noch. Ich saß im grünen Pavillon und las ihm vor; meine neueste Geschichte. Und zuweilen fühlte ich, wie Papa irgendeine wunderbare, geheimnisvolle Handbewegung machte. Nachher erzählte er mir, die ganze Zeit hatte auf dem Wandbrett über mir eine Maus gesessen und zugehört. Von Zeit zu Zeit war sie so interessiert, daß sie sich fast über-

kugelte, auf meinen Kopf. Dann wurde sie von Papa bedroht, und sie raffte sich zusammen und hielt sich zurück. Aber zugehört hat sie trotz aller Bedrohungen bis zum letzten Wort. Ja, dies ist alles lieblich und wunderbar. Als ob das große Pan-Geheimnis die Lippen öffnen wollte ... Und denk' an meinen guten Melchior! Vor drei Wintern klopfte er an mein Fenster und war so goldig. Und jeden Frühling habe ich ihn in den Wald getragen, ich dachte — ein Nußhäher gehört in die Freiheit. Und jedesmal, wenn wir Abschied genommen hatten, erklärte er das Ganze für einen ausgezeichneten Spaß, und wenn ich in die Haustür trat, saß er wieder auf meiner Schulter ... Oh und dann die ganz erschütternden Dinge!" Josephas Augen verdunkelten sich. „Denk' an die geduldigen Karusselpferde! Immer im Kreise — immer rundum, jahrein — jahraus — und immer dieser Blick des Fatalismus! Und dann — erzählte ich dir, dieses arme Pferd, das wie im Krampf schlug, wenn ein Auto vorbeiraste? Es hatte den Krieg mitgemacht und war ein Schüttler geworden. Und mußte trotzdem arbeiten, als wäre gar nichts. Und der Hund — damals — in einem dieser kleinen lieben Frankenstädtchen! Ich hatte vergessen, meine Türe zuzumachen. Und mit einem Male steht ein Hund in meiner Stube, ein ganz struppiger Bursche, als ob er Nächte lang in Gräben und Scheunen vagabundiert hätte. Ich war so erschrocken. Ich begreife mich jetzt gar nicht — ich schrie ihn an: marsch! Und wie er mich ansah und kehrt machte und abzog — so gedemütigt — so furchtbar gedemütigt! — Unten jagten sie ihn dann mit Hussa. Es war ein fremder Hund. Und als ich ihm nachstürzte, war er fort. Gott weiß, wo er sich verkrochen hatte vor der Grausamkeit der Menschen. Man fand ihn nicht wieder. Dies habe ich niemals verwinden können!"

„Und denkst du an Rolf?" fragte die Priorin.

„Oh, Rölfchen!" Josepha verklärte sich. „Wie goldig er war als Baby! Ich holte ihn jede Nacht in mein Zimmer damals bei Onkel Wildenberg. Er war so verzweifelt, als alle seine Brüder fortgegeben wurden und seine Mutter Freia — es war Freia — und er durfte nicht bei ihr bleiben. Sie war gebissen worden, und man fürchtete eine Zeitlang, von einem tollen Hunde. Er war unzertrennlich von mir die vier Wochen. Er verstand jedes Wort. Später mußte er lernen beim Förster. Und als wir im Herbst hinfuhren, ihn zu besuchen: ‚Rölfchen?' rief ich — ‚Rölfchen?' Der kleine tolle Kerl, beinah umgerissen hatte er mich immer vor Liebe — und jetzt — mit dem Stachelhalsband, auf dem Bauche kam er herangekrochen zu mir! Nur sein Schwanz war wie verrückt — und — seine Augen ... Ich glaube, wir weinten alle beide bei diesem Wiedersehen," sagte Josepha leise, „Rölfchen und ich."

Sie schwieg.

„Er ist lange tot?" fragte die greise Freundin.

„Ja, er ist lange tot", sagte Josepha. Sie lebte ihn noch einmal, jenen strahlenden Frühlingsmorgen, als Onkel Wildenberg nach Kissingen reiste. In der Zeit seines Fortseins sollte sein Rolf erschossen werden. Er hatte nach einem reichen, tätigen, aufopfernden Jagdleben ein sehr hohes Hundealter erreicht, und war nun fast blind und taub und sich selber eine Last. Josepha aber, die weit fort laufen wollte, um nur nichts davon zu erleben, war dem Jäger mit dem Hunde auf der Treppe begegnet. Rolf, in einer dumpfen, entsetzlichen Ahnung, stellte seine vier alten

steifen Beine noch steifer. Der Jäger schleifte ihn fast. Da hatte Josepha die Leine genommen, und der alte, müde, traurige Hund, in der Gewißheit, daß ihm von ihr kein Leid widerfahren könne, ging glücklich und beruhigt mit ihr in den Wald. Der Jäger war langsam gefolgt. An eine Birke hatte Josepha ihren getreuen Freund gebunden und sich zu ihm gesetzt. In ihren Armen war er schnell eingeschlafen. Dann — kam das, was sein mußte.

Josepha schwieg noch immer. —

Drüben in der Klosterkirche begannen sie das Lied von der Rose, die mitten im kalten Winter erblühte. Und wieder gingen Josephas Gedanken auf Wegen, die sie nicht nennen konnte. Wie hätte sie erzählen können, daß es irgendwo in Tirol eine Stadt gab, die bei Beendigung des Krieges einen Mittelpunkt für Truppendurchmärsche bedeutete. Eine ungeheure Ansammlung von Pferden war die Folge. Diese Pferde, vielfach aus der Etappe oder vom Troß, aber alles getreue Knechte, die sich in Pflichterfüllung aufgezehrt hatten, die alles mitgetragen, irgendwie, Not und Kampf — und Sieg und Unterliegen — diese zu Tode ermüdeten, abgehetzten Tiere, die nun nichts mehr wert waren, hatten sie zu Hunderten auf dem Anger vor der Stadt stehen lassen müssen, ohne Trank, ohne Futter, und waren davongegangen. Nur sich selber im Sinn! Nun standen die Tiere dort draußen im Schnee und im Winter der Voralpen, diese Pferde, von den Menschen verlassen und von Gott! — Auch von Gott? — Hatte er es nicht vielleicht jener fremden Dame, die zufällig in einem Gasthof dieser Stadt wohnte, ins Herz gegeben, daß sie zu ihnen hinauspilgern mußte? — Sie hatte versucht, Futter zu beschaffen, Heu, Hafer. Aber es gab fast nichts in diesen Tagen. Der Krieg hatte alles aufgezehrt. Er hatte Speise und Trank und Wärme und Licht den Menschen genommen; und auch ihre Herzen standen leer und dunkel von der großen Not. Niemand war, der der fremden Dame helfen wollte mit den Pferden. Diejenigen, bei denen man noch etwas erhoffen konnte für die Zukunft, waren in die Ställe geholt worden, die anderen — nun — es war nur eine Frage der Zeit. Der Winter und der Schnee... Die grausamen Dinge waren das Gewohnte geworden in den langen grausamen Jahren.

„Nichts hatte ich als ein wenig Wasser, sie zu tränken", sagte Josepha mit zitternder Stimme, und als ob der Priorin alles übrige schon bekannt wäre. „Aber das meiste, was man tun konnte, war, daß man sich neben sie hinkniete. Wenn man so ein armes Dulderhaupt mit diesem erschütternden Blick, der nach Unbegreiflichem fragte, — in die Arme faßte, dann — schien mir — kam es eher zur Ruh'. — Oh, so rote, selige Himmel waren in dieser Zeit. Und irgend ein Trost lag darin, eine Zuversicht." —

In Josephas Augen standen Tränen, wie sie zu lächeln versuchte.

„Gott weiß alles", sagte sie dann leise. „Er ist der Vater jeglicher Kreatur."



Das ferne Land der Kindheit

Von Friedrich Schaal

Uralte Sagen der verschiedensten Völker berichten uns von einem seligen Kindheitszustand der Menschen, von einem versunkenen Paradies. Ergreifend ist uns dieser Zustand der Unschuld und des ungetrübten Glückes auf dem ersten Blatte der Bibel geschildert. Auch die Griechen kannten, wie wir alle wissen, ein goldenes Zeitalter, und nach dem Glauben der nordischen Völker herrschte ursprünglich unter dem Göttergeschlecht der Asen Friede und Eintracht, bis sie die dämonische Macht des Goldes kennen lernten.

Im Schoße der Vergangenheit liegt auch für uns Menschen der Gegenwart etwas begraben, etwas, auf dem ein seltsamer Zauber ruht, etwas, das uns unwiderbringlich verloren scheint und nur in schönen Bildern der Erinnerung wie von weiter Ferne her in die Jetztzeit hereinleuchtet. Darum redet man auch so viel von der „guten alten Zeit" und schätzt die sagenhaften Überlieferungen so hoch. Wir träumen von einer Völkerkindheit, die es wohl in dem Sinne, wie wir sie uns ausmalen, nie gegeben hat. Unbewußt verbinden wir mit solchen Träumen verborgene Wünsche: das geheime Sehnen nach einem vollkommeneren Zustand. Es spielt aber auch noch anderes mit herein.

Die Erinnerung an eine selbstdurchlebte, in nebelblasse Fernen gerückte Kindheitszeit ist es, die uns die Vergangenheit in so rosigem Lichte erscheinen läßt. Wir alle befanden uns einmal in jenem glücklichen Zustand der Unschuld und der Seligkeit. In den verborgensten Tiefen der Seele klingt noch etwas nach von der Kindeslust, die einst das Herz erfüllte. Wir alle wandelten in jenem Garten voll der süßen Früchte und leuchtenden Blumen, da Lamm und Löwe in Eintracht beieinander wohnten und der Vatergott voll Güte auf uns niederblickte. Bis zu dem Zeitpunkt, da die Seele zum Bewußtsein erwachte, reicht keine Erinnerung zurück. Ein überquellender Strom des Lichtes, aus der Ewigkeit hervorgebrochen, verschlingt unser frühestes Erinnern. Wir wissen nichts von einem Beginn des Lebens, nur von einem Sein, und dieses Sein kennt keine Schranken der Zeit.

Haben wir da nicht einen Fingerzeig, daß der Mensch seinem innersten Wesen nach überzeitlich ist, daß Sein im Gegensatz zu der Erscheinungswelt, in die wir hereingetreten sind, über Zeit und Raum erhaben ist?

„Es war einmal" beginnt das Volksmärchen, das wie keine andere Überlieferung das Urempfinden widerspiegelt. Es war einmal — wann, wo? das wird uns nicht gesagt. Und wenn wir uns in Gedanken zurückversetzen in die sonnigen Tage der Kindheit, in jene Welt voll Glanz, von der uns ein Ozean zu trennen scheint, und die doch aus den Tiefen unseres Innern hervorleuchtet, so heißt es auch hier: Es war einmal. Und die Hoffnung spricht: Es wird einmal wieder sein — das verlorene Paradies wird wieder zurückgewonnen werden.

Unsere Wünsche für die Zukunft knüpfen nicht an die trübe Gegenwart, sondern an die schönere Vergangenheit an. Wohl haben wir, wie Paulus sagt, abgetan, was kindisch war, aber einen goldenen Schatz, in die geheimsten Seelengründe versenkt,

haben wir herübergerettet in unser Gegenwartsleben: das Bewußtsein, daß wir einst schuldlos und glücklich waren, daß das Glück, das wir suchen, nichts anderes ist denn die Kindesseligkeit, die in sich selbst ihr volles Genüge findet, die reine Lust, die mit dem ursprünglichen Lebensgefühl verbunden ist, das Innewerden des überzeitlichen Seins.

Die Rückkehr zu diesem seligen Sein aus der Welt des Vergänglichen heraus ist doch wohl nichts anderes als das ewige Leben, das uns verheißen ist, ja aus dem wir herausgeboren sind. Der Streit um eine Präexistenz ist insofern überflüssig, als der innerste Kern unseres Wesens jenseits der Erscheinungswelt ist und in seinem Sein von der Zeit nicht berührt wird. Diese Gedanken drängen sich uns auf, wenn wir, unser Leben bis in die früheste Kindheit zurück verfolgend, auf keinen Anfang stoßen.

Nicht vom Leibe reden wir. Der hat seinen zeitlichen Anfang genommen und sich aus einer winzigen Zelle entwickelt. Das Erdendasein ist an diese Entwicklung gebunden und ist ein Entstehen, Wachsen, Altern, Vergehen. Es gehört zu den flüchtigen Erscheinungen der Zeit. Anders ist es bei der Seele. Diese in ihrem ewigen Sein erlebt das Erdendasein als einen vorübergehenden Zustand. Alle die mannigfachen Eindrücke, die sie von der Außenwelt her empfängt, haben Anfang und Ende, kommen und gehen und lassen nur erblassende Spuren der Erinnerung zurück. Über all dem Wechsel aber steht das Bewußtsein, daß wir sind, daß etwas in uns ist, das vom Wechsel nicht berührt wird.

Wie ist es gekommen, daß uns die Seligkeit des Kindheitszustandes verloren gegangen ist, daß die Welt, in der nun der Erwachsene lebt, so verschieden von der des Kindes ist, daß es vielen Menschen gar nimmer möglich ist, sich in jene Welt hineinzudenken und daß sie deshalb auch unsere Kinder nicht voll verstehen? Ganz abgesehen davon, daß das Kind erst im Werden begriffen ist und daß es im Vorstellen und Denken die Stufe erst allmählich erreichen muß, auf der wir Erwachsene angelangt sind, werden wir des Gedankens nicht los, daß wir mit der entschwundenen Kindheit etwas verloren haben, das wir schmerzlich vermissen. Mit der Entfaltung der leiblichen und seelischen Kräfte, sollte man meinen, müsse auch das Lebensgefühl sich heben und der Zustand ein vollkommenerer, glücklicherer werden. Daß dem so nicht ist, das lehrt uns die eigene Erfahrung. Wir fühlen uns wie die ersten Eltern nach dem Sündenfall aus dem Paradies verstoßen. In der einfachen Erzählung auf dem ersten Blatt der Bibel liegt eine tiefe Wahrheit verborgen. Es ist uns da der Schlüssel zur Lösung eines dunklen Rätsels gegeben. Die Schuld ist es, die uns Frieden und Seligkeit geraubt hat, die Schuld, die uns als ein düsterer Schatten durchs Leben begleitet und die darin besteht, daß unsere Seele, anstatt in sich die Natur zu erheben und zu verklären, sich dieser gefangen gegeben hat und in ihr versinken muß, daß das Fleisch die Herrschaft über den Geist erlangt hat. Unsere ganze Kulturentwicklung hat eine verkehrte Richtung eingeschlagen, indem sie in ihrem Fortgang den Geist immer fester an die Materie gekettet und seines freien Fluges nach der Höhe beraubt hat. Gemüter, die noch nicht ganz abgestumpft sind, empfinden die Knechtung des Geistes durch den Stoff, die Vorherrschaft des Sinnlichen als Druck und als einen inneren Zwiespalt und sehnen sich nach Erlösung.

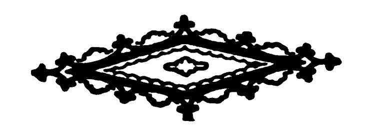
Die Erlösung kann nur kommen, wenn wir uns dem ewigen Lebensquell, dem Göttlichen, zuwenden und von dorther die Erlösung als Gnadengeschenk hinnehmen. Der Gottesglaube, zu dem wir uns durchringen müssen, ist für uns der Weg zur Erlösung. Die Wiedergeburt, die völlige Sinnesänderung, ist der Eingang in das wahre Leben, zu dem wir bestimmt sind. Sie ist die Rückkehr aus dem Irrtum zur Wahrheit, aus der Welt zu Gott, die Rückkehr zum ursprünglichen Kindheitszustand, von welchem uns eine tiefe durch die Schuld geschaffene Kluft trennt.

Ein merkwürdiges Wort ruft uns der zu, der sich den seligen Kindheitsfrieden durchs ganze Leben hindurch bewahrt hat. Er sagt: Werdet wie die Kinder! Darin liegt das Geheimnis der Wiedergeburt. Nicht ein anderes fremdes Wesen sollen wir uns aneignen, sondern das sollen wir wieder werden, was wir ursprünglich im Stande der unbewußten Unschuld waren. Wir sollen das jetzt bewußt werden. Wir sollen wieder da anknüpfen, von wo aus wir den Weg in die Irre eingeschlagen haben. Vom Schein sollen wir den Weg zum Sein zurückfinden und fortan im Lichte der Wahrheit wandeln, jetzt nimmer von einem glücklichen Instinkt geleitet wie das Kind, sondern klar den Weg erkennend, der aus der Gebundenheit zur Freiheit führt.

Werdet wie die Kinder! Sie sind unsere Lehrmeister. Ein harmlos auf der Straße spielendes Kind muß die streitenden Jünger zur Einsicht bringen, daß sie in kleinlicher Eitelkeit befangene Toren sind. Wir alle waren einmal Kinder wie die, die auf dem Anger sich Kränzchen in die Haare winden, die spielen, singen und springen, deren Augen vor Lust leuchten und die so voll Vertrauen zu uns emporblicken, deren Seele, so rein und frei von allem Arg, sich in dem heiteren Antlitz spiegelt. Wie vor einem lieblichen Wunder, wie vor einem Heiligtum stehen wir vor dem Kinde. Welche unreine Hand wagt es, dies Heiligtum anzutasten? Ein Donnerwort schmettert auf den Verbrecher nieder, der eines der Geringsten ärgert: „Wehe ihm, ihm wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt würde und er ersäuft würde im Meer, da es am tiefsten ist!“

Die ganze Menschheit hat ihre Kindheit verloren. Sie klagt und irrt im Dunkel, obgleich sie den Gipfel äußerer Zivilisation erklommen zu haben scheint. Sie hat das ferne Land der Kindheit noch nicht wieder gefunden. Der Weltkrieg mit seinen schrecklichen Folgen hat uns deutlich gezeigt, wie all diese Völker, die sich die zivilisierten nennen, auf einen verkehrten Entwicklungsgang geraten sind. Sie folgten dem Meister nicht, der ihnen die Bahn zum Licht, zur wahren Freiheit, zum bleibenden Glücke wies, der auch ihnen zurief: Werdet wie die Kinder!

Unser Volk liegt vor allen gedemütigt im Staube und hat alles verloren, Macht und Glanz und Ehre. Vielleicht ist es gerade darum das begnadigte unter den Völkern und findet vor den andern, wenn es zu den wahren Quellen der Kraft zurückkehrt, am ersten den Weg zurück ins Vaterhaus.



Das Märchen vom Garten

Von Sambra-Dor

Es war einmal ein Mann, der kam weit übers Meer an einen schönen, sonnigen Strand. „So," sagte er, „hier will ich wohnen, mich an der Sonne und den Farben erfreuen, und alles vergessen, was ich da draußen in der Welt gelitten. Hier will ich ruhen und nichts tun."

Eine Zeitlang ging das sehr gut, und er ruhte und tat nichts; sah die Wolken vorüberziehen, sah die Blumen blühen und hörte die Wellen rauschen. Nach und nach aber sah er auch, daß die Gegend wild und öde war. Er fing an, sich erschrecklich einsam zu fühlen, und so wanderte er hin und her, ohne doch zu wissen, was zu tun. Da gewahrte er, daß rings umher viel Unkraut und Dornen die Blumen erstickten und daß Schlangen und Ungeziefer ihr Wesen trieben. Das mißfiel ihm gar sehr. Er schickte sich an, die Blumen zu pflegen, die Palmen von den erstickenden wilden Gewächsen zu befreien und Käfer und Schlangen auszurotten. Da war es bald aus mit der Ruhe, und er hatte von früh bis spät zu arbeiten und zu denken. Bald fand er auch, daß es dienlich wäre, Früchte zu ziehen und das Land urbar zu machen; da war es vollends mit der Ruhe vorbei.

So ging es eine lange Zeit — von früh bis spät —, ohne Rasten.

Eines Tages, als er wieder eifrig bei der Arbeit war, kam ein sehr hagerer Mann aus dem Wald; er sah fast aus wie ein Mönch. Der winkte dem Manne mit knöcherner Hand. Als dieser sich aber nicht stören ließ, sagte er mit hohler Stimme: „Komm, Freund, laß die Arbeit liegen; wir müssen zusammen in jenes felsige Tal, wo die Zypressen stehen. Deine Zeit hier ist aus!" — „Aus?" rief der Mann, „ich bin ja eben erst hier angelangt und habe noch soviel zu tun! Störe mich nicht und geh deiner Wege, — du siehst, ich habe keine Zeit!"

Da lachte der Fremde, und sein Lachen klang wie der Wind in den Eiszapfen — es ging dem Mann durch Mark und Bein. „Du kamst doch her, um auszuruhen, und nun ich dich holen will zur Ruhe, willst du arbeiten, du närrischer Kauz! Aber das hilft nichts, du mußt mit! Warum hast du so lange gesessen und den Wellen zugehört, warum hast du nicht eher dein Werk begonnen? Jetzt mußt du es unvollendet zurücklassen. Ein anderer wird kommen und weiter daran arbeiten ... eile dich und komm!"

Da tat der Mann einen großen, schweren Seufzer und rief: „Dafür habe ich mich gemüht, daß ich nicht einmal den Erfolg meiner Arbeit sehen soll? Dafür habe ich gearbeitet, daß ein anderer all meine Mühe zerstören wird, indem er denkt, es besser zu machen! Wahrhaftig, das war nicht der Mühe wert. Hätte ich doch lieber gesessen und den Himmel angeschaut und dem Meere gelauscht und nichts getan, wie es meine Absicht war!"

„Nun, nun," sagte der Fremde, „nicht so hitzig, du wirst schon noch anders denken lernen." Damit faßte er mit eisigem Griff seine Hand und zog den Widerstrebenden mit sich fort — einen langen, langen Weg ...

Es ging durch ein ödes Tal voller Steine; dennoch stießen sie sich nicht, sondern schritten darüber hinweg, als sei es moosiger Grund. Es wurde immer kühler und

dunkler und der Nebel dichter und dichter, so daß man nichts deutlich erkennen konnte; dennoch sah der Mann unbegreifliche Dinge. Er wußte sie nicht zu nennen, denn er kannte keine Worte dafür und er begriff sie, ohne sie doch fassen zu können, denn es war zuviel und zu hoch. Da fürchtete er sich gewaltig.

Dann kamen sie an die großen Zypressen, hoch und schwarz! Da war es plötzlich ganz still, und der Mann war allein. Alles schwieg um ihn her, nur in weiter Ferne läuteten Kirchenglocken, weit, weit fort — es war ein Grabesläuten.

Und der Mann versank in ein tiefes Denken ...

Das brachte ihn zurück auf die Erde, an alle die Orte, da er gewesen, zu allen Menschen, die er gekannt; er sah alles, wie es gewesen, nur war alles ganz anders als er bisher gedacht. Und je mehr er sah, desto schlimmer wurde es — er wollte fort — er wollte vergessen — er wollte ruhen — er wollte weit übers Meer; aber er mußte bleiben und immer wieder dasselbe sehen. Und als er es tausend- und aber tausendmal gesehen hatte, da fing er bitterlich an zu weinen. Siehe, da wurden die Tränen zum Meer; und wie er hinsah, da war es so blau um ihn her, und die Zypressen versanken darin und die Sonne brach hell durch den Nebel. Sie beleuchtete ein Schiff mit silbernen Segeln. Das bestieg der Mann und fuhr ins Meer, immer der Sonne zu.

Aus dem Licht aber löste sich eine strahlende Erscheinung, die stand urplötzlich vor dem Manne und fragte: „Wohin willst du?"

„Ich weiß es nicht," sagte der Mann, „aber ich bin todmüde — ich habe gelitten — unsäglich gelitten; zuerst auf Erden, aber dann dort, wo die Zypressen wachsen und wo es so still ist und so dunkel. Da habe ich noch einmal alles durchleiden müssen. Ich kann nicht mehr! Ich möchte ruhen!"

„Das sollst du," sagte die Erscheinung, „sieh her, erkennst du das?" Damit deutete er auf ein Stück Land hart am Meer, wo Blumen und Palmen standen.

Da tat der Mann einen Freudenschrei: „Mein Land! Mein Werk!" rief er, „so bin ich doch wieder hier angelangt, und niemand Fremdes legt die Hand daran!"

„Auf Erden wohl," sagte die Erscheinung, „da geht es von einer Hand zur anderen, so daß die Arbeit des Einzelnen verschwindet. Nicht aber hier! Wir heben jede Arbeit auf, sie sei groß oder klein. Siehe, die deine wartet auf dich. Du hast dein Stückchen Erde wohl gepflegt — nun steht es in voller Blüte, und weder Dornen noch Schlangen und Ungeziefer schänden mehr das Land. Jetzt kannst du ruhen, dich freuen an deinem Werk und glücklich sein."

Als nun der Mann das Land betrat, da war alles genau, wie er es auf Erden verlassen, nur daß es viel schöner war und die Farben viel glänzender. Auch war alles aufgegangen, was er gepflanzt, und die Blumen und Früchte hatten sich gar herrlich entfaltet. Die Palmen aber breiteten sich über ihm aus, damit er in ihrem Schatten ruhen konnte.

Da merkte er, daß er im Paradiese war ...



Heimtreu
Von G. Schäfer

Es geht durchs Leben der Menschheit jedesmal ein tiefes Ahnen, wenn in der Kette ihrer Entwickelung ein neues Glied sich formt. Wird es im Anschluß an das alte aufwärts bewegend oder niedergehend sein? Man fühlt, wie die Wertbeschaffenheit der neuen Zelle hierbei den Ausschlag gibt; und bewußt oder unbewußt empfindet man auch, daß die Veredelung oder Verwilderung im Verhältnis der Geschlechter zueinander hierfür den Ausgangspunkt bildet. Das Verhältnis der Geschlechter zueinander findet aber seine Krone in der ehrlichen Ehe, deren ethischer Gehalt deshalb die Bildungssubstanz für das sich formende neue Entwickelungsglied darstellt.

Die auf unverbrüchliche Treue gegründete Ehe mit der daraus entsprießenden Familie schafft den Ausgleich im wirklichen Erdenglück. Sie ist es, die den Menschen zu reiner, höchster Glückseligkeit ganz unabhängig von äußerem Gut und Macht emporhebt, wenn nur Herzensbildung und volles Vertrauen im Ebenmaß sind, beides Güter, die durch Arbeiten am inneren Menschen gepflegt und erworben werden, zur höchsten Blüte aber gedeihen im gesunden Familienleben.

Der Deutsche germanischen Einschlages hat die Ehe stets heilig gehalten. Der Mann sah und sieht in der Frau nicht allein die Gefährtin seines Lebens, sondern noch mehr die Ergänzung seines besseren Ichs, nämlich seines Gefühlslebens; und sie ist ihm daher zu allen Zeiten der beste Freund und Vertraute gewesen. Der echten deutschen Frau ist der Mann nicht allein der sichere Hort in allen Lebenslagen, sondern noch mehr der Erwecker der reinen, keuschen Weiblichkeit, mit dem sie die Krone des Lebens: innere Ausgeglichenheit und Zufriedenheit als Einheit erstrebt.

Es ist kein Zufall, daß unsere großen Nationaldichter Goethe und Schiller, die in der Zeit gleichen Niederganges lebten, im poetischen Hochflug und mit politischer Weisheit die große Bedeutung des deutschen Familienlebens in so herrlichen Worten dargestellt haben. So wie Goethe es einst in „Hermann und Dorothea", diesem Hohenliede des Familienlebens, seinen Hermann aussprechen ließ:

„Desto fester sei bei der allgemeinen Erschütt'rung,
Dorothea, der Bund! Wir wollen halten und dauern,
Fest uns halten und fest der schönen Güter Besitztum.
Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
Der vermehret das Übel und breitet es weiter und weiter;
Aber wer fest im Sinne beharret, der bildet die Welt sich" —

so müssen auch wir die Welt uns wieder bilden; und zwar nicht allein Mann und Weib, sondern der Bund aller derer, die durch die Familie zu einer Einheit geworden. Dieser Bund muß der Sauerteig werden, der das ganze deutsche Volk zu einer festen Lebensgemeinschaft mit geeintem Willen zusammenschweißt. Und er kann dies werden, sobald unser Volk in seiner Mehrheit wieder erkannt hat, daß all das Sinnen und Trachten nach äußerem Gut keinen Frieden im Herzen schafft, sondern allein die ernste Arbeit am inneren Menschen.

Des Deutschen Schwäche ist es leider, sich durch Parteiung, wenn er gestrauchelt, noch voll ins Unglück zu reißen. Dem steht aber eine Stärke gegenüber, nämlich das reine, tiefe Gemütsleben, das seine herrlichste Blüte im echten, deutschen, frommen Familienleben treibt.

Die Treue zum Heim, zur Familie hat stets den Deutschen in der Not stark gemacht. Sie ist aus unserem innersten Wesen heraus uns allen heilig. Hier finden sich hoch und niedrig, arm und reich, Stadt und Land in gemeinsamen Freuden und Sorgen wieder, und aller Parteihader, Einzelstaaterei, die verschiedenen Konfessionen, der Klassengeist — sie sind vergessen, wenn gemeinsame Sorgen um das Wohl und die Zukunft unserer Kinder wach werden.

Darum darf die Pflege echter deutscher Häuslichkeit heut erst recht nicht ruhen; denn bei der Wiederherstellung der Häuslichkeit schließt sich Ring an Ring, ein Schritt führt zu Tausenden, und wir erhalten von da aus eine edle Lebensgemeinschaft. In der echten Häuslichkeit befinden sich eben die mächtigsten Widerstände gegen die niederreißenden Mächte der Finsternis, wie Mammonsdienst, Entsittlichung und Drangsal von außen.

Allerdings läßt sich durch äußere Eingriffe hier nichts erzwingen. Dafür ist das Wesen der lebendigen Familie viel zu hehr. Die wahre Familie ist ja das köstlichste Erdengut, das den Menschen seiner Gottheit am nächsten bringt und einen Ausgleich zwischen Ichsucht und selbstloser Hingabe schafft. Nur aus der Familie heraus kann deshalb eine Bewegung in dem Sinne, wie er dem inneren guten Wesen unseres Volkes entspricht, geboren werden.

Bei allen, die in der Treue zur Familie, zum Heim ihr stilles Glück gefunden haben, ist gewiß schon das Bedürfnis auf eine Gemeinschaft mit Gleichgesinnten wach geworden. Man fühlt mit jenem Ausspruch der Königin Luise: „Es kann in der Welt nur gut werden durch die Guten“, daß man handeln, von seinem heiligsten Schatz die Auswirkung an die danach Ringenden übergehen lassen muß.

Könnte vielleicht ein Zusammenschluß auf dem uns Deutschen so tief eigentümlichen Hange der Treue zum Heim erreicht werden? Nicht durch laute, geräuschvolle Art, sondern dem Wesen der durchgeistigten und beseelten Deutschen entsprechend durch stille Sammlung in Wort und Schrift für Herz und Gemüt? Oder sind bereits überall solche stille Zellen am Werke?

Irgend etwas Silberweißes...

Von Nora Hachmeister

Irgend etwas Silberweißes
Bleibt bei Tage an den Wiesen hangen,
Wenn des Nachts der Mond zu arg geschienen —

Irgend etwas Holdes, Leises
Hält bei Tag mein armes Herz gefangen,
Wenn es nachts im Traum dir durfte dienen . .



Jugendzeit

Von Franz Alfons Gayda

In einem der großen Berliner Brauhausgärten sitze ich an einem verglühenden Abend — unter hochgeranktem Efeu und alten Bäumen. Die letzten Sonnenstrahlen fallen über meinen Tisch, über das goldig aufglänzende Glas. Die mildbewegte, duftende Luft tief einatmend, komme ich mir ein wenig ältlich vor . . .

Drüben schäkert die Jugend — bis meine Augen plötzlich mir ins Herz wandern und darin alte Erinnerungen hervorstöbern und sie vor mir in das weiche, kosende Abendrot stellen. Wie wünschte ich mir jene Zeit wohl wieder, wie würde ich jetzt bewußt die Wunder goldener schöner Jugendzeit aus dem vollen Becher zu trinken wissen, den das Leben uns darreicht!

Wie fehlt uns modernen Menschen das Bewußtsein der Jugendzeit, liebe, junge Freunde!

Denkt, welche Schätze ungehoben blieben, weil wir seichten Vergnügungen uns hingaben!

Denkt, welche Schönheiten schon im Keime in unseren Händen starben, weil wir in hastendem Eifer Sensationen, Kabarettnummern, Marktgeschrei nachliefen!

Unsere Augen flatterten begehrlich und, ach, nur so wenig Gutes wahrhaft besitzend, durch die schnell eilenden Tage. Unsere Gefühle standen immer im Strohfeuer, statt daß wir in uns Flammen entzünden ließen, durch große Gedanken, großes Empfinden. Die Unschuld des Erlebens fehlte uns.

Denkt, wie ihr oft am Abend heimkehrtet mit leerem Kopf, mit fadem Geschmack im Munde — mit müder, unfroher Seele, — weil ihr euer Herz an leichte Dinge gehängt, die euch jäh zerbrachen —, daß euer Herz herabfiel in harte, dunkle Straßen, statt daß ihr eure Kräfte glutvoll bewahrtet!

Wie sehnen wir uns ein Jahrzehnt später schmerzlich nach unserer falsch zerlebten Jugend wieder, nach der goldenen Jugend, deren Gold wir nicht gehoben, deren Zeit wir nicht genutzt! Wie wenig hatten wir wahrhaft von unseres Lebens frohester Zeit! Wir tranken aus falschen Pokalen, und nicht aus dem Becher, den viermal das Leben reicht, dem Kinde, dem Jüngling, dem Manne und dem Greis. Wir dachten nicht daran, daß auch die Jugendzeit vorübergeht und wollten Ernten einbringen, da uns indessen schon alle Saaten eingegangen waren. Und mußten nun mit leeren Händen ins höhere Leben gehen — denn die falschen Kränze sind uns jäh verwelkt und zerstoben . . .

Denkt, werdende Jünglinge, denkt, liebe junge Freunde, daß des Lebens Dinge immer zweierlei Wert haben! Haltet euch dem S c h ö n e n, R e i n e n, G u t e n zugetan — strebt dem E c h t e n nach, dem großen Vorbild manches großen Menschen! Lebt bewußt und hochgemut die frohen, die freien, die goldenen, unvergeßlichen Freuden der Jugendzeit — und schreitet mit der eingeheimsten Beute kraftvoll hinüber in ein wirkungstarkes Mannesalter!





Zu neuem Leben

Unter diesem Titel ist vor kurzem ein neues Buch von Karl Wizenmann erschienen, das mit Recht weithin Beachtung findet. (Karl Wizenmann: Zu neuem Leben. Ein Buch für Schule und Haus. Stuttgart. Verlagsanstalt Greiner & Pfeiffer. 1923. 101 Seiten; steif geheftet 2 Goldmark.) Es bringt auf kurzem Raum eine Fülle neuer Anregungen, so daß eine systematische Darstellung und Beurteilung der wesentlichen Grundgedanken vor einem größeren Leserkreis angezeigt ist.

Wizenmann will zu „neuem Leben“ auf neuen Grundlagen führen. Unser altes Leben ist innerlich unwahr, erfüllt von einer tiefen Not, die jetzt ihren Höhepunkt erreicht, und kann unmöglich die Voraussetzung werden zu einem neuen Leben in Heiligkeit und Wahrheit. Unsere vielgepriesene Kultur verblaßt, wenn man ihren Wert für dieses letzte Ziel untersucht. „Unmöglich können wir diesen Notstand als Grundlage nehmen: krank und entartet sind die Kulturgewächse, kränker nur machen sie den Leib. Krank und unwesentlich sind die Erzeugnisse des Geistes; Zwietracht und Unfrieden nur fördern sie. Krank und unheilbringend sind die Regungen des Seelenlebens, sie stören und töten das Leben nur“ (S. 17). „Die Wissenschaft und jede Richtung des Lebens ist einseitig und ohne wahren Zusammenhang“, erfüllt von Selbstsucht (6). Ebenso versagt die Kirche: sie zersetzt sich in unzählige Gruppen, offenbart überall ihre eigene Verneinung, Haltlosigkeit und Unsicherheit; es fehlt ihr das wahre Leben (5f.). In furchtbarer Zersetzung befindet sich auch unser Staats- und Volksleben. „Es lösen sich die Treubande des Volkes im Bruderkrieg, und unzählige Parteien ringen um ihre Herrschaft, statt in Einigkeit dem Vaterlande und dem Leben zu dienen“ (6).

So bleibt nur noch eine Rettung, eine dauernde, unversiegbare Grundlage für den Wiederaufbau des Lebens: Vorwärts zur Natur! Seit Rousseau ist der Ruf: Zurück zur Natur! nie verstummt. Wizenmann aber geht noch weiter. Denn die Natur selbst ist ihm nicht die harmonische Einheit, nach der wir uns sehnen: ein tiefer Riß geht durch das ganze Dasein; „wir wissen, daß die ganze Natur mitseufzt und in Geburtswehen liegt bis heute. Röm. 8“ (87). „Wie grausam und hart ist ihr Leben.“ So kann die gegebene Natur nicht die letzte Grundlage eines neuen, heiligen Lebens der Einheit sein. Wizenmann stellt sich mit dieser Erkenntnis in bewußten Gegensatz zur ganzen modernen Bildungsbewegung seit der Aufklärung und geht wieder auf die Grundlagen des christlichen Lebens zurück. Die demütige Erkenntnis des Sündenfalls und unserer Sünde ist für die Pädagogik Wizenmanns die enge Pforte, die den modernen Menschen von vornherein abstößt. Wizenmann verkündigt wieder die alte Wahrheit in neuer Weise, daß durch die Sünde des Menschen, des organischen Hauptes der Schöpfung, das Gleichgewicht in der Natur gestört worden ist, und diese heute nur noch eine Ruine der alten Herrlichkeit darstellt. Das zeigt sich „leiblich: die Mehrarbeit des Herzens verringerte die Durchblutung der feinsten äußersten Adern: es fror der Mensch, und Kleidung wurde nötig. Es war das Leid, die Krankheit da, der Tod. Seelisch: die Reizbarkeit war größer, die Selbstbeherrschung dann im gleichen Maß geringer: die kindliche Hingabe und Vertrauensseligkeit ver-

schwand. Genußsucht, Scham (Kleidung), Neid, Mißtrauen war die Folge. Geistig: der Hauch der Einheit schwand. Der Mensch erkannte nun, was gut und böse, er schied, unterschied und trennte. Er lebte nun in Satz und Gegensatz, im Zwiespalt mit sich selbst und allen Wesen" (87).

Hinter dieser engen Pforte eröffnet sich die Erkenntnis des menschlichen Wesens und des Lebens. Unser Herz ahnt und schaut hinter der Gespaltenheit unseres Wesens und der Zwietracht in der Natur die ursprüngliche Einheit des wahren Lebens, das nur auf seine universale Wiederherstellung harrt.

Das Wesen des Menschen offenbart sich uns als unteilbare Dreieinigkeit von Leib, Geist und Seele. Der Leib ist die sinnlich grundlegende, aufnehmende, erfahrende Seite des menschlichen Wesens; der Geist ist die sinnend, denkend verarbeitende, erkennende und die Seele die wollende, auswirkende, handelnde Seite des menschlichen Wesens. Diese drei Seiten: Fühlen, Erkennen und Wollen erscheinen nur unserer raumzeitlichen Beschränkung als ein Neben- und Nacheinander; ursprünglich sind sie in- und miteinander wirksam, und zwar so, daß beim vollkommenen Menschen Leib und Geist die vollkommene Seele, Leib und Seele den vollkommenen Geist, Seele und Geist den vollkommenen Leib wirken (18; 88).

Diese vollkommene Eintracht der drei Wesensseiten haben wir Menschen verloren. Deshalb erscheint uns das Leben nicht in dieser Einheit, sondern in der Zweiheit — in Satz und Gegensatz. „So fordern es unsere Denkformen, ohne welche nichts in unser Bewußtsein begrifflich zu kommen vermag" (22). In unserem Herzen sehnen wir uns aber nach der Einheit, nach dem wahren Leben hinter allem Gegensatz der kategorialen Bewußtseinswirklichkeit. Der wesentliche Lebensablauf des göttlichen Menschen geht vom triebhaften Nichtanderskönnen (Stufe des Fühlens) durch das bewußte Anderskönnen (Stufe des Erkennens) zum selbstbewußten Nichtanderswollen (Stufe des Wollens, des Bekennens des Alten) und damit wieder zurück zum ursprünglichen Fühlen (23).

„Anders ist der Weg des faustischen Menschen, der Weg des verlorenen Sohnes: auch er kommt als Kind aus dem Unbewußten, dem Fühlen, zum Bewußten, zum Erkennen des Anderskönnens. Auch er fühlt, daß er weiterschreiten sollte zum selbstbewußten Nichtanderswollen. Aber ebenso fühlt er auch die Möglichkeit des Beharrens im Bewußten. Und anstatt weiterzuschreiten genießt er das Bewußte und fällt in Zeit und Raum. Eben diese zeiträumliche Beschränkung wird ihm zur Merke und Leite — er leidet. Immer größer wird das Leid. Je länger er beharrt, je mehr er fällt, desto tiefer leidet er, bis das Leid und die Not so groß geworden sind, daß die Wende kommen muß. Dann schreitet auch er zum erfüllenden Selbstbewußten" (24).

Nach den dargestellten Voraussetzungen ist das Ziel des Lebens klar: Leben aus der Einheit, Leben in der Liebe. „Der Sinn des Lebens ist die Einheit, ein wundersamer Zusammenklang aller Wesen, ist die Erlösung durch das Opfer des Reifen und die Opferung in der Reife zur Erlösung. Diese doppelte Aufgabe hat jegliches Wesen für sich und andere, als Pflicht und Recht. Ihre Erfüllung nur bringt die wahre Lebensgemeinschaft aller Lebewesen" (S. 5, vgl. S. 86 f.). Da der verlorene Sohn aber noch in der Fremde, in der Selbstentfremdung weilt, so ist seine Aufgabe, den Weg ins Vaterhaus, zum Frieden wieder zurückzufinden und auch der mitleidenden Kreatur zur Erlösung zu verhelfen. Das Ziel unseres Lebens ist also die Wiederherstellung des ursprünglichen göttlichen Menschen in uns, die Wiedergeburt zu neuem Leben aus unserem wesentlichen Mittelpunkt, dem „Ur" heraus, die Heiligung unseres Herzens, wie die Bibel sagt. Es soll in uns wieder das dreieinige Verhältnis von Leib, Seele und Geist erblühen, wie es vor dem Fall war. „Nie darf Erfahrung für sich stehen, nie eine Erkenntnis befriedigen, nie eine Tat unfrei machen; nie darf der Leib allein befriedigt werden, nie der Geist nur gebildet, nie die Seele allein erregt — dreieinig sind sie, nicht zu trennen: Erfahren, Denken und Tatwille" (26).

Wie ist dieses Ziel zu erreichen angesichts der Tatsache, daß durch die Sünde nicht bloß Erkenntnis und Wille, sondern auch das Fühlen, der unbewußte Trieb, unrein geworden ist? Das führt uns zu dem Weg zu neuem Leben.

„Auch der gute Mensch in seinem dunklen Drange ist sich bei solchem Zustand des rechten Weges nicht bewußt. Sein dunkler Drang entspringt unreinem Fühlen, weil ein unreiner Leib, der aus falschen Gedanken und Wünschen gewirkt ist, auch den reinen Urtrieb des Lebens verunreinigt und von seiner wahren Richtung ablenkt" (29). Um diesen reinen, göttlichen Urtrieb des Lebens in uns selbst und in den andern handelt es sich in letzter Linie bei aller Bildungsarbeit; er ist noch unter dem Schutt der unreinen Leidenschaft in jedem Menschen wirksam als ureigenster Lebenstakt, als „der verborgene Mensch des Herzens" (1. Petr. 3, 4), der wieder auferstehen will.

Einst drängte es den Menschen aus reinem Fühlen zu der reinen Tat, und erhebend war dann die Erkenntnis: Siehe, alles ist gut. „Heute kommt aus unreinem Fühlen unechte Tat. Drum muß sich das Bewußte, das Erkennen richtend dazwischenstellen, bis durchs Bewußte dann der Mensch aufs neue recht gehandelt und verwirklicht hat, zu reinem Fühlen wieder kommt und dann zur rechten Tat, damit er nach ihr wieder sagen kann: Siehe, es ist alles gut" (33).

Diese Mittlerrolle zwischen Fühlen und Wollen muß der Unterricht übernehmen: er muß „dem unbewußten Ablauf des Lebens bewußte Richtlinien geben, muß Einsicht schaffen, wo das Unbewußte versagt, muß überlegtes Handeln erzielen, weil das Unbewußte, Triebhafte nicht mehr unterrichtet ist. Die Einsicht in das bewußte Handeln im ersten Blick auf das erkannte Ziel des Lebens muß dem Menschen wieder in Fleisch und Blut übergehen. Dann wird das Wort wieder Fleisch werden, der Geist aber im Fleisch auferstehen. Dann wird der dunkle Drang des reinen Unbewußten wieder rechte Wege führen; denn auch es ist wieder unterrichtet. Nun verstehen wir: 1. Wir erarbeiten die Erfahrungen. 2. Wir schaffen die Erkenntnisse. 3. Dann kann die rechte Tat bewußt erfolgen und durch die Tat das reinere Fühlen ... Aus reinem Fühlen wird die rechte Tat geboren, und heiliges Empfinden und Erkennen kommt wahrhaft begeisternd über solche Menschen, also daß sie vom Heiligen Geist getrieben werden" (30) „Aller Unterricht soll unter die Richtung des wahren Lebens stellen" (10). Er ist deshalb stets Erziehung und Lehre und vollzieht sich in den drei Stufen, die sich aus dem Wesen des Menschen ergeben:

I. Die Erfahrungsstufe: an der Welt der Wirklichkeit, des Scheins und der Erscheinungen wird jeder Sinn entwickelt, gepflegt, entfaltet und Sache um Sache im Blick auf das wahre Leben erfaßt.

II. Die Erkenntnisstufe: das Gewonnene muß denkend betrachtet, die Kenntnisse müssen zu Erkenntnissen vertieft werden. Der Schüler lernt hier logisch ordnen und aufbauen. Noch mehr. „Von der an der Oberfläche liegenden Wirklichkeit des Lebens, von der äußerlich faßbaren Tatsächlichkeit müssen wir tiefer und tiefer dringen bis zur Wesentlichkeit und Wahrheit des Lebens" (51). Diese Erkenntnis will sich und muß sich umsetzen in unserem Verhalten. „So wird das Wissen dieser Stufe zum Gewissen" (51).

III. Die Bekenntnisstufe: „Durch sie muß das neue Leben gestaltet, durch sie den Kindern wenigstens der drängende Wille zur neugerichteten Betätigung eingebildet werden." Hier muß das Urbild des Menschen gelöst, sein Ich eingestimmt werden in den Zusammenhang des Unendlichen. Das Kind soll die Möglichkeit erhalten, auf dieser Stufe die Tat selbst wenigstens einmal auszuführen. Vorbild und Gewöhnung müssen den ernsten Eindruck vertiefen und vollenden zur dauernden Tatgesinnung. Es handelt sich bei dieser Stufe also nicht etwa um gewöhnliche Übungs- und Anwendungsaufgaben sachlicher Art (z. B. Aufsatz, Niederschrift), sondern um Übungen auf dem Wege zum Leben, wie sie vor allem in den Gesinnungsfächern in Betracht kommen, und die den Erwerb von sittlichen Tugenden, Gewohnheiten, Eigen-

schaften erstreben. Hier offenbart sich, ob der Lehrer wirklich eine religiös-sittliche Erzieherpersönlichkeit ist, die lebenschaffenden Einfluß hat.

Es ist nun ein Genuß, zu verfolgen, wie Wizenmann diese Richtlinien in seinem „Lebensunterricht" durchführt. Hier spürt man, wie alle Fächer in enge Verbindung zueinander gebracht und einheitlich, organisch vom religiösen Gesichtspunkt aus beleuchtet und zusammengefaßt werden. Das ausgeführte Unterrichtsbeispiel „Der Kuckuck" zeigt wunderbar klar, indem es jeden Leser selbst in seinem Herzen und Gewissen erfaßt, was Wizenmann in seinem „Lebensunterricht" erstrebt: Er will nicht in erster Linie die Jugend auf einen Beruf vorbereiten, Kenntnisse und Fertigkeiten erwerben lassen; nein, er erstrebt die Heiligung des Lebens.

Hiebei ist er sich bewußt, daß der Lehrer, der in seiner Richtung arbeitet, große Widerstände erfahren wird. Manche Eltern werden ihre Kinder warnen vor solch törichten Anschauungen und Zielen, und die Kinder werden mit Trotz und Unmut, Mißtrauen und Heuchelei dem Einfluß des Lehrers sich entziehen, wenn seine Liebe nicht größer ist denn aller Haß, seine frohsinnige Geberfreude nicht größer denn alles Leid und Widerstreben. Die Handwerker und Taglöhner unter den Unterrichtenden werden sich erheben gegen solche Zumutungen, und die Wissenschaft und die ganze Öffentlichkeit werden solche Pläne verspotten, bekämpfen und totzuschweigen versuchen. „Aber auch das wird vorübergehen. Der Sieg wird unser sein, gewonnen mit unserem eigenen Leben. Was immer wir Unterrichtenden säen, das werden wir nicht ernten, nie in der Zeit. Wer solche Liebe sät, der wird Haß ernten. Und wer Sanftmut bringt, wird Sturm erregen, weil die ganze wirtschaftlich gerichtete Welt gegen uns aufstehen wird. Es wird den einen als Torheit erscheinen und den andern ein Ärgernis sein ... Wo immer die Idee wahrhaft innerlich siegte, da mußte ihr Träger äußerlich sich opfern. Darum seien auch wir fröhlich in Hoffnung und geduldig in Trübsal!" (8.) „Wer den Himmel in sich sucht und trägt, der braucht nicht viel zu sorgen. Wohl wird es lange dauern. Endlich aber wird der Geist Gottes Ordnung in das Trümmerfeld des Lebens bringen ... Glücklich, wer solche Sehnsucht hat; selig, die Heimweh haben!" (101.)

In diesem religiösen Hoffnungsglauben, der die Not des Lebens überwindet, schließt das Buch.

— —

Jeder Leser hat wohl den unmittelbaren Eindruck: Hier liegt keine gelehrte Studie über Pädagogik und Methodik vor, sondern ein Zeugnis aus einem großen Leben der Hingabe. Der tiefe Ernst, der heilige Wille zum Opfer spricht aus allen Seiten des Buches. Zugleich ist es getragen von einem erhebenden Glauben an die Jugend, der geduldig in Trübsal und fröhlich in Hoffnung ist. Der erfahrene Erzieher und Schulmann findet Goldkörner pädagogischer Weisheit in jedem Abschnitt. Besonders scharf tritt der Wille zum Eigengedanken, zur geistigen Selbständigkeit hervor: hier ist wieder ein Schwabe, der unbekümmert um die Meinung der pädagogischen Öffentlichkeit *seinen* Weg geht.

In seiner Kritik der modernen *Kultur* trifft er mit vielen Zeitgenossen zusammen. Was ihn aber hoch hinaushebt über die Schar der durchschnittlichen Kulturkritiker ist dies, daß er auch die *Natur* nicht als Letztes betrachtet wie Rousseau und Goethe, sondern als Vorletztes: sie steht unter dem Fluch des Sündenfalls. Damit tritt Wizenmann heraus aus der Linie der modernen und hinüber auf die Seite der christlichen Pädagogik. Das Ziel Wizenmanns fällt mit dem christlichen Bildungsziel zusammen: die Wiederherstellung der göttlichen Herrlichkeit im Menschen, und damit auch in der unter dem Menschen leidenden Natur.

Um diesen Schritt im großen Zusammenhang der Bildungsbewegung verstehen zu können, müssen wir die pädagogische Lage der Gegenwart beleuchten. Wir stehen heute vor einem entscheidenden Wendepunkt

Unsere heutige Welt lebt in Verstandeskategorien, ist rationalistisch durch und durch und hat allmählich den Sinn für die tieferen Seiten des menschlichen Wesens, für die Sprache des Herzens verloren. So sind wir arm am Herzen geworden! Schon macht sich wieder eine Um-

kehr der Geistesrichtung bei einem kleinen Teil der Zeitgenossen bemerkbar, vor allem in der Philosophie (z. B. Spengler, Max Scheler u. a.), aber auch in der Dichtung, die unter dem steigenden Einfluß Dostojewskis, dieses größten Feindes des abendländischen Gehirnmenschen, steht. In der Pädagogik strebt die Arbeitsschulbewegung ebenfalls heraus aus dem rationalistischen Fahrwasser; es ist ihr weniger um das Wissen als um die Entwicklung der geistigen und körperlichen Kräfte zu tun. Aber es will ihr nicht gelingen, die Kräfte, die sie zu lösen versucht, in eine eindeutige, klare Richtung zu bringen: sie schwankt zwischen verschiedenen vorletzten Zielen hin und her. Denn die Erziehung zum Staatsbürger, zur Volksgemeinschaft, zur selbstbewußten Persönlichkeit, zum Menschen ist nur klares Ziel, wenn sie ihren Halt gewinnt an einem letzten, unverrückbaren Wertpol, der dem Staat, der Volksgemeinschaft, der Persönlichkeit, der menschlichen Natur erst organischen Sinn und Halt in unserem Chaos von Wertmeinungen verleiht.

Dies ist der zentrale Wert des Heiligen. Von diesem Wertpol aus erscheint aber unsere menschliche Natur, unsere Kultur, unsere gegebene Volksgemeinschaft nicht mehr einheitlich-gut, sondern zerrissen durch die Sünde. Von hier aus erkennen wir die Quelle unserer Not und deshalb auch die Lösung der Not, das Heil, die Heilung unserer zerrissenen Natur, die Heiligung unseres Herzens aus der Einheit hinter unserem raumzeitlich gespaltenen Fühlen, Denken und Wollen. Dieses Ziel hat Wizenmann im Auge. So ist sein Buch eine „Anweisung zum seligen Leben". Es ist wunderbar zu sehen, wie er alle Gebiete des Lebens, des Unterrichts unter diese letzte Lebensfrage stellt, wie der Stufenbau von Erfahrung und Denken überall auf die letzte, religiöse Entscheidung des Willens dringt. So möchte ich sagen: Wizenmann ist der Vorbote einer neuen, religiös eingestellten Pädagogik, die den heiligen Wahrheitsernst des lebendigen Christentums in sich aufnimmt.

Wizenmann hat sein Bestes aus der christlichen Pädagogik. In manchen Gedanken werde ich an J. M. Hahn (Die Stellung des Menschen im Organismus der Schöpfung und die Bedeutung des Sündenfalls) und an Fr. Chr. Ötinger (Die Wertung der Leiblichkeit in der göttlichen Weltordnung) erinnert. Besonders die schwäbisch-christliche Pädagogik des 19. Jahrhunderts ist reich an interessanten Parallelen. Ich verweise nur auf J. Tobias Becks „Andeutungen für Religionsunterricht und Schriftverständnis" im Leitfaden der christlichen Glaubenslehre, sowie auf Chr. H. Zellers Unterscheidung des seelischen und des geistigen Unterrichts in seinen „Lehren der Erfahrung", wo auf andere Weise dieselbe Grundfrage des Unterrichts behandelt ist, wie das heilige Wort das neue Leben im Herzen des Menschen schafft.

Nicht alle Gedankengänge Wizenmanns sind schon auf die einfachste Form gebracht, man spürt deutlich sein Ringen mit der schweren Aufgabe. Auch der Stil darf noch einfacher werden: auf manche Wortspiele — so geistreich sie zuweilen sind — dürfte er in der zweiten Auflage verzichten. Das kann aber dem Ganzen keinen Eintrag tun. Das kleine Werk wird viel Gutes schaffen.

Mögen alle, die sich nach einer religiösen Vertiefung unseres pädagogischen Lebens sehnen, sich mit dem Buch auseinandersetzen!

Studienrat G. Bader



Ein Brief über Pestalozzi

(Aus unveröffentlichten Papieren des Livländers Alexander von Rennenkampff)

Am Leman, 25. August 1807

Meine teure, gute, innig verehrte und geliebte Mutter!

Friede ist's endlich und die Wahrscheinlichkeit da, daß die Posten regelmäßiger gehen werden, ich hoffe, dieser Brief werde anlangen.

So lange, lange schon habe ich nicht geschrieben und noch weit länger habe ich nichts gelesen. Die Briefe, die ich so dann und wann bekomme, sind wie kleine Fragmente einer großen Liebe, die zerstreut und abgerissen dem Hungrigen wie sparsame Brosamen zufallen; sie stillen den Hunger nicht, sie fristen nur ein Leben voll unbefriedigten Verlangens. Doch keine Klagen!

Hier in der Schweiz, hier ist das Sonnenlicht für Menschenbildung aufgegangen! Hier lebt der Mann, der auf den Zeitgeist der Welt den entscheidendsten Einfluß haben muß, hier lebt Pestalozzi, hier handelt Pestalozzi! Mit tiefer Ehrfurcht nenne ich diesen Namen, denn der Mann steht einzig da in der Welt, wie die Sonne am Firmament. Ich will dir jetzt nicht erzählen, was er ist, sondern was er tut und was seine Erziehungsmethode ist, davon ein paar Worte. Nur um ein Beispiel anzuführen will ich mit einem Blitzstrahle die alten pädagogischen Nebel vernichten: in der ganzen Welt ist Beibringung von Kenntnissen Zweck, und der mehr oder weniger entwickelte Verstand wird Mittel dazu; in Pestalozzis Institute ist Entwicklung des Verstandes Zweck, und der wissenschaftliche Unterricht wird eines der Mittel zu diesem Zwecke. Aber nicht bloß der Verstand, sondern alle Kräfte des Geistes, Herzens und Körpers entwickelt die Methode in dem Knabenalter von 5 bis 10 oder 12 Jahren solchergestalt, daß diejenigen Kräfte, die in jedem Individuum prädominieren, von selbst hervorspringen und sich mit unglaublicher Tätigkeit hervorspringend bilden, während die übrigen insgesamt sich zu dem Grade entwickeln, den die Anlagen der Natur in diesem Individuum erlauben. Der so gebildete Mensch wähle nun sein Fach, er wird alles werden, was er werden konnte. Nur so wird man Fächer für die Menschen, nicht Menschen für die Fächer wählen können. Welches soll denn wohl fürs andere da sein? Ich habe die unbegreiflichsten, unerhörtesten Phänomene in dem Institute gesehen, wo sich die dominierenden Kräfte in den ersten Monaten aufs kräftigste hervortretend entwickeln. Unter mehreren mathematischen Genies habe ich zwei kleine Colombs und einen Tajet, die 2 bis 4 Monate im Institute sind, mathematische Probleme in einer halben Stunde auflösen sehen, zu deren Auflösung die Professoren in Genf und Lausanne mehrere Tage brauchten. Ich habe öfters gesehen, daß z. B. beim Kopfrechnen einer in 2 Minuten aus dem Kopfe die Quadratwurzel von 5 bis auf ein Zehnmillionenteilchen gezogen hat. Unter mehreren anderen ist dort ein kleiner Ecker, der niemals einen Begriff von Mathematik hat bekommen können, der aber im ersten oder zweiten Monate auf seiner Schiefertafel die Porträts von allen Jungen, die in seiner Nähe saßen, zum Sprechen ähnlich gezeichnet hatte und nun mit 15 Jahren ein geschickter Maler ist und im Institute in seiner Kunst unterrichtet. Solche Resultate der Methode lassen sich unzählige aufweisen. Ich habe mehrere Wochen in Yverdun zugebracht, und zwar bloß im Institute, wo ich durch Nachdenken, Sehen und Belehrung derer, die als Lehrer dort tätig sind, so weit gekommen bin, daß ich jetzt ganz au fait der Sache zu sein glaube. Ich werde in kurzem unsrem lieben Mengden darüber schreiben, der mir einmal von einem Plane der Erziehung seiner Söhne schrieb, indessen wünschte ich herzlich, daß ein Mann von hellerem Verstande und tieferer Einsicht als ich die Sache studierte, und einen Funken dieses Lichtes nach Livland brächte, jedoch will ich vorderhand Bruder Mengden zu gleicher Zeit, wenn ich ihm schreibe, eine vollständige Nachricht von allen Schriften darüber geben.

Um ein Gegenstück dieser Merkwürdigkeit anzuführen, muß ich von zwei berühmten Damen sprechen, die jetzt hier sind, Madame de Staël, Verfasserin von „Delphine“ und „Corinne“,

und Madame de Récamier, bekannt durch tausend Journale. Ich bin oft bei ihnen und mit ihnen in Gesellschaft. Frau von Staël ist eines der weiblichen Ungeheuer in der Gelehrtenrepublik, und wenn sie nicht durch ihre französische Leichtfertigkeit dem Dinge einen lustigen Mantel umhinge, so wäre sie unausstehlich. Aber eben dieser Franzosengeist macht sie bei ihrem unleugbaren Verstande höchst oberflächlich und bringt daher die Sache wieder ins Gleis. Wäre sie eine Deutsche, so müßte sie im höchsten Grade ekelhaft sein. A. W. Schlegel ist ihr unentbehrlich, denn er fertigt alle die Beurteilungen an, die den Ruf der berühmten Frau erhalten, und er braucht sie ebenso notwendig, weil sie die Autorität ist, die ihm außer Deutschland einen Namen macht. Madame Récamier verdankt ihren Ruf weder der Schönheit noch dem Verstande, denn von der ersten hat sie sehr wenig und von dem letzten gar nichts.

Tausend Dinge sehe, höre, erfahre und lerne ich hier täglich, und immer seufze ich: ach! wäre doch meine gute, vortreffliche, liebe Mutter hier! daß sie alles das auch sehen, auch hören, erfahren und lernen könne, dann fehlte mir zu meinem Glücke wenig, dann könnte ich alles, was ihm noch abgeht, leicht ertragen. Oft, wenn ich mit tiefer Empfindung den Himmel auf Erden betrachte, der sich vor meinen Fenstern ausbreitet, der selbst in der Nacht, wo alles ruht, sich durch den Glanz des Vollmonds von neuem schmückt und sich nur für mich zu schmücken scheint, dann lebt nur die Wehmut in meinem Gemüte, und statt erfreut, entzückt zu sein, ruft mein Gedächtnis nur das hervor, was mich beängstigen, bekümmern und beunruhigen muß; ich kann nur in dem empfindungslosen Geräusch munter sein, aber wo meine Empfindung, von welcher Seite es auch sei, angeregt wird, da tönen die Saiten in vollen Akkorden nur Wehmut. Woher das? woher mir unbewußt diese Beklemmung in den Stunden der Weihe? Es ist das, mir ganz eigen gewordene Bedürfnis des Vertrauens meiner Mutter, der Nähe, der Gegenwart dieses frommen, guten Schutzgeistes. Und warum, wird man fragen, ziehst du denn nicht hin zu dieser guten Mutter, die auch dich so gerne in ihre offenen Arme schließen möchte? Ich aber werde antworten: „Kein Leben hat Beseligung und Milde, das nicht nach seinem Kleinod jagt.“ Mein Kleinod ist meine Verstandes- und Herzensausbildung, die mir einst Kraft und Willen geben soll, in der erhöhten Potenz, die mich nicht bloß zum guten Menschen, sondern auch zum klugen Menschen machen soll, die mich soll fähig machen, klug zu wählen die Mittel zum Guten. Ich seh' es ja an mir, ich sehe mit jedem Vierteljahr, daß ich im vorigen weniger klug war, daß meine Ansichten beschränkter und einseitiger waren, und das ist das Wichtigste. Es ist unbeschreiblich, wie unsere Ansichten vielseitiger, klarer und umfassender werden mit jedem neuen Lande und neuen Volke, das wir sehen. Es ist nicht das Lernen, nicht die Kenntnis der neuen Gegenstände, es ist die Entwicklung unsrer intelektuellen und moralischen Kraft, es sind die höheren Ansichten und zugleich die tieferen Einsichten, die als wichtigstes Resultat aus dem Leben in der Fremde hervorgehen.

Pestalozzi hat mich um vieles besser, um etwas reifer gemacht. Ein wichtiges, großes Beispiel, das am deutlichsten ausspricht, was ich meine, ist der Gegensatz zweier bedeutender Männer, ich meine Pestalozzi und La Harpe (Direktor der helvetischen Republik und Erzieher Alexanders I. von Rußland). Ich habe lange Unterredungen mit dem letzteren gehabt, die manches in mir entwickelt und manches klar gemacht haben. Dieser Mann will alles Gute, aber wie will er's? Alles, was in der Welt geschieht, jedes Buch, das geschrieben wird, zerlegt er in seine einzelnen Teile, um herauszufinden, was daran und darin Gutes ist und dies von dem Übeln zu sondern und um in Ausübung so viel er kann zu bringen und der Welt und den Menschen anzupreisen und zu empfehlen; und so ist alles, was er tut, was man an ihm Handeln und Wirken nennt, bloß darauf gestützt, was andere taten und dachten. Welche Konfusion muß nicht daraus entstehen und welche kindische Zwecklosigkeit, wo nicht bloß das absolut Gute und relativ Gute nicht gesondert ist, sondern auch, was tausend Menschen zu tausend Zwecken gut fanden, oft ohne Zweck und öfter zu unreifen Zwecken bunt durcheinander benutzt und angewandt wird! Ich weiß es nicht genau, aber ich vermute, daß diese Handlungsweise einen

wesentlichen und höchst nachteiligen Einfluß auf die unvollendete Bildung unseres Kaisers gehabt habe und noch habe. Was heißt das, Gutes wollen, wenn man alles, was so im Leben gut genannt wird, in Ausübung bringt, unbekümmert, was es durch seinen Einfluß aufs Ganze wirkt, weil man sich mit der Überzeugung tröstet, Gutes gewollt und getan zu haben, und „der Erfolg liegt ja in Gottes Hand". La Harpe (als intellektuelle moralische Person) ist breit, aber nicht tief. Auf der Oberfläche schwimmt die Blume, die nicht in der Tiefe wurzelt, die vom fernen, fremden Gestade losgerissen herumschwimmt, ein Spiel der Winde. Die unreifen Knaben denken: es ist doch auch eine Blume und duftet, aber die Blume verwelkt und es reift keine Frucht. La Harpe ist ein guter Mensch, wie es so viele gibt, und grundgelehrt, und man liebt ihn, wenn man ihn so allein betrachtet und Gutes wollen und tun sieht, aber neben Pestalozzi, großer Gott, was ist er da für ein erbärmlicher Wicht! was für ein matter Geselle! Bei Gelegenheit eines Vorfalles zur Zeit der helvetischen Regierung in der Schweiz, als er ihr oberster Direktor war, den er (Pestalozzi) mir erzählte, sagte er: Je crus m'appuyer sur un chêne, je m'appuyais sur un roseau! Und das scheint seine Charakteristik zu sein. So wie Orpheus in den Tartarus hinabstieg, um seine Euridice zu holen, so stieg Pestalozzi der Gewaltige hinab in die tiefsten Tiefen der Menschennatur, da fand er die Himmelsbraut, aber er verlor sie nicht wieder durch zwecklóses Umherschauen, denn er hatte den Blick fest und unverwandt auf das Ziel geheftet, das er mit hoher moralischer Kraft sich selbst steckte. Er kennt das Höchste, er kennt das Tiefste und weiß klar und bestimmt, was sein soll; und nur was dazu führt, ist gut, das sucht er, das findet er, das übt er und wendet es an. Seine Rede ist einfach, aber sie ist auch mächtig wie der Donner. Sein ganzes Wesen ist Liebe und Wahrheit, beides zur höchsten Potenz erhoben durch die höchste moralische Kraft. Er schenkte mir sein Bild, aber er schenkte mir auch seine Liebe, wie er mich's oft mit Hand und Kuß versicherte.

Du, meine gute, teure Mutter, du solltest ihn kennen und lieben lernen, du würdest sicher noch deine Ansichten von Menschenwürde und Kraft, von Wahrheit und Güte erhöhen. Du würdest den erbärmlichen Geist unsres Zeitalters erkennen, aber über Pestalozzis Liebe würdest du Tränen der Rührung weinen und vor dem Donner seiner gewaltigen Rede erbeben. Dir würde oft einfallen, was E. M. Arndt in seinem „Geist der Zeit" (das wichtigste Buch unsres Jahrhunderts) sagt: „Ich habe Tränen geweint über die Zeit und das Geschlecht; des Gedankens und des Gefühls zerstörender Reiz will mir ringend die Brust zersprengen. Ich muß reden, das Herz zu erleichtern. Durch die Augen geht zart zurück, was zart kam; das Gewaltige gebiert die Brust, die Zunge spricht es aus." — „Aber solang das warme Blut und das Gefühl im Menschen ist, muß er weinen und reden, ob er dadurch etwa sein Leid und fremdes Leid mildere. So will denn auch ich klagen wie der Klang der Stunde ist, aber verklagen will ich nicht. Es ist das Menschliche, was mich bewegt, und darin darf, ja muß der Mensch in Grimm und in Liebe zerfließen, denn solche Empfindung gab ihm die Natur, seine Schöpferin und Königin; und was kann er dafür, daß er so geboren? Diese heilige Freiheit der Natur werde ich mir nie nehmen lassen, so lange noch ein Puls sich in mir bewegt, ich werde frei aussprechen, was ich frei fühle." — „Man wird rufen: Ei, Gesell, du sprichst frech, weil man jetzt meistens nur gebückte Sklaven sprechen hört. Ich will auch ein Gleichnis sagen: Satan, der Böse, war ein armer Schelm und Lügner von Anfang an, darum war er ein Gleisner und Leisetreter; aber Gott der Herr, dessen Leben Wahrheit und Güte ist, donnert aus den Wolken und blitzt und schickt seine Schlossen, aber er erfreut im Regen und Sonnenschein auch alles Lebendige. Er hat den Menschen nach seinem Bilde gemacht, daß er wahr sei und gerecht. So spreche ich frei und schelte das Schlechte, aber ich schimpfe nicht usw. — So heißt denn Wahrheit sagen nicht hassen, sondern lieben usw."

Wenn ich weiter fortführe, müßte ich das ganze Buch abschreiben. — Von einem drolligen Vorfall muß ich noch erzählen: Es wenden sich viele Leute aus Genf und Lausanne und Fremde an mich, um Pestalozzis Methode und Institut kennen zu lernen; unter diese gehört denn auch

der Prinz August von Preußen, der französischer Kriegsgefangener ist, und mich vor einigen Tagen, nachdem ich ihm mehrmals beinah ordentliche Vorlesungen darüber gehalten hatte, bat, ihn nach Yverdun zu begleiten und mit Pestalozzi bekannt zu machen. Ich ließ ihn dort in den Lektionen von Anfang bis zu Ende schwitzen und erklärte ihm dann in den Zwischenstunden die Beziehung und Anwendung der Methode auf jeden einzelnen Teil des Unterrichts; ich hatte viel zu tun mit diesem anerkannt bornierten Menschen, endlich aber brachte ich ihn bei einem allgemeinen Gespräch über die Inkonsequenz der gewöhnlichen Erziehung dahin, daß er sich bitter beklagte über die Erziehung der Prinzen im allgemeinen, besonders aber über die seinige, was denn unserem Pestalozzi ein außerordentlich wehmütiges Lächeln abzwang.

Ich glaube, liebstes Mütterchen, dir diesen Brief interessant gemacht zu haben, indessen wird es deinem geübten Blicke nicht entgehen, daß ich in einer höchst gespannten Stimmung bin ... Ich schreibe bei dem Schein des Vollmondes ohne Licht. Es ist halb 2 Uhr, alles um mich her still, und im allgemeinen Schlafe wacht die Natur, als ob sie für mich wachte. Vor mir liegt der erleuchtete Lemansee mit seinen gewaltigen Felsen und sanften Hügeln, mit seinen Weinbergen und friedlichen Städtchen. Hinter der Dôle ist die Venus untergegangen und hinter den Alpen der Jupiter aufgegangen. Es ist ein Götterfest in dieser Nacht. Nicht der Eindruck von Unendlichkeit wie das Weltmeer, die höchste irdische Herrlichkeit ist's, die von der Riesengröße begrenzt, von der Ruhe und Klarheit verklärt, unter der Herrlichkeit des Himmels betet.

Schlaf wohl, meine gute, teure, liebe Mutter! Zürne nicht, daß ich noch am Leman bin, und träume von Deinem Sohne, der mit unaussprechlicher Liebe an Deinem Andenken hängt!

Alexander



Zusammenschluß in der Jugendbewegung

Wenn man das Wort Jugendbewegung ausspricht, taucht sofort die Vorstellung auf: Gegensatz zum Alter. Und das ist so unberechtigt nicht. Die Jugend fühlt diesen Gegensatz sehr scharf, und man darf sie darum nicht schelten. Sie fühlt sich von dem Geschlecht gedrückt und um ihre Zukunft verraten, das bei Kommersen und Festessen patriotische Reden hielt, sonst aber die Großstädte mit ihrem Asphaltdunstkreis aufwuchern ließ, in denen man so schwer jung und rein sein kann, das seinem Nachwuchs den Kino- und Zigarettengeist übermachte, das in einer hohlen Geselligkeit die Seele des Arbeiters vergaß und irregehen ließ, das im Krieg, als die Jugend unsere Grenzen und mehr: das Land der deutschen Seele mit ihren Leibern deckte, sich vom Wucher- und Schiebergeist zerfressen zeigte. Wir wollen ehrlich zugeben, daß dieses Alter in bedeutendem Maße der vergangenen Zeit das Gepräge gab, weshalb auch dieser furchtbare Zusammenbruch über uns kam. Die anderen, die dem Reich eine Seele schaffen wollten, die all das Unheil sahen und ihre warnende Stimme erhoben, sie waren auch da; aber nur wenige hörten die Stimme dieser Türmer und Wächter. Die Jugend rannte gegen den Wall der Alten an und ließ sich in ihrem Eifer keine Zeit, auf jene reineren Stimmen zu achten. So standen die führenden Geister, welche auf einsamem Posten die Fahne des deutschen Idealismus hochhielten, und die Jugend in getrennten Lagern — ein Zustand, welcher keinem Volke gut tun kann. Denn ein Volk ist eine Schicksalsgemeinschaft, was wir jetzt bitter genug erfahren.

Aber auch diese Jugend sah sich nach dem ersten Sturm nach älteren Führern um und folgte damit nur einem Gesetz, dessen Willen sie sich nicht entziehen konnte. Professor G. H. Holle begründete einmal im „Falken“ (Blätter für junges Deutschtum) biologisch, daß in der Jugend wohl die schöpferischen Gedanken zu quellen beginnen, daß zu ihrer Gestaltung aber Reife und Erfahrung gehören. Und da war es nun ein Verhängnis, daß die Jugend gerade zu jenen geistigen

Führern fand, die ihr ein tieferes Deutschtum **nicht** erschließen konnten. Ich muß hier vom Meißnertag 1913 sprechen, der ja männiglich bekannt ist. Knud Ahlborn (mit dem nicht der Erich Ahlborn der „Adler und Falken" zu verwechseln ist) rief die Freideutsche Jugend auf den sagenumwobenen Hohen Meißner zusammen und erreichte damit den ersten Zusammenschluß der sich um den Wandervogel gruppierenden Bünde. Die Jugend bekannte sich zur Reinheit und Wahrhaftigkeit, zur Verantwortlichkeit ihres Tuns, zur Enthaltung von Nikotin und Alkohol bei ihren Festen. Die Wohlmeinenden und Vertrauensseligen sahen den Gewinn, der in diesem Bekenntnis lag. Wer aber tiefer in die Zusammenhänge schaute, der erkannte die Ablehnung des Grenzerdeutschtums und wahrhafter Gesinnung, der wußte, wohin der Hase lief. Knud Ahlborn trat dann auch nach dem Umsturz 1918 als Wahlredner der Unabhängigen auf, eben jener Partei, welche den Dolchstoß in den Rücken unserer Front geführt hatte. Und wer waren die geistigen Größen, die in der Festschrift oder als Redner zu Worte kamen? Ich nenne einige: Avenarius (dessen Verdienste um eine vertiefte Kunstpflege ich durchaus würdige, der aber für die hochgemute nordische Art im Deutschtum, wie wir sie etwa in Friedrich Lienhard oder Eberhard König finden, keinen Sinn hatte), Popert (in dessen überschätztem „Helmut Harringa" man die hämischen Ausfälle gegen die straffe preußische Art merkwürdig übersah, und der sich im Kriege dann enthüllte), Wyneken (einer der stärksten Zerstörer des Deutschbewußtseins unserer Jugend), Professor Natorp (der jetzt noch glaubt, daß unser Volk der Welt zuliebe untergehen müsse). Was 1913 angesponnen wurde, hat sich auf dem 2. Meißnertag 1923 als vollzogenes, aber doch schon morsches Gewebe gezeigt.

Es war nun weiterhin ein Verhängnis, daß unter dieser Jugend, die ausgezogen war, in einer Zeit sittlichen Verfalls sich ihre Reinheit zu erstreiten, Gestalten auftauchten, welche alle sittlichen Begriffe im Verhältnis der Geschlechter verwirren mußten: Blüher, Kurella, Muck-Lamberty und als ärgster Wyneken, der um das schimpfliche Ergebnis seines Prozesses einen Schleier zu ziehen versucht — in einer Zeit der Klarheit hätte dieser Mann längst ausgespielt. Diese Kreise machten, wie auch die Freideutschen, in der Öffentlichkeit von sich reden. Wenn man heute von Jugendbewegung spricht, denkt man zumeist nur an sie.

Ich will nicht von den verschiedenen Parteianhängseln unter den Jugendbünden sprechen, die für eine Erneuerung doch nicht in Frage kommen. Aber es wissen viele nicht, daß es eine Bewegung unter der Jugend gibt, welche die wahrhaft deutsche Gralsritterschaft zu erwerben trachtet und sich dabei nicht in Weltschwärmerei verliert. Ich nenne die wichtigeren, mir bekannt gewordenen Bünde: **Der Deutschnationale Jugendbund** (der sich wohl ganz vom Parteileben abwandte und aus einstigem Massenbetrieb sichtlich zur Vertiefung strebt); der **Jungnationale Bund**; die **Adler und Falken**, zuzüglich ihrer Gaue Baltenland, Sudetenland, Deutschösterreich, auch Südbrasilien; ihnen steht am nächsten der **Deutschwandervogel**; **Wandervogel Völkischer Bund**; die **Neupfadfinder**; die **Neuländerinnen**; die **Köngener**; der **Sudetendeutsche Wandervogel**; die **Fahrenden Gesellen**.

Wie man sieht: eine große Vielgestaltigkeit. Solche war immer eine Stärke deutschen Wesens, wenn sie nicht die Einheit aufhob, also zersplitterte. Die Fülle unseres Wesens kann sich nur in ihr auswirken. Wahrhafte Führer finden so Gelegenheit zu schöpferischer Betätigung; es ist für die Jugend auch das Entscheidende, daß sie im Ausstrahlungskreis reiner, starker Persönlichkeiten steht und in diesem ihre Kräfte entfaltet. Diese deutschbewußten Bünde streben jetzt mehr oder minder zur **Einheit**; noch aber stehen sie unter der Zersplitterung.

Der erste Versuch einer Einigung wurde nach dem Kriege durch Frank Glatzel im Jungdeutschen Ring gemacht. Ihm blieb der Erfolg versagt. Man strebte zu stark zum Politischen, wohin schließlich die Jüngeren nicht folgen können, statt um weitere seelische Vertiefung zu ringen. Jetzt wurde ein erneuter Versuch durch die Fichtelgebirgstagung gemacht, die deutlich den Strich gegen die Freideutschen ziehen sollte. Man hat aber die Vorbereitung und das Sichtbarwerden vor dem Volk nicht verstanden. So ist der Versuch nur halb geglückt, und es scheint,



als sollte die Sache wieder versanden. Das darf aber nicht sein. Die deutschbewußte Jugend muß gegenüber den Freideutschen eine Macht im öffentlichen Leben werden. Es handelt sich jetzt darum, ob der Deutsche fortan den Weg unseres Geisteslebens bestimmt oder — der andere. Schauen wir in unsere Zeitungen: wieviel Raum haben leider auch die aufbauend gestimmten unter ihnen für die Berichte über Fußballkämpfe und ähnliche mit dem Kino- und Zigarettengeist verschwisterte Dinge! Aber für die Arbeit der deutschbewegten Jugendbünde erübrigen sie meist nicht eine Zeile! Wo es um die höchsten Dinge eines Volkes geht, versagen sie. Wären diese Bünde durch Einheit eine Macht, so würden die Zeitungen sich anders stellen. Wir sind noch nicht am Ziel, wenn wir uns wieder einen deutschen Staat erringen, wir müssen auch wieder in das Land der deutschen Seele treten.

Es darf nicht heißen: Zersplitterung oder Uniformierung, es muß heißen: Gliederung und Wölbung. Wir können noch immer viel von Bismarck lernen; er verstand dem deutschen Wesen gemäß zu bauen, weil er eben ein Meister war. Gewiß, die kleinen Splitterbünde ohne kraftvolles Eigenleben sollen in stärkeren aufgehen und werden nur Gewinn davon haben; die aber stark in sich sind, sollen sich die Hand zu gemeinsamem Schaffen reichen. Ob daraus ein Bundesstaat erwächst, darf man ruhig abwarten. Was Dauer haben soll, muß nun einmal organisch gewachsen sein. Der nur ist Führer, wer das stärkste Empfinden für das Organische hat.

Die Fichtelgebirgstagung hat immerhin einen Ansatz ergeben; wir werden von dort aus weiterbauen müssen. Wie, das muß die Arbeit selber zeigen. Die Öffentlichkeit sollte aber an diesen Bestrebungen nicht achtlos vorübergehen; es entscheidet sich mit ihnen ein Stück deutscher Zukunft.

Ebnet, Amt Freiburg i. Br. **Wilhelm Kotzde**



Erinnerungen an die Familie Freiligrath

Wir brachten im Oktoberheft aus der Feder des badischen Dichters Vierordt Erinnerungen an Scheffel; hier mögen aus demselben, bisher noch ungedruckten Lebenswerk weitere Gedenkblätter folgen. D. T.

Am 8. Oktober 1878 betrat ich zum ersten Male das Freiligrathsche Haus zu Cannstatt. Die Witwe des Dichters war noch einige Jahre (1876—81) nach ihres Gatten Tod in den alten, teuern Räumen wohnen geblieben, bis sie nach Düsseldorf übersiedelte. Andächtig fühlte ich mich in Freiligraths Arbeitszimmer gestimmt; hier war noch alles in frommer Scheu gelassen worden, wie der Dichter es geliebt hatte; noch stand sein Schreibtisch am gewohnten Platze; von unten rauschte das Neckarwehr, dem er so gerne zu lauschen pflegte.

Nur sein Hauptstolz, seine kostbare Bücherei, war zum größten Teil aus äußerlich notwendigen Gründen nach Amerika verkauft worden, wo der reiche, glückliche Besitzer dieser Schätze verständnisvoll ihnen einen kleinen Tempel in seinem Park errichten ließ. Freiligrath hegte grenzenlose Liebe zu seinen Büchern, so daß er sie sogar bei Besuchen im Heime seiner Töchter zu London, wo er sich immer so heimisch und glückselig fühlte, schwer vermißte. Sorgfältig pflegte er die Bücher selbst abzustäuben. Wie alle wahrhaft großgeistigen Menschen war auch er überaus ordnungsliebend. Bei dieser Ordnungsliebe und seinem ungewöhnlichen Gedächtnis wußte er jedes Buch im Dunkeln zu finden. Zwei volle Zimmer waren ursprünglich mit Büchern angefüllt. Rotwollene Vorhänge, für deren Dämmerlicht Freiligrath eine Vorliebe hegte, hingen an den Fenstern; auch liebte er, von seinem Fenster aus die zahllosen Schwalben über den Neckar hin und her fliegen zu sehen; streiften sie nahe dem Hause „Zum alten Hasen" vorüber, sagte er manchmal scherzend: „Dieses Haus sollte Schwalbeneck heißen."

Kamen Nachrichten von seinen geliebten, auswärtigen Kindern, so konnte Freiligrath der teuern Gattin ins Auge schauen und ausrufen: „Mir ist aber sehr wohl, Ida! Das Leben ist doch schön! Gott segne die Kinder!"

Sehr streng nahm es Freiligrath mit der Feile seiner Dichtungen, die bis zuletzt angelegt wurde; oft konnte er, halbe Tage brütend, sich auf den passendsten, treffendsten Ausdruck in einem Gedichte besinnen. Frau Ida berichtete mir nachmals zuweilen, ihr Gatte habe ihr häufig nur einzelne Gesätze neuer Gedichte vorgelesen, weil diese an einzelnen Tagen entstanden seien; so bedächtig und gewissenhaft habe er daran gemeißelt. Auf Bestellung konnte er niemals dichten.

1878, bei meinem ersten Besuche, traf ich Frau Ida, geb. Melos aus Weimar, allein zu Hause. Ihre sonst bei ihr wohnende Schwester, Maria Melos, die späterhin das Hauptbindeglied der innigen Freundschaft zwischen Freiligraths und mir bilden sollte, war verreist, was sie nachher oft beklagte; sie meinte gar in ihrer mir gewogenen Herzensgüte, als ich sie endlich, 1885, zu Düsseldorf kennen lernte: „Es hätte keine sieben Jahre gedauert, bis Sie wieder unser Haus betraten, wäre ich damals in Cannstatt gewesen."

Frau Ida, bei edelster, echtester Weiblichkeit eine Frau von männlich triebkraftvollem Geiste, treffend sicherem Kunsturteil, war bis ins Greisenalter von den schwärmerischen Freiheitsgedanken ihrer Jugend erfüllt und glühte, fast überstarken Eifers, für alles, was Volks- und Geisterbefreiung auch nur streifte; vielfach wurde behauptet, so z. B. von Carl Löwe — dem „Balladen-Löwe" —, der zu London im Hause Freiligrath verkehrt hatte, sie sei die umstürzlerische Muse ihres Gatten gewesen und habe ihn zu den wilden Dichtungen der 1840er Jahre begeistert, die eine so verhängnisvolle Wendung in Freiligraths Leben heraufführten. Beide Gatten hatten sich, wiewohl kräftige alte „Achtundvierziger", mit dem neuen Deutschen Reiche von Herzen ausgesöhnt.

Hoffentlich kommt eine Zeit, die der Jugend wieder Freiligraths Dichtungen von neuem vor Augen stellt. In Kadettenhäusern wurde der Dichter wegen seiner Revolutionsgedichte vielfach vorurteilsvoll und in schiefem Lichte den Zöglingen dargestellt. Seine Revolutionsdichtungen heute noch politisch auszuschlachten, wäre sicherlich nicht in Freiligraths Sinne gewesen. Generaloberst von Loë erzählt in seinen „Erinnerungen", daß Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar eines Abends im Hauptquartier dem König Wilhelm und den anwesenden Fürsten Freiligraths „Trompete von Gravelotte" vorgelesen und daß die Augen des Königs sich vor Rührung gefeuchtet haben.

Die beiden Schwestern, Ida Freiligrath und Maria Melos, waren Töchter eines Professors Melos in Weimar, der seinen nüchternen thüringischen Namen Mehlhose in den wohlklingenderen „Melos" umgewandelt hatte. Nach verbürgter Familienüberlieferung war der Vater einer jener Zwölfe, die Schillers Leichnam zur letzten Ruhestätte getragen haben. Es gab sogar einen Ring mit eingelegtem Haare Schillers in der Familie, den ich selbst noch gesehen habe. Professor Melos hatte zu Weimar auf dringlich wiederholtes Bitten Karl Augusts, der eine leidenschaftliche Vorliebe für englisches Wesen und englische Sprache hegte, ein Fremdenheim für junge Engländer eröffnet; und es gehörte geraume Zeit in England zum guten Ton, an der klassischen Stätte Weimar sein Deutsch zu lernen.

Das Haus Melos war der Familie Goethe nahe befreundet. Die beiden Schwestern spielten als gleichaltrige Genossen fast täglich mit Goethes Enkeln im Garten des Goethehauses und erzählten mir oft: „Wir sind immer so glücklich und heiter bei Goethes gewesen!" Waren die Kinder besonders artig und der Großvater Goethe in gnädiger Stimmung, so durften sie auch ihn begrüßen. Bald warf er ihnen Zuckersachen in den Garten hinab, bald liefen sie in sein Zimmer, wo stets auf dem Schreibtische Südfrüchte, an Schnüren gereiht, standen, um die Artigkeit der Kinder zu belohnen. Goethe streichelte ihre Löckchen, und sie durften wohl auch ab und zu auf seinen Knien schaukeln. Frau Ida glaubte, sich noch des Anblicks der Leiche Goethes entsinnen zu können.

Nach dem Tode des Professors Melos zog die Witwe für einige Jahre von Weimar fort. Goethe schrieb ihr 1830 ein Abschiedswort mit voller Namensunterschrift ins Stammbuch zur Erinnerung. Und merkwürdig, als wir 1886 einmal zu Düsseldorf in diesem Gedenkbuche blätter-

ten, gewahrten wir mit Schrecken — Frau Ida hatte es im Laufe vieler Jahrzehnte völlig vergessen gehabt —, daß ihre Mutter quer durch die wertvolle Handschrift Goethes den ihr offenbar noch wichtigeren Tagebuchvermerk eingetragen hatte: „Heute starb mein liebes Kanarienvögelchen" — ein Beweis, daß selbst Olympier bei Lebzeiten nicht so überschwenglich vergöttert zu werden pflegen, als Nachgeborene hinterher sich einbilden mögen.

Ein Handleuchter Goethes — ein Seepferdchen darstellend —, den Maria Melos nach dem Tode des großen Dichters von Ulrike von Pogwisch, der Schwester von Goethes Schwiegertochter Ottilie, zum Andenken erhielt, befindet sich seit 1886 als Geschenk der Beschenkten in meinen Händen.

Die aus Alt-Weimarer Zeit berühmte Malerin Luise Seidler malte Ida Melos in ihrem zwölften Jahr. Auf vieles Bitten saß sie der Künstlerin, die mit der Mutter Melos innig befreundet war, zu einem Bilde, das der Dresdener Kunstverein ankaufte. Goethe hatte der Künstlerin den Gedanken dazu gegeben: „Einbildungskraft und Erinnerung schweben, lebensgroß, über Rom dahin." Die Einbildungskraft, zu der Ida saß, hält die Leier in Armen, indem sie begeistert emporblickt; die Erinnerung zupft sie leis am Gewande. Das Bild machte 1830 viel Aufsehen, und die Künstlerin erntete Anerkennung in Menge. Aus Dankbarkeit malte Luise Seidler die junge Ida nochmals für ihre Mutter: in langen, kastanienbraunen Mädchenzöpfen, in rotem Gewand und mit der Leier, genau mit derselben Haltung des Kopfes wie auf dem Bilde für die Öffentlichkeit. Ida muß als Mädchen sehr schön gewesen sein; noch als Greisin, da ich sie kannte, war sie eine eindrucksvolle Erscheinung; nur der Glanz ihres Auges war durch schwere, sich zuletzt fast zur Blindheit steigernde Kurzsichtigkeit wie verschleiert; sie pflegte nur mit Bleistift auf fliegenden Blättern ihre geistvollen, an treffenden, schlagenden Bemerkungen reichen Briefe zu schreiben. Die innerlich stets für Freiheit Glühende muß ein unablässiges Kühlungsbedürfnis gefühlt haben: ohne daß ihre schönen Hände mit einem Fächer spielten, kann ich mir sie kaum vorstellen...

Da Freiligrath zum erstenmal als Bräutigam ins Zimmer seiner Schwiegermutter trat, fielen seine Blicke sogleich auf das Bild von Luise Seidler; er betrachtete es sinnend täglich und sagte zu seiner Braut: „Siehe, schon als Kind hast du ahnungsvoll meine Leier gestimmt." Zuletzt bat Freiligrath Idas Mutter so lange, bis sie ihm das Bild schenkte; seitdem hing es stets in der Arbeitsstube des Dichters.

Mit unsäglicher Liebe hing Freiligrath an seinen Kindern, vorab an seinem Sohn Otto, der 1873 zu Stuttgart als Einjährig-Freiwilliger starb; von seinem Tod an war der Vater ein gebrochener Mann; nie durfte man in der Familie von dem erschütternden Gedicht „Otto zu Wolfgangs Hochzeit" sprechen...

1885, nach siebenjähriger Pause, während deren wir aber immer in gelegentlichem Brief- und Kartenwechsel geblieben waren, trat ich zu Düsseldorf zum zweitenmal in die Familie, um von nun an jahrelang der regelmäßig wiederkehrende Wohngast zu sein, der auch später noch, an der Lebensneige der Frau Ida, seinen Besuch in London abstatten durfte, wohin sie zuletzt übergesiedelt war.

Die beiden alten Schwestern, die verwitwete Ida und die unvermählte Maria, wohnten im Hause bei Percy, Freiligraths jüngstem Sohn, und seiner jungen, zu Scherz und Ernst des Lebens gleich edel gestimmten Gattin Jutta, geb. Buchner, der Tochter des verdienten Freiligrathlebensbeschreibers und Mädchenschulvorstandes Wilhelm Buchner in Krefeld. Es war ein seltenes Vierblatt, so ein recht heiter gestimmtes Glückskleeblatt. Maria Melos konnte zuweilen die andern umarmen und ganz beseligt ausrufen: „Wir sind so gute Kameraden!"

Wie gemütlich war es, oben im „Küchensalon" mit den beiden lieben Alten den von Maria bereiteten Frühstückstee einzunehmen und sie von vergangenen Zeiten erzählen zu hören! Da gab es fast keine irgendwie bedeutendere Erscheinung des 19. Jahrhunderts, die nicht im Geiste wieder heraufstieg, die nicht Freiligraths Haus gestreift hätte! Die seltenen Schwestern priesen

sich glücklich, daß ihre Erinnerungen in die wundervolle, wie von Heiligenschein umflossene Goethezeit hinaufreichten, daß sie als Kinder noch „jene Sonne des Geistes schauen durften". Die Zahl der Glücklichen, die darum beneidet werden konnten, ist damals schon äußerst geschmolzen gewesen und jetzt völlig erloschen. Heute, da jene unvergeßlichen, glanzumronnenen Düsseldorfer Herbstbesuche so lange schon hinabgerauscht sind, leuchten nur die Briefe der lieben Schwestern wie wahre Erinnerungsschätze; besonders die von Marias Hand in ihren mit blauer Tinte geschriebenen, großzügig-regelrechten, altmodisch-schönen Schriftzügen; meint man doch, aus ihnen die unsäglich liebevoll, seelengütig und treu blickenden Augen der Schreiberin herausblicken zu sehen und den zum Herzen dringenden Ton ihrer Stimme heraustönen zu hören. Vom Sommer 1885 bis zum Herbst 1888 verging keine Woche, ohne daß der Postbote mir einen langen, inhaltvollen Brief dieser treuen Seele auf den Tisch legte! Trotz des großen Altersunterschieds von 35 Jahren nannten wir uns bei Vornamen. Von jedem Ausflug erhielt ich Nachricht von ihr; einmal aus Schlesien schrieb sie mir jubelnd, voll harmloser Kinderlust: sie habe, da ich nicht persönlich habe herbeigezaubert werden können, wenigstens meinem Lichtbilde die schöne, aussichtsreiche Gegend gezeigt! Gibt es heutzutage noch viele solche Menschen wie jene Maria Melos aus dem alten Weimar?

Im Frühjahr 1885 hatte mir Frau Ida anläßlich einer Reise nach Weimar — es war zum erstenmal, daß sie den Boden ihrer Heimat nach dem Tod ihrer Jugendfreunde, der Enkel Goethes, wieder betrat, und zufällig auch kurz nach dem Heimgang des bayerischen Dichters Karl Stieler — geschrieben: „Am tiefsten hat mich das Scheiden des Jugendgespielen Walther von Goethe bewegt. Noch vor vier Jahren, als ich nach vierzigjähriger Abwesenheit meine Vaterstadt zum ersten Male wieder besuchte, war er so freundlich, lud mich zum Kaffee im alten Hausgarten, der fast täglich Zeuge unserer Spiele gewesen war, brachte sogar die silberne Kaffee- und Milchkanne der Frau Rat zum Vorschein dabei, mir zu Ehren, wie er sagte; er erinnerte sich an hunderterlei, was ich vergessen hatte, und führte mich endlich noch einmal überall herum in den geliebten, heiligen Räumen des Hauses ... Auch Stielers Tod hat mir wehe getan, obgleich ich ihm persönlich nie begegnet bin. Sein Vater verkehrte in meinem elterlichen Hause, als er Goethe malte im Jahr 1828; ich war damals zehn Jahre alt, erinnere mich aber wohl der reizenden bayerischen Lieder, die er mit einem Töchterchen etwa in meinem Alter zur Gitarre sang."

Und Maria Melos, die im selben Jahr 1885 gleichfalls Weimar besuchte, schrieb mir am 2. August von dort: „Im Laufe des Nachmittags ging ich nach Goethes Haus, sagte dem dienenden Geist in der untern Stube, daß ich gern durch den Hausgarten gehen möchte, und konnte dort so recht meinen Gedanken nachhängen. Wie erzählte mir jeder Baum, jeder Weg von den frohen Kinderjahren, in denen ich hier gespielt und gelacht hatte. Ich meinte, den „Alten, Unerreichbaren" im grauen Tuchhausrock oder im Nankingrock jene hölzernen Stufen hinunterschreiten zu sehen, um unsere Spiele zu beobachten, uns zu loben, oder auch zu tadeln. Unter den Fenstern seines Studierzimmerchens stand ich lang und gedachte der Zeiten, in denen sich jene Fenster regelmäßig öffneten, wenn wir unten spielten. Da wurden uns Bonbons und Zuckerwerk aus Frankfurt am Main heruntergeworfen, oder wir durften hinaufkommen und erhielten ein Gläschen süßen Weins, der auch aus Frankfurt kam und der nur sehr Begünstigten gereicht wurde, wie uns dann Eckermann erklärte. Da ich die kleinste war, so wurde mir manchmal der Vorzug zuteil, aufs Knie gehoben zu werden, was mich aber schon damals mit einem solchen Schauer der Ehrerbietung erfaßte, daß ich kaum wagte, die Augen aufzuschlagen. Freilich kam auch meine große Schüchternheit dazu. Versunken in alte Erinnerungen, wanderte ich lang umher und konnte dem Verlangen nicht widerstehen, noch einmal die Treppen des Hauses hinaufzugehen und die liebgewonnenen Räume zu betrachten ... Dann zum Friedhof und von da durch den Park zu Goethes Gartenhaus. Die Pforte stand offen ... und ich wanderte auch hier lang umher und meinte, den Unsterblichen noch unter jenen Bäumen sitzen zu sehen, oder jenen Gang auf und ab zu schreiten, der mit Malven bepflanzt war. Auch das Haus stand offen, und

ich ging hinein und ruhte mich aus. Zum letztenmal war ich noch mit Walther Goethe hier gewesen und hatte lange mit ihm beim Kaffee geplaudert. Daß ich traurig war, werden Sie wohl verstehen."

Mit besonderer Wärme erzählten beide Schwestern öfters von Eckermann und behaupteten, er werde allgemein unterschätzt, was auch gewiß glaublich ist; sicher hätte Goethe einen durchaus unbedeutenden, nichtigen Menschen keineswegs dauernd in seiner Nähe geduldet, noch gar seines Umgangs gewürdigt. Schon allein der Gedanke, Goethes Aussprüche sofort festzuhalten und dies lange Jahre mit eiserner Folgerichtigkeit durchzuführen, zeigt ihn als außergewöhnlichen Menschen und beweist, daß er Bedeutung und Größe Goethes vollauf zu würdigen wußte. Die „Gespräche Goethes mit Eckermann" waren naturgemäß ein Lieblingslesewerk der Schwestern. Im Winter 1851/52 wohnte Maria wieder in Weimar, wo sie Eckermann oft besuchte und er oft zu ihr kam; damals lebte sein Sohn Karl bei ihm, der sich zum Tiermaler ausbildete. —

Über Gottfried Kinkel, mit dem sie sich doch als umstürzlerisch-gleichgestimmtem Geist hätte vielfach berühren müssen, sprach Frau Ida merkwürdig wenig anerkennend. Mit Recht meinte sie auch, der Eckpfeilersatz in seiner Dichtung „Otto der Schütz": „daß der Mann sich selbst sein Schicksal schaffe", enthalte im Grunde nur eine halbe Wahrheit. Mit großer Liebe sprach sie dagegen von Kinkels Gattin Johanna, für die sie innige Freundschaft hegte. Bekanntlich ist Johanna Kinkel in London zum Fenster hinausgestürzt, und es hat nicht an Stimmen gemangelt, die von Selbstmord munkelten; zumal Johanna in ihrem Roman „Hans Ibeles" ihr eigenes Leben mit erschütterndem Ausgang geschildert hatte. Frau Ida trat jedem Glauben an Selbstmord Johannas aus Überzeugung schroff und mit der ihr eigentümlichen, ich möchte sagen, spitzgereizten Schärfe entgegen und behauptete, die Kinkelsche Ehe sei durchaus glücklich und der Sturz aus dem Fenster ein unbeabsichtigtes Unglück gewesen. Johanna litt an heftiger Engbrüstigkeit und eilte in ihren schweren Erstickungsanfällen zur Fensterbrüstung — die nach englischer Bauart ziemlich niedrig war —, um tiefauf frische Luft zu schöpfen, wobei sie sich überstürzte.

Eine Tochter Kinkels, Frau von Asten, lernte ich bei Emil Rittershaus in Barmen kennen, als wir am 1. Juli 1885 einen Ausflug zu dem Wuppertaler Dichter unternahmen. Die gute „Möhme" — wie Frau Ida mit Kosenamen im häuslichen Kreise hieß — hatte längst einen Besuch dort versprochen gehabt; ihrer außerordentlichen Kurzsichtigkeit halber konnte sie ihn nicht allein ausführen und vertraute sich meiner Führung an.

Rittershaus, dessen Dichterbedeutung von dem modernen Nachwuchse stark heruntergesetzt zu werden pflegt, dessen außerordentliche Redner- und Erzählergabe wir schon von einem gemeinsam bei Scheffel verlebten Tage her kennen, war ein alter sturmerprobter Freund des Hauses Freiligrath. Seiner Unermüdlichkeit und Opferwilligkeit war es in den 1860er Jahren nicht zum wenigsten zu danken gewesen, daß der „Nationaldank", jene zu Freiligraths Gunsten veranstaltete großartige Volksschenkung zustande kam, die dem alternden Dichter die Mittel gewährte, aus der Londoner Verbannung heimzukehren, seine kaufmännische Geschäftsstube zu verlassen und in der ersehnten, geliebten deutschen Heimat einen sorglosen Lebensabend zu genießen. Als die Zeitungen der Welt die Nationaldanksumme — es waren meines Wissens 60000 Taler — offenbar gemacht hatten, erhielt Freiligrath so ungeheuerlich viele Bettelbriefe von allen möglichen notleidenden Dichtern, Schriftstellern und sonstigen Kunstbeflissenen der ganzen Erde, daß er, wie mir Frau Ida scherzend erzählte, genau die dreifache Summe hätte herauszahlen müssen, hätte er mit seinem guten Herzen alle Bittsteller befriedigen wollen.

Kein Freund und Verehrer deutschen Schrifttums darf diese Groß- und Edeltat Emil Rittershaus' jemals vergessen. In Vorträgen, Aufsätzen, Gedichten hat er unablässig die Erinnerung an Freiligrath, die Begeisterung für ihn und sein ergreifendes Schicksal im Herzen des deutschen Volkes rege zu halten, zu schüren gewußt. Rittershaus steht als Mensch und Freund in wahrem

Sonnenglanze da. Keiner, der ihn gekannt, ihn auf seiner Lebenshöhe geschaut hat, wird sein edles Feuerauge vergessen. In seinem gastlichen Hause hatte er eine Unmenge schrifttumgeschichtlicher Schätze aufgestapelt; an drehbaren Gestellen waren Briefe von Bürger und andern Berühmtheiten zwischen zwei Gläsern angebracht, so daß man sie, wie in einer Kunstsammlung, bequem und auf allen Seiten lesen konnte.

An einer Zimmerwand hingen etwa 400 eingerahmte Lichtbilder in Besuchkartengröße von allerlei Berühmtheiten, die er im Leben gekannt hatte; war er in Laune, und das war er gegen seine Freunde eigentlich immer, so nahm er ein spanisches Röhrchen zur Hand, deutete damit wie ein Tierbudenbesitzer auf die seltenen Geschöpfe seines Gezeltes und erzählte mit fabelhafter Schnelle die Lebensgeschichte der einzelnen am Schnürchen herunter; es war unendlich ergötzlich, ihm zuzuhören. Überhaupt, einen bessern, unerschöpflicheren Erzähler hat es nie gegeben.

Freiligrath hatte, wie mir Ida und Maria einstimmig versicherten, Musik sehr geliebt; im Gegensatze zu Scheffel, für den, wie er mir selber einmal sagte, Musik nur ein „unangenehmes Geräusch" war. Mozart war der besondere Liebling Freiligraths. Er sang häufig und gern, ohne Noten zu kennen, hatte ein vorzügliches Gehör und eine höchst angenehme, wohlklingende Stimme, wenn sie auch nicht geschult war. Volkslieder, die ihm alle geläufig waren, sang er besonders gern; manchmal im Familienkreis oder wenn er mit den Seinigen spät aus Gesellschaft heimkehrte, sagte er zu seiner Schwägerin Maria: „Nun wollen wir noch einen Choral singen!" Dann stimmte er sein Lieblingslied „Befiehl du deine Wege" mit so reinem Einsatz an, daß man kaum glauben konnte, er habe Gesang nicht als Fach betrieben. Freiligrath konnte so harmlos heiter sein, wie nur Menschen mit goldreinem Kinderherzen sein können; dann rief er wohl auch: „Mariechen, laß uns einen pas de deux tanzen!" Nun faßte er seine beiden Rockenden mit zierlichem Griff und erinnerte sich der „pas" beim Tanzlehrer Amor in Soest; und Mariechen, die ihre beim alten Prinzessinnentanzlehrer Monsieur Lépitre in Weimar gelernten „pas" auch nicht vergessen hatte, tanzte mit ihm, bis sie beide vor Lachen nicht weiter konnten. So war Freiligrath in heiterer Stimmung daheim häufig zu scherzhaftem Ulk aufgelegt; im Spaße pflegte er Ida und Maria gerne „das gefeierte Schwesternpaar" zu nennen. Zu dieser Heiterkeit trug wohl nicht wenig seine gute Gesundheit bei...

Oft scherzten wir über die völlige dichterische Unbegabung des Dichtersohnes Percy Freiligrath, der eine große Holzsägerei (Firma Wiens & Komp.) in Düsseldorf gegründet hatte. Der Vater Freiligrath hatte vor Zeiten die „Tanne" in einem herrlichen Gedichte besungen, der Sohn Freiligrath handelte mit Tannenholz; und doch steckte in diesem „Holzwurm" Percy ein Stück echten, handgreiflichen Freiligraths. Hatte er doch in früherer Jugend ein Trapperleben an der Indianergrenze in Nordamerika geführt und die wilden Abenteuer, von denen der Vater nur gesungen, tatsächlich am eigenen Leib erprobt und durchgekämpft. Percy war an Kraft und Größe nahezu ein hünenhafter Mensch, ehrlich und zuverlässig. Zum ersten Male war ihm die Bedeutung seines Vaters zu Köln aufgegangen, als er ihn bei seiner Heimkehr nach Deutschland 1868 — Percy war damals 16 Jahre alt — begleiten durfte und die Verehrer Freiligraths im Kölner Gürzenich ihm ein Festmahl veranstalteten.

Maria Melos, die alte Freundin Gottfried Kellers, hatte eine merkwürdige Verehrung für Johannes Hus, dessen Geburts- und Todestag (6. Juli) sie stets „im stillen feierte". Ihr Lieblingsdichter war Hölderlin; sie war eine sinnige, beschauliche Natur; wenn es dunkelte, stand sie gern am Fenster und lauschte den Abendglocken oder dem Einläuten des kommenden Sonntags. Zur Osterzeit erhob sie sich frühmorgens, wenn alles im Hause noch schlief, um in köstlicher Morgenstille für sich Ostern zu feiern; denn solche „Seelensammlung" stimme den ganzen Tag heiter. Ein unverbrüchlicher Unsterblichkeitsglaube beseelte sie: so freute sie sich, wie sie mir manchmal sagte, meine Mutter, der sie niemals im Leben begegnet war, im Jenseits zu sehen. Sie, die Schmächtige, Zarte, die nur 66 Pfund wog — sie scherzte gerne, sie wiege genau so viele Pfund, als sie Jahre zähle —, hatte einen großen Teil ihres Lebens mit Krankenpflege verbracht; sie



meinte, dieses sei ihre einzige Begabung. Maria war tiefreligiös: mit jedem durchlebten Jahre freute sie sich, wie sich ein Wanderer freut, wenn er von ferne die traute Heimat erblickt und sich glücklich fühlt, dem Ziele nahe zu sein...

Daß ihre Erinnerungen weit ins 19. Jahrhundert hinaufreichten, konnte man aus ihrem überaus fesselnden Stammbuch ersehen. Da hatte sich bereits im Januar 1846 Gottfried Keller eingezeichnet; mit Bezug auf sein Gedicht „Die Welle" hatte der dem Jungen Deutschland angehörige W. L. Follen (sprich: Follén) einige Strophen hergesetzt, und Emil Rittershaus hatte fast vierzig Jahre später in sinniger Weise den Faden zu Ende gesponnen; aber auch Hoffmann von Fallersleben, Simrock, Kinkel, Geibel, Arnold Ruge, Walther von Goethe, selbst Heinrich Stieglitz, der Gatte jener unglückseligen Charlotte, die zur vermeintlichen Befreiung und Entfaltung der Dichterbegabung ihres Mannes selbstmörderisch Hand an sich gelegt hatte, fehlten nicht; sogar der stachelzüngige Witzbold Saphir hatte hier das Brillantfeuerwerk seines Spottes spielen lassen.

Gerne sprach Maria beim Blättern in diesem denkwürdigen Buche von alten, vergangenen Zeiten; so von Freiligraths Trauung in der Kirche zu Neuhausen am 20. Mai 1841: „Noch sehe ich die beiden am Altar knien, den Segen zu empfangen. Ferdinand so glückstrahlend, die edle Stirn umwallt von weichen, dunkeln Haaren, Ida mit kastanienbraunen Locken, durch die sich der blühende Myrtenkranz schlang. Wo sind die Jahre hingerauscht?"

Bei meinem letzten Düsseldorfer Aufenthalt zu Marias Lebzeiten — im September 1888 — wallfahrteten wir zusammen hinaus an Immermanns Grab, wo ich Ida und Maria das schöne Gedicht Freiligraths auf Immermann vorlas. Ich war Marias letzter Gast. Am 8. Oktober 1888 — auf den Tag zehn Jahre, nachdem ich zum ersten Male zu Cannstatt das Freiligrathsche Haus betreten — ist sie sanft an einem Blutsturze gestorben. In einem Sarge von Tannenholz, umgeben von einem Kranze silberner Eichenblätter, ist die Freundin des Waldes auf dem Friedhofe zu Bilk bei Düsseldorf hinabgesenkt worden...

Im Februar 1891 hatte ich zu Berlin eine ergreifende Predigt des mir befreundeten Hofpredigers Emil Frommel in der Garnisonskirche gehört, die mit Freiligraths berühmten Worten schloß:

„O lieb', so lang du lieben kannst,
O lieb', so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst."

Als ich in meine Hospizwohnung heimkehrte, lag eine Drahtnachricht aus Düsseldorf auf dem Tische, die den plötzlichen Tod Percys meldete und mich zu beschleunigtem Kommen aufforderte; ich befand mich sowieso auf dem Wege nach Düsseldorf. Ich teilte Frommel das erschütternde Zusammentreffen alsbald mit und reiste umgehend zu der tiefbekümmerten Familie. Percy, der Riesenhafte, scheinbar gegen Krankheit und menschliche Schwäche Gefeite, war, gleich einer blitzgetroffenen Eiche, mitten aus vollblütigem Leben als Leiche dahingesunken. Trauervolle Tage folgten, die in gemeinsamem Durchleben unserer treuen Freundschaft die höchste Weihe und unverbrüchliche Dauer gaben.

Bald darnach löste sich der Düsseldorfer Haushalt auf: die alternde, immer hinfälliger werdende „Möhme" zog zu ihrer ältesten Tochter Käte Freiligrath-Kroeker, der hochbegabten Übersetzerin der Werke ihres Vaters und Heines ins Englische, nach London, und Jutta, die schwer bekümmerte, kinderlose, junge Witwe kehrte nach dem traurigen Schiffbruch ihres Lebensglückes wieder ins elterliche Haus zurück und sah im kommenden Jahrzehnt so ziemlich alles, was ihr lieb war und sie an diese Erde fesselte, um sich dahinsterben...

1893, in ungewöhnlich heißen, englischen Sommertagen, weilte ich gastweis in der Villa Cedar Lodge, dem stillfriedlichen Sitze der Familie Kroeker, zu Foresthill, einem ländlich schönen Vorort Londons; dort, in parkartigem Garten, unter der haushohen, berühmten Taxodie, saßen wir

schattensuchend zusammen, und manches gute, erhebende Wort ward über alte Zeiten und dahingegangene Menschen noch ein letztes Mal gesprochen.

Auf grünem Rasen hatten wir im Garten den Tisch zum abendlichen Mahle gedeckt und schwelgten in Gesprächen, wie nur die Menschen der Renaissance bei ihren Mählern tun konnten.

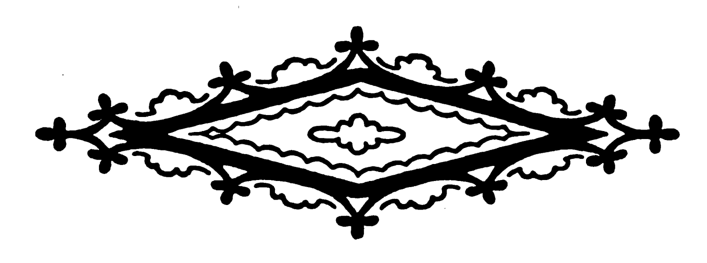
Über allen Gesprächen Frau Idas lag es wie friedlicher Abendschein und sonnige Abgeklärtheit des Alters. Ihre Freude waren ihre prächtigen Enkel und Enkelinnen Wiens, die Kinder ihrer zweiten Tochter Luise. Aber die edle Greisin sollte noch manches Schmerzvolle erleben müssen, bevor sie am 6. Februar 1899 diese Welt verlassen durfte. Ihren Schwiegersohn Eduard Kroeker, an dem sie mit großer Liebe hing, und der noch in seinem 60. Lebensjahre von der Lungenschwindsucht ergriffen ward, sah sie vor sich ins Grab sinken. Im Herbst 1896 drückte ich als letzter der deutschen Freunde dem Todgeweihten zu Badenweiler die erkaltende Hand. Käte kehrte von der Riviera, wohin die Ärzte den fast schon am Heimweh sterbenden Gatten zuletzt noch geschleppt hatten und wo er zu Nizza sein meerumrauschtes Grab fand, in tiefem Winter als gramgebeugte Witwe zur alten, verwitweten, mit ihr klagenden Mutter nach England heim. Käte Freiligrath-Kroeker ähnelte ihrem Vater außerordentlich; ein Gipshochbild, das ich als nur einmal vorhandenes Stück aus Freiligraths Jugend von der Familie schon zu Beginn unserer Freundschaft zum Geschenk erhalten habe, könnte die Tochter im Kopfumriß vorstellen. Auch Käte, die so kräftig schien und eine lange Lebensdauer verhieß, ist im Frühjahr 1904, ihren Freunden unerwartet schnell, heimgegangen.

Zum letzten Male war es im Herbst 1900, daß ich Käte Freiligrath-Kroeker, die auch einige meiner Dichtungen vortrefflich ins Englische übersetzt und in ihrer lesenswerten Blütenlese „A century of German poets" veröffentlicht hat, in diesem Leben schauen durfte. Sie und ihre Schwägerin Jutta, Percys Witwe, hatten in der alten, durch Freiligrath berühmten „Krone" zu Aßmannshausen eine Zusammenkunft mit mir verabredet, und es waren herrliche, unvergeßliche Frühherbsttage am Rhein, am Strome, der Freiligraths Tochter so viel von Ruhm, Glück und Leid ihrer Eltern zu erzählen hatte.

Jutta Freiligrath weilte noch wiederholt in meinem Karlsruher Hause zu Besuch, freundete sich mit meiner Frau herzlich an, bevor sie zu Locarno, wo sie in Gemeinschaft mit ihrer edeln, trefflichen Schwester Maria Buchner eine letzte Heimstätte unter Bäumen und Blumen gefunden hatte, am 17. Juli 1911 ihre Augen für immer schloß.

Die Erinnerung an die Familie Freiligrath ist für mich ein Seelenheiligtum und wird den Rest meines Daseins mit hellem, mildem Glanz überstrahlen.

Heinrich Vierordt





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Nochmals: „Deutsche Frauen"

(Vgl. Dezemberheft 1923 und Novemberheft 1922! Wir schließen mit diesem und dem folgenden Beitrag die Aussprache über diesen Gegenstand. D. T.)

Wenn ich heute noch einmal auf dieses Thema zu sprechen komme, so geschieht es, weil Christine Holsteins Erwiderung auf meinen im November 1922 erschienenen Aufsatz eine gewisse Einseitigkeit der Beurteilung aufweist und in manchen Punkten meinen damaligen Ausführungen nicht gerecht wird.

Ich wandte mich seinerzeit gewissermaßen mit der Bitte an die edlen deutschen Frauen, in ihrem Umkreis nach Kräften gegen undeutsches Wesen anzukämpfen; daraus geht hervor, daß ich sehr wohl noch an die deutsche Frau glaube, daß es mich nur schmerzt, immer noch eine so große Anzahl in eitlem Tand oder in bloß häuslichen und beruflichen Pflichten aufgehen zu sehen. Der Punkt, daß manche Hausfrau nur in der Wirtschaft aufgehen will, daß die nüchterne Alltäglichkeit sie völlig verschluckt und ihr für nichts anderes die wünschenswerte Teilnahme übrig läßt (und solche Frauen gibt es, ich kenne sie!): — dieser Punkt meines Aufsatzes ist in der Entgegnung übergangen worden, und wer meine Ausführungen nicht gelesen hat, könnte meinen, ich spräche den heutigen Frauen samt und sonders jedes häusliche Gefühl und jeglichen Fleiß ab! Ich kenne einige „gebildete" Frauen, bei denen es vor Sauberkeit blitzt, die aber auch nichts, nichts kennen als nur das tägliche Einerlei; die ihre Kinder nur daraufhin erziehen, daß sie beim Tollen und Spielen kein Loch ins Zeug reißen und beim Essen die Schürzen nicht fleckig machen, und die ihrem Mann in keiner Hinsicht „Kamerad" zu sein verstehen.

Ich bin überzeugt, daß mancher Leser in gütigem Verstehen uns beiden recht geben wird. Denn daß Christine Holstein zum großen Teil recht hat, gebe auch ich ohne weiteres zu.

Gerade das letzte Jahr hat in viele Familien bitterste Not gebracht, und manch tapfrer, schwerer Kampf wird in aller Stille heldenhaft ausgefochten. Viele Frauen, die weiß Gott „bessere Tage" gesehen haben, tun jetzt schwerste Arbeit, ohne zu murren. Dies alles weiß ich sehr wohl, und das Sorgen ums tägliche Brot lernt heutzutage fast ein jeder mehr oder weniger auch am eigenen Leibe kennen.

Und trotzdem leben andrerseits auch heute immer noch „allzu viele" in undeutschem Schlendrian daher! Wer füllt denn täglich die Theatergebäude, in denen „Joujou", „Dolly", „Eine galante Nacht" usw. aufgeführt werden? Ist es nicht immer ein Teil Deutschlands, der dort sitzt und sich „amüsiert"? — Jetzt folgt gewiß die Einwendung: „Ja, das sind dann eben keine ‚anständigen' Deutschen!" — Nun, darum handelt es sich ja gerade! Das ist es doch, was ich im vorjährigen Novemberheft so tief beklagte, daß sich heutzutage immer noch so viel undeutsches Wesen breit machen kann, trotz aller äußeren und inneren Not; daß die Stillen im Lande gar so wenig zu Worte kommen, daß immer und immer noch die Masse tonangebend ist und Deutschlands

Ansehen, Deutschlands Ehre in den Staub tritt! Und in dieser „Masse" ist auch ein großer Teil deutscher Frauen. Vor Jahr und Tag „amüsierte" man sich in „Prinzessin Olala" — und heute in „Joujou"!

Ich sprach in meinem damaligen Aufsatz von dem häßlichen Ton, der schon in der Schule (nicht einer höheren Töchterschulklasse, sondern in der Prima eines Gymnasiums) unter den Mädchen üblich war, um vor den Lesern mein Bangen vor Deutschlands künftigen Frauen zu begründen. Und ich weiß nicht, ob Christine Holstein bei wohltätigen oder kirchlichen Zusammenkünften Gelegenheit haben konnte, die erwachsenen jungen Mädchen mehr „weltlicher" Kreise der Jetztzeit so eingehend kennenzulernen, wie ich, die ich als Klassenkameradin ihre Nöte und Erlebnisse in frivoler Leichtfertigkeit erzählt bekam. Meinem Glauben daran, daß natürlich nicht in allen Klassen und Schulen ein solcher Ton herrschte, habe ich in meinen vorjährigen Betrachtungen gleichfalls Ausdruck gegeben.

Was nun die „kleinen Berliner Tippfräuleins" anbetrifft, so hörte und sah ich andres von ihnen. Denn auch ich wohnte eine Zeitlang im Berliner Norden und hatte Gelegenheit, diese Gegend kennen zu lernen. Da staunte ich z. B. einst in einer Drogenhandlung über zahlreiche ausliegende „Schönheitsmittel". Schwarze und rote Stifte, Puder, Schminke, teure Seifen usw. füllten den Raum unter der gläsernen Ladenplatte. Ich konnte nicht umhin, die Tochter des Ladeninhabers zu fragen, ob denn „dies alles" hier in der Gegend gekauft würde. „Aber gewiß," lächelte sie, „es ist unglaublich, was sich die jungen Dinger, die Kontoristinnen, alles anschaffen! Nach dem Preise fragen sie vorher nie, denn für ‚derlei' ist ihnen nichts zu teuer." Das wurde mir nicht schwer zu glauben, weil ich die jungen Dämchen oft in ihren schönen Pelzkragen und modernen Stiefelchen mit sorglich zurechtfrisierten Köpfen zum Dienst eilen sah. Sie machten wirklich nicht den Eindruck des „Sparens für die Aussteuer". — Doch alles hat seine zwei Seiten; ich glaube daher ohne weiteres, daß auch Christine Holsteins Beobachtungen ihre volle Richtigkeit haben.

Und nun noch die Sonntagsgesänge! Ach ja, auch die kenne ich zur Genüge! Nur daß in unsrer Straße meist Männer und Frauen sangen, die nicht „Erbauung der Hausbewohner" anstrebten, sondern — eine Geldspende erhofften, wie sie in einer dem Choral folgenden „Ansprache" den Lauschenden verkündeten.

Ich habe an Sonntagabenden niemals junge Mädchen gesehen, die, fromme Lieder singend, durch die Großstadtstraßen gezogen wären; und selbst wenn ich sie gesehen hätte, so weiß ich offen gestanden nicht, ob ich es richtig gewürdigt hätte, weil mir persönlich jede öffentlich zur Schau gestellte Frömmigkeit widerstrebt. Doch das ist selbstverständlich ganz individuell und gehört auch nicht hierher. Jedenfalls aber ist es sehr lobenswert, wenn dieses Singen einem Tanz- oder anderen Vergnügen vorgezogen wird. Der Berliner „Norden" ist weit, man kann daher nicht überall gewesen sein und nicht alles kennen gelernt haben. Ganz abgesehen davon, daß meine Beobachtungen jetzt schon weit zurückliegen und die Not der Zeit gewiß in manchen Dingen eine Änderung geschaffen hat.

Unvergeßlich wird mir aus der Zeit der Ruhrbesetzung (Februar 1923) folgendes kleine Erlebnis bleiben:

In einer Butterhandlung fand ich mehrere Frauen mit erhitzten Köpfen durcheinander redend. Sie zeterten und keiften in so schrecklicher Weise, daß man das „Gruseln" lernen konnte. Eine besonders feiste Stimme behielt die Oberhand: „Un dat sage ick —: wir jeben keenen Fennig! Det olle Jetue mit's Ruhrjebiet is mir schon lange widerlich. Is doch ganz wurscht, ob wir dat Jeld zu's Essen von die Franzosen oder von unsere Leute kriejen! Wenn de ‚Pinke-Pinke' man da is, wenn et Jeld in Mutterns Tasche alle is. Un ob die Franzosen ins Ruhrjebiet sitzen oder nich, das kann uns doch janz piepe sind. So dolle is 's da janz gewiß nich, wie et immer jeredet wird. Die Franzosen sind doch ejal so 'ne Menschen als wie wir!" Lebhafter Beifall folgte diesem Ausspruch. Nur die Ladeninhaberin, eine schmale, blasse Frau, blieb still. Sie mochte im

Lauf des Tages gar zu viele „Ansichten" zu hören bekommen. Und ich —? Erst wurde ich eiskalt, wie's immer ist, wenn mich etwas im tiefsten erregt, endlich brachte ich mühsam hervor: „Dann tauschen Sie doch mal mit den Unglücklichen im Ruhrgebiet!" — Ich fühlte, wie das Eisige in meinem Innern sich in heißen Zorn wandelte; ich wollte mehr sagen, wollte „überzeugen", ach, was wollte ich nicht noch alles — — da traf mich aus all den vielen Augen ein haßerfüllter Blick, und ich wußte plötzlich, daß hier selbst „Engelszungen" vergeblich reden würden.

Das waren auch deutsche Frauen: — deutsche Frauen aus dem deutschen Volke.

Fast ein Jahr liegt zwischen damals und jetzt. Es ist anzunehmen, daß sich auch in dieser Hinsicht vieles geändert hat und daß die unerhörten Geschehnisse an Ruhr und Rhein manche irrige Ansicht zu deutscherer Art bekehrt haben. Warum denn sonst träfe uns das viele Leid, wenn nicht um heilend auf unser krankes, Auslandkult treibendes Deutschtum einzuwirken?

Ich möchte, alles zusammenfassend, nun noch einmal fragen: Warum so kraß scheiden wollen — hie Recht, da Unrecht?

Wir werden beide von bester Absicht geleitet und treten fest für das ein, was wir als gut und treu und deutsch erkennen. Und wenn ich Christine Holstein zwar von Herzen gern in vielem rechtgebe, so möchte ich doch auch andererseits mit meinem ehrlichen Bestreben und Helfenwollen — jenen anderen Frauen gegenüber — nicht gern mundtot gemacht werden. Hilft man nicht mehr, wenn man die Übel sieht, beim Namen nennt und dagegen anzukämpfen sucht mit Einfluß und Beispiel, als durch mildes Verschleiern dieser gleichfalls nicht zu leugnenden Tatsachen?

Bedingung freilich ist: Güte; und Bedingung ist: Liebe! Und dies dürfen wir wohl beide für uns in Anspruch nehmen.

Jella Schultz



Und die deutsche Jugend —?

Wenn unter obigem Titel Jella Schultz im Novemberheft 1922 die Mehrzahl der heutigen deutschen Mädchen tanz-, vergnügungs- und putzsüchtig nennt und beklagt, daß es so wenig „echte deutsche Frauen" gibt, und wenn andrerseits Christine Holstein im Dezemberheft 1923 den Durchschnitt der deutschen Frau als liebevoll, tapfer, fleißig und tüchtig bezeichnet: so liegt das Richtige natürlich, so abgedroschen es klingt, in der Mitte. Oder, besser gesagt, beide Verfasserinnen haben richtig beobachtet, und beide haben, da sie von Verallgemeinerung absehen, recht: ihre Feststellungen brauchen sich in keiner Weise zu widersprechen.

Nun, die gereiften Frauen sind halt einmal wie sie sind; da läßt sich nicht viel ändern. Für unseres Volkes Zukunft noch wichtiger scheinen mir schließlich die jungen Mädchen. Und — kann man gleich hinzufügen — die jungen Männer! Wo das Volksganze so verstört und durcheinandergewühlt, wo die Verwirrung aller Begriffe so tiefeingefressen ist, daß nachhaltige Besserung nur noch von einer Evolution erwartet werden kann, da wird alles, oder doch das meiste von der Jugend und ihrer Weltanschauung abhängen. Nur wenn sie die Not des Vaterlandes bewußt empfindet, nur wenn sie erkennt, daß nicht von selbst und nicht von außen und nicht durch eine rasche oder kühne Tat, sondern nur durch langsame, zielbewußte Entwicklung nachhaltige Besserung kommen kann, und daß sie selbst — die Jugend — berufen ist, dieser Besserung den Boden zu bereiten, nur dann kann wieder ein Aufstieg erhofft werden.

Richtig ist, daß die große Mehrzahl unsrer jungen Mädchen heute im Erwerb steht. Richtig ist auch, daß so manche von ihnen mit ihrem Verdienst ihre alte Mutter erhält oder ihren Angehörigen eine gesündere Lebenshaltung ermöglicht. Sehr viele erzielen dies letztere hinwiederum dadurch, daß sie durch unerschrockenes und unterordnungswilliges Zugreifen im

elterlichen Haushalt die sonst unentbehrliche teure Hilfskraft ersetzen. Alles dieses gab's aber schon immer; es ist an sich kein Ergebnis der Nachkriegszeit. Ebenso wie es von jeher (nur seltener als heute) junge Männer gab, die sich ihr Studium durch Nebenverdienste ermöglichten, und andere, die auf akademische Berufe verzichteten, weil die Notlage ihrer Familie sie zwang, so früh wie möglich auf Geldverdienen bedacht zu sein. Das Besondere unsrer heutigen Zeit aber scheint mir darin zu liegen, daß ein so besonders großer Teil der jungen Leute beiderlei Geschlechts nur, um dem Vater „von der Tasche" zu sein, in einem Alter Geld verdient und über verhältnismäßig reiche Barmittel selbständig verfügt, in dem sie früher noch lange ohne Entgelt tätig waren und mit knappem Taschengeld auskommen mußten. Und die Frage ist, ob diese jungen Mädchen „deutsche Frauen" zu werden versprechen, ob diese jungen Männer die sind, deren das deutsche Volk so dringend bedarf.

Wiederum hat Christine Holstein recht, wenn sie auf die mannigfachen Ansätze zu einer neuen Jugend hinweist: vom (echten) Wandervogel über die zahlreichen Spielarten der „Jugendbewegung" bis zu den mehr konfessionell-religiösen Vereinigungen. Sie alle erstreben Frohsinn und Heiterkeit auf verinnerlichter Grundlage und eine der Not von Volk und Vaterland angepaßte Lebensvereinfachung. Aber sie sind gar sehr in der Minderzahl. Und Frau Zella Schultz hat trotz allem auch recht, wenn sie die Oberflächlichkeit geißelt,

Wer kann sie nicht aus seinem nächsten Bekanntenkreis mit Leichtigkeit herzählen, die jungen Mädchen, die mit erschütternder Oberflächlichkeit über die Not der Zeit hinwegsehen, die kein höheres Interesse kennen als das Tanzen, die nur Batistwäsche für angemessen halten und zu jedem Kleid ihre passenden Strümpfe brauchen, jeder ernsteren Unterhaltung aber in weitem Bogen aus dem Weg gehen und dabei ständig klagen, daß sie „so gar nichts mehr haben"?! Und wer kennt nicht die faden Jünglinge, die heute noch die Frage des Abstands zwischen Hose und Halbschuhrand oder der Sockenfarbe für diskussionsfähig halten, die Smock und Cut brauchen und eine Zigarette an der andern anzünden, die für ihr leichtverdientes Geld keine bessere Verwendung als Operette und Tanzdiele kennen, ein Paket zu tragen aber heute (!) noch für unter ihrer Würde halten und „in Couleur" in aller Öffentlichkeit es fertig bringen, vom Bahnhof abgeholte Damen den Koffer selbst schleppen zu lassen und pakettragende Damen eben wegen des Pakettragens nicht zu grüßen?! Sie beide — Jungfrauen und Jünglinge — halten sich für unendlich „modern" und sind doch so alten Stils wie nur möglich! Nur daß ihre Urgroßmütter Anno dazumal noch nicht geraucht, sondern irgendetwas anderes „Altmodisches" getan und ihre Urgroßväter statt des Smocks den apfelgrünen Frack getragen und beide zusammen statt Shimmy und Foxtrott Ländler und Mazurka getanzt hätten.

Und doch brauchen wir eine wahrhaft „moderne" Jugend: nicht eine „mit der Mode gehende", sondern eine zeitgemäße Jugend! Eine Jugend, die nicht in den Tag hineinlebt, als ob es nie einen Krieg gegeben hätte und nicht tagtäglich Volksgenossen Hungers stürben; eine Jugend, die sich nicht über die grauenhafte Not unsrer Tage hinwegtäuscht, sondern die dieser Not kampffreudig ins Auge sieht und zu ihrem Teil bereit ist, diese außergewöhnliche Drangsal mit außergewöhnlichen Mitteln zu überwinden. Freilich bedarf sie dazu neuer Ideale! Sie muß sich klar werden, daß nicht nur das „jugendlich" ist, was frühere Generationen so nannten, sondern daß jugendlich vor allem die Spannkraft ist und die Freude am tapfer und schön geführten Leben. Die Spannkraft ermöglicht der Jugend, sich rascher, als die Alten es vermögen, auf die veränderten Zeitumstände umzustellen und die nötigen Folgerungen daraus zu ziehen; und anderseits muß einem gesunden jungen Menschen das Leben selbst rein an und für sich so wertvoll und froh sein, daß er keine Nervenkitzel benötigt, um sich wohl zu fühlen. Diese Sonderfähigkeiten zum Wohle des Ganzen auszunutzen, muß der Stolz der Jugend werden.

Der besondere Stolz der gebildeten Jugend muß darüber hinaus sein, daß sie eben vermöge ihrer Bildung Werte kennt und besitzt, die ihr den Verzicht auf materielle Genüsse leicht machen,



und daß gerade ihre Bildung ihr ermöglicht, der Jugend der andern Schichten, die an sich notwendig zur gleichen Mäßigkeit, Pflichtfreudigkeit und Opferwilligkeit gelangen muß, mit gutem Beispiel voranzugehen. Die jungen Mädchen aber müssen ihren ganz besonderen Stolz darin erblicken, daß gerade auf seelischem Gebiet die Natur sie vor dem männlichen Geschlecht bevorzugt und so in den Stand gesetzt hat, ihre männlichen Altersgenossen durch Anmut und Würde heilsam zu beeinflussen.

Frohsinn ist der Jugend bestes Teil und braucht einer ernsteren veredelten Lebensauffassung wahrlich keinen Abbruch zu tun. Im Gegenteil: gerade wo an Stelle seichter und deshalb nicht nachwirkender Vergnügungen, an Stelle des ewig unbefriedigenden Jagens von Begier zu Genuß und von Genuß zu Begier, an Stelle neiderfüllten Wetteiferns in Putz und Eleganz, an Stelle zweckloser Überschätzung von Äußerlichkeiten wieder die Freude am Leben selbst, das Beschränken auf wertvolle geistige Genüsse und die Fähigkeit, das Kleine klein und das Große groß zu sehen, tritt, da wird der Frohsinn ganz von selbst sich einstellen. Und wo jugendliche Kreise einmal auf längere oder kürzere Frist gemeinsam dem Wohlleben abschwören und auf Seidenstrümpfe, Gesellschaftskleider, Zigaretten, Alkohol und sonstigen Tand vereinbarungsgemäß verzichten würden, da wäre dieser Verzicht leicht und würde Mittel für edlere Genüsse freimachen.

Mit alledem soll selbstverständlich nicht das mindeste gegen Wertlegen auf Kleidung oder auf gesellschaftliche Formen gesagt sein. Aber man kann sich geschmackvoll und doch bescheiden kleiden. Und kann gerade in der Kleidung am sinnfälligsten zum Ausdruck bringen, wie zeitgemäße Einfachheit mit wohlgefälligem Aussehen vereinbar ist. Und andrerseits sind die gesellschaftlichen Formen ein Mittel zur Selbstzucht wie irgendein anderes; aber man darf nie vergessen, daß die besten äußeren Formen noch keinen wertvollen Menschen ausmachen, und daß mancher wertvolle Mensch sehr wohl in den äußeren Formen unbewandert sein kann. Und ebensowenig möchte ich — um auch das zu streifen — etwa gegen den Tanz sprechen. Aber Reigentänze auf grüner Waldwiese sind mir lieber!

So oder so: der furchtbare Materialismus unserer Tage, der weder Zufriedenheit noch Ideale aufkommen läßt, der grelle Egoismus, der sich und die eigene Partei auf Kosten der anderen mästen möchte, die krankhafte Abneigung gegen Autorität und Überlegenheit müssen aus unserem Volke heraus! Und an ihre Stelle müssen treten ein Streben nach geistigen Werten, Verständnis für den Gedanken der Volksgemeinschaft, Opferwilligkeit und Sinn für Einordnung. Deutsche Jugend, hier suche deine Ideale!

Regierungsrat Ernst Gümbel





Alfred Lichtwark als Persönlichkeit

Als Schiller Ende 1784 von Mannheim aus seine „Rheinische Thalia" ankündigte, zog er ein Fazit seines bisherigen Daseins und setzte an den Schluß, im Vollgefühl seiner werdenden Persönlichkeit, den Satz: „Den Schriftsteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht mehr wert war als seine Werke, und gerne gestehe ich, daß bei Herausgabe dieser Thalia meine vorzügliche Absicht war, zwischen dem Publikum und mir ein Band der Freundschaft zu knüpfen." Dem Gericht, vor dessen Schranken der fünfundzwanzigjährige Dichter der „Räuber", seinen ungeborenen Werken voranstürmend, sich hier stellt, entgeht kein Schaffender, sein Ruhm sei laut oder leise, sein Schatten klein oder groß. Von den Werken bricht die Zeit ein Stück nach dem andern ab, schnellt schwache empor und drückt starke nieder, verwischt ihre Absichten, macht sie stumpf oder gibt ihnen eine neue, nicht vorausgesehene Schneide —: die Persönlichkeit, der Quell- und Strahlenpunkt des Menschen, bleibt bestehen, in ihr liegt seine letzte unentrinnbare Verantwortung, seine letzte unzerstörbare Rechtfertigung, spinnt sich, freundlicher gesagt, auch das Band — und deshalb Schillers Appell an die Freundschaft seiner Leser —, das ihn mit unsern Herzen verknüpft.

Als Alfred Lichtwark, ein Zweiundsechzigjähriger, am 13. Januar 1914 von uns ging, stand er, noch von keinem Schatten des Alters getrübt, vor uns als der Erneuerer der Hamburger Kunsthalle, der dieser bis dahin willkürlichen und wahllosen Anhäufung von Kunstwerken erst die Seele eingehaucht, sie zum Spiegel des heimischen Kunstschaffens gemacht und zu einem vorbildlichen, über ganz Deutschland wirkenden Erziehungsmittel künstlerischen Geschmacks und Empfindens erhoben hatte. Aus seinen Büchern, vornehmlich seinen schlanken, hurtigen Broschüren, quoll noch immer ein lebendiger Strom der Anregung, so viel sich davon aus der Theorie auch schon in die Praxis ergossen hatte. Wir alle, weit über Hamburgs, weit über Norddeutschlands Grenzen hinaus, sahen seine Werke, empfanden und atmeten sein Wirken — das Ganze seiner Persönlichkeit, das über allen Auswirkungen eines bedeutenden Menschen steht, war nur den wenigen gegenwärtig, die seine Nähe genossen oder gar mit ihm Seite an Seite gearbeitet hatten. Jetzt ist das anders geworden. Seit Lichtwarks „Briefe an die Kommission für die Verwaltung der Kunsthalle" an die Öffentlichkeit getreten sind (in Auswahl, mit Einleitung herausgegeben von Gustav Pauli; Hamburg, Georg Westermann), dürfen wir alle an der lebendigen Gegenwart seines Menschentums, an dem unwiderstehlichen Zauber seiner Persönlichkeit teilnehmen.

Daß dieser glänzende Gesellschafter und Plauderer auch ein glänzender Briefschreiber war, kann nicht überraschen. Aber beim Brief kommt es auch auf den Empfänger an. Und Briefe an eine „Kommission", sei es auch die eines Kunstinstituts, pflegen eher eine Bleikugel am Fuße zu tragen als die Entfaltung der Persönlichkeit zu beschwingen. Aber Lichtwark war nicht der Mann, der sich durch Amtsschranken hemmen und durch Dienstgehorsam in seiner Freiheit behindern ließ. Zudem war ihm, der sich stets und überall im Dienste seiner Lebensaufgabe fühlte und nichts von persönlicher Gehässigkeit wußte, die in Deutschland seltene Gabe verliehen, auch eine Grob-

heit so zu sagen, daß der Empfänger sich eher geschmeichelt als beleidigt fühlte. Als in einer Versammlung in Hamburg der natürlich auch von ihm lebhaft geförderte Plan der Universitätsgründung auf hartnäckigen finanziellen Widerstand stieß, erhob er sich und sagte: „Meine Herren, der größte Luxus ist die Dummheit" — und das schlug durch. Er forderte etwas von den Menschen, mit denen er umging, er traute ihnen etwas zu, und sie streckten sich nach dieser Achtung und Ehre. „Behandle die Leute wie die Herren, und sie werden es sein", bemerkte er einmal und bezog es nicht bloß auf seine Untergebenen. Freilich war das bei ihm mehr als Schlauheit. Er glaubte ehrlich an die Bildungs- und Veredlungsfähigkeit der Menschen und respektierte jeden neidlos auf seinem Gebiete, was sich vortrefflich mit seinem eigenen stark ausgebildeten Selbstbewußtsein vertrug. Ihrer Kraft und ihres Zieles gewiß, fühlte sich diese Führernatur auch berufen, andere auf ihre Wege zu leiten und ihren Zwecken dienstbar zu machen. Ein echt hanseatischer Lebenszug kam dieser Kunst der Menschenbehandlung zu Hilfe. Der Hanseate, rings von regsamem, aufstrebendem Leben umgeben, ist lernfreudig wie kaum ein andrer deutscher Stamm. Das hat sicherlich nicht zuletzt die Verwaltungsmitglieder der Kunsthalle, die sich zum großen Teil aus Handelsherren zusammensetzten, zu so willigen Empfängern und Hörern der Lichtwarkschen Briefe gemacht, auch wenn sie zuweilen als Schüler oder Studenten behandelt wurden, die zu des Meisters Füßen sitzen und gehalten sind, auf seine Worte zu schwören. Lange bevor die hamburgische Universität eröffnet war, hat Lichtwark vor der „Kommission zur Verwaltung der Kunsthalle" ein Collegium privatissimum gehalten, das in freiester und anregendster Form die verschiedenartigsten Seiten der Lebenskultur behandelte — unter der Maske eines zur Erwerbung neuer Kunstwerke ausgeschickten „Reisenden", der seinen „Chefs" Rechenschaft schuldig ist über seine Arbeitsleistung und die an ihn gewendeten Kosten.

Natürlich stehen hamburgische Interessen allen andern voran. Hamburg hatte keinen treueren Diener als diesen am 14. November 1852 zu Reitbrok in den Vierlanden geborenen Müllerssohn, der seine Kindheit auf dem Lande verlebt, eine schwere Jugend und ein mühsames Volksschullehrerdasein durchgemacht hatte, bevor er, nach kurzem Universitätsstudium bei Springer in Leipzig und fünfjähriger Assistenten- und Bibliothekartätigkeit am jungen Berliner Kunstgewerbemuseum, 1886 als Leiter der Kunsthalle in seine Vaterstadt zurückberufen wurde. „Ich kann nicht anders, ich muß alles als Hamburger ansehen und empfinden", schreibt er einmal an seine Kommission, mehr selbstbewußt als entschuldigend. „Was alles an Hamburg schön, groß, in irgend einem Sinne bedeutend und einzig ist," sagt der Herausgeber seiner Briefe und sein Nachfolger im Amte, „niemand konnte es tiefer fühlen als er. Über der eigentümlichen, im Dunst seiner Atmosphäre täglich neu geborenen Schönheit des Stadtbildes an der Alster und Elbe wachte er wie ein eifersüchtig Liebender. Nichts wurde hier geschaffen, verändert, unterlassen, was er nicht als seine persönliche Angelegenheit mitgefühlt hätte." Dabei ging er durchaus von dem Gegebenen und Gewordenen aus; die weltmüde, von Tatsachen und Überlieferungen unangefochtene Überlegenheit des Ästheten war ihm fremd. Wie er im hamburgischen Gemeinwesen alles natürlich Gewachsene würdigte, die Großartigkeit des Handelsgeistes, die behagliche Weite der Lebensführung, den starken Einschlag sportlicher Interessen, so bezeugte er den alten hamburgischen Familienüberlieferungen seine pflegwillige Ehrerbietung und betreute das hamburgische Eigenleben in Literatur und Kunst mit einer jugendlich ungestümen Werbekraft, die sich, wenn es galt, Verlorenes zurückzuerobern — wie die frühen Altarwerke der Meister Bertram und Francke oder Bilder von Runge und Oldach —, wohl auch zu goldenen Rücksichtslosigkeiten zuspitzen konnte. In Paris geht er der neuerwachten Medaillenkunst der Franzosen nach, zu keinem andern Zweck als dem, die althamburgische Liebe zur Medaille wieder zu erwecken und zu neuen Leistungen anzuspornen, und er rühmt in diesem Zusammenhange die Macht der Tradition in der französischen Malerei, Bildhauerkunst und Schauspielkunst, die den Wasserstand auf hohem Niveau halte und allen Stürmen trotze. „Das ist, was bei uns im Leben und in der Kunst als Hemmung wirkt, daß jeder von vorn anfangen muß. Es werden auch bei uns große

pekuniäre und geistige Vermögen gemacht, aber ebenso schnell zersplittert. Besonders bei uns in Hamburg sollte alle unsere Kraft darauf gerichtet sein, Traditionen zu schaffen. Ohne die kommen wir zu keiner Kultur und müssen immer w.eder erleben, daß die besten Anläufe im Treibsand der Gleichgültigkeit stecken bleiben." Und aus Antwerpen, das ihm in den neuen Straßenzügen ein so. stolzes, zukunftbewußtes Gemeinwesen zeigt, schreibt er: „Was könnte Hamburg sein, wenn die Hamburger ihrer Liebe zur Vaterstadt tatkräftiger Ausdruck geben wollten? Daran trägt der Staat, der sich nicht ausdrückt, die Hauptschuld. Opfermut haben unsere Landsleute gewiß, aber sie fassen die Wohltätigkeit im alten ängstlichen Sinn der Heilung des Übels. Wenn wir es dahin bringen könnten, die unermüdliche Wohltätigkeit in die Bahnen der Fürsorge, der Vorsorge zu lenken, so wäre schon viel gebessert. Immer wieder müßte der Staat die Direktive geben. Bildung und Einsicht sind bei uns nicht mächtig genug, deshalb werden Millionen und über Millionen für Verband und Heftpflaster ausgegeben, ohne daß damit nur eine vorübergehende Heilung erzielt würde." Ähnliche Strafpredigten und Mahnungen kommen aus Frankfurt, Zürich, Wien, Stuttgart, Edinburgh und dem Beispiel andrer reicher „und kultivierter" Städte: „Wir sind die reiche und unkultivierte Stadt".

Da erscheint einem dieser unermüdliche Dränger und Sporner dann wohl als ein neuer Tacitus, der fremde Tugenden herausstreicht, um seine lässigen Landsleute durch Beschämung zu bessern. Besonders gern packt er das Bürgertum bei seiner Ehre. Es sei, meint er 1895, noch nicht zum Bewußtsein seiner selbst gekommen, sei noch zu sehr Bourgeoisie. Wenn es aber in der nächsten Zeit gelänge, dieses Bewußtsein zu wecken! Die Hamburger seien die nächsten dazu, denn sie sind die ältesten. „Das Bürgertum der Hansestädte und das Hohenzollerngeschlecht sind in der Tat die einzigen Kulturmächte in Deutschland, die aus dem Mittelalter in unsere Zeit hineinragen und deren Aufgabe noch nicht abgeschlossen sein dürfte Man fühlte ein Stück Geschichte sich ereignen, als der Bürgermeister von Hamburg mit dem Kaiser (bei seinem dortigen Besuch) vorüberfuhr. Wenn nun das Bürgertum in Hamburg sich als historische Macht fühlen lernt, wenn es wieder, wie einst, in Kulturdingen die Führung nimmt, so findet es gerade jetzt an allen Ecken und Enden Aufgaben die Hülle und Fülle." Aus Bamberg, wo das Bürgertum, obwohl tausendfach geknechtet und unterdrückt, sich doch bewußterweise große Aufgaben gestellt hat, schreibt er dem heimischen Senat aus dem auf der Rathausbrücke verzeichneten Lobgedicht auf die Erbauer die sehr deutlichen Schlußverse ins Album: „Dies sollt ihr zum Exempel han / Und fanget auch dergleichen an".

Mit diesem Bürgerstolz verträgt sich bei Lichtwark sehr gut ein Stück Repräsentationsgefühl. Aus dem Paris von 1898 schildert er den Herren der Kommission ausführlich das bei einer Museumseinweihung beobachtete Zeremoniell: „Ich dachte, es würde Sie interessieren; deshalb habe ich es aufgeschrieben. Es hat mir einen tiefen Eindruck gemacht, zu beobachten und an mir selber zu empfinden, mit welcher Macht ein bißchen Zeremoniell — und sehr viel war es ja gar nicht — heut noch wirkt, und zu studieren, wie dies Zeremoniell in kurzer Zeit das Wesen des Menschen, der den Mittelpunkt bildet, verwandelt. Felix Faure, der Kaufmann, ist durchaus Fürst geworden." Überhaupt die Fürsten! Auch eine Freie Stadt soll nur ja nicht zu hochmütig auf sie herabsehen! Aus dem Führer des neuen Bayerischen Nationalmuseums in München ruft Lichtwark der Kommission ins Gedächtnis, daß Max Joseph II. bei der Gründung der bayerischen Akademie den Grundsatz ausgesprochen habe: Ohne Vaterlandsgeschichte keine Vaterlandsliebe!, und setzt, um den Plan des vaterländischen Museums zu fördern, hinzu: „Dem möchte ich einmal nachgehen. Wie kommt ein bayerischer Rokokofürst auf solche Gedanken? Meint er damit, was wir aus dem Spruch herauslesen? Dann ist die Weisheit für manche Staaten, Hamburg z. B., heute noch ein zu erwerbendes Gut." Dabei unterscheidet er genau zwischen äußerer Prachtliebe — die auch der reiche Bürger immer gehabt habe — und verantwortlichem Selbstbewußtsein als dem Urheber des Vorzüglichen, zumal in der Kunstpflege. Und er fragt sich, ob es möglich sei, in einem Gemeinwesen wie Hamburg fürstlichen Sinn zur Entwicklung zu bringen. „Ich



denke nicht an Prunk und Pomp und Byzantinismus dabei, das hat an sich mit Kunst noch nichts zu tun, sondern an den Willen, der ein hohes Selbstbewußtsein durch das Streben nach Monumentalität zum Ausdruck bringt."

Nicht oft und nachdrücklich genug kann er dabei betonen, daß, was er fordere, nicht die Wünsche eines verstiegenen Ideologen, sondern Bedürfnisse unseres praktischen Lebens seien; vergangenheitsselige Romantik ist ihm, besonders beim Städtebau, bei Park- und Anlagengestaltung, ebenso verhaßt wie engsinnige Kleinbürgerlichkeit und bloße menschenfreundliche Absichten. „Kunst tut es nicht. Es muß von bewußtem Studium der Bedürfnisse ausgegangen werden." Auch in seinem Abscheu vor allem Ausschweifenden, Überflüssigen und Maßlosen, in seiner Ablehnung bloßer Schmuckformen verrät sich deutlich der praktische Hanseatengeist. Vor dem ihnen im Blute steckenden Kultus des Maßlosen, Übertriebenen und Überschwenglichen ist er seine Deutschen zu mahnen nicht müde geworden: bei neuen Bauten, die sich zu schrankenlos der Lust am Zierwerk überließen, bei Denkmälern, die sich in verwirrenden und protzenden Einzelheiten nicht genug tun konnten, bei den ersten (schon 1912 bemerkbaren) Bemühungen des neuen Stils, das Übermaß der Ladenfenster auf ein erträgliches Maß zurückzuführen, am deutlichsten und nachdrücklichsten beim Wettbewerb um das Bismarckdenkmal auf der Elisenhöhe am Rhein, wo er gegen den Kreisschen Entwurf auftrat, weil er ihm zu massig, zu prunkend, zu gewollt groß war. „Monumentalität" — das erkannte er in den „reizenden Gassen" von Kopenhagen — hat nichts mit Dimension, Größe nichts mit Ausdehnung zu tun, alle Wirkung ruht in den Verhältnissen."

So wenig Lichtwark daheim oder draußen sein natürliches Vaterlandsgefühl versteckte, von jeder ungesunden Überhitzung dieser Tugend hielt er sich fern. Sonst hätte er in Frankreich nicht so frei und unbefangen mit Künstlern wie Rodin, Frémiet, Renoir u. a. verkehren können, wie er es während wiederholter längerer Besuche in Paris tat. Auch durfte er nach der Aufnahme, die ihm dort bereitet wurde, und nach der Dankbarkeit und Anerkennung, die mehrere von ihm nach Hamburg eingeladene und auch durch andre deutsche Städte geführte französische Künstler vor deutschem Leben und Denkmälern deutscher Kultur bezeugten, des guten Glaubens sein, es werde sich allmählich eine ehrliche Verständigung zwischen den beiden Völkern anbahnen. Die furchtbare Zerstörung dieses holden Wahns hat Lichtwark nicht mehr erlebt; aber schon lange vor 1914 hat er die Schwächen und Schwären französischen Wesens und Pariser Kunstbetriebes durchschaut und mit zusehends wachsendem Vaterlandsstolz unsere eignen ernsthaften Bemühungen und unverkennbaren Fortschritte im Kunstleben gegenüber der französischen Zurückgebliebenheit, Oberflächlichkeit, Schablone und Erstarrung ins rechte Licht gesetzt. Dabei ergaben sich ihm Gesichtspunkte von solcher Höhe und solchem Weitblick, daß ihnen noch heute nichts von ihrem grundsätzlichen Wert genommen ist. Wie denn Lichtwark überhaupt immer aufs Bleibende und Wesentliche ausging, sich nie von Augenblicksreizen oder Modelaunen gefangennehmen ließ und nirgends den rechthaberischen Schulmeister spielte. Immer blieb er sich dessen in hohem Maße bewußt, was der Deutsche ein für allemal vor dem Franzosen voraus hat: die größere Liebe und die größere Gläubigkeit, die über die Schranken der Sinnenwelt hinausdrängt, ewigen jenseitigen Zielen entgegen. Aber er fühlte auch die Kehrseite der nationalen Tugend in dem Mangel an Geschlossenheit und Haltung, bei einer sich nicht selten ins Groteske verlierenden Neigung zu eigenbrötlerischer Mannigfaltigkeit. Dagegen setzte ihn in Paris, je näher er es kennen lernte, stets aufs neue die Beständigkeit aller bürgerlichen Verhältnisse in Erstaunen: „Was sich bewährt hat, wird eben festgehalten." Derselbe Eindruck auf der Pariser Jahrhundertausstellung von 1900: „Was uns Deutschen ans Herz greift, ist die Beobachtung des engen Zusammenhangs aller großen Erscheinungen. Nichts geht verloren. Einer führt das begonnene oder angedeutete Werk des andern fort. Und alle haben eine tüchtige Schulung. Das ist der große Vorteil der Zentralisation aller Kräfte des Landes... Bei uns, wie in ganz Deutschland, muß jeder von vorn anfangen, um, wenn er zum Bewußtsein gekommen ist, sein eigner Lehrer zu werden. Damit geht, wenn es noch nicht zu spät ist, die beste Zeit und Kraft drauf."



Lichtwark war Norddeutscher: in seiner äußeren Erscheinung wie in seiner Lebensführung. Wer dem hochgewachsenen, etwas schwer gebauten blonden Manne in Gehrock und Zylinder in den Straßen Hamburgs oder unterwegs auf dem „Jagdpfad", bei Museums- und Atelierbesuchen begegnete, mochte ihn eher für einen Diplomaten, einen verabschiedeten Offizier oder einen hanseatischen Handlungschef als für einen Kunstgelehrten halten. Ebenso beherrscht wie gepflegt, kannte er doch weder die Eitelkeit noch die Müdigkeit gewisser moderner Feinschmecker und Kunstgecken, die den Weltbummler mehr aus Langeweile als aus innerem Beruf spielen. Immer war er zur Arbeit gerüstet, unabhängig von Stimmungen, Ort und Zeit. Seine Briefe an die Kommission hat er oft in den unglaublichsten Situationen geschrieben: während einer Versteigerung oder einer Sitzung, im rauchigen Varieté oder im stampfenden Eisenbahnwagen. Und doch war nichts von nervöser Hetze in ihm. Das Tempo seiner Lebensführung war wohl rasch, aber nicht hastig und gequält. Er konnte sich weithin zerstreuen und sich im Nu wieder sammeln — zur angespanntesten Arbeit oder zum inständigsten Genuß. Kein Ding und kein Geschäft unterm weiten Himmel, das ihm nicht den Zoll der Freude entrichten mußte und Dank dafür empfing, mochte der Genuß aus der einfachen, ungekünstelten Natur oder den feinsten geistigen Reizen kommen. Dieser Lebensführung wußte er schon als Student mit bescheidenen Mitteln eine geschmackvoll erlesene häusliche Umgebung zu schaffen, und die Hamburger Wohnung erwuchs dem Junggesellen unter der musterhaften Pflege von Mutter und Schwester vollends zum lebendigen Kunstwerk, in dem er mit seinen glänzenden gesellschaftlichen Gaben wie ein kleiner Fürst waltete, ein Freund seiner Freunde, ein Meister des geistigen Gesprächs, ein Virtuose der bedeutsamen, schlagkräftigen Anekdote — nie gelehrt, stets gebildet.

Daß ein so aufgeschlossener, immer empfänglicher, immer gebefreudiger Mensch unterwegs auf Reisen, wo neue Eindrücke ihn bestürmten, die glücklichste Steigerung all seiner Lebenskräfte erfuhr, leuchtet ein. Er brauchte nicht einmal außer Landes zu gehen, um zum Entdecker der überraschendsten und beredtesten Dinge zu werden. Schon der Gegensatz von Nord- und Süddeutschland verlieh seinem Gefühl und Ausdruck einen verjüngenden Schwung und lieferte dem, was er — immer irgendwie aufs Erzieherische bedacht — zu sagen, zu beweisen, zu fordern hatte, die handgreiflichen Belege und Beispiele. Er blieb auch südlich des Mains der werkfrohe und zwecktüchtige Norddeutsche, der kein schwelgerisches, selbstgenügsames Genießertum an sich herankommen ließ, vielmehr alles Künstlerische und Kulturhaltige auf seinen „Nährwert", auf seine Fruchtbarkeit für die Bildung des tätigen Menschen, insbesondere der bürgerlichen Gesellschaft prüfte. Genau wie er es bei seiner Kunsthalle im Auge hatte, die eben als ein hamburgisches Museum „tätig eingreifen sollte in das Leben seiner Umgebung", genau wie er seine Bücher über Meister Bertram und Meister Francke und das große Werk über das Bildnis in Hamburg nicht als Elaborate der Gelehrsamkeit, sondern als Werbemittel ethisch-ästhetischer Erziehung behandelte. Hätte es im Hamburg des ausgehenden 19. Jahrhunderts noch eine Poetische Gesellschaft nach Art des Pegnesischen Blumenordens gegeben und wäre Lichtwark ihr Mitglied gewesen, so hätte er den Namen „Der Wirkende" führen müssen. Vielleicht auch „Der Bejahende". Denn ihn zog es viel mehr zu dem Sicheren und Förderlichen als zum Ungewissen und Hemmenden, und hinter seiner weltmännischen Leichtigkeit erhob sich überall erkennbar der mahnende Ernst und die Gläubigkeit des Schaffenden.

Bezeichnend in diesem Zusammenhange und im höchsten Grade aufschlußreich für Lichtwarks Persönlichkeit sind seine Beobachtungen und Urteile über zwei so äußerlich und innerlich entgegengesetzte Städte wie Berlin und München.

In dem Strom der eben zur „Metropole" werdenden Reichshauptstadt hat Lichtwark als junger Museumsmann und eifriger Journalist selbst eine Weile nicht ohne Behagen geschwommen; als er dann wiederkam, dachte er höchst kritisch über den Berliner Stadtgeist. „Berlin", schreibt er Anfang 1906 von dort, wohl im Hinblick auf die Jahrhundertausstellung, „ist doch eigentlich ein schlechter Boden für solche Unternehmungen. Niemand freut sich an dem, was da ist. Niemand



vermag sich hinzugeben. Jeder sucht sich wichtig zu machen, indem er eine Miene aufsetzt, als hätte er schon alles gekannt, oder indem er auf Lücken und Fehler aufmerksam macht, wirkliche und eingebildete. Die Leute verderben sich selber den Spaß, oder vielmehr sie vergnügen sich mit allen Schlechtigkeiten, die sie in ihrer Seele haben. Es ist eine Gesellschaft, die allen Trieben und Lastern des Hasses frönt." Doch gleich auch wieder die zur Besserung hinleitende Nutzanwendung: „Aber schließlich, was tun wir in Deutschland, um in jedem Einzelnen den guten Willen zu wecken und zu stärken? Wo steht das in unserer Pädagogik? Es ist doch schließlich das Ein und All..." Von ähnlicher Herbheit sind die Urteile über neuere Berliner Bauten. Das Reichstagsgebäude und das Kaiser-Wilhelm-Denkmal läßt er noch einigermaßen gelten, die Anlage vor dem Brandenburger Tor aber und vollends der Dom ist ihm „bösartige Architektur": wo man sie anpackt, Augenverblendung, nichts Gewachsenes, kein Organismus, eine Parodie, eine Karikatur der Baukunst, und auch das Kaiser-Friedrich-Museum scheint ihm im Innern in allem Wesentlichen vollkommen verfehlt. Mit beißendem Spott übergießt er die stillose Protzsucht der modernen Speisehäuser und Cafés: Bei Aschinger in der Bellevuestraße („Rheingold") die Muschel-, Marmor-, Mosaik-, Ebenholz-, Onyxsäle, und alles in einem zyklopischen Jugendstil mit Skulpturen, die wie Nachtmahre auf dem Gemüt liegen. „Die Portion Rinderbrust kostet 80 Pfennig. Man empfindet den Gegensatz des kostspieligen Onyx und der billigen Rinderbrust als ein Symbol des kulturellen Aufschwungs." Im Kaisersaal gar müssen die kostbarsten Marmorwände, das Mosaik der Wände, die feierlichen Riesenstatuen Karls des Großen, Ottos des Großen, Barbarossas und Wilhelms des Siegreichen mit hieratischen Gebärden hoch von oben zusehen, wie Pfahlbürger aus Treuenbrietzen Eisbein und Sauerkraut verzehren. Ähnlich im Café Piccadilly: schon der Name ein Stich ins Herz, ein öffentliches Bekenntnis unserer Barbarei, der Kniefall vor allem Ausland Und drinnen? Marmor und Mosaik auf Goldgrund. „Es sieht schon verboten aus, in dieser Pracht, die der Kaiser, die der Papst nicht überbieten kann, Köchinnen, Wäscherinnen, Ladenfräulein, Hausknechte, Bierphilister aller Art als in ihrem natürlichen Heim sitzen zu sehen. Unten dasselbe Mißverständnis der Lebensform wie oben." Da ist Messels Warenhausbau doch ein ander Ding! Er bleibt nun mal das Monument, an dem sich die moderne Architektur vom Akademismus der Bauschulen befreit hat. Vom Kaiser werden neben bedenklichen doch auch einige recht sympathische Züge selbständigen gesunden Urteils berichtet, und der Kronprinz, eine stille, zurückhaltende Natur, Friedrich Wilhelm III. äußerlich und innerlich sehr ähnlich, zeigt Liebe für das Einfache und Widerwillen gegen den Rokokopomp des Neuen Palais in Potsdam.

Wer trotz Menzel und Liebermann im Berlin der neunziger Jahre noch immer den „brutalen Akademismus" Anton von Werners sich spreizen sah, mußte in München freiere Luft spüren. Aber hier saß nun wieder die Nachahmung des Fremden, der Alten oder des eben Vergangenen obenan. „Lenbach", heißt es in einem Brief aus dem Sommer 1893, „schafft im Sinne von Rembrandt und Velasquez, Samberger ahmt Lenbach nach, Stuck paraphrasiert Böcklin, die Aufstrebenden holen von den Franzosen und Schotten ihre geistige Nahrung — oder besser lassen sich neue Brillen aus Paris und Glasgow kommen. Das große, vielseitige Talent Uhdes fängt die Strahlen der ganzen europäischen Kunst der Gegenwart auf. Er ist ein Mann von starker Empfindung, aber ich fürchte, er ist nicht komplett genug." Im architektonischen Gefühl dagegen steht das ärmere München dem reicheren Berlin weit voran. Von den meisten Neubauten kann man ruhig sagen, sie verschänden die Stadt nicht, und das ist ja heutzutage schon ein hohes Lob, viele aber können als Zierden gelten, und in der Herrichtung der Ausstellungen steht sogar Paris hinter München zurück. Von dem Irrlichtelieren zwischen den Extremen aller Epochen seit der Gotik, das Berlin so unbehaglich und unruhig macht, findet sich in München keine Spur, weil die Münchner sich resolut auf den heimischen Boden gestellt haben, unter Führung Gabriel Seidls. Thierschs, Hildebrands u. a. Später, um die Jahrhundertwende, wird Lichtwarks Urteil auch hier skeptischer. Insbesondere das neue Künstlerhaus, ein Triumph des Lenbach-Seidltums in Architektur und Ausstattung, mißfällt ihm schon wegen seiner Kopierwut, und im Innern des

neuen Nationalmuseums kommt er sich vor wie in dem Verdauungsapparat eines vorweltlichen Ungeheuers, durch dessen endlose Gedärme man hindurchgezwängt werde. „Jonas, den der Walfisch ans Ufer spie, kann nicht glücklicher das Licht des Tages begrüßt haben. Wie blöde sieht der seufzende Pilger aus, wenn der letzte Saal ihn entläßt. So leicht kommt er nicht wieder." Aber dennoch, wie die reizvolle Anlage des Armeemuseums hinter dem Hofgarten zeigt, hier schaut sich eben jede Generation um, was sie zutun kann, um die neuen Bedürfnisse zum Ausgangspunkt einer Verschönerung des schon so reichen Stadtbildes zu benutzen. Fürstenhaus, Staat und Stadt reichen sich die Hände um die schöne Stadt immer reicher auszugestalten. Rückhaltlose Bewunderung erregt dann im Jahre 1908 die Anlage des großen Ausstellungsgeländes auf der Theresienwiese. Hier spiele München einen Trumpf aus gegen die Formel vom Rückgang seiner Kunst. Das Kunsthandwerk und die Architektur gingen offenbar voran, aber mehr noch weise das Werk des Schulrats Kerschensteiner in die Zukunft. „Er hat das Bildungswesen praktisch von der Herrschaft des Worts befreit und Auge und Hand in ihr natürliches Recht gesetzt. Was seine Volksschule und seine Fortbildungsschule ausstellt, sollte von jeder deutschen Stadtverwaltung ganz sorgsam studiert werden. Hier scheint mir Münchens Zukunft als Kunststadt sich vorzubereiten."

Soviel Kluges, Klärendes und Förderndes Lichtwark auch über Erscheinungen der Kunst und der Kultur gesagt haben mag, am meisten fesselten und beschäftigten ihn, der sich selbst zu einer so starken Persönlichkeit ausgebildet hatte, doch immer wieder die bedeutenden Menschen. Hier ist wirklich jedes Wort ein Dokument, da die Niederschrift unter dem unmittelbaren Eindruck des Erlebnisses, unter Druck und Gegendruck des Augenblicks erfolgte. Mit Menzel, Klinger, Uhde, Liebermann, Kalckreuth, Trübner, Gaul, Hildebrand — um nur ein paar deutsche Meister zu nennen — hat Lichtwark Begegnungen und Gespräche gehabt, aus denen seine Schilderungskunst farbenreiche Porträte oder scharfgeprägte Medaillen zu gewinnen weiß. Aber er beschränkte sich nicht auf die Kunstwelt, er hat auch von Männern und Frauen des öffentlichen, politischen und sozialen Lebens gehalt- und eindrucksvolle Charakterbilder entworfen. So vom Großherzog von Hessen, dessen jugendliche Frische, Kühnheit und menschlich milde Denkungsart ihn bezauberten, von der Großherzogin von Oldenburg, deren unbefangene Lebensauffassung und klare, die Dinge unerschrocken mit dem zukommenden Namen nennende Natur ihm imponierten, vom Prinzen Eugen von Schweden, der doch nicht bloß Maler war, sich dem deutschen Gast in Stockholm und Waldemarsudde vielmehr von vielen Seiten und in oft überraschenden Beleuchtungen zeigte, von Walter Rathenau, dem „man of business", der sich bei den erregten Erörterungen über das Bismarckdenkmal am Rhein an Geist, Auffassung, Bildung, Ausdrucksfähigkeit nicht nur der Gedanken, sondern der Empfindung allen überlegen zeigte. „Wachsen solche Männer bei uns? mußte ich mich fragen. Ich wollte, einer der Feinde der Bildung hätte dabeigestanden und diesen Geschäftsmann beobachtet." Und wie fein, halb mit romantischem, halb mit modernem Stift ist Herman Grimm gezeichnet: „Ich fand ihn frühstücken in Gesellschaft eines Sonnenstrahls und seines Kanarienvogels. Seine Frau Gisela, geb. Arnim, die Tochter der Bettina, ist vor einigen Jahren gestorben. Wir sprachen von alten Zeiten" — also auch wohl von dem gemeinsamen Gang ins Berliner Kupferstichkabinett zu den Radierungen Rembrandts, die Grimm damals noch völlig unbekannt waren, die er dann aber doch mit der gnädigen Bemerkung aus der Hand legte: „Sie haben recht, das müßte man eigentlich auch kennen" — „und wir kamen auf die neuen Verhältnisse... Was Begas jetzt macht, betrachtet er mehr mit zoologischem Interesse, etwa wie die wilden fremdartigen Bestien im Tiergarten... Freitag soll ich in die Vorlesung kommen, dann will mir Grimm seine Apparate vorführen, mit denen er beim Vortrag die Kunstwerke, von denen die Rede ist, an die Wand wirft. Er ist derselbe geblieben, der feine, hochgebildete Berliner, dessen Schnoddrigkeit in Geist umgewandelt ist." Daneben der achtzigjährige Ernst Curtius. Er hält einen Vortrag über Winckelmann und die Geschichte Olympias, jugendlich, begeistert, begeisternd. Aber er dürfte eigentlich nur Festreden halten. „Ich dachte nur, wie ich ihn hörte: Wie mag er es wohl anfangen, zu sagen: Dies Modell ist im Maßstab von 1:10 gehalten."

Die Frische und Unmittelbarkeit solcher Persönlichkeitsskizzen wird noch überboten durch die Fülle und Farbigkeit der Landschafts- und Städtebilder. Keiner hat wie Lichtwark den architektonischen Dialekt einer Gegend studiert. Das Rezept der Lutherischen Bibelübersetzung, meinte er, müsse auch für unsere Architektur gelten: auch wenn wir bauen wollten, müßten wir dem Volk aufs Maul schauen. So geht er durch die Landschaft, die Dörfer, die Klein-, Mittel- und Großstädte, durch Paris, London, Edinburgh, Amsterdam, Kopenhagen, Stockholm, am liebsten und aufmerksamsten aber durch deutsche Lande. Und gerade abgelegene, in ihren stillen, heimlichen Schönheiten verkannte Orte, wie Osnabrück, Lüneburg, Otterndorf, Wolfenbüttel, Bürgel, Gelnhausen, Aschaffenburg, Veitshöchheim, Bruchsal, Schwandorf, Erlangen, Eichstätt, sind unter seinem Pinsel zu Kabinettstücken der Schilderungskunst geworden. Deutlich meldet sich auch schon das soziale Interesse bei ihm, wenn auch vornehmlich durch Vermittlung solcher Natur und Kunst versöhnender Anlagen wie Gärten und Parke, Spiel- und Sportwiesen, Hausschmuck und Blumenpflege. So wenig er geneigt ist, einer allzu ausgiebigen Arbeiterfürsorge das Wort zu reden, da sie die eigene Verantwortung unterbinde, auch nach seiner Meinung darf doch nichts unversucht bleiben, das einer Annäherung und Verständigung der Klassen vorarbeitet, und im Gegensatze zu der namentlich in Paris gepflegten Bourgeoisieliteratur des vorigen Jahrhunderts ersehnt er eine Zeit, wo es keinen Menschen mehr interessieren wird, reich zu sein. Darin möchte er die Möglichkeit der Überwindung unserer fatalen Zustände sehen, daß einmal die Genüsse, auf die es dem erzogenen Menschen ankommt, allen zugänglich sind und man sich schämt, über Mittel zu verfügen, die man nicht erworben hat.

Lichtwark ging in seinen Bestrebungen gern von der wirtschaftlichen Nützlichkeit aus und suchte im praktischen Gemeinwohl ihr Ziel. Ungern löste er den Fuß von der standfesten Erde. Die Kunst, die ihm am Herzen lag, war die Wirklichkeitskunst vom Ende des vorigen Jahrhunderts; die Kultur, der er diente, suchte den Alltag zu ergreifen und zu durchdringen, vielleicht ihn zu veredeln, nicht ihn zu überwinden, nicht ihn zu beseelen, wenn man darunter die Erfüllung mit einem höheren Geist und Inhalt versteht. Hier liegen die Grenzen seiner Persönlichkeit, richten sich die Schranken seiner Wirksamkeit auf. „Alle Kunst", hat er öfter betont, „ist Sichtbar-machen." Eine so gute Formel das heute noch in technischem Sinne ist, unsrer neuen, sich von der Erde lösenden, nach oben drängenden geistigen Sehnsucht genügt sie nicht mehr. Auch dieser unermüdliche Neuerleber, dieser schier unerschöpfliche Anreger und Förderer hat seiner Zeit den Zoll der Vergänglichkeit entrichten müssen. Seine Persönlichkeit aber, in sich geschlossen und befestigt, bleibt unzerstörbar.

Friedrich Düsel



Rudolf Scheller

Zu unserer Kunstbeilage

Nach qualvollen Schicksalen und Lebensmühen, die ein Deutscher, insbesondere des besetzten Gebietes, jetzt zu leiden hat, suchte und fand ich eine Zuflucht zu Kraft und Gesundung und zur Einkehr in das eigene lichtvoll und lebendig aufstrebende innere Menschentum in der ebenso lichtvoll und lebendig aufstrebenden Hochgebirgslandschaft — zu Oberstdorf im Allgäu.

Welche Erlösung der Anblick der mit Wucht und Gewalt zum Himmel aufragenden Gebirge, die mit ihren Felsmassen, Graten und Gipfeln das liebliche Hochtal umspannen! Rein spiegeln sie in erhabener Ruhe den Glanz des Firmamentes und der ewigen Gestirne, rückspendend ihr Strahlen und Leuchten in hohen Farbengesängen. Und die Kraft der rauschenden Gewässer!

Wie ein Chor durchbrausen sie ihre Schluchten und Buchten und das saftige Grün der Matten und Wälder.

In dieser reinen Natur ist auch noch mehr Einfalt und Biedersinn zu Hause. Diese Menschen, aufgehend in ihrer Arbeit, verwachsen mit ihrem Vieh, das sie liebend pflegen und von dem sie sich nähren, sind auch seelisch verbunden mit ihrer herrlichen Umwelt.

Ich hatte mich lange Wochen an dieser Landschaft geläutert, meinen Glauben an eine geordnete, reine Welt wieder gestärkt in dem Grundsatz: daß jeder bei sich selbst im Innern anfangen muß, mit klarer Kraft Ordnung zu schaffen und sich in dienender Treue, jeder an seinem Platz und in seiner Art, dem Weltganzen einzufügen. Da erfaßte mich an einem überirdisch erstrahlenden Sonnenuntergang, den ich vom hohen Gebirg erschaute, der Gedanke: „Merkwürdig, daß dieser gewaltigen Naturkraft hier, in ihrer unberührten lauteren Reine, nicht eine lautere reine Kraftnatur, ein Künstler, erstanden ist, die mit gleicher Wucht wie dies Gebirge ihr Menschentum gestaltet."

Der Gedanke wollte mich nicht mehr verlassen. Ja, er erschien mir wie eine Notwendigkeit, wie ein Naturgesetz, wie etwas, was sich an diesem Gebirge noch erfüllen, was sein Leben und sein Dasein fortsetzen müßte.

So lebendig wachte diese Idee noch andern Morgens in mir, als ich, ganz verträumt diesem Gedanken nachhängend, eine neue Wohnung suchen mußte und von Haus zu Haus wanderte.

Ich komme an einem alten Stadthause an und steige die Treppe hinauf. Die Klingel läutet; eine alte Dame öffnet.

„Ist hier ein Zimmer frei?"

„Gewiß, bitte kommen Sie nur herein! Hier, nach Süden gelegen."

Und schon stehe ich in einer saalartigen Stube, von der vollen Sonne umflutet, und mein Blick bleibt wie gefesselt auf den wunderbarsten Bildern, Radierungen und Gemälden hangen. Von dieser Kunst ging eine Kraft aus, wie ich ihr träumend bis vor einem Augenblick nachgesonnen, und die nun entzückend mit dieser Hochgebirgslandschaft zusammenklingt. Eine künstlerische Reife und eine Lebenstreue strahlen aus allen Zeichnungen, wie sie einzig nur hier in dieser Naturkraft gedeihen konnte.

Ich frage ganz gefangen: „Wie kommen Sie zu diesen großartigen Bildern?"

Und von einem zum andern wandernd, die Fülle kaum erfassend: „Das ist ja eine Kraft, eine echt deutsche Kraft, wie sie uns nur aus Dürer und Böhle in Blut und Gebein übergegangen ist. Wer ist dieser Maler?"

Bescheiden und stolz antwortet die alte Dame: „Das ist mein Sohn."

„Ihr Sohn? Und wie heißt denn der Sohn?"

„Rudolf Scheller."

Also das war die Kraftnatur, die aus dieser Naturkraft entsprossen!

„Wo ist denn Ihr Sohn?"

„Hier in Oberstdorf, hier in diesem Hause."

„Und kann ich noch mehr Bilder von ihm sehen?"

„Gewiß, wenn Sie mit herüberkommen wollen ins Atelier, da sind verschiedene Bilder in Arbeit, und dort sind die Radierungen in den Mappen. Seine Frau kann sie Ihnen zeigen, er isch grad nit da."

Ich komme zuerst in ein kleines blaues Künstlerstübchen; auch dort fesselt mich die Kraft der Bilder. Ein feines, vornehmes, blondes Frauchen, Seele und Herzlichkeit im ganzen Wesen und im sonnigen Gesichtsausdruck, nimmt mich freundlich auf und führt mich zum Atelier. Ein innerer Glanz leuchtet aus ihren Augen, als führe sie mich in ein Heiligtum. Und wie wahr dies empfunden, das zeigte mir gleich die Fülle der Arbeiten, alle den gleichen hohen Geist verkündend, und unter ihnen besonders ein Bild auf der Staffelei: „Maria und Joseph auf der Flucht". O du abgrundtiefes, treues, deutsches Empfinden, das mir hier aus jeder Linie, jedem Strichel-

chen der unglaublichen Zeichnung und den warmen Farben entgegenleuchtet! Mein Herz ist auf das Innerste ergriffen. Hier ist Wahrhaftigkeit der menschlichen Seele, hier schaust du ihr auf den Grund ihres Gemütes: Liebe zu reinster Menschlichkeit, Liebe zur Güte, zur Natur, zu dem vollendet geschaffenen Tier — in ihrer lautersten Reinheit offenbart sie sich hier.

Und das Geheimnis der Geburt, das ewige Wunder alles menschlichen Daseins, wie spricht es aus dem Gesichtsausdruck der Maria! Wie umfängt sie, nur von diesem Gefühl beherrscht, ihr Kindlein! In treuer Einfalt ist sie aufgewachsen; sie kennt nichts als diese lauterste Seelenregung der Anbetung vor Gott und der Offenbarung der Liebe. Und dieser Joseph, diese Kraftgestalt des Mannes, ganz eingeordnet seinem menschlichen Gesetz der Treue und Güte, ein wahrer Beschützer der weihevollen Gruppe von Mutter und Kind. Und das Tier, in meisterhafter Zeichnung, wie ist es mit hineingezogen in das innige Erleben, wie schaut es liebevoll — das Muttergefühl selbst kennend — das Kindlein an! Wie ist die Gruppe herrlich entworfen.

Hier schafft ein Meister. ...

Ich frage die junge, innig strahlende Frau, in welches Museum nun dieses herrlich deutsche Bild komme.

Sie antwortet: „Das wandert in einigen Tagen in einen Privatbesitz, es ist schon vor längerer Zeit verkauft."

„Tut Ihnen das nun nicht unendlich leid, sich von soviel Innigkeit, Liebe und eigenem Erleben, das doch in dem Bilde wohnt, zu trennen?"

„Ja, mir ist's immer, als würde mir ein Stück vom Herzen genommen, wenn die Bilder alle fortwandern; aber meinem Manne gar nicht. Der kann, wenn er seine Idee in ihnen vollendet hat, nicht abwarten, bis sie von der Staffelei fortkommen, da er neue Bilder in der Seele trägt, die er immer wieder vollkommener gestalten möchte. Nie ist er zufrieden mit dem Eigenen."

Ich erfahre dann in freundlicher Erzählung, daß Rudolf Scheller am 6. März 1887 in Herretsried, einem kleinen Dörfchen bei Augsburg, geboren ist als Sohn des dortigen Dorfschullehrers, und daß er, nachdem die Eltern noch in manchen andern kleinen bayrischen Städtchen gewirkt hatten, siebzehnjährig mit ihnen nach Oberstdorf kam.

„Ja," sage ich, „da kann ich mir denken, wie diese Hochgebirgslandschaft mit aller Liebe in die junge künstlerische Seele eindrang, ihr Heiligstes weckte und behütete."

Dann erfahre ich weiter: wie ihn hier eines Tages der Maler Edmund Steppes von München, der sich bei den Eltern Schellers einlogiert hatte, entdeckte und mit vielen Mühen von den Eltern endlich die Erlaubnis errang, das junge Talent mit nach München zu nehmen, um dort unter seiner Leitung seine Studien zu beginnen. Dies geschah. Aber allmählich suchte sich Schellers ureingeborene Kunstrichtung ihren eigenen Schaffensweg. Abwechselnd zwischen München und Oberstdorf lebte er in eisernem Streben und zähem Fleiß seinen Arbeiten, deren Anregungen ja aus der Hochgebirgswelt so unmittelbar zu ihm sprachen.

Dann brachten ihn die Studien für kurze Zeit nach Paris. Dort sollte er seine künstlerischen Eindrücke erweitern. Die Meisterwerke der Galerien taten ihre größte Wirkung; aber seine urdeutsche, urwüchsige Kraft ließ ihn gar bald in panikartiger Flucht aus dieser Stadt des Sumpfes und der Verderbnis in sein reines Hochgebirgsdorf zurückkehren.

Dann brachte der Krieg eine nochmalige Unterbrechung der Arbeit. Für lange Jahre riefen ihn die Vaterlandspflichten. Und nun kämpft er an gleichem Ort und in der Einsamkeit, auch ohne Krieg, den Kampf um sein Deutschtum, den Kampf gegen alle Verderbnis in Kunst und Leben.

Mit eiserner Strenge verfolgt er sein Ideal, sein Lebensgebot: daß die Kunst aus deutscher Scholle und deutscher Seele wieder aufblühen müsse, nach dem Abstieg und der Verwirrung und Verzerrung durch großstädtische Einflüsse der letzten Jahrzehnte.

Und die junge Frau erzählt weiter: Wie sie im Jahre 1921 ihren Gatten — hier in Oberstdorf — kennen lernte, und wie sich dann bei einer gemeinsamen Wanderung auf die Mädelegabel ein heiliger Bund schloß, gemeinsam für diese Lichtwelt zu kämpfen. Wie sie dann im Herbst des

nächsten Jahres aus ihrem Elternhause, auch einem Künstlerhaus — ihr Vater ist der bekannte Maler Peter Paul Müller —, für immer als Frau Scheller nach Oberstdorf kam. Und nun hatte sie selbst unendlich zu kämpfen, bis sie ihren Mann, der zu scheu war und wenig Selbstvertrauen hatte, bewegen konnte, seine Arbeiten im Münchener Glaspalast 1922 auszustellen. Und dann der Jubel, als der bayrische Staat für die Pinakothek sofort Bild und Radierungen ankaufte und die Kritik die klare Kraft anerkannte!

Wir verlassen den Reichtum dieses kleinen Atelierwinkels und kehren zurück in das freundliche blaue Stübchen. Ich will mich, tiefsten Herzens dankbar, verabschieden; da öffnet sich die Türe und herein kommt eine junge, kernfrische, stattliche Erscheinung, der aufrichtige Gesichtsausdruck wie gemeißelt — es ist Rudolf Scheller selbst.

Ich staune über die Jugend dieser fest umrissenen Persönlichkeit. Noch einige Augenblicke setzen wir uns zusammen um den blaugedeckten Tisch nieder, und ich vernehme im ernsten Gespräch, wie weit der Maler in der Forderung ehrlicher Kunst und der Gesundung deutschen Geistes geht, so daß er sogar fast ein Gegner der Romantik erscheint, weil sie durch ihre ungebändigte Phantasie oft nicht ganz rein und klar die großen künstlerischen Gesetze einhält, die für Scheller erstes Lebensgebot sind und sich noch im letzten Zeichenstrich der großen inneren Erkenntnis einordnen.

Ich sehe mehr und mehr: wir haben hier keinen Träumer vor uns, der in der Weltflucht seinen Kunstzielen lebt, nein, einen Menschen voller wahrer Erkenntnisse, der mit beiden Beinen in der Gegenwart stehen will, um dadurch um so wuchtiger für die höchsten und ewigen Ideale zu wirken.

Begeistert von so starker Auffassung und Strenge des Kunstbegriffes sage ich: „Würden Sie nicht junge Talente unter Ihre Leitung nehmen, daß sie im gleichen Geist erzogen würden zur Gesundung unserer verwirrten Zeit?"

Und Scheller antwortet: „Wir, einige Kollegen und ich, haben einen kleinen Kreis, wo wir diesen Anschauungen dienen; da könnte sich ja der eine oder andere junge Kunststudierende anschließen. Aber Lehrer sein — nein —, denn ich bin zutiefst davon überzeugt, daß man in der Kunst zwar bis zum letzten Atemzug strebend, doch selbst immer nur Schüler und Lernender bleibt."

Ich verabschiede mich in bewegtem Verstehen ...

Draußen umfängt mich eine überwältigende Sonnenflut; die Gebirge stehen unter dem Glanz des Gestirns, der Himmel ist uferlos in seiner kristallenen Bläue, die Erde atmet weit in strahlender Reinheit.

Inniger und verständnisvoller schaue ich die Landschaft an. Da war also nun eine reine Künstlerkraft, die dieser Umwelt entsprossen — und die heißt Rudolf Scheller. F.



Zu unsrer Musikbeilage

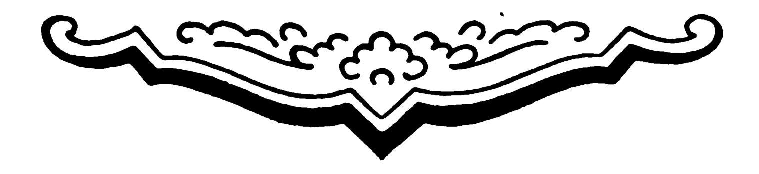
Dem Komponisten unserer diesmaligen Musikbeilage hat, wie so manch einem großen Talent auf heimischem Boden, die Ungunst der Verhältnisse den Weg zur breiten Öffentlichkeit bisher versperrt. Für die außerordentliche lyrische Begabung Eduard Bornscheins zeugen handschriftlich in so reicher Fülle vorliegende Kompositionen, daß man es mit tiefer Wehmut empfindet, wie hier ein von edlem Streben und hoher schöpferischer Potenz durchdrungener Tondichter noch dem Recht auf öffentliche Anerkennung entsagen muß. Es ist dies heute mehr wie jemals zuvor das Schicksal grade bedeutender Schaffender, nachdem unsere zerrüttete Wirtschaftslage die Veröffentlichung neuer Werke beinahe unmöglich gemacht

hat. Für die Echtheit schöpferischer Triebkraft in unserm Tonkünstler ist es bezeichnend, daß er unbeirrt durch die Ungunst hemmender Verhältnisse mit nie erlahmender Schaffensfreudigkeit dem Gebot seines Genius folgend die Fülle seiner Gaben immer wieder aufs neue vermehrt.

Es sind hauptsächlich Dichtungen der Neuzeit, die des Komponisten Phantasie die Anregung zu musikalischem Neuschaffen geben. So ist z. B. der musikalisch meist schwer zugängliche Stefan George mit einem ganzen Zyklus unter den Vertonungen Bornscheins vertreten. Unser Tondichter versteht es wie selten einer, den Stimmungsgehalt eines Gedichts musikalisch zu vertieftem Ausdruck zu bringen. Die stets poesievolle Begleitung ist ihm dabei ein wesentlich verstärkender, alle Einzelheiten seelischer Regungen durchdringender Faktor. Darum stellt er in seinen Gesängen nicht geringe Anforderungen an deren Wiedergabe, der nur hochstrebende ernste Künstler gewachsen sein dürften. Das Interesse solcher für den genialen Komponisten wachzurufen und ihm somit den Weg zu öffentlicher Anerkennung ebnen zu helfen, dazu soll unsre Notenbeilage fördernd mithelfen.

Die schwer lastende und doch feierliche Stimmung des Lienhardschen Gedichts, die schmerzerfüllte Sehnsucht nach Befreiung von Erdenleid und Erdennot hat in Bornscheins Vertonung einen ergreifenden Ausdruck gewonnen. Die Kühnheiten der harmonischen Struktur entsprechen trefflich dem seelischen Zustand, und die nach lichten Höhen strebenden Harmonien geben dem Schluß des Liedes den Erlösung hoffenden versöhnenden Ausklang; freilich nicht ohne mit überraschendem Harmoniewechsel im Schlußakkord an die Grundstimmung des Gedichts in edler Wehmut zu erinnern.

Bornschein lebt jetzt in Weimar, wo er die Wildenbruchsche Villa erworben hat. Vorher wirkte er in Saarbrücken langjährig und aufs erfolgreichste als Konzertdirigent und als Konservatoriums-Direktor. Prof. Karl Zuschneid



Türmers Tagebuch

Der Totengräber Europas
Frankreichs Ritterlichkeit im Lichte der französischen Kriegsgreuel · Umschwung der Weltmeinung · Das kommt vom Ruhreinbruch · Wilsons Tod · Was Macdonald will · Gott hat dem Teufel noch nie ein langes Regiment gelassen

Mit dem Ruhreinbruch stand Frankreich auf dem Gipfel. Im Tagebuch unsres Januarheftes wurde aber bereits auf allerlei Vorzeichen einsetzenden Abstieges verwiesen. Die Entwicklungen zweier weiterer Monate haben diese Voraussage bisher nur bestätigt.

Der Weltkrieg war eine ruchlose Tat. Zwar mußte ja Ärgernis kommen; das lag so in der dicken, diesigen Luft der letzten Friedensjahre, denen der Friede der Gemüter längst abhanden gekommen war. Doch wehe denen, durch die das Ärgernis kam!

Sie fühlten es und jagten daher durch die Lüge von Versailles als ihren Sündenbock uns in die Wüste. Für den Seelenkenner war die Schuldfrage damit schon entschieden. Wer den Mißhandelten zwingt, sich selber zu bezichtigen, der hat ein sehr böses Gewissen.

Dem seelenkundlichen Beweise folgten bald die tatsächlichen. Die Berliner Archive bewiesen die deutsche Unschuld; die Petersburger, vom Bolschewismus geöffnet, die feindliche Schuld. Belgische und serbische Bekenntnisse füllten Lücken aus. „Poincaré a-t-il voulu la guerre?“ Vor mehreren Jahren schon warf der Franzose Gouthenoire de Toury diese Frage auf. Sein scharfsinniges ehrliches Buch bejahte sie glatt.

Rußland machte den Krieg, aber Frankreich hat es dazu angestiftet. Poincaré gab dem russischen Botschafter Iswolski sein Wort bedingungslosester Hilfe. So oft sich an der Newa den Entschlüssen wieder des Zauderns Blässe ankränkelte, da gerieten er und seine Minister in die höchste Bestürzung. Um die öffentliche Meinung Frankreichs zu bearbeiten, übernahm er selber die Bestechung der Pariser Presse mit rollenden Rubeln. Sie waren keineswegs wohlfeil, wohl aber feil, die Herren von der „Liberté“, vom „Paris midi“, vom „Radical“, vom „Petit Parisien“, und der „Temps“ zumal zeigte eine Schamlosigkeit, die den russischen Agenten

Raffalowitsch mit Ekel erfüllte. Als dann in den Julitagen 1914 Iswolski meldete, Rußland marschiere, antwortete Poincaré, „daß er den Krieg mit Ungeduld erwarte". Hatte der französische Professor Reynaud unrecht, wenn er ihm ins Gesicht schrie: „Sie sind der erste Totengräber Europas?"

* * *

Dieser Mann hatte aber dennoch die Stirn, in seiner fünfzigsten Sonntagsrede zu beteuern, er verabscheue die Gewalt. Und geschwollen frug er, wann Frankreich jemals seine Jahrhunderte alten Tugenden des Edelmutes und der Ritterlichkeit verleugnet hätte. Auch darauf einige Antworten aus französischem Munde.

Im Jahre 1911 gab der Oberstleutnant Montaigne sein Buch über den kommenden Krieg heraus. Er war von den Tugenden des Edelmutes und der Ritterlichkeit derart durchdrungen, daß er die Worte niederschreiben konnte: „Grauen verbreiten, alles vernichten, zerstören! Der Krieg ist das Werk höchster Leidenschaft, grenzenlosen Hasses, maßloser Grausamkeit. Er muß mitleidlos, ohne Skrupeln irgendwelcher Art geführt werden. Töten, töten, soviel wie nur möglich — das ist der moderne Krieg. So lange töten, bis nichts mehr zu vernichten ist! Der Haß, der Blutdurst, der Vernichtungswille müssen alle Kriegshandlungen beseelen."

Dieser Generalstäbler stand, als es dann wirklich hart auf hart kam, an hoher Stelle. Er machte von ihr aus sein Wort zur Tat, und die anderen waren aufgeschlossene Schüler. Wohin dies führte, das beweist das Buch des Obersten Demartial: „Wie unser Haß organisiert wurde." Hier findet man zum Beispiel das vielsagende Geständnis verzeichnet, daß an der Front die „Tradition" herrschte, jeden deutschen Gefangenen, bei dem man eine Uhr fand, als Leichenräuber niederzuschießen. Später kam wegen des Aufsehens Befehl, diese Morde lieber geräuschlos mittels der Gewehrkolben auszuführen.

Eine Reihe weiterer Beweisstücke für französischen Edelmut und Ritterlichkeit hat der General Perein in einer Studie gesammelt, von der übersetzte Bruchstücke bereits in der „Münchener Zeitung" erschienen. In der „Revue des Deux-Mondes" vom 15. Mai 1922 schrieb Georges Gaudy: „Einer französischen Abteilung wurde Weisung gegeben, einen eroberten Graben mit lebenden Deutschen zu säubern. Die Deutschen sollten niedergeschossen werden. Da kam der Befehl: Es sind Brandgeschosse zu verwenden, damit die Boches bei lebendigem Leibe verbrannt werden!" In der Monatsschrift „Notre Voie" vom März 1921 erzählt ein Fliegeroffizier, der General Boyer habe ihm befohlen, alle erreichbaren offenen deutschen Städte mit Giftgasbomben zu belegen. Der Stabsarzt Koechlin bezeugte in einer Verhandlung vor dem Epinaler Kriegsgericht, daß Oberst Petitmange am 25. September 1915 sämtliche deutsche Gefangenen durch Handgranaten umbringen ließ; außerdem wurde ein deutscher Lazarettposten samt Ärzten, Schwestern, Verwundeten „exterminiert". Häufig wurde den Gefangenen der Revolver an die Schläfe gesetzt, um Mitteilungen zu erpressen. Ob er sprach oder nicht — er wurde erschossen . . . Was hätte man von den Deutschen gesagt, wenn sie sich solcher Greuel schuldig gemacht hätten?!

In seinem Buche „Barbarie Universelle“ schreibt Lorulot: Am 25. September 1914 wurden die in einem Lazarett bei Orchies befindlichen Bayern von den Poilus verstümmelt. Nase und Ohren nebst den Genitalien wurden ihnen abgeschnitten, dann stopfte man ihnen Sägespäne in Mund und Nasenlöcher, wodurch sie erstickten ...“

Man beachte, es sind dies alles Stücke, die ein französischer General aus französischen Quellen beibringt. Er fügt aber hinzu, daß er auch die amtliche deutsche Liste französischer Kriegsverbrechen für unumschränkt wahrheitsgemäß halte. Er schließt — und wer dankt ihm nicht für diese wahre Ritterlichkeit? —, es sei hoch an der Zeit, gegen die gut gespielte Entrüstung aufzutreten, die aus den Deutschen die wilden Tiere Europas machte. „Auf die Gefahr hin, als ‚Boche‘ beschimpft zu werden, erkläre ich, daß wir nicht die geringste Ursache haben, uns über deutsche Grausamkeiten, die vermieden werden konnten, aufzuregen, denn wir selbst haben auf diesem Gebiet viel mehr geleistet.“

* * *

So gebar die böse Tat fortzeugend Böses nach Bösem. Auf den Versailler Frieden trifft Shakespeares Wort zu:

„Vom Frieden red' ich, während unterm Lächeln
Der Ruh' versteckter Haß die Welt verwundet.“

Die „Wiedergutmachungen“ wurden sinnlos hochgeschraubt, um als Vorwand zu dienen für Frankreichs Pfänderpolitik, die nur arglistige Raubsucht ist. Man verlangte das linke Rheinufer, drang aber nicht durch mit diesem Anspruch. Da schlug man die vorläufige Besetzung vor, um während dieses Zeitraums den endgültigen Diebstahl verschlagen vorzubereiten.

Mit hinterlistigen Absichten also schon betrat man das kampflos geräumte Rheinland. Wie zielbewußt man weiter arbeitete, das braucht nach all dem Erlebten nicht bis ins einzelne nachgewiesen zu werden. Die Separatistenschande schreit ihr gellendes j'accuse in die Welt. Die feige Schwäche Bonar Laws und Baldwins bestärkten ein siegeswahnsinniges Volk in dem lächerlichen Gedanken von seinem gottgegebenen Rechte, alles Recht unter die Füße zu treten; Schritt für Schritt ging es vor, gewalttätig gegen uns, falsch selbst gegen den bisherigen Freund. Mit allerhand Ränken und Übergriffen sucht man die englische Besatzung aus Köln zu drängen. „Was hat der Brite am Rhein zu suchen? Er gehört uns!“

* * *

Allein der bösen Tat folgt der Fluch; der Hybris die Nemesis. Die Welt erwacht aus dem Bannschlaf der Lüge. Mag Poincaré noch so schwülstig schwätzeln von dem Frieden, den Frankreich erstrebe, mit allen Kräften des Herzens und Geistes; von dem Glück, das es auch dem alten Feinde gönne, wofern er ihm nur nicht mehr an die Gurgel fahre: die Tat verleugnet zu schamlos das Wort.

Die Weltmeinung ist umgeschlagen. Lange war der feurige Engländer Morel ein Prediger für Taubstumme. Jetzt aber horcht man, wenn sein Gradsinn aus tiefster Brust aufschreit: „Macht der Unmoral ein Ende! Öffnet die Archive! Zer-

stört die Kriegslüge und den Versailler Vertrag mit seinem krassen Unrecht und seiner Unmenschlichkeit!" Lloyd George, Frankreichs Helfershelfer bis zum knock out, fühlt sich jetzt angewidert und erörtert offen die Aussichten einer Einkreisung des gestrigen Zeltgenossen. Der Amerikaner Herron, der einstige Berater Wilsons, derselbe Mann, der uns so furchtbar wurde durch seinen Rat an den begriffsstutzigen Kurt Eisner, Deutschland solle sich durch freies Sündenbekenntnis einen besseren Frieden erkaufen, er schreibt nunmehr, das Verbrechen Frankreichs an uns sei in seiner teuflischen Schläue und Gemeinheit ohne Vorgang. Poincaré werde einer der verabscheutesten Namen der Weltgeschichte sein. Er versteigt sich zu dem Worte, es gebe nur eine Wiedergutmachung — und das sei die Austilgung Frankreichs.

Das sind Zusätze zu unseren Beispielen im Januarheft, die nicht unverzeichnet bleiben durften. Sie verraten, daß der Weltunmut lawinenhaft anschwillt. So weit die englische Zunge klingt, bewundert man wieder den Scharfblick Carlyles, der in seinem berühmten Briefe an die „Times" vom November 1870 die Niederlagen des „windigen, ruhmsüchtigen, gestikulierenden, haderlustigen, ruhelosen Frankreichs" für gerechte Strafe und europäische Notwendigkeit erklärte.

Das gefährliche Volk hat sich in eine Sackgasse verirrt. Deutschland sollte zahlen, daß Frankreich seine 338 Milliarden Schulden los würde; es sollte aber zugleich seiner Industriegebiete beraubt werden, ohne die es nicht zahlen kann. Wirtschaftliche Not und politischer Ehrgeiz arbeiteten gegeneinander. Der Franc folgt daher dem Rubel, der Krone und der Mark ins Bodenlose. Dagegen helfen auch keine neuen Steuern, Taxen, Tarife, selbst nicht das Jammergeschrei des „Matin": „Franzosen, rettet die Währung!" Keiner hat Vertrauen mehr zu Frankreich, weder der Politiker, noch was heutzutage viel schwerer wiegt, der Finanzmann. Poincarés „Politik des nationalen Heils" hat ins Unheil geführt.

„Das kommt vom Ruhreinbruch", rief ihm der Sozialist Leon Blum in der Kammer zu.

* * *

Der Umschwung ist da; der Gegenstoß hat eingesetzt. In England wurde Baldwin gestürzt; einzig wegen seiner Schwäche gegen Poincaré. Das britische Volk erkannte, daß zage Halbheiten nur ganze Dummheiten sind.

Zum ersten Male übernahm ein Arbeiterführer die Leitung des Kabinetts. Er bekam sie, weil man von ihm ein tatkräftiges Auftreten gegen Frankreich erhofft, das sich aus dem britischen Ententefreund wieder in den hergebrachten Erbfeind zurückmausert.

Stellt sich nicht alles auf den Kopf? Die Tories sind in der Geschichte um ihrer stockenglischen Eigensucht, Rücksichtslosigkeit und Härte willen berüchtigt. Nun aber versagten sie aus Deutschenhaß, und man rief den auf internationale Verständigungen eingestellten Sozialisten, damit endlich starke nationale Politik getrieben werde!

Man hat damit recht getan. Denn Mac Donald ist gewiß ein ehrlicher Friedensfreund, allein Pazifist ist er nicht. Davor bewahrt ihn sein tapferer Menschenverstand, der ihm sagt, daß das Gute nur siegen kann, wenn es das Schlechte bekämpft.

So lehnt er auf das eindeutigste ab, sein Land geringschätzig behandeln zu lassen, und ist zu sehr Idealist, als daß er nicht geneigt wäre, französischem Unrecht in den Arm zu fallen. Von ihm ist jedenfalls für uns das Maß an Hilfe zu erwarten, das uns von England überhaupt jemals kommen wird. Jeder räuberische Anschlag Frankreichs hat auf Widerstand zu rechnen. Dem Unsinn der französischen Doppellogik stellt Mac Donald den einfachen Kettenschluß entgegen: Deutschland soll bezahlen. Also muß man sorgen, daß es bezahlen kann. Es kann aber nicht, bevor Ruhr und Rhein zurückgegeben sind. Also „Entmilitarisierung der besetzten Gebiete“ und für die Übergangszeit ein „wasserdichtes“ Moratorium.

Das ist offenbar ebenso die Ansicht der amerikanischen Sachverständigen in dem einberufenen Ausschuß zur Prüfung der Zahlungsfähigkeit Deutschlands. Ihr Obmann Dawes führt den Titel eines Generals. Er ist aber nie Soldat gewesen, sondern hat lediglich im Kriege die Heerestransporte nach Frankreich mit glänzender Umsicht ins Werk gesetzt. Später hat er daheim als „Minister der Ersparnisse“ den auch dort nötig gewordenen Beamtenabbau so rasch, geräuschlos, ausgiebig und reinlich durchgeführt, daß er sich als Spezialist zur Säuberung von Augiasställen einen Namen machte. Ein Mann eben, der an sich selbst glaubt, daher wenig, jedoch unverblümt redet, fast gar nicht schreibt, dafür aber zupackt. Seine Äußerungen über die „nationalistischen Aasgeier“ und die Sinnlosigkeit von Reparationsziffern aus der vierten Dimension papierener Schätzung haben die Hoffnung Frankreichs, ihn unter Aktenstößen zu erdrücken, verblüffend schnell zunichte gemacht.

„Heilen wir zunächst Deutschland!“ Wie anders klingt dieses Wort, als jenes andre, das einst Woodrow Wilson gegen uns schrie: „Gewalt, äußerste Gewalt!“ Der Mann hatte sich wieder wählen lassen unter dem Feldgeschrei, er allein vermöge Amerika vor der Teilnahme an dem Kriege zu bewahren. Kaum gewählt, hetzte er in den Krieg. Dem Millionenzuzug amerikanischer Soldaten allein verdankt Frankreich den Umschwung des Jahres 1918. Dann fing er das Kabinett Max von Baden mit seinen vierzehn Punkten, um diese in Versailles hurtig zu verleugnen. Heimgekehrt fuhr er durch das in seinem Gewissen doch beunruhigte Land und versicherte täglich in zwölf und mehr Städten, das nichtsnutzige deutsche Volk sei noch viel zu glimpflich weggekommen.

Die Charakterbilder, die man jetzt nach seinem Hinscheiden von ihm liest, schwanken zwischen dem hochstrebigen Idealisten, für dessen Ideale das Jahrhundert nur noch nicht reif war, und dem abgefeimten Betrüger.

Ein reiner Mensch war Wilson keinesfalls. Ein solcher hätte seine Wahlen niemals von den Börsenkönigen Baruch und Morgan bezahlen lassen. Das stempelte ihn zum Handlanger des gewissenlosesten Jobber- und Geldmachertums. Wohl oder übel war er gezwungen, die ungeheuren Waffenlieferungen zu gestatten und zu rechtfertigen, durch die sein Land schon längst unser gefährlichster Feind war, als er noch heuchlerisch vorgab, neutral zu sein.

Man zeichnet ihn wohl am richtigsten als einen engen, rechthaberischen Geist, der die Welt schulmeistern wollte, aber dabei seiner Eitelkeit unterlag. Schlau wußten ihn die Franzosen an dieser Schwäche zu packen. Als er in Paris einzog, wurde er gefeiert wie Jesus am Palmsonntag. Von nun an war er für jeden Be-

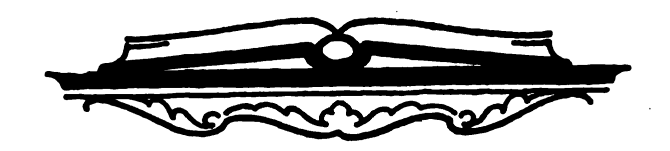
trug und jeden Wortbruch zu haben. Freilich war mit dem Tage von Versailles auch seine Rolle ausgespielt. Seine eigenen Leute schämten sich seiner. Er war moralisch schon mehr als vier Jahre tot, bevor er am 3. Februar dieses Jahres auch körperlich starb. Ein Amerikaner war es, der von ihm schrieb: „Er stieg empor wie eine Leuchtkugel und ging nieder wie ein schmutziger Lappen.“

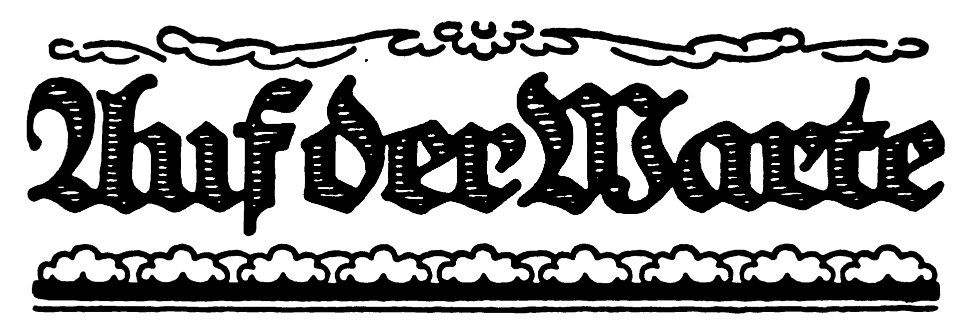
Von seinem Völkerbunde haben die Pazifisten den Himmel auf Erden erwartet. Was daraus wurde, war eine schamlose Rückversicherung des Versailler Raubes.

Auch Mac Donald war damals Hoffer und ist übel enttäuscht worden. Nunmehr zur Macht gelangt, will er aber offenbar Wandel schaffen. Er sieht im Völkerbund ein Werkzeug seiner Pläne. In Genf soll das deutsche Problem gelöst werden, das Botschafterkonferenz und Rheinlandkommission bisher mit Eisenbartkuren mißhandelten. Wenn England dann wirklich seinen Entschluß entschlossen in die Schale des Rechtes wirft, dann kann es Frankreich neue Peinlichkeiten bereiten. Dieses weiß, warum es sich so leidenschaftlich gegen jeden solchen Vorschlag sträubt.

Alles in allem: Noch ist's zwar nicht Zeit zum Aufatmen. Wohl aber zeigen die Entwicklungen der Dinge ein Aufdämmern des Überrationalen in der Geschichte. Es gibt ein geheimnisvolles Walten in jedem Geschehen, das wir nicht durchschauen, nur ahnend spüren. Dem Reichsfreiherrn vom Stein lag metaphysisches Sinnieren fern. Allein er studierte Geschichte und dachte fleißig darüber nach. Oft hat er betont, dies habe ihn gelehrt, daß Gott dem Teufel niemals ein langes Regiment gelassen habe.

F. H.





Die „geistige Rechte“

Wir lesen in der politisch-aktivistischen Wochenschrift „Gewissen“ (Herausgeber E. Stadtler, Berlin):

„Vor dem Kriege behandelte man in Kreisen der politischen Rechten diese Dinge (völkische Ausgestaltung der Kultur) mit einer Zuversichtlichkeit, die den Zweifel daran, ob es eine deutsche Kultur gibt oder nicht gibt, gar nicht erst aufkommen ließ. Man war der deutschen Kultur so gewiß, wie man der deutschen Weltstellung gewiß zu sein glaubte. Man besaß die Erinnerung an Weimar und Königsberg nebst entsprechenden Werken. Man besaß außerdem das Bewußtsein von Richard Wagner, und man verknüpfte namentlich Bayreuth gerne mit Rassentheorien, die eine neudeutsche Weltanschauung vergüten sollten und nur leider in der völkerkundlichen Vorarbeit stecken blieben, einer Vorarbeit, welche wissenschaftlich verdienstvoll genug war, aber gerade an den Stellen offen und dunkel und widerspruchsvoll blieb, wo sie geschichtsphilosophisch hätte gedeutet werden müssen. So entsprach der politischen Rechten keine geistige Rechte. Mit derjenigen, welche es gab, war keine Bewegung verbunden. Sie war kaum das, was man eine ‚Richtung‘ zu nennen pflegt. Ihre Wortführer konnten niemals die nationalpolitische Bedeutung erlangen, die in Frankreich den Bergson, den Charles Maurras und Maurice Barrès, in Italien d'Annunzio zukam, Dichtern und Denkern, die ihren Völkern einen Sendungsgedanken verdeutlichten und ihn selber verkörperten. Es war nur noch Gesinnung in dem Volke der Dichter und Denker vorhanden, aber diese Gesinnung war unfähig, lebendige Werte hervorzubringen, war unsicher und zugleich überheblich im Urteil und voll von Schulmeinungen. Es war die Gesinnung namentlich der ‚Täglichen Rundschau‘ (?!), die durch Jahrzehnte hin die Bildung unserer Gebildeten betreute, die ihnen alles lobte, was deutsch war, weil es deutsch war, und es so einer literarischen Linken besonders leicht machte, ausschließlich für sich den ‚Geist‘ zu beschlagnahmen.“ ...

Eine gewichtige Frage! Leider wirbeln dem Verfasser verschiedene Punkte durcheinander, statt daß er den Kern seiner Anklage reinlich herausschält. Wir versuchen zu sichten.

1. Die „Tägliche Rundschau“ (Manz) zeichnete sich durch eine gut bürgerliche Unterhaltungsbeilage aus, erfüllte demnach ihre Aufgabe und beanspruchte keine besondere Führerstellung. Sie besaß eine Gemeinde, was sehr viel sagen will (wie etwa in Frankreich die „Annales politiques et litéraires“). Dies ist also eine Sache für sich; sie scheidet aus.

2. Des Verfassers erste Sätze: „Man“ war „der deutschen Kultur so gewiß“ und „man besaß“ Weimar, Bayreuth, Königsberg — wollen ironisch also besagen, daß die Vertreter der politischen Rechten auf diesem Schall und Namen erlauchter Kulturstätten schliefen wie Fafner auf seinem Golde. Deutlicher: „man“ besaß sie also nicht. Wer sind diese „man“? Ist damit gemeint, daß etwa eine nennenswerte Gruppe der Linken oder sonst ein namhafter Teil des geistigen Deutschlands den Sinn und Gehalt jener Kulturkreise in Wahrheit besaß? Doch wohl nicht. Wir Wenigen, die wir parteilos-vaterländisch den schlaffen und schlafenden Teil des Volkes umsonst wachzurütteln versuchten, eben im Anschluß an die wahrhaft lebendig erfaßten und vertieften Kulturkreise von Weimar, Bayreuth und der Wartburg: wir haben zwar Hörer gefunden, doch die geistige Haltung der Gesamt-

heit nicht zu ändern vermocht. Dies lag jedoch nicht nur an der „politischen Rechten“, nicht an unsrem Unvermögen: vielmehr an der geistigen Haltung des deutschen Volkes überhaupt.

3. Die Behandlung der Rassenfrage (die ich persönlich immer vom Geistigen aus anfaßte, Edelrasse fordernd, Erneuerung von innen heraus) ist wieder ein Punkt für sich. Hier gehen Forschung und Erörterung weiter.

4. Der Hauptvorwurf nun, daß der politischen Rechten „keine geistige Rechte“ entsprach, besticht auf den ersten Blick; schärfer umgrenzt ihn der Verfasser durch das Wort: „Mit derjenigen, welche es gab, war keine Bewegung verbunden.“ Bewegung? Was heißt „Bewegung“? Eine laute und mannigfaltige Erörterung, wie etwa um Spengler oder Einstein? Da läßt sich antworten, daß mit dem Wirken von Männern wie Chamberlain oder Eucken allerdings „Bewegung“ verbunden war. Man könnte auch an Dr. Joh. Müller, an den deutschen Dezentralisationsgedanken („Heimatkunst“ als Forderung, daß das ganze Reich mitarbeiten müsse), an die idealistische Jugendbewegung und ähnliches erinnern. Daß keine das ganze Volk erneuernde Lebensbewegung von dem Ruf nach Reichsbeseelung ausging, ist eine tragische Sache für sich. Auch Friedrich Nietzsche, dem man doch wahrlich nicht nur „Gesinnung“ vorwerfen kann, ist ungehört in den Wohnsinn gegangen; Heinrich von Stein (ich habe ihn bewußt an die Spitze meiner „Wege nach Weimar“ gestellt) ist aus dem Zeitgeist hinweggeschmolzen, während Zola in Berlin einzog; die zahlreichen gedanklichen Anregungen Richard Wagners und seines Kreises (man lese Stein-Glasenapps Wagner-Lexikon) sind ohne bedeutende Auswirkung geblieben, während der aus Frankreich eingeführte Naturalismus die deutsche Literatur beherrschte; ein Hans Thoma oder Wilhelm Steinhausen, ein Wilhelm Raabe, ein Ludwig Bruckner blieben bis in ihr hohes Alter ohne Einfluß, ohne „Bewegung“ — und gehören sie etwa nicht zu den besten Vertretern deutschen Herzens? Um so leidenschaftlicher wurden die Lohn- und Magenfragen der organisierten Massen erörtert. Eine Massen-„Bewegung“ gab es allerdings; sie hat unser Menschentum erstickt.

Und da kommt nun vollends ein kecker und leichtfertiger Satz in der genannten Zeitschrift:

„Die Folge war die Revolution, die von eben dieser Seite her (von der Rechten) durch eben diese Jahrzehnte hin intellektuell vorbereitet wurde...“ (!)

Dieser Satz ist glattweg Unfug. Meint der Verfasser den schläfrigen Teil der deutschen Rechten, so ist auch dies unzulänglich: denn alle schläfrigen Teile des deutschen Volkes sind mitschuldig. Meint er uns geistige Vertreter einer idealistischen oder edleren Weltanschauung, so ist der Satz erst recht Beleidigung. Die Männer, von denen oben einige genannt sind, haben ihre Pflicht getan; es gab Geister, die an der deutschen Seele hämmerten und bauten: aber sie wurden weder von der Kritik (erst recht nicht von links) noch von der Geisteshaltung des Gesamtvolkes entscheidend getragen und mußten das Heiligtum in stille Kreise retten. Um ihre Eilande her tobte Sinnlichkeit, Schaustellung, Materialismus. Einen Teil der politischen Rechten freilich trifft ein Vorwurf: daß er, von ganz oben an, auf äußere Machtstellung, Gepränge, Schiffstaufen, Denkmalsweihen und ähnliches zu viel Wert legte. Das hat tragisch genug geendet.

5. Wenn dann das „Gewissen“ Anklagen von Paul Friedrich aus der rechtsstehenden „Deutschen Zeitung“ beistimmend anführt, so nicken wir freilich dazu mit wehmütiger Bestätigung:

„Paul Friedrich sagt: ‚Deutsch sein und geistig rückständig sein, ist wirklich von Natur aus nicht dasselbe.‘ Paul Friedrich erläutert dieses Wort von der praktischen Seite her mit dankenswertester Deutlichkeit. Er bemerkt ‚von der Literatur‘ aus: ‚Ist das ein Zustand, daß bis auf zwei, drei Bühnen alle Theater Berlins in fremden Händen sind? Wo sind die deutschen Finanzkreise? Schlafen sie auf beiden Ohren? Wie wollen sie deutsche Kultur in Deutschland siegen sehen, wenn sie für Literatur und Kunst so gut wie nichts tun? Wo ist der große völkisch gerichtete, gut dotierte Verlag, der sich für die stärksten und besten Talente deutscher

Art einsetzt, auch wenn sie nicht faustdick Tendenz auftragen? Gibt es denn gar keine Einsicht, daß sonst gerade die Talentvollsten zur Gegenseite laufen, weil sie dort materielle und geistige Förderung finden?' Paul Friedrich beklagt hier Zustände, die kein Geheimnis sind. Wir kennen Fälle, in denen die Talentvollsten ‚zur Gegenseite', wir wollen nicht sagen, übergelaufen sind, aber sich gezwungen gesehen haben, ihr mit ihren Arbeiten zu dienen, um überhaupt zu Worte zu kommen. Und warum? Weil die eigene Seite, die Seite ihrer persönlichsten Überzeugung und einer deutschesten Zugehörigkeit versagt: weil sie noch nicht einmal die Urteilskraft aufbringt, um zu erkennen, daß in dem betreffenden Falle das ‚Talent', von dem Paul Friedrich ausgeht, überhaupt vorliegt, worin es besteht und wie es angesetzt werden müßte. Erschwert wird dieser Zustand der Dinge, der nach der geistigen Seite hin schon unerträglich genug ist, dann noch von der wirtschaftlichen Seite her: durch jene Tatsache, daß sich Verlage, Bühnen, Kunsthandlungen in einer überwältigenden Überzahl im Besitze und unter der Leitung von Leuten befinden, die der politischen Linken angehören. . . ."

Soweit das „Gewissen". Was gemeint ist, wissen wir. Rührigkeit und Meinungsmache wirken in der Tat „links"; desgleichen die Formkünste, die durch sinnliche oder stilistische Reize den mangelnden Herzensgehalt verdecken; desgleichen der Intellektualismus oder die Verstandeskultur. Wahr ist auch, daß die „Rechte", z. B. der Großgrundbesitz, nicht seine geistigen Aufgaben erfaßt hat. So war's schon zu Fontanes Zeit, so ist es noch heute.

6. Der Verfasser hält zum Schluß eine zuversichtlich gestimmte Ausschau: ob wohl jetzt eine „geistige Rechte" möglich sei? Wir meinen unsrerseits, daß die aufbauenden Seelenkräfte einer Volksgemeinschaft nicht rechts noch links, auch nicht in der Mitte wirken: sondern innen, im Herzland. Es gibt Bücher, Kunstwerke, Menschen, die in den Herzens- und Geistesbesitz des Volkes übergehen; dazu gehören nicht nur Schiller oder Beethoven, sondern auch Schubert oder Ludwig Richter oder Moritz von Schwind, auch Scheffels „Ekkehard" oder Hauffs „Lichtenstein" und Uhlands Gedichte — um nur einiges herauszugreifen. Man kann sie nicht links oder rechts einreihen.

Gelingt es aber dem „Gewissen", das Gewissen der konservativen Kreise wachzurütteln zu stärkerer Kulturarbeit — Glück auf!

F. L.

*

Kind und Verbrechen

Vor kurzem brachten die Tageszeitungen folgende Notiz: „Der Wiener Polizei gelang es nach langer Mühe, eine 22köpfige Kinderräuberbande, deren Mitglieder sich durchweg im Alter von 8 bis 14 Jahren befanden, auszuheben. Die Kinder, die sich bei den Verhören wie gewiegte Verbrecher benahmen, trieben ihr Unwesen vornehmlich im Praterviertel, wo sie aus den Kaufläden und aus den Einkaufstaschen der Frauen Waren und Geld stahlen. Der Führer der jugendlichen Räuber war ein dreizehnjähriger Junge, der den Ehrentitel ‚der Millionendieb' führte."

Dieser „Fall" ist leider nicht einzig. Er ist vielmehr ein typisches Beispiel für viele Betrügereien und Diebereien, die heute in Städten sowohl wie in Dörfern ausgeführt werden. Man gehe einmal aufmerksam um die Buden des Jahrmarkts, auf das Feld im Herbste oder hinter den Wagen her, die mit Kohlen, Kartoffeln, Zuckerrüben, Weißkohl beladen sind — immer wiederholt sich das gleiche, häßliche Bild des Stehlens. Und häufig genug sieht man neben dem einsam stehlenden Kinde das wohlorganisierte Helfersystem, so genau ausgeklügelt, daß der verabredete Diebstahl gelingen muß.

Zur Rede gestellt, wirft das Kind die Ausrede hin: „Ach — das schadet doch weiter nichts." — „Der . . . ist so reich; der merkt das bißchen gar nicht!" oder: „Meine Mutter, mein Bruder hat's gesagt, daß ich das . . . holen sollte". — „Ein bißchen ‚Klauen' schadet nichts!"

Es schadet nichts, das Stehlen und Rauben! Das ist die Entschuldigung!

Wenn wir den Ursachen dieser erschreckenden

Unmoral nachgehen, so steigt zunächst der lange Krieg, dieses grausige Gespenst unserer Tage, riesenhaft am Horizont empor. Er, der so namenloses Elend, Hunger und Erschlaffen uns bescherte, er griff auch mit seiner rohen Faust erbarmungslos in die Heiligkeit der Familie ein. „Es lösten sich alle Bande frommer Scheu ... !“ Die väterliche Strenge fehlte in der Erziehung unserer Jugend: die Kinder verwahrlosten. Mancher Heimkehrer erkannte kaum sein Liebstes wieder, das er mit so frohen Hoffnungen dereinst verlassen hatte. Mit zusammengebissenen Zähnen, Bitterkeit und Fluch im Herzen, mußte er nun sein Erziehungswerk von neuem beginnen. Ob es nicht häufig zu spät war?

Kaum war das Gespenst des Krieges beschworen, da begann ein neuer apokalyptischer Reiter durch das Land zu sprengen: die Arbeitslosigkeit! Und damit zugleich Hunger und Elend. Not kennt kein Gebot. Auch das siebente nicht. Und wer einmal auf dem abschüssigen Wege anlangte, der lief voller Verblendung weiter, stahl und stahl, mehr als er bedurfte, und wurde ein Räuber schließlich, wie jener dreizehnjährige Räuberhauptmann, den ich eingangs erwähnte.

Geht man den Fällen, in denen Kinder mit dem Strafgesetz in Konflikt gekommen sind, noch näher nach, dann sieht man letzten Endes gleißnerische Kinobilder sich mit „Abenteurer“-Romanen und „Seelendramen“ verwirren. Diese Giftpilze unserer Zeit haben furchtbar die Kinderseelen durchwuchert.

Trotz aller Zensurierung und Polizeiaufsicht gelingt es nicht (und wird es nie gelingen!), die Zerrbilder der Kinos unserem Kinde zu entreißen. Weil diese Veranstaltungen ein Grundübel der Zeit sind. Die Verfasser der „Dramen“ sind nämlich feine Psychologen, die genau wissen (der Geldinstinkt spielt hier die große Rolle!), was das Volk sehen will.

Immer führt man das „Volk“ zum Reichtum ins Haus. Da zeigt man, wie der „höhere Mensch“ nur sich selber lebt, wie er alle Moral unbeachtet läßt, sobald es gilt, Genüsse aufgeben zu müssen. Wenn die Sorge an ihn herantritt, streckt er ohne Gewissensbisse seine gepflegte Hand nach dem Perlenkästchen der Geliebten oder zum Geldschranke des Freundes aus. Ach — und wie einfach, wie schnell geht das! Das Bild zeigt es in den kleinsten Phasen sehr genau: ein scheuer Blick aus rollenden Augen rund durchs Zimmer, ein Sichvergewissern an den Türen, der kurze Griff in die volle Kassette — und alle Not ist verschwunden! ...

Oder der „Held“ des Dramas geht in den Spielklub (derartige Klubs sind bei fast allen Kinovorführungen vertreten!), setzt seine letzte Mark und gewinnt ... und gewinnt ...

Wie gerne und wie gewissenhaft ahmt das Kind nach! Wir wissen's alle, die wir selber einmal phantasierend gehandelt und gespielt haben! Können wir uns wundern, wenn das darbende Kind von heute „Kino spielt“? Wenn es einen Diebstahl ausführt, um „glücklich“ zu werden? Wenn es einen Spielklub gründet, um sich darin zu bereichern? — Vor kurzem erst überraschte die Polizei in einer Gastwirtschaft Berlin-Tempelhofs einen derartigen Klub, der den Namen „Jugend“ führte. Der Vorsitzende dieser Vereinigung zählte 17, der Schriftführer 15 Jahre, während das jüngste Mitglied zwölfjährig war!

Unser Kind lernt nicht eher wieder das Mein vom Dein zu unterscheiden, ehe nicht der „Held“ des Kinodramas vollständig bankerott ist.

Und der Winkelschundbuchhändler dazu! Ich will keine Titel nennen, aber wer die Auslagen gewisser Bücherläden aufmerksam betrachtet, dem kann das Herz brechen. Die neuesten Erzeugnisse einer dunkeln Presse sind Zeitungen mit Bildern aus dem Dirnenleben, die auf ihrem Titelblatt keck den Kampf gegen Schieber- und Kokottentum ansagen, aber in Wirklichkeit die Jugend in das Gleis der Schlüpfrigkeit führen.

Wie Volksnot, Kinodrama und Schundbuch dem heiligen, fröhlichen, unschuldigen Kinde das Todeslied geigen, davon könnten die Jugendgerichtshöfe Bände erzählen! Aber sie schweigen. Um so dankenswerter ist es daher, daß die Österreicher „Jugendgerichtshilfen“ mehr an die Öffentlichkeit treten, um dem Volksfreunde das Leid aufzudecken, das sie schauten.

Vor mir liegt der Bericht der Jugendgerichtshilfe in Wien, den ihre Leiterin, Frau Grete Löhr, über das Arbeitsjahr 1922 zusammenstellte. Sehr ernste Tatsachen!

In jenem Jahre wies man der Wiener „Hilfe" 8626 Fälle von verwahrlosten, vernachlässigten und teilweise verbrecherischen Kindern zu. Von dieser Gesamtzahl hatten sich 2627 Kinder so vergangen, daß sie mit dem Strafgesetz in Konflikt geraten waren. Unter diesen befanden sich 127 Kinder von 10 bis 12 Jahren, 570 von 12 bis 14 Jahren, 1107 Jugendliche von 14 bis 16 Jahren und 823 Jugendliche von 16 bis 18 Jahren.

Bei weitem überwogen die Knaben gegenüber den Mädchen. Es hatten sich nämlich 2144 Knaben und nur 483 Mädchen strafbarer Handlungen schuldig gemacht.

1702 begingen Diebstähle; 31 hatten Einbrüche vorgenommen; 112 hatten Unterschlagungen begangen; 56 wurden wegen Körperverletzung verurteilt; 39 hatten sich wegen sittlicher Verfehlungen zu verantworten; 3 waren Brandstifter; 1 hatte einen Mordversuch am eigenen Vater begangen.

Das ist gewiß eine Liste, die sehr deutlich redet.

Am traurigsten wohl sind die Angaben über die jungen Mädchen, die auf Abwege geraten, um zuerst ihre bescheidenen Ansprüche an Wäsche und Kleider erfüllen zu können, und die dann, nachdem sie die leichte Art des Erwerbs kennengelernt haben, zu ausgesprochenen Dirnen werden, weil ihnen Putz und Flitter unentbehrlich geworden.

Auch darüber spricht der Löhrsche Bericht ein herbes Wort. 13 Mädchen unter 14 Jahren und 274 von 14 bis 17 Jahren wurden vom Sittenamt aufgegriffen. Davon mußten allein 126 als geschlechtskrank an das Krankenhaus wieder abgegeben werden. Außerdem hatten noch 64 Erwachsene an Kindern Sittlichkeitsverbrechen begangen und mußten sich vor dem Jugendgericht verantworten.

Soweit die Tatsachen einer einzigen Stadt. Bei uns liegen die Dinge ähnlich, wie die dichtbesetzten Anklagebänke der Jugendgerichtshöfe beweisen.

Darf der Volksfreund hier untätig zusehen? Drei Aufgaben dankenswerter Art springen für den, der sein Volk liebt, in die Augen:

es gilt, des Kindes Not zu mildern und zu heilen;

es gilt, die Kontrolle des Kinos so umzugestalten, daß es Jugendlichen unter 17 Jahren wirklich unmöglich ist, den Vorführungen beizuwohnen, und

es gilt, alle Buchhandlungen strengstens zu überwachen, die nach Hintertreppe und Bordell riechen! —

Der Lohn ist wahrlich groß und himmlisch. Denn es gilt, Kinderseelen zu retten.

Oswald Richter

*

Bô Yin Râ

Nur zögernd greift die Hand zur Feder, um einige Gedanken und zugleich Bedenken über eine so merkwürdige Erscheinung, wie Bô Yin Râ, an dieser Stelle festzuhalten.

Vor einigen Jahren begann sein Werk im Verlag der „Weißen Bücher", München, zu erscheinen; auch zu den „Magischen Blättern" in Leipzig, zum Rhein-Verlag in Basel hat er Beziehungen und ist mit einem Werkchen „Worte des Lebens" im Türmerverlag vertreten. Dieser Schriftsteller kommt nicht aus dem Literatentum und will keine „Literatur" den bereits vorhandenen Papiermassen hinzufügen. Er will vielmehr auf das seelische Leben der Deutschen und, von da aus, der Europäer oder des Zeitgeistes überhaupt läuternd einwirken. Was ihn mit uns verbindet, ist demnach dieser Wille zur Erneuerung von innen heraus. Es ließe sich eine Fülle von Worten zusammenstellen, die sein Bestreben oder seine Sendung in dieser Hinsicht beleuchten. Und insofern ist er unser Bundesgenosse,

Aber es liegt denn doch in der Art seiner Verkündung etwas Besonderes, das manchen erstaunt aufhorchen und kopfschütteln läßt. Gleich im ersten seiner Bücher („Das Buch vom lebendigen Gott") deutet der Verfasser (S. 119 ff.) folgendes an: „Nur wenige Bewohner des Westens ahnen die Wahrheit, und unter denen, die sie ahnen, sind wieder nur wenige, die sich nicht törichten Vorstellungen ergeben, wenn sie von den weisen Männern

des Ostens hören. Im Osten, im Herzen Asiens, waren schon vor Jahrtausenden die Großen, die über allem Denken den klaren Weg der Wahrheit fanden, der Wahrheit, die nur in reiner Wirklichkeit besteht, nicht in gedanklichen Erkenntnisbildern. Unter höherer Leitung fanden jene Ersten Weg und Ziel. Seitdem unterrichten sie und ihre erwählten Söhne und Brüder die Suchenden, die reif befunden werden, im Geist, durch den Geist. Sie haben den heiligen Schutzwall des Schweigens um ihre Vereinigung gezogen, und nur der findet Zutritt zu ihnen, den sie selbst im Geiste als reif erkennen, ein Erkennender zu werden. Allen aber senden sie aus ihrer Mitte helfende Lehrer zu jeder Zeit. Im Westen wie im Osten fanden sich stets noch wirkende Brüder. An keinem äußeren Zeichen sind die Glieder der hohen Vereinigung erkennbar. Ihr Wesen ist tief verborgen vor den Augen der Menschen. Keiner der Brüder wird je versuchen, um sich und die Lehre eine Gemeinde zu scharen. Keiner hat je solche Gemeinde gegründet."

Etwas später, in demselben Buche, widmet er dieser Vereinigung ein besonderes Kapitel und nennt sie die „Weiße Loge". Die Hindeutung auf diese Weiße Loge findet sich auch in den übrigen Büchern. Er selbst, Bô Yin Râ, stellt sich als ein Mitglied und Sendling dieser geheimnisvollen Loge vor und betont dabei, daß er im ganzen Westen der einzige ihrer Sendboten sei.

Jeder Unbefangene, der in unserer Zeit der äußeren und inneren Not etwas so Außergewöhnliches vernimmt, wird verwundert aufhorchen. Wer im Okkultismus belesen ist, wird sich sofort der „Mahatmas" der Theosophin Blavatzky erinnern, von denen auch Franz Hartmann und andere berichten, und die man als Gründer der englisch-indischen Theosophie ansieht. Gegen diese jedoch wendet sich wiederum Bô Yin Râ, lehnt die Theosophie ebenso ab wie Steiners Anthroposophie und den Spiritismus — erwartet aber andererseits, daß wir seine Blickrichtung nach Osten mitmachen und seine Bekundung von dieser geheimnisvollen Loge als volle Tatsächlichkeit hinnehmen. Infolgedessen mischt sich in seine Lebensweisheit doch etwas von Okkultismus: nämlich die Forderung, magisch anmutende, ungewöhnliche Lebensbeziehungen, die man mit gewöhnlichen Mitteln nicht nachprüfen kann, als tatsächlich anzunehmen.

Noch in seinem neuesten Buch („Das Geheimnis", München, Verlag der Weißen Bücher) schreibt der Verfasser:

„Wenn Sie beide, lieben Freunde, bis jetzt glaubten, ich huldigte dem Okkultismus, der Erforschung aller der Phänomene, die in unseren Gesprächen bisher genannt wurden, und mit denen sich zurzeit tatsächlich sehr namhafte Gelehrte in verschiedenen Ländern befassen, so wären Sie sehr im Irrtum." Und doch teilt er auf denselben Seiten desselben Buches eine höchst seltsame Begegnung mit seinem „Guru" (Lehrer) mit, die durchaus in das Gebiet des Okkultismus gehört. Er nennt diesen Guru einen Meister der Weißen Loge und sich selbst dessen „Chela" oder Schüler.

Zugleich aber erweitert Bô Yin Râ den Sitz dieser geheimnisvollen Loge aus dem Asiatischen in das Überirdische: er nennt ihre Glieder auch die „Leuchtenden des Urlichts" und deutet an, daß so ziemlich alle Erleuchtungen der Erde von dieser erhabenen Meisterschar ausgegangen seien — auch der Meister von Nazareth, den er als den „großen Liebenden" in diese Kette einreiht.

Ich habe darüber mit Bô Yin Râ manchen Brief gewechselt und habe in Gesprächen versucht, zwischen seinem Standort, der eine Neuheit im deutschen Geistesleben bedeutet, und der geschichtlichen Überlieferung deutscher Geister und Meister einen Ausgleich zu finden oder eine Brücke zu schlagen. „Haben denn" — so fragte ich ihn — „unsere großen Dichter und Propheten, von Eckhart bis Leibniz oder Fichte und Schiller, oder wer es sonst sein möge, der mit seiner Geistesfackel und Herzenswärme den Pilgerzug deutscher Menschheit begleitet hat: haben sie jemals Ihrer Weißen Loge bedurft? Kann und konnte der über uns waltende ewige Geist nicht **unmittelbare** Sprecher finden? Oder sind seine Inspirationen an den **Umweg über Tibet** gebunden? Dies würde denn doch meinen Begriff vom Wesen des Geistes und der Inspira-

tionen bedenklich umgestalten, vermaterialisieren und einengen. Daß es eine solche Vereinigung geben mag, und daß Sie ihr Sendling sind, das freilich zu bezweifeln habe ich nach unserer mannigfaltigen Unterhaltung keinen Grund. Es ist eine Form der Einwirkung unter Vielen, eine sehr ungewöhnliche Form; wenn sie den uns gemeinsamen Zweck mit erreichen hilft, nämlich die europäische Menschheit herauszuführen aus dem Materialismus, so wollen wir auch diesen seltsamen Formen dankbar sein."

Übrigens hat der bekannte Musiker Felix Weingartner in einem lesenswerten, gut zusammenfassenden Buch („Bô Yin Râ", Rhein-Verlag, Basel) eine Einführung zu seines Meisters Schriften veröffentlicht. Er sagt im Vorwort:

„Ich habe mich seit vielen Jahren mit dem sogenannten Okkultismus beschäftigt, habe mich durch einen Wust von schlechten und auch guten Büchern durchgearbeitet, vermochte herauszufinden, was meine Erkenntnis tatsächlich förderte, trank also gewissermaßen an jenen Stellen von dem geheimnisvollen Wasser, wo es bereits rein und klar floß, bis ich deutlich fühlte, daß wahrhaftige Erhebung und Erleuchtung von dorther überhaupt nicht kommen könne, sondern ganz anderswoher geholt werden müsse. Wer ist Bô Yin Râ? — Ein Mensch wie wir alle, ein Familienvater, seinem Berufe ergeben. Nichts Äußerliches an ihm zeigt an, was er in Wahrheit ist. Wer sich ihn etwa in einem mit magischen Zeichen verbrämten Mantel bekleidet vorstellt, irrt gewaltig. Ich werde seinen bürgerlichen Namen nicht verraten. Wer geistig zu ihm findet, ist mit ihm verbunden, auch ohne ihn persönlich zu kennen. Geistig zu Bô Yin Râ zu führen, zum richtigen Lesen seiner Bücher anzuregen und vielleicht ihr Verständnis durch eine gedrängte Darstellung seiner Lehre zu erleichtern, ist der Zweck dieser Schrift."

Die Türmerleser haben Bô Yin Râ bereits durch eine Weihnachtsbetrachtung (Dezember 1922) kennen gelernt. Er nimmt zu den obigen Fragen vielleicht einmal selber das Wort.

L

*

Sozialdemokratie und Vaterlandsliebe

Zwiespalt im Innern und Schwäche nach außen! Wie sind sie zu kurieren? Es ist möglich, und zwar aus einem Punkte heraus: durch eine entschlossene nationale Entwicklung unserer Sozialdemokratie.

Wir sind freilich schon oft enttäuscht worden. Wer an Crispien und Genossen denkt, der wird daher die Möglichkeit auch heute noch bestreiten. Wem jedoch einmal der deutsche Arbeiter sein Herz öffnet, der gewahrt bedeutsame Wandlungen. Sie sind so triebkräftig, daß sich auch die Führer nicht mehr entziehen können. Die früher in starrer Marxodoxie das Vaterland als einen rückschrittlichen, kulturfeindlichen Begriff abtaten, singen jetzt das hohe Lied der Vaterlandsliebe. Am fünfzigsten Todestage Hoffmanns von Fallersleben schrieb der Reichspräsident Ebert an dessen Sohn:

„In Ihrem Vater hatte sich der Sinn für Freiheit und Menschenwürde mit der innigen Liebe für das Vaterland und seine Einheit auf das schönste verbunden. Für den Ausdruck dieser Liebe hat kaum ein anderer so natürliche, warme, volkstümliche Worte gefunden, wie er in seinen Liedern. Voll Stolz und Genugtuung können Sie darauf blicken, daß Wunsch und Sehnsucht Ihres Vaters, sein ‚Lied der Deutschen' möchte von allen Deutschen einheitlich gesungen werden, jetzt erfüllt ist."

Weit aber darüber hinaus noch steigt an Wärme, was Scheidemann in Köln sprach:

„Es geht durch das ganze deutsche Volk eine durchaus begrüßenswerte nationale Welle. Unterscheiden Sie mit mir: Nationales Bewußtsein haben ist etwas anderes als nationalistische Hurrastimmung haben. Aber das Gefühl des Deutschtums ist uns eigentlich erst durch Poincaré eingebleut worden. Wir Sozialisten haben gar keine Ursache, von unserem Deutschtum Abstand zu nehmen. Wir können stolz sein auf das, was Deutschland geleistet hat. Dabei brauchen wir wahrhaftig nichts preiszugeben von dem, was wir internationale Einstellung nennen. Trotzdem können wir auch von uns sagen:

„Ein Deutscher bin ich, will es sein,
Treu meinem Land in größter Not,
Treu meinem Land, erst recht am Rhein.'"

Einem Parteiblatte war aber selbst damit noch zu wenig gesagt. Es bestritt, daß das deutsche Gefühl der Sozialdemokratie erst durch französische Teufeleien habe eingebleut werden müssen. Vielmehr sei es stets dagewesen und das Gegenteil wäre unnatürlich.

Dieser Einspruch verrät, daß das Wiedererwachen von unten erfolgt und sich nach oben hin durchsetzt. Ganz wie es jahrzehntelang von oben nach unten gedämpft und zu erdrücken versucht wurde. Aber bei den Unverbildeten lebte es im Unterbewußtsein dennoch fort und brach zuweilen triebhaft hervor. So im August 1914.

Heute ist die Erweckung weniger jäh; hoffentlich gerade darum desto dauerhafter. Und bei den Führern muß sich erst noch bewähren, ob sie echt oder nur eingegeben ist von der Furcht, daß die Massen ihnen davonlaufen.

An sich ist es ein Rückschlag, der gar nicht ausbleiben konnte. Die Lehre von der Weltbrüderlichkeit hat gar zu grausam enttäuscht. Ferner kann ein Staat nur national sein, sonst verneint er sich selbst. Eine Partei also, die ihn nach ihren Idealen formen will, muß sich notwendig zum Vaterland und zur Vaterlandsliebe bekennen. Das legt einen der vielen inneren Widersprüche des Marxismus bloß. Er stolpert und stürzt über die eigenen Füße. Man sieht es an Rußland, wo der Versuch, ihn durchzuführen, am weitesten gedieh. Man wollte international sein — und ist heute nationalistischer, ja moskowitischer denn je!

F. H.

*

Klare Scheidung!

Unter diesem Titel macht Meister Hans Pfitzner in der „Deutschen Tonkünstler-Zeitung" (Nr. 379) seinem gut deutschen Herzen Luft.

„... Wir sind jetzt auf einem Tiefpunkt des Geschmacks angekommen, wie ihn wohl noch nie ein großes Volk aufzuweisen hatte. Herrschend sind übelster Snobismus und pöbelhafte Gemeinheit. Musik wird als Musik nicht mehr gehört, in der Oper schon gar nicht mehr. Die Intendanten der beiden größten Operninstitute der deutschredenden Welt, Hülsen und Gregor, pflegten die Musik einer Oper gar nicht erst prüfen zu lassen, wenn ihnen der Text nicht gefiel, also wenn er nicht roh genug war. Welche Wirkung mußte dies zeitigen! Stille Musik wird gar nicht mehr geschrieben, die Klaviersonate stirbt aus. Wer heute sagt, daß er ein Lied von Adolf Jensen schön findet, blamiert sich. Aber den irrenhäuslerischen Kitsch eines Cyrill Scott oder anderer Futuristen nimmt man ernst. Nicht, daß freche und schamlose Spekulation ein Ding wie das ‚Dreimäderlhaus' entstehen ließ, ist das Verfall- und Verwesungssymptom — das kommt immer mal vor —, aber daß es solchen Boden in Deutschland gewinnen konnte. Deswegen hat es auch gar keinen Sinn, gegen dergleichen zu agitieren. Zwar ist es dennoch eine Schande, daß es nicht von Staats wegen verboten ist. Aber das Symptom einer tiefsten Gemeinheit bleibt, zu der eine Nation herabgesunken ist, die einen der edelsten Söhne, den sie erst hat an seinen Melodien verhungern lassen, in einer schmutzigen Pastete gebacken, frißt. Ja, das Dreimäderlhaus hat unbestreitbar enorm gesellschaftbildende Kraft!

Klare Scheidung! Wer ist jetzt noch Deutscher? Was ist noch deutsch? Wer ist gemeint, wenn jemand in Deutschland ‚wir' sagt? Sind es diejenigen Einwohner des ehemaligen Deutschlands, welche ihr Vaterland gegen eine fünfundzwanzigfache Mehrheit von vernichtungswütigen feindlichen Horden schützten, oder sind es diejenigen, welche diesen ihren eigenen Verteidigern und Beschützern, soweit sie der Tod im Feld verschonte, bei ihrer Heimkehr nach vierjährigem Heldenkampfe als ersten Heimatgruß die Achselklappen und Ehrenzeichen herunterschnitten und herunterrissen? Sind es die, welche während des ganzen Krieges, als es noch Zeit war, unermüdlich warnend und aufklärend gewirkt haben, warnend vor dem Vernichtungswillen der Feinde, aufklärend über den Ernst der Lage, oder die, die dem entgegenwirkend Deutschlands geistigen und physischen Wider-

stand paralysierten, dem kämpfenden Deutschland die Hände banden und, so den Fall verschuldend, Versammlungen abhielten, in denen ‚die Schuld Deutschlands am Kriege‘ mit masochistischer Wonne konstatiert wird? Sind es die, denen an der Zugehörigkeit des Elsaß zu Deutschland, dem Schicksal der Kolonien, der Balten, Danzigs, Tirols, des Saar- und Ruhrgebietes liegt, oder die, die sich für die moralischen und ethischen Pflichten gegen die Serben, Polen, Belgier usw. interessieren? Sind es die, die mit Hutten, Bismarck, Kleist, Wagner, Wildenbruch, oder die, die mit Kurt Eisner sympathisierten?

Die Scheidung ist längst geschehen; der Weltkrieg hat sie mit einem deutlichen Griffel markiert. Es gilt nur, dem ins Auge zu sehen, wieviel Deutsche denn noch übrig sind, und Deutsche möchte ich nur die alle nennen, die nicht teilhaben an dem Mangel an Liebe und Zugehörigkeitsgefühl zu ihrem Lande, im transzendenten Sinne, einem Mangel an Liebe und Stolz, wie es bei keinem zweiten großen oder kleinen Volke der Weltkugel zu finden ist....

Wer sind noch die Deutschen, zu denen man ‚wir‘ sagen kann? Wo sind sie, die letzten Goten, ohne Heimat und Hoffnung, in kleiner Zahl?

Scheidung — Scheidung der Geister! Damit man weiß, wenigstens im Reiche der Idee weiß, was deutsch und echt ist, nachdem wirklich und wahrhaftig das heilige deutsche Reich in Dunst zergangen ist.“ ...

*

Mirakel in Neuyork

Eins der Beispiele, wie sehr die Würde deutscher Bühnenkunst heruntergearbeitet ist, finden wir in einem Bericht des „Mannheimer Tageblattes“:

Vollmöllers „Mirakel“ mit der Musik von Humperdinck gelangte unter der Regie Max Reinhardts im Century Theater in Neuyork zur Darstellung und errang einen sensationellen Erfolg. Der Riesenapparat, der für die Aufführung in Szene gesetzt war, hat den Amerikanern gewaltig imponiert, und Max Reinhardt, der sich dem amerikanischen Geschmack, der gern ins Große (?) und Äußerliche geht, glücklich anzupassen verstand, hat sich wieder einmal als genialer Künstler und — genialer Geschäftsmann erwiesen. Monatelang waren dreihundert Menschen beschäftigt, um das Theater völlig umzubauen. Der Besucher, der das Theater betritt, befindet sich plötzlich in einer gotischen Kathedrale von ungewöhnlicher Pracht. Frauen in Nonnenkleidung mit der Nonnenhaube — das ist Reinhardts neuer Trick — weisen den Besuchern die Plätze an (!), was sich, wie die amerikanischen Blätter schreiben, ungemein feierlich ausnimmt und von vornherein eine ernste, weihevolle Stimmung erzeugt (!). Diese wird noch gehoben, wenn dann der Chor zu singen beginnt und Orgelmusik ertönt, während von allen Seiten die Hunderte von Statisten in ihren mittelalterlichen Kostümen mit vielen Nonnen in Schwarz und Weiß der Bühne zustreben, wo sich die ganze kirchliche Pracht des katholischen Mittelalters entfaltet. Die „Tribune“ nennt die Vorstellung einen Triumph für Max Reinhardt und für die moderne Theaterkunst. Reinhardt hat mit 22 Hilfsregisseuren (!) gearbeitet, die sieben Wochen lang Einzelproben abhielten. Zwei Wochen hindurch hat er dann in dem Theater Generalproben abgehalten, wobei er seine Bataillone anführte von einer hohen Stellage aus, wie ein Kapitän auf einer Schiffsbrücke. Die Kosten der Vorstellung sollen sich auf rund eine halbe Million Dollars belaufen....

*

Vom Berliner Theaterbetrieb

Wir lesen in einem Berliner Blatt:

„Zwei Wochen Berliner Bühnenspielplan (aus den ‚besseren Theatern‘) ergeben dieses Bild: 25 Autoren, davon 12 Ausländer, lebende und tote, und 13 Deutsche. Davon wieviel Lebende? Vier! Zur Seite der arglosen Strecker und Meyer-Förster und dem nicht rebellischen Hermann Bahr, der gleich Shaw nur Favorit ist, als einzig Belangreicher Gerhart Hauptmann. Auch er ist ein Sechziger. Alle diese vier lebenden Deutschen ältere Herren.

Wo bleibt die deutsche Jugend? Ich meine hier nicht einmal die Grünhorns, die mit den ethischen Geschwülsten (!), von denen fast alle nur Talentproben und nicht Talent gezeigt haben. Ihre Predigten sind verhallt, ihre oft sehr göttlichen Ideen finden kein Echo im Häuschen des Theaterkassierers. Sie liegen nun da und grämen sich und fluchen. Jungwein; wir wollen noch immer hoffen, daß er sich formt. Wir leben ja auch sonst nur von Hoffnungen.

Von dieser Jugend spreche ich hier nicht. Aber zwischen Jubiläumswürde und Knabentum liegt noch eine Schicht. Sie dichtet und trachtet und schreibt Stücke und sieht sich nicht aufgeführt. Wenigstens nicht in Berlin. Die ‚Provinz' (blödsinniges Wort!) wagt sich heran. Ein ernster Schöpfer wie Franz Dülberg muß sich nach Kottbus flüchten. Aus Frankfurt, München, Dresden, Hamburg kommt hier und da eine Meldung, daß einer aus dieser Zwischenklasse aufgeführt wird. Nur Berlin schweigt erhaben, faul und vorsichtig. In dieser Stadt wird darstellerisch Ausgezeichnetes geleistet. In solchem Belang sieht man nie einen Abend, der völlig versagt. Wir haben Prachtkerle von Schauspielern, wir haben junge Schauspielerinnen, die mehr als nur jung sind. Aber der Spielplan ist, wofern es auf die Schaffung eines lebendigen Theaters ankommt, miserabel. Auslandsdienst, Totenkult, zelebriert von Stars: das ist die Weihe der Berliner Tempel...."

Wer schreibt das? Ein vaterländisch gestimmter „Reaktionär"? Nein, der in dieser Hinsicht gänzlich unverdächtige Fritz Engel im „Berliner Tageblatt" ...

Das stimmt ungefähr zu dem, was der schroffe Antisemit Erich Schlaikjer im „Deutschen Schrifttum" (1924, Nr. 1) schreibt, nämlich: „Die Grundelemente, aus denen der Berliner Spielplan zusammengebaut ist, sind Ausländerei und Unsittlichkeit"; wonach er freilich, nicht ganz im Sinne des „Berliner Tageblattes", fortfährt: „Und wir wissen nunmehr, daß sie nicht zufällig vorhanden sind, sondern auf Grund einer eiskalten Berechnung und als notwendige Bestandteile der jüdischen Politik" — die eben, wie er in jenem Aufsatz „Das jüdische Theatersystem" ausführt, planmäßig „das Nationalgefühl der Deutschen vernichten", die „Seelen vergiften", das „ganze Volk korrumpieren" wolle, um über die Entseelten mammonistisch zu herrschen. Es ist die typische Auffassung des deutschen Antisemitismus, der übrigens nicht fähig war, auch nur ein einziges Berliner Theater der deutschen Sache zu erobern.

Übrigens findet man im „Berliner Tageblatt" noch eine andere verzeichnenswerte Bemerkung eines alteingesessenen Mitarbeiters (Fritz Stahl) über den Expressionismus:

„Es ist furchtbar still geworden von dieser großen Kunst, die uns von hundert beredten Zungen mit überlebensgroßen Worten verheißen, ja als — wie sagt doch Goethe? — schon ‚im Begriffe hier zu sein' angekündigt worden war. Sie ist — in beiden Bedeutungen des Wortes — im Begriffe geblieben. Besonders stiere Köpfe behaupten noch manchmal ihre Existenz; aber ohne Überzeugung. Und alles, was von nun an allein und ewig gültig sein sollte, Expression und Kubus, ist — ich gebrauche das scheusälige Modewort hier zum ersten und letzten Male — ‚restlos' verschwunden." ...

Na also. Wenn es ein Kunstkritiker wie Stahl an dieser Stelle sagt —! „Restlos verschwunden" freilich nur, bis — eine neue Sensation kommt ..

*

Lenin

Im Jahre 1887 ereignete sich wieder eins der vielen nihilistischen Attentate auf Zar Alexander III. Als Mitbeteiligter wurde der junge Alexander Iljitsch Uljanoff gehängt. Dergleichen kam damals oft vor, wenn auch bei weitem nicht so oft wie im heutigen, bekanntlich ausnehmend frei gewordenen Rußland. Wer hätte daher geahnt, daß gerade mit diesem Todesurteile der alte Zarismus sein eigenes unterschrieb?

Uljanoff hatte nämlich einen blutjungen Bruder Wladimir. Der ist in der letzten Nacht mit der Mutter bei dem Verurteilten in der Zelle gewesen. Dies schauerliche Erlebnis hat alle menschlichen Regungen aus der jungen

Seele herausgestürmt. Alle — außer dem Haß. Der lebensfrohe Jüngling wurde zum menschenscheuen Brüter, der nur heißes Studium kannte, aber auch dies einzig als Mittel zur Rache.

Zwanzig Jahre lang hat er gehetzt und gezettelt, oft selbst unter der Gefahr des Strickes. Die Bolschewistenrevolution von 1917 hob ihn endlich ans Ziel. Durch sie schuf er die „Diktatur des Proletariats", die Rätepolitik, und wurde selber der Leiter der höchsten Regierungsbehörde, des Rates der Volkskommissare.

Nun war die Bahn frei für den Staat der reinen marxistischen Vernunft. Lenin ging ans Werk; mit einer Brutalität, die Millionen das Leben kostete und noch mehr Millionen an den Bettelstab brachte. Sein eherner Wille rasselte wie eine ungeheure Dampfwalze über die Städte und Steppen Rußlands; alles umwerfend, alles zermalmend, alles einebnend! Es sollte unter der Sonne nichts Kommunistischeres geben können, nichts Proletarischeres, nichts Internationaleres als die gewaltige Keimzelle zum Welt-Einheitsstaat, die russische Räterepublik.

Wie doch alles ganz anders lief! Rußland versank binnen zwei Jahren in himmelschreiende Armut. Die alte Kornkammer Europas fiel aus einer Hungersnot in die andere. Die neue Freiheit erwies sich als die Verknechtung von 120 Millionen durch eine kleine, aber in ihrer Rücksichtslosigkeit fürchterliche Schicht, und statt des allgemeinen Völkerausgleichs entfremdete sich Rußland wieder der westlichen Kultur; fast zurück bis auf die Tage Iwans des Schrecklichen. Es steigt aus tiefen Quellen, daß Lenin mit seinen Kommissaren sich grade auf dem Kapitol des alten Rußlands, im Moskauer Kreml, niederließ.

Nicht in seinem Geiste beruht seine Größe. Der war beschränkt, und der Mann, der alles befreien wollte, hat sich selber niemals befreien können aus der Gewalt des marxistischen Dogmas. Groß, aber auch entsetzlich, war seine starre Willenskraft. Sie hat ihn zum Beherrscher der Massen und dadurch zum Beherrscher, aber auch zum Verwüster Rußlands gemacht.

Mit dem Kompaß seines Karl Marx in der Hand schritt er seinen Weg unbekümmert geradeaus, durch Blut und Schlamm, über Trümmer und Leichen. Was war ihm gut, was war ihm böse? Er kannte nur eine Treue: die zum Sowjetstern. Um alle Welt nach *seiner* Art glücklich zu machen, wurde er aller Welt Todfeind.

Wir Deutsche haben ihm im Frühjahr 1917 den Weg nach Petersburg geöffnet, den ihm England weitschauend verlegte. Wir hofften durch ihn im Osten rückenfrei zu werden. Aber der Friede von Brest-Litowsk, den Lenin schloß, war nur Arglist. Wohl gab er rasch unsere Gefangenen zurück, allein es zeigte sich, daß sie bolschewistisch bearbeitet waren und nur geschickt wurden, um auch uns in die große Götterdämmerung hineinzureißen. Simson ließ die Füchse los, und sie steckten der Philister Ernte in Brand.

Genau ein Jahr, nachdem er über Rußland Herr geworden, hatten wir den Umsturz im eigenen Hause. Er blieb in den Anfängen stecken, weil es bei uns keinen Lenin gab. Aber auch dieser hat doch nur im Zerstören Erfolg gehabt. Beim ersten Versuch des Wiederaufbaues erwies sich, daß wirtschaftliche Gewalten kein Starrsinn zwingen kann. Man mußte dem mit Stumpf und Stiel ausgerotteten Kapitalismus wieder Hintertürchen öffnen. Dieser wird nun erst recht zurückströmen.

Zehn Tage nach Lenins Abscheiden hat England die Räterepublik anerkannt. Ein später Erfolg für sie und vielleicht sogar ihr letzter. Denn ihr roter Alexander ist tot. F. H.

*

Zahlenspiel und Wahrsagung

Da letzthin im „Türmer" verschiedentlich auf Prophezeiungen verwiesen wurde, so möge hier eine Voraussage veröffentlicht werden, die schon vor dem Kriege bekannt und verbreitet war, und die bisher erstaunlich genau eingetroffen ist.

Im Jahre 1849 besuchte der Kronprinz, spätere Kaiser Wilhelm I., eine Zigeunerin, die ihm folgendes bekundete. Wenn unter die Jahreszahl 1849 diese Ziffern addiert werden,

so findet man die Zahl 1871, und zwar folgendermaßen:

```
18|49
  | 1
  | 8
  | 4
  | 9
-----
18|71
```

Die Zahl vor dem Strich gibt den Tag, die kleinste nach dem Strich den Monat an; also 18. Januar: der Tag der Kaiserkrönung. — Ferner verfahre man so mit 1871; man wird die Ziffer 1888 erhalten:

```
18|71
  | 1
  | 8
  | 7
  | 1
-----
18|88
```

Die Zahl vor dem Strich ergibt in der Quersumme den Todestag, die kleinsten Zahlen hinter dem Strich addiert liefern den Monat (1+1+1); also der 9. März 1888. — Folgt man weiterhin dem Schema, so findet man:

```
18|88
  | 1
  | 8
  | 8
  | 8
-----
19|13
```

Schon die 13 deute auf Unglück, meinte die Zigeunerin, ebenso die vielen 8 in der Additionsreihe. Die Zahl vor dem Strich zeigt den Tag; die Quersumme der Zahl vor dem Strich unten (1+9) den Monat, also 18. Oktober. An diesem Tage, so führte die Wahrsagerin aus, werde ein Nachfolger Wilhelms I. von vielen europäischen Fürsten umgeben sein, die aber nicht zur Huldigung erschienen wären (Einweihung des Völkerschlachtdenkmals!), sondern um sich gegen ihn zu verbünden. Dann werde der Weltkrieg ausbrechen und so lange währen, als die Zahl 8 rechts vom Striche zu sehen sei, addiert mit der 1, also 5 Jahre; da jedoch die 8 auch links auftrete, so werde noch ein Jahr hingehen, bis der Friede entschieden werde. Der wirkliche Zusammenbruch könne aus folgender Zahlenreihe entdeckt werden:

```
18|71
18|88
19|13
-----
56|72
```

Und zwar ergebe 5+6 den Monat, 7+2 den Tag und 5+6+7 das Jahr, also den 9. November 1918. — Zum Schluß die Auferstehung des neuen preußischen Königreiches:

```
19|13
  | 1
  | 9
  | 1
  | 3
-----
19|27
```

Und zwar wird das Verfahren wie bei der ersten Reihe angewandt. Die Zahl vor dem Strich gibt den Tag, die kleinste hinter dem Strich (1+1+1) den Monat; demnach den 19. März 1927.

Wie immer man nun denken mag über diese verblüffende Berechnung, so wird man sich ihrer Richtigkeit nicht verschließen können. Denn bisher sind, wie gesagt, alle Voraussagen pünktlich in Erfüllung gegangen. Was wird in drei Jahren geschehen?

Ernst Ludwig Schellenberg



Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers“: Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten“ mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Frühling

Rudolf Schäfer

26. Jahrg. April 1924 Heft 7



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

Wahre Schönheit, wahre Anmut
soll niemals Begierde erregen.
Wo diese sich einmischt,
da muß es entweder dem Gegenstand an Würde
oder dem Betrachter an Sittlichkeit
der Empfindungen mangeln

Schiller

Vom Erhabenen

Von Prof. Dr. Max Wundt

So lautete die Überschrift einer Schillerschen Abhandlung, der er später die Aufnahme unter seine gesammelten Schriften verweigerte, aber wohl nicht deshalb, weil er ihre Gedanken für überflüssig hielt, sondern weil er sie schon an zahlreichen anderen Stellen seiner ästhetischen Werke ausgesprochen fand. War doch das Erhabene nicht nur das Ziel, nach dem der Dichter Schiller in allen Abschnitten seines Lebens rang, sondern es war auch einer der vornehmsten Gegenstände seiner theoretischen Überlegungen.

Uns ist diese Seite an Schillers Wesen vielleicht noch immer am fremdesten, in so vielem er uns heute auch wieder nahe gerückt ist. Das Schillersche Pathos schreckt noch immer, die Nachahmer haben es uns gründlich verleidet. Und der Philosoph Schiller ist ja überhaupt noch längst nicht wieder gebührend beachtet. Den Revolutionär Schiller, den Ästhetiker Schiller, den Satiriker Schiller, den Patrioten Schiller lassen wir uns wohl gefallen und begeistern uns für ihn. Aber von dem Prediger des Erhabenen wollen wir nicht viel hören. Das paßt nicht mehr in unsere Zeit. Selbst viele Verehrer Schillers glauben von seinem Pathos doch nur gleichsam entschuldigend reden zu dürfen, und sehen in seinen Erörterungen über den Begriff des Erhabenen einen rein theoretischen Beitrag zum Gebiet der Ästhetik, der aber auf unsere Zeit und Kunst keine rechte Anwendung mehr zulasse.

In Wahrheit hat Schiller die Ästhetik niemals um ihrer selbst willen betrieben, sondern stets im Hinblick auf die großen allgemeinen Fragen der Zeit. Und diese Fragen waren denen keineswegs so ganz unähnlich, die uns heute beschäftigen. Irre ich nicht, so bedarf unsere Zeit vielleicht mindestens ebenso dringend, wenn nicht noch dringender der Erinnerung an das Erhabene und seine Wirkung in Kunst und Leben. Es ist kein Zufall, daß uns dieser Begriff so fremd geworden ist. Das ist nicht eine bloße Vergeßlichkeit unserer ästhetischen Theorie. Vielmehr verrät sich darin eine tief verborgene Schwäche unseres ganzen Lebenszustandes. Wir wagen dem Großen nicht mehr ins Auge zu sehen, wir blicken hinweg, wenn es sich zeigt, und so haben wir allmählich den Sinn dafür verloren und bemerken es überhaupt nicht mehr.

Es besteht hier ein merkwürdiger Widerspruch zwischen der Wirklichkeit unseres Lebens und der Art unseres Denkens und Fühlens. Wir erleben an dem Schicksal unseres eigenen Volkes wohl die größte Tragödie, welche die Menschheit seit Jahrhunderten geschaut hat. Seit nun fast einem Jahrzehnt haben weltgeschichtliche Ereignisse Europa erschüttert von einer Größe und Erhabenheit, daß in ihrem Angesichte alles Kleinliche von den Menschen hätte abfallen und ihr Sinn sich zur gleichen Höhe hätte steigern sollen. Auch heute wird die Wirklichkeit wieder zur Dichtung, und wieder wird um der Menschheit große Gegenstände gerungen, um Herrschaft und um Freiheit. Da sollte nicht nur unsere Kunst, sondern all unser Sinnen auch höheren Flug versuchen, um nicht von des Lebens Bühne beschämt zu werden. Davon aber merken wir wenig. Die sich am lautesten als die Führer in Kunst und

Bildung anbieten, locken unsern Sinn gerade ins Kleine und Kleinste. Ästhetentum und eine artistische Freude an der Bewältigung bloß technischer Fragen läßt einen Ismus nach dem andern sich auf dem großen Kunsttheater unserer Zeit darstellen, die alle doch in der ängstlichen Scheu übereinstimmen, mit der sie den großen weltbewegenden Fragen der Zeit aus dem Wege gehen. Einzelne, um so rühmlichere Ausnahmen dringen gegenüber dem gemeinsamen Chor aller andern nicht durch und gewinnen selten das Ohr weiterer Kreise.

Warum findet unsere große Zeit ein so kleines Geschlecht? Auch diese Frage kann uns Schiller beantworten. Er war ja dem Ästhetentum, wie man es heute versteht, so fremd und feind wie möglich, wenn er auch manchmal als Zeuge für dasselbe aufgerufen wird. Er hat immer nachdrücklich betont, daß alle ästhetischen Fragen schließlich sittliche Fragen seien, und das Erhabene zumal hat er als einen unmittelbaren Ausdruck des sittlichen Gemüts verstanden. Entsteht doch nach ihm das Erhabene aus dem Widerspruch zwischen unserer sinnlichen Schwäche und unserer sittlichen Kraft. Wenn wir als physische Wesen der Gewalt des Schicksals erliegen, so tragen wir in der sittlichen Freiheit unseres Geistes doch eine Macht in uns, die jener Gewalt widersteht, ja für sie unangreifbar ist. Der eigentliche Quell des Erhabenen ist die sittliche Kraft des Menschen. An sie wendet sich das Erhabene der künstlerischen Darstellung. Es will uns herausreißen aus dem gewohnten Zusammenhang sinnlich bestimmter Ereignisse, indem es unsere höhere Bestimmung anruft. Daher geht eine befreiende Wirkung von dem Erhabenen aus; es will ein höheres Leben in uns wecken und uns damit aus dem Elend des Tages einen plötzlichen Ausweg in das freie Reich des Geistes verschaffen.

Deshalb wird diese Sprache des Erhabenen nur von einem Geschlechte vernommen, in dem der sittliche Geist als eine lebendige Macht wirksam ist. Wo das Denken, sei es in ängstlicher Sorge, sei es in begehrlichem Genusse, nur um das Sinnliche kreist, wird ihr ernster Ton nicht gehört. Eine im Materialismus versunkene Zeit hat für das Erhabene keinen Sinn, mag es ihr von den in der Geschichte waltenden Mächten noch so eindringlich gepredigt werden.

Aber um so mehr sollten unsere Künstler ihre Stimme der Stimme der Geschichte vereinen. Nur das Große und Erhabene dürften sie zum Gegenstand nehmen, um nicht von dem großen, furchtbar ernsten Gedichte des Lebens beschämt zu werden. Sie sollten daran mitwirken, unser Geschlecht wieder zu einer größeren Auffassung wachzurufen, und damit, wie Schiller sie mahnt, wohl den Stoff, niemals aber die Form ihrer Zeit entlehnen. Die Form stammt aus dem Reiche des Ewigen und soll den Sinn zum Ewigen erheben. Wenn unsere Kunst das Erhabene wieder zu deuten lernt, wird sie ihrer großen, von Schiller ihr gewiesenen Aufgabe als Erzieherin der Menschheit wieder gerecht werden. Dann wird sie ihren Zeitgenossen wieder leisten — nicht was sie loben, sondern was sie so dringend bedürfen.



Heimkehr

Novelle von Gustav Renner

Ein leiser, warmer Sprühregen war niedergegangen, als er den Weg vom Bahnhof herkam. Der hatte nun aufgehört, die Sonne warf ein paar schräge, glühende Strahlen auf die funkelnden, nassen Dächer und verkroch sich dann wieder hinter Wolken. In den Straßen der kleinen Stadt lag jene nachdenkliche Spätnachmittagsstille, wo der Tag sich zu besinnen scheint, ob er noch einmal für einige Zeit aufwachen oder sich gleich zur Ruhe legen solle.

Der Wanderer sah nachdenklich und müde aus. Diese Müdigkeit kam ersichtlich nicht nur von der Reise: sie war seinem ganzen Wesen aufgedrückt. Seine Hand zitterte stark, als er den Kragen des Überziehers hochzog. Abspannung, Enttäuschung, Sehnsucht nach Ruhe lagen auf dem glattrasierten, ausgearbeiteten Gesicht, das von schweren Lebenskämpfen sprach. Und doch war er noch jung zu nennen. Auch zeugten die energischen Linien um den festgeschlossenen Mund von einer Elastizität seiner Natur, die den gegenwärtigen Zustand vielleicht doch noch zu überwinden vermochte.

Wie fremd ihm dieses Städtchen erschien! Und doch war es seine Vaterstadt. Fremd? Es waren ja doch meist noch die alten Häuser, da und dort grüßte ihn sogar noch ein bekanntes Firmenschild. Aber keiner der wenigen Menschen, die ihm begegneten, kannte ihn noch. Es war ja auch so lange her, seit er die Heimat verlassen hatte. Wie niedrig und gedrückt alle diese Häuser aussahen, wie mutlos, als getrauten sie sich nicht, in die Höhe zu wachsen! War er zu sehr an die hohen Bauten der großen Städte gewöhnt oder sprachen Erinnerungen an die beengte und gedrückte Jugendzeit mit? Ihm war, als läge mehr als ein Leben zwischen jetzt und damals. Fremd? Ja — was hatte er, der er jetzt war, noch mit dem gemeinsam, der er hier gewesen? Und doch war jede Strecke, jeder Stein, jedes Haus hier irgendwie mit seinem Werden und Wachsen verknüpft. Ein seltsam banger, zwiespältiger Zustand!

Da war ja schon das Haus, in dem er geboren worden und aufgewachsen war. Es war noch die Haustür mit der großen, eisernen Klinke, nur daß jetzt fast nichts mehr von der grünen Ölfarbe auf dem Holze zu sehen war. Was die Eltern wohl sagen würden, daß er so unvermutet ankam! Er hatte ja nichts vorher geschrieben. Eine plötzliche, unbegreifliche Sehnsucht hatte ihn zu dieser Reise getrieben; es war fast wie eine Flucht vor alle dem, was ihn umgab und bedrängt, eine Flucht in die Kindheit, wo die Welt noch nicht ihre unbarmherzigen Forderungen stellte und an der Seele zehrte.

Die alte Holztreppe mit dem wackligen Geländer hinauf! Die Eltern waren ja, wie er aus ihren Briefen wußte, oben in eine Stube gezogen, nachdem sie das Geschäft unten verkauft hatten.

Er mußte sich bücken, als er eintrat. Die Mutter stand am Kochofen, in den sie eben einen Topf schob. Auf dem alten Sofa saß der Vater, rauchte und las die

Lokalzeitung. Er ließ sie sinken, als der großgewachsene Mann eintrat. Weder er noch die Mutter erkannten ihn im ersten Augenblick. Hatte ihn das Leben so verändert? Aber er sah wohl überhaupt ganz anders aus, als sie sich den fernen Sohn vorgestellt haben mochten.

Es gab keine Liebkosungen, denn die waren, wie meist auf dem Lande und in kleinen Städten, nicht üblich. Ein paar Händedrücke, sonst nichts. Aber er sah, wie das Wiedersehen die beiden alten Leutchen doch im Innersten ergriff, wie besonders die Augen der Mutter leuchteten, wenn sie beim Tischdecken im Ab- und Zugehen den Sohn betrachtete.

Wie wohl es tat, wieder an dem alten Tische mit der gewürfelten Decke zu sitzen! Wie still und heimlich es in der kleinen Stube war! Seine Stimme kam ihm ganz fremd vor in dem niedrigen Raume, als gehöre sie gar nicht hierher. Kein Laut von der Welt draußen drang wohl auch je in diese abgeschlossene Stille, in der die Tage kamen und gingen, jeder mit dem gleichen milden Gesicht, jeder die gleichen kleinen Pflichten und Bedürfnisse bringend und erfüllend. Da war wohl kein Gegenstand des bescheidenen Hausrats, keine Photographie auf der alten Kommode oder an den Wänden, die jemals von ihrem Platze gerückt worden. Der Worte bedurfte es kaum, denn eines verstand still den andern; und es gab ja wohl selten etwas, was sich ein wenig außer dem sich immer wiederholenden Kreise des alltäglichen Lebens bewegte. Er fühlte sich wie auf einer weitabgelegenen Insel, auf die er sich gerettet hatte. Stille und Frieden! Und das leise Rollen des Kanarienvogels drüben in der Ecke neben dem Spiegel ließ die Stille noch heiliger, fast wie verzaubert, erscheinen. Und Liebe in den Herzen, die hier schlugen, obwohl dieses Wort nie über die Lippen kommen mochte, Liebe, die nicht forderte, die nicht selbstsüchtig war, sondern, unausgesprochen, still im Innern lebte und doch das geringste Tun durchdrang. War es möglich, daß es auf dieser Welt einen solchen Ort geben konnte?

War das Sentimentalität? Er war ja so klug geworden da draußen in der Welt; er hatte gelernt, seine Gefühle zu verbergen, sie mißtrauisch zu betrachten oder sie mit einem spöttischen Worte vor sich und andern abzutun. Nun aber durfte er sich ihnen einfach hingeben; und das wirkte so unendlich befreiend und wohltuend. Und alles war ja von einer so schlichten Selbstverständlichkeit. Man putzte seine Gefühle nicht mit glitzerndem Schaumgold auf und gab ihnen keine übersteigerten Namen. So war es auch in den täglichen Gewohnheiten, und es tat ihm wohl, wie früher als Kind die Löffel zusammen mit den Eltern in die gleiche Schüssel mit der Abendsuppe zu tauchen.

Die Eltern wurden nicht müde, ihn nach allen Einzelheiten seines jetzigen und bisherigen Lebens auszufragen. Sie hörten ihm zu mit einer andächtigen Bewunderung. Und es gab ja auch viel zu erzählen. Der Weg vom Schlosserlehrling zum Maschinenbauingenieur war ja weit und auch schwer genug gewesen. Und alles hatte er der eigenen Kraft zu verdanken. „Ja, wenn man's gewußt hätte, wenn man's gewußt hätte", meinte der Vater. „Wir haben's ja nicht verstanden, wo du hinauswolltest, aber nun macht man sich doch ein Gewissen daraus." Der Sohn beruhigte ihn; eben das sei ihm recht gewesen, daß er ganz auf sich selbst angewiesen gewesen sei. Dazwischen bewunderte die Mutter mit frauenhaftem Kennerblick seine

Kleidung. „Was für ein feiner Stoff!" sagte sie, ihn zwischen Daumen und Zeigefinger prüfend. „Und die Wäsche!" Sie war stolz auf ihren Sohn, der ein so feiner Herr geworden und trotz alledem ihr Kind geblieben war.

Sein Bett wurde in der kleinen Kammer nebenan zurecht gemacht. Ach, sich so ausstrecken dürfen ohne den Gedanken an den nächsten Tag mit seinen zermürbenden Forderungen! Er war müde, aber die Gedanken hielten ihn noch wach. Der Genuß der inneren und äußeren Ruhe war ja noch erquickender als selbst der Schlaf.

Nebenan waren die Eltern wohl schon zu Bett gegangen. Er hörte sie noch ein paar Worte reden. Sie glaubten wohl, er schliefe bereits.

„Mutter," sagte der Alte auf einmal, „ich glaube, du hast die Tür zu Pauls Kammer nicht ganz zugemacht."

„Ja," erwiderte die Mutter, „ich weiß es. So höre ich ihn doch wenigstens atmen. So weiß ich doch, daß er da ist."

Dann wurde es still. Aber diese letzten Worte bewegten ihn so, daß sie ihm nicht aus dem Sinn wollten und eine Menge andrer Gedanken aufrührten. Was war es denn, was er wollte? Warum blieb er nicht hier, zu Hause? Hier war Frieden und Segen und kein Kampf um ein zweifelhaftes Glück, das jeden Tag weiter hinausrückte. Denn hier war das Glück. Zugleich ergriff ihn eine tiefe Scham. Schuld und Leiden waren an ihm vorbeigezogen und hatten in seiner Seele ihre Narben hinterlassen. Er hatte Unrecht gelitten und Unrecht getan. Ein so schwerer Weg wird ja selten gegangen, ohne daß Wunden empfangen und Wunden geschlagen werden. Wenn er davon hätte sprechen wollen, wie hätte er vor dem stillen Blick der beiden Alten bestehen sollen?

Und warum das alles? Warum diese Kämpfe und diese Unrast? Unter vieler Länder Himmel war er gegangen und vieler Länder Männer und Frauen hatte er gesehen und vieler Länder Wein getrunken, und doch hatte er nirgends Wurzel zu fassen vermocht. Ja, Torheit war es, von der Muttererde sich loszureißen, im Wahn, da draußen Glück und Heimat zu finden. Gebrochen war er an Leib und Seele — oder doch nahe daran. Und wozu? Was er erreicht, zerrann ihm unter den Händen; hier gab jeder Tag, was er versprach. Hier rief niemand vermessen das Schicksal auf, man nahm hin, was kam, als von einem höheren Willen geordnet und verhängt.

Die Turmuhr schlug draußen, mit einem Klange, der wie aus einer versunkenen, einer kaum gewesenen Zeit herüberdrang. Wie oft hatte er sie mit kindlichem Schauer gehört, wenn er, den Kopf voll knabenhaft abenteuerlicher Phantasien, in diesem selben Bette noch wach gelegen hatte!

* * *

Die Morgensonne erfüllte die ganze kleine Stube und spiegelte sich in den geblümten Kaffeetassen. Hatte gestern er erzählt, so erfuhr er heute all die kleinen Neuigkeiten der Stadt und auch alles das, was während seiner langen Abwesenheit vorgefallen war. Als sie vom Kaffee aufstanden, meinte der Vater, sich die Pfeife anzündend: „Nu, was wirst du heute anfangen? Alte Bekannte besuchen?"

„Ich finde wohl keine mehr."

„Nu ja, viele werden's nicht mehr sein. Hübners Fritz ist tot. Un der Schmidt auch. Kohls Wilhelm — nu, der hatte ja eine böse Geschichte, der ist ausgerückt. Man hört nichts mehr von ihm."

„Trippels Emil ist ja noch hier", warf die Mutter ein, die das Geschirr abwusch. „Mit dem warst du ja lange gut Freund."

Er besann sich. „Der —?"

„Ja, der hat die Stellmacherei drüben überm Garten. Er hat ja die Emma geheiratet damals. Und da hat er das Geschäft übernommen, wie der Alte tot war. Es geht ja recht kümmerlich her. Viele Kinder. Die Emma kennst du ja auch noch."

„Die Emma?"

Die Mutter sah ihn schalkhaft an. „Nu ja. Da war doch mal was zwischen euch — du hatt'st sie doch ganz gern, denk' ich. Die wird dich wohl noch kennen. Da könnt'st du auch mal hingehn."

Jetzt wurde die Erinnerung klarer. Ein Schatten ging über sein Gesicht, verschwand aber bald wieder. „Vielleicht", sagte er ausweichend. „Werde ja sehen."

Er nahm den Stock und ging. Nein, dahin wollte er nicht! Aber waren das nicht längst vergessene Dinge? Gleichviel. Er ging über den Markt mit dem alten Rathause und war bald — wie kurz die Straßen waren, die ihn früher so groß und breit dünkten! — außerhalb der Stadt in dem kleinen Gehölze vor den Resten der uralten Stadtmauer, wo er immer die ersten Veilchen gefunden hatte. Langsam schlenderte er weiter. Überall Erinnerungen. Da war ja auch die Bank, wo — seltsam, daß das jetzt immer wieder auftauchte! Er erinnerte sich, was er damals gehofft und gelitten. Kindliche Gefühle, ja, von dem Zauberhauche reiner Jugend umwittert, aber darum nicht weniger glühend und schmerzlich. Jetzt konnte man ja lächeln darüber, doch dieses Lächeln selbst hatte noch eine schmerzliche Süßigkeit. Wer noch einmal so zu träumen, so zu fühlen vermöchte!

Er stieß mit dem Fuß an einen Stein und schaute auf. Wo war er denn? So tief schon in dem Gehölz? Ging er immer weiter zurück in das hold phantastische Land seiner Jugend? Auch hier lebte und webte die Erinnerung überall. Freilich, die nun aufgewachsenen Sträucher und Bäumchen wußten nichts davon, aber die alten Buchen und Rüstern hatten nichts vergessen und raunten ihm ins Ohr, was sie einstmals gesehen und gehört hatten. Wie nahe war er damals dem Glücke gewesen! Oder war das schon das ganze Glück, hatte er es schon besessen? Warum hatte er es nicht festgehalten? Lag das an ihm? Nein, er war nicht schuld daran gewesen. Wäre es nicht so gekommen, wie anders wäre sein Leben geworden!

Ein Tag stieg vor ihm auf. Ein Vorfrühlingstag. Durch das Gewirr der schwarzen, winterfeuchten Äste schimmerte der klare, blaßblaue Himmel, noch ungehindert durch ein sommerliches Blätterdach. Aber ringsum, aus all den unzähligen feinen Zweigen, drängten sich bereits gelbe und grüne Spitzchen, rührend in ihrer hoffenden Lichtsehnsucht. In den Vertiefungen lag da und dort noch Schnee. Er hatte sich mit ihr am Eingange des Wäldchens getroffen. Das hatte er ihr von der Nachbarstadt geschrieben, wo er in der Lehre war. Wie voll war ihm dabei das Herz gewesen! Und nun wußte er kein Wort zu sagen. Befangen gingen sie nebeneinander her. Die

paar Worte, die sie sprachen, waren so gleichgültig und hatten doch ihren besonderen Sinn; sie zitterten von dem Gefühl, das sie verbergen sollten. Fühlten sie das nicht beide? Schämten sie sich dieser Gefühle? So war er froh gewesen, als er einige bereits aufgeblühte Märzbecher entdeckte, die unter dem vorjährigen, dunklen, feuchten Laube hervorsproßten, weiß wie der Fittich eines Engels, den Gottes Wink eben ins Sein gerufen. Nun suchten sie um die Wette nach den Blumen; die Beklommenheit wich, und zuletzt waren sie ganz heiter und übermütig geworden. Noch aber war kein entscheidendes Wort gefallen. Als er ihr aber eine besonders schöne Blüte gab, die sie ansteckte, war das wie ein stummes Gelöbnis gewesen. Das sagten ihnen auch ihre Blicke dabei; nein, nicht nur diese, auch die letzten gestammelten Worte beim Abschied.

Es war ja kein Abschied auf immer. Er sollte ja nur auf ein paar Jahre hinaus in die Welt. Dann würde er zurückkehren. Die Zukunft lag ja so klar und einfach vor ihm. Die Eltern hatten bereits vorgesorgt, daß er, nach seiner Zurückkunft, ein Geschäft übernehmen und so sein Nest bauen könne, geborgen vor der Welt und ihren Stürmen. Freilich war da immer in ihm ein Drang gewesen, hinaus- und hinaufzukommen, ein Drang, zu lernen, zu wissen, mehr zu können, als ihm hier zu erreichen möglich war. Dann aber war das, was ihn hier hielt, die Kraft dieses Magneten, der sein Blut und seine Sinne und sein Herz an sich zog, allmählich stärker geworden als das. Er vertiefte sich ganz in die Vorstellungen eines solchen Glückes im Winkel und suchte jenen Drang zu beschwichtigen, indem er die Vorzüge eines solchen Lebens steigerte und übertrieb. Aber wäre es dennoch nicht das Richtige gewesen?

Dann war es ja so ganz anders gekommen. Und wodurch? Das Entscheidende war doch wohl jener Brief gewesen, den er damals aus der Fremde an sie geschrieben. Er hatte sich ja so unendlich einsam da draußen gefühlt; und alle Sehnsucht seines Herzens, alles Heimweh nach ihr und nach der Heimat, nach einem dauernden innigen Glücke, das kein Erfolg zu geben vermochte, war in jene Zeilen hingeströmt. Nein, leidenschaftlicher und zarter hatte er nie einen Brief geschrieben, das sagte er sich noch jetzt. Sie aber hatte gar nicht darauf geantwortet. So schwieg denn, nach langem, peinvollem Warten, auch er, aus einer tiefen, inneren Scham, daß er sein Herz so vergebens entblößt hatte. Einige Zeit darauf erfuhr er, von den Eltern, daß sie sich mit seinem nächsten Freunde verheiraten werde. Nun gut, das gehörte wohl zusammen, das mußte so sein. Schließlich war er auch darüber hinweggekommen. Seitdem aber hatte er kein anderes Ziel, als in der Welt emporzukommen. Darüber und über allem, was ihm sonst das Leben brachte, hatte er jenes Jugenderlebnis so gut wie vergessen. Nun aber war es wieder in ihm aufgewacht.

So war er in Gedanken über die Brücke gekommen und den Mühlgraben entlang gegangen. Ja, wo war er denn? Die beiden Pappeln da hinter dem Hause — ja, das mußte es sein. Wunderlich, wie war er hierher gekommen? Es lag das doch gar nicht in seiner Absicht! War es Zufall oder eine unbewußte seelische Unterströmung, die ihn hierher geführt hatte? Nein, doch wohl Zufall: der Ort war ja so klein, daß man schließlich an jedem Hause einmal vorbeikommen mußte.

In dem Grasgarten grub ein Mann ein Stück Erde um; er sah alt aus und hatte ein faltiges, unrasiertes, von Sorgen abgestumpftes, fast blödes Gesicht. Die schmutzigen, geflickten Kleider hingen ihm, viel zu weit, um den mageren Leib. Der Wanderer stutzte: nein, das konnte ja nicht sein! Jetzt blinzelte jener aus seiner gebückten Stellung zu ihm herauf und kratzte, in alter Gewohnheit, die Nase — — „Heinrich!" fuhr es dem Fremden heraus. Überrascht richtete jener sich auf. Noch erkannte er ihn nicht. „Guten Tag, Heinrich", sagte der Ankommende, halb verlegen, halb mitleidig, und reichte ihm die Hand über den Zaun. Aber noch immer begriff jener nicht, bis er sich ihm selbst zu erkennen gab. In dem verkümmerten Gesicht glomm ein leiser Funke auf, aber es schien weder Freude noch Verlegenheit, nur Überraschung und ein dumpf aufdämmerndes Erkennen zu sein.

„Du bist es? Wer hätte das gedacht? — Ach ja!" Er seufzte auf und hielt sich mit einer Hand den schmerzenden Rücken. „Das ist ja eine große Ehre, daß du zu mir kommst. Willst du nicht ein bißchen ins Haus kommen?"

Nun konnte Paul nicht anders; er folgte dem früheren Freunde in die niedrige und enge Stube. Es herrschte da ein Armleutegeruch, der ihm fast den Atem benahm. Am Ofen und quer über Bett und Tisch hing feuchte Kinderwäsche auf Leinen; eine ganze Anzahl Kinder in allen Größen, nur notdürftig bekleidet und mit meist schmutzigen Gesichtern, krochen auf dem Boden und unter dem Tische herum oder sahen, den Finger im Munde, blöde und erstaunt auf den fremden Mann. In der Ecke neben dem Ofen saß die Frau und fütterte ein kleines Kind. Nun stand sie auf. Sie mußte es sein. Aber hier hatte er noch mehr Mühe, sie wieder zu erkennen. Müde, zerdrückt, mit unordentlichem Haar um das gedunsene Gesicht mit der gelbfleckigen Haut — er schrak fast zurück, als sie ihm, nachdem der Mann ihr seinen Namen genannt, ihre verarbeitete Hand mit den schwarzen Fingernägeln reichte. Das war sie, die er noch heute, vorhin erst, in der Erinnerung im Vorfrühlingswalde gesehen hatte!

Sie zeigte nicht einmal Überraschung, sondern nahm das Wiedersehn ganz gleichmäßig hin. Nur einmal prüfte sie ihn von der Seite, aber der Blick gefiel ihm nicht; er zeigte keine Spur erwachenden Gefühls; es war nur, als ob sie abschätze, was der Besuch für Vorteil bringen könne.

Es blieb ihm nichts übrig, als die Einladung zum Essen anzunehmen, so unangenehm ihm das in mehr als einer Hinsicht war. Alles so dürftig, unzulänglich, unreinlich! Und es war weniger die Ärmlichkeit, die ihn so bedrückte — er selbst hatte ja Entbehrungen genug durchgemacht —, als vielmehr der ganze unsäglich enge und beschränkte Gesichtskreis, in dem sich das Leben hier abspielte. Das Gespräch während des Essens drehte sich nur um die nächsten und kümmerlichsten Sorgen. Gewiß, er verstand das ja, aber es war doch unsäglich trostlos, diese graue Einförmigkeit. Ihm war, als müsse er ersticken in dieser Luft. War das noch derselbe Mensch, der einst mit ihm in Zukunftshoffnungen, in jugendlich idealen Träumen geschwelgt hatte? War es nur ein vorübergehender Aufschwung gewesen, zu dem er ihn mitgerissen hatte? Oder hatte ihn die Not, die graue Sorge von Tag zu Tag so eingeschnürt und zu einem so kümmerlichen Wesen gemacht, das kaum noch Blut in sich zu tragen schien, Blut und Leidenschaft, Ehrgeiz und Hoffnungen?

Und sie? War nur er es gewesen, der ihr allen Reiz geliehen, oder war auch sie von diesem Leben so ausgemergelt, daß von ihr nur die leere, verfallene Hülse übriggeblieben war? Ein tiefes Mitleid ergriff ihn.

Keines der beiden erwähnte etwas von den früheren Verhältnissen. Das war nicht Rücksicht, sondern es schien einfach so vergessen zu sein, als wäre es nie gewesen. Keines auch schien daran zu denken, daß er unter alledem gelitten haben könnte. Alle diese Gefühle waren wohl aufgesogen von der Sorge und der Gier um das elende bißchen Leben. Er bemerkte, wie die Frau ihren Mann mehrmals heimlich in die Seite stieß. Das war, während sie sich gerade unaufhörlich darüber ausließen, wie schlecht es ihnen ginge, wie schwer es sei, die Kinder zu erhalten. Schließlich rückte auch der Mann damit heraus: er war in größter Bedrängnis wegen einer Hypothek, die ihm gekündigt worden sei. Es handelte sich um einige hundert Mark. Um dieses Gejammer abzuschneiden, aus Mitleid und aus einem gewissen Widerwillen, nahm Paul, ohne ein Wort zu sagen, ein paar Scheine heraus und schob sie dem früheren Freunde hin. Zum ersten Male sah er etwas wie Freude auf den beiden Gesichtern aufleuchten; aber es war eine gierige Freude, die ihn, ebenso wie die Hast, mit der das Geld aufgerafft wurde, abstieß.

Der Mann ging eine Weile hinaus, um nach den zwei Ziegen zu sehen. Paul war allein mit der Frau. Sollte er versuchen, ob nicht wenigstens eine blasse Erinnerung noch vorhanden wäre oder nicht doch eine Erklärung über die Vorgänge damals zu erlangen sei? So fragte er denn, während sie den Tisch abräumte:

„Ihr habt es nicht leicht, wie ich sehe —"

„Ja, es könnte besser sein", erwiderte sie, indem sie dem kleinen Jungen neben sich ein Kopfstück gab, daß er aufschrie. „Aber man muß es nehmen, wie es kommt."

„Heinrich ist gut zu dir?"

„Nuja, das ist, wie's ist. Er verdient nicht genug. Man muß erst immer Feuer hinterher machen, eh's zu etwas kommt."

„Du mußt ihn doch sehr gern gehabt haben — damals —"

Sie sah zu ihm auf; doch in ihrem Blick lag nur eine stumpfe Befremdung über die Frage, aber kein Gefühl für das, was ihn dazu bewogen hatte. „Warum denn? Ein Mann ist wie der andere. Sie" — sie zögerte etwas, ehe sie die Anrede wechselte — „du hast doch nichts von dir hören lassen, als du fortgegangen warst."

„Du hast meinen Brief nicht erhalten?"

„Welchen Brief? Ich habe keinen Brief von dir gekriegt. Na, und da dacht' ich eben, du hast mich vergessen. Das ist ja auch so in der Welt. Und da nahm ich ihn eben, weil er sich gerade selbständig machen wollte. Das kam ja auf eins 'raus."

„Und du — du hast niemals daran gedacht —"

„Woran denn? An dich? Ja, das hätt' ich wohl, aber da hatt' ich keine Zeit dazu. Man hat so genug zu tun." Sie blickte ihn mißtrauisch an. „Aber warum frägst du denn nach den alten Geschichten? Was soll das für einen Zweck haben?"

„Nein, es hat keinen Zweck", erwiderte er und wandte das Gesicht nach dem Fenster, an dem eine Menge toter Fliegen klebte. Er sah, es war vergeblich, hier nach einem Gefühle graben zu wollen, das nicht vorhanden, vielleicht nie vorhanden gewesen war.

Der Mann trat wieder ein. Paul machte sich zum Gehen zurecht. Als er nach dem auf einem Stuhle hängenden Hut griff, langte die Frau aus der Kommode mehrere Sparbüchsen hervor und stellte sie auf den Tisch. Der Wink war allzu deutlich, als daß er ihn nicht hätte verstehen sollen. Er zog die Geldtasche hervor und legte für jedes der Kinder ein Geldstück hinein. Dann ging er, so schnell als möglich, ohne ein Wort des Dankes abzuwarten. Vielleicht wurde es auch gar nicht gesprochen.

Tief atmete er auf, als er draußen auf der Straße stand. Ihm war, als sei er einem Gefängnis entronnen, einem dumpfen, drückenden Gefängnis ohne Luft und Licht. Unwillkürlich beschleunigte er seinen Schritt. So also hätte sich sein Leben gestaltet, so oder doch nicht viel anders, wenn — wenn jener Brief nicht verloren gegangen wäre! War das Zufall? War es Schicksal? Wer weiß etwas von dem, was die Fäden unseres Geschickes knüpft und über des Menschen Leben entscheidet? Nein, so wäre es doch wohl nicht geworden! Aber wer mochte beurteilen, was die tägliche Sorge, die jeden Gedanken, jedes andere Streben verzehrt, aus einem machen konnte?! Wie die Sinne sich abstumpften, das Hirn vertrocknete, der Mut zerbrach und eine Mauer um einen emporwuchs, immer näher, immer höher, über die kein Blick mehr hinausreichte, kein Blick auch mehr hinauszureichen verlangte ...

Es schüttelte ihn. Nein, lieber im Kampf zerbrechen, als im Sumpf ersticken! Und Frieden? Ruhe? Wo war das hier? Nein, überall war das Leben ein Kampf: es kam nur darauf an, mit wem und um was und ob es sich dieses Kampfes lohnte.

* * *

Er trat in die elterliche Stube. Der Vater saß auf dem Sofa und dämmerte rauchend vor sich hin, die Mutter strickte am Tische. Ja, hier war Frieden, hier war Ausruhen. Aber mußte man nicht dazu das Leben *hinter* sich haben? War das nicht nur ein langsames ruhiges *Verlöschen*? Hatte er das Recht, schon sich selbst aufzugeben? Denn das fiel ja damit zusammen, für ihn wenigstens. Und nun fühlte er, daß ihm alles das hier eigentlich fremd geworden, daß er diesem Lebenskreise entwachsen war. Nein, auch hier würde er den Frieden nicht finden; denn sein Leben hatte ganz andere Voraussetzungen und Ziele erhalten, und nichts verband ihn mehr mit dieser Welt. — Nichts?

Am andern Tage rüstete er sich zur Abreise, eher, als es die Eltern erwartet hatten. Aber es war eine Unruhe über ihn gekommen, die ihn wieder hinaustrieb, eine Sehnsucht, seine Kräfte wieder und wieder zu erproben. Sein Tatenwille war wieder emporgeschnellt. So war es doch nicht vergeblich gewesen, daß er hierher gekommen war.

Er würde nie mehr zurückkehren. Konnte man wieder in die Eierschale zurückkriechen? Und dann: der Gedanke an seinen ehemaligen Freund und an sie — ihn schauderte! Nein, nie wieder hierher! Was konnte ihn noch halten, was ihn wieder hierherziehen? Das Elternhaus? Die Eltern? Das blieb ja doch auf dem Grunde seiner Seele stehen, unverlierbar, unverrückbar. Und so war es besser. Vielleicht wäre ihm auch das wohl noch fremd, noch fremder geworden. Also lieber fort! Hinaus!

Aber als er auf den Stufen der Haustür stand — die beiden Alten waren ja schwach auf den Füßen und konnten nicht mit auf den Bahnhof kommen — und als die Mutter nun wieder seine große Hand zwischen ihre hochgeäderten Greisenhände nahm und ihn mit einem Blick voller Liebe anschaute, unbewußt wie der eines Kindes — da schauerte es seltsam-selig in ihm auf. Wo war Heimat, wenn nicht hier? Aber eine, die nicht Ort und Zeit kannte. Das kam aus Tiefen der Menschenbrust, wo kein Wort hinreicht, wo das Denken selbst armselig erscheint.

Das würde er mit sich nehmen: diesen Blick, diese Erinnerung. Das war zeitlos, das war immer Gegenwart. Und zu wissen, daß es das gab, war des Friedens genug.



Barmherzigkeit

Von Heloise von Beaulieu

**Von vielen Menschen achtlos abgetreten,
Die drüber schritten, kirchenfromm zu beten
Zum Heiland mit den roten Liebeswunden,
Doch trägt der Stein, zertreten und geschunden,
Ein Wort herüber aus uralter Zeit:
Barmherzigkeit.**

**Nun hängt der Stein hoch aufrecht an der Wand
Wie eine Mahnung da von Gottes Hand.
Wer wagt das Wort mit offnem Aug' zu grüßen,
Wer trat nicht die Barmherzigkeit mit Füßen!
Herr, sieh nicht unsre Schuld, sieh unser Leid,
Barmherzigkeit!**

**Jahrhundert um Jahrhundert ist geschwunden.
Und haben wir den Weg zu dir gefunden?
O Wort, das Mahnung dröhnt und Gnade taut,
O stummes Wort, wie redest du so laut!
Blutstropfen zittern auf dem Stein, er schreit:
Barmherzigkeit!**



Heldenhain im Frühling

Von Paul Bülow

Ein sonnenwarmer Frühlingstag lockt mich hinaus in den Wald vor der Stadt. In seinem Frieden liegen deutsche Helden zur letzten Ruhe gebettet.

Es ist ein ernster und erhebender Gang, dieses sinnende Dahinschreiten. Aus dumpfer Mauerenge und all den Alltäglichkeiten dieser lastenden Zeit treibt es die Seele zu den Ehrfurcht gebietenden Zeugen unvergeßlichen Heldentums.

Ein Geländer aus Tannenstämmen umschließt den Hain. Mitten im Walde liegt die Gedenkstätte für die Opfer unsrer Stadt. Waldwipfel rauschen ihnen der Zeiten Not und Hoffnung und des immer wieder sich erneuernden Lebens ewigen Gesang.

Wie heilig ist Waldesruh', wenn Helden dort schlummern!

O du deutscher Wald, welch schönere Heimstatt könnt' es geben für die, welche du in deinen Frieden nahmst, nachdem sie so Schauriges erlitten!

Und ich, der Lebende, weite dir mein Herz entgegen, um deinen bezaubernden Lenzduft einströmen zu lassen.

Hell schimmert jungfrisches Grün durch die flimmernde Dämmerung — Frühlingszauber aus unsichtbarer Schöpferhand...

In die grünumschimmerte Lichtung fällt milder Sonnenglanz. Seine Klarheit umleuchtet die Ruhestätte der Helden. Alles ist ausgeglichen, alles ist Frieden und Harmonie, alle Mißklänge sind getilgt.

Ich bin der einzige Wanderer im Hain.

Wie feierlich stimmt dieser Anblick: Heldenruh' im Walde beim erwachenden Frühling!

Wann wird solcher Frühlingsfrieden Einzug halten in Deutschland?...

Ein Zitronenfalter scheucht mich aus Träumen auf — da flattert es hin, das kurze, lachende Leben! Ein verklärtes Seelchen vielleicht? Ein suchender Geist, der die Heldenseelen grüßt?

Und dort das Storchenpaar auf dem Dachfirst der Kapelle — wie bald wird im Nest junges Leben die Welt grüßen!

Frühlingskraft allüberall! Sollte sie nur im deutschen Volk erstorben sein?

Waldvöglein pfeifen, zwitschern und trillern ihren Lobgesang über den Gräbern der Helden.

Ich schreite langsam an den Gräbern entlang. Eines gleicht dem andern. Auf jeder schlichten Sandsteinplatte am Kopfe des efeuumwachsenen Grabes ist der Name gemeißelt. Manchmal hat liebende Hand einen Frühlingsblumengruß auf den Efeu gelegt. Es ist mir, als sähe ich auf solchem Tannengrün und Kätzchen, auf Schlüssel- und Osterblumen Tränen der Wehmut glänzen.

„Hier ruhen brave Soldaten
Von schweren Schlachten aus.
Sie haben die Wucht der Granaten
Geduldet für uns zu Haus.

Sie hielten in Pein und Grauen
Unerschüttert stand.
Sie durften sterbend schauen
Ein freies Vaterland...“

Dürfen sie es wirklich?... Noch nicht... Aber sie werden es schauen, das ist unsre Frühlingshoffnung.

Die Lichtung wird von hohen Waldbäumen feierlich umstanden.

Hier im Walde stehen Findlinge als Heldenmal für diejenigen, die in der Ferne ihr oft unbekanntes Grab gefunden.

Wuchtig drücken die großen Steine den Waldboden; es raunt um sie her von Stolz und Liebe, von Opfer und Dank, von hohem Menschentum:

„Stellt eine Schale dem Regen
Auf diesen Heldenstein:
Hier soll sich fröhlich bewegen
Manch singend Waldvöglein.

Das trinkt am Rande der Schale
Und singt in den Abend hinein.
Um Deutschlands Heldenmale
Soll Dank und Liebe sein."

Lange saß ich auf der Holzbank einem solchen Stein gegenüber... Da wirbelt ein Windstoß welke Blätter vom Vorjahr auf, die Wipfel rauschen vom Vergehen und Werden, von Heldentum und Opferkraft... Leben, Hoffen, Wirken — so glaub' ich's raunen zu hören über der frühlingsgeschmückten Heldenruhe...

Nicht müde werden, liebe Freunde, in all dieser Verdrossenheit und Bitternis des Alltags. Heldische Kraft tut not, ihr Lebenden! Sie zu üben ist der heiligste Dank an diese Gefallenen.

Und noch eins: Bleibt dem Walde treu! Der deutsche Wald ist uns durch diese Heldenhaine doppelt geweiht.



Die Glocke am Rhein

Von Karl Martin Schiller

**Was rauscht der alte Rhein? — Gib acht!
Kein Licht durchdringt die Mitternacht.
Der Posten wandert hin und her.
Es glaubt kein Mensch an Deutschland mehr.**

**Den Strömen wird kein Warten leid.
Die Greise haben schlaflos Zeit,
Und hofft nur einer auf den Tag,
Ist's Zeit zum ersten Glockenschlag.**

**Und sinnt ein Mensch das erstemal
Nach einem Weg aus Schmach und Qual,
Da schickt der Glöckner, hoch im Dom,
Die zweite Stunde übern Strom.**

**Und wenn ein Mensch, von Stolz bewegt,
Das alte Schwert in Händen wägt:
Du Schwert, von Feindes Blut so rot —
Dann schlägt es Drei in Nacht und Not.**

**Und reichen zwei im deutschen Land
Die Hände sich zum Unterpfand,
Zum Sieg gewillt, zum Tod bereit:
Dann ist's zur vierten Stunde Zeit.**

**Und wenn es anhebt, dort und hier,
Ein Klopfen geht von Tür zu Tür,
Lebendig wird es Haus um Haus:
Da schlägt es Fünf ins Land hinaus.**

**Doch bricht's in heller Flut heran,
Mit Wehr und Waffen, Mann an Mann —
Da schlägt es Sechs am deutschen Rhein:
Der helle Morgen bricht herein!**



Schopenhauer als Optimist

Von P. Wallis

Wenn wir in stiller Stunde in der dämmerigen Stube im Lehnstuhl sitzen und die unglückliche Lage unseres Vaterlandes sinnend erwägen, so ist es uns wohl, als ballten sich die Schatten der Zimmerecken an der Wand zusammen zu einer gespensterhaften Gestalt mit buschigem weißen Haar, scharfen Augen, hoher Denkerstirn und einem hohnvollen Lächeln um den Mund. Und wir glauben eine Stimme zu hören, deren Worte den Widerhall unserer eigenen Empfindungen bieten: „Die Welt ist eine Hölle, und die Menschen sind einerseits die Teufel und andrerseits die gequälten Seelen darin!"

Wir kennen diese Stimme und den, dem sie angehört. Und so manches Mal hat die bittere Wahrheit jenes Wortes schwer auf unserer Seele gelastet.

Und dennoch! Kein Kerker ist so finster, daß nicht ein Lichtstrahl seinen Weg durch einen Mauerritz hineinfände, kein Nachtengel des Pessimismus so unnahbar, daß er nicht den Lichtengel des Optimismus neben sich dulden könnte.

Man hat Schopenhauer den Philosophen des Pessimismus genannt. Das ist wohl wahr, aber einseitig. Der große Denker hat selbst nicht vermocht, bei der Verneinung stehen zu bleiben. Kein Mensch kann das, wenn er nicht in Verzweiflung und geistiger Nacht enden will. War doch selbst Mephistopheles im Faust nicht nur der „Geist, der stets verneint"! Versuchen wir also einmal, den Geist des großen Philosophen mit seinen eigenen Waffen zu schlagen: reden wir von Schopenhauer, dem Optimisten!

Der Weise wird auf den uns erhaltenen Bildern meist dargestellt mit einem Doppelaugenglase in der Hand. Gewiß ist, daß die beiden Gläser gleichartig und gleichwertig waren. Die Geistesaugen aber, mit denen der Philosoph in die Welt hineinsah, waren dies nicht. Es gilt von ihm wirklich, was jener humoristische Sänger dem Monde zuruft: „Was für ein schief Gesicht, Mond, machst denn du? Ein Auge hat er auf, eins hat er zu!" Was von dem indischen Todesgott Yama berichtet wird, daß er zwei Gesichter gehabt habe, ein sehr finsteres und häßliches und ein sehr freundliches und helles, gilt auch von Schopenhauers Weltbetrachtung.

Einmal schreibt er: „Dieser Welt, diesem Tummelplatz gequälter und geängstigter Wesen, welche nur dadurch bestehen, daß eins das andre verzehrt, wo daher jedes reißende Tier das lebendige Grab tausend anderer und seine Selbsterhaltung eine Kette von Martertoden ist — dieser Welt hat man das System des Optimismus anpassen und sie uns als die beste unter den möglichen andemonstrieren wollen. Die Absurdität ist schreiend. Inzwischen heißt ein Optimist mich die Augen öffnen und hineinsehen in die Welt, wie sie so schön sei, im Sonnenschein, mit ihren Bergen, Tälern, Strömen, Pflanzen, Tieren usf. Aber ist denn die Welt ein Guckkasten? Zu sehen sind diese Dinge freilich schön; aber sie zu sein ist ganz etwas anderes."

Und doch hat auch Schopenhauer manchmal recht gern und mit sichtlicher Erbauung in diesen „Guckkasten" hineingesehen. Man lese folgende Apotheose der Natur: „Wie ästhetisch ist doch die Natur! Jedes unangebaute und verwilderte, d. h. ihr frei überlassene Fleckchen, sei es auch klein, wenn nur die Tatze des Menschen davon bleibt,

dekoriert sie alsbald auf die geschmackvollste Weise, bekleidet es mit Pflanzen, Blumen und Gesträuchen, deren ungezwungenes Wesen, natürliche Grazie und anmutige Gruppierung davon zeugt, daß... hier die Natur frei gewaltet hat. Jedes vernachlässigte Plätzchen wird alsbald schön." Er redet ferner von der günstigen Wirkung, welche der Anblick der harmonisch geordneten Natur auf unser gesamtes Denken hat, nennt daher eine schöne Aussicht ein „Kathartikon des Geistes" und „das einzige, stets ganz regelrechte, tadellose und vollkommene unter den komplizierten Gehirnphänomenen". Man lese einmal nach, was der Denker im dritten Buch der „Welt als Wille und Vorstellung" uns alles über die positiven und förderlichen Wirkungen der Naturbetrachtung zu sagen weiß! Man wird den Eindruck gewinnen: hier redet kein pessimistischer Naturphilosoph mehr, sondern fast ein Naturschwärmer.

Am deutlichsten tritt dieser Zug hervor bei den großartigen Stellen über das „Erhabene" in der Natur. Eine davon sei uns gestattet herzusetzen: „Aber noch mächtiger wird der Eindruck (des Erhabenen), wenn wir den Kampf der empörten Naturkräfte im Großen vor Augen haben..., wenn wir am weiten, im Sturm empörten Meere stehen: häuserhohe Wellen steigen und sinken, gewaltsam gegen schroffe Uferklippen geschlagen, spritzen sie den Schaum hoch in die Luft, der Sturm heult, das Meer brüllt, Blitze aus schwarzen Wolken zucken, und Donnerschläge übertönen Sturm und Meer. Dann erreicht im unerschütterten Zuschauer dieses Auftritts die Duplizität seines Bewußtseins die höchste Deutlichkeit: er empfindet sich zugleich als Individuum, als hinfällige Willenserscheinung, die der geringste Schlag jener Kräfte zertrümmern kann, hilflos gegen die gewaltige Natur, abhängig, dem Zufall preisgegeben, ein verschwindendes Nichts, ungeheuren Mächten gegenüber; und dabei nun zugleich als ewiges ruhiges Subjekt des Erkennens, welches, als Bedingung des Objekts, der Träger eben dieser ganzen Welt ist und der furchtbare Kampf der Natur nur seine Vorstellung, es selbst in ruhiger Auffassung der Ideen, frei und fremd allem Wollen und allen Nöten. Es ist der volle Eindruck des Erhabenen."

Diese Darstellung trägt deutlich sowohl pessimistisches als optimistisches Gepräge. Pessimistisch ist der erste Teil mit dem Resultat: der Mensch ein Nichts! Optimistisch der zweite Teil mit dem gegensätzlichen Ergebnis: der Mensch alles! In den letzten Worten liegt doch geradezu ein Sieg des Menschen, insofern er „reines Subjekt des Erkennens" ist, über die Natur! Mögen die Blitze ihn treffen, die Wogen ihn in den Abgrund schwemmen, insofern er reines Subjekt der Anschauung ist, geht ihn das alles nichts an, denn der Wille ist verschwunden, und es bleibt nur die „Seligkeit des willenlosen Anschauens". Und wenn der Denker weiter sagt: „Darum wird auch der von Leidenschaften oder Not und Sorge Gequälte durch einen einzigen freien Blick in die Natur so plötzlich erquickt, erheitert und aufgerichtet: der Sturm der Leidenschaften, der Drang des Wunsches und der Furcht und alle Qual des Wollens sind dann sogleich auf eine wundervolle Art beschwichtigt" — ich frage: ist das noch die Sprache eines Pessimisten?

Und man höre einmal, was dieser Pessimist über die menschliche Schönheit zu sagen weiß, bei deren Anblick uns augenblicklich ein „unaussprechliches Wohlgefallen ergreift und über uns selbst und alles, was uns quält, hinaushebt!" Er ist hier so wenig Pessimist, daß er sich ausdrücklich auf den Optimisten Goethe bezieht, welcher

sagt: „Wer die menschliche Schönheit erblickt, den kann nichts Übles anwehen: er fühlt sich mit sich selbst und mit der Welt in Übereinstimmung." Man gehe die ganze Ästhetik Schopenhauers durch, und man wird neben dem Strom des Pessimismus überall auch den des Optimismus rauschen hören!

Ein Gleiches ist von seiner Ethik zu sagen. Schon daß unser Denker überhaupt eine solche aufgestellt und geschrieben hat, ist ein Beweis seines Optimismus. Wäre die Menschheit wirklich so absolut schlecht und grundverdorben, wie ein folgerecht durchgeführter Pessimismus annehmen müßte, so wäre ja doch für ein ethisches Handbuch keinerlei Stoff vorhanden, und es müßte füglich ungeschrieben bleiben. Der Denker lehnt ja auch in seiner Abhandlung über das „Fundament der Moral" ausdrücklich den reinen ethischen Pessimismus ab, wenn er sagt: „Sollte aber dennoch jemand darauf bestehen, mir das Vorkommen aller solcher (d. h. moralischer) Handlungen abzuleugnen, dann würde, ihm zufolge, die Moral eine Wissenschaft ohne reales Objekt sein, und es wäre verlorene Zeit, über ihre Grundlage noch ferner zu disputieren. Mit ihm wäre ich daher zu Ende und rede zu denen, welche die Realität der Sache einräumen."

Und wie hat Schopenhauer das ethische Handeln selbst gewertet! Derselbe Mann, dem sonst das Denken alles war, der vermöge seiner überlegenen Geistesgröße auf die übrige Menschheit als die bipedes glaubte herabsehen zu dürfen, findet zur Wertung der echten Moral Worte wie diese: „Indessen steht die moralische Trefflichkeit höher, denn alle theoretische Weisheit, als welche immer nur Stückwerk ist; und der moralisch Edle, wenn ihm auch noch so sehr die intellektuelle Trefflichkeit abgeht, legt durch sein Handeln die tiefste Erkenntnis, die höchste Weisheit an den Tag und beschämt den Genialen und Gelehrtesten, wenn dieser durch sein Tun verrät, daß jene große Wahrheit ihm doch im Herzen fremd geblieben ist." Bekannt und berühmt ist auch jene Stelle von der „Güte des Herzens", neben der, wie Fackeln und Feuerwerk vor der Sonne, „Geist, ja Genie und ebenfalls die Schönheit überstrahlt und verdunkelt werden".

Eine weitverbreitete und vielfach gehörte Klage der Pessimisten gewöhnlichen Schlages ist diese: „Es gibt keine ausgleichende Gerechtigkeit in der Welt, Schuld und Schicksal decken sich nicht, dem Guten geht es oft genug schlecht und dem Schlechten gut." Lange Theodiceen haben die moralischen Rechtsanwälte geschrieben, um die der Unterschlagung verdächtige Göttin der Gerechtigkeit vor dem Pranger zu retten; die besten Geistestaucher haben sich hinabgelassen in das Meer der Spekulation, um den Becher vom Korallenriff zu heben, dessen Trank uns die Augen öffnet über Schuld und Schicksal. Gelungen ist es beiden nicht. Die einen waren froh, wenn sie den Prozeß vertagen, die andern, wenn sie das nackte Leben retten und statt des Bechers ein paar hohle Muscheln mitbringen konnten. Schopenhauer schlug mit einem mächtigen Schwabenstreiche den Knoten des Problems durch. Ob dieser Streich einer einwandfreien Lösung gleichzusetzen ist, bleibe hier dahingestellt; ein ganz grandioser Streich, ein Riesenhieb aber war es. Und ein eigentlich kolossaler Optimismus war es, der dem Geistesritter die Faust führte. Man höre seine eigenen Worte: „Die Welt ist nur der Spiegel dieses Wollens: und alle Endlichkeit, alle Leiden, alle Qualen, welche sie enthält, gehören zum Ausdruck dessen, was er will,

sind so, weil er so will. Mit dem strengsten Rechte trägt sonach jedes Wesen das Dasein überhaupt, sodann das Dasein seiner Art und seiner eigentümlichen Individualität, ganz wie sie ist und unter Umgebungen, wie sie sind, in einer Welt, so wie sie ist, vom Zufall und vom Irrtum beherrscht, zeitlich, vergänglich, stets leidend: und in allem, was ihm widerfährt, ja nur widerfahren kann, geschieht ihm immer recht. Denn sein ist der Wille, und wie der Wille ist, so ist die Welt... Die ewige Gerechtigkeit waltet... Die Welt selbst ist das Weltgericht. Könnte man allen Jammer der Welt in eine Wagschale legen, und alle Schuld der Welt in die andre, so würde gewiß die Zunge einstehen." Da haben wir's also! Es gibt kein Mißverhältnis zwischen Schuld und Schicksal. Unter dem rechten Sehwinkel betrachtet decken sie sich aufs Haar. Die ewige Gerechtigkeit kann einem jeden, der die Faust gegen sie ballen will, zurufen: Laß deine Hand sinken, du hast's gewollt!

Liegt darin aber nicht ein großer Optimismus, daß sich so alle Denunziationen gegen die ewige Gerechtigkeit als Illusionen erweisen, daß sich auch Zufall, Irrtum, Bosheit auf der Wage der ewigen Gerechtigkeit als gute Gewichte erweisen müssen, daß sich der wilde Urwald des Weltgeschehens mit all seinen Schlangen, Tigern und Menschenfressern doch von höherem Gesichtspunkte aus gesehen als ein wohlangelegter Park erweist?

Wie wenig Schopenhauer selber zur Verzweiflung geneigt war, ergibt sich auch aus der merkwürdigen Abhandlung „Über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale des Einzelnen". Wohl will der Verfasser die hier entwickelten Gedankenreihen als eine bloße „metaphysische Phantasie" angesehen wissen, die „zu keinem festen Resultate führt", indessen schimmert doch überall der heimliche Glaube an die Realität seiner Gedanken durch, und all die „Wenn" und „Aber" sind nur die Schleier, welche die verborgene Überzeugung schämig vor das Gesicht zieht. Wir hören da Dinge, welche im Munde eines Pessimisten seltsam genug klingen, z. B. daß „selbst der individuelle Lebenslauf von den Begebenheiten, welche das oft so kapriziöse Spiel des blinden Zufalls sind, doch gleichsam planmäßig so geleitet werde, wie es dem wahren und letzten Besten der Person angemessen ist. Dies angenommen könnte das Dogma von der Vorsehung, als durchaus anthropomorphistisch, zwar nicht unmittelbar und sensu proprio als wahr gelten; wohl aber wäre es der mittelbare, allegorische und mythische Ausdruck einer Wahrheit." Wir lesen ferner: „Alle Ereignisse im Leben eines Menschen ständen demnach in zwei grundverschiedenen Arten des Zusammenhangs: erstlich, im objektiven, kausalen Zusammenhange des Naturlaufs; zweitens, in einem subjektiven Zusammenhange, der nur in Beziehung auf das sie erlebende Individuum vorhanden und so subjektiv wie dessen eigene Träume ist, in welchem jedoch ihre Sukzession und Inhalt ebenfalls notwendig bestimmt ist, aber in der Art, wie die Sukzession der Szenen eines Dramas, durch den Plan des Dichters. Daß nun jene beiden Arten des Zusammenhangs zugleich bestehen und die nämliche Begebenheit, als ein Glied zweier ganz verschiedener Ketten, doch beiden sich genau einfügt, infolge wovon jedesmal das Schicksal des Einen zum Schicksal des Andern paßt, dies ist freilich etwas, das unsere Fassungskraft übersteigt und nur vermöge der wundersamsten Harmonia praestabilita als möglich gedacht werden kann. Aber wäre es andrerseits nicht engbrüstiger Kleinmut, es für unmöglich

zu halten, daß die Lebensläufe aller Menschen in ihrem Ineinandergreifen ebenso viel Harmonie haben sollten, wie der Komponist den vielen, scheinbar durcheinandertobenden Stimmen seiner Symphonie zu geben weiß?"

Also unser Pessimist kennt zunächst ein „Letztes Bestes" unserer Person, zu welchem wir durch eine geheime Macht, welche sogar mutatis mutandis den Namen einer „Vorsehung" verdient, hingelenkt werden. Man sollte meinen, ein Pessimist könnte höchstens von einem „Letzten Schlechten" reden, welches sozusagen den Gipfelpunkt der Schlechtigkeitspyramide darstellt und uns erwartet, wie das Beil des Henkers den Verbrecher; er könnte höchstens reden statt von einer „Vorsehung" von einem blinden Ungefähr, dessen Riesenrachen alles wahllos verschlingt. Ein Pessimist dürfte auch wohl die Lebensschicksale der Menschen nicht vergleichen mit einer wohlkomponierten Symphonie, sondern höchstens, wenn man im musikalischen Bilde bleiben will, mit einer ohrenzerreißenden Katzenmusik! Und war denn nicht die von Schopenhauer hier als so „wundersam" gepriesene „prästabilierte Harmonie" ein Lieblingsbegriff ihres Erfinders, des von Schopenhauer sonst so gehaßten und geschmähten „Optimisten" Leibniz?

Ein gleiches ergibt sich aus der Stellung Schopenhauers zum Selbstmorde. Man denke sich einmal einen ganz durchgebildeten, sozusagen waschechten Pessimisten. Das wäre doch offenbar ein Mensch, der in der ganzen weiten Welt keinerlei Werte mehr zu entdecken vermag, dem die Natur erscheint als ein gewaltiges Massengrab, seine Lebensarbeit wie der Stein, der zur Höhe gewälzt sofort wieder zurückrollt in die Tiefe, dem seine Mitmenschen vorkommen wie eine große Verbrecherkolonie. Einem solchen müßten sich entweder die Pforten des Irrenhauses für immer öffnen; oder er würde, wie einst Eberhard der Greiner das Tafeltuch zwischen sich und dem Sohne zerschnitt, mit eigener Hand die Brücke sprengen, die ihn mit der Welt der Lebenden verbindet. Wahnsinn oder Selbstmord wäre das Ende jedes wirklichen Pessimisten. Einen solchen hat uns Lenau mit tragischer Wucht in seinem „Faust" vor Augen geführt, dessen Abschiedswort an die Welt lautet:

„Ich bin ein Traum mit Lust und Schuld und Schmerz,
Und träume mir das Messer in das Herz."

Und Schopenhauer? Unter allen Begründungen der Ablehnung des Selbstmordes, die manchmal gut oder doch leidlich, manchmal aber auch geradezu gekünstelt und philisterhaft sind, erscheint mir die Schopenhauers als eine der tiefsten und besten. Er verwirft den Selbstmord, weil dieser die wahre Erlösung hindert, die Erlösungsmöglichkeit abschneidet. Die Leiden des Daseins sind nicht dazu da, um verzweifelnd vor ihnen in das Nichts zu flüchten, wie ein feiger Soldat sich vor den feindlichen Kugeln in einem Sandloch verkriecht, sondern umgekehrt: man soll diesen Leiden willig die Brust darbieten, damit sie uns innerlich läutern und so zur wahren Erlösung, der Verneinung des Willens zum Leben führen. Der Selbstmörder gleicht einem Kranken, der durch eine schwere und schmerzhafte Operation gerettet werden könnte, aus Furcht vor dieser aber vorzieht, lieber zu sterben. Der Selbstmord ist im Grunde eine Handlung der Feigheit, der geheimen Lebensbejahung, welche der wahren Erlösung diametral widerstreitet. Während Lenaus Faust sich „das Messer in das Herz träumt", würde ein Faust Schopenhauers unter Aufbietung aller ver-

fügbaren höheren Kräfte still und tapfer die Stunde erwarten, in welcher die Freiheit der inneren Erlösung bei ihm zum Durchbruch kommt.

Wir reden soeben von einem Durchbruch der Freiheit. Unser Denker ist sonst Determinist bis auf das Mark. Er wird nicht müde, uns immer wieder einzuschärfen, daß in der Welt unserer Erfahrung das Kausalgesetz herrscht wie ein Tyrann der alten Tage. Da ist kein Waldesdickicht so verschwiegen, kein Kellergewölbe so dunkel, kein Meeresstrand so einsam, daß nicht die weltbeherrschende Firma des „Satzes vom Grunde" daselbst eine Filiale aufgeschlagen hätte. In undurchbrechbarem Zusammenhang rücken die Kausalketten vor, wie die geschlossenen und erzgepanzerten Legionen der alten Römer mit den vorgehaltenen Spießen und Hellebarden des eisernen „Muß". Wer sich nicht ergibt, muß fallen. So, wenn auch nicht der Form, so doch der Sache nach die Lehre Schopenhauers.

In der Tat, es liegt etwas Tragisches in diesem unerbittlichen Zusammenhang, welches wohl zu einer pessimistischen Weltbetrachtung Anlaß geben kann. Auch Schopenhauer hat das ohne Zweifel empfunden, so gut wie wir es empfinden. Aber, von einer Freiheit noch ganz abgesehen, in diesem tragischen Zusammenhang liegt doch zugleich etwas Tröstliches. Derselbe Zusammenhang, welcher Anlaß gibt zu einer pessimistischen Betrachtung, ist zugleich der Führer zu einer optimistischen. Wie wär's denn in der Welt, wenn jenes gewaltige Gesetz sie nicht beherrschte? Man denke sich nur einmal auf wenige Minuten das Kausalgesetz aufgehoben, so würde ja mit einem Schlage das ganze Weltgebäude in ein wildes Chaos zusammenstürzen gleich einer Pyramide, der man das Fundament zerstört. Dies Gesetz aufgehoben, so hätten wir eine absolute Revolution im Universum, ja den Weltuntergang! Die Menschheit möge der Vorsehung danken für die Gabe des Satzes vom Grunde. Sie ist hart, aber heilsam. In diesem Sinne ist Schopenhauer gerade um seines strengen Determinismus willen ein Optimist.

Aber dieser Determinismus ist ja bei Schopenhauer auch nur die eine Seite seiner Auffassung. Er will ja mit seinem Determinismus der Willensfreiheit nicht den Todesstoß versetzen, sondern sie nur an die Stelle heben, die ihr gebührt. Als Schüler Kants ist er Anhänger der metaphysischen Freiheitslehre. Mag in der Erfahrungswelt der geschlossene Kausalzusammenhang die Weberschifflein herüber und hinüber werfen: über den Wolken wohnt die Freiheit. Und diese Freiheit kann sogar heruntergreifen in den Kausalzusammenhang und den natürlichen Charakter des Menschen aufheben und gänzlich umgestalten, entsprechend der kirchlichen Lehre von der Gnade und Wiedergeburt. „Denn eben das, was die christlichen Mystiker die Gnadenwirkung und Wiedergeburt nennen, ist uns die einzige unmittelbare Äußerung der Freiheit des Willens. Die Möglichkeit der also sich äußernden Freiheit ist der größte Vorzug des Menschen, der dem Tiere ewig abgeht." Es ist hier nicht der Ort, über Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Auffassung zu streiten: die Hauptsache ist, daß eben Schopenhauer überhaupt eine Freiheit und die Möglichkeit ihres Eingreifens in den Kausalzusammenhang lehrt; denn dies ist wieder ein überaus optimistischer Zug in seiner Gesamtauffassung.

Schelling hat einmal von der Freiheit des absoluten Geistes diese Worte geschrieben: „Dies, auch an sich selbst nicht gebunden zu sein, gibt ihm erst jene absolute,

jene transzendente, überschwengliche Freiheit, deren Gedanke erst alle Gefäße unseres Denkens und Erkennens so ausdehnt, daß wir fühlen, wir sind nun bei dem Höchsten, wir haben dasjenige erreicht, worüber nichts Höheres gedacht werden kann. Freiheit ist unser Höchstes, unsere Gottheit, diese wollen wir als letzte Ursache aller Dinge." Sehr schön gesagt. Wenn aber die Freiheit das Höchste ist, dann werden ja wohl die Indeterministen, welche uns zu diesem Höchsten verhelfen wollen, ganz sicher auch Optimisten sein — und auch Schopenhauer ist als Indeterminist ein Optimist.[1]

Mit seiner Freiheitslehre sind wir nun aber zugleich zu seiner damit auf das engste verwandten Erlösungslehre gelangt; nnd wenn irgendwo, so biegt an dieser Stelle der Lastwagen seines Pessimismus in die freundliche Allee des Optimismus ein. Es ist eigentlich unverständlich, wie man einen Denker, der überhaupt eine „Erlösungslehre" aufstellt, so schlechtweg zu den Pessimisten rechnen kann. Wenn jemand mit der Behauptung der radikalen Schlechtigkeit der Welt zugleich die einer Unmöglichkeit ihrer Erlösung verbinden würde, so könnte man ihn wohl mit Fug und Recht als Pessimisten bezeichnen. Das Wort „Erlösung" aber ist schon rein als solches, ohne alle nähere Bestimmung, ein optimistischer Begriff. Das Wort „Erlösung" ist auf alle Fälle ein Schlüssel, welcher Kerkertüren öffnet. Das merkwürdigste aber ist, daß gerade das Üble und Tragische in der Welt nach Schopenhauer zum Mittel der Befreiung werden soll, daß gerade der schwarze Estrich dieser dunklen Welt das Sprungbrett werden muß, von dem aus der kühne Springer ins Land der Erlösung gelangt. Es heißt nicht: Optimismus trotz des Pessimismus, sondern Optimismus durch den Pessimismus! Es ist ja bekannt genug, daß nach Schopenhauers Auffassung gerade die Erfahrung des von ihm sonst so viel und so stark beklagten und bejammerten Unglücks und Leidens in der Welt der im Grunde einzige Weg ist, auf welchem der Mensch zu dem so wünschenswerten Ziel, der Verneinung des Willens zum Leben, d. h. der Erlösung gelangt. Es sind in ihrer Art erhabene Töne, welche der ernste Denker findet, wenn er diese dumpftönende Harfe vom Segen des Leidens schlägt. „Meistens muß durch das größte eigene Leiden der Wille gebrochen sein, ehe dessen Selbstverneinung eintritt. Dann sehen wir den Menschen, nachdem er durch alle Stufen der wachsenden Bedrängnis, unter dem heftigsten Widerstreben, zum Rande der Verzweiflung gebracht ist, plötzlich in sich gehen, sich und die Welt erkennen, sein ganzes Wesen ändern, sich über sich selbst und alles Leiden erheben und, wie durch dasselbe gereinigt und geheiligt, in unanfechtbarer Ruhe, Seligkeit und Erhabenheit willig allem entsagen, was er vorhin mit der größten Heftigkeit wollte, und den Tod freudig empfangen. Es ist der aus der läuternden Flamme des Leidens plötzlich hervorbrechende Silberblick der Verneinung des Willens zum Leben, d. h. der Erlösung." ... „Im wirklichen Leben sehen wir jene Unglücklichen, welche das größte Maß des Leidens zu leeren haben, da sie, nachdem ihnen alle Hoffnung gänzlich genommen ist, bei voller Geisteskraft einem schmählichen, gewaltsamen, oft qualvollen Tode auf dem Schafott entgegengehen, sehr häufig auf solche Weise umgewandelt. Sie zeigen jetzt wirkliche Güte und Reinheit der Gesinnung, wahren Abscheu gegen das Begehen jeder im mindesten bösen oder lieblosen Tat: sie vergeben ihren Feinden, und wären es solche, durch die sie unschuldig litten, nicht bloß mit Worten und etwa aus heuchelnder Furcht vor den Richtern der Unterwelt, sondern in der Tat und mit innigem

Ernst, und wollen durchaus keine Rache. Ja ihr Leiden und Sterben wird ihnen zuletzt lieb; denn die Verneinung des Willens zum Leben ist eingetreten: sie weisen oft die dargebotene Rettung von sich, sterben gern, ruhig, selig."

Hier schlägt der Pessimismus augenscheinlich in den stärksten Optimismus um. Denn gibt es wohl eine optimistischere Vorstellung als diese, daß das Schlimmste, was dem Menschen widerfahren kann, ihm zum inneren Frieden und zur Überwindung des Todes hilft, daß der Engel der Nacht sich in einen Engel des Lichts verwandelt?

Ein gleiches unmittelbares Umschlagen des Pessimismus in den Optimismus beobachten wir auch bei Schopenhauers Stellung zum Sexualleben. Vom pessimistischen Standpunkt aus hat er folgerechterweise als ersten Schritt auf der Bahn der Verneinung des Willens zum Leben die gänzliche Enthaltsamkeit vom Geschlechtsgenuß bezeichnet. Natürlich, denn wenn die Welt nicht wert ist, zu bestehen und also aufhören soll, so ist die Unterbindung der Fortpflanzung der sicherste Weg dazu. Freilich muß diese Enthaltsamkeit eine durchaus freiwillige sein, die auf der klaren Erkenntnis beruht, daß das Nichtsein der Welt ihrem Dasein entschieden vorzuziehen ist; eine erzwungene Keuschheit würde nichts nützen, da sie den Willen zum Leben nicht innerlich aufhebt. Da nun aber doch der Wille zum Leben ursprünglich und zunächst ein blinder Drang ist, dem eben die Erkenntnis noch fehlt, so muß ihm diese erst gegeben, d. h. durch das Dasein anerzogen werden. Dazu aber — hier setzt der Optimismus ein — ist es nötig, daß der Wille erscheine, ins Sein trete und auch als Fortpflanzungstrieb sich auswirke. Man höre den Philosophen selbst (Welt als Wille und Vorstellung, Band I Buch IV, § 69): „Ein Irrweg wäre es, wenn man wähnte, dasselbe, was freiwillige Keuschheit leistet, erreichen zu können durch Vereitelung der Zwecke der Natur bei der Befruchtung, oder gar indem man, in Betracht der unausbleiblichen Leiden des Lebens, den Tod des Neugeborenen beförderte, statt vielmehr alles zu tun, um jedem, welches sich ins Leben drängt, das Leben zu sichern. Denn wenn Wille zum Leben da ist, so kann ihn als das allein Metaphysische oder das Ding an sich keine Gewalt brechen, sondern sie kann bloß seine Erscheinung an diesem Ort zu dieser Zeit zerstören. Er selbst kann durch nichts aufgehoben werden, als durch Erkenntnis. Daher ist der einzige Weg des Heils dieser, daß der Wille ungehindert erscheine, um in dieser Erscheinung sein eigenes Wesen erkennen zu können. Nur infolge dieser Erkenntnis kann der Wille sich selbst aufheben und damit auch das Leiden, welches von seiner Erscheinung unzertrennlich ist, endigen; nicht aber ist dies durch physische Gewalt, wie Zerstörung des Keims oder Tötung des Neugeborenen oder Selbstmord möglich. Die Natur führt eben den Willen zum Lichte, weil er nur am Lichte seine Erlösung finden kann."

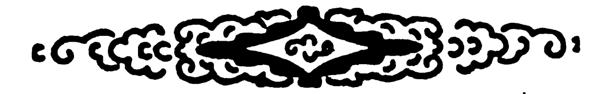
Erlösung ist also das Ziel. Und Erlösung ist bewußte Willensverneinung gegenüber dem Trieb- und Schicksalstreiben, in das wir eingebannt sind und das nur durch reine Erkenntnis überwunden werden kann.

Aber ist denn diese Willensverneinung, welche das letzte Ziel der Schopenhauerschen Philosophie bildet, überhaupt so grundsätzlich pessimistisch? Es wird doch wohl darauf ankommen, zu welchem endlichen Ergebnis sie führt. Wenn ich ein Haus, welches mir nicht gefällt, abbreche, um ein besseres an seine Stelle zu setzen, so mache

ich bei dem an sich unerfreulichen Abbruchsverfahren doch zuletzt noch ein gutes Geschäft. Erst wenn ich statt des abgebrochenen gar kein Haus mehr bauen und so auf der Straße sitzen würde, ist die Sache mißlich. Würde die Philosophie Schopenhauers nach Abbruch des Weltenhauses im reinen Nichts enden, dann stellte sie allerdings nach dieser Seite hin den reinen Pessimismus dar. Dem ist aber bekanntlich nicht so. Der Philosoph hat keinen Zweifel darüber gelassen, daß er sein Nichts nicht als ein absolutes, sondern nur als ein relatives gedacht wissen will. Wir wollen es uns nicht versagen, in diesem Betracht noch einmal den berühmten Schluß des vierten Buches seines Hauptwerkes herzusetzen: „Wir bekennen es frei: was nach gänzlicher Aufhebung des Willens übrig bleibt, ist für alle die, welche noch des Willens voll sind, allerdings nichts. Aber auch umgekehrt ist denen, in welchen der Wille sich gewendet und verneint hat, diese unsere so sehr reale Welt mit all ihren Sonnen und Milchstraßen — nichts."

Wie viel muß das „Nichts" sein, demgegenüber sogar das ganze phänomenale Universum nichts ist!

Der Pessimismus Schopenhauers geht zuletzt völlig in Stücke; und das letzte und entscheidende Wort in dem System des seltsamen Denkers behält — der Optimismus.



Lichtseele

Von Kurt Geucke

Ich hatte heute nacht ein Traumgesicht:
Mit meiner Seele sprach ich — die war Licht!
Ich sah ihr Flämmchen, wie es bläulich brannte
Und andre Flammen grüßte, Urverwandte.

Und was kein Menschenauge je erkannte,
Noch je erkennen wird: das Unbekannte,
Das Unerforschliche — du rätst es nicht —
Im Traume stand es vor mir, klar und licht!

Das ganze Weltall: Urstoff und Beseelung!
Das ganze Weltall: Flamme und Vermählung!
Der Stoff, der Geist — ein Doppeltangesicht!

Lichtseele — Äther: bräutliche Erwählung!
Sah ich dein Urgesicht — ? . . . ich weiß es nicht . . . .
. . . Geheimnis der Geheimnisse — o Licht!



Statthalter-Briefe aus Elsaß-Lothringen

Unveröffentlichte Briefe des Grafen von Wedel an einen deutschen Professor

(Fortsetzung)

Fünfter Brief

Stora Sundby (Schweden), den 7. Juli 1912.

Verehrter Herr Professor!

Ihre freundlichen Zeilen haben mich allerdings in der Sommerfrische, und zwar unter $59\frac{1}{2}$ Grad nördlicher Breite, gefunden, aber sie haben mir gerade deshalb um so größere Freude bereitet. Denn wenn meine Geschäfte mir auch hierher folgen, so nehmen sie mich doch nur stundenweise in Anspruch, und es bleibt mir daher um so mehr Zeit und Muße, mich mit der Lösung von Problemen zu beschäftigen. Und mit welchen Problemen ich mich da beschäftige, das brauche ich Ihnen kaum zu sagen.

Die Schwierigkeiten unserer Aufgabe kennen Sie. Wir haben mit Elementen zu kämpfen, die dem Deutschtum, den neuen Verhältnissen schroff ablehnend gegenüberstehen und die mit Hilfe einer giftigen Presse und mit Unterstützung eines dem protestantischen Deutschland abgeneigten Klerus eine Aussöhnung der Gegensätze mit allen Mitteln zu verhindern suchen. Doch diese Bestrebungen werden und müssen nach und nach unter dem heilenden Einfluß der Zeit erlahmen, ja sie würden heute auf dem Wege natürlicher und ruhiger Entwicklung schon sehr viel weiter sein, wenn nicht — die Alldeutschen wären. Diese und ihre Preßorgane sind die Hauptstörenfriede, die täglich mit brutaler Faust die sich langsam spinnenden Fäden der Verständigung immer wieder zerreißen und durch ihre Knutentheorie auch die gutgesinnten Reichsländer zurückstoßen und in das feindliche Lager treiben. Die alldeutsche Presse, die von den wirtschaftlichen Verhältnissen des Reichslandes kaum eine Ahnung hat, hat das Denunziations- und Verhetzungswesen geradezu zu einem System ausgebaut. Verärgerte, mißvergnügte und vor keiner Lüge zurückschreckende, in Elsaß-Lothringen ansässige Korrespondenten sind in den letzten Jahren wie Pilze aus der Erde geschossen, weil ihre unwahren und denunziatorischen Artikel in den alldeutschen Blättern nicht nur willige, sondern sogar begierige Aufnahme finden. Aus den kleinsten Vorkommnissen, wie sie sich überall täglich ereignen, ohne daß man ihnen weitere Beachtung schenkt, machen jene Leute in Elsaß-Lothringen Staatsaffären und ziehen daraus die haarsträubendsten Schlüsse. Aber noch mehr! Wir sind nach den gemachten Erfahrungen leider gezwungen, gewissen in das Gebiet des Franzosenkults schlagenden Demonstrationen mit Energie entgegenzutreten, weil sonst eine Verwirrung der Begriffe eintritt und auch sonst ruhige Leute sich leicht zu unüberlegten Kundgebungen hinreißen lassen. Solche Eingriffe ärgern den einen oder den anderen, aber man würde sich bald daran gewöhnen und Torheiten unterlassen, um so mehr, als man vor einer ruhigen und zielbewußten Regierungsautorität Achtung hat. Da kommt aber die alldeutsche Presse mit ihren Denun-

ziationen. Sie glaubt dann, oder tut wenigstens so, als wenn etwaige Regierungsmaßnahmen lediglich eine Folge ihrer Denunziationen seien, und das ist für Herrn Wetterlé und Genossen natürlich gefundenes Fressen. Denn diese stellen die Regierung dann als unter dem „Terror der Alldeutschen“ stehend hin, und unser Einschreiten wird den Einheimischen nicht als Konsequenz einer zielbewußt gezogenen Richtlinie, sondern als vexatorische Maßregel, die von den Alldeutschen diktiert wurde, vor Augen geführt.

Und leider hat die alldeutsche Bewegung in den letzten Jahren entschiedene Fortschritte gemacht, indem sie besonders stark auf die konservativen Kreise übergegriffen hat. Ich habe lange Jahre im Auslande gelebt und dort die Bekanntschaft der Alldeutschen gemacht. Sie sind es, die dort den deutschen Namen verhaßt machen, weil ihr arrogantes, herausforderndes und renommistisches Benehmen die Leute abstößt. Tiefes nationales Empfinden ist doch nicht gleichbedeutend mit Händelsucht. Durch ruhige Entschlossenheit soll man dem Auslande zeigen, daß man niemals einen durch die Ehre und die Interessen der Nation geheischten Konflikt fürchtet, das ist würdig und — deutsch. „Der Starke führt das Schwert nicht immer im Munde“, wie der Reichskanzler im Reichstage treffend bemerkte.

Um nun auf einige springende Punkte Ihres Artikels zurückzukommen, so teile ich von jeher Ihre Ansicht, daß ein gesunder Partikularismus das sicherste, vielleicht das einzigste Mittel ist, um das Reichsland auf normalem Wege dem Reiche anzugliedern. Je mehr sich Elsaß-Lothringen seiner eigenen Individualität bewußt wird, desto mehr muß es sich von Frankreich, zu dessen abgelegenen Provinzen es einst gehörte, auch moralisch und kulturell loslösen und zu Deutschland gravitieren, das seine wirtschaftlichen und politischen Interessen vertritt. Dieser Prozeß wird und muß sich, wenn auch langsam, so doch mit Naturnotwendigkeit vollziehen, und aller Widerstand unserer Nationalisten wird ihn auf die Dauer nicht aufzuhalten vermögen. Das ist meine feste Überzeugung, und darum auch bin ich der Ansicht, daß wir immer und immer wieder Geduld predigen und einen gesunden und berechtigten Partikularismus fördern müssen. Auf die Entwicklung und Erstarkung dieses deutschen Partikularismus hat sicherlich Bismarck gerechnet, als er das elsaß-lothringische Staatsgebilde schuf. Daß der Weg der Teilung und Einverleibung sicherer zum Ziel geführt haben würde, bleibt freilich nach wie vor meine Überzeugung, ja ich glaube fest, daß wenn 1871 dieser Weg beschritten worden wäre — der übrigens damals nicht gangbar war —, die sogenannte elsaß-lothringische Frage längst jede Aktualität verloren hätte... Wedel

Sechster Brief

Statthalter-Palais, Straßburg, 3. Oktober 1912.

Sehr geehrter Herr Professor!

Ich schrieb Ihnen in meinem letzten Briefe, daß ich im Herbst einen Überfall im oberen Breuschtal ausführen würde, um mich unangemeldet in eine Schule zu begeben und dem Unterricht beizuwohnen. Diesen Plan habe ich am 27. September ausgeführt, aber — leider ohne jeden Erfolg.

Ich begab mich vormittags per Auto von Haslach (oberhalb Urmatt) nach Wildersbach und langte dort um 9 Uhr an. Die Schule war leer. Kinder, die ich auf der Straße

traf und ausfragte, wobei ich mich überzeugte, daß sie ganz nett deutsch sprachen, sagten mir, daß seit einigen Tagen vierwöchige Ferien eingetreten seien und der Lehrer sich auf Reisen befinde. Im Pfarrhause, das ich dann aufsuchte, fand ich nur ein Mädchen. Pastor Werner und Frau hatten Tages vorher eine Fußtour angetreten und sollten erst abends zurückkehren. Mit dem Pfarrer hätte ich gerne über den von ihm eingerichteten Spielplatz nebst Blockhaus auf der Perhöhe gesprochen, der am Sonntag vorher eingeweiht war, für den ich mich interessiere und für den ich einen größeren Beitrag geleistet habe.

So war mein Unternehmen denn völlig fehlgeschlagen. Pastor Werner schrieb mir gleich am nächsten Tage sehr trostlos über das Mißgeschick und gab der Hoffnung Ausdruck, daß ich meinen Besuch wiederhole. Leider aber erlaubt meine Zeit das nicht, und so muß ich mich auf das nächste Jahr vertrösten, wenn man unter den heutigen Verhältnissen so weit voraus Pläne machen kann.

Doch daran anschließend möchte ich noch auf etwas anderes kommen. Ich schrieb Ihnen neulich schon, welch furchtbaren Schaden die ewigen Hetzereien der alldeutschen Presse anrichten und wie diese, von gewissenlosen Korrespondenten bediente Presse fast geflissentlich daran arbeite, das Deutschtum selbst in den gutgesinnten Kreisen Elsaß-Lothringens unpopulär zu machen. Zum Beweise sende ich Ihnen den beifolgenden Ausschnitt aus der ... Zeitung vom gestrigen Tage. Daß Wildersbach mitten im französischen Sprachgebiet liegt, daß gerade im oberen Breuschtale die Pfarrer und Lehrer mit Liebe, Hingebung und Erfolg an der Ausbreitung des Deutschtums arbeiten, verschweigt der Korrespondent wohlweislich. Müssen nicht schließlich jene Pioniere der deutschen Sache und Sprache kopfscheu werden, wenn ihrer treuen Arbeit solcher Dank in Form von häßlichen Verdächtigungen gerade von deutscher Seite zuteil wird? Das ist doch geradezu wahnwitzige Selbstzerfleischung. Sie, verehrter Herr Professor, kennen die dortigen Verhältnisse, und Ihr Standpunkt in nationaler Hinsicht ist bekannt. Sie würden sich daher meiner Ansicht nach um die gute Sache ein Verdienst erwerben, wenn Sie einmal, gestützt auf Ihre persönlichen Erfahrungen, diese Machenschaften gebührend brandmarken würden. Helfen wird's zwar diesen brutalen Toren gegenüber nicht sehr viel, aber das offene Wort eines ehrlichen und überzeugungstreuen Mannes hat auf alle Fälle sein Gewicht und trägt zur Aufklärung bei. Im Sich-kennen- und Sich-verstehen-Lernen der beiden Bevölkerungsteile liegt das sicherste Heilmittel, im gegenseitigen Verdächtigen aber die Offenhaltung und Vertiefung der Wunde.

Mit dem Ausdruck vorzüglichster Hochachtung bin ich

Ihr ganz ergebenster W.

Siebenter Brief

Statthalter-Palais, Straßburg, den 2. November 1912.

Sehr geehrter Herr Professor!

Ich war in der letzten Zeit so sehr mit Arbeit überlastet, daß ich Ihnen für Ihren freundlichen Brief und besonders für die mir gütigst übersandten beiden Schriften noch nicht danken konnte. Ich bitte das zu entschuldigen. Mein verspäteter Dank ist darum nicht minder herzlich, und dieser Dank erstrecke sich nun auch auf Ihre freundlichen Zeilen vom gestrigen Tage.

Mit lebhaftem Interesse habe ich die „Studienreise“ gelesen, während ich mir den Goethe noch für ein Mußestündchen aufgehoben habe.

Ihren Artikel in der ... Zeitung erhielt ich wenige Stunden nach seinem Erscheinen und habe ihn mit wahrer Genugtuung begrüßt. Er ist ebenso höflich in der Form wie klar und bestimmt in der Sache und hat einen guten Eindruck gemacht, auch, weil er in der „F. Z.“ erschien, mehr Verbreitung im Süden und Westen gefunden, wie wenn ihn der „Tag“ veröffentlicht hätte. Daß sich die französische Presse dieser kleinen häuslichen Auseinandersetzung bemächtigt hat, erachte ich für ziemlich bedeutungslos. Von allen Gutgesinnten ist Ihre sachliche Klarstellung freudig begrüßt worden.

Die kurze Antwort, die die ... Zeitung Ihrem Artikel gewidmet hat, war kläglich, und ebenso kläglich war die Erwiderung, die sie auf meine Berichtigung erließ. Die ganze Haltlosigkeit ihrer Behauptungen wurde durch ihre Erklärungen indirekt zugegeben, ihren Lesern aber Sand in die Augen gestreut.

Daß ich mich zu diesem etwas ungewöhnlichen Schritt entschloß, hatte seinen Grund darin, daß ich es für angezeigt hielt, das seit Jahren gesponnene Lügengewebe endlich mit einem energischen Griff zu zerreißen, und die Richtigkeit meiner Aufklärungen kann ich Punkt für Punkt eidlich erhärten. Das wird auch wohl die ... Ztg. gefühlt haben, als sie sich veranlaßt sah, ihren Lesern die Berichtigung vorzuenthalten und sich auf eine ebenso hochtönende wie hohle Gegenerklärung zu beschränken.

Was Sie mir über die deutsche Arbeit im Osten sagen, hat mich lebhaft interessiert, und Ihr Urteil über das Enteignungsverfahren hat wesentlich zu meiner Beruhigung beigetragen. Denn ich gestehe offen, daß ich bisher ein entschiedener Gegner jenes Gesetzes war, aus allgemeinen Gerechtigkeitsgründen und wegen der möglichen Konsequenzen, die einmal eine rote parlamentarische Mehrheit — vor der Gott uns gnädig bewahre — aus diesem Vorgang ziehen könnte.

Mit der Versicherung vorzüglicher Hochachtung und warmer Verehrung bin ich

Euer Hochwochlgeboren

ganz ergebenster

Wedel.

[Im folgenden Briefe wird nun der unglückselige Zaberner Fall berührt, der an sich so belanglos war, von der Hetze aber unerhört ausgebeutet wurde. L.]

Achter Brief

Statthalter-Palais, Straßburg, 29. Dezember 1913.

Mein sehr verehrter Herr Professor!

Sie können sich denken, daß ich in der letzten Zeit einigermaßen beschäftigt gewesen bin, und werden mir daher verzeihen, wenn ich Ihren so freundlichen Brief vom 27. v. M. erst heute beantworte und Ihnen für diesen wie für das mir liebenswürdigst übersandte Buch sowie für den „Tag“-Artikel erst so verspätet, aber darum nicht minder herzlich danke.

Das waren traurige Wochen, die hinter uns und, wie ich fürchte, auch noch vor uns liegen. Man könnte ein Buch schreiben, wenn man alles klarlegen wollte, und es muß jedem Vernünftigen wie eine Parodie erscheinen, daß aus den unvorsichtigen Äußerungen eines jungen Offiziers Weiterungen entstanden, die die Regierungen



ins Wackeln brachten, einen Kampf aller gegen alle zur Folge hatten und uns den Spott des Auslandes zuzogen.

Und wie leicht hätte man, wie Sie sehr richtig sagen, die ganzen Vorfälle vermeiden können, wenn man gleich zu Anfang den Leutnant beurlaubt und dann versetzt hätte, ja, der Oberst konnte ihn zunächst sogar nach Pfalzburg, der zweiten Garnison des Regiments, senden. Ich bin ein alter Soldat, in militärischen Traditionen aufgewachsen und habe mir auch in meinen letzten Stellungen das militärische Denken und Fühlen bewahrt. Trotzdem aber habe ich stets den Standpunkt vertreten, und halte an demselben auch heute fest, daß ein von einem einzelnen Gliede der Armee begangenes Unrecht nicht gedeckt, sondern gesühnt werden muß, und daß durch ein solches Verfahren das Prestige der Armee nicht geschädigt, sondern erhöht wird.

Durch die schroffen Gegensätze, die sowohl in den Reichstagsdebatten wie in der Presse zwischen den verschiedenen Parteien zum Ausdruck gelangten, ist m. E. den Tatsachen überhaupt die objektive Basis entzogen worden, indem die alldeutschen und vor allem die konservativen und agrarischen Blätter die Sachlage so zu drehen und zu deuten suchen, als handle es sich hier um einen Kampf gegen die Armee. Das aber ist eine Entstellung, eine Irreführung des Publikums. Wohl haben die Sozialdemokraten die günstige Gelegenheit benützt, um gegen die Armee Sturm zu laufen und die Gesamtheit für die Verfehlungen einzelner verantwortlich zu machen, aber damit werden sie weiter kein Glück haben. Die nationalen Parteien, und dazu rechne ich auf diesem Gebiet unbedingt das Zentrum, die Nationalliberalen und die Volkspartei, die erst vor wenigen Monaten die Milliarde für die Armee bewilligten, stehen, Gott sei Dank, solchen Tendenzen fern, weil sie wissen, daß die Armee der Fels ist, auf dem des Vaterlandes Macht und Größe beruhen und an dem zu rütteln daher ein Frevel wäre. Nein, jeden solchen Gedanken muß jeder gute Patriot als eine nichtswürdige Unterstellung weit von sich weisen!

Hier handelt es sich um Verfehlungen, die, weil sie nicht im Keime erstickt wurden, weitere Mißgriffe zeitigten, die endlich zu schweren Übergriffen in das Gebiet der zivilen Staatsgewalt und zu einer ernsten Beeinträchtigung der bürgerlichen Freiheit führten.

Das aber sind Zustände, die sich mit den Begriffen des modernen Rechtsstaates nicht vereinbaren lassen. Wie die Sache enden wird, Gott weiß es. Bei der geradezu zügellosen Pression, die auf die Richter zu üben versucht wird, läßt sich der Ausgang schwer voraussagen. Wie übrigens oft unangenehme Dinge Folgeerscheinungen erzeugen, die eine Art Kompensation bilden, so auch in diesem Falle. Denn noch nie wohl hat, von gewissen Ausnahmen auf beiden Seiten abgesehen, eine solche Solidarität zwischen Einheimischen und Eingewanderten bestanden, wie in dem Zaberner Fall. Und noch nie wohl haben sich die Elsaß-Lothringer so als Deutsche gefühlt wie bei dieser Gelegenheit, wo der deutsche Reichstag sich auf ihre Seite stellte.

Für Ihren Artikel gegen die Faßbenderschen Ausführungen noch ganz besonderen Dank. Wer mir Protestantisierungspolitik vorwirft, der verstößt — wissentlich oder unwissentlich — gegen die Wahrheit. Die Regierung kann doch nichts dafür, wenn sich so wenig Katholiken zum Staatsdienst melden. Ich frage niemals jemanden nach seiner Konfession, weil seine Tüchtigkeit für mich ausschlaggebend ist, und so könnte

ich denn auch Herrn Prof. Faßbender als treffendes Beispiel entgegenhalten, daß die beiden Herren meines Bureaus, der Vortragende Rat und der ständige Hilfsarbeiter — Katholiken sind!

Stegemann hat mir sein Buch, die „Krafft von Illzach", schon vor Wochen, noch vor dessen Erscheinen, gebracht. St. hat eine besondere Begabung für die Zeichnung der hiesigen Charaktere. In den „Krafft von Illzach" hat er übrigens nach meinem Empfinden den nationalen Gewissenskonflikt der Elsässerin ein wenig zu weit ausgesponnen.

Was mich persönlich betrifft, so bemühe ich mich, meine Pflicht zu erfüllen. Leicht wird einem das durch Vorgänge wie in Zabern nicht gemacht, und die Freude an der Amtsführung wird einem dadurch gründlich vergällt. Man muß eben im Interesse der Sache Opfer bringen, aber auch die finden ihre Grenzen an der eigenen Autorität, ohne deren ungeschmälerte Aufrechterhaltung ein ersprießliches Regieren unmöglich ist. Eine Regierung ohne Ansehen ist ein Unding, und sie verletzt ihre Würde, wenn sie beim Verlust desselben nicht — verschwindet.

Ihr Buch werde ich mit Interesse lesen, sobald ich wieder zu Atem komme. Zunächst warten unser aber jetzt die Landtagsverhandlungen, die am 6. Januar beginnen und die voraussichtlich nicht ohne heftige Angriffe gegen die „machtlose" Regierung verlaufen werden. Hoffentlich lassen sich die guten Leute nicht verleiten, aus der Zaberner Affäre eine elsaß-lothringische Angelegenheit zu machen, denn das wäre der größte taktische Fehler, den sie begehen könnten.

Am Schluß aber möchte ich Ihnen noch sagen, daß das freundliche Interesse für mich, das in Ihren Zeilen so warm zum Ausdruck kommt, mich freudig und dankbar berührt, und daß Ihr mannhaftes Eintreten für unsere Sache mir wahrhaft wohltut.

Mit dieser Versicherung bin ich in vorzüglicher Hochachtung und aufrichtiger Verehrung

Ihr ganz ergebener

Wedel

(Schluß folgt)



Was denn fürchten?

Von Gustav Schüler

Was denn fürchten? Nur mit Willen
Durchgeduldet diese Stufung,
Dich mit Odem zu erfüllen
Für die höhere Berufung!

Vorwärts denn! Vom Schein zum Lichten,
Nur nicht straucheln, nur nicht fragen!
So wirst du zu Gottgesichten
Deine Menschverkleidung tragen.



Dienst an der Allgemeinheit

Die deutsche Industrie befindet sich augenblicklich in einer Krise von gewaltigsten Ausmaßen, deren Lösung von heute aus noch niemand zu beurteilen vermag. Absatzstockung, der Zwang zur Goldmarkbilanz mit ihren Folgeerscheinungen wie Arbeiterentlassungen, Lohnkämpfe und dem Schrei nach dem Zehn- bzw. Zwölfstundentag sind lediglich Anzeichen eines inneren Prozesses, der durch den Krieg und die endliche Niederlage mit ihren Folgen (Abtretungen für die Industrie wichtiger Gebietsteile und damit Zwang zur Neugründung von Konzernen, Entwertung der Mark) zwar beschleunigt, aber nicht hervorgerufen werden konnte. Deutschlands Wirtschaft hat sich im Laufe der letzten Jahre in wenige Riesenkonzerne zusammengeballt, die unter sich wiederum aufs engste verflochten und verfilzt sind. Oder anders ausgedrückt: Die wirkliche Macht im Deutschen Reich ist auf ganz wenige Männer übergegangen, eben die Führer jener Wirtschaftsgruppen, die außerhalb der Regierung — und bis heute meist in scharfem Gegensatz zu ihr stehen.

Damit ist das Kernproblem bereits gestreift, dessen Entscheidung für die Zukunft und den Wiederaufbau unseres Vaterlandes von entscheidender Bedeutung sein wird: Von welchen Gesichtspunkten lassen sich die Inhaber der Wirtschaft bei ihren Entschlüssen leiten? Ist für sie das Volk ein billiges Mittel, um mittels der Industrieunternehmungen zu einer möglichst hohen Dividende zu gelangen, oder betrachten sie sich wie die Industrie als Diener am Gemeinwohl?

Es kann ohne alle Sentimentalität festgestellt werden: Sofern es nicht gelingt, die Führer der deutschen Industrie zur freiwilligen, verantwortungsbewußten Mitarbeit am Wiederaufbau des Reiches, am Gemeinwohl heranzuziehen, sofern die deutschen Wirtschaftskoryphäen nicht ihre vornehmste Aufgabe darin erblicken, Diener am deutschen Volke zu sein, geht das deutsche Staatswesen einer absolut sicheren Auflösung entgegen.

Daß dies die Kernfrage ist, von deren Lösung heute für uns alles abhängt, daß eine absatzfähige Produktion, angemessene Löhne, eine zufriedene, arbeitsfreudige Arbeiterschaft letztlich die Schaffung einer festgefügten Volksgemeinschaft auf Grund ihrer positiven Beantwortung im angedeuteten Sinne möglich und notwendige Folgen sind, dies zeigt mit erschöpfender Deutlichkeit und erfrischendem Nachdruck ein Buch von dem bekannten amerikanischen Großindustriellen Henry Ford: Mein Leben und Werk (Leipzig, Paul List, Verlag).

Henry Ford ist ohne Zweifel der mächtigste Großindustrielle und zugleich der populärste Mann Amerikas. Seine ungeheuren Werke, in denen heute täglich etwa 10 000 Autos fertiggestellt werden, wurden von ihm, der praktisch mit nichts begann, ganz allein, ohne die Mitwirkung irgendwelcher finanzierender Bankiers geschaffen. Die Fabrikanlagen, die Schaffung der für europäische Verhältnisse einfach sinnlos hohen Produktion sowie der Bedingungen für ihren Absatz ist in jenem ursprünglichen und vollen Sinne das Werk Henry Fords, in dem man diesen Ehrennamen der Schöpfung eines Künstlers verleiht. Überlegt man sich dabei die Tatsache, daß ein deutscher Selvewagen von 8 St PS auf der Auto-Ausstellung in Berlin (Oktober 1923) 4000 Dollars, 10 Ford-Wagen von 10 St PS zusammen noch keine 3800 Dollar kosteten, daß Ford auf

Weihnachten 1923 eine weitere Ermäßigung seiner Verkaufspreise eintreten lassen konnte; bedenkt man ferner, daß ein deutscher erstklassiger Qualitätsarbeiter etwa 1¼ Dollar pro Tag, der letzte miserabelste Fordarbeiter aber 6 Dollar den Tag verdient; daß die deutschen Arbeiter bis zu zwölf Stunden täglich, die Fordarbeiter aber nur acht Stunden arbeiten; daß bei uns heute der Kampf zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber aufs schärfste entbrannt ist, daß bei uns die Arbeiterschaft nur widerwillig und langsam ihrer Arbeit nachgeht, während bei Ford eine zufriedene Arbeiterschaft in scharfem Arbeitstempo ihr Bestes bietet: so begreift man, daß es sich bei Ford nicht um zufällige Gewordenheiten, sondern um die Auswirkung eines folgerichtig angewandten Prinzips handelt, das der Gedankenwelt der deutschen Industriellen — zum mindesten in der praktischen Durchführung — diametral entgegensteht.

Dieses Prinzip — oder dieser Leitgedanke, wie sich Ford ausdrückt —, das für Ford Triebkraft und Leitstern für sein gesamtes Schaffen war, ist der freiwillige Dienst an der Allgemeinheit. Ziel war ihm, die Menschheit, d. h. zunächst die Amerikaner, vom Sklaventum an der Maschine zu erlösen — die Maschine sollte dem Menschen das Leben verschönern und ihm dienen. Dies bedingte zweierlei: Einmal mußte die Maschine — im Fordschen Spezialfall das Auto — so billig werden, daß jeder Einzelne in der Lage war, sich ein Auto zu erstehen. Es galt dem Auto den Luxuscharakter zu nehmen und es zu einem Gebrauchsinstrument zu machen. Zum andern mußte der Arbeiter, der es herstellte, dadurch einen möglichst hohen Lebensunterhalt verdienen.

Kein Zweifel, daß Ford dieses Ziel erreicht hat, kein Zweifel auch, daß er es wagen darf, auf diese seine Leistung hinzuweisen. Dies um so mehr, als er immer wieder betont, daß er von seinem Schaffen nicht darum erzähle, um sich bekannt zu machen, sondern um zu zeigen, wie es möglich war, diesen einfachen und so selbstverständlichen Leitgedanken in die Tat umzusetzen, und warum diesem Willen zur Tat der Erfolg beschieden sein mußte. Die Grundsätze, die aus seinem Leitgedanken der Dienstleistung für ihn folgen, und die von ihm immer wieder angewandt wurden, faßt er an einer Stelle zusammen:

„1. Du sollst die Zukunft nicht fürchten und die Vergangenheit nicht ehren. Wer die Zukunft, den Mißerfolg, fürchtet, zieht seinem Wirkungskreis selber Grenzen. Mißerfolge bieten nur Gelegenheit, um von neuem und klüger anzufangen. Ein ehrlicher Mißerfolg ist keine Schande. Furcht vor Mißerfolgen dagegen ist eine Schande. Die Vergangenheit ist nur insofern nützlich, als sie uns Mittel und Wege der Entwicklung weist.

2. Du sollst die Konkurrenz nicht beachten. Wer eine Sache am besten macht, der soll sie verrichten. Der Versuch, jemandem Geschäfte abzujagen, ist kriminell — kriminell, da man dadurch aus Gewinnsucht die Lebensverhältnisse seiner Mitmenschen zu drücken und die Herrschaft der Gewalt an Stelle der Intelligenz zu setzen versucht.

3. Du sollst die Dienstleistung über den Gewinn stellen. Ohne Gewinn kein ausbaufähiges Geschäft. Dem Gewinn haftet von Natur aus nichts Böses an. Ein gut geleitetes Unternehmen muß und wird sogar für gute Dienste einen guten Gewinn abwerfen. Der Gewinn muß jedoch nicht die Basis, sondern das Resultat der Dienstleistung sein.

4. Produzieren heißt nicht, billig einkaufen und teuer verkaufen. Es heißt vielmehr, die Rohstoffe zu angemessenen Preisen einkaufen und sie mit möglichst geringen Mehrkosten in ein gebrauchsfähiges Produkt verwandeln und an die Konsumenten verteilen. Hasardieren, spekulieren und unehrlich handeln heißt nur diesen Vorgang erschweren.“

Es genügte natürlich nicht, diese Dinge zu wollen, vielmehr war es hier, genau wie bei jeder bedeutenden Leistung, nötig, die gesammelte gereifte Leidenschaft eines Mannes einzusetzen, der seine Lebensaufgabe erkannt hatte. Dabei zeigte sich, daß die Hauptarbeit in drei Richtungen angesetzt werden mußte: nämlich zur Erlangung einer ausgezeichneten Konstruktion, zur Schaffung einer möglichst intensiven Produktion, und endlich zur Erziehung einer arbeitsfreudigen und verantwortungsbewußten Arbeiterschaft, wobei diese Faktoren selbstverständlich aufs engste miteinander verquickt sind und sich gegenseitig unterstützen.

Die Prinzipien für eine gute und brauchbare Konstruktion sowie für eine große Produktion sind im Laufe der Zeit auch bei uns Allgemeingut geworden — was leider nicht bedeutet, daß sie auch bei uns allgemein angewendet werden. Neuartig aber und ihrer inneren Folgerichtigkeit wegen verblüffend sind die für die Arbeiterschaft geltenden Richtlinien.

Uns Deutschen ist die Sentimentalität nicht auszutreiben. Wir vermuten hinter jedem Straßenkehrer einen heimlichen Philosophen und bedauern im stillen, daß es ihm nicht vergönnt ist, eine Arbeit zu leisten, die seinem geistigen Schöpferwillen den nötigen Wirkungskreis verleiht. Dabei ist es eine alte Erfahrung, die in jedem Betriebe täglich aufs neue gemacht werden muß, daß es für neunhundertfünfundneunzig unter tausend Arbeitern eine Strafe ist, wenn sie bei ihrer Arbeit denken müssen. Die rein mechanische Reproduktionstätigkeit ist die begehrteste, hier wie in Amerika. Ford hat es im Gegensatz zur deutschen Industrie gewagt, hieraus die Konsequenzen zu ziehen und das Taylorsystem bis zur äußersten Möglichkeit anzuwenden. Der Erfolg hat ihm recht gegeben; seine Arbeiter danken es ihm, denn sie erhalten so bei einfacher, wenig anstrengender Arbeit einen hohen Lohn.

Außerordentlich interessant ist es, die Angestelltenfrage bei Ford zu betrachten. Angestellte in unserem Sinne gibt es bei Ford nicht. Die Fordschen Fabriken beherbergen nur Arbeiter, und vor allem: stellen nur einfache Arbeiter ein, die zunächst mit dem Normallohn bezahlt werden. Leisten diese eine Arbeit, die über den Durchschnitt hinausgeht, beschäftigen sie sich mit der Frage der Verbesserung von Fabrikation und Konstruktion und bringen sie neue Vorschläge, so werden sie gehoben und erhalten leitende Stellungen. Sämtliche Ford-Direktoren haben als Arbeiter angefangen. Dies besagt natürlich nicht, daß die Betreffenden bei ihrem Eintritt nur über die normale Arbeiterbildung verfügt haben, ganz sicher hatten sie durch Studium und Reisen sich schon zuvor vorbereitet. Das Entscheidende aber ist einmal, daß sie als Arbeiter eintreten und so ihr Mehrkönnen durch tatsächliche Leistungen von Fall zu Fall beweisen mußten, und zum andern, daß es bei Ford möglich ist, sich auf Grund der eigenen Leistung eine Stellung zu verschaffen, die der Leistung entspricht. Eben dies letztere steht in sehr scharfem Gegensatz zu unseren deutschen Verhältnissen. Zunächst ist bei uns — unabhängig von der Leistung — die Laufbahn an die bestandenen oder nicht bestandenen Examina geknüpft, die Stellenbesetzung erfolgt so weit als möglich auf Grund persönlicher und nicht, was allein ausschlaggebend sein sollte, sachlicher Beziehungen, die leitenden Stellungen der ersten Direktoren werden durch Machtsprüche der vorwiegend wirtschaftspolitisch eingestellten Aufsichtsräte besetzt.

Über die Verhältnisse in den leitenden Direktorien bei Ford lassen wir am besten Ford selbst plaudern:

„Wenn wir arbeiten, müssen wir es ernsthaft tun, genießen wir, dann gleichfalls in vollen Zügen. Es hat keinen Zweck, das eine mit dem andern zu verquicken. Das alleinige Ziel sollte sein, gute Arbeit zu leisten und dafür gut bezahlt zu werden. Ist die Arbeit erledigt, dann ist es Zeit für Vergnügungen. So kommt es, daß die Ford-Fabriken und Unternehmungen keine Organisation, keine Posten mit besonderen Verpflichtungen, kein ausgebildetes Autoritätssystem, nur sehr wenige Titel und keinerlei Konferenzen kennen. Wir haben nur so viel Bureauangestellte, als unbedingt erforderlich sind; Akten irgendwelcher Art gibt es nicht, folglich auch keinen Zopf.

Wir machen jeden einzelnen restlos verantwortlich. Jeder Arbeiter kommt für seine Arbeit auf. Der Gruppenführer ist für die ihm unterstellten Arbeiter, der Werkführer für seine Gruppe, der Abteilungsvorsteher für seine Abteilung, der Direktor für die ganze Fabrik verantwortlich. Jeder hat zu wissen, was um ihn herum vorgeht. Die Bezeichnung „Direktor" ist keine offizieller Titel. Die Fabrik untersteht seit Jahren einem einzelnen Leiter. Ihm stehen zwei Männer zur Seite, die niemals einen bestimmten Wirkungskreis zugewiesen erhalten, dafür aber selbständig die Leitung gewisser Abteilungen an sich genommen haben. Diese verfügen wieder über einen Stab von etwa einem halben Dutzend von Mitarbeitern, die sämtlich auch keine besonderen Verpflichtungen haben. Sie haben sich ihre Arbeit herausgesucht — ihr Pflichtenkreis ist keineswegs fest

umgrenzt. Sie greifen dort ein, wo es nötig ist. Der eine ist hinter den Beständen her, der andere hat sich der Inspektion bemächtigt usw.

Das sieht auf den ersten Blick zweifelhaft und zufallsmäßig aus, ist es aber nicht. Für eine Gruppe von Menschen, die nur das eine Ziel kennen, zu arbeiten und zu schaffen, ergibt sich der Weg von selbst. Sie geraten auch nicht ihrer Machtbefugnisse wegen aneinander, da sie auf Titel keinen Wert legen. Stünden ihnen Bureaus mit allem Drum und Dran zur Verfügung, so würden sie binnen kurzem ihre Zeit mit Bureauarbeit und mit Spintisieren darüber zubringen, warum ihr Bureau nicht besser sei als das des Herrn Nachbars."

Es ist mithin eine Folge der großen Selbständigkeit und der Verantwortung, die Ford seinen Angestellten gab, daß das Unternehmen in so kurzer Zeit so riesige Ausmaße annehmen konnte. Man muß sich dabei vor Augen halten, daß diese Maßnahmen einen Bruch mit dem normalen amerikanischen Geschäftsgebaren darstellen, das in Amerika genau so steril und schwerfällig ist wie bei uns. Aber neue Ziele eröffnen neue Wege. Und dieses neue Ziel hatte Ford: Dienen. Durch unerhörte Ausdauer und rücksichtsloses Sicheinsetzen für das Ziel fand er seinen Weg, sein Werk.

Dieses Werk zu schaffen erforderte eine vollkommene Umstellung der gewohnten, althergebrachten Gedankenwelt. Da waren ungezählte Probleme, die gelöst sein wollten, und jedes verlangte die innere Freiheit, die ganze industrielle und wirtschaftliche Tradition zum alten Eisen werfen zu können.

Ein Beispiel: Die Preispolitik. Ford erzählt an einer Stelle darüber folgendes:

„Unsere Taktik zielt auf Preisabbau, Produktionserhöhung und Vervollkommnung der Ware. Man bemerke, daß der Preisabbau an erster Stelle steht. Niemals haben wir unsere Unkosten als festen Faktor betrachtet. Daher reduzierten wir vor allem den Preis erst einmal so weit, daß wir hoffen dürfen, einen möglichst großen Absatz erzielen zu können. Dann legen wir uns ins Zeug und suchen die Ware für diesen Preis herzustellen. Nach den Kosten wird dabei nicht gefragt. Der neue Preis schraubt die Kosten von selbst herab. Der übliche Brauch ist sonst, die Kosten und danach den Preis zu berechnen; das mag von einem engeren Standpunkt die korrektere Methode sein, von breiterem Gesichtspunkte aus betrachtet ist es aber dennoch falsch, denn was in der Welt nützt es, die Kosten genau zu wissen, wenn man aus ihnen nur erfährt, daß man nicht zu einem Preis produzieren kann, zu dem der Artikel verkäuflich ist? Viel wichtiger ist die Tatsache, daß die Kosten sich zwar genau berechnen lassen — und selbstverständlich kalkulieren auch wir sie ganz genau —, daß aber kein Mensch weiß, wie hoch sie in Wirklichkeit sein dürfen. Der Weg, dies letztere zu ermitteln, ist, einen so niedrigen Preis festzusetzen, daß jeder gezwungen wird, das Höchste zu leisten. Der niedrige Preis treibt jeden dazu, auf Gewinn zu arbeiten. Diese Zwangsmethode hat auf dem Gebiete der Produktion und des Absatzes zu größeren Entdeckungen geführt, als jede bequemere Untersuchungsmethode es je vermocht hätte.

Hohe Löhne helfen zum Glück die Kosten verringern, weil die Leute, da sie keine pekuniären Sorgen haben, in ihrer Arbeit immer tüchtiger werden. Die Einführung des Mindestlohnes von 5 Dollar für einen achtstündigen Arbeitstag war einer der klügsten Schritte in der Preisabbaupolitik, die wir je getan haben; wie weit wir in dieser Richtung noch gehen können, läßt sich einstweilen nicht ermessen."

Der Wille, einen eigenen neuen Weg zu gehen, zwang Ford, sich alle Fragen neu und selbständig zu überlegen. So ist sein Buch eine wahre Fundgrube von eigenen Gedanken und fast unerschöpflich. Über Erziehung seines Nachwuchses an Arbeitern, über Ärzte und Krankenhäuser, über die Frage der Wohltätigkeit spricht er so gut wie über den Krieg, über die verhaßten Bankiers oder über die amerikanische Judenfrage. Das Schöne daran ist, daß es nicht Doktorarbeiten über die betreffenden Fragen sind, die man vorgesetzt bekommt, sondern daß ein Mann zu uns spricht, dem das Leben diese Fragen gestellt und die Lösungen verlangt hat, und der sie zu lösen versuchte.

Ford hat einen Weg gefunden, der Allgemeinheit in einem großen Sinne zu dienen und alle

Kraft diesem einen Ziel dienstbar zu machen. Sicher ist es nicht der Weg, weil es den Weg nicht gibt, so wenig wie den Europäer oder den Menschen. Aber dieser Weg ist voll gewesen, und wir müssen ihm dankbar sein, daß er diese Tatsache vor uns hingestellt hat als ein Beispiel, eine Möglichkeit.

Unser aber ist die Aufgabe, in jedem einzelnen Falle mit derselben Leidenschaft, derselben Unbeirrtheit und demselben gefaßten Ernst die Wege zu suchen, die für uns möglich und uns eine Lösung sind. Dann ist dies andere nur eine Frage der Zeit — daß unser Volk zu einer geschlossenen Einheit erstarkt und unter den Völkern der Erde den Platz einnimmt, der ihm gebührt.

Erwin J. Kurz



Der Wunderpfarrer

Das Reich Gottes ist nicht Redensart, sondern Kraft. Diese Kraft setzt sich körperlich als Heilung um; seelisch bekundet sie sich als Freudigkeit und Stärkung in allem, was Lebensgestaltung betrifft. Man wird zu solchen Gedanken angeregt, wenn man eins der seltsamsten Bücher der letzten Jahre liest, ein Buch, das von einer Wunderwelt berichtet und doch bei den Tatsachen bleibt. Der Verfasser trägt keinen unbekannten Namen: es ist Dr. Heinrich Lhotzky, der einst mit Dr. Johannes Müller zusammengearbeitet hat; er nennt sein Buch „eine wahre Geschichte aus der Neuzeit“ und gibt ihr den Titel „Der Wunderpfarrer“ (Haus Lhotzky Verlag, Ludwigshafen am Bodensee).

Wer ist dieser wunderwirkende Pfarrer?

Es handelt sich um eine Biographie des berühmten schwäbischen Pfarrers Johann Christoph Blumhardt, der erst in Möttlingen, dann in Bad Boll so ungewöhnlich gewirkt und geheilt hat. Das Buch ist im ganzen mit epischer Ruhe, Sachlichkeit und Besonnenheit geschrieben; manchmal freilich bricht Lhotzkys Unart hindurch: er redet ironisierend dazwischen, so daß man manche Seite geärgert überschlägt, weil sie das künstlerische Ebenmaß verletzt. Das Werk könnte gut ein bis zwei Bogen kürzer sein, wenn an rechter Stelle persönliche Zwischenbemerkungen gestrichen würden. Die Wucht der mitgeteilten und an sich knapp und gut erzählten Tatsachen ist noch überwältigend genug.

Lhotzky hat als Jüngling selber noch Blumhardt gekannt und schöpft im übrigen besonders aus Zündels Buch. Blumhardt war — so bekennt der Verfasser — „von allen Menschen, denen ich je begegnet bin (deren sind viele), und von allen Zeitgenossen überhaupt der wertvollste und bedeutungsvollste. Ich bin jetzt dessen inne geworden.“

Wir glauben es wohl, wenn wir das Buch gelesen haben.

In den vierziger Jahren ereignete sich jener weithin bekanntgewordene Spuk von Möttlingen, jener „Kampf“ in seiner Gemeinde im württembergischen Schwarzwald, den der Seelsorger in einer ausführlichen Eingabe an seine geistliche Behörde geschildert hat. Dieses Kapitel (ein Fall von Besessenheit) erinnert auffallend an modern-spiritistische Phänomene und liest sich auch in Lhotzkys Buch, obwohl er das Ärgste nicht ’mal mitgeteilt hat, wie ein toller Roman. Hernach, als die „Teufel ausgetrieben“ waren, begann in der gereinigten Luft eine mächtige religiöse Bewegung; und damit in engster Verbindung die seltsamen, weltberühmt gewordenen Krankenheilungen im Bezirk und unter dem Einfluß des gegen die Dämonen siegreich gebliebenen Blumhardt.

Wir wollen aus diesem Kapitel des Buches einiges mitteilen. Hier sind Dinge, denen die moderne Wissenschaft noch ratlos gegenübersteht, wie sich jeder sagen muß, der sich vorurteilsfrei mit Blumhardts Wirken beschäftigt. Es handelt sich dabei um keinen krankhaft-mystischen Menschen, sondern um einen kerngesunden, bibelfesten Schwaben, der als Nachfolger und Freund

des bekannten Dr. Barth im Dorf Möttlingen eingezogen war. Wir überlassen es jedem einzelnen Leser, von seinem Standort aus zu der merkwürdigen Sache Stellung zu nehmen ...

„... War Blumhardts Kampf, seine erste große Lebenserfahrung, von allgemeiner Bedeutung für das Reich Gottes, so war ihr auf dem Fuße eine zweite größere, nicht minder für das Allgemeine bedeutsame Erfahrung gefolgt: die Bußbewegung. Er hatte nichts dazu getan, hat sie nicht einmal geahnt oder irgendwie erwartet.

Es gab noch eine dritte, nicht minder schöne und für das Große verheißungsvolle Erfahrung: die Wunder. Auch sie kamen, wie es in der Natur der Sache liegt, nicht durch ihn, sondern sichtlich von oben.

In dieser Aufeinanderfolge der drei großen Erfahrungen macht- und gnadenvollen Einwirkens einer allerhöchsten Hand liegt eine schwer verkennbare göttliche Gedankenfolge. Es war für Blumhardt selbst eine an Offenbarung grenzende Sprache Gottes, die in ihm alles übertönte. Die dritte Erfahrung war natürlich von der zweiten zeitlich nicht scharf geschieden, sondern wuchs gliedlich aus der zweiten hervor.

Schon im Winter 1844, als die Möttlinger weinend und betend ins Pfarrhaus kamen, verspürten manche unter ihnen zugleich mit dem Empfang des inneren Friedens unvermutet auch Heilung von körperlichen Leiden. Einer z. B. litt an heftigem Rheumatismus in einem Oberschenkel, der namentlich regelmäßig alle vier Wochen besonders stark auftrat, aber ihn auch sonst außerordentlich hemmte, so daß er oft während des Gehens plötzlich zu Boden fiel. Als ihm Blumhardt vergebend die Hände auflegte, war es ihm, als ginge etwas von diesem Oberschenkel abwärts und zum Körper hinaus, und er fühlte sich auch von Stund an frei. Allein er traute noch nicht, schwieg deshalb davon und wollte warten bis auf seine schlimme Zeit. Der Rheumatismus war aber und blieb fort. Ähnliches erlebten, wie gesagt, manche, so daß es auch Blumhardt zu Ohren kam.

Das war ihm ein ermutigender Wink in einer eigentümlichen Bedrängnis, in die er durch sein priesterlich-seelsorgerliches Tun geriet. Unter den Sünden, die ihm bekannt wurden, erschienen überraschend häufig auch abergläubische Hilfsversuche zur Heilung von allerlei Schäden und Krankheiten in allen Abstufungen, von förmlicher Zauberei bis zur feineren Sympathie. Infolge seiner Erfahrungen im Kampf hatte Blumhardt vor alledem ein Grauen. Jede so erzielte tatsächliche Hilfe war ihm als Wirkung der Finsternis, der Hölle, klar geworden und als etwas, wofür furchtbar gebüßt werden muß, weil es unmittelbar gegen die Herrschaftsrechte und die Ehre Gottes geht und eigentlich eine einer anderen Macht erwiesene göttliche Ehre ist.

Aber als Blumhardt den Leuten ernstlich ans Herz legte, solches nimmermehr zu tun, da kam ihm vielerseits die Frage: „Was sollen wir denn tun? Der Arzt wohnt so weit entfernt, oft fehlt's an Zeit, z. B. bei Verwundungen, wo das Blut gestillt werden muß, oder heftigen Anfällen, wo der Arzt oft zu spät kommt, auch verbietet uns die Armut, den Arzt so oft in Anspruch zu nehmen." Was war da zu raten? Blumhardt bekam teils aus dem Kampf, teils aus seinen neuesten Erfahrungen die Zuversicht zu folgendem Schluß: „Soviel euch der Teufel geleistet hat, soviel wird der Heiland auch tun. Laßt's euch ans Gewissen kommen, prüft euch, ob's nicht etwa für irgend etwas eine Strafe sei, und betet! Ich will, wenn ihr's mir mitteilt, mit und für euch beten."

Von da an trat eine wunderbare Hilfe nach der anderen ein. Eine in ihrer Art erste, die ihn ermutigte, auf dieser Bahn fortzugehen, erzählt er: ‚Eines Morgens sprang eine Mutter herbei und rief mich plötzlich, sie habe eben über ihr dreijähriges Kind aus Versehen die siedendheiße Morgensuppe hinuntergeschüttet und wisse sich nicht zu helfen. Ich sprang hin; das Kind, das noch unangekleidet gewesen war, war über den ganzen Leib gebrüht und schrie nur einen Schrei. Die Stube füllte sich, und etliche sagen, der oder der wisse einen Spruch, man solle ihn schnell holen. Hiergegen stemmte ich mich an, den Leuten sprach ich Mut zu, hieß sie im stillen beten, schloß das Kind in meine Arme, seufzte — und stille wurde es. Obwohl überall Brandwunden

aufgefahren waren, die erst nach etlichen Tagen ganz vergingen, so hatte das Kind doch nicht die geringsten Schmerzen mehr.'

Die Erfahrungen göttlicher Hilfe mehrten sich. Zuerst innerhalb der Gemeinde Möttlingen. Ein Elternpaar, dessen Kind sehr schlimm an den Augen erkrankt war, war unschlüssig. Sie fragten den Arzt; der erklärte einen ärztlichen Eingriff für unumgänglich notwendig. Davor schreckten die Leute zurück und gingen nach Calw, ihren früheren lieben Pfarrer Dr. Barth gleichsam als Unparteiischen um Rat zu fragen, ob sie mit dem Kinde zu Pfarrer Blumhardt gehen sollten. Dr. Barth antwortete: ‚Wenn ihr Glauben habt, daß der Heiland euer Kind heilen könne und wolle, so geht nur immerhin zu Blumhardt. Habt ihr aber den Glauben nicht, dann geht beileibe nicht, sondern laßt's operieren!' — ‚Nun, Glauben haben wir schon', sagten sie und gingen zu Blumhardt. Am selben Tage besserte es sich, und nach drei Tagen war das Auge gesund.

Bald strömten neben den Friedens- und Heilsbedürftigen auch Heilungsbedürftige herbei. Wir lassen nun Friedrich Zündel erzählen, der diese schöne Zeit miterlebt hat.

Die Zeiten, die nun folgten, lassen sich nicht mehr beschreiben. Wer dabei war, kann heute nur noch sagen: ich habe den lebhaften Eindruck und die Erinnerung, daß viele Wunder geschahen, aber das Einzelne wissen wir nicht mehr, wir haben's vergessen; damals war das Wunder des tatsächlichen Naheseins des Herrn Jesu das Gewöhnliche, und die Nähe des Herrn war auch sonst so fühlbar, daß uns das Wunder natürlich war, und daß wir andererseits nicht soviel Wesens daraus machten. Es war an jenen Sonntagen ein Loben und Danken, zumal immer wieder Neue da waren, die für selbsterfahrene Hilfe dankten. Gebrechen aller Art, Augenleiden, Lungenschwindsucht, Flechten, Knochenfraß verschwanden. Am größten fast war, was die Pfarrfamilie je und je an ihren eigenen Gliedern erlebte, vornehmlich auch an Gottliebin [das Medium der Spukgeschichten], die oft plötzlich teils etwa äußerlich schwer verletzt (z. B. durch Beinbruch), teils innerlich von einem heftigen Leiden angefallen wurde.

Doch blieben diese Familienerlebnisse in der Stille, und auch der Eindruck, den die Wunder überhaupt machten, blieb weit hinter dem Eindruck der Predigt zurück. Manches von — man möchte sagen — zarten Erweisungen göttlicher Freundlichkeit und göttlicher Herrlichkeit entzieht sich sowieso der Veröffentlichung. Dennoch mögen einzelne Wunder erzählt werden. Von einem eine Stunde weit entfernten Orte her trug ein Bursche seinen jüngeren Bruder, einen buckligen, verkrüppelten, zwerghaften Knaben, eines Sonntags nach Möttlingen. Sonntags darauf kamen sie miteinander gegangen, doch war der Kranke noch sehr krumm. Nach kurzer Zeit war er aufrecht und gesund. ‚Ich habe', sagte er, ‚etwas im Buckel gehabt, ich weiß nicht was, und das ist nun fort.'

Eines Samstags kam ein zur Hochschule sich heranbildender Jüngling zu Blumhardt, seine Augen waren schwer krank. Er sah so wenig, daß er beständig geführt werden mußte; dabei waren seine Augen zugleich sehr empfindlich, so daß Kerzenlicht ihm Schmerzen verursachte. Abends hielt Blumhardt die vielen besonders liebe, weil traulichere und auch besonders gesegnete Samstagabendstunde, und zwar damals, in den ersten Jahren der Erweckung, in der Kirche. In diese Abendstunde wies Blumhardt den Kranken, doch solle er, um nicht von den Lichtern zu leiden, in die unerleuchtete Sakristei gehen. Er geht; und als nach Schluß der Stunde ein Licht durch die Sakristei getragen wird, schmerzt es ihn nicht mehr! Des anderen Morgens, Sonntag frühe, geht er allein spazieren!

Von Hebung aller der oben erwähnten Krankheiten (Lungenleiden, Knochenfraß) schweben mir überhaupt rührende Beispiele im Sinn, wovon hier eins wenigstens erzählt sein möge. Auf ein Osterfest kam von weither ein lungenkranker Jüngling in naivster Zuversicht zu dem Zweck nach Möttlingen, hier über die Festtage gesund zu werden. Sein Arzt, sagte er, habe ihn aufgegeben. Seltsam stach die hohle, tonlose Stimme gegen das lebhafte, oft muntere Wesen des jungen Mannes ab. So sah ich ihn Sonntags vor der Predigt, als wir, ein Kreis von Altersgenossen, uns im Freien ergingen. Nach der Predigt sahen wir uns wieder und unterhielten uns

über dies und jenes; unser Freund aber, der vorher das erste Wort geführt hatte, war ein stiller Mann geworden: die Predigt war wie ein Pfeil des Allmächtigen in sein Herz gegangen. ‚Mit mir muß es anders werden, ich muß zum Pfarrer‘, so murmelte er vor sich hin und fragte uns, ob und wann Blumhardt wohl allein zu sprechen sei. Seine Krankheit schien er vergessen zu haben. Gebrochen und still ging er neben uns her und suchte bald Blumhardts Studierstube auf. Vergnügt und fröhlich sahen wir ihn am Abend wieder; er war ein anderer Mensch geworden, und diese Genesung war eine ganz sonderbare — ‚er war wie ein Engel unter uns‘, sagte mir später einer seiner Bekannten über sein nachheriges Leben. Er blieb noch einen Tag, dann reiste er heim und ging wieder an seinen gesundheitsschädlichen Beruf, den der Arzt als Ursache seiner Krankheit bezeichnet hatte. Er war wieder für längere Zeit gesund, sang nach Herzenslust und stellte in allem seinen Mann. Nach etwa zwei Jahren starb er indessen, an welchem Leiden, weiß ich nicht. Gerne erzähl' ich diese Geschichte, einerseits grade, weil die leibliche Hilfe hier in so bescheidenem Gewande erscheint, und andererseits, weil sie einen Eindruck davon gibt, wie natürlich und geistig alles zuging, wie ferne von allem Magischen und aller Wundersucht.

Eine Dame, die seit vielen Jahren an Rückenmarksdarre krankte und seit etwa 1½—2 Jahren lahm war, kam, nachdem sie mancherlei Kurorte besucht, nach Möttlingen und wohnte in einem Bauernhause unweit des Pfarrhauses. Am Sonntag ließ sie sich auf den Kirchhof tragen, um die Predigt zu hören. Sie war, wenn mir recht ist, schon einige Wochen da, als ich sie an einem Sonntage, 26. August 1846, ebenfalls bemerkte. Blumhardt predigte über Zachäus (Luk. 19, 1 ff.). Er redete von den zwei Stadien unserer Bekehrung zur Seligkeit: 1. Der Erweckung: Zachäus will um jeden Preis zu einem Ziele kommen, läßt sich nicht durch ein erstes Hindernis abschrecken, ist von der Ewigkeit gepackt und erklettert, nicht achtend des Spottes, den Baum — und sieht sich gesucht, mit einem Male am Ziele, ist erobert von der Freundlichkeit des Herrn, der ihm zuliebe sich selbst dem Murren seiner Anhänger aussetzt, — und ist begnadigt, angenommen aus lauter Gnade! 2. Die Bekehrung: So weit bringen's manche, aber die meisten meinen, nun seien sie fertig. An Zachäus' Statt würden sie nun auf das Gemurre der Leute hoch herabsehen und sich ob der ihnen widerfahrenen Gnade in die Brust werfen; aber die Vorwürfe gelten lassen, ein anderer werden, wirklich Buße tun, auch gutmachen, das erachten sie nicht mehr für nötig, sie haben ja Gnade erhalten, sie werden groß statt klein. Zachäus ist nun erst recht an die Arbeit gegangen, er hat den Leuten rechtgegeben und es ihnen damit ermöglicht, auch dem Heiland in seiner Begnadigung des Zachäus rechtzugeben. Er ist zu dem und jenem gegangen und hat ihm gestanden, daß er ihn, der's vielleicht nicht gemerkt, einmal betrogen habe usw. Erst jetzt, wo Zachäus sich so darstellt und solche Absicht kundgibt, sagt der Herr: ‚Heute ist diesem Hause Heil und Seligkeit widerfahren.‘

Das waren ungefähr die Gedanken der Predigt. Manches ist wörtlich. Unsere Kranke meinte, heute habe der Pfarrer nur ihr gepredigt. Sie blieb auf dem Kirchhof liegen, um noch die (sich mit kurzer Unterbrechung folgenden) übrigen Gottesdienste, Kinderlehre und zweite Predigt, mit anzuhören. Des folgenden Tages, Montags, bei Tische, ließ sie den Pfarrer zu sich bitten, schüttete ihr Herz aus, aber nicht betreffs der Krankheit. Abends 5 Uhr, als sich die Gäste des Pfarrhauses zu einem Spaziergang anschickten, kommt ihre Wärterin in hellen Tränen daher: ‚Herr Pfarrer, Sie müssen nicht erschrecken, sie lauft!‘ Sofort brach die ganze Gesellschaft mit dem Pfarrer zur Wohnung der Genesenen auf. Sie kam ihnen bis oben an der Treppe entgegen. Alles versammelte sich in ihrem Zimmer und kniete nieder, um dem Herrn zu danken“ ...

— Damit brechen wir diese Mitteilungen aus Lhotzkys Buch ab. Auch in Bad Boll setzten sich die Heilungen, Hand in Hand mit geistiger Einwirkung, noch fort, bis im Jahre 1880 der fünfundsiebzigjährige „Wunderpfarrer“ aus der Welt schied.



Bei den Zipser Deutschen

Es ist gewiß kein schöner Ausdruck, wenn man vom deutschen Volk als dem Kulturdünger der Völker spricht, aber leider wird dieses Wort — wer unser Auslandsdeutschtum kennt, weiß es — immer wieder Wahrheit. Und in dieser unserer Zeit der Strafmaßnahmen gegen ein angeblich unduldsames, herrschsüchtiges deutsches Volk erscheint es ganz besonders angebracht, diese Wahrheit durch Tatsachenberichte zu belegen.

Die Geschichte des Zipser Deutschtums ist die Geschichte eines deutschen Stammes, der, fremdem Volke dienend, an dieses seine Kraft verbraucht und von ihm aufgezehrt wird. Im nördlichen Teil des alten Königreichs Ungarn, dort wo die Karpathen zu ihrer höchsten, schneegekrönten Erhebung, der Tatra, ansteigen, liegt das ehemalige ungarische Zipser Komitat. Heut bildet es, zur Slowakei gehörig, den östlichsten Zipfel des geographisch wie völkisch so gänzlich unmöglichen Gebildes der tschecho-slowakischen Republik. Als die Deutschen im 11. bis 13. Jahrhundert von Schlesien und dem Erzgebirge her in der Zips einwanderten, kamen sie in ein kulturloses Land. An den Südabhängen der Tatra fanden sie ehemalige ungarische Grenzwachen als Siedler des Landes vor, aber die Urbarmachung des freilich nie verschwenderisch lohnenden Bodens ward ihrem Fleiße vorbehalten, und die in Städten und Dörfern rasch erblühende Kultur war ihres Geistes Frucht und ihrer Hände Werk. Bald zählt die Zips 16 betriebsame Städte, und der Zipser Kaufmann, geschickt und fleißig, beginnt als Vermittler zwischen Orient und Nordsee im Welthandel eine Rolle zu spielen. In den Stuben schnurren die Spinnräder, und der Landmann erwirbt sich in freilich oft mühsamem Kampf, besonders droben im Tatrahochland, sein täglich Brot. In den Städten aber blühen die Zünfte, und noch heute besitzt manche Zipser Kirche herrliche Kunstwerke, die aus den Händen heimischer Meister hervorgingen. Die Verpfändung des Landes an Polen durch Kaiser Sigismund im Jahre 1412 für „40 000 Schock Prager Groschen" hatte für kurze Zeit die Entwicklung gehemmt, bis in der ersten Teilung Polens das Land wieder an Ungarn zurückkommt.

Wenn wir solcherlei gehört haben von der Geschichte des Zipser Deutschtums und dann den augenblicklichen Entwicklungsstand als derzeitigen Geschichtsabschluß daneben stellen, dann wird mancher von uns nachdenklich werden, und das häßliche Wort vom Kulturdünger der Völker wird für ihn Wirklichkeitsform bekommen.

Ich wanderte von Kesmark, der Hauptstadt des Landes, sie zählt heute etwa 6000 Einwohner, nach Leutschau. In Ristorf, durch das mich mein Weg führt, besuche ich den Pfarrer. Jung, braungebrannt, nur in Hemd und Hose, kommt er soeben von seinem Acker. Aber er hat Zeit, mir bei einem Glase „Heurigen" etwas von seiner Gemeinde und seiner Heimat zu erzählen, und er tut es gern. „Wir ahnen", so erzählt er, „auch für unser Land und unsere Kirche eine kommende Katastrophenzeit, und wir wissen, daß wir dann von Deutschland allein werden Hilfe zu erwarten haben; darum suchen wir immer wieder Verbindung mit unserem Mutterlande. Wir hatten sie fast ganz verloren, auch die mit den Sudetendeutschen, darum machte die Madjarisierung unter uns so rasche Fortschritte." Ja, die Magyarisierung! Sie scheint hier allerdings allgemein zu sein. Ich ließ mir erzählen: Die Zipser Bauernsöhne, geistig rege und fleißig, hielt es nicht in der beim Ausbau der modernen Verkehrswege mehr und mehr vereinsamten Heimat. Sie studierten und wurden zur Kerntruppe der ungarischen Beamtenschaft, stiegen bis hinauf zu den Ministerposten. In ganz Ungarn schätzte man den Zipser Deutschen als pflichttreuen und tüchtigen Beamten. Die Zips selbst aber wurde dadurch ihrer Intelligenz beraubt, die Entwicklung geriet ins Stocken, die Städte begannen zu verarmen. Aber auch die Dörfer entvölkerten sich. Der Boden hatte schon immer nur kärglich des Landmannes Fleiß gelohnt, und die Tage der Hausindustrie waren gezählt. Dazu kam, daß Feuersbrünste, die an den strohgedeckten Häusern reichlich Nahrung fanden, immer wieder ganze Dörfer ein-

äscherten. So nimmt's nicht wunder, daß im Zipser der alte Wandertrieb wieder wach wurde: er schnürte sein Bündel und wanderte nach Amerika aus. „Einmal", so erzählt mir der Pfarrer von Ristorf, „war auch unser Dorf eine wohlhabende betriebsame Stadt. Heute hat sie als Dorf kaum 400 Bewohner, meine Gemeinde nur etwa 200 Seelen." Die verarmten Gemeinden konnten nun auch nicht mehr mit der vom Staate verlangten Anschaffung der modernen Lehrmittel Schritt halten; sie brauchten staatliche Unterstützung. Und der Staat half gern, aber er forderte Gegenleistung: Ungarisch wird Schulsprache! Die deutsche Jugend in der Zips, vornehmlich die der höheren Schulen, spricht heute ungarisch als Umgangssprache und nur noch gebrochen deutsch. „Und die Ungarn", so erzählt man mir, „sind ein liebenswertes Volk, und sie gewährten uns alles, was wir brauchten, und unsere Söhne wurden die angesehendsten und gesuchtesten unter ihren Beamten und bauten an ihrer und unserer Kultur. Deutschland aber war weit, wir konnten nie einen Anschluß ans Reich erhoffen, und von den Sudetendeutschen trennt uns ihr nationaler Fanatismus, den wir nicht zu teilen vermögen. Wir lieben Ungarn und wollen gute ungarische Patrioten sein, aber wir vergessen dabei nicht unsere Abstammung und unser Mutterland." Die Deutschen — der Kulturdünger der Völker!

Aber die Entwicklung ging noch weiter. Vom 14. Jahrhundert ab waren die Slowaken von Westen und Norden her ins Land eingewandert, als Tagelöhner und Hausierer zunächst. Dann beginnen sie nach und nach in die von den Deutschen geräumten Plätze aufzurücken. Sie sind genügsam und fleißig, und ihr Kinderreichtum macht sie im Wettbewerb mit den Deutschen bald zu gefährlichen Konkurrenten. Heute ist Kesmark die einzige Stadt in der Zips, die noch deutsche Mehrheit hat! Und seitdem die Slowaken politisch die Herren des Landes sind, sind auch die Aufschriften an den öffentlichen Gebäuden, Bahnhöfen usw. slowakisch geworden. Die Slowaken hoffen, daß sich ihnen die Deutschen ebenso rasch assimilieren werden wie einst den Ungarn, und als Zeichen dessen errichteten sie schon heute ihre slawischen Firmenschilder über der deutschen Arbeit. Die Deutschen spotten darüber. Ihre feste Hoffnung ist die, daß der Staat, dem sie Jahrhunderte hindurch in Treue gedient haben, dessen Kultur ihres Geistes Gepräge trägt und vielfach ihrer Hände Werk ist, wieder in einstiger Größe erstehe.

Wer könnte die Entwicklung auch nur von Jahrzehnten vorausahnen! Zunächst ist, merkwürdig genug, dem Zipser Deutschtum von den Slowaken die festeste Stütze zur Erhaltung ihrer völkischen Art, die deutsche Sprache, wiedergegeben worden. Um jedem Hinüberneigen nach Ungarn vorzubeugen, hat nämlich die slowakische Regierung die ungarische Schulsprache abgeschafft und an den deutschen Schulen wieder die deutsche Sprache eingeführt! Wird nun das Zipser Deutschtum abermals Kulturdünger werden für die Fremden? Wird es, den Slowaken dienend, an sie seine Kraft verbrauchen und von ihnen aufgezehrt werden? Die starken kulturellen Unterschiede, der tiefe Rassengegensatz und nicht zuletzt die zielbewußte Arbeit der Zipser Partei der Deutschen lassen das als ausgeschlossen erscheinen. Aber, wie gesagt, wer könnte geschichtliche Entwicklungen vorausahnen!

Wir teilen heute mit unseren Zipser Stammesbrüdern die Hoffnung auf die Wiederherstellung Ungarns, aber wir erwarten von ihnen, daß sie wie an der deutschen Kultur so auch an der **deutschen Sprache** festzuhalten entschlossen bleiben. Dienen sollen sie **dem Staate**, als dessen treueste Untertanen man sie einst gerühmt hat, aber sie sollen **Deutsche** bleiben nicht nur mit dem Herzen, sondern auch mit dem Munde.

Reinhard Steffler-Brünn



Idealismus oder Materialismus: die Schicksalsfrage für Deutschlands Zukunft

Immer mehr bricht sich der Gedanke Bahn, daß es schließlich doch geistige Mächte sind, welche die Geschichte beherrschen und ihr die Richtung anweisen. Deshalb brauchen wir trotz der äußerlich verzweiflungsvollen Lage nicht zu verzagen, wenn es uns gelingt, die geistigen Mächte in unseren Dienst zu zwingen und mit ihnen die rohe Gewalt und die Vergewaltigung zu überwinden. Aber wird und kann uns das gelingen? Das ist die Schicksalsfrage für Deutschlands Zukunft. Der berühmte Berliner Theologe Reinhold Seeberg versucht sie zu lösen in einer Schrift „Zum Verständnis der gegenwärtigen Krisis in der europäischen Geisteskultur" (Erlangen, Leipzig 1923, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Dr. Werner Scholl), erwachsen aus drei Vorträgen über die geistigen Strömungen im Zeitalter Wilhelms II., die weltgeschichtliche Krisis der Gegenwart, Christentum und Antisemitismus, Judentum und Kirche. Die geistvolle Darstellung fesselt den Leser von Anfang bis zu Ende. Und selbst wenn sich mannigfach der Widerspruchsgeist erhebt, so ist das nur ein Beweis dafür, wie anregend das Buch wirkt.

Tief dringt die Schilderung der geistigen Strömungen im Zeitalter Wilhelms II. in das Verständnis deutscher Entwicklung ein. Wie alle Seiten des geistigen und materiellen Daseins im engsten Zusammenhange miteinander stehen, so war auch diese geistige Entwicklung nicht etwas willkürlich Gemachtes, sondern das Ergebnis der schnellen industriellen Entwicklung im Zeitalter der Technik, die ganz von selbst zu einem immer stärkeren Überwuchern des Materialismus führte. Kapitalismus und Sozialismus waren in dieser Hinsicht Zwillingsbrüder und hatten einander nichts vorzuwerfen. Noch immer waren die Kräfte des alten Idealismus lebendig, der einst Deutschland groß gemacht. Aber sie erwiesen sich als zu schwach gegenüber dem immer stärker heranwogenden Materialismus. Und dieser Materialismus bedeutete den Niedergang.

Gewiß! Aber mußten wir deshalb unterliegen? Mußten deshalb unsere Feinde triumphieren, die doch mit uns in gleicher Verdammnis sind? Freilich war die industrielle Entwicklung mit der Begleiterscheinung des Materialismus bei uns plötzlicher und schneller gekommen als in den alten Kulturländern des Westens. Aber dafür waren in dem Westen auch Mammonismus und Materialismus viel älter und fester gewurzelt. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Es liegt mir fern zu leugnen, daß wir verdientermaßen unterlegen sind. Aber nur vorläufig. Denn kein weltgeschichtliches Urteil ist unwiderruflich. Die anderen waren auch nicht besser. Wir haben uns aber in Zukunft als die besseren zu erweisen.

Das führt aber auf die Frage, ob das überhaupt noch möglich ist. Hier ist der Verfasser leider Pessimist geworden und wandelt ganz auf Spenglers Spuren vom Untergange des Abendlandes. Die industrielle Entwicklung ist nicht wieder rückgängig zu machen. Damit sind wir aber auch rettungslos dem Materialismus verfallen. Allenfalls können wir noch eine schwache idealistische Überdachung herstellen. Aber im wesentlichen ist es nicht nur mit uns, sondern auch mit der europäischen Kultur überhaupt vorbei. Wir treten in ein Zeitalter greisenhaft absterbender Zivilisation. Wir werden keinen Goethe oder Bismarck, nicht einmal einen großen Geschichtschreiber mehr hervorbringen. Denn das Volk ist rettungslos materialistisch verseucht wie das absterbende Altertum.

Rasch fertig ist die Jugend mit dem Wort, möchte man fast sagen, wenn auch die erste Jugend dem Verfasser schon sanft entflogen ist.

Auf das Volk, die große Hammelherde, kommt zunächst gar nichts an. Jeder einzelne ist ein ehrenwerter verständiger Mann, aber sobald er mit anderen vereint herdenweise auftritt, dann ist eben die Hammelherde fertig. Große geistige Bewegungen dringen allmählich immer tiefer nach unten und sacken sich da fest. Die materialistischen Überzeugungen der großen Masse, die

heute als Bildung gelten, sind einfach das, was Altenstein vor hundert Jahren erstrebte. In den höheren Schichten ist der Materialismus längst tot und wissenschaftlich überwunden. Diese neuen Überzeugungen werden auch nach unten dringen, zumal da unsere ganze wirtschaftliche Entwicklung in neue Bahnen geworfen ist.

Damit rückt aber auch der Untergang des Abendlandes, soweit er mit dem Materialismus verbunden sein sollte, in weitere Fernen. Und ist das Christentum trotz aller Verfallserscheinungen nicht immer wieder der erneuernde Jungbrunnen der Völker gewesen — so noch zuletzt vor hundert Jahren?

Mit geschichtlichen Analogien ist es eine eigene Sache. Gewiß kann man aus der Geschichte lernen, aber nicht in dem Sinne, als ob jemals ein geschichtliches Ereignis sich wiederholte, weil jedes geschichtliche Ereignis das Ergebnis verschiedener zusammenwirkender Ursachen bildet, die sich zum mindesten in dieser Verbindung niemals wiederholen, auch die mitwirkenden Menschen immer andere sind.

Es kann dahingestellt bleiben, ob die anscheinenden Zeichen des Verfalls unserer Kultur, die sich auch am Ende der antiken Welt finden, wirklich Verfallserscheinungen und nicht vielmehr Zeichen einer hohen Kultur überhaupt sind, und ob, wenn es sich wirklich um Verfallserscheinungen handeln sollte, der gesunde Organismus sie nicht zu überwinden vermöchte. Das wollen wir doch erst einmal abwarten. Die gefährlichste Verfallserscheinung wäre es jedenfalls, wenn wir den Glauben an uns selbst und an die glänzende Zukunft des deutschen Volkes verlören. Denn dann wäre wirklich alles verloren. Und davor wollen wir uns vor allen Dingen hüten.

Jedenfalls ist trotz aller Analogien und Parallelen, mit denen die Gelehrsamkeit spielen mag, die antike Welt an ganz anderen Dingen zugrunde gegangen. Es ist einfach die Sklaverei, welche die Kultur von Hellas und Rom ermöglichte, aber auch vernichtete. Sie hat sie ermöglicht, indem sie eine kleine Oberschicht von der Handarbeit und der Sorge um das tägliche Brot entlastete. Sie hat sie aber auch vernichtet, indem sie eine stetig zunehmende soziale und nationale Zersetzung herbeiführte und damit die antike Welt ausmünden ließ in dem Völkerchaos des Mittelmeerbeckens. Von der Sklaverei mit den sie begleitenden Zersetzungserscheinungen, die allerdings schließlich auch von einer Atmosphäre des Materialismus begleitet war, ist bei uns nicht die Rede. Und eine feste Volksmasse von achtzig Millionen Deutschen in der Mitte Europas mit einem im wesentlich gesunden sozialen Organismus läßt sich auch äußerlich nicht so leicht unterkriegen wie die national und sozial zersetzte antike Welt. Deshalb ist unsere Zuversicht auf die künftige Größe des deutschen Volkes in staatlicher Einheit des Reiches der Mitte fest und unerschütterlich.

Auf das engste verbunden mit dem materialistischen Zuge der Zeit ist das Judentum. Es bildet, wie der Verfasser anerkennt, einen untrennbaren Bestandteil des materialistischen Zersetzungsvorganges. Wenn freilich der Verfasser in der Bekämpfung des jüdischen Einflusses sich immer nur gegen das Judentum als Ganzes wenden, den einzelnen Juden unberührt lassen will, so erinnert das doch unwillkürlich an den Satz: Wasch mir den Pelz, aber mach' mich nicht naß. Gewiß liegt mir jener Antisemitismus fern, der in der Judenfrage der politischen Weisheit letzten Schluß sieht und deshalb am liebsten alle Juden totschlagen möchte. Aber darum kommt man doch nicht herum, daß das Judentum schließlich aus Juden besteht, und daß der Gegner folgerichtig auch den einzelnen Juden bekämpfen muß: namentlich indem er ihn von allen leitenden und obrigkeitlichen Stellen auszuschließen sucht. Daß die Mehrheit des deutschen Volkes dem Antisemitismus in diesem Sinne feindlich gegenüberstünde, ist übrigens nicht erwiesen.

Prof. Dr. Conrad Bornhak



Stockholmer Brief

Ende Januar

Über ein Vierteljahrhundert ist vergangen, seit ich — von Lübeck zu Schiff kommend — zuerst nach Stockholm kam. Der Eindruck dieser ersten Stäreneinfahrt ist mir unvergeßlich. Erst tauchen kahle Klippen aus der blauen Meeresflut auf. Dann Inseln und Ufer, immer reicher bewachsen: Tannen- und Laubwald, moosüberwucherte Felsen. Rote Hütten, einsame Sommerhäuser; weiterhin Ortschaften, Villenkolonien, Fabriken. Endlich breitet sich das Panorama der Stadt zwischen Salzsee und Süßsee, grün umbuscht, an Felsenhügeln aufgebaut, vor uns aus. Ich habe das schöne Stockholm und seine Bewohner lieb gewonnen und bin oft wiedergekehrt.

Inzwischen hat sich die Welt sehr verändert. Auch das Stockholmer Stadtbild. Im August 1898 stand noch das Gerüst um den stolzen Bau des Nordischen Museums. Im November 1923 beging man die 25. Wiederkehr des Tages, da das Lebenswerk des unermüdlichen Sammlers Arthur Hazelius hier ein würdiges Heim fand. Im Verein mit dem gegenüberliegenden Freiluftmuseum Skansen die schönste Sammlung germanischer Volkskunst, die es überhaupt gibt! Skansen bietet jetzt nordische Winterbilder von besonderem Reiz. Durch den verschneiten Park sind Wege geschaufelt, von den Dächern der uralten Bauernhäuser hängen Eiszapfen. Auf der offenen Feuerstelle drinnen brennt ein Holzfeuer; daran sitzt ein alter Mann in weißem Rock und roter Weste und spielt Volksweisen auf der Geige. An den Sonntagen der Julzeit ziehen die „Sternjungen" von „Stuga" zu „Stuga" und singen „Steffen war ein hurt'ger Bursch" und alte Weihnachtslieder, wie sie's heut noch in Norrland tun. Sie tragen weiße Hemden über den Kleidern und spitze, mit Goldpapiersternen verzierte Mützen. Einer trägt eine sternförmige Laterne, in der ein Licht brennt. Schon leuchtet Abendrot durch die beschneiten Tannen. Da ist der Blick besonders schön von hier über die schneebedeckten Felsenhügel und Dächer und den Hafen. Da und dort blitzen schon Lichter auf. Die fleißigen kleinen Fährboote dampfen zwischen Eisschollen über das graugrüne Wasser ... Ein Wahrzeichen der Stadt ist der eiserne Telefonturm, aber er beherrscht das Stadtbild nicht mehr so wie einst. Neue Kirchtürme machen ihm den Rang streitig. Sogar zu einem Wolkenkratzer — Babel genannt — hat's Stockholm gebracht. Ein zweiter wächst empor.

Auch die Gegend um das königliche Schloß, das den Stadtteil „zwischen den Brücken", die alte Stadt, beherrscht, hat sich seit meinem ersten Besuch sehr verändert. Gerade aufs Schloß zu führt die Norrbro, deren steinerne Brückenbogen teilweis den Strom überspannen, der Mälar und Ostsee verbindet, teilweis auf einer Insel ruhen. An der einen Seite der Brücke standen damals eine Reihe einstöckiger Häuser mit Läden. Es sah nicht schön, aber gemütlich aus. Jetzt erhebt sich, etwas weiter zurück, auf jenem Teil der Insel das Reichstagsgebäude. Die Nachbarschaft des schlicht-vornehmen Schloßbaues des Nikodemus Tessin läßt das moderne Haus noch nichtssagender erscheinen.

An den Mälarufern hat sich die Stadt, wie auch nach anderen Seiten hin, bedeutend ausgedehnt. Zwar Tengboms schöne, zweitürmige Högalidskirche gibt der südlichen Seite das Gepräge und spiegelt sich besonders bei Nachmittagsbeleuchtung malerisch in der Flut. Den gegenüberliegenden Strand beherrscht Ragnar Östbergs Bau des neuen Stadthauses, am Mittsommertag 1923 eingeweiht. Eine würdige Feier des Tages, an dem vor 500 Jahren Gustaf Wasa in die Hauptstadt des vom Dänenjoch befreiten Schwedens einzog. Auf den Grundsteinen, die er aufrichtete, ruht noch heut das schwedische Reich. Schöner gelegen ist wohl kein anderes Stadthaus im nördlichen Europa. Stattlich und wirkungsvoll steht es da mit seinem hohen Turm. Hie und da vermißt man jedoch einheitliche Geschlossenheit in dem Bau. Sehr schön ist der Hof mit dem Blick durch offene Säulenhallen auf den See. An der inneren Ausschmückung haben verschiedene Künstler mitgearbeitet. Die Mosaiken des architektonisch prachtvoll wirkenden Goldenen Saals sind in Berlin hergestellt nach Entwürfen Einar Forseths.

Kommende Geschlechter dürften wohl den Kopf schütteln zu diesen kubistischen, alles andere als porträtähnlichen Darstellungen schwedischer Nationalhelden, der unschönen Mälarkönigin (Name Stockholms) und der Zukunft in Gestalt eines unfroh dreinschauenden Mannes. Einige kleinere Räume sind Meisterwerke der Innenkunst. Von besonderem künstlerischem Interesse ist die Galerie. Eine Reihe schlanker Doppelsäulen aus schwarzem, schwedischem Granit mit weißen Sockeln und Kapitälen teilt den Raum der Länge nach. Zu beiden Seiten Fenster. An der Mälarseite sind ihrer mehr, die Ecken der Fensternischen abgestumpft. Die dadurch entstandenen Flächen hat der vielseitige Künstler Johann Axel Acke geschmückt mit Halbreliefs menschlicher Gestalten von großer Lebendigket und Schönheit. Auf den Wandflächen der Gegenüberseite hat Prinz Eugen Bilder der „Stadt am Wasser" gemalt. Der Künstler wollte die Gemälde der Architektur eingliedern, beschränkte sich daher auf wenige Farben. Charakteristische Gebäudemassen der Stadt, sehr vereinfacht, zeichnerisch meisterhaft durchgeführt, immer übers Wasser gesehen, im Vordergrund meist Schiffe. Und alle Bilder erblickt man zwischen stilisierten Baumstämmen und Zweigen hindurch: ein Symbol dafür, in wie engem Zusammenhang diese Stadt mit der sie umgebenden Natur steht, durch diese ihre Eigenart und besondere Schönheit erhielt. Der Meister der Farbe zeigt sich hier als Meister monumentaler Malerei.

Glückliche Stadt, denkt wohl der Leser, die im letzten Jahrzehnt solche Kunstschöpfungen entstehen lassen konnte! Glückliches Land! denkt wohl auch der oberflächlich schauende Fremde, wenn er bemerkt, wie die Stockholmer wie früher heiterem Lebensgenuß geneigt sind; wenn er abends Fahr- und Motorräder vor den Häusern ihrer Herren warten sieht; oder an den Dampferbrücken im Skärgarden die Holzkästen mit Klappdeckel gewahrt, in die der Bootsmann die mitgebrachten Postsachen legt — heute wie vor 25 Jahren. Ist hier noch gute alte Zeit? Ach nein. Schweden hat sehr unter dem Weltkrieg und seinen Folgen gelitten. Gewiß haben damals einzelne viel verdient. Aber die ungeheuren Preissteigerungen brachten große Not und zwangen zahlreiche Menschen, ihr Kapital anzugreifen. Andere spekulierten, um ihr unzureichendes Einkommen zu vermehren. Bankkrache der letzten Jahre hatten große Verluste zur Folge, machten zinsbringende Papiere wertlos. Die Preise sind zurückgegangen, natürlich auch die Teuerungszulagen der Beamten. Große Umstellungen im Wirtschaftsleben waren und sind erforderlich und verursachten Arbeitslosigkeit. Die Einfuhr übersteigt die Ausfuhr bedeutend. Schwedens Landwirtschaft befindet sich in schwieriger Lage. Pessimisten prophezeien weitere Zusammenbrüche, die Optimisten das Ende der Krisenzeit. Die Arbeitslosigkeit hat abgenommen, ist aber noch vorhanden.

In sämtlichen mir befreundeten Häusern ist der Lebenszuschnitt viel einfacher geworden. Im Staats- und Privatleben muß gespart werden. Davon merkt man aber nichts, sobald es sich um Wohltätigkeit handelt. Und zwar in allen Kreisen. Die sozialen Unterschiede sind in Schweden nie so scharf gewesen als in anderen Ländern. Die gering besoldeten schwedischen Postbeamten sammelten eine Weihnachtsgabe von 5000 Kronen für ihre deutschen Kollegen, die ebenfalls nicht wohlhabenden Mitglieder der Diakonieanstalt in Stockholm über 2000. Wie oft hört man gerade von Menschen, die sich recht einschränken müssen: „Wenn man an die Not in Deutschland denkt, müssen wir ja so dankbar sein." Die Sammlung für die deutschen Studenten wird fortgesetzt. Neuerdings gibt es in vielen Restaurants Gutscheine zu 25 Öre, die dem Gast zugleich mit seiner Rechnung vorgelegt werden: der Betrag einer Mahlzeit für einen deutschen Studenten. Der Wirt überweist das Geld der Sammelstelle. „Rädda Barnen" bescherte wieder vielen deutschen Kindern zu Weihnachten. Die großen Summen, die durch die fortgesetzten Sammlungen der schwedischen Kirche an deutsche Wohltätigkeitsanstalten ausbezahlt wurden, haben das Bestehen vieler dieser Anstalten überhaupt ermöglicht. Was das schwedische Rote Kreuz seit 1915 für Deutsche getan hat, weiß nur der, dem es wie mir vergönnt war, die schwedischen Delegierten-Berichte darüber zu lesen. Auch in diesen sind die Leistungen, Entbehrungen, ja Leiden der Pfleger und Abgeordneten nur angedeutet. Ebenso

das unermüdete Wirken des Roten-Kreuz-Vorsitzenden, Prinz Karl von Schweden. Kürzlich wurde in schwedischen Blättern angeregt, daß man ihm den Nobel-Friedenspreis geben solle. Keiner hat ihn mehr verdient, denn keiner hat in den Jahren des Hasses und Unfriedens mehr edle Friedensarbeit geleistet.

Mancher deutsche Musiker konzertiert in Schweden, aber auch die Schweden machen Musik zum Besten deutscher Künstler. So vor Weihnachten der Stockholmer Madrigalchor, der in der deutschen Kirche deutsche Kunst- und Volkslieder vollendet vortrug. Nach dem Fest wurden in verschiedenen Kirchen „Musikgottesdienste" veranstaltet, in denen mit gutem Erfolg für deutsche Musiker gesammelt wurde. Die Anregung dazu gab der Verband der Stockholmer Kirchenmusiker.

Es gibt kein anderes Land, wo die dort lebenden Deutschen — auch solche, die längst in der neuen Heimat staatsangehörig und gute Bürger wurden — dem alten Vaterlande so die Treue wahren. Dies wird auch ganz selbstverständlich gefunden und läßt sich konfliktlos vereinigen. Der Grund liegt in der beiden Völkern gemeinsamen Germanentreue. Die deutschen Vereine Stockholms veranstalten alljährlich am 18. Januar eine Reichsgründungsfeier. Diesmal lauschten etwa 1000 Menschen der Rede des Geheimrats Erich Marcks-Berlin: „Tiefpunkte des deutschen Schicksals in den letzten Jahrhunderten". In großen Linien zeichnete er die Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg. Damals dauerte der Aufstieg einige fünfzig Jahre; Deutschlands Erzieher wurde Ludwig XIV. Dann die Niederlage durch Napoleon I., der auch zum Erzieher unseres Volkes ward, und der beispiellos rasche Aufstieg! Freilich begünstigten ihn die Hilfe Rußlands und Englands und die Heere der verschiedenen deutschen Fürsten. Heute stehen wir völlig allein und ohne Heer. Dennoch scheint noch einmal Frankreich Deutschlands Erzieher werden zu sollen. Und wir sind heute — trotz allem — Bismarckdeutsche. Daraus dürfen wir Hoffnung schöpfen . . . Unter den aufmerksamen Zuhörern bemerkte ich manchen Schweden. Das Gefühl des Zusammengehörens mit den Germanen jenseits der Ostsee hat sich in der Notzeit immer stärker entwickelt. Man sagt mir oft: „Was würde mit der deutschen Kultur für die Welt, insonderheit für uns, zugrunde gehen!" Vor einigen Jahren waren deutsche Bücher — vor dem Kriege in größeren Buchhandlungen stets reichlich vertreten — fast ganz daraus verschwunden. Gründe: die deutsche Buchhandel-Schlüsselzahl und die Anstrengungen der Franzosen, ihre Literatur hier zu der herrschenden fremdsprachlichen zu machen! Jetzt sieht man wieder mehr deutsche Bücher, insbesondere solche über Kunst und Wissenschaft. Auch Schönliteratur ist am Lager. Aber ich möchte den deutschen Buchhandel dringend bitten, unseren schwedischen Freunden die Einfuhr unserer Bücher tunlichst zu erleichtern. Das Buch ist ein Kulturpionier. Kein Volk hat im letzten Jahrzehnt mehr für den Bestand unserer Kultur getan als das schwedische. Und keins glaubt so unerschütterlich an unsere Lebenskraft. Zum Beweis eine kleine Begebenheit aus den letzten Wochen.

Der Berliner Domchor gab hier ein Konzert und sang auch beim Königspaar. Nach Schluß der Vorträge und Bewirtung zeigte der Oberintendant der königlichen Kunstsammlungen, Dr. John Böttiger, den Chorknaben das Schloß. Zuletzt führte er sie vor einen kostbaren, schönen Wandteppich (Gobelin) und erzählte ihnen, wie er diesen vor Jahren gefunden habe. In Stücke zerschnitten, die an verschiedenen Orten umherlagen, beschmutzt, verstaubt, abgetreten, zerschlissen. Mit vieler Mühe gelang es ihm, alle Stücke wieder zu vereinigen; sie wurden gewaschen, ausgebessert, neu zusammengesetzt. Nun ist der alte Wandteppich ebenso schön und haltbarer wie früher. „Seht," schloß Dr. Böttiger, „das ist Deutschland! Wie mit dem Teppich, so wird es auch mit Deutschland gehen." Nicht bloß den Berliner Knaben, auch anderen Deutschen mag dies Gleichnis des treuen Deutschenfreundes eine Herzstärkung sein.

Sophie Charlotte von Sell





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Perioden im Völkerleben

Im Maiheft vom „Türmer" 1922 veröffentlichte ich einen Artikel über „Periodizität im Menschenleben", in dem ich nach eigenen Erfahrungen darlegte, daß sich das Leben in Perioden abwickelt, die sich nach dem Tetragramm der Lebenszahl (bei mir 9) bestimmen lassen. Zahlreiche Zuschriften bewiesen das Interesse, das diese Sache erregt hatte; manche sagten mir von ähnlichen Erfahrungen. Es schien mir der Mühe wert, die Sache weiter zu verfolgen, und dabei lernte ich einige Literatur kennen, derzufolge solche Perioden auch im Völkerleben zu beobachten sein sollen. Inzwischen hat der „Türmer" (Septemberheft) den Einfluß der Sonnenflecken in ähnlichem Sinne beleuchtet.

Das Hauptwerk in dieser Richtung ist R. Mewes, „Kriegs- und Geistesperioden im Völkerleben und die Verkündigung des nächsten Weltkrieges" (M. Altmann, Leipzig. 3. und 4. Auflage. 1923. 672 S.). Die 1. Auflage des Buches ist 1896 als kleine Broschüre erschienen, die 2. während des Kriegs. Das Buch ist zunächst deshalb interessant, weil es fast zwanzig Jahre vor Ausbruch des Weltkrieges diesen, als zwischen 1910 und 1920 erfolgend, tatsächlich vorhersagte; da es auf Grund einer wohldurchdachten Theorie geschah, so möchte letztere denn doch wohl einiger Beachtung wert sein. Die vorliegende 3. und 4. Auflage ist unförmig angewachsen; das ist in vieler Hinsicht zu bedauern. Sie enthält nämlich außer der unveränderten Wiedergabe der 1. Auflage vieles, was nicht zur Sache gehört, so z. B. die Erörterung über die Relativitätstheorie, bei der Mewes für sich die Priorität beansprucht. Auch sonst stellt er sich selbst und seine Schriften zu sehr in den Vordergrund. Der ganze letzte Teil ist eine Ehrenrettung Wilhelms II., den der Verfasser glühend verehrt. Da sagt er manches Beachtenswerte, und er hat gewiß recht, daß der Kaiser vielfach ungerecht behandelt wird, selbst im Falle Bismarck; aber die Sache hat doch zum Thema nur einen losen Zusammenhang.

Mewes glaubt die Entdeckung gemacht zu haben, daß die Weltgeschichte sich in Perioden von 111,3 Jahren vollzieht. Jede Hauptperiode weist dann wieder zwei Kriegsperioden und zwei Perioden der Wissenschaft und Kunst von je 27,8 Jahren auf. Der Verfasser führt dies in einer Geschichtstabelle von 2400 v. Chr. bis 2100 n. Chr. aus. Um dem Leser davon ein Bild zu machen, seien die 35. bis 40. Hauptperiode angeführt mit ihren Unterperioden:

35. a) 1403—1431: Kriege zwischen England und Frankreich, Hussitenkriege.
    b) 1431—1459: Renaissance, Brunelleschi, Buchdruckerkunst.
    c) 1459—1487: Kämpfe im Orient.
    d) 1487—1520: Zeitalter der Entdeckungen, Reformation, Kunst: Bramante, Raffael, Tizian, Dürer usw.

36. a) 1520—1544: Kriege zwischen Deutschland und Frankreich.
    b) 1544—1576: Religiöse Erneuerung; Michelangelo, Moschee in Adrianopel.

c) 1576—1598: Hugenottenkriege, Kriege zwischen Spanien und England, Niederlande.
d) 1598—1625: Kunst und Wissenschaft, Bacon, Shakespeare, Rubens.

37. a) 1625—1650: Dreißigjähriger Krieg.
b) 1650—1682: Spinoza, Rembrandt, Locke, Hobbes, Zeitalter Ludwigs XIV.
c) 1682—1710: Die beiden Erbfolgekriege; Türkenkriege.
d) 1710—1737: Wissenschaft.

38. a) 1737—1765: Friedrich der Große, die Schlesischen Kriege usw.
b) 1765—1793: Zweite Blüteperiode unserer Literatur usw.
c) 1793—1821: Kriege Napoleons.
d) 1821—1848: Kunst und Wissenschaft; Schopenhauer, R. Mayer.

39. a) 1848—1876: Die deutschen Kriege usw.
b) 1876—1904: Blüteperiode der Kunst und Wissenschaft.
c) 1904—1932: Weltkrieg.
d) 1932—1960: Friede, innere Entwicklung usw.

Wenn man dies liest, so wird man zunächst in der Tat verblüfft sein. Aber man muß sich doch von vornherein fragen: vom Standpunkt welches Volkes aus ist diese Tabelle anzusehen? Vom deutschen aus erscheint sie im ganzen richtig; aber für ein anderes Volk stimmt es doch nicht so; denn die Ereignisse in der Menschheitsgeschichte laufen nicht überall parallel, und es herrscht doch vielfach auf einem Gebiet der Erde eine Kriegsperiode, während auf einem anderen Friedenszeit ist. Dies dürfte aber, wie wir weiterhin sehen werden, nach der Mewesschen Theorie nicht der Fall sein. Wir wollen auch nicht mit dem Verfasser rechten, wenn die Perioden, wie er sie aufstellt, nicht ganz genau stimmen; aber manchmal gehen solche Unstimmigkeiten doch zu weit. So sollte man meinen, daß eine in das Völkerleben von ganz Europa so tief einschneidende Zeit, wie die der großen Französischen Revolution, durchaus in eine Kriegsperiode fallen müßte. Im Schema von Mewes beginnt letztere aber erst 1793. Ebenso ist doch die Reformation eine so tiefgehende Friedensarbeit, daß daneben die Kriege wenig bedeuten, trotzdem bezeichnet Mewes 1520—1544 als Kriegsperiode.

Andererseits kann man aber auch nicht umhin zuzugeben, daß die Perioden des 19. Jahrhunderts viel für sich haben. Und nun ist es wichtig, daß Mewes in der Tat bereits 1896 den Weltkrieg vorausgesagt hat. Man habe, sagt er S. 39, in der Zeit von 1904 bis 1932 einen Weltkrieg zu erwarten, der weitere Dimensionen als die Kriege 1848—1876 annehmen werde, ähnlich den Kriegen Napoleons. „Der Höhepunkt dieses Kampfes der Nationen Europas, in den auch die mongolische Rasse Asiens nach einer gewissen Periodizität eingreifen dürfte, fällt etwa in die Zeit um 1910—1920, so daß das berühmte Wort des Generalfeldmarschalls von Moltke, daß wir 50 Jahre lang mit dem Schwerte in der Hand die errungenen Erfolge verteidigen müßten, einst dahin abgeändert werden dürfte, daß wir nach Ablauf von 50 Jahren gezwungen werden, dieselben wieder mit dem Schwerte in noch blutigerem Ringen zu schützen." Dies traf voll und ganz ein.

Mewes ließ sich 1896 klugerweise nicht darauf ein, Einzelheiten zu prophezeien; aber er sagte (S. 41): „Der nächste Weltkrieg wird als Rassenkrieg zwischen Slawen und Germanen und deren Bundesgenossen alle früheren an Umfang, Größe und Erbitterung übertreffen; das Feldgeschrei wird sein: Hie Germane, hie Slawe!" — Auch dies traf ein; denn ohne den Gegensatz zwischen diesen beiden hätte Frankreich niemals versucht, „Revanche" zu nehmen.

Die Bedeutung der Schrift von Mewes liegt aber gar nicht etwa in der Voraussagung des Weltkriegs, sondern darin, daß er die von ihm behauptete Periodizität im Völkerleben nun auch durch eine ausgearbeitete Theorie ursächlich zu erklären sucht. Dies bleibt ein Verdienst, auch wenn die Theorie falsch sein sollte, und es erscheint töricht, ihn mit einer vornehmen Geste abzutun, wie dies ja leider von der „offiziellen Wissenschaft" so oft geschieht. Diese Theorie hat zum mindesten dieselbe Berechtigung und verdient dieselbe Beachtung, wie die von Spengler,

von der jedermann spricht, wozu freilich nicht wenig die glänzende und klare Diktion des letzteren beiträgt, die Mewes abgeht, bei dem man manches Unnötige mit in Kauf nehmen muß.

Die Theorie von Mewes ist nun folgende. Es hat sich herausgestellt, daß im Planetensystem eine Periodizität herrscht, welche der des Völkerlebens entspricht: alle 111 Jahre findet zweimal, also alle $55\frac{1}{2}$ Jahre, ein Sonnenflecken-Maximum statt; parallel läuft die tägliche Variation der Magnetnadel, eine Veränderlichkeit der Intensität des Erdmagnetismus und der Deklination, die Mächtigkeit der Lichtentwicklung, der Sonnenfackeln und der Nordlichter. Diese Erscheinungen zeigen kleine Perioden von etwa 11 und größere von etwa $55\frac{1}{2}$ Jahren. — Nun wiederholen sich auch die Wasser- und Wettererscheinungen in Perioden von 110 bis 112 Jahren, die in 4 Unterperioden von etwa 28 Jahren zerfallen: eine Maximalzeit (des Wassers) 1. Klasse, eine Minimalzeit 1. Klasse, eine Maximalzeit 2. Klasse und eine Minimalzeit 2. Klasse. In den Maximalzeiten finden größte Überschwemmungen, in den Minimalzeiten niedrigster Wasserstand von längster Dauer statt. So war 1790—1792 eine große Maximalzeit, 1792—1826 eine große Minimalzeit, 1826—1854 eine kleinere Maximalzeit und 1854—1876 eine kleinere Minimalzeit. Die Maximalzeiten haben feuchteres, die Minimalzeiten trockeneres Wetter, natürlich alles im Durchschnitt gemeint. Dem entsprechen endlich gute und schlechte Ernten.

Schon Brückner hat auf einen Zusammenhang der letztgenannten Perioden mit denen der Sonnenflecken hingewiesen. Tatsächlich entsprechen die Sonnenflecken-Maxima den Wasserstands-Maxima usw. Der Zusammenhang ist nicht schwer einzusehen: nach Langleys und Crovas Messungen ergibt das Flecken-Maximum eine stärkere Sonnenstrahlung, die vor allem auf das Weltmeer einwirkt; es entstehen feuchte, wasserreiche Perioden, milde Winter und kühle Sommer, daher schlechte Weinjahre; in den wasserarmen Zwischenzeiten sind die Winter kalt und die Sommer heiß, daher gute Weinjahre. Natürlich wird auch dem der Grundwasserstand entsprechen. Nun hat Latham gezeigt, daß damit wieder Epidemien usw. zusammenhängen: gewisse Krankheiten (Typhus, Pocken usw.) treten in dürren Zeiten mit niedrigem Grundwasserstand auf, hängen also mittelbar auch wieder von den Sonnenflecken ab. An allen diesen Zusammenhängen ist kaum zu zweifeln. Es scheint übrigens Mewes entgangen zu sein, daß bereits J. Herschel eine Beziehung zwischen den Sonnenflecken einerseits, den Hungersnöten Indiens und den Kornpreisen andererseits mutmaßte.

In dem zweiten Teil des Werkes geht Mewes noch auf weitere Einzelheiten ein: die Ernteschwankungen; Jahresringe der Bäume, die auch etwa 11jährige Perioden erkennen lassen; Kreislauf des Stoffes; Beziehung der Ätherwellen zum Klima und daher auch zum Leben; Pendulationstheorie von Simroth und Kreichgauer, nach der die Erdachse periodische, das Klima beeinflussende Bewegungen macht; die Perioden der Epidemien (Pest); Zusammenhang zwischen Massenanziehung, Licht, Wärme und Elektrizität usw. Wir können hier darauf nicht näher eingehen; in manchem (z. B. der Kohlenstoff-Assimilation) weicht Mewes stark von der herrschenden Ansicht ab, ohne einen zureichenden Beweis dafür zu liefern. Sein Ergebnis ist (S. 172): „Die Bewegungen der Körper des Sonnensystems, der Sonne, der Planeten, ihrer Monde, der Meteoritenschwärme und der Kometen, beeinflussen infolge der allgemeinen Massenanziehung, sowie der von ihnen ausgehenden ätherischen Schwingungen, des Lichts, der Wärme, der Elektrizität, der unsichtbaren Strahlen und der Wirbel sich wechselseitig und bedingen dadurch Veränderungen ihrer Oberflächen, der meteorologischen Erscheinungen und der organischen Lebensvorgänge. Die Periodizität dieser Bewegungen hat einen gleichen Rhythmus der dadurch bedingten Wirkungen zur Folge." So sucht Mewes denn also eine einheitliche Erklärung für die Himmelserscheinungen nicht nur, sondern auch, über die klimatischen Verhältnisse der Erde hin, für die Schicksale der Menschheit.

Man kann dieser Theorie nicht die Anerkennung versagen, daß sie etwas Bestechendes hat und mit Folgerichtigkeit durchgeführt ist. Aber sie leidet, wie die meisten derartigen Theorien, an einer gewissen Einseitigkeit und legt zu großes Gewicht auf den Grundgedanken. Ich glaube, daß



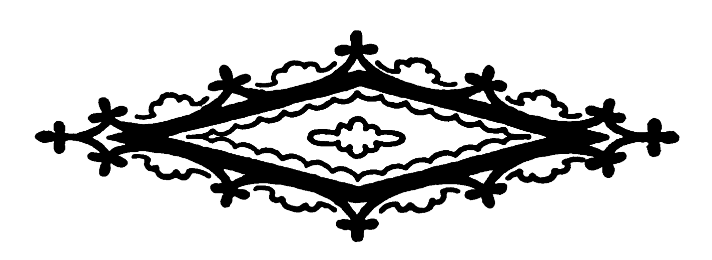
der Gedanke der Periodizität alles Geschehens richtig ist, ebenso wie der andere, daß alle Geschehnisse der Welt in harmonischer Wechselbeziehung stehen. Es mag daher auch eine Beziehung bestehen zwischen den Sonnenflecken und all den anderen von Mewes herangezogenen Erscheinungen, letztlich auch den Menschenschicksalen. Eine andere Frage aber ist, ob diese Beziehung, wie Mewes will, eine ursächliche ist. Ich glaube nicht, daß ihre Bedeutung über die eines auslösenden oder bedingenden Faktors im Ursachennetz hinausgeht. Die Ursachen liegen tiefer: in der sittlichen Weltordnung, in der göttlichen Vorsehung. Ich glaube zwar, daß Mewes dagegen nicht gerade etwas einzuwenden haben wird; aber sein Buch macht den Eindruck, daß er Mechanist und Fatalist ist; ja, letzteres gibt er an einer Stelle sogar zu. Seine Theorie birgt diese große Gefahr in sich. Das kann aber nicht die Wahrheit sein. Auch wenn die Theorie von Mewes richtig wäre, müßte eine befriedigende Synthese derselben mit dem Vorsehungsglauben und der Freiheit des Willens erstrebt werden.

Zunächst aber ist der Beweis für die Richtigkeit noch nicht erbracht, obwohl einiges für sie spricht. Was die Sonnenfleckenperioden anbelangt, so sind dieselben noch keineswegs bezüglich ihrer Dauer so sichergestellt, wie es Mewes angibt. R. Wolf hat allerdings die Hauptperioden auf 55½ Jahre berechnet, Lockyer aber nur auf 35 und Schuster auf 33,3 Jahre. Es wird wohl noch einige Zeit vergehen, bis man darüber Sicheres weiß. Die kleinen Perioden aber sind sehr schwankend, 11 ist nur eine Durchschnittszahl, sie können 7—17 Jahre betragen. Das mag sich dann ja aber bei den großen Perioden wieder in etwas ausgleichen. Jedenfalls aber bleiben beim Vergleich der Sonnenfleckenperioden mit denen des Völkerlebens doch mancherlei Unstimmigkeiten, die nur dann nichts gelten, wenn man meint, daß es auf Genauigkeit dabei nicht so sehr ankomme. Damit aber würde das ganze Prinzip durchlöchert.

Ein anderes schweres Bedenken fällt mit dem zusammen, das wir oben bereits anführten. Die etwaige Wirkung der Sonnenflecken-Maxima auf die Erde müßte trotz deren verschiedenartiger Konfiguration im ganzen eine gleichartige oder doch ähnliche sein; d. h. Trocken- und Feuchtigkeitsperioden müßten sich über die ganze Erde gleichzeitig erstrecken, dann aber auch, falls sie die Ursache für die Periodizität des Völkerlebens sind, gleichzeitig Kriegs- und Friedensperioden erzeugen, was genau sicherlich nicht der Fall ist. Auch hier dürften bei einem Prinzip, das so grundlegend wichtig sein soll, solche Unstimmigkeiten nicht vorkommen.

Alles in allem: die Theorie von Mewes ist interessant und der Beachtung wert; aber eine endgültige Entscheidung über ihren Wert oder Unwert ist heute noch nicht möglich.

Prof. D. Dr. Dennert, Godesberg a. Rh.





Byrons Persönlichkeit

(† 19. April 1824)

Als Byron die Stimme erhob, ahnten die Londoner so wenig, welch ein Kolossus sie mit seinem Schatten bedecke, daß man „Lara" in einem Band mit einem Nippsächelchen von Rogers veröffentlichte! Bald aber spürte man, daß nach seinem Löwen-Gebrüll jeder andere Stil zahm und wässerig sei. Warum? Weil hier nur Selbstgeschautes Bilder prägte. „Der Wind geht hoch an Helles Flut wie in der Nacht der Sturmgewässer" eröffnet uns eine andere Nacht- und Meerstimmung, wo nicht Leander, sondern dieser Dichter selbst von Sestos nach Abydos schwamm. Wer sich mit dem schrecklichen Ali Pascha anfreundete, kannte sich in Blut und Brand gut aus; wer einen Adler im Ambracischen Golf herunterschoß, findet den Lokalton fürs Schlachtfeld von Aktium: „Am wolkenlosen Äther hin voll blinkt der Mond im Silberflor, wo um Ägyptens Königin ihr Buhle eine Welt verlor." Die rasende Schnelle und Wucht wilder Melodik fördert so viele Rubinen, blutrot wie Lebenssaft, aus düsterm Schacht hervor, daß einige falsche Steine und Glasperlen im funkelnden Geschmeide nicht stören. Sind doch Antithesen und Metaphern nur von unechten Perlenschnüren des Klassizismus vererbt, nicht ihm selber gehörig; bei ihm scheint die glühendste Pracht hinstürmender Leidenschaft nur die natürliche Redeweise höchstgesteigerter dionysischer Empfindung. Selbst Laras einsamer, düstrer Tod war sozusagen prophetisch selbsterlebt: denn starb Byron nicht selber so als Häuptling wilder Männer in wüster Fremde für der Freiheit Sache? Sein eigener Manfred, Kain, Lucifer, Don Juan!

An diesem Menschen ist alles einzig, wie seine Engelsschönheit mit dem Klumpfuß: Apollo als Krüppel! Da man sich allmählich schämte, abgestandene Moralinsäure zu verzapfen und ihm seine Liebschaften nachzurechnen, die noch lange keine Leporelloliste ergaben, so verfiel man auf die andere Methode, ihn als „erhabenen Gecken", „Prahler seiner Laster", citeln Fatzke mit kleinlichen Zügen auszustatten, wobei enttäuschte Schmarotzer dem bis zum Krankhaften Großmütigen sogar Schmutzerei in Geldsachen anhefteten! Diese Nörgeleien wären nichtswürdig, wenn sie nicht so albern wären. Alle Zeugen wider Byron verdienen, unter die Lupe genommen, Hinauswurf aus dem biographischen Gerichtssaal. Seine Freunde bewahrten ihm Anhänglichkeit auch nach dem Tode. Walter Scott will in Abbotsford Byrons Spirit vor sich gesehen haben, Moore schildert ihn als den liebenswürdigsten Sterblichen, Konsul Hoppner, der seine geheime Wohltätigkeit kannte, urteilt bündig: „Niemand liebte je so sehr seine Nebenmenschen"; Hobhouse erhob sich im Parlament: „Mein Freund hatte Fehler, doch seine Tugenden waren alle vom höchsten Range." Der amerikanische Gelehrte Ticknor erzählt, unter allen Briten sei ihm Byron als der Gutherzigste erschienen. Der ihm abholde Galt bestätigt seine Tapferkeit in jeder Lebenslage; Oberst Stanhope erklärte ihn für das Ideal eines Ritters; Millinger berichtet: „Man mußte sich gewaltsam erinnern, wen man vor sich hatte", so zutraulich freundlich gab er sich ohne jede Spur von Dünkel.

Nur zwei Zeugnisse widersprechen. Lady Blessington, die sonst sein gutes Herz nicht genug rühmen kann, bedauert den Adels-Tic eines so großen Mannes, weil der Lord die Gedicht-

widmung eines jungen Anfängers, „Georg Brown seinem Georg Byron“, wohlwollend aufnahm, doch bemerkte: „Er konnte mir meinen Titel geben.“ Die naive Dame merkt nicht, daß der Große etwas ganz anderes sagen wollte, was er aus gesellschaftlichem Takt unterließ: nicht seinen Titel, sondern das Pathos der Distanz wollte er gewahrt wissen. Ferner versichert Stendhal, Byron habe die großartigsten Gespräche geführt (Shelley sagt: Byrons Unterhaltung sei überwältigend wie eine Berauschung gewesen); dann sei er plötzlich zum Engländer und Lord herabgesunken. Stendhal haben wir im Verdacht, daß Byron ihm ungezwungen entgegenkam, doch seine hyperkritische Beobachtung gewahr wurde und sich daher vornehm zurückzog. „C'est du génie mal logé“? Hier steckt wohl mehr der Beurteiler in schlechter Haut. Von Stendhal aber haben wir den geistvollsten Tribut vor Byrons Schönheit: „Immer wenn ich das Wort Genie höre, taucht dieser sublime Kopf vor mir empor.“ Diese Schönheit wird noch heute jeden faszinieren, der in Mr. Murrays Drawing Room das beste Bildnis von Philipps (wenig stimmend zur strengen Büste Thorwaldsens) anstaunte; doch übersetze man obigen Ausruf auf den ganzen Byron: Beim Begriff Genie taucht er vor uns auf. Leonardos und Goethes oder Napoleons und Friedrichs des Großen Gesichtsausdruck wirkt majestätisch; doch in Byrons Wesen steckt etwas Absonderliches, was Nietzsche als „Übermenschen“ suchte.

Raffael, Mozart, Alexander der Große starben in gleich frühem Alter, gleichfalls Wunderkinder der Schaffenslust; und wie jener Grieche mehr als Cäsar und Hannibal im Gedächtnis der Nachwelt als deutlichste Verkörperung des Genialischen fortlebt, so erschien auch Byron den Zeitgenossen als beflügelter Götterbote. Er ist dahin und schon so vergessen, daß die „Saturday Review“ den Aufruf 1877, dem „illustrious Poet“ endlich ein Denkmal zu errichten, mit Recht eine Insulte nannte und „Punch“ boshaft persiflierte: „Sprecht mir nicht von eurem unmoralischen (immoral) Byron!“ — „Unsterblichen (immortal)!“ — „Das ist ganz das gleiche!“

Das falsche Pathos der Literaturgeschichte malt Dichters Erdenwallen meist irrig. „Die fragwürdigen Weimarer Literaten von zweifelhaftem Lebenswandel“ erwehrten sich bei Lebzeiten kaum der überragenden Größe Kotzebues; Herrn Staatsminister von Goethe bezichtigte man des Neides auf Schmierer, die „schmierten wie man Stiefel schmiert“. Historisch ist nur ein Dichter von so vornehmen Verhältnissen bekannt, der solchen Weltruhm genoß. War alles ein Irrtum? Waren nicht Dryden, Pope, Richardson, Voltaire, Diderot, die niemand mehr liest, auch weltberühmt, ja selbst Kotzebue, dessen „Pizzaro“ sogar die englische Bühne damals beherrschte? Wo sind heute Baron Fouqué und Hofrat Clauren, Deutschlands Lieblinge? Wer kennt heute Houwald und Müllner, während die „verkannten“ Kleist, Grabbe, Grillparzer, Hebbel noch heute leben? Wo sind die Berühmten von Gutzkow bis Ebers —?

So grausam arbeitet die Zeit. Aber der uralte Homer, Nibelungenlied, Tristan und Isolde, Don Quichote, Dante? War Byron, dessen „Prophezeiung Dantes“ und „Klage Tassos“ so tiefe Pietät für vergangene Dichtung bekundeten, nur „vom Stoff, der aus Träumen gemacht“, ein Wahnbild? Nein und aber nein! Mögen die Vielzuvielen über diesen aristokratischen Höhendichter zur Tagesordnung übergehen, der Tag der Menschheit wird seiner gedenken, so lange Höhenmenschen atmen. „Er nahm zu Freunden sich die hohen Berge, verkehrend mit des Weltalls schneller Seele, aus einsam stiller Sternenlieblichkeit lernt' er die Sprache einer andern Welt und Stimmen aus dem Abgrund ihm enthüllten ein Wunder und Geheimnis. Sei es so!“ So endet die Pantomime „Der Traum“. Ja, sei es so! Er ging dahin wie ein Traum, selbst ein Wunder und Geheimnis.

Wenn ihn Lamartine espritvoll „Ossian der Hyperkultur“ taufte, so mangeln ihm gerade jene Eigenschaften, die törichte Unkunde ihm zuschob: Sentimentalität und Blasiertheit eines Sybariten. Seinem leidvollen Leben blieb nicht einmal drückende Geldverlegenheit erspart, gesteigert durch grenzenlos freigebigen Edelmut gegen andere; und das ist der einzige Weltschmerz der Nahrungssorgen, den ja auch die Diktatur des Proletariats anerkennt! Freilich schwor er nicht wie Shelley auf jedes demokratische Dogma: „Vom Pöbel wie von Königen sollt ihr frei werden,

so von euch als mir." Jedenfalls trug er durchaus den Stempel des Edelmenschlichen, trotz einiger „Schlacken, aus denen sich auch der Beste herausarbeiten muß", wie Goethes Nekrolog betont. Seine Bitterkeit in einem ungedruckt gebliebenen Antwortbrief auf eine Journaillehetze: „Wäre ich je selbstisch oder auch nur weltklug gewesen, hätte sich der Abgrund nicht vor mir aufgetan", hatte einen tiefen tragischen Sinn, den auch seines eigenen Enkels Klatschbuch „Astarte" nicht umstößt. Wenn kein Held es ist für seinen Kammerdiener, und eine kleine Zeit einen Großen nicht versteht: bei wem die Schuld? Je höher der Adler fliegt, desto winziger als bloßer Punkt erscheint er schwachen Augen.

Wir schließen mit unserer Übersetzung von Byrons letzten Versen in Missolunghi:

„Die Glut, die mir am Busen zehrt,
Wie ein vulkanisch Eiland flammt!
Ein Scheiterhaufen ist's, kein Herd,
Woher sie stammt.

Schwert und Panier und Schlachtgefild
Und Hellas mir im Angesicht!
Der Sparter, tot auf seinem Schild,
War freier nicht.

Beklagst du deinen Lenz, wohlan,
Was leben noch?! Hier ist Gewinn
Des Ehrentodes, gib als Mann
Den Odem hin!

Was ungesucht der Feige fand,
Ein Kriegergrab den Tapfern frommt.
Schau kühn ins Land, nimm deinen Stand!
Die Ruhe kommt."

Karl Bleibtreu



Richard Wagners Autobiographie

Wohl ist der Streit um die Zulassung von Richard Wagners Musikdramen, wie er jahrzehntelang mit seltener Erbitterung ausgefochten worden, seit längerer Zeit beendet durch ihre unwiderrufliche Aufnahme in den Spielplan sämtlicher deutschen Bühnen wie aller größeren des Auslands. Allein nur höchst oberflächliche Beurteilung könnte sich darüber täuschen, daß „Die Wagnerfrage", wie Joachim Raff 1854 sein Buch benannte, nunmehr wirklich aufgehört habe. Wagner selber hat 1852 in dem Vorwort zur Buchausgabe seiner drei ersten „Operndichtungen", der „Mitteilung an meine Freunde", erklärt, ihn und sein Wollen könnte nur jener voll verstehen, der „mich so und nicht anders sehe, wie ich wirklich bin, und in meinen künstlerischen Mitteilungen genau eben nur das als wesentlich erkenne, was meiner Absicht und meinem Darstellungsvermögen gemäß in ihnen von mir kundgegeben wurde". Um ihn als Künstler zu lieben, müßte man ihm auch als Menschen Sympathie entgegenbringen. In Übereinstimmung mit Schiller, Goethe, Hebbel wendet auch er sich aufs schärfste gegen die leider so beliebte, törichte Absonderung des Künstlers vom Menschen. Kunst und Leben eines Schaffenden gehörten zusammen wie Seele und Leib. Aus diesem Gefühle, dieser Erkenntnis heraus hat denn Wagner von seiner 1842 auf Anregung Heinrich Laubes

veröffentlichten „Autobiographischen Skizze“ an bis zum Berichte über die Schicksale seiner ersten Symphonie, einige Tage vor seinem Tode, immer aufs neue über sich und seine künstlerischen Ziele aufzuklären gesucht. Aber es ist eine leidige Tatsache, daß man auch heute noch auf Schritt und Tritt Menschen antrifft, zu denen, so wohlunterrichtet sie sonst sind, vom Vorhandensein Wagnerscher Prosaschriften, die doch seit langem nicht bloß in deutschen, sondern auch in französischen und englischen Gesamtausgaben vorliegen, kaum eine dunkle Kunde gedrungen ist. Die so gerne und wirkungsvoll geübte Kunst des Totschweigens ist gerade dem Verfasser der Streitschrift „Das Judentum in der Musik“ gegenüber mit besonders hartnäckiger Virtuosität und erstaunlichem Erfolge gehandhabt worden.

Unter diesen Umständen ist es doppelt erfreulich, wenn ein bedeutsamer Versuch unternommen wird, einer Schrift des Meisters, die unstreitig in die Reihe der großen „Documents humains“ gehört, nun weitere Verbreitung zu verschaffen. Der als Sammler von Wagners Briefregesten (1905) und durch Veröffentlichung des Briefwechsels mit seinen Verlegern Schott und Breitkopf in der Wagnerliteratur genugsam bekannte Berliner Bibliothekar W. Altmann hat 1923 im Verlage des Bibliographischen Instituts zu Leipzig Wagners eigene Lebensschilderung in zwei schmucken Oktavbänden (X, 1072 S.) „kritisch durchgesehen, eingeleitet und erläutert“. Den „Anmerkungen des Herausgebers“ sind dabei 54 Seiten engsten Druckes eingeräumt.

Wenn schon im allgemeinen das Wesen von Autobiographien es mit sich bringt, daß durch Selbsttäuschung oder absichtlich die Darstellung nicht immer dem tatsächlichen Verlaufe der Dinge völlig entspricht, und wenn, wie Gustav von Loepers berühmter, vorbildlicher Kommentar zu Goethes „Dichtung und Wahrheit“ gelehrt hat, durch vergleichende Heranziehung weiterer Quellen der geschichtliche und kulturgeschichtliche psychologische Gehalt der „Konfessionen“ noch stark gesteigert werden kann, so macht die Eigenart der Wagnerschen Selbstbekenntnisse berichtigende Erläuterungen besonders erforderlich. Mit vollem Rechte betont indessen Altmann, daß Wagners „sehr subjektive Auffassung der Personen und Umstände“ dem Gesamtwerte des Werkes, in dem seine Persönlichkeit aufs greifbarste vor uns auflebt, kaum ernstlich Abbruch tue. „Mein Leben“ ziehe mit der „meist wundervoll gelungenen, überaus plastischen Art seiner Charakterisierung der vielen Personen“ als eines der wertvollsten und interessantesten, auch viel Neues bringenden Memoirenwerke höchst genußreich uns in seinen Bann. Altmanns Anmerkungen kann man nur als den ersten Ansatz zu einem höchst wünschenswerten Kommentar begrüßen; gar vieles bedürfte noch der Erläuterung und Berichtigung, und noch mehr vermißt man in der „Einleitung des Herausgebers“ näheres kritisches Eingehen auf die Entstehungsgeschichte, sowie eine noch immer fehlende Aufklärung über des Meisters Anteil an dem 1879 in der „North American Review“ unter seinem Namen erschienenen (von Frau Kosima verfaßten?) „Lebensbericht“ („The work and mission of my life“). Hat Wagner wirklich mit dem großen Ereignisse seiner ans Wunderbare streifenden Rettung durch König Ludwig II. von Bayern seine Aufzeichnungen abgebrochen oder harren noch ein fünfter und sechster Teil in Wahnfrieds Archiv künftiger Auferstehung? Es fehlen in der 1911 erfolgten Veröffentlichung wie in dem Drucke als Band 13—16 der „Sämtlichen Schriften und Dichtungen“ (1916) Szenen, von denen wir Kunde haben durch solche, welche Wagners Vorlesungen aus seiner Autobiographie beigewohnt haben. Es muß also eine Überarbeitung stattgefunden haben, ehe die drei ersten Teile zwischen 17. Juni 1870 und 29. Juni 1874 bei dem als Freimaurer besonders vertrauenswerten G. Bonfantini in Basel in etwa 20 Exemplaren gedruckt wurden. Nietzsche besorgte das Lesen der Korrekturen. Die einzelnen Abschnitte, welche Wagner als selbständige Aufsätze in die Sammlung seiner „Schriften“ aufnahm, hat Altmann vermerkt. Die Engländerin Frau Mary Burrel wußte aber, ungeachtet aller Vorsicht, durch Bestechung in der Druckerei sich Aushängebogen zu verschaffen, aus denen sie in ihrem gestochenen Prachtwerke „Wagner. His Life and Works from 1813 to 1834“ Mitteilungen machte. Die Freundlichkeit ihrer Erben gewährte mir Benutzung eines der seltenen Exemplare und ermöglichte mir dadurch, 1907 im ersten Teile meiner



dreibändigen Wagnerbiographie (Berlin, Ernst Hofmann & Co.: Geisteshelden [Führende Geister], Bd. 55 f.) die früheste Kunde von Wagners Jugendtragödie „Leubald" zu geben und das Vorwort der Autobiographie zum ersten Male deutschen Lesern zugänglich zu machen, was Altmann in einer „kritischen" Ausgabe eigentlich nicht hätte verschweigen dürfen.

Wagner brauchte, als er in Erfüllung der Wünsche seines königlichen Gönners und Freundes in München Frau Kosima von Bülow „Mein Leben" zu diktieren begann, nicht bloß auf sein Gedächtnis sich zu verlassen, denn bereits im August 1835 hatte der jugendliche Magdeburger Kapellmeister in eine große rote Brieftasche Aufzeichnungen für eine künftige Lebensbeschreibung eingetragen. Ein Blatt aus den seitdem geführten und öfters erwähnten „Tagebüchern" ist aus der Pariser Notzeit bekanntgeworden, und vielleicht wird man künftig einmal auch bei Wagner, wie stellenweise bei Goethe, Tagebücher und ausgeführte Teile der Autobiographie miteinander vergleichen können. Das den Briefen an Mathilde Wesendonck beigefügte Tagebuch aus Venedig wie die Briefe selbst bezeugen unwiderleglich, daß Wagner aus Rücksicht auf die geliebte opferbereite Frau, welcher wir die Niederschrift verdanken, die doch so innigen und aus seinem Leben nicht wegzudenkenden Beziehungen zu der edlen Züricher Seelenfreundin absichtlich verschleierte. Da die Niederschrift gerade in die Jahre der vorübergehenden Entfremdung von Franz Liszt fiel, so finden auch die Verdienste des selbstlosesten und hingebendsten der Freunde in „Mein Leben" nicht die verdiente Würdigung. Diese und manche andere Umgruppierung der Autobiographie hat deren kritischer Herausgeber richtigzustellen, aber er darf sich dadurch nicht zu Verdächtigungen fortreißen lassen, wie Altmann (Nr. 299) eine gegen die Echtheit von Wagners vaterländischer Gesinnung vorbringt unter Mißdeutung einer offenbar humoristisch gemeinten brieflichen Äußerung. Hans Belarts Schrift über Wagners Verhältnis zur Familie Wille wimmelt derart von Entstellungen, daß Altmann besser getan hätte, sich auf einen solch bedenklichen Gewährsmann nicht zu berufen (Nr. 12). Von Wolzogens beiden Vornamen kann wohl Paul fehlen, aber nicht Hans; bei Erwähnung Hoffmanns wäre die Nennung der „Undine" wichtiger gewesen als die anderer seiner Tonstücke. Daß Wagners Vorwürfe gegen die von Meyerbeer in bedenklichster Ausdehnung geübte Reklame- und Unterdrückungskunst gar wohl begründet sind, ist auch ganz neuerdings durch den 3. Band von Heines Briefwechsel bestätigt worden.

Allein die Einschätzung von Wagners großem Lebensbericht hängt, wie ja auch Altmann betont, wirklich nicht davon ab, wieviel oder wenig an seinen Behauptungen richtigzustellen ist. Alle gebildeten Deutschen dürften heute, wo Rousseaus einstens allverbreitete „Confessions" nicht mehr zahlreiche Leser finden, den höchsten Maßstab für eine Autobiographie aus „Dichtung und Wahrheit" entnehmen. Nun hat auch Wagner es recht gut verstanden, nach Goethes Vorgang Werden und Wollen des Einzelnen auf dem Hintergrunde der anschaulich vorgeführten allgemeinen Kulturverhältnisse und mit geschichtlichem Sinne in der Abhängigkeit des Individuums vom Allgemeinen vorzuführen. In „Mein Leben" dagegen tritt als Leitmotiv der eigentlich tragische Grundzug und innere Zwang seines ganzen Erdenwallens hervor. Er erzählt, daß der ihm eng befreundete Züricher Staatsschreiber Sulzer oft ganz außer Fassung gebracht worden sei dadurch, daß Wagner „der künstlerischen Bedeutung des Menschen eine so ungemeine, weit über den Staatszweck hinausgehende Bedeutung zuerkannt wissen wollte". Der allgemeinen Auffassung, derzufolge „die Kunst nur in das Gebiet der Belustigung gehöre", galt der Kampf seines Lebens. Das war und ist die eigentliche Wagnerfrage, heute vielleicht mehr als je ungelöst und von erhöhter Wichtigkeit. Friedrich Lienhard hat in dem Gespräche seines „Spielmanns" und Gralsuchers mit Kaiser Wilhelm II. auf der Wartburg diese tiefe, tragische Lebensfrage der Kunst und Nation ganz im Sinne des Bayreuther Meisters behandelt (vgl. auch Paul Bülow, Das Kunstwerk R. Wagners in der Auffassung Fr. Lienhards, Stuttgart, Greiner & Pfeiffer 1920). Allein wie die Natur jedem Lebewesen auch Kampf- und Verteidigungsmittel verleiht, so war in Wagner mit der ihm besonderen eingebornen Aufgabe des Künstlers von Kindheit an auch jene fast beispiellose, etwa an einen Kolumbus gemahnende unbezwingliche

Energie vorhanden, die einzig es ihm ermöglichte, in Überwindung von Widerständen aller Art schließlich nach Jahrzehnten des Kampfes sein Ziel, die Aufführung des Nibelungenringes in einem eigenen Festspielhause, zu verwirklichen. Goethe würde dieses Leben und Streben Wagners als etwas durchaus Dämonisches bezeichnet haben. Unwiderstehlich mußte er, der stets nach idyllischer Ruhe und Zurückgezogenheit sich sehnte, im leidenschaftlichsten Kriege stehen, wie „Mein Leben" ihn vor allem für die Pariser Zeit und die Tannhäuser-Katastrophe in dramatischer Zuspitzung schildert. Auch alle Menschen, die dem Leidenschaftlichen nahekommen, sind ihm in letzter Reihe nur Mittel für den hohen Endzweck und werden eigentlich nur nach ihrer Tauglichkeit dafür gewertet. Wagner, der für alle Künste so tiefes Verständnis hatte, bringt es über sich, als er 1859 zum erstenmal und monatelang in Venedig weilte, kein Bild anzusehen, weil jeder Augenblick der Ausarbeitung von „Tristan und Isolde" gehörte. Nur eine Einseitigkeit, die man wohl heroisch nennen darf, ermöglichte es ihm, eine ungläubig feindselig widerstrebende Welt zuletzt doch zur Anerkennung seiner Kunstwerke zu zwingen. Welche Feindschaft ist ihm nicht nach der Berufung in die bayerische Hauptstadt von kirchlicher Seite entgegengebracht worden, die alle seine Werke als unsittlich verdammte! Heute liegt mir eine liebe- und verständnisvoll kommentierte Ausgabe der „Meistersinger" vor, für Schule, Haus und Privatstudium bearbeitet von der Schwester Scholastika, Direktorin der Ursulinerinnenschule in Saarbrücken (Münster i. Westf., Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung 1922. 142 S.).

Diesen erhabenen, oft tragisch anmutenden und doch zuletzt siegreichen Kampf eines ganzen Lebens, eine für diesen besonderen Zweck einzigartig organisierte Persönlichkeit führt uns nun „Mein Leben" in großartigster Unmittelbarkeit vor Augen, ein Buch, wie man es nach Goethes Ausspruch gar nicht kritisieren kann und darf, sondern das zum staunenden Vertiefen in ein Künstlerleben ohnegleichen dauernden Anlaß geben soll. Uns Deutschen traurigster Gegenwart aber soll es zugleich erhebend lehren, daß festem Manneswollen in begeistert stärkendem Bewußtsein, für seines Volkes höchste geistige Güter zu ringen, nichts unmöglich ist. „Deutsch sein," erklärt Richard Wagner, „heißt das Schöne und Edle nicht um des Vorteils, ja selbst nicht um des Ruhmes willen und der Anerkennung willen tun, sondern weil wir es für recht und gut erkennen." Und nur was in diesem Sinne gewirkt wurde, hat in der Vergangenheit zur Größe Deutschlands geleitet, wird in der Zukunft zu Deutschlands Rettung aufwärts führen.

Prof. Dr. Max Koch



Paul Ernsts „Kaiserbuch"

Endlich ist nun der erste Band des „Kaiserbuchs" erschienen, von vielen mit Spannung erwartet, aber lange nicht von so vielen, als das Werk es nach Anlage und Reinheit des Willens, der es schuf, verdient hätte. Und es steht leider auch nicht zu erwarten (um mit dem Verneinenden zu beginnen), daß des Dichters Absicht, ein Volksbuch in jedem Sinn zu schaffen, in Erfüllung gehen wird. Die Mehrzahl der Leser wird am Ungewohnten des Äußeren hängen bleiben und nicht bis zu den tiefen Schatzkammern der Dichtung dringen. Doch ist das nicht die Schuld eines Dichters, der seine Formen unbekümmert um Beifall und Ruhm unter dem Zwang innerster Notwendigkeit aus seiner eigenen Persönlichkeit und aus den Vorgängen unserer wirklichen Klassiker heraus gebildet hat. Es tut not, all denen, die das Buch mit Achselzucken weglegen wollen, das zu sagen.

Ein Dichter vom geistigen Rang Paul Ernsts (und wirkliche Dichter haben immer geistigen Rang, trotz Gerhart Hauptmann!) hat weder die Pflicht, noch auch nur die Möglichkeit, sich einem andersgearteten Zeitgeist anzupassen. Wir dagegen müssen versuchen, ihn zu verstehen und unser Weltbild an ihm zu bereichern.

Die Schwierigkeiten beginnen schon beim Äußerlichsten und Allgemeinsten. Die Kunstform des Epos findet heute nicht mehr die innere Ruhe bei den Empfangenden, die für die Wirkung nun einmal Voraussetzung ist. Dann wird Ernsts Behandlung des Verses befremden, wobei er sich müht, das Unwesentliche auch unwesentlich, ja das Triviale trivial zu sagen; ferner das scheinbar Unorganische mancher Teile der Komposition. Aber die Einheit der Glieder liegt auf höherer Ebene, wie ja auch die des Lebens, dessen Spiegel das Epos vor anderen Formen sein soll. Viel müssen wir von uns abstreifen, um Gewinn aus dem Werke zu ziehen; haben wir das jedoch getan, sind wir besonders an Hand anderer Schriften des Dichters bereits in seine Gedankenwelt eingedrungen, so werden wir überwältigt stehen von der Fülle und dem Reichtum der Ideen.

Auch wer es nicht weiß, muß es beinahe aus jedem Abschnitt des Epos spüren, daß hier ein Geist am Werke ist, der sich in langer Zucht geübt hat, das Wesentliche an den Dingen und Ereignissen zu erkennen und in reinerer Weise als es selbst Schopenhauer forderte, die platonische Idee zum Objekt der Kunst zu machen. Daß hierbei vieles Schmückende als wertlos fällt; daß ein Dichter, dem es um das Ewige allein geht, nicht die Zufallsform der Epik, den Roman, wählen konnte; daß eine Sprache, die nicht die irdische, sondern die göttliche Gestalt geben will, herb und linienhaft werden muß: all das werden wir nun begreifen und vielleicht nicht einmal anders wünschen.

Eine Übersicht des Inhalts zu geben, liegt nicht im Rahmen dieses kurzen Hinweises. Ich möchte, was Stoff und Absicht Paul Ernsts betrifft, auf seine „Vorrede" (abgedruckt im „Türmer" September 1922) verweisen, wo auch die bedeutsamen geschichtlichen Vorgänger seines Unternehmens, vor allem Firdusis Schah-nameh berührt sind. Die im März-Heft 1923 veröffentlichte Probe „Der Rammelsberg" erscheint mir nicht bezeichnend genug; die Wahl ist nur mit der Voraussetzungslosigkeit ihres Inhalts zu begründen. Wenn ich einem einzelnen Stück den Vorzug geben sollte, so wäre es „Der Jüngling und der Tod", das Lied des Sängers bei Heinrichs Hochzeit. Alles Hohe klingt darin wunderbar auf: Freiheit und Ewigkeit, Reinheit des Willens und Klarheit des Wegs. Und wer dem Zusammenhang nachspürt, in dem es steht, der wird auch die bedeutendsten Urformen des Ernstschen Weltbildes in dieser schöpferischen Keimzelle vereinigt finden: König und Dichter. Dieser hier in höchster Ausprägung gebildet, jener später in der herrlichen Gestalt Kaiser Ottos zur Vollendung geführt, von dem man spürt, daß er ein Großer ist, ohne daß das Wort gebraucht würde, und der uns mit Staunen vor unserem eigenen Volk erfüllt, das einen solchen Mann aus sich schuf.

Und das ist es, was wir nach des Dichters Willen als Deutsche aus dem Werke lernen sollen: Ehrfurcht vor den Helden unserer Geschichte, die mit ihren Aufgaben wuchsen, und Hoffnung und Mut für die Gegenwart, daß auch uns die Größe der Not nicht zermalmen, sondern stark und ebenbürtig machen soll. Wie es in der „Zueignung" des Buches heißt:

„Mein Volk, Gott schlägt jetzt seinen Wald; sein Plan
Ist unbekannt dem Walde. Städte baun
Will Gott wohl in der Fremde. Wohlgetan
Ist Gottes Tun. Mein Volk, bald wirst du schaun:
Von Fingerhut, Johanniskraut bedeckt
Ein Sämling hier, ein Bäumchen da sich reckt;
In Jugendgrün sich neue Stämmchen heben
Und blätterwechselnd nach dem Lichte streben."

Walter Erich Schäfer



Deutsche Innerlichkeit in der bildenden Kunst

So hartnäckig jahrhundertelang ein merkwürdiges Vorurteil Antike und Renaissance höher bewertete als die deutsche Kunst, einen Vorzug hat man der letzten seit jeher zugestanden: den Ausdruck tieferer Innerlichkeit. Das Urteil gründet sich auf richtiger Beobachtung; doch möchte man heute zweifeln, ob es uns mehr genützt oder geschadet habe. Der genannte Vorzug ist ja kein künstlerischer, sondern ein sittlicher. Und so entsteht leicht die Vorstellung, daß die klassischen Werke künstlerisch, die germanischen sittlich überlegen seien. So jedoch liegt die Sache nicht. Nur der zweite Teil dieser verbreiteten Auffassung erweist sich als richtig, der erste als verhängnisvoller Irrtum. Eingehende Erforschung der künstlerischen Bedeutsamkeit deutscher Erzeugung ergibt, daß sie der klassischen mindestens gleichkommt, wenn nicht die letztere überragt: gleichkommt insofern, als jede Kunst auf ihrer Höhe in ihrer Eigenart vollkommen ist, über sie hinausgeht insofern, als in der germanischen eine Reihe neuer Werte, sowohl seelischer als auch künstlerischer, auftauchen, die vorher nicht vorhanden waren und die das Weltbild zu einem reicheren machen.

Die Linienführung des klassischen Stiles erscheint arm gegenüber derjenigen des deutschen. Unsere Künstler gehen inniger jedem Wechsel in den Formen der Wirklichkeit nach: rissiger Bildung verwitterten Felsens, eigenwillig schönem und charakteristischem Geäst eines kahlen Baumes, dem vielfältigen Auf und Ab, der weichen Beweglichkeit menschlicher Haut. Infolge solch hingebender Beobachtung wird in allem Dargestellten Ausdruck warmer Naturnähe erzeugt. Jedes Ding erscheint frisch, lebendig, persönlich, von inneren regen, treibenden Kräften beseelt. Und innerhalb der umfassenden und frei schöpferischen Natürlichkeit ergibt sich dann die Möglichkeit, letzte Seelentiefen zu offenbaren, welche die flache klassische Linie nicht auszudrücken vermag.

Es ist sehr merkwürdig zu beobachten, welche Gewalt Starrheit der Linie in der klassischen Welt ausübt. Am eigentümlichsten mutet die Erscheinung da an, wo ein innerer Seelenwille gleichsam gegen diese Linie ankämpft. So zeigt sich z. B. Botticelli in seinem Formgefühl als Gotiker, und die weit verbreitete Vorliebe italischer Künstler des 15. Jahrhunderts für reiche Gewänder, Blumen, Charakterköpfe geht auf nordischen Einfluß zurück. Aber wie äußerlich bleibt die Übernahme germanischer Auffassung! Bäume, Blumen, Brokate, Pelze, Charakterköpfe sind dem Italiener mannigfaltige und eigentümliche Sehdinge, deren krause Linie er als absonderliche Bewegungsform nachzieht. Den Nordländer hingegen bestürmt das alles als Offenbarung eines einzigen gewaltigen Lebensstromes, der die Welt mit allmächtiger Kraft durchdringt. In seiner Linie geistert immer das Wachstümliche und Zeugerische, das Geheimnis des Lebens. Die italienische ist ohne Geheimnis und wird zum Schnörkel. Dazu kommt für den Nordländer ein Gefühl für Licht und Farbe, dessen Bedeutung noch zu erörtern sein wird.

Neuen Aufschluß finden wir von dem Gesichtspunkt aus für die Kunst Michelangelos. Seine Seele wird von gewaltigen Leidenschaften bewegt, und in seinen Werken spiegelt sich der tobende Kampf. Man hat ihm verschiedene Deutung gegeben, hat vom Ringen zwischen Körper und Geist oder Stoff und Form gesprochen. Es wäre aber auch möglich, in ihm das Anrennen eines dem germanischen verwandten Geistes gegen die klassische Linie zu sehen. So bewegt Michelangelo seine Gestalten gibt, so kühn er Formen überdreht, so heftig er gegen die klassische Linie stürmt — er bleibt unter ihrer Herrschaft. Er kann den Bann der Starrheit nicht brechen. Er beugt und krampft und verrenkt die Form — die klassische Linie bleibt immer da und spricht, gleichsam aller aufgewandten Leidenschaft Hohn.

Man braucht nur Schöpfungen Grünewalds mit denen des großen Italieners zu vergleichen, um den Unterschied klar zu sehen. Grundlage für Grünewalds Werk ist Vielgestalt der Lebenslinie, in der jede Ausdrucksfähigkeit beschlossen liegt, die jedes Erlebnis in sich aufzunehmen vermag Sie wird dem Schrei der Verzweiflung gerecht, wie tiefem Lächeln seligen Glückes oder jubelndem

Rausch himmlischer anbetender Geister. So inbrünstig die menschliche Seele in alle Höhen und Tiefen sich stürzt, so stark selbst der Kampf, das Aufeinanderprallen von Gegensätzen sich austoben mag — über allem steht eine größere Einheit, das Leben selbst, das alle Abgründe und Seligkeiten in sich begreift. Und künstlerisch verstanden ist es als Grundlage der Sehwelt eben jene Lebenslinie, die sich jeder Bewegung fähig zeigt, ohne daß die Einheit des Ganzen aufgehoben würde. So reich der Wechsel sich entfaltet, so sehr er jede Möglichkeit ausschöpft — allem liegt eine sich gleichbleibende vereinigende Schwingungsform zugrunde, genau wie dem Leben selbst.

Einheitlichkeit ist natürlich auch ein Merkmal der klassischen Formgebung, wie überhaupt jeder großen Kunst. Aber die klassische Einheit ist sozusagen auf einer niedrigeren Stufe des Erlebens gefunden; die zugrunde liegende Linie ist glatter, geometrischer. Noch deutlicher als in der darstellenden wird das vielleicht in der Baukunst. Man vergleiche die etwas dürftigen Formen eines griechischen Tempels mit dem schwingenden Reichtum des germanischen Gotteshauses, z. B. der Abteikirche von Maria Laach. Die Glätte der Form gestattet nicht das Hervorbrechen der letzten Tiefen, und es bleibt einem italischen Meister, der solches gestalten will, wie Michelangelo, nur die Möglichkeit der gekrampften Linie unversöhnten Gegensatzes.

Der klassischen Schwingung haftet ein Ausdruck von Eleganz an, der bei Versinnlichung tiefster Erlebnisse störend wirkt und das Ansehen erweckt, als führten die handelnden Personen ihre Bewegungen aus Rücksicht auf einen Zuschauer besonders gefällig aus. Diese Eigenart italischer Darstellung ist öfter betont worden. Nur wird mancher Leser staunen, zu erfahren, daß auch Michelangelo ihr unterworfen sein soll. Doch macht er keine Ausnahme. So ist z. B. die lybische Sybille der sixtinischen Decke nur elegant, und selbst bei dem tief empfundenen Jeremias zeigen sich Handgelenke und Stellung der Beine und Füße gleichsam gesellschaftlich gefällig geformt und dem Ausdruck letzter Versunkenheit hinderlich. Man vergleiche mit ihm Johannes den Täufer von Geertgen von Haarlem (Berlin) oder den Denker Rodins (Paris), die beide germanisch auf letzte Versunkenheit ausgehen. Das Werk des Holländers ist darin noch überlegen. Man vergleiche Dürers große Kohlezeichnung seiner Mutter mit einer der alten Sybillen an der sixtinischen Decke. Oder setze die Trauernden am Kreuz bei Grünewald gegen den Jeremias. Das wäre ein Weg, sich die Grenzen klassischer Form klarzumachen und zu verstehen, warum bei Michelangelo Kampf — Kampf bleiben muß, während in Grünewalds Werk jeder Gegensatz sich schließlich im einheitlichen Wohlklang des Lebens löst. (Ein dem hier erörterten ähnliches Urteil über Michelangelo findet sich in dem Buche Simmels über Rembrandt.)

Es wird nun auch noch besser verständlich, wie die deutsche Innerlichkeit in der Kunst gebunden ist an eine bestimmte Art des Sehens oder, anders ausgedrückt, der Formauffassung. Man könnte fragen, was Grund, was Ursache sei. Das soll indessen nicht weiter untersucht werden. Wichtig wird nur, daß es sich um eine künstlerische Eigenschaft, eine besondere Schau der Sehwelt handelt und nicht nur um eine sittliche. Dieselbe Lebenslinie liegt auch dem wüstesten holländischen Schenken- und Landstreicherbild zugrunde, obwohl man an der Stelle kaum von besonderer Innerlichkeit oder Sittlichkeit wird sprechen wollen. Man müßte denn die Innerlichkeit vor die ganze Tätigkeit des Künstlers setzen, als deren alles tragenden Grund, als tiefes Eindringen in letzte Geheimnisse des Lebens, welcher Art sie auch sein mögen. Und das erweist sich tatsächlich als deutsch oder, wenn man will, als germanisch. Es werden die Tiefen nach jeder Richtung hin aufgespürt, sei es daß es sich um Sinnlichkeit oder Geist, Landstreichertum oder letzte sittliche Größe handelt. Alles gibt sich so voll und frisch, so lebendig und saftig, daß einem das Herz davor aufgeht. Als dichterisches Gegenstück zu solcher Fülle und Tiefe wäre etwa Shakespeare zu nennen, der ebenso echt germanisch tief, umfassend und sprühend gestaltet.

Für die bildende Kunst kommt aber nicht nur der Seelenausdruck des Menschen in Betracht und lebendiges Erfassen der ganzen Natur, sondern auch der Wert reiner Sehdinge: des Lichtes, der Farbe. Das Licht in seinem Wesen begriffen hat erst der nordische Mensch; für den Italiener



gibt es nur eine Beleuchtung der Oberfläche von Gegenständen. Der Germane empfindet das Licht als den Raum durchdringend und vor Grenzen der Körper nicht haltmachend. So erscheinen die Haut des Menschen, Haare oder Samt und Seide oder grünes Laub der Bäume durchlichtet. Und gleichzeitig mit dem Erschauen des Lichts wird im Betrachter die Vorstellung von Feuchtigkeit erweckt, die das All durchhaucht und das Licht schimmernd einfängt. Es wird die Darstellung von Stoff, Pelzen, Brokat, seidigen Haaren, schimmernder Haut nicht mehr als eine Angelegenheit der Oberfläche verstanden, sondern die Erscheinung kündet Regung des Innern, strömende Säfte des Lebens, zeugerische Gewalt von Licht und Feuchtigkeit. Auch darin offenbart sich die starke Empfindung für das Wachstümliche und Schöpferische. Man hat vor germanischen Bildern immer den Eindruck, als wenn tiefe fruchtbare Lebensströme alle Dinge von innen her bewegen. Das ist deutsche Innerlichkeit.

Leider ist der Sachverhalt von unsern Kunstgelehrten bisher nicht erkannt worden. Verderblich wirkte auch hier die vorgefaßte klassische Einstellung. Michelangelo hat einmal gesagt, die Niederländer sähen nur die bunte Oberfläche der Dinge, die Italiener deren inneren Bau. Was er von Italien sagt, trifft zu, gilt aber auch nur für den menschlichen Körper, d. h. einen kleinen Teil der gesamten künstlerischen Darstellungswelt. Ihm wandten die Italiener ihre Hauptaufmerksamkeit zu. Die Natur, die dem Deutschen soviel bedeutet, bleibt für sie Nebensache. Im Menschen wieder war ihnen wichtig der mechanisch-funktionelle Aufbau in Muskeln und Gelenken. Das will auch Michelangelo als das Wesentliche betonen. Er versteht aber nicht, daß es eine andere Möglichkeit tieferen Lebensgefühls gibt, ein Erspüren und Erschauen der zeugerischen Ströme von Feuchtigkeit und Licht, die die Natur durchwallen. Ja, daß in ihnen das Geheimnis des Lebens sich viel inniger auftut als in dem mechanischen Muskelspiel.

Da man bisher den tieferen Zusammenhang nicht erkannte, pflegte man z. B. von der geschickten Stoffmalerei der Niederländer zu sprechen. Gewiß, die Stoffe werden äußerst lebendig und natürlich dargestellt. Das Wesentliche jedoch besteht darin, daß es eigentlich keine Stoffe mehr sind, sondern Offenbarungen des Lebens, und daß dem Schauen des Auges und der malerischen Darstellung tiefstes Begreifen der Kräfte des Weltenalls zugrunde liegt.

Da nun der Italiener die Dinge als hart und starr begrenzt ansieht und nur auf der Oberfläche beleuchtet, so werden für ihn Haar, Haut, Brokat zu fester Ebene, die in sich Leben und Bewegung nicht enthält. Die großen italischen Meister geben deshalb die Oberfläche möglichst einfach, eben nur als Begrenzung der Körper. Wo ein Nachahmen niederländischer Fülle versucht wird, bleibt es äußerlicher Schnörkel, eben wirklich nur Oberfläche.

Im Germanen aber steigert sich das Gefühl für Licht, Feuchtigkeit, Farbe allmählich zu überwältigender Wucht. Sie werden zu selbständig handelnden Mächten im Bild. Nachdem aufeinanderfolgende Geschlechter von Künstlern ihre sinnliche Erscheinung hingebend und tief erforscht haben, stehen Rubens und Rembrandt auf und lassen sie als selbständige, fast möchte man sagen göttliche Kräfte zu neuen Seelenkündern werden. In der „Die drei Kreuze" genannten Radierung Rembrandts stürzt ein ungeheurer Strom von Licht blitzend herab, zerreißt die Finsternisse und schleudert sie in die Enge. Und dieses Licht ist das Handelnde im Bild, es versinnlicht den stürmenden göttlichen Geist, der alle Bosheit niederschlägt. Darin hat deutsche Innerlichkeit ihre letzte künstlerische Form gefunden. Sie ist vom Gegenständlichen losgelöst und in reinen Sehwert umgesetzt worden. Auch bei Dürer und Grünewald handeln Licht und Farbe schon als selbständige Seelenmächte.

Das ist Wert und Sinn deutscher Innerlichkeit in der bildenden Kunst. Sie steht vor jeder künstlerischen Arbeit und bedingt das Eindringen des Schaffenden in jede letzte Lebenstiefe, welcher Art sie auch sei, und sie führt rein formlich zum Ausdruck der Seele in leidenschaftlich bewegten Linien und Flächen, in Licht und Farbe. Dr. Maria Grunewald



Türmers Tagebuch

Der neue Wilson · Macdonald und Poincaré · Sollen wir in den Völkerbund? · Unsre Vorbedingung · Durchsicht des Versailler Vertrages · Henderson und Macdonald · Der Hitlerprozeß · Was ist Hochverrat? Was ist Wahrheit? · Kahr, Ludendorff, Hitler · Putsche können nicht retten, nur verderben

Der alte Wilson ist tot; ein neuer meldet sich. Ramsay Macdonald will es werden. Ein neuer und ein besserer. Er schwört auf des Vorgängers reines Wollen; sein übles Vollbringen hingegen will er bereinigen, auf daß endlich Friede auf Erden werde und den Menschen ein Wohlgefallen.

Wie aber bereinigen? Durch den Völkerbund. Dieser soll wachsen an Machtfülle und Tragweite, bis auf die Höhe eines wirklichen obersten Weltgerichts. Zunächst sind ihm alle deutschen Belange zu überweisen; mehr und mehr dann alles, was Völkerseelen in peinliche Schwingung bringt. Letztes Ziel ist ein Amphiktyonenbund der in Fried', Freud' und Einigkeit zusammengeschlossenen, abgerüsteten Kulturmenschheit.

Die Kinder, sie hören es gerne. Nur in Frankreich nicht. Man weiß dort, daß von jetzt ab beim Völkerbund keine Seide mehr zu spinnen ist. Er würde die Wiedergutmachungen in einer Weise lösen, die Poincarés hinterhaltiger Pfänderpolitik fortan die Vorwände nimmt. Und in der Sicherheitsfrage ist man jetzt dank dem Ruhreinbruch doch schon so weit, zu durchschauen, daß mehr Deutschland vor Frankreich geschützt werden muß, als Frankreich vor Deutschland. Endlich zwingt jeder Abrüstungsvorschlag zu diplomatischen Taschenspielereien. Man muß ihn laut begrüßen, indes hintenherum zu vereiteln suchen und, wenn's gelingt, andere beschuldigen. Freilich eine Taktik, die Poincaré wie kein zweiter beherrscht.

Allein der Frank wich und rutschte; dann polterte er schon kopfüber bergab wie der tückische Marmor des Sysiphos. Was gilt er heute noch in der Hand des kleinen Rentners? Nicht mehr als vier Sous vor dem Kriege. Der belgische Mitgänger ist des Ruhrabenteuers, ja der französischen Freundschaft überdrüssig, die nur sinkendes Geld, also steigende Preise, Schieber und Aasgeier brachte. Frankreich steht vor banger Wahl: Soll es Herrschaft an sich raffen, aber hungern — oder den Machtkitzel erdrücken, um Brot zu haben?

Noch scheut es den letzten Entschluß. Noch möchte es das eine erfassen, ohne das andre fahren zu lassen. Drum macht es gute Miene, so böses Spiel Macdonalds Pläne ihm sind. Daher die freundliche Antwort Poincarés auf dessen ihm nicht überall erquickliches Schreiben: „Mein lieber Premierminister!" Das ist der kordiale Klang einer wiedergeborenen Entente. Beim Lesen jedoch drängt sich Beaumarchais' Frage auf: „Qui diable est-ce qu'on trompe ici?" Der Engländer tastet des Franzosen Seele ab, allein der Franzose birgt sie unter Phrasen, die zum Teil sogar erwiesene Lügen sind. Der Moralist stieß auf den Rabulisten. Wenn er sich dessen bewußt wird, dann lohnt sich's schon. Er weiß dann, woran er ist mit seinem Ententebruder, dem lieben Premierminister.

* * *

Bisher waren wir des Völkerbundes unwürdig. Nun aber winkt man uns plötzlich hinein. Wie stellen wir uns zu diesem Ansinnen?

Unser erstes Gefühl ist schroffer Verzicht. Wir behielten ja in treuem Gedächtnis, was Genf uns schon antat. Wie man uns nach frecher Abstimmungsposse um Eupen und Malmedy betrog, wie ein Belgier, ein Tscheche, ein Brasilier, ein Japaner und ein Chinese uns Oberschlesien aberkennen durften, dessen Volksmehrheit sich einwandfrei für Deutschland erklärt hatte.

Was menschlich, ist es aber darum auch klug? Der Staatsmann darf Gefühle haben, aber selten sie zeigen. „Entrüstung ist kein diplomatischer Ausdruck", sagte Bismarck zu dem jungen Attaché Bernhard v. Bülow. Mit einer verbissenen Ablehnung von vornherein begingen wir denselben Fehler wie einst auf der Haager Konferenz. Spitzbübisch wußten ihn damals die Feinde auszunutzen. Weil wir die Ehrlichen waren, wurden wir als die Tückischen verrufen. Heute käme es nicht anders.

Mit Recht hat sich daher Minister Stresemann vorsichtig ausgedrückt. Es komme auf die Bedingungen an. Demütigendes dürfe man uns freilich nicht zumuten.

Wäre aber der Beitritt allein nicht schon eine Demütigung? Der Völkerbundsvertrag ist ein Teil des Versailler Friedens, sogar dessen Rückversicherung. Was dieser uns auflegte, das gilt als zu Recht geschehen. Jedes Mitglied ist auf den Status quo verpflichtet. Es darf ihn weder ändern, noch zulassen, daß er geändert wird.

In Versailles haben wir den Raubfrieden gezwungen anerkannt. Mit der Aufnahme in den Völkerbund würden wir ihn noch einmal freiwillig anerkennen. Wir schwüren Urfehde, wie man im Mittelalter sagte. Wir versprächen, Verlorenes für immer verloren zu geben. Das hieße unsren Heimwehgebieten zurufen: „Lebt für immer wohl! Wir lassen euch im Stich. Ergebt euch drein und werdet Kulturdünger des Feindes!"

Das geht gegen die Ehre. Wir könnten es nicht, selbst dann nicht, wenn unser Schuldbekenntnis keine erpreßte Schuldlüge wäre. Aber längst schon sickert die Wahrheit durch hundert Ritzen des Verleumdungsdeiches. Jeder redliche Urteiler in der Welt weiß heute, daß gerade die schuldig sind, die uns beschuldigen. Man hört es aus amerikanischem, englischem, italienischem, hier und da selbst französischem Munde. (Vgl. unser Tagebuch vom Februar.) Nichts empört diese ausländischen Kreise mehr, als wenn „Deutsche" draußen immer noch von deutscher Schuld und

deutscher Sühnepflicht faseln. Nach dem Auftreten von Anita Augspurg und ihrer Genossinnen in einem Londoner Klub sollen die englischen Delegierten zum internationalen Frauenkongreß erklärt haben, sie hätten dort gegen die französische Gewaltpolitik angehen wollen, nach diesem unglaublichen Erlebnis jedoch müßten sie es bleiben lassen. „Was nützt all mein Reden und Tun für die Wahrheit,“ sagte der tapfere Engländer Morel zu einem meiner Bekannten, „wenn Breitscheid herüber kommt und die Lüge stützt?“

Endlich einmal muß die Schuldfrage amtlich aufgerollt werden. Die Gelegenheit ist da, sobald man uns auffordert, in den Völkerbund einzutreten. Da sie der Unterbau des Versailler Friedens ist, wird damit dessen Durchsicht zu unsrer unabänderlichen Vorbedingung.

Bereits hat sie auch der neue englische Innenminister Henderson in einer Wahlrede zu Burnley gefordert. Sie sei schon längst überfällig. Denn der Versailler Vertrag verhöhne die Geschichte, breche die Zusagen des Waffenstillstandes, führe unter der Maske des Rechtes einen Vernichtungskrieg, stürze Europa in Wirrwarr, Hunger, Tod und Entsittlichung.

Das gab gewaltiges Geschrei. Lloyd George zeigte, daß er Lloyd George geblieben. Er entsetzte sich vor dem gefährlichen Worte Revision. Auch Macdonald sah sich genötigt, seinen Kabinettsgenossen fein säuberlich abzurüffeln, weil er als Minister geglaubt habe, wie ein Privatmann sprechen zu dürfen. Das löscht aber die Tatsache keineswegs, daß Macdonald selber schon mehrfach das gleiche sagte und die Wiedergutmachung des Versailler Unrechts doch auch ein Punkt des Wahlmanifestes der Labour party ist, das ihn ins Unterhaus und bald darauf ins Kabinett trug. Sein Tadel ist daher nur Formsache; ein Ausfluß des „Sobering influence of office“, der mildernden Nötigungen des Ministertisches. Macdonald will die Franzosen nicht kopfscheu machen, solang er noch glaubt, sie mit freundlichen Briefen an ihren lieben Premierminister gewinnen zu können.

Bald wird er wahrnehmen, wie arg er sich täuschte. Um so weniger Grund haben wir, mit unserem Revisionsantrag hinterm Berg zu halten. Dann aber steht er vor dem Scheidewege seiner staatsmännischen Laufbahn. Bleibt er der Moralist, als welcher er emporkam, dann treiben ihn die Umstände vorwärts, und sein Völkerbund muß zu einer Waffe gegen Frankreich werden.

Lloyd George glaubt nicht daran. Er meint, Macdonald werde als Ministerpräsident noch manches tun, was weder mit der Bergpredigt, noch mit den vierzehn Punkten, noch mit dem Programm der Arbeiterpartei vereinbar sei. Mag sein. Dann aber hat wieder einmal die Politik einen Charakter verdorben, und der neue Wilson endet wie der alte. Auch für ihn gilt dann das auf diesen gesprochene Wort, das im vorigen Tagebuch angeführt wurde: „Er stieg empor wie eine Leuchtkugel und ging nieder wie ein schmutziger Lappen.“ Für uns wär's eine neue Enttäuschung, wenngleich eine kleine nur. Wir sind ja Zweifler geworden an Menschen. Keineswegs jedoch an der göttlichen Führung alles Geschehens. Die Wahrheit wird siegen und das Recht; sei es mit Macdonald, sei es wider ihn.

* * *

Noch läuft der **Münchener Prozeß**; noch ist kein Urteil gefällt; nur erst die Beweisaufnahme beendet. Aber jedem Vaterlandsfreunde ist übel zu Sinne, wenn er die langen Berichte liest. Man hat ein ähnliches Gefühl, wie damals bei den Leipziger Verhandlungen wider unsre „Kriegsverbrecher". Ein genialer Heerführer sitzt auf der Sünderbank; lauter gute Deutsche neben ihm kämpfen um Ehre und Freiheit. Man freut sich ihrer kernigen Gesinnung, ihres tapferen Bekennermutes, ihres aufrechten Rückgrates. Man vergleicht den 9. November 1923 mit dem 9. November 1918 und fragt: Was ist Hochverrat? Heutzutage offenbar nur ein **mißlungener** Staatsstreich. Denn die Leute des geglückten stiegen ja sogar zu Amt und hohen Würden. Beim § 81 des Strafgesetzes hat sich die Gerechtigkeit ihre Binde vom Auge gerissen und wirft den Erfolg in die Wagschale ihres Urteils. Den stillen Beobachter macht dies nachdenklich, weitherzig und ändert auch seine Maßstäbe. Man fragt weniger, ob sich die Angeklagten wider das Gesetz vergingen, als wider die Klugheit. Man verziehe gern, daß sie juristisch unrecht handelten, wofern sie nur nicht politisch unrichtig gehandelt hätten.

Mißmut brodelte im Reiche. Denn die Verfassung versagte, der Parlamentarismus verstümperte und verstockte. Selbst Stresemann hat sein Kabinett als das letzte verfassungsmäßige bezeichnet. Aller vier Wochen setzte es eine neue Kanzlerkrisis. In Sachsen-Thüringen drohte die Räterepublik, allenthalben der Mangel. Der Ruhrwiderstand wurde abgeblasen; unsre Währung ging vollends vor die Hunde. Mit ihr der ganze deutsche Mittelstand.

Kahr und Hitler wollten bessern, schnell und gründlich. Ihr Ziel war soweit das gleiche: eine starke Reichsregierung mit diktatorischer Gewalt, frei von Partei- und Parlamentseigensucht. Ein Herkules, der das verschandelte Vaterhaus wieder reinigt und zu einem Heim erhebt, worin der Deutsche tätig-frei sein tüchtig Jahr zu leben vermag unter dem neuen Schutz der Flagge schwarz-weiß-rot!

Nur über das Wie klaffte Zwiespalt. Hitler träumte von einem Marsch nach Berlin, der ihm so leicht schien wie der Adlerflug Napoleons von Elba nach den Tuilerien. Ludendorff war vor der Reichswehr die Rolle des kleinen Korporals zugedacht: „Grenadiere, wollt ihr auf euren Kaiser schießen?"

Kahr hingegen schüttelte den Kopf. Er und Lossow wußten es besser. General v. Seeckt hatte seine Truppen in der Hand. Aber wäre auch eine Erfolgsmöglichkeit von 51 % gewesen, sie scheuten den Bürgerkrieg und unausdenkbare äußere Folgen. Kein Marsch auf Berlin also, sondern nur ein **Druck** auf Berlin. Kein wildes bayerisches Sonderlosschlagen, sondern ein gefaßtes Vorgehen aller staatserhaltenden Kreise des Reiches wider die schreiende Hilflosigkeit der Wilhelmstraße.

Hitler wußte das. Sie hatten ja lange hin und her verhandelt. Manch Wort ward gesprochen, was sich auf der Apothekerwage nicht wägen läßt. Der Bayer liebt ungeschlachte Bildhaftigkeit des Ausdrucks. Jeder Teil strebte den anderen hinter sich zu bringen. Denn Kahr fürchtete das Vorprellen der Kampfverbände. Hitler umgekehrt hoffte ihn mitzureißen, wie Illo und Terzky den Zauderer Wallenstein. Aufs Sprungbrett wollte er ihn zerren und ihm dort den Schubs ins Wasser geben. Der Generalstaatskommissar sollte dem Anschlag die Reichswehr, die Landespolizei, die Behörden und Mitläufer, insbesondere aber die bayerische Staatslegalität sichern.

Der Putsch im Bürgerbräu war äußerlich geschickt aufgemacht. Kahr hielt ja gerade eine Rede wider das marxistische Berlin; die es zu fassen galt, saßen in der Falle. Ob man jedoch im Ernste wähnte, daß die Pistole ehrliche Bundesgenossen schaffe? Ein genötigter Führer ist überhaupt kein Führer. Ich glaube nicht, daß Hitler dies verkannte. Aber den Führer sah er in sich selber. Ihm kam es weniger auf Kahr und Lossow, als auf ihre Namen an.

Der Putsch scheiterte. Sie entzogen sich dem Zwang. Auf dunkles Spiel antwortete dunkles Spiel; auf behaupteten Wortbruch der Bruch eines erpreßten Wortes.

Warum aber auch wurde dieses nicht offen zurückgenommen? „Aus militärischen und nichtmilitärischen Gründen“, sagte Lossow. Hier ist ein schwarzer Punkt. Geschah's, dann blieb uns das Entsetzliche bei der Feldherrnhalle erspart. Geschah's, dann gäbe es heute keinen „Angeklagten“ Ludendorff.

Hindenburgs genialer Genoß war mehr einbezogen als eingeweiht. Sein Verstand neigte zu Kahr, und dessen Reichsbesserungspläne hielt er für die Patentlösung. Sein Soldatenherz hingegen schlug den Sturmmarsch und trieb ihn in der Putschnacht zu Hitler. Den Rückschlag verstand er nicht, weil er den Anschlag nicht verstand. Ein schönes Gefühl deutscher Mannestreue hielt ihn bei der schon aussichtslosen völkischen Sache. Sein Leben setzte er ein. Fast hätte er's verloren. Durch deutsches Geschoß verloren. Er nur? Nein, wir alle. Denn es ist ein Leben, das dem deutschen Volke gehört.

* * *

Ludendorff gegen Kahr — Kahr gegen Ludendorff! Ist es nicht zum Heulen? Beide so gleich im Wollen, und doch nunmehr so unversöhnlich verfeindet. Damit ist für uns aus einem aussichtsvollen $1 + 1 = 2$ ein beklagenswertes $1 - 1 = 0$ geworden.

Hitler endlich. In ihm pulst die große Gefahr unserer wirbelnden Zeit: die allzu glänzende Rednergabe. Ihr Träger berauscht sich am eigenen Wort und berauscht erst recht die feurige, in ihren heiligsten Gefühlen aufgewirbelte Jugend. Der tägliche ungeheure Versammlungserfolg läßt eine Art Heilandsbewußtsein erwachen: das Selbstvertrauen einer göttlichen Sendung. „Unser Gefängnis wird das Mekka der Jugendbewegung sein.“ Das betäubt den Wirklichkeitssinn und zerstört die Augenmaße für das Mögliche. Schwierigkeiten werden nicht überwunden, kaum überschaut, aber hochdonnernd zu Boden geredet. Hitler nannte sich den Trommler der vaterländischen Sache. Warum blieb er es nicht? Der Trommler soll nicht Heerführer sein. Er kann viel Unheil anrichten, wenn er unzeitig den Wirbel rührt.

Hitlers Spiel erinnert an Schill. Auch der hat's ehrlich gemeint und doch seine Husaren ins Elend geritten. Zwar sang ihm Ernst Moritz Arndt sein Heldenlied, allein die Generäle Scharnhorst und Gneisenau verdammten den kopflos gefährlichen Streich.

Auch Kahr hatte den reiferen Blick. Seine bedenkenlose Entschlossenheit hat Unabsehbares verhütet. Dennoch ist auch er uns fortan der Mann von gestern. Wohl tönt das Kreuzige ebenso überlaut, wie zuvor das Hosianna. Allein der sich in Hitlers Falle fing und im Trommelfeuer rücksichtsloser Verteidigerfragen Angstschweiß schwitzte, ist der uns „der Bismarck des neuen Deutschlands“?

Wer zweifelt noch? Glückte der Putsch, dann graute unser jüngster Tag. Bürgerkrieg ist Bürgerelend, Reichshader ist Reichszerfall. Um „Frieden zu stiften", rückte dann der Franzose mainaufwärts; stieß der Tscheche über den Böhmerwald. Unfehlbar fand sich der Pole zu den Kriegsknechten, die den deutschen Schächer henkten und seine Kleider verteilten. Wenn man hinterher den Schaden besah, dann war Deutschland noch nicht einmal ein geographischer Begriff mehr. Höchstens ein in Schnitzel zerfetztes Blatt aus den Jahrbüchern der Weltgeschichte. Nicht ihre Staatskunst bringt ja unsre Feinde hoch, unsre Torheit ist's.

Schwer auch so schon tragen wir am Hitlertag. Die sich am nächsten stehen, verketzern einander wochenlang vor den Schranken eines öffentlichen Gerichtes. Herüber und hinüber fliegt der Vorwurf des Treubruchs. Wie die Kampfhähne hackt man sich gegenseitig nach den Augen, wie die Vogelsteller legt man Sprenkel und Dohnen. Die edelste Sache leidet, sobald der Fanatismus ihr beispringt. Was ist da noch Wahrheit? (Vgl. hierzu auch die Sonderbetrachtung über die Zeugenaussagen im Abschnitt „Auf der Warte" dieses Heftes. D. T.)

Kann sich's Frankreich besser wünschen? Spürenden Auges verfolgt es die Münchener Berichte, und wer weiß, ob es nicht sogar in den Geheimsitzungen seine Horcher hat? Es verweist auf die Kampfbünde, die da zur Unzeit ans Licht traten. „Seht wie sie rüsten! Die Welt muß uns sichern und den Verträgen Achtung schaffen!" Schon ist die Note da, die uns weiter entwaffnen und entwürdigen soll.

Kapp und Hitler lehren dieselbe Lehre. Putsche können Deutschland nicht retten, nur verderben. Heute gilt der Kopf mehr als die Faust, und der Wäger ist nützlicher als der Wager. Wohl werden wir auch noch einmal um die letzten Einsätze tollkühn spielen müssen. Aber dieser Tag ist fern. Er verlangt ein einiges deutsches Volk; keins, in dem bayerische Fäuste dem Saustall Berlin den Krieg erklären. Der Kampf gegen Karl Marx wird in den Seelen und mit reifenden Erkenntnissen geführt. Wie nahe oder wie fern wir dem Siege, das soll die Wahlurne am 4. Mai verraten. Sie allein kann durch besseren Reichstag ein besseres Reichskabinett, eine bessere Reichsverfassung bringen. Mit ihnen innere Stetigkeit, inneren Wiederaufbau, junge Kraft und junges Selbstbewußtsein. Erst dann sind wir gerüstet auf den heutzutage so viel berufenen, so selten erkannten und noch seltener ausgenützten psychologischen Moment. Man darf ihn nicht machen wollen, er will geduldig erwartet sein. Bismarck sagte einmal, er passe immer bloß auf, bis die Gottheit vorbeischreite. Dann freilich fasse er schnell den Saum ihres Gewandes und lasse sich mitziehen. Das sei seine ganze Staatskunst. Wie er wohl gehandelt hätte, wenn er heute lebte? Nicht ganz so wie Kahr, keinesfalls wie Hitler. F. H.

Abgeschlossen am 20. März.



Auf der Warte

Zeugenaussagen

Wer ist sich völlig klar geworden über die Einzelheiten des Hitlerprozesses? Drei Beispiele nur. Da ist zunächst die Maschinenpistole. Wurde sie Hitler vorangetragen oder nicht? Eid steht gegen Eid; entschieden wurde die Frage nicht, trotzdem sich der Vorgang vor mehreren tausend Zuschauern abspielte. Ferner die Händedruck-Szene. Die einen sagen, Kahr habe offensichtlich widerstrebt, allein Hitler dessen schlaffe Rechte gefaßt, emporgehoben und theatralisch geschüttelt. Demgegenüber behaupten die andern, Kahr sei gar nicht der Mürrisch-Zulassende, vielmehr der eigentlich Handelnde gewesen. Vom Augenblick ergriffen, habe er Hitler sogar beide Hände entgegengestreckt und dessen Hände mit tränendem Auge mindestens eine halbe Minute lang geschüttelt. Die Zeugen wollen also jeder gerade das gesehen haben, was ihr Führer getan zu haben behauptet.

Sodann der andere Fall. In unserem Januarheft brachten wir den Bericht des Augenzeugen Gottfried Feder über den grausigen Vorgang bei der Feldherrnhalle. Er stammte aus dem „Reichswart" des Grafen Reventlow, und wenn der Verfasser seinen Namen nannte, dann ist dies ein Beweis, daß er besten Glaubens schrieb. Darin hieß es: „eine Handgranate, die auf Ludendorff gezielt war, geschleudert von dem gefallenen Hauptmann Schraut, der ganz bestimmt gefallen ist von den Kugeln seiner eignen Leute".

Hierzu versichert uns aber Herr Oberst von Seisser auf Grund dienstlicher Erhebungen:

„1. Hauptmann Schraut war ebensowenig wie einer seiner Leute im Besitze einer Handgranate, da solche an diesem Tage überhaupt nicht ausgegeben waren. 2. Nach der ganzen Sachlage ist es völlig ausgeschlossen, daß Hauptmann Schraut von seinen eigenen Leuten getroffen worden ist. Er fiel unter dem Eingangstor der Residenz. Dieses Tor lag nach den einstimmigen Zeugenaussagen unter starkem Gewehrfeuer der Hitlerleute."

Wir entsprechen hiermit dem Wunsche des Einsenders, diese Feststellung unsren Lesern bekanntzugeben. Aber es muß darauf hingewiesen werden, daß sie die dritte Lesart über denselben Fall ist. Die Angeklagten behaupten, die Kampfbünde hätten überhaupt nicht geschossen. Der Umzug habe friedlich verlaufen sollen. Daher habe man zum Teil gar keine Waffen geführt, die des anderen Teils aber seien auf Ludendorffs Befehl vorher entladen worden. Die zweite Darstellung gab General Danner vor Gericht. Er beschuldigt die Hitlerleute, zuerst geschossen zu haben, weiß jedoch bloß von zwei Schüssen. Dazu kommt endlich die obige Angabe mit ihrem Wort von einem starken Gewehrfeuer der Hitlerleute.

Wir nehmen ohne weiteres an, daß alle drei Darstellungen gleicherweise aus dem unbedingten Gefühl subjektiver Wahrhaftigkeit gemacht sind. Wir enthalten uns auch des Versuches, etwa die richtige kritisch herauszuschälen. Uns liegt nur daran, zu zeigen, wie wenig dauerhaft die Eindrücke eines wilderregten Augenblicks sind. Die Erinnerung mischt das, was man wie im Film vorbeiflimmernd geschaut, mit dem, was man später dazu gehört. Zorn und Eifer legen aus, legen unter und schließlich glaubt jeder ein Kronzeuge gerade dessen zu sein, was die Auffassung seiner Partei stützt.

Daraus folgt, daß das Aufmarschierenlassen von Zeugenkolonnen, wie es die Verteidigung zielstrebig betrieb, viel weniger klärt, als verwirrt. Auch ihr auspressendes stundenlanges,

hochnotpeinliches Verhör mit Kahr und Lossow hat aus demselben Grunde auf den Unbefangenen gar keinen günstigen Eindruck gemacht. Die gerichtliche Seelenkunde, die Psychologie der Zeugenaussage wird aus dem Prozesse sicher wichtige Erkenntnisse schöpfen, dem deutschen Gemüte jedoch bleibt dieser erbitterte Gerichtssaalkampf zweier ehrenwerten vaterländischen Richtungen ein betrübender, schädlicher Vorgang. F. H.

*

Artur Brausewetters 60. Geburtstag

mag besonders denen, die seinen neuesten Roman „Der Kampf mit den Geistern" schon kennen, verfrüht erscheinen, so jugendlich temperamentvoll-beschwingt fließt dem Jubilar ein lebendiger Rhythmus aus der fleißigen Feder. Was er in der Jugend erspart, kommt ihm heute zugute. Ist er doch erst in gereiftem Alter zur Schriftstellerei gekommen, in den vierziger Jahren, nachdem er sich schon als Kanzelredner über Danzig hinaus einen Namen gemacht hatte. Der Erfolg seiner ersten Tat, einer Monographie über die berühmte Marienkirche, an der er heute noch als Archidiakonus amtiert, gab ihm Mut; und nun folgte in kurzen Zwischenräumen Band auf Band, die ihn alle schnell bekannt machten, so daß eine Statistik im Literarischen Echo ihn an der Spitze der gelesensten Autoren Deutschlands sieht.

Seine ersten Romane: „Der Armenpastor", „Die Kirche siegt" usw. wichen kaum von der herkömmlichen Linie ab; erst sein großer, patriotischer (Hindenburg gewidmeter): „Wer die Heimat liebt wie du", verrät eigene Struktur, die in „Don Juans Erlösung" zur plastischen Kunstform eines Könners wird.

Ist auch Artur Brausewetter in den meisten seiner Bücher Unterhaltungsschriftsteller, so darf eins bei ihm doch nicht übersehen werden: sein Suchen strebt stets nach einer Harmonie, die Höhen und Tiefen des Menschendaseins ausgleicht, und gipfelt in einer unaufdringlich wirkenden Ethik.

Brausewetter, der Forscher und Denker, der bestrebt ist, Führer zu sein, tritt uns in „Die Weltanschauung als Erlebnis" (Goethes Weltanschauung, Shakespeares Richard III, Friedrich Nietzsche, Gottsucher des Nordens, Tolstoi, Björnson, Ibsen, Rousseaus Zurück zur Natur) entgegen. Die Stoffe der zwei neuen Manuskripte, an denen Brausewetter zurzeit arbeitet — Lebenskunst und Lebensweisheit im Spiegel Goethes und Nietzsches — verraten deutlich, wie ernst dieser Dichter seine Sendung am Volke auffaßt. In seinen bekannten kleinen Lebensbüchern (Mehr Liebe, Sonne ins Leben, Freuden des Lebens und Höchstes Glück der Erdenkinder, gleich den meisten seiner Bücher bei Max Koch, Leipzig, erschienen) ist er Voranschreitender, Wegbereiter für viele. Er steht im Osten auf heißumstrittenem Boden und wäre eigentlich nach seiner Begabung berufen, uns den Kulturroman des deutschen Ostens zu schreiben. Die Kraft lebt in Brausewetter und das Können.

Wenn wir heute diesen Geburtstagswunsch nach der stillen Frauengasse in Danzig senden, dann mag er dem Sechzigjährigen ein Beweis unsrer Wertschätzung seines bisherigen Schaffens sein und zugleich ein Ansporn zu zukunftsreicher dankbarer Arbeit im Dienst des deutschen Volkes. W. U.

*

Ein Marionettentheater auf Reisen

kam kürzlich ins Salzkammergut, spielte in Lambach, Gmunden, Ebensee, Ischl und fuhr dann weiter nach Wien, Graz und Prag. Ich sah das Spiel in Gmunden, wo so viel Schnee liegt, daß die ganze Gegend verwunschen und verzaubert scheint. In dem Bergfrieden des behaglich an die Südufer des Traunsees hingeschmiegten Örtchens fielen zwei Berliner Studenten, Karl Iwowski und Paul Wittstock, ein und brachten die im Winter mit Anregung von außen nicht gerade verwöhnten Leute auf die Beine. Sie spielten den „Doktor Faust" im kleinen Stadttheaterchen, wo im Sommer viel Leben herrscht, während im Winter an vier Tagen ein Kino für Kultur und Kunst in verhältnismäßig wählerischer Weise sorgt.

Freundlich, wohlwollend und dankbar folgten die Besucher des vollen Hauses mit der Artigkeit des Kleinstädters dem selten erlebten Vergnügen und ließen es sich zum Schluß nicht nehmen, die beiden Deutschen durch stürmischen Beifall hinter den improvisierten Bühnenwänden hervorzulocken. Sie kamen und dankten, gar nicht theatermäßig, gar nicht künstlerhaft, aber die Freude an der Zufriedenheit der Gmundener leuchtete ihnen aus den Augen. Man sah, wie froh sie waren, wenn auch nur für einen flüchtigen Abend, eine Beziehung zwischen den blutsverbrüderten Österreichern und deutscher Puppenkunst und sich selbst mit zustande gebracht und wieder einige Scherflein in die Sparbüchse für die Vollendung ihres Studiums verdient zu haben.

Kommt man aus Berlin und ist die heute noch immer vom Emporkömmling beeinflußte Stadt mit ihrem lauten und sensationslüsternen Kunstbetriebe gewöhnt, und sieht die Menschen in einem kleinen und gar von den Schönheiten der Berge, Wälder und des Sees umgebenen Orte, wie sie mit unverbildeten, munteren, zur Freude bereiten und dankbaren Herzen — Kinder der großen Natur, der sie immer nahe sind — der Kunst folgen, dann wird einem zweierlei erst recht klar.

Das eine ist die Zerstörung, die die großen Städte überall dort anrichten müssen, wo die geistigen Interessen und Bedürfnisse so unselbständig sind, daß sie dem bequemsten Angebote unter den vielen folgen, die in den Großstädten zur Verfügung stehen — wo hingegen der stille, kleine Ort den Menschen zu sich selbst zurückführt. Und das um so stärker, je mehr die Natur einer Gebirgsgegend sich ständig wieder in Erinnerung bringt, sei es durch ihre hemmenden Beschwerlichkeiten, ihre mahnenden Gefahren oder das heftige Wechselspiel ihrer Farben. Das wäre das eine. Zum anderen aber ist's der Eindruck, daß im Bürgertume in den kleinen Städtchen der lebendige Geist deutscher Kultur so reich an Kräften ruht, daß der Glaube an eine Erneuerung aus den stillen Gassen und Häusern im Lande keine törichte, keine verzweifelte Hoffnung zu sein braucht. Denn es geht um die deutsche Seele, die es nur einmal gibt auf der Welt. Dr. Robert Volz

Ein Straßen-Erlebnis

seltener Art wurde neulich aus Berlin gemeldet, ein Vorfall, der Erwähnung verdient, weil er durch den ruhigen Mut des hierbei beteiligten jungen Mädchens wohltuend von dem üblichen Getriebe dieser Zeit absticht.

In der Tiergartenstraße ist ein zerlumpter Mann von einem Auto überfahren worden. Ein Schupo hat den Fahrer aufgeschrieben, den Verletzten will man fortbringen in ein Krankenhaus, aber er schreit vor Schmerz, als man ihn anrührt, und ein Arzt, der zufällig zur Stelle ist, gibt den Umstehenden einen Wink, daß hier nichts mehr zu helfen ist und das Leben des Verunglückten nur noch Minuten zählt. Der stöhnt, will reden, bringt aber nur undeutliche Laute heraus. Da drängt sich ein junges Mädchen durch die Menge, ein halbes Kind fast noch, kniet bei dem Sterbenden nieder, bettet seinen Kopf in ihren Arm und sagt: „Ich will Ihnen helfen, sprechen Sie nur nach, so gut Sie können.“ Und sie beginnt: „Vater unser, der du bist im Himmel...“ Verwundert starrt der Mann sie an, dann zieht es wie ein Lächeln über sein Gesicht, und er lallt ihre Worte nach: „Geheiligt werde dein Name, zu uns komme dein Reich.“ Der Arzt hat seinen Hut abgenommen, die Umstehenden tun's ihm nach. Selbst der halbwüchsige Bursche, der noch eben einen Witz über den Sterbenden machte, zieht die Kappe ab. Leise und deutlich klingen die Worte des jungen Mädchens durch das eingetretene Schweigen, und lallend spricht sie der Verunglückte nach bis zum letzten „Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.“

*

Nochmals: modernste Rechtspflege

Wir hatten im Februarheft (S. 360) zwei Fälle mitgeteilt, die in Laienkreisen Kopfschütteln erregten. Ein Rudolstädter erschoß seine lungenkranke Schwägerin, weil er für die Seinen Ansteckung befürchtete, eine Frau in Essen beging Betrügereien großen Stils — und beide wurden, auf Grund von Sachverständigen-Urteilen, kostenlos freige-

sprochen. Zum letzteren Fall schreibt uns nun der Landgerichtsrat Dr. Grevel aus Essen:

„... Es ist richtig, daß die Angeklagte Frau R. ganz erhebliche Betrügereien, die im wesentlichen erschöpfend dargestellt sind, begangen hat. Zugegeben werden muß auch, daß ein trotzdem erfolgter Freispruch bei Laien, die den wahren Sachverhalt nicht kennen, Unverständnis begegnen kann. In Wirklichkeit, und das verschweigt der Bericht [? D. T.], hatte die Angeklagte aber sämtliche Betrugsfälle, wie einwandfrei nachgewiesen ist, im Zustande der Schwangerschaft begangen. Sie war stets, als sie die Handlungen beging, schwanger. Da Zweifel an ihrer Zurechnungsfähigkeit aufgetaucht waren, wurde sie für sechs Wochen der Heil- und Pflegeanstalt in Grafenberg bei Düsseldorf zur Beobachtung auf ihren Geisteszustand überwiesen. Nachdem sie hier, übrigens wieder als Schwangere, sechs Wochen eingehend beobachtet worden war, kam der sie behandelnde Arzt zu dem Ergebnis, daß sie an einer sogenannten Schwangerschaftspsychose leide und für alle an sich strafbaren Handlungen, die sie während einer Schwangerschaft begangen habe, nicht verantwortlich sei, also unter den § 51 des Strafgesetzbuchs („krankhafte Störung der Geistestätigkeit, durch welche die freie Willensbestimmung ausgeschlossen war") falle. Diesem Gutachten, das in öffentlicher Sitzung vorgetragen wurde, mußte sich die Strafkammer nach Lage der Sache anschließen. Darauf erfolgte die Freisprechung der Angeklagten. Es handelt sich also nicht, wie der Bericht behauptet, um das „weichliche Gerede eines ‚Sachverständigen'" (auch in Anführungszeichen), dem sich das Gericht angeschlossen hat, sondern um ein begründetes, auf sechswöchiger Beobachtung aufgebautes Gutachten eines seit langen Jahren an einer öffentlichen Irrenanstalt angestellten und erfahrenen Psychiaters. Der Fall bietet somit vielleicht für Laien, nicht aber für solche, die auch nur einigermaßen mit der Sach- und Rechtslage vertraut waren, etwas Außergewöhnliches. Und auch bei Laien würde wohl das gesunde Gerechtigkeitsgefühl nicht „umgekrempelt" worden sein, wenn der Verfasser des Berichts das Hauptmoment, auf das sich der Urteilsspruch stützte, richtig und sachgemäß dargestellt hätte."

Dr. Grevel, Landgerichtsrat.

— Soweit dieser Fachmann. Wir weisen zunächst darauf hin, daß unser Bericht deutlich gesagt hat: „eine krankhafte Person, die ihre Schwindeleien verübte, während sie ein Kind erwartete". Wir können in bezug hierauf auch einen mildernden Grund durchaus verstehen, niemals aber einen Freispruch. Und wir seufzen jetzt schon, da die Frau für Untaten während jenes an sich so hoffnungsvollen Zustandes „nicht verantwortlich" ist: Der Himmel schütze die menschliche Gesellschaft vor der nächsten Schwangerschaft dieser erfindungsreichen Frau!

*

Lieb Heimatland, ade!

Leid lastet über dem deutschen Vaterland. Da ist zuerst die Arbeitslosigkeit: 3 500 000 Vollerwerbslose und 4 000 000 Kurzarbeiter gibt es heute bei uns! Wo aber keine Arbeit, da erhebt der Hunger sein Gorgohaupt. Niederschmetternde Tatsachen, erschütternde Bilder malen in dieser Beziehung die Elend-Statistiken der mittleren Städte. Von Unterernährung, Mangel an warmen Mahlzeiten, an Kleidung und Wohnung reden ihre kalten Zahlen. In einer bayrischen Provinzstadt von 20 000 Einwohnern etwa besitzen 70 Schulkinder kein eigenes Bett. Bei 26 Kindern besteht die Schlafstelle aus einem Lager von Lumpen. Es wurden Familien getroffen, bei denen bis zu sieben Mitglieder auf die Benutzung einer einzigen Lagerstatt angewiesen waren. Auch bei den alten und gebrechlichen Leuten läßt sich ein ähnlicher Zustand beobachten. Leider beziehen sich diese Elend-Statistiken nur auf die einigermaßen klar zu überblickenden Verhältnisse der Mittelstädte. Die Not und das Elend, die zurzeit die Großstädte beherrschen, entziehen sich jeder statistischen Feststellung.

Hand in Hand mit dieser trostlosen Lage weiter Kreise schreitet die zunehmende Verschlechterung der hygienischen Verhältnisse. Wie geht der Geburtenrückgang ständig seinen Unglücksweg weiter! Es ist bekannt, daß

die Statistiker ihn zum Aufstieg des Dollarkurses in eine ebenso traurige wie bezeichnende Beziehung setzten. Die Geburtsziffer vom Jahre 1922 war bisher die niedrigste, die Deutschland aufzuweisen hatte, wenn man die Kriegsjahre unberücksichtigt läßt. Sie betrug nämlich 17,3 auf je 1000 Seelen.

Die Sterblichkeit dagegen nahm zu. Sie stieg von 11,5 auf das Tausend für 1921 auf 12,6 für das darauffolgende Jahr. Besonders ist es die Tuberkulose, die ihre reiche Totenernte hält. Auch ihre Ziffern sind im Steigen begriffen, nachdem ihre Bekämpfung aus Mangel an Geldmitteln beschränkt werden mußte. Während 1921 in den Großstädten 22438 Personen an dieser furchtbaren Seuche starben, gingen 1922 3687 Personen mehr an ihr zugrunde. Und im ersten Halbjahr 1923 erlagen der Tuberkulose 1792 Personen mehr als im gleichen Zeitraum des Vorjahres.

Immer seltener wird der Arzt zu Rate gezogen. Die Sterblichkeit steigt. Viele Ärzte leiden Not. Und die Apotheken dazu. Wie häufig ist beobachtet worden, daß die Kranken erst nach dem Preise der verordneten Arznei fragen, um dann trauernd der nahen Hilfe den Rücken zu wenden, weil — das Geld dafür nicht vorhanden ist!

Besonders den Mittelstand hat der giftige Pfeil der Not getroffen. In vielen Angestellten- und Beamtenfamilien weinen Eltern und Kinder in diesen Tagen die bittersten Tränen, weil Kündigungen sie erreicht haben oder der bevorstehende allgemeine Abbau sie berühren wird.

Und nirgends ein Ausweg! Auch die Industrie kann keine Hilfe bieten; das Stocken unserer Ausfuhr ebenso wie das ständige Sinken der deutschen Kaufkraft legte wieder große Teile der Industrie lahm. Dazu kommt, daß die Weltmarktpreise 60—70 % über den Friedensstand emporgeklettert sind, die wichtigsten Textilien sogar um 150 %, daß eine neue Wirtschaftsgefahr, eine neue Teuerungswelle im Anzuge ist — und wieviel Unglück noch mehr! Da kommen neue Steuern, da gilt es, für den Sohn einen Beruf zu wählen, was fast eine Unmöglichkeit ist, da steigt der beutelüsterne Schatten Frankreichs am Horizonte empor und droht mit allgemeiner Versklavung.

Da taucht ein Gedanke mächtig und heiß im Hirne des Notleidenden auf: ins Ausland! Und der Gedanke wird zur Sehnsucht; zur Sehnsucht nach dem Lande des Glückes und des Goldes, der Arbeit und des Wohlstandes. In Millionen von Herzen wird sie lebendig. Amerika hat Quoten veröffentlichen müssen, nach denen Europas Völker einzuwandern haben. Die Quoten der deutschen und russischen Einwanderer sind bereits überschritten, die Zahlen für die Schweizer, Italiener, Österreicher und nordischen Völker nahezu erreicht. Selbst unerwünschte Einwanderer, zu denen die Serben, Tschechen, Türken zählen, haben ihre Wanderquoten. Sie alle verachten dieses kranke, grausame Europa und sehnen sich nach neuen und besseren Verhältnissen.

Der Wille zur Massenflucht aus Europa ist unverkennbar. Wir leben im Erdteil der Vielzuvielen.

Aber die Auslandsreise kostet viel Geld. Und Wunsch, Wille und Geldbörse stehen oftmals nicht im Einklang miteinander. Da kündete vor kurzem der Zirkus Sarrasani seine Ausreise nach Südamerika an. Daraufhin liefen in seinem Geschäftszimmer nicht weniger als 60000 Briefe von Leuten ein, die mitgenommen werden wollten! Ungerechnet die vielen tausend, die sich noch persönlich meldeten!

Diese Briefsammlung, die in Dresden zurückgelassen wurde, ist ein sehr bezeichnendes Kulturdokument unserer Zeit. Keinen Stand gibt es, der nicht unter den Bewerbern vertreten wäre, keine Gesellschaftsschicht, die nicht Angehörige zu dem Heer der Bittsteller gestellt hätte. „Die Aristokratie ist recht häufig vertreten, auch der Offiziersstand hat zur Fülle der Bewerbungsschreiben beigetragen. Ein ehemaliger kommandierender General der Kavallerie fragte an, ob man ihn nicht als Stallmeister beschäftigen könne; ja einige frühere Pionieroffiziere waren sogar bereit, eine Stellung als Bühnenarbeiter bei dem Zirkus anzunehmen. Ein tschechoslowakischer Bergmann wollte noch 2000 Kronen zuzahlen, wenn man ihn mitnähme. Nur heraus wollten sie alle

aus Europa! Es waren auch viele Frauen unter den Briefschreibern, die sich teils als artistische Mitglieder, teils — und zwar viel häufiger — als Bureaupersonal anboten. Einige gingen sogar so weit, sich als — Scheuerfrauen anzubieten!"

Das alte, liebe Lied „Lieb Heimatland — ade!" tönt mir wieder durch die Seele. Aber diesmal nicht als liebliches, frommes Kinderlied, das abends aus roten Mädchenlippen über die Wiesen klang — nein, als ergreifender Volksgesang, der aus tausend brechenden Herzen geboren wird, der sich aus waldumrauschter Heimat adlerhaft erhebt, der wie ein gewaltiger Strom über das Weltmeer schwillt — und im fernen Lande wieder zu dem Lieblein wird, das Sehnsucht und Liebe, Glauben und Gott immer wieder wehmütig erstehen läßt...

Oswald Richter

*

Ausblicke

Wie eine unüberbrückbare Kluft geht es durch unseren Volkskörper: hie Nationalisten, hie Sozialisten, und dem oberflächlichen Beobachter will es scheinen, als gäbe es da kein Verstehen, keine Möglichkeit wahrer Volksgemeinschaft, kein Hinüberkommen von einem zum anderen. Und wahrlich, wäre es so, dann müßten wir verzweifeln, dann müßte es eines Tages zur Machtprobe, zur Entscheidung durch Gewalt kommen: „Wer ist der Stärkere?" Und damit wäre im Herzen des Unterlegenen der unauslöschliche Haß entzündet und also der innere Unfriede unseres Volkes für unabsehbare Zeiten besiegelt.

Aber wer in diesen Tagen tiefer blickt, sieht noch etwas anderes, im ersten Entstehen zwar noch, zunächst nur dem aufmerksamen Auge erkennbar, und dennoch den Keim des unaufhaltsamen Sieges bereits in sich tragend, etwas Neues und Gewaltiges: den Willen zum Neuen Deutschland, der in unserer Jugend jeden Alters lebendig zu werden beginnt.

Von zwei Seiten geht es auf dieses Ziel los: von links und von rechts, von sozialistischer und nationaler; auf beiden Seiten beginnt man in den besten Köpfen und Herzen den Boden zu erkennen, auf dem das einige Deutschland der Zukunft erstehen soll und kann. Das ist nicht uferlose Phantasterei, denn alles wahrhaft Deutsche ist zugleich in bestem Sinne sozial, wie alles wahrhaft Soziale stets zugleich vaterländisch eingestellt sein muß, will es nicht den Boden unter den Füßen verlieren.

Die neue Jugend in bestem Sinne, ob national, ob sozialistisch eingestellt, hat jetzt den Feind erkannt, der uns ohnmächtig am Boden hält und wie ein Pfahl im deutschen Fleische steckt: den auf Internationale und Klassenhaß eingeschworenen Marxismus. Dieser Höllengeburt setzt der deutsche Siegfried jetzt sein Panier entgegen: die deutsche Volksgemeinschaft auf dem Boden der Vaterlandsliebe und Volksversöhnung.

Der Sozialist August Winnig sagt in Heft 21 der sozialistischen Halbmonatsschrift „Der Firn" vom 1. August 1923 u. a.:

„Unsere Vergangenheit war das Klassenerlebnis. Jetzt erleben wir die Nation ... Diese Generation, die heute die deutschen Parlamente bevölkert, ist größtenteils Hemmung und Ballast, und ihr einziger positiver Wert ist dies, daß sie dem neuen Geschlecht zum Ekel wird ... Der Glaube an die deutsche Zukunft beginnt erst da, wo diese Generation und ihr Geschichtsbild aufhört. Er liegt bei der neuen Jugend. Sie kann, und ich glaube sie wird ihre Nation erleben. Für ihren jungen Sinn hat die Klassentheorie nicht mehr die allseitig zwingende Gewalt, die sie einst für uns hatte. Für sie wird sie Theorie bleiben und nicht Erlebnis werden. Diese Jugend sieht eine ganz andere Welt. Sie sieht das erbarmungslose Gesetz der Weltgeschichte als eherne Wirklichkeit. Sie lernt nicht den Militarismus hassen, sondern sie wird die Wehrhaftigkeit herbeisehnen als das höchste Gut lebender Völker.."

Und wenige Wochen später schreibt daselbst der Leipziger Sozialist Hermann Schmitz in einem Aufsatz „Wir Jungsozialisten" u. a. folgendes:

„Sehet, das ist unser junger Sozialismus, daß wir einen neuen Geist in uns tragen, der sich selbst verschenken, der sich opfern will. Der

bei der Frage nach dem Sinn des Lebens nicht antwortet: Glück, Wohlleben, Kultur, Geistigkeit! sondern nur das eine Wort: Pflicht! — Pflicht wozu? Früher sagten wir: für das Hochziel des Menschentums. Heute sagen wir: für die Größe der Nation. Hört, alte Sozialisten! Für die Nation! Für ihre Freiheit! Für ihre Größe! Für die Abrechnung mit denen drüben! Wir haben gelernt, was Nation ist. Wir können sie nicht nur unterscheiden vom weichen Brei des Volkes, vom Schlamm des Pöbels. Wir haben sie erkannt als das heilige Gefäß des Lebens, das allein zum Verweilen reizt, des Lebens der Pflicht. So stehen wir auf einer neuen Ebene... Wir fühlen uns Enkel jener Germanen, die das römische Joch brachen. Unsere Gedanken folgen den Spuren der Ordensritter nach Osten. Ein Symbol ist uns der Fridericus Rex von Leuthen. Die Ebene von Leipzig ist uns heiliger Boden, wie es die Felder von St. Privat und die Schlammtrichter an der Somme sind. Unsere Ideale sind anderer Art als Euere." ...

Vergleichen wir hiermit folgende Sätze aus dem „Jungdeutschen", dem Organ des Jungdeutschen Ordens, der bekanntlich auf vaterländischem und völkischem Boden steht, und wir sehen, daß die Worte der einen ebensogut der anderen Zeitschrift entnommen sein könnten:

„Der praktische Dienst am Volke ist besser geeignet, die Klassengegensätze auszugleichen, als die nur theoretische Behandlung der Fragen, die sich aus dem Problem der Beendigung des Klassenkampfes ergeben. Wäre der Wille zur Volksgemeinschaft in allen Schichten unseres Volkes so von Tatendrang durchpulst wie in den Kreisen des Ordens, brauchte unserer heutigen Generation nicht bang zu sein um das Erbe, das sie ihren Kindern und Enkeln hinterlassen muß. Für den Orden gibt es keine Klassen, sondern nur ein Volk. Deshalb ruft er auch allen zu, die sich noch gängeln lassen von den Agenten des internationalen Marxismus: „Helft mit bei der praktischen Bekämpfung des Klassenkampfes!..."

So sehen wir auf beiden Seiten dasselbe Ziel; hier: los von Marxismus, Klassenkampf, Internationale — dort: los von Parteigezänk, Überheblichkeit, Standesdünkel, und beides hin zu allein befreiender deutscher Volksgemeinschaft!

Wer spürt aus dem allen nicht das Heraufdämmern der neuen Zeit? Glückauf, ihr beiderlei Jugend desselben Volkes, ihr haltet Deutschlands Zukunft in hoffnungsstarker Hand! Und vergeßt dabei nicht, daß der stolzeste Bau, der vollendetste Organismus ein wesenloses Nichts ist ohne Seele. Vergeßt nicht, eure deutsche Seele mit einzubauen, auf daß sie von innen heraus alles durchleuchte!

Hans Scheibert

*

Deutsche Lebensfragen

Herr Techniker, was ist die Welt?"

„Eine Maschinenfabrik, daß Sie's nur gleich wissen! Die Sonne, die Pflanzen, die Tiere, wir Menschen — alles nur Maschinen, ungeheuer große und ungeheuer kleine, untereinander verbunden vom großen Strome der Energie, die abwärts fließt, Räder und Zellen und Nerven und Muskeln treibend ... Die Sonne hebt die Wasserdünste, die dann in Regengüssen und Wasserfällen Arbeit leisten; die Pflanzen speichern die Wärme als Brennstoff für Kessel und Mägen auf; die Tiere sind Lastmotoren und Brennstoff für andre Mägen; und die Menschen? — sind erst recht Maschinen..."

„Und wenn eine Maschine alt oder kaput ist..."

„... kommt sie zum alten Eisen oder auf den Friedhof, wird umgeschmolzen oder Dünger. Es geht nichts verloren in der wunderbaren Ökonomie..."

„Und die Seele, Herr Maschinenrat, die Seele...?"

„Haben Sie die selbstschreibenden Registrierapparate an den Wettersäulen gesehen? Nun, so ein Kontrollfilm unsrer Maschine sind die sogenannten seelischen Vorgänge. Aber den Apparat geht die Sache eigentlich nichts an."

„Aber unser Glück oder Unglück..."

„Sind technisch belanglos, wie alles einzelne — wenn nur die Maschine Arbeit leistet..."

„Nun, Herr Weltmechanikus, warum soll da die Maschine — genannt deutsches Volk — nicht von dem französischen Energiestrome betrieben und in Arbeit genommen werden, verbraucht, bis es zu altem Eisen oder Dünger wird?!..."

— — — — — — — — — — — — — —

„Herr Philosoph, was ist die Welt?"

„Ewige Gesetzmäßigkeit, die aus jedem Einzelgeschehen den all-einen Urgrund offenbart. Wir Einzelwesen sind nur Beispiele, die vergehn, die ewige Formel bleibt bestehn. Das erkannt zu haben, sei unsre sittliche Größe!"

„So ist das deutsche Volk auch nur ein Beispiel dafür, daß Macht die Welt regiert, und wenn das deutsche Volk erledigt ist, wird das Machtgesetz doch weiter bestehn, in alle Ewigkeit? Welch eine Genugtuung für uns als sittliche Wesen!"

— — — — — — — — — — — — — —

„Herr Theologe, was ist die Welt?"

„Die weise Schöpfung des Allmächtigen, ohne dessen Willen kein Haar vom Haupte fällt und der zu Gefäßen der Ehre oder Unehre bestimmt, wen er will..."

„Hochehrwürden ... wenn nun der Allmächtige das deutsche Volk zu einem Gefäß der Unehren bestimmt hat, die Franzosen aber zum Gefäß der Ehre, dürfen wir uns da über das deutsche Elend auch nur beklagen?"...

— — — — — — — — — — — — — —

Sind das Doktorfragen? Nein, es sind Schreie der Seele aus tiefer Not!

Sollen oder sollen wir nicht Unrecht und Elend über uns ergehn lassen, als „höhere" Naturgewalten — sollen oder sollen wir nicht vor der Übermacht der äußeren Welt kapitulieren?

Ja — aber ...? Steht Kreaturen, Marionetten und Atomklumpen (auch wenn sie sich Menschen nennen) überhaupt eine Wahl zu?...

Oder? ... Ist nicht das Gefühl des Leides, des Mitleides, der Empörung schon ein Einspruch gegen die technologische, theologische, philosophische Nichtigkeitserklärung des Menschen?

„Dasjenige Volk, welches nicht mehr an quellende Kräfte glaubt, ist wert, daß es zugrunde geht ... Solch ein Volk wird und muß den Völkern und Rassen unterliegen, die an sich und ihre aufsteigende Zukunft glauben. Das sage ich dir, du deutsches Volk, das von Kulturgreisen des Monismus irregeführt wird. Nach all dem glänzenden Aufschwung ist eine Seelenermüdung über euch gekommen. Noch scheint es so mächtig, dieses deutsche Reichsgebäude..."

Das ist 1912 gesagt worden, vom baltischen Denker und Dichter Elisarion (Elisar von Kupffer).

„... Noch scheint es so mächtig, dieses deutsche Reichsgebäude, als könnte es selbst dem englischen Weltreiche Halt gebieten und alle Feinde umher in Schach halten. Das haben die Veteranen Friedrichs des Großen auch gedacht. Aber nachher kam die Schmach. Soll dein Volk wieder ein verspottetes Volk von abstiegwilligen Monisten werden, denen die zukunftgläubigen Neurömer-Italiäner, die selbstbewußten Engländer und die energischen Ostasiaten den Fuß auf den Nacken setzen? Soll es wirklich dahin kommen mit eurer Verachtung der Eigenwesen, mit eurem Unglauben an den Aufstieg der Kraft?..."

Schon vor dem Weltkrieg erging diese Warnung im „Unbekannten Gotte" (in „Heiliger Frühling", wie die andern Werke im Klaristischen Verlage Akropolis in Leipzig erschienen), vor dem Weltkriege ertönte die Klare Kunde des „Neuen Fluges", die mit dem technischen wie theologischen Puppenspiel aufräumte und die Seele in ihr Ur-recht einsetzt. Und drang die ernste und begeisternde Stimme Elisarions nicht durch, als Deutschland im Überfluß schwamm, und nicht, als es im Heldenringen stand — sollte nicht jetzt in der täglich wachsenden Demütigung und Not endlich die deutsche Seele sich diesem Rufe zum Leben öffnen?...

„Was ist die Welt?" frage ich Elisarion, und seine Werke antworten mir, in Prosa wie in Gedichten, einheitlich erlebt:

Eine ungeheure Zweiheit, die doppelte Wirklichkeit von Wirrwelt und Klarwelt. Die Wirrwelt: das ist blinder gierender Drang, ist die unerschaffene Natur mit ihrem wilden Kampfe der Wesen, mit Hunger, Tod, Geburt, Leiden, Zwang, Haß und Lüge — ungöttlich durch und durch; und die Klarwelt: das ist

strahlende, spendende Ruhekraft, ist das seit Ewigkeit sich mehrende Reich Gottes, dessen werbende Spuren wir schon inmitten des Todeschaos erleben können — in Freude, Güte, Schönheit, Liebe, Begeisterung, Tapferkeit, Lauterkeit. Die Wirrwelt ist nicht die Schöpfung, noch der Aushauch Gottes, sondern die selbstgeschaffene Walstatt der unerschaffenen Eigenwesen; die Klarwelt aber, ja sie, nur sie ist die wachsende Schöpfung Gottes, der die einsamen, kraftlos irrenden Eigenwesen begeistet, beruhigt, verbindet und aus ihnen Einklänge erbaut, Gestaltung im Gestaltlosen wirkt, Zuneigung weckt, wo Abneigung herrschte. Ewig unerschöpflich ist im Eigenwesen der Eigendrang, und Gottes lichtes Walten wandelt ihn immer und immer neu zu Sehnsucht, Willen und Schaffenskraft um. Und so ist es eine Welt des Aufstiegs, der Befreiung, deren wir teilhaftig werden können — wenn uns danach verlangt. Das ist die Klare Kunde.

Nun, und? Was fangen wir in unserer Leibes- und Seelennot damit an?

Hat einer erst in sich die souveräne Seele entdeckt und begriffen, welch ein „Wunder" die Gestaltung ist, wo aus zahllosen zerstiebenden Atomen ein ganzes, eignes, wesenhaftes Gebilde ersteht, kraft der Seele — dann wird er auch in allen Gebilden des Universums die seelischen Mächte fühlen, und die mechanischen Kräfte, die man uns bis heute als die einzig nützlichen verehren und — ach wie plump und unexakt! — messen lehrte, die wird er als bloße Außen- und Zwischenwirkungen seelischer Vorgänge erkennen. Dann wird es nicht mehr heißen: möglichst hohe Einnahmen, möglichste Bevölkerungsmassen, sondern möglichst innengefestigte, mündige, freudige Persönlichkeiten, möglichst harmonische Menschenbünde!

Aber was nützt das bei den verzweifelten wirtschaftlichen Zuständen?!

Es ist nichts kostspieliger und unproduktiver als die innere Verwirrung der Seele: die wirkt sich in eigener Erschöpfung, häuslichem Streit, nachbarlichen Fehden, öffentlicher Erwerbshetze aus. Jedoch die innere Klarheit der Seele, von der Elisarion redet, schafft tapfre Heiterkeit. Niemand lebt wohlfeiler als ein innerlich glücklicher Mensch, dem der Sinn des Daseins gewiß wurde.

Deutschland ist schwer krank, für lange noch, es kann nur genesen, wenn jede Zelle des deutschen Volkskörpers, jeder Deutsche in sich und um sich eine quellende Welt der Klarheit schafft, der Zukunft zugewandt. Wollen wir es nicht — was vielen schon zum Segen und Lebensmut ward — um Deutschlands willen mit der Klaren Kunde Elisarions versuchen?

Dr. Eduard von Mayer

*

Deutsche Geschichte von 1870 bis 1914

Auf der letzten Tagung der Goethe-Gesellschaft hielt Professor Fritz Hartung den Festvortrag über „Goethe als Staatsmann" (inzwischen erschienen im neuesten IX. Band des Jahrbuchs der Goethe-Gesellschaft). Dies Thema war vielfach von anderer Seite in Angriff genommen worden und hatte dennoch bisher noch keine befriedigende Darstellung gefunden. Prof. Hartung hat unter Benutzung der gesamten amtlichen Akten uns ein wahrhaftes Bild von Goethes staatsmännischer Tätigkeit gegeben, das nicht in Kleinlichkeiten sich verzettelt, aber auch nicht im Allgemeinen untergeht, sondern die tiefsten Staatsweisheiten Goethes in Zusammenhang bringt mit seinem Wirken im einzelnen. In seiner „Deutschen Geschichte von 1870 bis 1914" (300 Seiten; Verlag Kurt Schroeder, Bonn und Leipzig) bewährt nun Fritz Hartung dieselben Vorzüge, die seinen Goethe-Festvortrag auszeichnen: die Dinge vielseitig zu betrachten und doch zugleich tiefer in ihr Wesen einzudringen. Ich sehe in diesem Buche vor allem einen großen Vorzug gegenüber ähnlichen Geschichtswerken darin, daß hier innere und äußere Politik organisch miteinander verbunden werden. Hartung versteht es, sein Vorwort zu erfüllen, die lebendigen Kräfte aufzudecken und, was ungesund und absterbend an der Zeit gewesen ist, nachzuweisen.

Die Darstellung der auswärtigen Politik Bismarcks in diesem Buche wird im einzelnen durch die Veröffentlichung der Akten des Aus-

wärtigen Amtes, von denen die ersten sechs Bände erschienen sind, eine Korrektur erfahren, aber im wesentlichen dürften die klaren Grundlinien, die Hartung gibt, richtig sein und bestehen bleiben. Als Lehre für die Gegenwart ist der innere Ausbau des Reiches von 1871 bis 1876 von höchster Bedeutung, weil in diesem Zeitraum das ganze unpolitische und doktrinäre Wesen des Deutschen, ebenso wie sein Mangel an politischer Gefolgschaft (im Gegensatz zur militärischen und zur Politik der Persönlichkeiten in England) offenbar wird. Bismarck kam von der auswärtigen Politik, vom Staate und seinem Machtbedürfnis her; die Liberalen (Nationalliberalen) aber waren deutsche Parteipolitiker. Nur eine Gruppe gab es damals in Deutschland, die Bismarck unbedingt „in jeder Weise, wie unabhängige Männer es mit Überzeugungstreue vermögen", ihre Unterstützung anbot: die Freikonservativen.

Was Hartung über den Kulturkampf schreibt, ist besonders reizvoll und zeigt sein Verständnis, die Dinge gerecht zu beurteilen. Er bezeichnet Falk, den damaligen Kultusminister, als scharfsinnigen Juristen, der aber zu wenig politischen Blick für die Imponderabilien besaß. Die Kirche mit ihrem universalen Charakter störte die Logik des Juristen. Der Liberalismus übersah nach Hartung die inter- und übernationalen Strömungen; er konnte wohl auflösen, aber er hatte nichts Positives zu geben. Liberalismus (Individualismus) und starres Juristentum tragen die Schuld für die verhängnisvollen Auswirkungen des Kulturkampfes, die Bismarck nicht wollte.

Es ist hier nur möglich, einige Momentbilder aus den klaren und tiefschürfenden Darlegungen Hartungs herauszugreifen. Ich wähle Fragen, mit denen wir heute noch ringen, um sie einer Lösung entgegenzuführen. Man hat vielfach Bismarck dafür verantwortlich gemacht, daß wir kein politisch mittätiges Volk haben, weil er jede Mitarbeit zurückgestoßen habe. Hartung gibt auf diese Scheinwahrheit die richtige Antwort. Der Verzicht des Bürgertums auf lebendige politische Betätigung, die einseitige materialistische Einstellung auf das Erwerbsleben tragen die Schuld an diesem Verhängnis.

Ausgezeichnet ist die Darstellung Hartungs über das Wesen des Imperialismus. In Deutschland ist es vielfach üblich, dem Imperialismus den Pazifismus als Gegensatz gegenüberzustellen. Der deutsche Pazifismus unterscheidet sich aber, wie Hartung ausführt, wesentlich von dem Frankreichs und Englands, die die Vorherrschaft der eigenen Kultur mit friedlichen Mitteln erstreben. „Der Imperialismus ist durchaus nicht bloßer Machtglaube, sondern er wird getragen von dem Gedanken der Kulturausbreitung. Alle starken Völker sind vom Wert ihres Wesens und ihrer Kultur überzeugt und wollen diese Kultur in die Welt hinaustragen. Darum gehen auch militärische, handelspolitische und geistige Eroberungen Hand in Hand. Missionare und Lehrer spielen die gleiche Rolle wie die Kaufleute und die Offiziere. Daß unser deutsches Spießbürgertum, ebenso freilich unsere Großindustrie für diese Seite des Imperialismus kein Verständnis und namentlich kein Geld gehabt haben, hat uns schwer geschadet, kann aber das Urteil über die sittliche Berechtigung des Imperialismus nicht beeinträchtigen ... Uns Lebensraum zu schaffen, war das gute Recht, die ernste Pflicht der Regierung Wilhelms II. Es hat ihr nicht an der sittlichen Begründung, sondern an der rechten Einschätzung der Gefahren gefehlt." Dazu gehört auch die beliebte Methode der Schönfärberei, der, wie Hartung treffend hervorhebt, auch Fürst Bülow als typischer Vertreter huldigte.

Man wird aus den kurzen Andeutungen erkennen, daß Fritz Hartung in dieser ausgezeichneten „Deutschen Geschichte von 1871 bis 1914" nicht Alltagsmeinungen wiederholt, sondern tiefer in die jüngst vergangene Zeitepoche hineinleuchtet.

Dr. Hans Siegfried Weber

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers": Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten" mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Maiwuchs

Franz Hein

26. Jahrg. Mai 1924 Heft 8



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

Zwei Dinge erfüllen das Gemüt
mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht,
je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt:

Der bestirnte Himmel über mir,
und das moralische Gesetz in mir.

Beide darf ich nicht als in Dunkelheiten verhüllt oder im Überschwenglichen, außer meinem Gesichtskreise, suchen und bloß vermuten; ich sehe sie vor mir und verknüpfe sie unmittelbar mit dem Bewußtsein meiner Existenz.
Das erste fängt von dem Platze an, den ich in der äußeren Sinnenwelt einnehme, und erweitert die Verknüpfung, darin ich stehe, ins unabsehlich Große mit Welten über Welten und Systemen von Systemen, überdem noch in grenzenlose Zeiten ihrer periodischen Bewegung, deren Anfang und Fortdauer. Das zweite fängt von meinem unsichtbaren Selbst, meiner Persönlichkeit, an, und stellt mich in einer Welt dar, die wahre Unendlichkeit hat, aber nur dem Verstande spürbar ist ...

Kant

Immanuel Kant

Zu seinem 200jährigen Geburtstag (22. April 1924)

Von Prof. Dr. Erich Adickes

Überall in Deutschland feiert man in diesen Tagen das Gedächtnis Immanuel Kants, und noch weit über seine Grenzen hinaus, selbst in dem uns feindlichen Ausland, das uns noch vor kurzem in unwürdigster Weise als Hunnen und Barbaren verleumdete, kann man nicht umhin, anzuerkennen, daß Kant seinen Namen mit ehernem Griffel in die Geschichte der menschlichen Kultur eingegraben hat.

Er ist der größte Philosoph Deutschlands, vielleicht auch der größte der Welt. Seine Interessen und Forschungen griffen aber weit über das eigentliche Gebiet der Philosophie hinaus, auch über die Verbindungsfäden, die von ihr zu den Einzelwissenschaften ziehen. Um von seiner Geisteskonstitution ein Bild zu entwerfen, kann man sich mit Nutzen der Begriffe bedienen, die er in seiner Anthropologie in dem Abschnitt „Von den Talenten im Erkenntnisvermögen“ entwickelt, d. h. von den Naturgaben, die nicht von der Unterweisung, sondern von der natürlichen Anlage abhängen. Er war das, was er dort als „allgemeinen Kopf“ bezeichnet, und umfaßte, wenn auch nicht alle, so doch sehr viele Wissenschaften. Sein Gedächtnis war ausgezeichnet, seine Gelehrsamkeit „gigantisch“, aber nicht „zyklopisch“, indem ihr auch das zweite Auge, das der wahren Philosophie, niemals fehlte. Er gehörte ferner zu den „architektonischen Köpfen“, die „den Zusammenhang aller Wissenschaften, und wie sie einander unterstützen“, methodisch einsehen. Ihm eignete auch in hohem Grade die Sagazität oder Nachforschungsgabe, die aus dem bloß aufspeichernden und reproduzierenden Gelehrten erst den selbständig vorgehenden, Neues schaffenden Forscher macht, das Talent, „gleichsam mit der Wünschelrute in der Hand den Schätzen der Erkenntnis auf die Spur zu kommen“.

Aber alles das würde ihn nicht instand gesetzt haben, auch nur einen kleinen Teil seiner Leistungen zu vollführen, hätte er nicht auch das besessen, was er sich selbst abstreitet: wissenschaftliches Genie. Er will das Genie auf den Künstler beschränkt wissen, weil es nie erlernt werden kann, während jede Wissenschaft, z. B. alles von Newton in seinen berühmten Prinzipien der Naturphilosophie Vorgetragene, für jeden genügend Vorgebildeten erlernbar sei, ein so großer Kopf auch erforderlich war, es zu erfinden. Aber wäre Kant nicht selbst ein Genie gewesen, hätte er nicht Wesen und Bedingungen genialen Schaffens durch eigenes Erleben kennengelernt, so hätte er nie vermocht, in das Wesen der Kunst und des künstlerischen Produzierens so tiefe Blicke zu tun und das Rätsel des Genies in so einleuchtenden Formeln zu lösen. Sie stellen gleichsam die Theorie zur Praxis der Großen in Weimar dar. Und auf diese — selbst auf einen Goethe, so fern er Kant auch in seinem tiefsten Lebensgefühl steht — wirkte ja gerade die Kritik der Urteilskraft sehr stark.

Auch um sein System zu entwerfen, an dem bzw. in Gegensatz zu dem noch immer fast die ganze deutsche Philosophenwelt sich orientiert, gehörte Genie. Ebenso zu seinen großen naturwissenschaftlichen Leistungen. Denn Kant war nicht etwa ein

Naturwissenschaftler im eigentlichen Sinn: er beherrschte weder die Kunst des Experimentierens, noch hat er es in der Anwendung der Mathematik auf die Naturwissenschaft weit gebracht. Er dachte auch in seinen streng naturwissenschaftlichen Schriften absolut nicht in mathematischen Formeln und Gleichungen, liebte es auch nicht, seine Begriffe fest zu bestimmen, sondern brauchte selbst die wichtigsten, wie Kraft, Moment, gern vieldeutig und mit metaphysischem Einschlag. Auch fehlte ihm ganz das Bedürfnis nach anschaulicher Vergegenwärtigung physikalischer Vorgänge und Theorien, er gehörte entschieden dem abstrakt-logischen Denktypus an. Und trotzdem seine großen naturwissenschaftlichen Verdienste: die kosmogonische Hypothese, die Theorie der Winde, die Erkenntnis der Faktoren, welche die Erdrotation beschleunigen bzw. verzögern, die dynamische Theorie der Materie, der Rassenbegriff und — schon in seiner Erstlingsschrift — die Vorwegnahme der modernen metageometrischen Spekulationen.

Wie ist das alles erklärlich? Die Antwort kann wieder nur lauten: er war eben ein großes wissenschaftliches Genie mit starker Fähigkeit zur Synthese, zur Vereinheitlichung, zur Zusammenschau weit getrennter Vorgänge und Dinge; als einem selten begnadeten Geist fielen ihm Vorausahnungen, Intuitionen und Aperçus in reichem Maß zu, und gerade aus diesen Quellen pflegen meistens die neuen, umwälzenden Leistungen herzustammen. Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang ein Selbstgeständnis in einem Brief an Biester vom 31. Dezember 1784, daß er „beständig über Ideen brüte", und ein andermal erklärt er sich bereit, zum allgemeinen Teil der Naturgeschichte etwas beizutragen, jedoch „mehr durch Ideen, als deren ausführliche Anwendung" (21. März 1778 an Breitkopf). Bei diesen Ideen muß man etwa an ordnende Prinzipien, leitende Begriffe, heuristische Grundsätze denken, auf jeden Fall an Gedanken, die eine Richtung auf systematische Einheit, auf das ganz Grundsätzliche und etwas Weitumspannendes haben, wie sich denn überhaupt in Kants Denken eine starke monistische Tendenz vielfach bemerkbar macht.

Soviel über Kants Geistesart. Aus seinem Leben nur einige Bilder, die für den Menschen Kant bezeichnend sind.

Er ist in Königsberg geboren und gestorben (1804). Über seine Vaterstadt ist er nur selten, über Ostpreußen nie hinausgekommen. Und doch hat er eine neue geographische Disziplin: die physische Geographie an seiner Heimatuniversität eingeführt und sich, wie seine Schriften zeigen, ein ungewöhnlich großes Maß von Menschen- und Weltkenntnis angeeignet. Ein Beweis, mit wie wenig Anregungen von außen her ein Mensch von hohen Anlagen Großes zu schaffen imstande ist.

Kant stammte aus kleinen Handwerkerkreisen. Seine Eltern waren Pietisten. Sie haben ein Hausbuch über Familienangelegenheiten geführt. Es beginnt mit einer Eintragung der Mutter: „Anno 1715 d. 13. Nov. habe ich Anna Regina Reuterin mit meinem lieben Mann Johann George Kant unsern hochzeitlichen Ehrentag gehalten. Der Herr unser Gott erhalte uns in beständiger Liebe und Einigkeit nach seinem Wohlgefallen, er gebe uns von dem Tau des Himmels und von der Fettigkeit der Erde, solange bis er uns zusammen bringen wird zu der Hochzeit des Lammes um Jesu Christi seines Sohnes willen Amen." Die letzte Eintragung stammt von J. Kants Hand: „Anno 1746, d. 24. März, nachmittags um ¼4 Uhr, ist mein liebster



Vater durch einen seligen Tod abgefordert worden. Gott, der ihn in diesem Leben nicht viel Freude genießen lassen, lasse ihm davor die ewige Freude zuteil werden."

An seinen Eltern hat Kant Zeit seines Lebens mit großer Liebe gehangen. Vor allem an seiner Mutter, die — wie das für Mütter bedeutender Männer so oft zutrifft — eine vorzügliche Frau von großem natürlichen Verstande, edlem Herzen und echter Religiosität gewesen sein muß. So oft er später von seiner Mutter sprach, war er gerührt, sein Auge glänzend. Und umgekehrt hat die Mutter ihr „Manelchen" mit großer Liebe umfaßt und seiner Erziehung alle nur mögliche Sorgfalt gewidmet. Kant selbst hat nach seinem Biographen Jachmann von ihr berichtet: „Sie führte mich oft außerhalb der Stadt, machte mich auf die Werke Gottes aufmerksam, ließ sich mit einem frommen Entzücken über seine Allmacht, Weisheit und Güte aus und drückte in mein Herz eine tiefe Ehrfurcht gegen den Schöpfer aller Dinge. Ich werde meine Mutter nie vergessen; denn sie pflanzte und nährte den ersten Keim des Guten in mir, sie öffnete mein Herz den Eindrücken der Natur; sie weckte und erweiterte meine Begriffe, und ihre Lehren haben einen immerwährenden heilsamen Einfluß auf mein Leben gehabt."

Den Segen eines echt christlichen Elternhauses hat Kant also tief an sich verspürt. Auch vom Pietismus hat er stets mit warmer Verehrung gesprochen. Ein Biograph (Rink) läßt ihn sagen: Denen der Pietismus ernst war, die „besaßen das Höchste, was der Mensch besitzen kann, jene Ruhe, jene Heiterkeit, jenen inneren Frieden, der durch keine Leidenschaft beunruhigt wurde. Keine Not, keine Verfolgung setzte sie in Mißmut, keine Streitigkeit war vermögend, sie zum Zorn und zur Feindschaft zu reizen." Mögen diese Äußerungen auch (wohl durch Rinks Schuld) übertrieben sein — auch die Pietisten waren Menschen und menschliche Leidenschaften ihnen nicht fremd —, so zeigen sie doch, mit welcher Liebe und Verehrung Kants Gedanken auch im späten Alter noch bei den Leitern seiner Jugend verweilten, und wie stark die pietistischen Einflüsse seiner Kindheit in ihm nachgewirkt haben. Kein Wunder! Denn die Eltern lehrten ihn Frömmigkeit und Leben in Gott nicht nur in Worten, sondern lebten es ihm auch in Taten und in ihrem ganzen Verhalten vor.

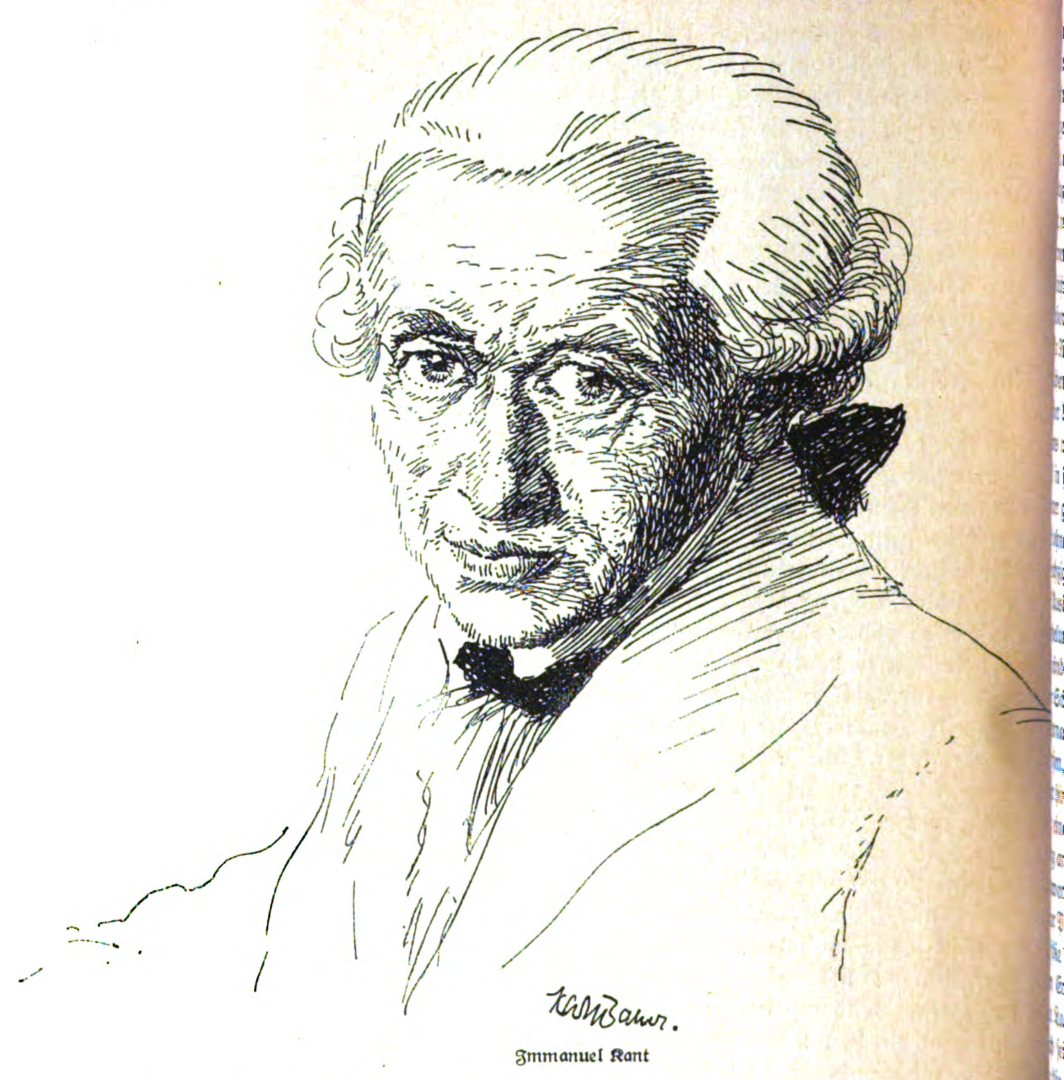
1740 bezog Kant die Universität. Er wohnte nicht im Vaterhaus (die Mutter war schon 1737 gestorben und „still und arm" beerdigt), sondern mit Freunden zusammen. Unterstützung vom Vater bekam er nicht, sondern mußte sich aus eigener Kraft durch Unterricht, Repetieren von Vorlesungen usw. durchschlagen. Er wurde bald Mittelpunkt eines Freundeskreises, über dessen Leben ein Mitglied, der Kriegs- und Domänenrat Heilsberg, nach Kants Tod berichtet hat. Danach scheint ein frischer, fröhlicher, natürlicher Ton in dem Kreis geherrscht zu haben. Kant ist der geistig Gebende und als solcher anerkannt. Dafür geben die andern an äußern Hilfsmitteln, soviel jeder kann. So leidet Kant keinen eigentlichen Mangel. Aber es kommt vor, daß er notwendig auszugehen hat, wenn grade seine Kleidungsstücke zur Reparatur beim Handwerker sind. Dann bleibt einer der Freunde zu Haus, und Kant macht in dessen Rock, Hose oder Stiefeln seinen Gang. Hat ein Kleidungsstück ausgedient, dann schießt die ganze Gesellschaft zusammen, um ein neues zu kaufen. Kant liebt „keine Belustigungen, noch weniger Schwärmereien" (soll wohl heißen: Tanzereien, Trinkgelage und ähnliches) und gewöhnt auch seine Freunde unmerklich zu gleicher Ge-

sinnung. Und im Anschluß daran erzählt Heilsberg noch eine amüsante Geschichte, die gegenüber dem späteren übertriebenen, alle Neigungen und Triebe ächtenden Rigorismus Kants, fast möchte ich sagen: versöhnend wirkt und ihn uns auch menschlich näherbringt, indem sie zeigt, daß auch er einmal jung war: „Das Billardspiel war seine einzige Erholung; Wlömer und ich waren dabei stets seine Begleiter. Wir hatten die Geschicklichkeit in diesem Spiel beinahe aufs höchste gebracht, gingen selten ohne Gewinn nach Hause; ich habe den französischen Sprachmeister ganz von dieser Einnahme bezahlt. Weil aber in der Folge niemand mehr mit uns spielen wollte, so gaben wir diesen Erwerbsartikel ganz auf und wählten das L'Hombre-Spiel, welches Kant gut spielte."

1755 habilitierte Kant sich, wurde aber erst 1770 Professor, dann aber gleich Ordinarius. Seit 1766 erhielt er seine erste Besoldung aus öffentlichen Mitteln (62 Taler jährlich) als Unterbibliothekar an der Schloßbibliothek. Über die lange Wartezeit halfen ihm die Einnahmen aus seinen gutbesuchten Vorlesungen hinweg. Er hielt auch mehrfach Privatvorträge für Offiziere und für Standespersonen, wie z. B. den Herzog von Holstein-Beck, beaufsichtigte auch zeitweise adlige Studenten, so daß er vor Mangel geschützt war.

Man würde sich ein sehr falsches Bild machen, stellte man sich ihn etwa als einen eingefleischten, ungepflegten Junggesellen und als einen einsiedlerischen, ganz und gar in seinen philosophischen Problemen aufgehenden Sonderling vor. So scheint Haeckel sich ihn zu denken, wenn er in seinen „Welträtseln" meint, Kant hätte zu einer ganz anständigen Philosophie kommen können, wenn er beschreibende Naturwissenschaften getrieben statt Hauslehrer zu sein, weite Reisen gemacht und — eine Frau genommen hätte. Nun, dies letztere zu tun, hat Kant — zur Beruhigung der Leserinnen sei es mitgeteilt — dreimal versucht. Einmal dachte er an eine Königsbergerin, an der aber bei näherer Ansicht „das Gleißende" sehr schwand. Die andern beiden Objekte seiner Neigung waren nach Heilsberg eine gutgezogene, sanfte, schöne, auswärtige Witwe und ein hübsches westfälisches Mädchen, Reisebegleiterin einer adligen Dame. Aber Kant überlegt, zögert, rechnet hin und her, und — währenddessen geht die schöne Witwe zu Freunden im Oberland und verheiratet sich dort; die Westfälin aber ist schon wieder auf der Reise in ihre Heimat, als er sich entschließt, ihr den entscheidenden Besuch zu machen.

Kant war ein Mann von Welt. Schon seit den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts, wo ihm der Beiname „der elegante Magister" gegeben worden sein soll, spielte er eine nicht unbedeutende Rolle im gesellschaftlichen Leben Königsbergs. Hamann berichtet damals sogar, er werde durch einen Strudel gesellschaftlicher Zerstreuungen fortgerissen. Mag das auch stark übertrieben sein, so ist doch sicher, daß er in den ersten Häusern Königsbergs ein auch bei den Damen gern gesehener Gast war. In der Gräflich Keyserlingschen Familie, wo er viel verkehrte, bekam er regelmäßig den Ehrenplatz neben der Hausfrau. Es ist die Zeit, in der er den Eindrücken der Welt offenstand und von allen Seiten her den Stoff zu der Lebensweisheit seiner Anthropologie sammelte. Er besuchte gern das Theater, machte gelegentlich eine Partie L'Hombre, verkehrte viel mit Kaufleuten und höheren und niederen Offizieren und war überall beliebt als ein Mann von feinen verbindlichen Manieren und



Immanuel Kant

als angenehmer Gesellschafter. Vor allem verstand er meisterlich die Kunst der Unterhaltung. Alles Trockene, Pedantische lag ihm da fern. Witz, Humor, Satire stand ihm gleichmäßig zu Gebot, immer aber wieder brach die Tiefe durch.

Dasselbe Bild zeigen die Schriften aus der Mitte der sechziger Jahre. Wer Kant als Stilisten kennenlernen will, muß zu den Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen (1764) und zu den Träumen eines Geistersehers (1766) greifen. Man merkt die Schule der Engländer, eines Shaftesbury, eines Hume. Das waren Männer von Welt, die für die Welt schrieben. Nichts Kleinbürgerliches ist mehr an ihnen. Ihr Verkehr: die Großen dieser Welt, sie selbst oft in hohen politischen und andern Ämtern, daher ihr großer Gesichtskreis. Alles Pedantisch-Schul-

mäßige hat sich verloren, Tiefe und Klarheit ist miteinander verbunden, so daß ihre Werke sich hoch über die gewöhnliche Populärschriftstellerei erheben und sich dem Kunstwerk nähern. Kant ist ihr würdiger Schüler. Sein Stil ist damals nicht nur klar und gewandt, sondern auch witzig, humorvoll, durchsetzt mit feinen Antithesen, geistreich, ohne in das heute so beliebte Geistreichelnde zu verfallen. Wie leicht ihm das Produzieren damals wurde, zeigen die handschriftlichen Aufzeichnungen aus jener Zeit, vor allem in seinem Handexemplar der „Beobachtungen". Da ist überall nur sehr wenig verbessert, er braucht sich nicht, wie in den achtziger und neunziger Jahren, den richtigen Ausdruck und oft auch die Klarheit des Denkens erst mühsam zu erschreiben. Sondern Gedanke und Form sind eins und zugleich da. Hätte er sich in dieser Richtung ungestört weiterentwickelt, so wäre er wohl zu einem der größten deutschen Prosaisten der damaligen Zeit geworden.

Aber dann packt ihn im Jahr 1769 sein Problem, das nun das Problem seines Lebens werden sollte. In elfjährigem Schweigen wird er seiner Herr. Und als er 1781 in seiner Kritik der reinen Vernunft dies Schweigen endlich bricht, ist er ein anderer geworden. Der Stil des Alters ist da, plötzlich, unvermittelt, auch er gewiß nicht ohne seine eigentümlichen Reize. Aber er erinnert nur noch selten an den Kant der sechziger Jahre mit seinem Antithesenspiel, seinen oft kurzen, prägnanten Sätzen und Ausdrücken. An ihre Stelle treten 1781 verwickelte Konstruktionen mit Einschachtelungen über Einschachtelungen, stilistisch wenig gefeilt, die Pronomina oft ohne eindeutige Beziehung, nur wenig Bilder und Gleichnisse, wenig Beispiele. Die ganze Schrift von einer Rücksichtslosigkeit gegen den Leser, wie kaum ein zweites epochemachendes Werk der Weltliteratur sie aufweist. Das Werk ist eilig hingeworfen, in einem mächtigen Anlauf, um den jahrelang gesuchten und immer wieder hinausgeschobenen Abschluß endlich herbeizuführen. Und man glaubt ihm stilistisch eine gewisse Angst anzumerken, der Elan könne vielleicht nicht bis zur Vollendung anhalten. Kant war seiner Sache, seines Systems vollkommen sicher. Seine Hauptwerke erscheinen von 1781—1797, also in seinem 57.—73. Lebensjahr, wo anderer Produktivität aufzuhören pflegt. Die Sache nimmt ihn jetzt so völlig hin, daß er auf die Form keinen großen Wert mehr legt. Es kommt ihm nur darauf an, seinen reichen Erntesegen noch rechtzeitig in die Scheuern zu bergen. Für zweckentsprechende Lagerung und Verwendung der Frucht mögen andere sorgen!

Auch sein ganzes Leben wird umgestellt und nur auf die Erreichung des einen Ziels: die Vollendung des Systems gerichtet. 1787 gibt er die Mittagstafel im Hotel auf und richtet sich einen eigenen Haushalt mit Köchin ein. Seit 1789 werden die Vorlesungen stark beschränkt. Mehrere seiner alten Freunde sterben. Er geht nicht mehr in Abendgesellschaften, zieht sich ganz auf sich selbst und seine Arbeit zurück. Nur das Mittagsmahl macht eine Ausnahme, da sieht er Freunde und Bekannte als seine Tischgäste bei sich und bleibt nach vollendetem Essen noch eine Zeitlang in reger Unterhaltung mit ihnen zusammen. Rasch verfestigen sich jetzt seine Gewohnheiten. Der Tageslauf ist genau festgelegt; Tun und Lassen wird unverbrüchlichen Ordnungen unterworfen, Pünktlichkeit und Regelmäßigkeit drohen Selbstzweck zu werden und arten oft in Pedanterie aus. Also eine starke Wandlung gegenüber dem Kant der sechziger Jahre! Eine Wandlung, der ähnlich, die in der Ethik vom mo-

ralischen Gefühl der Jahre 1764/65 zum kategorischen Imperativ der achtziger Jahre hinüberführt.

Kants Vorlesungen erstreckten sich, außer auf die eigentliche Philosophie und Pädagogik, auch noch auf physische Geographie, Mathematik, theoretische Physik, mechanische Wissenschaften und Mineralogie. Über die letztere las er nur einmal, und zwar bald, nachdem er Ordinarius geworden war. In den sechziger Jahren steigerte sich die Wochenstundenzahl bis auf 24, 26—28, ja 34. Das wäre natürlich nicht möglich gewesen, wenn es sich um Vorlesungen nach heutiger Art gehandelt hätte, zumal Sommer- und Wintersemester nur durch je 2—4 Wochen Ferien voneinander getrennt waren. Aber der Unterricht war auch, besonders in den Naturwissenschaften, weit elementarer als heute und ähnelte mehr dem in den höheren Klassen des heutigen Gymnasiums, nur daß in den eigentlichen Vorlesungen (im Gegensatz zu den Disputatorien, Examinatorien und Repetitorien) das Frage- und Antwortspiel fehlte. Allgemein bestand der Zwang, ein Kompendium zugrunde zu legen, wodurch allein schon die Vorlesungen etwas Schulmäßiges bekamen. Jener Zwang wurde den Königsberger Professoren 1778 durch ein Reskript des Kant sehr günstig gesinnten Kultusministers v. Zedlitz noch besonders eingeschärft. Es hieß darin: „Das schlechteste Kompendium ist gewiß besser als keines, und die Professores mögen, wenn sie soviel Weisheit besitzen, ihrem Autoren verbessern, soviel sie können, aber das Lesen über Diktata muß schlechterdings abgeschafft werden. Hiervon ist jedoch der Professor Kant und sein Kollegium über die physische Geographie auszunehmen, worüber bekanntlich noch kein eben ganz schickliches Lehrbuch vorhanden ist.“

Kant hat sich, abgesehen von der physischen Geographie, dem Brauch und Befehl treulich gefügt. Das ist für uns sehr bedeutungsvoll. Denn fünf Handexemplare gerade der wichtigsten Kompendien, nach denen er las, sind uns erhalten, davon drei durchschossen, zwei in Quart. Diese Bücher sind nun voller Bemerkungen von Kants Hand, sie bildeten, ergänzt durch Oktavzettel, seine Kolleghefte. Das wichtigste von ihnen, die 4. Auflage von Al. Gottl. Baumgartens Metaphysica (1757), diente ihm seit 1769 zugleich als eine Art von wissenschaftlichem Tagebuch. Vorder- und Rückseite des Titelblatts, die fast 50 Seiten der Vorreden und des Inhaltsverzeichnisses wurden in den Jahren 1769 bis etwa 1778 über und über, nicht nur an den Rändern, sondern auch zwischen den Druckzeilen, mit Aufzeichnungen bedeckt, die uns wertvolle Blicke in die allmähliche Entwicklung von Kants Ansichten in dieser Zeit äußeren Schweigens tun lassen. Auch in den späteren Teilen der Metaphysica treffen wir, vor allem auf den Durchschußseiten, auf zusammenhängende Schichten, die sich nicht auf die neben- oder gegenüberstehenden Paragraphen Baumgartens beziehen, sondern allgemeine anthropologische Stoffsammlungen sind. In der Hauptsache aber enthalten sie das Material für die Vorlesungen. Die Niederschrift erfolgte zu sehr verschiedenen Zeiten, von den ersten sechziger Jahren bis in die neunziger hinein.

Meine Aufgabe ist es, diese sämtlichen Bemerkungen in allen Handexemplaren Kants, sowie seine zahlreichen Aufzeichnungen auf „losen Blättern“ im dritten Teil der Kantausgabe der Berliner Akademie der Wissenschaften, im „Handschriftlichen Nachlaß“, herauszugeben, von dessen acht Bänden jetzt der vierte im Druck begriffen ist.

In diesen Aufzeichnungen gibt Kant sich am unmittelbarsten, sie bringen uns ihn vor allem auch als Menschen näher. So folgendes Geständnis in seinem Handexemplar der Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen: „Ich bin selbst aus Neigung ein Forscher. Ich fühle den ganzen Durst nach Erkenntnis und die begierige Unruhe, darin weiterzukommen, oder auch die Zufriedenheit bei jedem Erwerb. Es war eine Zeit, da ich glaubte, dieses allein könnte die Ehre der Menschheit machen, und ich verachtete den Pöbel, der von nichts weiß. Rousseau hat mich zurechtgebracht. Dieser verblendete Vorzug verschwindet; ich lerne den Menschen ehren, und ich würde mich weit unnützer finden wie den gemeinen Arbeiter, wenn ich nicht glaubte, daß diese Betrachtung allen übrigen einen Wert erteilen könne, die Rechte der Menschheit herzustellen."

Für Kants Entwicklungsgeschichte ist eine Bemerkung zwischen den Druckzeilen der S. XXXVI von Baumgartens Metaphysica sehr wichtig, deren Schluß lautet: „Das Jahr 69 gab mir großes Licht." In diesem Jahr kreuzten sich der Einfluß Humes auf Kant und der Einfluß des selbstgefundenen Antinomienproblems, d. h. der mit dem Unendlichkeitsbegriff verbundenen Schwierigkeiten. Hume hatte bestritten, daß Wissenschaften von Tatsachen jemals auf strenge Allgemeingültigkeit und Notwendigkeit Anspruch machen können, und hatte die Annahme von Kausalbeziehungen und kausaler Notwendigkeit aus subjektiver Gewohnheit abgeleitet. Das hieß für Kant, der in der Leibniz-Wolffschen Schule großgeworden war und an ihrem rationalistischen Wissensbegriff Zeit seines Lebens festhielt, soviel wie Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit völlig preisgeben. Aber schärfste Opposition gegen Hume! Mit dem Ziel: den Rationalismus und die Wissenschaft neu zu begründen und beide gegen Humes Angriffe zu retten.

Es wird erreicht durch Scheidung von Form und Materie in der Erkenntnis und Entdeckung apriorischer, von der Erfahrung unabhängiger, formaler Elemente im menschlichen Geist: Raum und Zeit, die als Formen der Anschauung nur für die sinnliche Erscheinungswelt gelten, für sie aber der ganzen Mathematik strengste Notwendigkeit und Allgemeingültigkeit verbürgen, und reine Verstandesbegriffe, die auf die intelligible Welt des an sich Seienden gehen und, wie Kant 1770 überzeugt ist, auch eine apriorische Erkenntnis von ihr an die Hand geben.

Aber neue Schwierigkeiten erheben sich: wie ist eine solche Erkenntnis möglich, wenn sie ihren Gegenstand weder schafft noch empirisch durch Erfahrung von ihm entnommen ist? Schweren Herzens muß Kant sich entschließen, auch die Verstandesbegriffe, die Kategorien, auf die Erscheinungswelt zu beschränken: sie vermögen keine Erkenntnis des Transzendenten, über die Erfahrung Hinausliegenden, des An-sich zu geben, sie sind aber unbedingt nötig, um die Erfahrung zustande zu bringen, indem sie als synthetische Funktionen das ungeordnete Empfindungsmaterial ordnen und zu körperlichen Gegenständen verbinden. So begründen sie die reine Naturwissenschaft und verleihen ihr strengste Notwendigkeit und Allgemeingültigkeit für den ganzen Umkreis der Erfahrungswelt. Auf diese Weise ist der Rationalismus und die Wissenschaft im eigentlichen Sinn auf neuem Grund neu errichtet und für immer gegen Humes Ansturm gesichert.

Und was durch Aufgabe einer wissenschaftlichen Erkenntnis des Transzendenten

verlorengegangen war, wird auf der Glaubensseite wenigstens teilweise wieder gewonnen. Mit dem von der Ethik aufgestellten kategorischen Imperativ ist die Willensfreiheit ohne weiteres als Tatsache gegeben, und auf dieser Grundlage erheben sich dann, gestützt durch den Begriff des höchsten Gutes (volle Glückseligkeit in Verbindung mit der Würdigkeit, glückselig zu sein), die praktischen Postulate des moralischen Glaubens: Gottes Dasein und Unsterblichkeit der Seele. Und selbst diesen Postulaten soll, obwohl sie doch nur Sache des Glaubens sind, Allgemeingültigkeit, wenn auch nur subjektive, beiwohnen, so daß ihre Deduktionen oft fast den Charakter von wirklichen Beweisen annehmen nach Art der alten, von ihrem Thron gestürzten, dogmatischen, transzendenten Metaphysik.

Das ist in kurzen Umrissen Kants neues, kritisches System. Was kann es unserer Zeit noch sein? Die Antwort wird so verschieden lauten, als es verschiedene Philosophien und Weltanschauungen heutzutage gibt. Jede wird das ihr Gemäße und Entsprechende als das Wichtigste am alten Kant hervorheben und als Heilmittel für die Gebrechen der Zeit anpreisen. Es handelt sich um Werturteile, und die sind nun einmal immer vom emotionalen Erleben des einzelnen beeinflußt und daher stets subjektiv gefärbt.

Nur mit diesem Vorbehalt wage ich die folgenden Zeilen und knüpfe dabei an ein Wort Wilh. v. Humboldts in der Einleitung zu seinem Briefwechsel mit Schiller an: „Dreierlei bleibt, wenn man den Ruhm, den Kant seiner Nation, den Nutzen, den er dem spekulativen Denken verliehen hat, bestimmen will, unverkennbar gewiß. Einiges, was er zertrümmert hat, wird sich nie wieder erheben; einiges, was er begründet hat, wird nie wieder untergehen; und was das Wichtigste ist, so hat er eine Reform gestiftet, wie die gesamte Geschichte der Philosophie wenig ähnliche aufweist."

Was er zertrümmert hat und was „sich nie wieder erheben wird" oder vorsichtiger: erheben sollte, ja! hätte erheben sollen, ist auf der einen Seite der Materialismus und flache Sensualismus, auf der andern die transzendente Metaphysik als theoretische wissenschaftliche Erkenntnis. Aber was sein sollte, ist leider in der Wirklichkeit oft nicht vorhanden. So auch hier: der Materialismus erlebte um die Mitte des 19. Jahrhunderts in Deutschland seine Hauptblüte, und der Idealismus von Fichte bis Hegel betrieb seine dogmatischen Spekulationen so unbekümmert, als ob es nie einen Kant gegeben habe. Aber immerhin: beider wurde die Philosophie Herr, indem sie grade auf Kant zurückgriff. Freilich ist jetzt, wie es scheint, eine neue metaphysische Hochflut im Kommen begriffen. Trotzdem scheint mir Kants Bedeutung nicht zum wenigsten darin zu bestehen, daß er das theoretische Wissen auf die Welt möglicher Erfahrung beschränkt hat. Vorübergehend mag man in die alten dogmatischen Allüren zurückfallen — jene Grenzbestimmung wird sich immer wieder durchsetzen.

Ergänzt wird sie durch Kants zweite wichtige Feststellung, daß die Weltanschauung das Gebiet des Glaubens ist. Von diesem Glauben muß aber alles Allgemeingültige entfernt werden, mit dem ihn Kant in seinem rationalistischen Drang zu umkleiden suchte. Er muß erfaßt werden als ein Ausfluß der Einzelpersönlichkeit und darum durchaus von subjektiven Faktoren abhängig, vor allem von der Willensrichtung. Und der Wille, dessen Bedeutung schon bei Kant an vielen Punkten klar zutage tritt, muß eine noch zentralere Stellung erhalten.

Durch Kants unwiderleglichen Nachweis, daß die körperliche Welt nur Erscheinung ist und daß schon das Dasein der Materie Kräfte voraussetzt, ist dem Materialismus prinzipiell ein Ende bereitet. Wie dem Sensualismus durch die ebenfalls endgültige Erkenntnis, daß unser Geist nichts Passives, kein bloßer Aufnahmeapparat ist, sondern Spontaneität, Aktivität und schöpferische Kraft, und Erfahrung demgemäß nicht etwas einfach nur so Hingenommenes, sondern etwas selbsttätig Hervorgebrachtes, wobei die dem Geist eigenen synthetischen Funktionen eine große Rolle spielen.

Was aber unserer Zeit am meisten not tut und ihr am meisten sein kann, das ist der Idealismus von Kants Ethik: die Reinheit und Hoheit ihrer Lehren, ihr starker Gegensatz gegen den gemeinen Utilitarismus, ihr strenges Pflichtgefühl, ihre Erkenntnis, daß nicht passive Lust, sondern aktives Tun des Guten den Wert des Lebens ausmacht, ihr Bewußtsein von der Würde der Menschheit und der Erhabenheit des Geistes über alles Materielle, und der heroische Entschluß, sich nicht von den Dingen treiben oder formen zu lassen, sondern umgekehrt durch das Feuer des Geistes und die Kraft des guten Willens die Dinge zu gestalten. Das alles sind Kräfte, die für die Erneuerung deutschen Wesens von höchster Bedeutung sein können. Die Begeisterung, die durch die Glut des sittlichen Idealismus Kants entfacht wurde, war einst in den Freiwilligen der Freiheitskriege lebendig und ließ sie den Kampf gegen französische Gewalt und Überhebung gewinnen. Sie möge von neuem erstehen, um eine Wiedergeburt unseres Volkes herbeiführen zu helfen.



Wort und Werk

Von Alexander von Gleichen-Rußwurm

Weit führt der Weg und schwer von dem Gedanken
Zum Wort hinaus. Er ist die stumme Saat,
Und Worte sind für ihn, was Blütenranken
Dem Keime sind. Doch Frucht ist erst die Tat.

Was im Gehirn entspringt, kennt keine Schranken
Und wird nur fest, wenn sich das Wort ihm naht;
Doch auch das Wort liebt uferlos zu schwanken,
Sein Zweck und Ziel bleibt immer nur die Tat.

So drängt sich aus der engumschloßnen Zelle
Das größte Wunder ständig an das Licht,
Und unaufhaltsam strömt aus seiner Quelle
Des Geistes Kraft, bis sie in Worten spricht.
Doch sie zerfließt in feindlich jäher Helle,
Strafft sich zum Werk des Wortes Fülle nicht.



Söhne der Sonne · Von Friedrich Lienhard

Was braust dort hinab in den heulenden Troß?
Eine Schale des Zorns, die ein Engel ergoß?
Ein Bote des Herrn auf gespenstischem Roß —
Ein apokalyptischer Reiter?!
Den eisernen Ton des Galopps nur im Ohr,
Umdampft vom Gewölk, vom dämonischen Chor,
Mit dröhnendem Zornruf bricht er hervor:
„Ich suche die Seelen der Deutschen!"

Sie hadern da unten, und jeder hat recht,
Es zankte der Freie sich nieder zum Knecht,
Einer balgenden Horde gemeines Geschlecht —
Hussa, wie wird er sie peitschen!
Schon reckt er die Rechte, die knochige Faust:
Eine Sichel entflammt — und die funkelnde saust —
Und sein Ruf hallt, der in die Ernte graust:
„Ich sichle die Seelen der Deutschen!" ...

Am Nachtgebirge stand ich, in einsamer Schau,
Am Nachtgebirge stand ich und schaute genau
Und erspähte den riesigen Reiter, den sichelnden Tod,
Und erhorchte den ungeheuren Schrei der Not —
Den Schrei der Not!

Am Nachtgebirge stand ich, am Tempeltor,
Dem Amt ergeben, das mir der Herr erkor:
Vor weißen Säulen hielt ich die Fackel empor
Und warf den Schein der Flamme auf heiliger Wacht
Hinab in die Nacht.

Ich schaute den reitenden Riesen und hörte den Ritt,
Ich schaute die schneidende Sichel und hörte den Schnitt
Und hörte die krachenden Knochen — die Welt ward rot — —
Da schwang ich die Fackel und rief: „Halt inne, Tod!
Du sichelst Gebein nur, aber die Seelen nicht,
Denn die Seelen sind Licht!"

Und leise quoll von unten und schwoll empor,
Wuchs an und scholl aufatmender Menschen Chor,
Und Antwort kam dem Rufer am Tempeltor:
„Licht! Wir sind Söhne des Lichts! O rettender Ton!
Ein jeder von uns der göttlichen Sonne Sohn!
Sagt's weiter, sendet den Schall von Ohr zu Ohr:
Es ist das Zauberwort, das der Mensch verlor!"
Und über Deutschland brauste der einzige Schrei:
„Wort, mach' uns frei!" ...

Und das Wort ward Glanz, und das Wort ward Glut,
Und das Wort überflammte die sichelnde Wut
Und gab den Gepeinigten himmlischen Mut —
Und sie stemmten sich wider den Reiter.
Es wuchs eine Schar aus dem knechtischen Troß,
Eine Schar, die ein schimmernder Panzer umschloß,
Eine heldische Schar, Genoß an Genoß —
Die erneuerte Seele der Deutschen!

Und die herrlichen Helden geboten ihm Halt:
Da schrumpfte des Reiters Gespenstergestalt,
Zerfloß wie Gewölk vor des Wortes Gewalt,
Und hohl verhallten die Hufe.
Sie aber sangen den neuen Gesang,
Das Zauberwort, das den Reiter bezwang,
Und zogen zum Tempel in heiligem Gang:
Die Helden — die Söhne der Sonne!



Schwester Hilde in der Heidklause

Erzählung von Diedrich Speckmann

Schwester Hilde, hamburgischer Jugend rege und unermüdliche Pflegerin, hatte im Fluge eine verheiratete Jugendfreundin begrüßt und wollte eben weiterrennen, als deren Mann, der Nervenarzt war und aus seiner Sprechstunde kam, in das Zimmer trat. Er sah ihr forschend in die Augen, hob gebieterisch den Finger und sagte: „Schwesterchen, wir spannen einige Tage aus!"

Hilde gab zu, daß sie mit ihren Nerven etwas herunter sei, auch schlafe sie in letzter Zeit nicht gut. Aber da sie erst im Spätsommer Urlaub gehabt habe, möge sie ihrem Vorstand mit derlei Wünschen noch nicht wieder kommen.

„Dann werd' ich ihm damit kommen", sagte der Arzt, „und zwar schreibe ich ihm noch heute, daß Sie eines Erholungsurlaubs von fünf bis sechs Tagen unverzüglich und dringend bedürfen. Aber wohin mit Ihnen? In Hamburg dürfen Sie selbstverständlich nicht bleiben, da würde man Ihnen doch keine Ruhe lassen."

„Wenn man nur wenig Zeit hat, ist immer die Heide das beste", sagte Hilde nach kurzem Besinnen. „Ein Bekannter von mir, in der Nähe Bremens, besitzt ein Häuschen am Heidewald, in dem ich vor Jahren mit froher Gesellschaft einen schönen Abend verbrachte. Schon damals sagte ich mir, ein paar Tage dort in aller Stille könnten eine Erholung schenken, wie sie sonst nirgends auf der Welt zu finden wäre. Ich zweifle nicht, mein Bekannter würde mir das Häuschen, das er seine ‚Heidklause' nennt, gern zur Verfügung stellen, wenn ich ihn hübsch darum bäte."

„Und Sie trauen sich zu, sechs Tage Einsamkeit zu ertragen?"

„Warum nicht? Ich finde dort eine gewählte kleine Bücherei, nehme mir auch das eine oder andere Buch mit. In der Hauptsache aber würde ich die Muße benutzen, eine Studie zur Psychologie der Großstadtjugend, die ich im Kopfe ziemlich fertig habe, endlich niederzuschreiben. Ich bin überzeugt, gerade eine solche Arbeit mit ihrem Zwang zur Konzentration könnte einem Menschenkinde, das hier von hunderterlei Ansprüchen auseinandergezerrt wird, außerordentlich gut tun."

„Das halte auch ich recht wohl für möglich", meinte nachdenklich der Arzt. „Und vor der Einsamkeit, die dort Ihrer wartet, fürchten Sie sich gar nicht?"

„Furcht, Herr Doktor, ist ein Gefühl, das ich nicht kenne. Ich bin in Hamburgs bösesten Tagen durch Hamburgs böseste Winkel gegangen und habe mich nicht gefürchtet."

„Gut gebrüllt, kleine Löwin! Aber Sie dürfen nicht vergessen, Schwester, daß Sie ein Weltstadtkind sind und Hamburg Ihre Heimat ist. Am hellichten Tage werden Sie sich im Heidehäuschen natürlich nicht fürchten. Aber die Nächte, die langen, dunklen Januarnächte!"

„Gerade auf die freue ich mich am meisten. Wir Großstädter, die wir mit unserm künstlichen Licht die Nacht zur Fratze des Tages machen, kennen ja gar keine ordentliche Nacht mehr. Das kam mir neulich Abend klar zum Bewußtsein, als ich im ‚Hausbuch deutscher Lyrik' den Abschnitt ‚Nacht' las. Zarathustras Nachtlied,

Mörikes ‚Gelassen stieg die Nacht ans Land‘, Hebbels ‚Quellende, schwellende Nacht, voll von Lichtern und Sternen‘ und anderes mehr. Da wurde in mir der Wunsch rege, die Nacht, da die stille Welt in ihres Gottes Frieden ruht, einmal wirklich zu erleben, und dazu wäre im Waldwinkel der Heidklause die allerbeste Gelegenheit... Was hätte ich da zu fürchten? Bin ich eine behütete Tochter von Anno dazumal? Hab' ich nicht die Erziehung durch den Wandervogel hinter mir?“

„Gut, machen Sie den Versuch! Ihn abzubrechen, steht Ihnen ja jederzeit frei.“ —

Drei Tage später brachte die gleiche Post Schwester Hilde eine Karte ihres Bekannten, der sie für sechs Tage zu seiner „Vizeklausnerin“ ernannte, und ein Briefchen aus der Stadt mit sechstägigem Erholungsurlaub und der willkommenen Beilage von dreißig Rentenmark. Sofort kaufte sie sich den Rucksack voller Lebensmittel, packte die nötige Wäsche und das älteste Hauskleid in eine Handtasche und stieg zwei Stunden später am Hauptbahnhof in den Personenzug Richtung Bremen. Einige Stationen vor der Weserstadt verließ sie ihn, erwanderte in einstündigem Marsch ein anmutiges Wiesendorf und suchte ihren Quartiergeber auf. Der huckte ihren Rucksack über und führte sie in knapp zwanzig Minuten zum Dorf hinaus, über eine Holzbrücke, am Wiesensaum hin, die Felder hinauf, durch ein schmales Waldstück zu dem winzigen strohgedeckten Häuschen, das ihrer Wünsche Ziel war. Nachdem er es aufgeschlossen, die verriegelten Fensterläden zurückgeschlagen, Feuer im Kanonenöfchen entzündet und an der Pumpe den Eimer gefüllt hatte, schickte er sich an zu gehen.

„Ich kann gar nicht aussprechen, wie dankbar ich Ihnen bin“, sagte Hilde, ihm fest die Hand drückend. „Schade, daß ich nur sechs Tage hab'. Am liebsten hauste ich hier drei Wochen.“

„Wollen uns zunächst nach drei Tagen einmal wieder sprechen“, lächelte er ein wenig tückisch. „Darf ich Ihnen vielleicht als männlichen Schutz und zur Gesellschaft meinen Rehpinscher lassen? Purzel ist wohlerzogen, liebt die Klause als seine zweite Heimat und würde sich als Allermannsfreund, der er leider ist, schnell mit Ihnen anbiedern.“

„Danke sehr,“ sagte Hilde, „ein Hundenarr bin ich nie gewesen.“

„Dennso nicht. Ich wünsche Ihnen in meiner Klause ebenso schöne und reiche Stunden, wie ich selber sie hier gefunden habe. Sollten Sie irgend etwas vermissen oder sich gar zu sehr langweilen, so wissen Sie ja, wo ich zu finden bin.“

Hilde sah ihm nach, wie er, vom Hündchen umsprungen, den Fußweg am Eichensaum hinunterschritt. Als er um die Waldecke verschwunden war, drehte sie sich in einer Art Freudentanz dreimal um die eigene Achse. Dieses Häuschen und sechs Tage darin, die ausschließlich ihr gehörten — unendlich reich fühlte sie sich und restlos glücklich.

Sie blickte sich aufmerksam in dem traulichen Raume um. Die Holztäfelung der Wände blau, gelb die Decke, Türen und Fenster rot. Am Wandschrank, der Geschirr und Vorräte enthielt, Dürers „St. Hieronymus im Gehäus“. Wie der alte Bursche in Frieden und Behagen den Gänsekiel führte! So hoffte sie an dem ehrwürdigen, malerisch unordentlichen Schreibtisch, der gut der pfarrherrlichen Studierstube zu Cleversulzbach hätte entstammen können, in Bälde mit ihrem Mont-Blanc-Füll-

federhalter auch zu tun. Über dem Halbsofa aus rotem Plüsch eine farbige Radierung: Reineke Fuchs über die nächtliche Schneelandschaft nach Beute äugend. So wollte sie diese Tage über das ihr vertraute Gebiet hinspähen und hoffte, nicht mit leeren Händen in das Land der Menschen zurückzukehren. Zunächst aber stellte sie das rote Kochkesselchen über das Feuer, um sich einen guten Kaffee zu brauen.

Es war heute draußen angenehmer als drinnen, wo die Kälte der letzten Tage dem Torffeuer nur zögernd weichen wollte. Hilde trat daher in das Gärtchen hinaus. Ein breiter Mittelweg führte von Tür und Veranda zwischen Beerengesträuch hin zu einer Rosenlaube mit Bank. An die zwanzig Obstbäume streckten kahle Zweige in die Luft. Von der Frucht des letzten Jahres war nur noch ein Feld Grünkohl übrig, der unter Frost und Schnee schwer gelitten hatte. Das mit Draht und Heckenrosen eingezäunte Gärtchen bildete die Nordwestecke eines etwa vier Morgen großen Rechtecks sandigen Ackerlandes, das sich vom Flußtal in den Wald heraufschob. Im Westen säumten es Eichen, im Osten und Norden Tannen und Föhren, hier waldartig, dort in gut entwickelten Einzelbäumen. Nach Süden öffnete sich der Blick in das überschwemmte und vereiste Wiesental. Schräg gegenüber lehnte an den Waldrand eine Strohkate, ursprünglich von winzigen Ausmaßen, aber durch spätere pfannengedeckte Anbauten erweitert; an der Außenwand stieg ein roter Ziegelschornstein empor. — Eine schönere Umgebung für solch ein Kläuschen wäre schlechterdings nicht zu finden gewesen. Wald, Acker und Wiese — traulich begrenzte Enge und freie Weite — eine Siedlung, fern genug, um nicht zu stören, aber doch so nahe, daß sie einem das Gefühl menschlicher Nähe ließ. Nur Heide hätte man um eine Heidklause her gern etwas mehr gewünscht; die war bis auf schmale Streifchen am Waldrand und Ackersaum verschwunden.

Als Hilde wieder in ihr Stübchen trat, summte der Kessel bereits sein Liedchen, und ein paar Minuten später saß sie behaglich in dem roten Plüsch, vor sich eine dickbauchige braune Großmutterkanne und einen handgemalten Teller voll feinen Hamburger Gebäcks.

Zur dritten Tasse des duftenden Labetranks holt sie sich vom Schreibtisch ein in grünes Leder gebundenes Buch heran, das in Goldpressung die Inschrift trägt: „Gästebuch der Heidklause“. Wieviel Menschen doch im Lauf der Jahre hier ein und aus gegangen sind! Alle versichern, daß sie sich unter diesem Dach wohlgefühlt haben, viele mit gutgemeinten Versen, etliche mit guten. Darunter Schriftsteller und Dichter von einigem Ruf. So schreibt einer:

„Fernab vom Geräusch der Welt,
Von Baum und Blumen rings umstellt,
Nur eine kleine Klause,
Und doch ein Zuhause.“

Der letztere Reim kehrt auf diesen Blättern so häufig wieder, daß eine von weiblicher Hand energisch geführte Feder sich schließlich gemüßigt gesehen hat, den Bannstrahl gegen ihn zu zücken:

„Wer hier in dieser Klause
Noch fürder reimt auf Hause,
Der ist ein Erzbanause.“

Eine andere, ebenfalls weibliche Feder predigt in steilen, starken Buchstaben gewaltiglich wie Johannes der Täufer:

„In die Wüste mußt du gehen,
In die Einsamkeit,
In dir fest gesammelt stehen
Über Menschen weit."

Und so fort...

Ein Tischlermeister und Poet dazu nimmt die Sache weniger tragisch:

„Kummst du ins dull
Hier öwern Sull
Und hest keen' Mot,
Hier bliew
Und schriew,
Denn wardst wedder god."

Diesen guten Rat hat der Klausner offenbar treu beherzigt. Zwischen den Eintragungen der Gäste, solcher, die einen flüchtigen Besuch abstatteten, und anderer, die tagelang die Gastfreundschaft der Klause genossen, wird das Buch zu einer Art Chronik, und Notizen seiner Hand verraten, wann er hier eine Arbeit der Feder begonnen und wann er sie beendigt, was fördernd und was hemmend auf sie eingewirkt hat. Die Bücher, die solchen Wochen und Tagen ihr Dasein verdanken, stehen sauber gedruckt und hübsch gebunden auf einem schmalen Brett über dem Schreibtisch. Hilde kennt sie fast alle. Weltbewegend sind sie ja nicht, und strenge Kritiker weigern sich, sie zur Literatur zu rechnen, aber durch ihre Wärme und Naturnähe haben sie ihr, wenn sie von ihrem Beruf abgehetzt nach ihnen griff, mehr als einmal wohl getan. Nun ja, ganz Schlechtes und Nichtsiges kann an solch einem Ort auch wohl kaum entstehen...

Es packte sie plötzlich die Lust, jetzt sofort zu versuchen, wie ihr das Schreiben hier von der Hand gehen wird. Zu dem Zweck siedelte sie an den Schreibtisch über und legte, nachdem sie den nötigen Ellbogenraum geschaffen, den mitgebrachten Quartblock vor sich hin. Es ging nicht sonderlich, denn die Goldfeder des Hartgummihalters streikte. Sie legte ihn ärgerlich zur Seite und nahm vom simplen Schreibzeug einen altväterisch ehrlichen Holzhalter mit Stahlfeder, der Gott weiß wieviel Kilometer emsigen Laufes über weißes Papier zurückgelegt haben mochte. Und siehe, auch in ihrer Hand erwies er sich als äußerst willig und munter. Nicht von vorne, sondern mitten drin in ihrer Sache fing sie aufs Geratewohl irgendwo an, denn ein richtiges Arbeiten sollte dies ja noch nicht sein, nur erst ein Probieren für morgen früh.

Als sie das erste Blatt auf beiden Seiten eng beschrieben hatte, war die Dämmerung so weit vorgeschritten, daß sie entweder die zierliche messingene Petroleumlampe anzünden oder eine Pause machen mußte. Sie gab der Pause den Vorzug und trat in das Gärtchen hinaus.

Hinter den Eichenstämmen verglomm das Licht des Tages. Der Föhrenwald stand wie eine dunkle Mauer, in die sich ein zaghafter Fußpfad verlor. Sie verspürte Lust, dem ein wenig zu folgen, hielt es dann aber doch für geraten, den ersten Gang in einen unbekannten Wald auf den hellen Tag zu verschieben.

Aus dem Wiesental kam ein hartes Krachen und Knallen. Da Hilde auf dem Herweg kurz vor der Brücke einen langen Spalt in das Eis der Wiesen hatte brechen sehen, wußte sie um die Entstehung dieser Geräusche Bescheid. Sie lächelte im Gedanken an eine Freundin, die bei diesem Getöse, das in der Tat etwas Unheimliches hatte, bereits in Todesangst geraten würde. Na, überhaupt hätte sie die mal als Einsiedlerin in der Klause sehen mögen!

Nachdem sie die grünen, mit bunten Blumen bemalten Fensterläden angelegt hatte, kehrte sie in den jetzt stickdunklen Raum zurück, entzündete die Lampe und ließ in ihrem bescheidenen gelben Schein die Feder von neuem über das Papier rascheln, bis wieder ein Blatt gefüllt war. Dann machte sie für heute Schluß und rieb sich glücklich über das, was ihr auf Anhieb gelungen, die Hände.

Nach dem Abendbrot und Geschirraufwaschen trat sie noch einmal in den Garten hinaus. Die Nacht war inzwischen völlig hereingebrochen, eine Nacht ohne Mond und Sterne. Hilde, die aus ihrer Wandervogelzeit nur Sommer- und winterliche Mondnächte kannte, hätte nimmer gedacht, daß eine Nacht so dunkel sein könnte. Ein fremdartiges Gefühl beschlich sie, wich jedoch sofort, als sie das freundliche Lichtlein der Kate drüben ins Auge faßte. Aber sobald sie dieses nicht sah, kehrte es zurück. Das war doch nicht etwa Furcht? Mit so etwas wollte sie sich nicht herlassen und schritt tapfer den Mittelweg dahin in der Richtung, in der sie die Rosenlaube wußte. Und um das Herz gegen etwaige Furchtanwandlungen zu stählen, beschloß sie, eine gute Weile, wenigstens zehnmal, zwischen Klause und Laube hin und her zu wandeln. Auf dem Hinweg freute sie sich des Lichtscheins der Kate, auf dem Rückweg, wenn sie diesen hinter sich hatte, suchte sie durch die Finsternis die Umrisse ihres Häuschens, froh, daß jeder Schritt sie ihm näherbrachte.

Achtmal hatte sie ihren Weg nun zurückgelegt, noch zweimal, dann war diese Askese überstanden. Da fühlte sie sich plötzlich am rechten Fuß festgehalten. Sie zuckte zusammen, beugte sich nieder und löste mit bebender Hand den Stachelbeerzweig, der sich in ihrem Strumpf festgehakt hatte. Im selben Augenblick krachte das berstende Eis im Tale wie Donner. Ein sonderbares Gefühl im Nacken kehrte sie, die Gangart beschleunigend, in ihre Klause zurück, deren Tür sie hastig hinter sich schloß. Zweimal drehte sie den Schlüssel herum, ein drittes Mal versuchte sie es vergeblich. Auch schraubte sie die Muttern auf die Schrauben der Bolzen, die von innen die Fenster sicherten.

Dann legte sie sich der Länge nach auf das Sofa, denn auf den Boden und ins Bett zu steigen, schien es ihr noch reichlich früh.

Wie tief die Stille, die um sie war! Doch wollte es ihr bald vorkommen, als ob sie etwas Starres, Totes habe. Das würde sich verlieren, wenn die Schwarzwälder Uhr zur Linken des Schreibtisches zu ticken anhübe. Sie stand auf, nach dem Schlüssel zu suchen, konnte ihn aber nirgends finden. Daran hätte ihr Gastgeber denken sollen, die Uhr aufzuziehen oder ihr doch den Schlüssel zu übergeben ...

Schade, daß sie sein Angebot, ihr den Hund zu lassen, zurückgewiesen hatte. Jetzt im Sofa das schmucke Tierchen auf dem Schoß zu haben und ihm das seidige Fell zu streicheln, wäre doch ganz gesellig gewesen ...



Als ihre Taschenuhr halb zehn zeigte, stieg sie mit einer Kerze die Treppe, die mehr eine Leiter war, hinauf, hob eine Klappe, die das Oben und Unten trennte, in die Höhe und befand sich im Schlafgemach der Klause.

Auf dessen Ausstattung hätte der Klausner getrost etwas mehr Wert legen können. Die in der Höhe ihrer ausgestreckten Hand zum Giebel sich vereinigenden holzverkleideten Wände entbehrten ebenso wie der Schacht des Schornsteins der Farbe. Nichts war geschehen, die in den Dachschrägen untergebrachten Verschläge für Torf und Brennholz dem Auge unsichtbar zu machen. Eine der Ecken bildete die Rumpelkammer für allerhand Gartengerät. Das Mobiliar bestand außer einem Bett aus zwei bresthaften Stühlen mit durchsessenem Rohr, der eine war zudem gichtbrüchig Diesen schob sie vor die Bettstelle, Kerze, Streichhölzer und Uhr darauf unterzubringen. Ihr Tagesgewand, dessen sie sich schnell entledigt hatte, hängte sie über den andern. Als sie die mit blendend weißer Leinwand versehene Decke über sich gezogen hatte, empfahl sie Leib und Leben ein wenig inbrünstiger als sonst ihrem Schöpfer und war schnell eingeschlafen ...

Ein angezündetes Streichholz zeigte ihr, daß der kleine Uhrzeiger sich der Sechs näherte. So anhaltend und traumlos tief hatte sie seit Jahren nicht mehr geschlafen. Wie eine Feder sprang die Arbeitslust in ihr auf. Die Gewandstücke unter dem Arm, das Licht in der Hand, stieg sie vorsichtig rückwärts die Leiter hinab, wusch sich in der auf eisernem Dreibein ruhenden Blechschale, kleidete sich an, zündete Feuer, öffnete Türen und Fenster, kehrte mit einem Reiserbesen das Zimmer und trat in den Garten hinaus. Die Nacht war noch genau so dunkel wie vor zehn Stunden, aber ihre ausgeruhten Nerven empfanden, es ging gen Morgen; da hatten Finsternis und Eiskrachen nichts Furchterregendes mehr. Sie gähnte herzhaft, atmete tief und genoß die Gottesgabe der Luft bis in die letzten Lungenbläschen hinein. Und als sie dann hinter der bauchigen Kanne saß und die auf der Ofenplatte angerösteten Hamburger Rundstücke mit Butter und Honig bestrich, war sie felsenfest überzeugt, ein glückgeschwellteres Menschenkind als hier in der Heidklause gäbe es zur Stunde in ganz Hamburg mit Altona nicht.

Und wie dann ihre kleine Hand über das Papier hinflog! Auch die Einleitungssätze, die ihr in Hamburg schon so viel Not gemacht hatten, boten jetzt nicht die geringste Schwierigkeit. Es war, als ob freundliche Heinzelmännchen sich während der Nacht das Vergnügen gemacht hätten, die Gedanken in ihrem Kopf derart zu ordnen, daß sie nun wie die Kompagnien eines Regiments in Reih und Glied anmarschiert kamen, und sie gleichsam nur die Parade über sie abzunehmen hatte. Eine Arbeit durfte man dies überhaupt nicht nennen, es war das herrlichste Vergnügen, das ein Mensch sich wünschen konnte.

Als die Tageshelle erlaubte, die Lampe zu löschen, und sie Butterbrotpause machte, entdeckte sie auf dem Haken des Gardinenbrettes zufällig den gestern abend vergeblich gesuchten Uhrschlüssel. Sie drehte der Schwarzwälderin Leben in den Leib und ließ, an einem Ringelchen zupfend, den in der Zeit verirrten Kuckuck so lange schreien, bis ihm klar geworden war, daß er die neunte Stunde auszurufen hatte. Das melodische Ticken, das sie jetzt umsummte, machte die Klause noch um ein gut Teil traulicher.

Zum Mittagsbrot holte sie sich ein Gericht Grünkohl aus dem Garten. Den Ehrgeiz, eine Kochkünstlerin zu sein, hatte sie nie besessen, und als der Kohl vor ihr auf dem Tisch dampfte, ergab sich, daß er ein wenig zähe und nicht ganz frei von erdigen Bestandteilen war. Aber sie fand es schön, einmal die Nahrung ohne Vermittlung von Gemüsebauer und Markthalle aus der gütigen und reinen Hand der Natur hinzunehmen, und schmauste wacker drauf los.

Nach dem Aufwaschen spazierte sie in den Wald. Der atmete erfrischenden Harzduft, und gar heimelig raunte es in den Föhrenkronen. Um die roten Stämme jagte sich ein Eichkätzchenpärchen, das der lieben Sonne zu Ehren seinen Winterschlaf unterbrochen hatte. Eine Schar Meisen und anderes Kleingevögel machte unter Führung eines rotbemützten Grünspechts eine lustige Streife. Eine braune, von weißen Sandblößen durchzogene Heidesenkung tat sich auf. Und in der Ferne blinkte von Zeit zu Zeit des Wiesentales sonnbeglänzter Eispanzer.

Hilde gehörte durchaus zu dem Geschlecht der Morgenmenschen; in den Nachmittagsstunden wollte ihre Arbeit nicht recht mehr vom Fleck. Sie gab sie daher bald auf, sah die kleine Bücherei durch, die in einer Schublade des Schreibtisches untergebracht war, und begann Knut Hamsums „Erdsegen" zu lesen, dessen erste Seiten sie bereits in Fesseln schlugen.

Als ihre Augen von dem ungewohnten Petroleumlicht ein wenig zu schmerzen begannen, zog sie es vor, mit dem weniger anstrengenden Durchsehen des Gästebuches fortzufahren. Die Klause hatte Besuch, aber recht unerfreulichen: drei Kerle waren dabei, sie mit einer Eisenstange aufzubrechen. Auf der Seite gegenüber erzählte der Klausner, wie er sie erbrochen und beraubt gefunden habe, und was die drei Spitzbuben — Nachbars hatten sie vollbepackt abziehen sehen, sie aber für ehrsame Hamsterer gehalten — alles weggeschleppt hätten, jedoch nicht, ohne ihm als Gegengabe einen frommen Traktat: „Wie werde ich glücklich" zu hinterlassen. Hilde lächelte und war dann gleich wieder die schürfende Psychologin. Mußte man in dieser Stiftung für die Bücherei der Klause Hohn sehen oder lag ihr irgendein Aberglaube zugrunde? Sie neigte mehr zu letzterer Auffassung und nahm sich vor, ihre Studie in der Richtung zu erweitern, daß sie auch den Formen des Aberglaubens, die sie bei der großstädtischen Jugend angetroffen, einige Aufmerksamkeit widmen wollte...

Ob die Einbrecher gefaßt waren? Vielleicht gab die Chronik auch darüber Auskunft. Sie suchte darnach, und ein halbes Jahr später fand sich die Notiz, der Beraubte habe als Zeuge vor der Strafkammer gestanden, und zwei der Burschen seien zu Gefängnisstrafen verurteilt worden. Der dritte dagegen, von dem auch seine Komplizen nur gewußt hätten, daß er auf den Namen „Willi" höre, befinde sich noch auf freiem Fuße. Schade, dachte Hilde, daß Willi nicht auch hinter eisernen Gardinen sitzt. Nun, vielleicht war er später noch gefaßt worden. Sie sah alle folgenden Eintragungen von der Hand des Klausners sorgsam daraufhin durch, aber Willis wurde mit keiner Silbe weiter gedacht... Daß er mit neuen Helfershelfern zurückkehrte, um Nachlese zu halten, war ja psychologisch nicht gerade wahrscheinlich, aber wie oft schlägt nicht die Wirklichkeit den schönsten Wahrscheinlichkeitsrechnungen der Psychologie ein Schnippchen!...

Allem Anschein nach legte der Besitzer der Klause auf sein Gästebuch großen Wert. Um nicht in der Eile des Aufbruchs etwas gar zu Banales hineinschreiben zu müssen, wollte Hilde ihrer Pflicht ihm gegenüber schon heute abend genügen. Sie nahm ein Blatt Papier und einen Bleistift zum Entwerfen. Wunderlich, wie auch diese so ganz andersartige Arbeit wieder glatt von statten ging! Schon nach einer halben Stunde konnte sie mit ihren kleinen, festen, gar nicht emanzipierten Buchstaben eintragen:

Nun weiß ich für alle Zeiten,
daß Einsamkeiten
das Seligste sind.
Das dinghaft Nahe
rückt in die Ferne,
ich horch' und lerne
das stille Lauschen,
fühl' im Schweigen
sich zu mir neigen
Gestalten und Dinge von ewigem Wert.
Da zerfließt die Unruh und all der Schein,
und wesenhaft, groß und rein
leuchtet das Ziel:
Unter Lasten und Kampf auf Erden
zu werden.

Sie las die Verse noch einmal durch, um die Interpunktion nachzubessern, in der sie, wie die meisten Frauen, etwas unsicher war. Da fuhr sie plötzlich zusammen. War das nicht eben ein menschliches Räuspern gewesen? Ja, da stapfen auch Schritte. Wahrscheinlich der Herr der Klause, der ein halb Stündchen mit ihr zu plaudern kommt; das wäre nach dem in einsamer Arbeit verbrachten Tage ja recht angenehm. Aber die Stimme, deren Klang jetzt eben ihr gespannt lauschendes Ohr trifft, ist die seine nicht. Himmel, doch nicht Willi? ... Die Gartenpforte, an einem der Eckpfosten des Häuschens angebracht, schlägt dumpf an die Holzwand. Mindestens sind es ihrer zwei, die da eintreten, es können aber auch drei oder vier sein. Gottlob ist die Tür verschlossen. Wenn sie nun das Brecheisen ansetzen, soll sie dann um Hilfe schreien oder die im Windfang stehende Forke nehmen?

Einstweilen lassen die Eindringlinge, wohl um Kriegsrat zu halten, sich auf der Verandabank nieder; die Erschütterung teilt sich durch die Holzwand dem Schreibtisch und der Lampenkuppel mit. Hilde horcht, beide Hände auf das tapfere, bis in den Hals hinauf klopfende Herz gepreßt ...

Pappsch! Solch ein Geräusch entsteht nur, wenn zärtlich festgesogene Lippen sich wieder lösen. „Gott sei Dank", haucht Hilde und nimmt die rechte Hand vom Herzen weg.

Die Jungfrau erzählt ihrem Jüngling, sie habe sich heute für elf Goldmark ein Paar Halbschuhe gekauft. Ob das nicht gräsig teuer sei? Hilde, die nicht auf einen Meter Entfernung Ohrenzeuge des Gesprächs der Liebenden sein will, räuspert männlich rauh. Das Schimpfen des Jünglings über den Halsabschneider von Schuster bricht plötzlich ab, ein paar Sekunden Totenstille, dann eilig sich davonmachende Schritte und Kichern aus der Ferne ...

Es war Hildens Absicht gewesen, vorm Zubettgehen in den grauen Kriegsmantel des Klausners zu schlüpfen und sich für eine halbe Stunde in die Rosenlaube zu setzen, um diesmal die Nacht besser zu erleben, als es ihr gestern abend hatte gelingen wollen. Sie erwog nunmehr, daß es draußen reichlich kühl sein möchte und sie sich einen Schnupfen holen könnte. Nachdem sie die Klinke der Innentür mit Draht zugebunden und die Schrauben der Fensterbolzen mit einer dem Werkzeugkasten entnommenen Zange so fest angezogen hatte, als ihre Kräfte irgend erlaubten, stieg sie zu ihrem Schlafboden hinauf.

Dumm, daß die Klappe auf der Luke nicht zum Verschließen eingerichtet war. Um das Aufstoßen von unten her zu erschweren, packte sie alles Gartengerät von irgendeinem Gewicht darauf. Und dann hatte sie einen ganz schlauen Gedanken, brachte ihn auch sofort zur Ausführung. Eine Handsäemaschine und einen Handpflug baute sie so künstlich über der Klappe auf, daß sie, sobald jemand diese von unten zu heben suchte, mit großem Gepolter zusammenstürzen mußten. Dann würde der Jemand, so hoffte sie, eine Höllenmaschine mutmaßend, schleunigst Reißaus nehmen. Nachdem sie sich dem Hüter ihrer Tage noch dringlicher empfohlen hatte als am Abend vorher, gab sie sich Mühe einzuschlafen, was ihr nach einiger Zeit auch gelang ...

Ein Krachen, als ob die Klause zusammenbräche, ließ sie jäh emporfahren. Mit weit aufgerissenen Augen starrte sie in die Finsternis. Willi? ... Da es mucksmäuschenstill blieb, dämmerte es ihr langsam, die Höllenmaschinerie möchte ohne Mithilfe von Menschenhand losgegangen sein. Endlich überwand sie sich, Licht zu machen. Jawohl, da lag die Bescherung übereinander; hoffentlich hatte die Säemaschine nicht innerlich Schaden genommen. Sie ließ die Dinger liegen, zerrte aber, um ihr Gewicht zu verstärken, mit äußerster Kraftanstrengung die Bettstelle heran, damit einer ihrer Füße die Klappe niederhalten helfe. Nun konnte ganz gewiß der stärkste Mann diese nicht mehr heben ...

Am andern Morgen zählte sie die angebrannten Streichhölzer auf dem Rohr des Stuhles vor ihrem Bett. Es waren ihrer dreiundzwanzig. Dreiundzwanzigmal hatte sie also nach der Uhr gesehen, ob die lange, bange Nacht nicht endlich, endlich vorüber sei. Am schrecklichsten war es gewesen, als wohl eine Stunde lang das Käuzchen, vom Volk „Totenhuhn“ genannt, mit seinem unheimlichen Rufen die Klause umgeisterte. Einigemal hatte sie sogar deutlich das Rauschen seiner Flügel gehört. Es war schrecklich, wie nahe in diesem leichtgebauten Holzhäuschen alle Geräusche einem kamen, und mit was für einem hohlen Geisterklang. Das Raunen des Waldes mutete zur Nachtzeit unter seinem Dache an wie das Stöhnen unerlöster Seelen. Gott sei Dank, daß sie wenigstens gegen Morgen ein paar Stunden ruhigeren Schlafes gefunden hatte ...

Auf dem Schacht des Schornsteins lag ein wenig Sonnenlicht. Es verlangte Hilde, die Sonne selbst zu sehen. Da das dreieckige Giebelfenster etwas hoch angebracht war, mußte sie zu dem Zweck auf den festeren der Stühle steigen. Ja, eben kam das liebe Tagesgestirn, das diese schlimme Nacht getötet hatte, drüben hinter den Föhren herauf und wurde von ihr mit einer Inbrunst begrüßt wie nie zuvor. Sie konnte nicht anders, sie mußte ihm mit Paul Gerhardt entgegensingen:

„Die güldne Sonne voll Freud' und Wonne bringt unsern Grenzen mit ihrem Glänzen ein herzerquickendes, liebliches Licht. Mein Haupt und Glieder" — ein Beben war in ihrer Stimme — „die lagen darnieder, aber nun steh' ich" — sie reckte sich hoch auf, ihre braunen Augen leuchteten —, „bin munter und fröhlich, schaue den Himmel mit meinem Gesicht."

Munter und fröhlich, der ausgestandenen Angst lachend, saß sie eine Stunde später wieder bei ihrer Arbeit.

Als sie wohl eine Stunde geschrieben hatte, wandte sie den Kopf plötzlich zur Seite und sah den Fußpfad am Eichensaum hinunter. Kamen da nicht Menschen herauf? Nein, es waren ein paar dunklere Büsche, die sie dafür gehalten hatte.

Nach einer Weile schaute sie wieder hin, um derselben Täuschung zu unterliegen. Das war doch zu toll, und zum drittenmal sollte es ihr nicht wieder passieren.

Es passierte ihr nicht nur ein drittes, sondern auch ein viertes, fünftes, sechstes Mal, und noch viele Male.

Was in aller Welt war das nur? Sie wünschte ja gar keinen Besuch, sie wollte doch arbeiten! Oder sollte sie in ihrem Unterbewußtsein sich etwas nach Besuch, nach Menschen sehnen? ...

Um dieser ärgerlichen Störung ein Ende zu machen, zog sie den Fenstervorhang zu. Aber viel war damit nicht gebessert, denn nun stellte sich gegen ihren Willen ihr Ohr auf etwa nahende Schritte ein ...

Während der Frühstückspause spürte sie lebhaft den Wunsch, nach der Kate hinüberzugehen und ein Viertelstündchen mit den Bewohnern zu plaudern. Aber neben der Kuckucksuhr hing unter Glas und Rahmen ein Poem, betitelt: „Winke für Vizeklausner." Ein früherer Gast hatte, offenbar angeregt durch mündliche Äußerungen des Herrn der Klause, in humoristischen Versen zusammengestellt, was dieser wünschte und nicht wünschte. Und unter anderem wünschte er nicht, daß seine Gäste mit Hamstergelüsten oder sonstwie seinem Nachbar beschwerlich fielen. Schweren Herzens verzichtete sie also auf den Besuch, nahm sich aber vor, am Nachmittag im Dorf Einkäufe zu machen, um endlich einmal wieder Menschen zu sehen — Menschen! —

Der Besitzer des Häuschens am Waldeck hatte inzwischen unten im Wiesendorf an seiner „Adler" gesessen, aus der Klause mitgebrachte Blätter ins Reine zu klappern. Seines Gastes gedachte er dabei nicht eben häufig, denn auf diese bequeme und billige Weise Gastfreundschaft zu üben, war ihm im Laufe der Jahre zur Gewohnheit geworden. Nun aber waren die Blätter aufgearbeitet, und da er drei Tage von Schwester Hilde nichts gesehen und gehört hatte, hielt er es doch für geraten, sich einmal nach ihrem Befinden zu erkundigen.

Auf sein Anklopfen hieß ein fröhliches „Herein!" ihn nähertreten. Mitten auf dem roten Plüschsofa saß Schwester Hilde mit strahlenden Augen, links einen kleinen Jungen, rechts ein lockenköpfiges Mägdlein. Er erkannte in ihnen die Kinder seines Nachbarn.

„Na, Schwester," rief er verwundert, „einen Kindergarten aufgemacht?"

„Ihre Nachbarin schickte heute früh herüber", beeilte sie sich aufzuklären, „und ließ fragen, ob Schwester nicht irgendwelche Wünsche habe. Ich hatte keine, durfte

laut Ukas dort an der Wand auch keine haben, bin dann aber hinübergegangen, mich für die freundliche Absicht zu bedanken. Bei der Gelegenheit hab' ich mir die Kinder für den Nachmittag zu Kakao und Kuchen eingeladen ... Kinder, ihr seht, der Kuchen ist alle. Ich geb' noch jedem ein Stückchen Schokolade, dann könnt ihr hinspringen und spielen, oder eure Schularbeiten machen."

Als die Kinder fort waren, sagte der Besucher: „Ihr Rucksack ist gepackt? Sie denken doch nicht etwa schon an Abreise, Schwester?"

„Doch," begann sie zögernd, „ich möchte für zwei Tage noch gern eine Freundin in Stade besuchen, und da ich mit meiner kleinen Arbeit schneller vorwärts gekommen bin, als ich hoffen durfte, kann ich mir das auch ganz gut erlauben. Meine Freundin hat schon so lange gequält, und ..."

Er unterdrückte ein Lächeln oder gab sich wenigstens Mühe, es zu tun.

„Sie lachen mich aus?" rief sie ein wenig gereizt.

„Im Gegenteil, Schwester Hilde, ich bewundere Sie aufrichtig. Länger als zwei Tage habe ich ohne Unterbrechung es hier nie ausgehalten. Gegen Ende des zweiten zog es mich stets an allen Haaren zu den Menschen zurück, und, ich mochte wollen oder nicht, immer wieder mußte ich nach den dunklen Büschen dort unten am Fahrweg sehen, unter der Zwangsvorstellung, der ich mit aller Willenskraft mich nicht erwehren konnte, da kämen Leute, mich zu besuchen."

„Sie auch?" rief Hilde höchst erfreut. „Das ist mir ja ein wahrer Trost! Am ersten Tag und vorgestern hab' ich die dummen Büsche überhaupt nicht gesehen, gestern und heute aber mir schier die Augen nach ihnen ausgeguckt. Vorhin hielt ich mich, da niemand, gleichgültig wer, daherkommen wollte, an einen vor dem Fenster tanzenden Mückenschwarm und freute mich, daß wenigstens die so angenehme Gesellschaft aneinander hatten ... Ich muß Ihnen ehrlich gestehen, daß ich mich ein wenig überschätzt habe. Eine weitere Nacht in Ihrer Klause würde ich einfach nicht ertragen. Die letzte lag ich hier unten auf dem Sofa, und konnte mich nicht entschließen, das Licht zu löschen, — es waren aber Kerzen, die ich mir aus Hamburg mitgebracht hatte ... Ich glaube, schuld an dem allen ist nur das dumme Einbruchsbild in dem Gästebuch und was Sie dazu geschrieben haben von Willi und Genossen."

„Da muß ich unsern gemeinsamen Freund Willi doch etwas in Schutz nehmen," lächelte er, „denn ich glaube, daß er an Ihren Bedrängnissen ziemlich unschuldig ist. Als Kind der Großstadt trotten Sie von Kindesbeinen an mit Hunderttausenden durch das Dasein, und gegen alles, was von denen Ihnen drohen könnte, hat Ihr Nervensystem und Ihr im Grunde sicherlich tapferes Herz eine schöne Widerstandskraft ausgebildet. Nicht aber gegen das, was wir hier auf dem Lande haben. Nicht gegen die Stille, die Unendlichkeit, gegen das Dunkel der Nacht und ihre Stimmen, die einem hier in dem Holzhäuschen so wunderlich verstärkt an die Sinne gelangen. All dem sind Sie ebenso wenig gewachsen wie ich als Landkind dem Lärm Ihrer Stadt, der mich, wenn ich ihn mal einen Tag auf meine Nerven einstürmen lasse, jedesmal hundeelend macht ... Es ist aber vielleicht ganz gut, wenn der Mensch nicht alles, was er an sich entdeckt und erlebt, zur Steigerung seines Selbstgefühls verwenden kann. Was dieses eher ein wenig dämpft, trägt dann vielleicht dazu bei, ihn auf die eine oder andere Weise zu vertiefen."

„Verzeihen Sie," unterbrach Hilde, „aber wenn ich den Abendzug in der Richtung Hamburg erreichen will, wird es Zeit zum Aufbruch."

„Gehen wir also. Aber haben Sie sich auch in das Gästebuch eingetragen?"

„Ist vorsichtshalber bereits vorgestern geschehen."

Er öffnete das Buch und las still für sich ihre Verse, die Schlußzeilen jedoch halblaut:

„Und wesenhaft, groß und rein
leuchtet das Ziel:
Unter Lasten und Kampf auf Erden
zu werden."

Er nahm ihre Hand und sagte: „Ich danke Ihnen."

„Lesen Sie doch eben zu Ende", bat sie.

Er senkte den Blick wieder in das Buch und fuhr fort: „‚Heute nach zwei Tagen klingen mir diese Sätze da oben allzu individualistisch. Der soziale Trieb regt sich wieder, und nicht nur um zu werden, sondern auch um zu schaffen und zu wirken, kehre ich freudig und gestärkt in die Arbeit zurück.' Bravo, Schwester Hilde, und ein herzliches Glückauf!"

Dann lächelte er ein wenig tückisch: „Aber von der ausgestandenen Angst finde ich weder in dem Gedicht noch in dem Prosanachtrag eine Spur."

„Gehört auch nicht hinein", sagte sie bestimmt. „Unsere schwachen Stunden wollen wir still für uns durchkämpfen. Was aber unsere starken Stunden uns schenken — und ich habe hier nicht nur schwache Stunden gehabt! — das gehört unsern Brüdern und Schwestern, den Menschen." Sie hatte die Blätter ihres Manuskripts vom Schreibtisch genommen, sorgsam gefaltet und schob sie nun in ihre Handtasche.

Als die Gartenpforte ins Schloß gefallen war, sagte Hilde: „Nie ist mir ein Abschied zugleich so schwer und so leicht geworden wie der von dir, Heidklause!"

Und liebkosend fuhr ihre feste kleine Hand an dem geteerten, rauhen Eckpfosten hinunter.



Wanderlied

Von Gunda von Freytag-Loringhoven

**Im Wanderschritt des Lebens,
im klingend leichten Schritt,
kein Blümlein blüht vergebens,
ich nehm' es mit, ja mit!**

**Wie lachen mir die Täler,
wie blauen rings die Höh'n!
Das Grübeln ist ein Fehler,
die Welt ist schön, ja schön!**

**Und auch des Aufwärtsstrebens
Beschwerde fühl' ich nicht —
im Wanderschritt des Lebens
geht es zum Licht, zum Licht!**



Statthalter-Briefe aus Elsaß-Lothringen

Unveröffentlichte Briefe des Grafen von Wedel an einen deutschen Professor

(Schluß)

Neunter Brief

Berlin, den 15. Juni 1914

Sehr verehrter Herr Professor!

Ich danke Ihnen herzlich für Ihre freundlichen Zeilen und Glückwünsche, die mir ein erneuter wohltuender Beweis Ihrer liebenswürdigen Anteilnahme sind. Unser Abschied von Straßburg war so harmonisch wie möglich. Denn ganz abgesehen von der Genugtuung, die mir durch die Allerhöchste Ehrung zuteil wurde, trugen die verschiedenen Abschiedsovationen einen so herzlichen Charakter, brachten das Vertrauen der Bevölkerung so warm zum Ausdruck und zeichneten sich durch eine so geradezu mustergültige Ruhe und Ordnung aus, daß ich die Nichtanwesenheit des Herrn von Jagow lebhaft bedauerte, weil derselbe sich angesichts dieser Haltung der Bevölkerung wohl veranlaßt gesehen hätte, seinen bekannten Ausspruch „fast in Feindesland" einer Revision zu unterziehen.

Aber auch abgesehen von jenen öffentlichen Ovationen sind uns aus dem Lande und aus den verschiedenen Kreisen der Bevölkerung so rührende Beweise der Liebe und des Vertrauens zuteil geworden, daß ich mir ohne Überhebung sagen darf, mein Wirken ist nicht fruchtlos geblieben. Ich hoffe darum auch, daß dieses Kapital von meinem Nachfolger weiter vermehrt wird, denn es repräsentiert ein kostbares Gut.

Symptomatisch war es, daß die Klerikal-Nationalen mich bis zuletzt mit ihrer Feindschaft beehrt haben, und daß die Herren Wetterlé, Haegy und Blumenthal alles versuchten, um die uns dargebrachten Huldigungen als Auswüchse des Byzantinismus hinzustellen. Erfolg haben sie freilich damit nicht gehabt, und die geradezu katastrophale Niederlage, die sie bei den Gemeinderatswahlen erlitten, hat ihren schwindenden Einfluß in ein noch helleres Licht gerückt. Ich frage mich, ob die Alldeutschen und Konservativen, die meine Politik so blutig angegriffen, aus diesen Vorgängen mit der Zeit nicht doch die Erkenntnis schöpfen, daß der von mir eingeschlagene Weg trotzdem nicht so falsch war, wie sie behaupteten.

Ob es so bald gelingen wird, die [französelnden] Nationalisten abzuschieben, erscheint mir fraglich. Es gibt im Zentrum viele gute, national gesinnte Elemente, die sich gern von den Nationalisten lossagen würden, und ich bemühe mich redlich, in diesem Sinne auch von hier aus zu wirken. Aber die Furcht, durch eine reinliche Scheidung an Kopfzahl und damit an Macht nicht unerheblich zu verlieren, läßt keinen energischen Entschluß reifen. Hätten wir die Sicherheit eines dauernden Friedens vor uns, so würde ich ein günstiges Horoskop stellen und den Untergang der Nationalisten auf 10 Jahre limitieren. Jene Garantie aber fehlt uns, und jeder Kenner der reichsländischen Verhältnisse weiß aus Erfahrung, welch intensiven

Einfluß die Machtstellung Deutschlands der europäischen Konstellation gegenüber auf die Lebensfähigkeit des Nationalismus übt.

Die geradezu kolossalen Rüstungen Rußlands, deren Spitze sich nur gegen uns und Österreich richten kann, unsere, wenn auch gebesserte, so doch immerhin unsicheren Beziehungen zu England und die, wenn auch amtlich intimen, so doch nur lose im Volksbewußtsein wurzelnde Homogenität unserer beiden Verbündeten lassen unsere Position, ganz abgesehen von der veränderten, vor allem die österreichischen Machtmittel absorbierenden Lage auf dem Balkan, nichts weniger als günstig erscheinen und wecken in unseren Gegnern die Hoffnung auf eine erneute, nicht ferne Revision der europäischen Landkarte. Die geschichtlichen Schicksale Elsaß-Lothringens sind auf den Volkscharakter nicht ohne Einfluß geblieben, und speziell der Elsässer hat sich in seiner überwiegenden Mehrheit entwöhnt, offen Farbe zu bekennen und mit Überzeugungstreue sich einen klaren Weg vorzuzeichnen.

Ob ich mich entschließen werde, mit meinem Urteil über Land und Leute an die Öffentlichkeit zu treten, weiß ich noch nicht, glaube es aber kaum. Ich würde das schwerlich vermögen, ohne damit das Gebiet der Kritik zu betreten, und darin liegt immer eine gewisse Gefahr.

Immerhin werde ich darüber nachdenken, und vielleicht finde ich in der Muße und Ruhe, die mir das Landleben bietet, einen gangbaren Mittelweg.

Der „Elsaß-Lothringischen Vereinigung", die mir ihre Publikationen auch hierher sendet, werde ich auch in der Zukunft meine vollen Sympathien zuwenden und meinerseits gern dazu beitragen, ihr tapferes patriotisches Wirken zu fördern.

Und die „Liga"? Ja, da haben wir wieder die alte Geschichte. Sie bleibt ein totgeborenes Kind, wenn sie sich nicht ebenso gegen die Hetzer im eigenen Lande und jenseits der Vogesen richtet, wie gegen die jenseits des Rheines; dazu aber fehlt der — Mut!

Am 26. wollen wir auf unseren schwedischen Landsitz übersiedeln und werden von dort wohl erst gegen Mitte Oktober hierher zurückkehren.

Mit den freundlichsten Grüßen meiner Frau verbinde ich die Bitte, mir gelegentlich wieder einmal Nachricht zu geben und bin in alter warmer Verehrung

Ihr ganz ergebenster

v. Wedel

Zehnter Brief

Berlin WS, Pariser Platz 2, den 28. Januar 15.

Verehrter Herr Professor!

Freundlichen Dank für Ihren Brief, der mir nach längerer Zeit wieder ein Lebenszeichen von Ihnen gab! Ja, es ist eine große Zeit, die hinter und — vor uns liegt, und ich hege die feste Zuversicht, daß wir sie bis zum siegreichen Ende überstehen werden. Dabei hoffe ich, daß das deutsche Volk geläutert aus dieser schweren Prüfung hervorgehen wird.

Mit Interesse habe ich Ihren Artikel „Deutschlands Unbeliebtheit" gelesen. Ihre Kritik an unserer Art ist aber m. E. etwas milde ausgefallen. Ernst, fester Wille

und Entschlossenheit sich durchzusetzen, müssen meiner Ansicht nach mit Mäßigung gepaart sein, um richtig verstanden und gewürdigt zu werden; und darin fehlt es manchen unserer Landsleute. Als wir schwächer waren, waren wir liebenswürdiger und beliebter. Die Stärke braucht sich nicht mit Präpotenz zu paaren, um Geltung zu finden. Unsere Alldeutschen aber sind präpotent, häufig sogar brutal, und glauben, die Welt damit einschüchtern zu können. Dadurch fühlen sich andere Völker bedroht, die Zahl unserer Gegner steigt, und das Ergebnis ist, daß dieselben sich zusammenschließen, um der wirklichen oder fingierten Gefahr zu begegnen. Gewisse Militärschriftsteller, die ihre oft unfreiwillige Muße zu chauvinistischen Exkursionen benutzen, tragen das Weitere dazu bei.

Glauben Sie nicht, daß ich damit die Ursachen des jetzigen Krieges verschieben will, ich habe lediglich die Gründe unserer persönlichen Unbeliebtheit im Auge; denn daß der Krieg uns in der frivolsten Weise aufgezwungen ist, darüber herrscht wohl in ganz Deutschland keinerlei Meinungsverschiedenheit. Und welche häßlichen Züge sind von England in die jetzige Kriegführung hineingetragen und von den anderen übernommen worden! Wo bleibt die Ritterlichkeit, die im Jahre 70/71 zwischen den beiden feindlichen Armeen herrschte? England führt den Krieg nicht nur gegen die Staaten, sondern auch gegen die Privatpersonen.

Was Elsaß-Lothringen betrifft, so wissen Sie, wie hoch ich das „Volk" schätze und welches Vertrauen ich demselben stets entgegengebracht, und darum auch empfinde ich eine hohe Genugtuung, daß dieses Vertrauen im allgemeinen nicht getäuscht worden ist. Aber es sind leider doch viele böse Dinge vorgekommen, wie z. B. nicht unbeträchtliche Desertionsfälle; und die zahlreichen kriegsgerichtlichen Urteile zeigen noch heute, daß auch in manchen niederen Kreisen noch immer ein unausrottbarer antideutscher Geist herrscht. Da wir nun die höhere Bourgeoisie, die durch ihre weitverzweigten freund- und besonders verwandtschaftlichen Beziehungen zu transvogesischen Kreisen mit Frankreich eng verknüpft ist, in überhaupt absehbarer Zeit nicht gewinnen können, würde Elsaß-Lothringen in seinem jetzigen Bestande noch lange einen Fremdkörper im Reiche bilden. Und darum erachte ich bei glücklichem Ausgange des Krieges eine Änderung in der staatsrechtlichen Stellung des Landes für geboten, weil mir die Interessen unseres großen deutschen Vaterlandes höher stehen, wie die der einst meiner Verwaltung unterstellten Reichsprovinz. Die Lösung dieses Problems bedarf reiflicher Erwägung und ist überaus schwierig. Von einer einfachen Annexion durch Preußen kann natürlich nicht die Rede sein, und so wird es schließlich auf eine Aufteilung hinauskommen müssen; ich wenigstens sehe keinen anderen Weg. Die Hauptsache ist, daß das jetzt geschlossene Notabelntum gesprengt und in seinen einzelnen Teilen in altdeutsche Landtage verlegt wird, um auf solche Weise seinen Einfluß zu brechen. Dadurch wird zugleich erreicht, daß die Verwaltung sich verbilligt, die Beamtenkörper einen einheitlichen Guß erhalten und die reicheren Mittel der größeren Gemeinschaften den angegliederten Teilen zugute kommen, was speziell für verschiedene Zweige der einst blühenden und jetzt rückständigen elsässischen Industrie von Bedeutung sein wird. Ethnographische Schwierigkeiten erblicke ich in der Aufteilung um so weniger, als das Elsaß und Lothringen sich völkisch ziemlich fremd gegenüberstehen und zwischen

den im Laufe der Zeiten französierten Lothringern, den Franken und Alemannen unleugbare Verschiedenheiten existieren.

Ihr Gedanke eines neuen, deutschen Staates von Belfort bis Antwerpen unter einem Hohenzollern hat entschieden etwas Verführerisches; für durchführbar halte ich ihn indessen nicht. Deutschlands Stärke beruht auf seiner Eigenschaft als Nationalstaat; je mehr fremde Elemente wir aber uns angliedern, desto mehr geraten wir ins imperialistische Fahrwasser und in den Verdacht des Strebens nach der Weltherrschaft. Dadurch aber wird die Sorge und das Mißtrauen aller unserer Nachbarn gesteigert, und unser vornehmstes Ziel, die Etablierung eines sicheren und dauernden Friedens, kompromittiert werden. Ich habe unserem großen, unvergeßlichen Kanzler nähergestanden; niemals aber würde derselbe, so bin ich felsenfest überzeugt, solche Pläne erwogen oder gar zur Ausführung gebracht haben. Daß wir uns Belgien, das außerdem zu Landesabtretungen veranlaßt werden muß, in irgendeiner Form versichern müssen, das ist freilich auch meine Ansicht. Doch wird das, wie ich meine, durch wirtschaftlichen Anschluß und bzw. durch eine Militärkonvention zu erreichen sein. Im übrigen bin ich, trotz meines festen Glaubens an unseren endlichen Sieg, der Meinung, daß man das Fell des Bären nicht eher verteilen soll, bis er erlegt ist; und bis letzteres geschehen, wird noch manches schwere Opfer erforderlich sein ...

Daß Ihre drei Söhne gesund sind, freut mich herzlich. Gott schütze sie weiter und führe sie frisch und wohl als Sieger in die Heimat zurück! Meiner Frau, die Ihre Grüße freundlichst erwidert, und mir geht es gut, doch bedauere ich, daß ich mich dem Vaterlande nicht nützlicher erweisen kann. Dem Dreiundsiebzigjährigen aber sind durch die Natur gewisse Grenzen gezogen. Gott schütze das Vaterland und den Kaiser, auf daß letzterer in nicht ferner Zeit, umrauscht von den lorbeergeschmückten deutschen Fahnen, in die Heimat zurückkehren könne zu sicherer und gesegneter Friedensarbeit.

In aufrichtiger Verehrung und Wertschätzung bin ich

Ihr ganz ergebenster

Wedel

Elfter Brief

Berlin WS, Pariser Platz, den 7. Juli 1916.

Sehr verehrter Herr Professor!

Auch mir war es eine besondere Freude, wieder einmal direkt von Ihnen zu hören, und danke ich Ihnen verbindlich für Ihre freundlichen Zeilen.

Um von Hause aus der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich betonen, daß ich nicht der Gründer des Nationalausschusses bin, sondern daß die Anregung zu dieser Schöpfung von anderer Seite ausging. Der Bitte, den Vorsitz zu übernehmen, glaubte ich mich nach Überwindung einiger Bedenken im Interesse der vaterländischen Sache nicht entziehen zu sollen ...

Über den U-Boot-Krieg könnte man eine Abhandlung schreiben, die indessen zu weit führen würde. Ich muß mich daher auf einige Worte beschränken. Die Frage stand einfach so, ob wir durch Aufrechterhaltung bzw. Einführung des rück-

sichtslosen U-Boot-Krieges es auf einen Krieg nicht nur mit Amerika, sondern auch mit den anderen Neutralen ankommen lassen wollen. Denn jener rücksichtslose U-Boot-Krieg mußte dahin führen, alle nach England fahrenden, also auch neutralen Schiffe zu torpedieren. Der Krieg mit Amerika hätte zur Beschlagnahme aller unserer dort liegenden Schiffe und damit zu einer Verminderung unserer Tonnage geführt, die wir nach dem Kriege, wo wir einer möglichst raschen Zufuhr der unserer Industrie notwendigen Rohstoffe dringend bedürfen, bitter empfunden haben würden. Zudem würden nicht nur die amerikanischen Privatfabriken, sondern auch die Staatsfabriken sich in den Dienst der Waffen- und Munitionslieferungen für unsere Gegner gestellt und, was noch schwerwiegender, die amerikanischen Geldschränke würden sich denselben in weitgehender Weise geöffnet haben. Durch die Gegnerschaft der übrigen Neutralen aber würden wir uns nicht nur die immerhin noch sehr bedeutenden Lebensmittel-Bezugsquellen aus Holland, Dänemark und Schweden verschließen, sondern auch in deren Armeen neue nicht zu unterschätzende Feinde gewinnen, die durch die englischen Landungen in Holland und Dänemark zu einer ernsten Gefahr anwachsen müßten. Wir würden dann am Niederrhein und in Schleswig auf zwei neuen Fronten zu kämpfen haben, und ich frage Sie, ohne Anflug von Pessimismus, ob wir dazu stark genug wären? Ich meinerseits kann diese Frage auf Grund meiner militärischen und politischen Einschätzung der Lage leider nur verneinen. Das sind die Erwägungen, die auf der einen Seite gegen die rücksichtslose Aufnahme des U-Boot-Krieges sprechen. Ich komme indessen jetzt auch auf die andere Seite. Sie meinen, verehrter Herr Professor, daß wir England im Wege des U-Boot-Krieges bald niederzwingen würden. Ich wünsche nichts mehr, als diese Meinung teilen zu können, denn dann würde ich der erste sein, der für die rücksichtslose Anwendung dieses Mittels einträte. Leider aber halte ich diese Meinung für eine Fiktion. Wir werden England auf diesem Wege nicht niederzwingen, und was wir ihm bisher an Tonnage vernichtet, würde man mehr als vollen Ersatz in amerikanischen und in Amerika beschlagnahmten deutschen Schiffen finden. Ja, verfügten wir über die erforderliche Anzahl von U-Booten, um England tatsächlich von seinen Verbindungen absperren und alle Zufahrtsstraßen beherrschen zu können, dann könnte man einen solchen Kampf ernstlich ins Auge fassen. Diese Anzahl besitzen wir indessen nicht annähernd. Fragen Sie doch, ob es uns gelungen ist, auch nur ein einziges englisches Transportschiff unter den vielen Tausenden, die seit Monaten den Kanal durchqueren, zu zerstören, fragen Sie, wieviel solcher Schiffe, die seit gleichfalls langen Monaten die Verbindung zwischen England und Frankreich mit Gallipoli bzw. Saloniki unterhalten, vernichtet werden? Ich meine, wenn wir in der Lage wären, die Meere mit unseren U-Booten zu beherrschen, wir auf jenen Wegen würdige Angriffsobjekte genug gefunden hätten. Und die Ostsee? Die russische Flotte beschießt die kurländischen Küsten, vernichtet oder bedroht unsere zwischen Nordschweden und Deutschland verkehrenden Handelsdampfer. Würde sich unseren U-Booten, wenn wir so reich an solchen wären, nicht dort ein dankbares Feld der Tätigkeit erschließen? Ich meine unbedingt ja!! Da haben Sie meine Ansicht über diesen so viel umstrittenen Punkt.

Was nun die Aufgabe, die der Nationalausschuß sich gesetzt hat, angeht, so wollen



wir für einen ehrenvollen Frieden wirken, der sich auf einer erreichbaren Mittellinie bewegt. Deshalb gilt es den Kampf gegen die Flaumacher und gegen die Scharfmacher. Die letzteren halte ich für gefährlicher, weil der Durchschnittsdeutsche sich durch Forschigkeit imponieren läßt, und diesem Umstand verdankt die ursprünglich auf gesunderem, nationalem Boden erstandene, durch ihre Auswüchse, Großsprecherei und Krakehlsucht aber schädlich und gefährlich gewordene alldeutsche Bewegung m. E. zum großen Teil ihre Verbreitung und Vertiefung. Was wir brauchen, um unsere strategische und politische Lage zu verbessern und unseren Nachbarn die Chancen für einen erneuten Angriff zu verringern, denn an das Schlagwort eines dauernden und gesicherten Friedens glaube ich nicht, müssen wir nehmen, soweit die Lage uns das erlaubt.

Darüber zu bestimmen, sind die militärischen und politischen Faktoren berufen. Jede das notwendige Maß überschreitende Annexion würde ich für einen Mißgriff halten, weil wir schon jetzt mit zentrifugalen Elementen zu kämpfen haben und eine übermäßige Vermehrung derselben unseren Charakter als Nationalstaat um so mehr erschüttern müßte, als uns die Fähigkeit der Assimilation von Fremdkörpern leider gänzlich abgeht. Daß wir außer dem absolut notwendigen Ländergewinn die Schaffung anderer Garantien in Ost und West auf militärischem und wirtschaftlichem Gebiet erwerben müssen, liegt auf der Hand. Über die Details aller dieser Ziele zu sprechen, dafür ist die Zeit heute noch nicht gekommen, denn das kann sich erst aus der weiteren Entwicklung der Kriegslage ergeben. So viel aber dürfte schon jetzt feststehen, daß wir niemals in die Lage kommen werden, den Frieden zu diktieren. Vergessen wir dabei nicht, daß nicht wir allein Faustpfänder in der Hand haben, sondern daß auch unsere Gegner durch den Besitz unserer Kolonien über solche verfügen. Doch das darf man nur vertraulich aussprechen, weil wir sonst unseren Feinden Wasser auf die Mühle treiben würden. Es gilt also, dem deutschen Volke klar zu machen, daß wir nur einen ehrenvollen, aber keinen auf unmäßige Eroberungen gerichteten Frieden schließen wollen, denn wir führen einen Verteidigungs- und keinen Eroberungskrieg. Der Nationalausschuß aber kann seine Aufgabe nur in enger Fühlung mit der Reichsleitung erfüllen. Nicht um die Person des gegenwärtigen Reichskanzlers handelt es sich, sondern darum, daß das Ausland weiß, daß das deutsche Volk bei dem schwierigen Werke des Friedensschlusses hinter seinen Unterhändlern steht; denn nur dann wird die Stimme der letzteren das Gewicht erlangen, das notwendig ist, um sich voll und ganz zur Geltung zu bringen.

In vorzüglicher Hochachtung

Ihr ganz ergebenster

W.

Zwölfter Brief

Berlin, 16. Juli 1916.

Sehr verehrter Herr Professor!

Verbindlichsten Dank für Ihren frdl. Brief vom 10., dessen Beilagen anbei zurückerfolgen. Ich beklage es lebhaft, daß Sie den Vortrag nicht halten werden, bekenne aber freimütig, daß Ihre Unterschrift unter den Schäferschen Eingaben Ihre überzeugungstreue Stellungnahme in unserem Sinne erschweren müßte. Nichts

würde ich sehnlicher wünschen, als daß unsere Lage es uns gestattete, die in den Eingaben gestellten Forderungen mit Nachdruck zu vertreten; mit dem persönlichen Vorbehalt allerdings, daß sie nicht in ihrem vollen Umfange zur Verwirklichung kämen, weil ich eine solche Lösung vom nationalen Standpunkte aus für schädlich und nicht als eine Stärkung, sondern als eine Schwächung Deutschlands betrachten müßte. Das Schlagwort von einer Vorpostenstellung gegen England klingt verführerisch, ich gebe es zu; bei der Annexion der belgischen Küsten und gar Calais' werden wir aber einen Frieden mit England niemals erreichen. Denn England würde sich dann so bedroht fühlen, daß sein Eingehen auf diese Forderung seinem Verzicht auf seine Weltstellung gleichkäme. Gott gebe, daß wir das erreichen könnten! Andererseits erachte ich Belgien als einen englischen Stützpunkt für nicht so gefährlich, weil selbst die Mittel des reichen Englands ihm nicht gestatten werden, sich eine dauernde Landmacht zu schaffen, die Deutschland ernstlich bedrohen könnte. Bismarck wollte seinerzeit bekanntlich etwaige englische Landungstruppen in Schleswig „arretieren". Im übrigen vertrete auch ich den unbedingten Standpunkt, daß wir uns in Belgien feste Garantien schaffen müssen. Antwerpen wäre ein vortrefflicher Kriegshafen, da aber sein Ausgang holländisch ist, würden wir ihn zu solchen Zwecken nur im Wege eines Gebietsaustausches mit Holland dienstbar machen können.

Was die Alldeutschen betrifft, so habe ich den gesunden Boden, auf dem diese nationale Bewegung erwachsen ist, niemals verkannt. Ihre Auswüchse aber haben uns unendlichen Schaden zugefügt. Längere Jahre bin ich amtlich im Auslande tätig gewesen und habe leider oft genug Gelegenheit gehabt, zu konstatieren, daß gerade das präpotente und krakehlsüchtige Auftreten gewisser Vertreter der Alldeutschen uns um die Sympathien des Auslandes gebracht, den Verdacht unseres Strebens nach der Weltherrschaft gefestigt und damit die Zahl unserer Gegner vermehrt hat. Und daß das alldeutsche, lediglich auf die Peitsche gerichtete Rezept im Reichslande keine besonderen Früchte getragen hat, dürfte die dort seit fast 2 Jahren herrschende Diktatur gezeigt haben. Nach meinen Nachrichten über die dortigen Verhältnisse hat sich die Stimmung jedenfalls nicht verbessert.

In aufrichtiger Verehrung bin ich

Ihr ganz ergebenster

W.

Letzter Brief

Berlin, Pariser Platz 2 a, 26. Februar 1919

Verehrter Herr Professor!

Verbindlichen Dank für Ihre Zeilen vom 21. Ich sende Ihnen heute 300 ℳ per Postanweisung für die Propaganda-Reisen des Seminardirektors K. und bitte entschuldigen zu wollen, daß der Betrag kleiner ausfällt, als Sie gewünscht haben. Bei den enormen Anforderungen aber, die in jetziger Zeit von allen Seiten an mich gestellt werden, kann ich leider nicht immer so helfen, wie ich gern möchte. Mit den Zahlungen aus der Kasse des Hilfsvereins für die aus Elsaß-Lothringen Vertriebenen, an dessen Spitze ich stehe, habe ich nichts zu tun und weiß daher auch

nicht, ob jene Kasse Mittel für das beabsichtigte Unternehmen des Herrn K. flüssig zu machen in der Lage ist. Ich möchte Ihnen daher anheimgeben, sich direkt an den Verein zu wenden.

Meiner Frau, die Ihnen freundliche Grüße sendet, geht's unberufen gut, ich selbst laboriere seit etlichen Monaten an einem Rückfall meines schmerzhaften Unterleib-Nervenleidens. Was aber wollen solche persönliche Beschwerden in der jetzigen Zeit bedeuten? Wo sind Zucht und Ordnung geblieben, was ist aus dem stolzen, mächtigen deutschen Reiche, was aus unserer einst so unbesiegbaren, herrlichen Armee geworden, um die uns die ganze Welt beneidete? Man verhüllt sein Haupt und fragt sich, ob man überhaupt noch ein Vaterland hat?!

In alter aufrichtiger Verehrung

Ihr ganz ergebener

Wedel

Erinnern Sie sich meines Briefes wegen des U-Boot-Krieges? Was hat er uns gebracht? Den Verlust des Krieges!



Choral

Von Franz Alfons Gayda

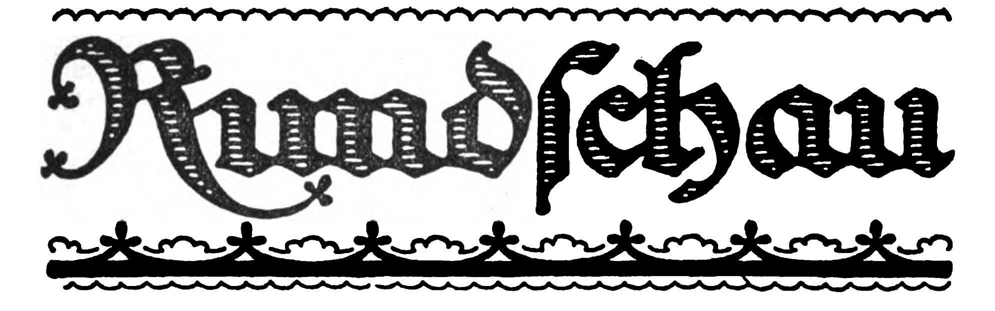
**Das sind die Tage des Herrn,
Da er in jedem Sonnenstrahl
Fruchtschweren Samen sät
Über die arme Welt.**

**Das sind die Tage des Herrn,
Da er aus himmlischem Pokal
Herrlichstes Gold ergießt
Über das graue Land.**

**Das sind die Tage des Herrn,
Da er in Blüte und Vogelsang
Seligsten Glanz verstreut
Über den dunklen Tag.**

**Das sind die Tage des Herrn,
Da er mit Brot und Freude und Trost
Mächtig seine Schöpfung erfüllt — —
Tage des Herrn! Sonnentag!**





Der Staatsgedanke bei Kant

In einer Zeit, in der schwerste innerpolitische Gegensätze unser deutsches Volk zermürben, wobei der Kampf um den Staat und gegen den Staat nicht schweigen will, muß uns der zweihundertjährige Geburtstag eines Immanuel Kant eine ernste Mahnung sein, prüfend uns auch bei diesem größten deutschen Philosophen umzuschauen nach Rat und Hilfe. Denn selbstverständlich haben die politischen Grundprobleme, die Fragen nach der Notwendigkeit des Staates, seinem Zweck und Ziel, nach dem Verhältnis des einzelnen zum Staat, auch ihn beschäftigt; und zwar haben sie besondere Berücksichtigung gefunden in den beiden im allgemeinen viel zu wenig bekannten Schriften: „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" und „Mutmaßlicher Anfang der Menschheitsgeschichte" (1784—1786).

Angeregt worden ist Kant zu diesen geschichtsphilosophischen Schriften durch keinen Geringeren als Rousseau, der ja damals seine Anklagen gegen die den Menschen verderbende Kultur mit einer solchen gewaltigen Leidenschaft, mit einem derartig warmen Herzen niedergeschrieben und der Mitwelt voll Zorn und Trauer entgegengeschleudert hatte, daß sie auf weiteste Kreise wirken mußten. Selbstverständlich, daß auch Kant an diesem Manne und seinen für die Zukunft der Menschheit so pessimistischen Prophezeiungen nicht vorübergehen konnte. Wie stark Kant sich durch die Rousseauschen Schriften angezogen fühlte, dafür nur einen Beleg aus seinen Briefen: „Ich muß Rousseau so lange lesen, bis mich die Schönheit der Ausdrücke gar nicht mehr stört, und dann kann ich erst mit Vernunft übersehen." Doch alle Bewunderung für den Genfer ließ ihn nicht blindlings folgen, besonders nicht in dessen geschichtsphilosophischen Ideen. Sein eigener kritischer Kopf, der Einfluß Newtons und Winckelmanns hinderten ihn daran. Aber gerade dieser Widerspruch gegen den Mann, dessen Schriften er nicht oft genug lesen konnte, zwang Kant dazu, auch seinerseits zu diesen politischen Grundproblemen ausführlicher Stellung zu nehmen, und diesem Streben, sich mit dem Genfer auseinanderzusetzen, verdanken wir die obengenannten Schriften des großen Königsbergers.

Ganz im Gegensatz zu Rousseaus bekanntem Satz, daß der Mensch von Natur aus gut sei und rein aus Gottes Händen hervorgehe, hält Kant an der Lutherischen Überzeugung von der „Tücke des menschlichen Herzens" fest. Sein Streben nach Freiheit, das in ihm als dem einzig mit Vernunft begabten Wesen wohnt, hat ihn zwar zum Überwinder der reinen Naturtriebe gemacht, aber ihn auch gleichzeitig mit dem Naturgesetz in Konflikt gebracht. „Die Geschichte der Natur fängt also vom Guten an, denn sie ist das Werk Gottes; die Geschichte der Freiheit aber vom Bösen, denn sie ist Menschenwerk", so äußert sich Kant einmal in seinem „Mutmaßlichen Anfang". Er gibt auch dem Genfer zu, daß mit der steigenden Kultur Zwietracht und sonstige Laster ihren Einzug bei den Menschen gehalten haben, aber dieser verderbliche Einfluß kommt für ihn nur im Hinblick auf den einzelnen Menschen in Betracht. Niemals aber, und das ist das Wichtige bei Kant, kann es sich um die persönliche Glückseligkeit handeln, nicht diese kann maßgebend sein, sondern nur die Ausbildung der Gattung ist das Ziel der Natur. Eine allmähliche aufsteigende Entwicklung der menschlichen Vernunft kann bei der Kürze des Lebens nicht Erfüllung finden

durch den einzelnen Menschen, sondern nur durch die Menschheit. Diese aber ist — und hier begegnet sich Kant mit Herderschen Ideen — durch das Verlassen des Naturzustandes und das Eintreten in den Stand der Freiheit und der Vernunft entschieden vom Schlechten zum Besseren fortgeschritten. Eine gegenteilige Auffassung wäre ja auch als ein Einspruch gegen die Sittlichkeit eines weisen Welturhebers zu werten. „Was hilft's," so sagt Kant in seiner Schrift „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht", „die Herrlichkeit und Weisheit der Schöpfung am vernunftlosen Naturreiche zu preisen und der Betrachtung zu empfehlen, wenn der Teil des großen Schauplatzes der obersten Weisheit, der von allem diesem den Zweck enthält — die Geschichte des menschlichen Geschlechts — ein unaufhörlicher Einwurf dagegen bleiben soll, dessen Anblick uns nötigt, unsere Augen von ihm mit Unwillen wegzuwenden und, indem wir verzweifeln, jemals darin eine vollendete, vernünftige Absicht anzutreffen, uns dahin bringt, sie nur in einer anderen Welt zu erhoffen."

Auch in die Klagen Rousseaus über den Neid, die Habsucht haben wir nach Kants Ansicht nicht miteinzustimmen. Diese durch die Kultur im Menschen gezeitigten Erscheinungen sind an sich natürlich häßlich und widerwärtig, aber ohne die feindseligen Bestrebungen der einzelnen Menschen ist eine Entwicklung der Menschheit nicht denkbar. „Der Mensch will Eintracht; aber die Natur weiß besser, was für die Gattung gut ist; sie will Zwietracht." Die Natur will also Zwietracht, aber daß diese nicht zu einem Kampf aller gegen alle werde, muß verhindert werden durch ein Zusammenfassen der Gesellschaften in Staaten. Der Staat mit einer möglichst gerechten bürgerlichen Verfassung ist darum eine Notwendigkeit, aber auch eine stete Aufgabe. „Wie die Bäume im Walde nur dadurch, daß sie direkt nebeneinanderstehen, gerade wachsen — so werden auch die Menschen im Naturzustande und Freiheit krumm und krüppelhaft, aber in bürgerlicher Gesellschaft gerade."

Wenn es somit die Not ist, die die Menschen in den Staat hineinzwingt, und wenn nur durch den Staat für uns die Möglichkeit einer Vereinigung von Sittlichkeit und persönlicher Glückseligkeit gegeben ist, so ist natürlich für uns daraus zu folgern, daß wir in dem Staat und dem Staatsgedanken ein hohes sittliches Ziel erkennen müssen, das es zu wahren und zu heiligen gilt. Interessant und nicht ohne Bedeutung ist es, wie hier der Königsberger Philosoph auf Grund ganz allgemeiner und von jeder Rücksicht auf die zeitlichen Umstände losgelöster Betrachtungen zu demselben Ergebnis kommt wie sein großer Zeitgenosse auf dem preußischen Thron. Der Philosoph begegnet hier dem großen politischen Praktiker, er gibt dessen herbem Wort von der verfluchten Pflicht und Schuldigkeit, zu der jeder dem Staate gegenüber verpflichtet ist, die wissenschaftliche Begründung und stellt damit dessen Richtigkeit für alle Zeiten sicher.

Gerade in dieser ganz wesentlichen Ergänzung des vor allem durch sein Beispiel wirkenden großen preußischen Königs, gerade dadurch, daß Kant mit seinen staats- und geschichtsphilosophischen Ideen das Vorbild eines Friedrichs des Großen über Zeit und Raum erhaben machte, liegt nun auch seine Bedeutung für unsere Zeit. Mahnend klingt sein Ruf an unser Ohr, nicht unser persönliches Glück und Wohlergehen zum Maßstab unseres Verhältnisses zum Staat zu machen, sondern Staatswohl und Staatsautorität über alles zu stellen. Mahnend aber auch nach der Richtung, für die Förderung der Gesamtkultur der Menschheit nicht diese, sondern wieder den eigenen Staat und dessen Blühen und Gedeihen zum Ausgangspunkt zu machen, nicht international, sondern national zu empfinden und zu handeln. Was Kant von der naturgewollten Zwietracht unter den Menschen sagt, hat seine sinngemäße Anwendung auch auf die Nationen zu finden. Nur durch den Kampf der Nationen um ihre eigensten höchsten Güter, nur durch ihren Wettbewerb um die beste Staatsform und die Kulturwerte, um die jede vom Standpunkt ihrer eigenen nationalen Eigentümlichkeit aus zu kämpfen hat, nur so kann auch die gesamte Menschheitskultur gehoben und vorwärtsgebracht werden. Nicht aber durch ödes Nachahmen und öde Gleichmacherei, wie es so viele unserer Menschheitsbeglücker heute predigen. Das wird auch nicht widerlegt durch Kants spätere Schrift: „Zum ewigen Frieden" (1795). Denn Kant hat diesen

ewigen Frieden immer nur als eine ideale Forderung angesehen, er hat dieses Ziel immer nur im Unendlichen geschaut. Er war nicht so töricht, eine Idee als Wirklichkeit behandeln zu wollen, und leider hat gerade unsere Zeit den großen deutschen Philosophen in diesem Punkte so falsch verstanden, hat seine große sittliche Forderung parteipolitisch in schlimmster und gefährlichster Weise mißbraucht. Es hat sich bitter genug an uns selbst gerächt!

Die Losung aber, die sich für uns aus alledem ergibt, kann nur heißen: Zurück zum Kantischen Staatsgedanken, denn nur mit ihm werden wir Deutschland wieder aufbauen können!

Dr. Paul Ostwald



Kants Lebensweise

Auf Chamberlains Anregung gab Alfons Hoffmann (Verlag Hugo Peter, Halle a. S., 1903) ein Lebensbild Kants nach Darstellungen der Zeitgenossen Jachmann, Borowski, Wasianski heraus. In diesen ebenso anschaulichen wie anspruchslosen Schilderungen lernt man den Menschen Kant (in seinem reiferen Alter) vortrefflich kennen. An der Spitze steht eine Reihe von Briefen, die der Schuldirektor Reinhold Bernhard Jachmann an einen Freund gerichtet hat. Wir bringen daraus den 15. Brief. Man beachte, wie mannigfach Kants streng rhythmischer Tageslauf an König Friedrichs Lebensführung erinnert!

„Sie werden gewiß begierig sein, zu erfahren, durch was für eine Lebensordnung und durch was für eine Diät es unserem Weltweisen gelungen sei, sein Leben bei dem schwächlichen Körper bis zu dem hohen Alter fortzuführen. Ich will Ihnen heute meine Erfahrungen und Bemerkungen darüber mitteilen; aber ich bin keineswegs der Meinung, daß alles, was Kant genoß und tat, von ihm gerade auf ein langes Leben berechnet war. Vielleicht folgte er in vielem bloß seinem Geschmack, vielleicht hatte vieles die bloße Gewohnheit eingeführt, genug, Sie sollen seine Lebensordnung genau kennenlernen.

Kant stand jeden Tag im Sommer und im Winter des Morgens um 5 Uhr auf. Sein Bedienter war pünktlich um 3/4 5 vor seinem Bette, weckte ihn und ging nicht eher fort, als bis sein Herr aufgestanden war. Bisweilen war Kant noch so schläfrig, daß er den Bedienten bat, er möchte ihn noch etwas ruhen lassen; aber dieser hatte von ihm selbst solche gemessene Befehle, sich dadurch nicht irremachen zu lassen und ihm durchaus keinen längeren Aufenthalt im Bette zu gestatten, daß er ihn öfter zwang, pünktlich aufzustehen. Kant hielt einen Schlaf von 7 Stunden, und zwar von 10 bis 5, für die Grundlage der ganzen Diät und alles Wohlbefindens. Daher band er sich an diese Regel so lange mit der größten Strenge, bis endlich die Altersschwäche ihm einen längeren Schlaf, wenigstens eine längere Ruhe im Bette durchaus notwendig machte.

Sobald er angekleidet war, ging er im Schlafrock und mit einer Schlafmütze, über welche er noch ein kleines dreieckiges Hütchen setzte, in seine Studierstube, wo er sogleich sein Frühstück genoß; dieses bestand aus zwei Tassen Tee und einer Pfeife Tabak. Der Tee war ein äußerst schwacher Abzug von wenigen Teeblümchen; die Morgenpfeife benutzte er zugleich zur Beförderung des Stuhlgangs. Kant hatte eine so große Neigung zum Kaffee, daß es ihn die größte Überwindung kostete, ihn nicht zu trinken, besonders wenn ihn in Gesellschaft der Geruch dazu reizte; aber er hielt das Öl des Kaffees für schädlich und mied ihn daher gänzlich.

Bis 7 Uhr arbeitete er und dachte seinen Vortrag durch; alsdann zog er in seiner Schlafstube seine Kleidung an und ging in den Hörsaal. Um 9 Uhr versetzte er sich sogleich wieder in seinen Schlafrock, seine Schlafmütze und Pantoffeln, arbeitete bis 3/4 1 Uhr, kleidete sich zum Mittagessen an und kehrte in seine Studierstube zurück, wo er um 1 Uhr seine Tischgäste empfing. Bald darauf wurde man ins Speisezimmer genötigt, wo Kant in der Regel bis 4 Uhr und, wenn er

große Gesellschaft hatte, auch bisweilen bis 6 Uhr an der Tafel blieb. Nicht lange nachher ging er etwa eine Stunde und, wenn die Witterung schön war, auch länger spazieren. In der Zwischenzeit, bis zur Promenade, mußte er sich aber vor dem Niedersitzen hüten, weil er sonst dem Schlafe, den er nach dem Essen durchaus vermeiden wollte, nicht widerstehen konnte. Seinen Spaziergang machte er anfangs gewöhnlich auf dem sogenannten Philosophenwege (bei dem heutigen Ostbahnhofe), wo er sich dann hinsetzte, seinen Gedanken nachhing, auch bisweilen wichtige Ideen in seine Schreibtafel aufzeichnete. Weil ihm aber hierhin Bettler und zudringliche Bekannte nachzogen und ihn in seinem Nachdenken störten, so mußte er mit seinen Spaziergängen abwechseln. Sehr selten ging er außerhalb der Stadt spazieren, und zuletzt schränkte er sich sogar auf den nahegelegenen Königsgarten ein. Durch die Witterung ließ er sich so leicht von der Promenade nicht abhalten. Im Sommer ging er sehr langsam, um nicht in Schweiß zu geraten, und sobald er merkte, daß der Schweiß ausbrechen wollte, blieb er mitten auf der Straße stehen, weil er nach seiner Konstitution den Schweiß durchaus vermeiden zu müssen glaubte. Seinen Spaziergang machte er gewöhnlich allein; es war ihm auch unangenehm, wenn sich ein Freund anschloß und ihn begleitete.

Nach dem Spaziergange widmete er die übrige Zeit des Tages der Lektüre, und dann waren ihm auch die Besuche seiner Freunde am angenehmsten. Pünktlich um 10 Uhr beschloß er durch den Schlaf seine Tagesgeschäfte. Auf diese Art verfloß ein Tag wie der andere, und selbst die Tage, an welchen er Gesellschaften besuchte, bewirkten keine Änderung in seiner Lebensweise.

Kant aß nur einmal im Tage, und zwar zu Mittag, aber mit einem sehr starken Appetit. Den ganzen übrigen Tag genoß er nicht das mindeste außer Wasser. Sein Tisch bestand aus drei Schüsseln nebst einem Beisatz von Butter und Käse oder im Sommer noch von Gartenfrüchten. Die erste Schüssel enthielt jederzeit eine Fleisch-, größtenteils Kalbssuppe, mit Reis, Graupen oder Haarnudeln. Er hatte die Gewohnheit, auf seinen Teller noch Semmel zur Suppe zu schneiden, um sie dadurch desto bündiger zu machen. In der zweiten Schüssel wechselten trockenes Obst mit verschiedenen Beisätzen, durchgeschlagene Hülsenfrüchte und Fisch miteinander ab. In der dritten folgte ein Braten; ich erinnere mich aber nicht, jemals Wildbret bei ihm gegessen zu haben. Des Senfs bediente er sich fast zu jeder Speise, auch liebte er die dicke Butter zu Gemüsen und Fleischspeisen und sann selbst darüber nach, wie die dicke Butter am besten durch fixe Luft zubereitet werden könnte. Butter und Käse machten für ihn noch einen wesentlichen Nachtisch aus. Und da er selbst so sehr den Käse liebte, so sah er es auch gern, wenn seine Gäste Freunde vom Käse waren. Daher scherzte er oft mit meinem Bruder, daß dieser über zwei wichtige Gegenstände der Unterhaltung — über Käse und Tabakrauchen — nicht mitsprechen könnte. Er aß ein feines, zweimal gebackenes Roggenbrot, das sehr wohlschmeckend war. Der Käse wurde öfter fein gerieben auf den Tisch gesetzt. Bei großen Gesellschaften kam noch eine Schüssel und ein Beisatz von Kuchen hinzu. Die Lieblingsspeise Kants war Kabeljau. Er versicherte mir eines Tages, als er schon völlig gesättigt war, daß er noch mit vielem Appetit einen tiefen Teller mit Kabeljau zu sich nehmen könnte.

Kant trank nichts anderes als Wein und Wasser. Das Biertrinken nannte er ein Essen, weil Bier so viele nährende Bestandteile enthält, daß die Liebhaber desselben sich dadurch sättigen und sich den Appetit zum Essen verderben. Er trank in der Regel einen leichten roten Wein, gewöhnlich Medoc. Er und jeder Gast hatte eine kleine Viertelstofflasche (Stof = Quart = Liter) mit Wein vor sich stehen, und gewöhnlich wurde auch nicht mehr als dieses kleine Maß geleert, obgleich immer noch einige Vorratsflaschen in der Nähe standen. Eine Zeit hindurch hatte Kant auch noch eine ebenso kleine Flasche mit weißem Wein in seiner Nähe, um bisweilen, wenn er den roten zu abstringierend fand, mit einem Glase weißen abzuwechseln. Weil er in seinem lebhaften Gespräch sehr leicht vergaß, ob er soeben getrunken hatte, und wenn das Glas gefüllt vor ihm stand, zur Wiederholung versucht wurde, so hatte er die Gewohnheit, nur soviel in sein Glas zu gießen, als er jedesmal austrank. In Gesellschaften, wo der aufwartende Diener den Wein

eingoß, wurde er dadurch zum öfteren Trinken veranlaßt, wobei er aber doch nie sein Maß überschritt.

Kant galt besonders bei Frauen für einen Mann, der eine sehr feine Zunge und einen schwer zu befriedigenden Geschmack hatte. Es ist nicht zu leugnen, daß er gut gewählte und wohl zubereitete Speisen liebte; aber nach seinem von ihm selbst angeordneten Tische zu urteilen, mochte er am liebsten eine gute Hausmannskost ohne alle Delikatessen. Ich habe mich oft an seinem eigenen Tische gewundert, wie ein Mann, der sich zu Hause Speisen, welche nicht einmal immer gut zubereitet waren, sehr gut schmecken ließ, in den Ruf eines überfeinen Sinnengeschmacks kommen konnte. Diesen Ruf hat auch wohl am meisten sein Urteil über die Kochkunst und über die Ausbildung eines Frauenzimmers zur Kochkunst erzeugt. Abgesehen davon, daß er, so wie jeder Mensch mit gesunden Sinnen bisweilen, wenn dazu in Gesellschaften Gelegenheit war, etwas Wohlschmeckendes recht gern aß, pflegte er noch mit der Wirtin darüber zu sprechen, sich aus Artigkeit nach der Zubereitung der Speise zu erkundigen und seinen Beifall darüber zu bezeugen. Außerdem liebte er überhaupt das Gespräch über die Kochkunst, hatte selbst viele Kenntnisse darin und suchte sie durch seine Unterhaltung mit den Damen noch zu vermehren.

Daß er Wert auf wohlschmeckende Speisen legte, verriet noch sein Urteil über die weibliche Erziehung. Er hatte gewiß alle Achtung für das weibliche Geschlecht und schätzte viele talentvolle und kenntnisreiche Damen als seine Freundinnen; aber eben deshalb meinte er, ein jedes Frauenzimmer möchte, seiner allgemeinen Ausbildung unbeschadet, sich noch für die speziellen Zwecke als Gattin und Hauswirtin gehörig ausbilden, um ihre künftige Bestimmung ganz zu erfüllen. Zu dem Zwecke hielt er es für rätlich, daß man seine Tochter ebenso von einem Koch eine Stunde in der Kochkunst unterrichten lassen möchte, als von dem Musikmeister in der Tonkunst, weil sie sich bei ihrem künftigen Manne, er sei wer er wolle, Gelehrter oder Geschäftsmann, weit mehr Liebe und Achtung erwerben würde, wenn sie ihn nach vollbrachter Arbeit mit einer wohlschmeckenden Schüssel ohne Musik, als mit einer schlechtschmeckenden mit Musik aufnehmen möchte. Seiner Meinung nach könnte es auch dem geistreichsten Manne, und wäre er selbst Dichter und Künstler, nicht gefallen, wenn seine Frau, anstatt ihm ein gehöriges Essen vorzusetzen, ihn mit einem Gedicht oder Gemälde entschädigen wollte, das sie zu der Zeit verfertigte, wo sie sich der Küche annehmen sollte. Urteilen Sie selbst, ob Kant nicht recht hatte!

Ich füge jetzt noch einige einzelne, auf seine Lebensart sich beziehende Bemerkungen hinzu. Kant trank vor mehreren Jahren, ohne Durst zu haben, sehr viel Wasser, mußte es aber nach einiger Zeit einstellen, weil er einen natürlichen Widerwillen dagegen verspürte. Kaum hatte er dem Wassertrinken entsagt, so setzte seine Nase so wenig Feuchtigkeit ab, daß er nicht mehr Tabak schnupfen konnte. Er schloß hieraus, daß sein Körper etwas mehr Flüssigkeit bedürfe, trank täglich eine mäßige Quantität Wasser und konnte sich wieder des Schnupftabaks bedienen. Er führte gewöhnlich in zwei Dosen eine feinere und eine gröbere Sorte Schnupftabak bei sich, um damit nicht bloß nach Gefallen, sondern selbst nach einer gewissen Regel abwechseln zu können. Überhaupt liebte er den Schnupftabak sehr, hielt es aber doch nicht für schicklich, in seine Vorlesungen eine Dose mitzunehmen; daher sah er es auch nicht gern, wenn seine nahe vor ihm sitzenden Zuhörer durch öfteres Schnupfen seinen Appetit danach erregten. Das Schnupftuch hatte er in seiner Studierstube nie bei sich, sondern auf einem entfernten Stuhle liegen, um dadurch zeitweilig zum Aufstehen genötigt zu werden.

Kant schlief im Kalten unter einer leichten Decke, und obgleich sein Schlafzimmer von seinem geheizten Wohnzimmer entfernt lag, so ließ er es doch nur bei strenger Kälte ein wenig erwärmen. Er befand sich dabei sehr wohl, und sein Schlaf war fest und ruhig. Seine Studierstube ließ er nach dem Thermometer heizen, um stets in derselben Temperatur zu verweilen; daher fand man auch an kühlen Sommertagen seine Studierstube geheizt.

Die Beschaffenheit der Luft und der Witterung hatten auf sein Wohlbefinden einen sehr großen Einfluß. Dies veranlaßte ihn auch, ein genauer Wetterbeobachter zu werden. Er sah sehr häufig

am Tage nach der Wetterfahne, um die Richtung des Windes zu bemerken; er beobachtete oft Thermometer, Barometer und Hygrometer und berechnete genau die Mondveränderungen. Er öffnete für einzelne Augenblicke das Fenster, um durch das Einatmen die Beschaffenheit der Luft zu beurteilen. Er erkundigte sich bei seinen Gästen sorgfältig nach der Witterung und gründete darauf sehr scharfsinnige Erklärungen über sein Befinden und merkwürdige Schlüsse auf bevorstehende Erscheinungen in der Natur.

Es hat vielleicht nie ein Mensch gelebt, der eine genauere Aufmerksamkeit auf seinen Körper und auf alles, was diesen betrifft, verwandt hat als Kant; aber höchst merkwürdig ist es, daß zu dieser genauen Aufmerksamkeit ihn nicht hypochondrische Grillen, sondern vernünftige Gründe bewogen. Ihn interessierte die Erreichung eines hohen Alters. Er hatte eine ganze Liste von altgewordenen Menschen im Gedächtnis, führte öfter die noch älteren Männer aus den höheren Ständen in Königsberg an und freute sich, daß er nach und nach vorrückte und nicht viele ältere mehr vor sich habe. Er ließ sich viele Jahre hindurch von der Königsberger Polizeidirektion die monatlichen Sterbelisten einreichen, um danach die Wahrscheinlichkeit seiner Lebensdauer zu berechnen, und merkwürdig ist es, daß er bei der Angabe seines Alters nie das Jahr nannte, in welchem er lebte, sondern das bevorstehende, in welches er den künftigen 22. April treten würde. In der festen Hoffnung, immer noch ein neues Lebensjahr zu erreichen, trug er selbst zur Erreichung desselben durch vernünftige Aufmerksamkeit auf seinen Körper bei, ohne doch durch ängstliche Besorgnisse über die Schwächlichkeit desselben diesem Zwecke gerade entgegenzuarbeiten. So schwach und empfindlich auch sein Körper war, so stark und unerschütterlich war seine Seele. Er sah mit kaltem Beobachtungsgeiste den Experimenten zu, welche die Natur mit einem Körper anstellte, setzte sich nach Gutbefinden ihren Einwirkungen kraftvoll entgegen und leitete ihre Einflüsse mit Vernunft zu heilsamen Zwecken. Daher blieb bei allen Veränderungen seines Körpers sein Gemüt ruhig und heiter. Er machte seine physische Natur zwar zum Gegenstande seines Nachdenkens und seiner Unterhaltung, aber er ließ sich durch sie nie in seinem frohen Lebensgenuß stören. Durch Aufmerksamkeit auf sich selbst, durch Selbstbeherrschung, durch Festhalten vernünftiger Lebensregeln, durch ungetrübten Frohsinn erreichte der Weise ein hohes und glückliches Greisenalter."



Seelische Rassenhygiene

In einer Sitzung der Berliner Stadtverordneten machte einmal ein Kommunist die freche Bemerkung: „Keiner ist hier im Saal, der nicht auch schon einmal eine Straßendirne benutzt hat." Als ein Stadtrat darauf erklärte, sich davon auszunehmen, erscholl allgemeines zynisches Gelächter!

Selten hat mich etwas so entsetzt, wie die bodenlose Gemeinheit der Gesinnung, die aus diesem Auftritt sprach. Inzwischen aber mußte ich mich durch ein wissenschaftliches Werk überzeugen lassen, daß man auch in höhergebildeten Kreisen sich längst an eine Denkweise gewöhnt hat, wonach es als etwas ganz Natürliches und Selbstverständliches gilt, daß auch der geistige Arbeiter, der Studierte, vor der Ehe sowie bei gelegentlichen Ehestörungen, -hemmungen oder -irrungen seine Geschlechtsbefriedigung ungescheut und anstandslos, ohne Gefühl der Scham und Erniedrigung, auf der Straße sucht. Es handelt sich um den unlängst erschienenen „Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene", in dessen zweitem Band über „Menschliche Auslese und Rassenhygiene" (J. F. Lehmann, München) Dr. Fritz Lenz sich folgendermaßen äußert: „Noch vor verhältnismäßig kurzer Zeit waren allerdings gerade die geistigen Berufe, Akademiker, Offiziere, Kaufleute wegen ihres hohen Heiratsalters in ganz besonderem Maße von Geschlechts-

krankheiten betroffen." Vergebens sucht man in dem angeführten Werk nach der Vorstellung, daß es so etwas gibt wie seelische Reinheit in der jungen Männerwelt und den Abscheu nicht nur vor der Geschlechtsbefriedigung ohne Liebesneigung, als bloßem tierischem Trieb, nur aus Sinnenkitzel, sondern schon allein vor der Berührung eines unsauberen, niedrigen Weibes, das als Venus vulgivaga jedermann unterschiedslos zur Verfügung steht. Man sollte meinen, schon das Reinlichkeitsbedürfnis des Gebildeten, aus dem er im übrigen Leben jedem Schmutzfleck sorgsam aus dem Wege geht, sollte ihn davor bewahren, das Organ, mit dem in gewissem Grade sein Lebens- und Liebesglück sowie das Schicksal seiner Nachkommenschaft verbunden ist, mit einer Futatrix in Berührung zu bringen. Es sollte vielmehr ein heiliges inneres Gelöbnis sein, dem Weibe, das man einst heimführen und zur Mutter seiner Kinder machen will, die gleiche Reinheit des Leibes entgegenzubringen, die man von ihm erwartet und die es als gesittetes und wohlerzogenes Wesen dem Manne bewahrt, dem es die Hand zum Lebensbunde reicht. Dagegen hält, nach den Ausführungen unseres Rassenhygienikers, „nur die Erkenntnis der Gefahr in ihrem ganzen Umfange ohne Zweifel oft von bedenklichen Abenteuern zurück, und die zunehmende Aufklärung über die Gefahren der Geschlechtskrankheiten hat ganz offenbar schon gute Erfolge gerade in der gebildeten Jugend gehabt, auch die Anwendung von Schutzmitteln wird natürlich von einsichtigen jungen Leuten erfolgreicher durchgeführt als von beschränkten und leichtsinnigen. Infolgedessen wird auch die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, vor allem die Aufklärung darüber, keine ungünstige Auslesewirkung haben, weil sie in erster Linie die Einsichtigen bewahrt."

Es ist also allein die Furcht vor den schlimmen Folgen, was nach unserem Gewährsmann die gebildete Jugend zurückhalten kann, sich mit der Straße zu beflecken. Von irgendwelchem Abscheu davor aus seelischem Reinlichkeitsgefühl ist keine Rede. Davon gilt auch das Dichterwort Storms:

Der Eine fragt: Was kommt danach?
Der Andre fragt nur: Was ist recht?
Und also unterscheidet sich
Der Freie von dem Knecht.

Die Folgen des Geschlechtsverkehrs mit der Straße ergaben auf Grund einer Rundfrage im Jahre 1915 an die Ärzte in Hamburg, daß dort etwa 40% aller Männer, die das 50. Lebensjahr erreichen, wegen Syphilis ärztlich behandelt werden; und in Berlin litten 4,2% aller Männer, die in den Jahren 1905—1914 im Alter von mehr als 30 Jahren starben, an syphilitischer Gehirnparalyse, woraus Dr. Fritz Lenz auf Grund der Annahme, daß etwa 7% aller Syphilitiker der Paralyse verfallen, berechnet, daß etwa 60% aller Männer in Berlin sich mit Syphilis infizieren. Die Gonorrhoe aber ist nach den Erfahrungen der Ärzte und den Aufzeichnungen der Krankenkassen mehrfach so häufig als die Syphilis; und die meisten Männer in der Großstadt machen mehrmals die Gonorrhoe durch. Lenz berechnet wiederum, daß im Reichsdurchschnitt 40—50 % aller Männer während ihres Lebens mindestens einmal an Gonorrhoe erkranken und vielleicht 20—25% aller Frauen. Während nun die Syphilis, wenn nicht zum Untergang ihrer Träger, so doch zum frühzeitigen Tode ihrer verseuchten Nachkommenschaft, also zum Aussterben ihres Geschlechts führt, hat die Gonorrhoe meist Unfruchtbarkeit zur Folge, und „mindestens die Hälfte aller kinderlosen Ehen ist auf Gonorrhoe zurückzuführen". Zwar tritt nach der Eheschließung eines gonorrhoischen Mannes zunächst häufig eine Empfängnis ein, zugleich aber auch die Ansteckung der Frau und im Anschluß an die erste Geburt ein Aufsteigen des Tripppererregers in die inneren Geschlechtsorgane, wonach die „Einkindersterilität" geradezu typisch für Gonorrhoe ist. Im Deutschen Reich gibt es nach Lenz etwa 10 Millionen Ehen, von denen ungefähr eine Million kinderlos ist, so daß unter Mitberücksichtigung der Einkindersterilität in jeder Generation viele Millionen Kinder wegen Gonorrhoe der Eltern nicht geboren werden.

Da nun bei robustem Körperbau die geschlechtlichen Triebe im allgemeinen stärker als bei schwächlicher Konstitution sind, meint Lenz, sei auch die Gefährdung größer. Der verhältnismäßig

kleine Teil der großstädtischen Männer, welcher von der Ansteckung verschont bleibt, dürfte daher, nach Lenz, „im Durchschnitt körperlich wohl etwas weniger kräftig sein als der, welcher der Gonorrhoe oder Syphilis verfällt". Diese Krankheiten wirken also, wie Lenz behauptet, „auf eine Züchtung der asthenischen und infantilistischen Konstitution hin", und „Neurastheniker, die schon durch die gewöhnliche Arbeit des Tages stark ermüdet werden, sind verhältnismäßig wenig der Versuchung ausgesetzt, bedenklichen Verkehr zu suchen"; ebenso wie „hypochondrische Ängstlichkeit einen gewissen Schutz vor Ansteckung bedingt". Andererseits aber werden nach Lenz haltlose Naturen, die dem Sinneseindruck des Augenblicks erliegen, und bei denen die normalen „Hemmungen" fehlen, vorzugsweise betroffen.

Also nur Astheniker, Neurastheniker, Infantile und Hypochonder bilden nach dem Herausgeber der „Menschlichen Auslese und Rassenhygiene" den sogenannten „sittlichen Kern" des deutschen Volkes! Sie sind dies aber nicht etwa aus sittlicher Freiheit und seelischer Reinheit, sondern bloß zwangsweise, aus einem gewissen Unvermögen oder aus Ängstlichkeit, sich geschlechtlich zu gefährden. Das würde jedoch, wenn es sich so verhielte, den völligen moralischen Bankrott der Gebildeten unseres Volkes ergeben, die demgemäß aus lauter sinnlichen Knechtsseelen bestünden, welche nur fragen: Was kommt danach?, und es gäbe alsdann unter Deutschen keine Freien mehr, die in der Liebe vor allem ein seelisches Verhältnis suchen, von dem sie so erfüllt sind und das ihnen so hoch steht, daß die sinnliche Befriedigung dahinter zurücktritt und jedenfalls verächtlich erscheinen würde, sie hinter dem Rücken eines solchen Verhältnisses insgeheim bei einem niedrigen Weibe zu suchen. Die geschlechtliche Umarmung allein aber ist nur als Ergebnis eines seelischen Verhältnisses eines freien Menschen würdig.

Gäbe es noch platonische Verhältnisse unter uns Deutschen, wären diese noch starker und reiner seelischer Liebe zu einem Weibe fähig, dann dürften sich jedenfalls weniger tierische Triebe und viehische Begierden finden, die ihre Befriedigung durchaus auf der Straße suchen müssen, womit sie wiederum die Prostitution und alle die raffinierten Genußbetriebe und süchtigen Erlustigungen vermehren, welche Leib und Seele zerrütten und verseuchen, zur erblichen Belastung, idiotischen Entartung und zum Aussterben des Nachwuchses. Dann würde die Gemeinheit verschwinden, die es aufs Gewissen nehmen kann, den reinen Frauenkörper, der sich in der Ehe bietet, mit dem Gift zu infizieren, das der „gebildete Mann" sich zuvor bei einer Straßendirne einverleibt hat. Sittliche Freiheit und seelische Reinheit aber sind die einzig wahre Rassenhygiene und die „normalen Hemmungen", welche den Aufstieg und die Aufartung zu einem neuen höheren und starkgeistigen Menschentum sichern und das deutsche Volk wieder psychophysisch in seinem Nachwuchs ertüchtigen können. Davon ist aber in dem ganzen „Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene", den wir hier vorgenommen haben, insbesondere in dem Band über „Menschliche Auslese und Rassenhygiene" von Dr. Fritz Lenz mit keinem Wort die Rede, dessen Aufgabe es gewesen wäre, diese seelische Rassenhygiene als letztlich ausschlaggebend ins rechte Licht zu stellen. Was uns dafür geboten wird, ist nur eine Rassenhygiene für Sklaven- und Knechtsseelen.

Die hohen Kulturwerte geistiger und künstlerischer Art, deren das einstige Volk der Denker und Dichter sich rühmt, verdankt es vor allem der starken und hehren Seelenkraft und geistigen Liebe der Dichterdenker seiner Blütezeit. Diese schöpferischen Geister aber, wie Kant, Lessing, Klopstock, Herder, Jean Paul, Hölderlin und so viele andere schlichtere geistige Naturen, ja selbst Schiller, Goethe müßten nach unserem Rassenhygieniker Infantile und Schwächlinge gewesen sein, da sie für ihre sinnlichen Triebe nicht bei niedrigen Weibern Befriedigung suchten, sondern sie ins Seelisch-Geistige umschalteten und in seelischen Liebesverhältnissen auslebten. Diese edlen Vorbilder dürften wohl die heutige landläufige, ordinäre, geschmacklose und frivole Vorstellung widerlegen, daß alle, die der „Ansteckung" entgehen, das will sagen, sich nicht mit Dirnen abgeben, notwendig Kindlinge, Schwächlinge und in gewissem Sinne „Impotente" sein müßten, eine Vorstellung, welche die zynischste Entwürdigung und Vertierung der

Menschennatur ausdrückt, die Bankrotterklärung alles Vermögens der Seelenkraft über die Sinnentriebe. Die Geschichte bietet eine endlose Reihe körperlich und geistig gleichstarker Persönlichkeiten, welche dieses Vermögen besaßen, ohne darüber zu Asthenikern, Infantilen oder Hypochondern geworden zu sein. Die moderne Forderung der Notwendigkeit des geschlechtlichen „Sich-auslebens", um „gesund" zu bleiben, bzw. nicht an gewissen hysterischen Erscheinungen und Perversitäten zu kränkeln, dagegen ist die wahre Schwächlingsform, eine Selbsttäuschung über die Erschlaffung der seelischen Kräfte und starkgeistigen Hemmungsfunktionen als Folge dieses Auslebensbedürfnisses. Alles aber, was das deutsche Geistesleben Schönes und Edles, Wahres und Großes, Erhabenes und Tiefes gezeitigt hat, ist aus reiner seelischer Liebe erwachsen. In seinem „Gülden ABC" mahnt Matthias Claudius:

In dir ein edler Sklave ist,
Dem du die Freiheit schuldig bist.

Der Grund, warum die moderne Menschheit geistesschöpferisch so wenig ganz Großes leistet, keine hohen Formen und Gebilde mehr hervorbringt, sondern nur mehr Filmsensationen abkurbelt — der Grund, warum ihr die starke und strengformende Kraft und die große machtvolle Linie fehlt, ist im völligen Mangel an Seelen- und Herzensgeist zu suchen. In der Blütezeit unserer geistigen Kultur füllten nicht nur die Kreise um die großen Dichterdenker ihre Muße und Geselligkeit damit aus, sich an Vortrag und Lesen edler Dicht- und Gedankenwerke zu erfreuen und zu erheben, sondern auch für die schlichteren Gesellschaftsschichten galt dies als vornehmste und würdigste Erholung, welche man äußerlichen Vergnügungen, Sinnenreizen und glatten Erlustigungen vorzog, die für unter der geistigen Würde gehalten wurden. Womit sich dagegen unsere modernen Gesellschaften, die fast restlos auf materielle Genüßlichkeit unter mehr oder minder künstlerischer Musikbegleitung eingestellt sind, die Zeit vertreiben, — über dieses platte Alltagsgeschwätz ohne jegliches Bedürfnis nach seelisch-geistiger Erhebung ist kein Wort weiter zu verlieren. Die Folge aber dieses Versagens aller seelisch bild- und gestaltsamen Kraft und des Vermögens, sich in höheren Geistesformen auszuleben und zu verständigen, zu unterhalten und zu erholen, — die Kehrseite davon ist die Befriedigung der Sinnentriebe bei niedrigen Weibern, wo unsere Männerwelt sich vom Alpdruck der Simpelei und Langeweile der sog. „guten Gesellschaft" in Ausschweifungen wieder entlastet. So ist das Dirnentum das Gegenstück zur Flachheit und Albernheit der modernen Geselligkeit.

Derartige Gesichtspunkte (eingehendere und grundlegende Behandlung dieses Themas findet sich in dem demnächst erscheinenden dritten Band der „Kulturgeschichte der Rasseninstinkte" des Verfassers unter dem Titel „Die Formkraft der Rasseninstinkte") müßten in einer Rassenhygiene vor allem ins rechte Licht gestellt werden, nämlich daß die Ertüchtigung des Nachwuchses und die Aufartung der kommenden Generation in körperlich-geistiger Rüstigkeit und Begabung allein von der Kraft und Reinheit des Seelenlebens zu erwarten ist, als sicherste Vorbeuge gegen geschlechtliche Ausartung und Verderbnis. Es ist aber ein bedauerliches Zeichen von der Oberflächlichkeit und Gedankenlosigkeit unserer Tage, daß selbst wissenschaftlich führende Geister wie die, welche sich um die „Gesellschaft für Rassenhygiene" und das „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie" scharen, dessen gar nicht bewußt zu sein scheinen, indem sie glauben, durch bloßen Schutz der sklavisch-sinnlichen Triebe vor Ansteckung unser Volk vor völliger Verseuchung und Entartung retten zu können.

Nach all der Statistik über Verseuchung und Verelendung, an welcher die Geburten durch Elternsünden dahinsiechen, die Dr. Fritz Lenz höchst verdienstlich in seiner Schrift aufführt, wäre wohl auch eine Statistik über den seelisch-geistig rein und gesund gebliebenen Kern des deutschen Volkes angezeigt. Dieser bleibt doch der eigentliche Träger der kommenden Generation und damit der Zukunft unseres Volkes.

Heinrich Driesmans





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Okkultismus und Wissenschaft

(Vgl. Novemberheft des Türmers, S. 112!)

Im Mittelalter herrschte die kirchliche Macht und ließ die feinfühligen, schauenden, heilenden „Schläfer" als Hexen verbrennen. In unserer Zeit beherrscht die Wissenschaft zum größten Teil die öffentliche Meinung; und es gibt bis zur Stunde noch vereinzelt Männer der exakten Wissenschaft, die vom grünen Tisch aus alle Medien (Mittler zwischen grob- und feinstofflichen Schwingungsebenen) für „hysterische Gaukler und eitle Schwindler" erklären.

Die von mir gesperrten Worte gebrauchte Herr Dr. med. Kahle im Novemberheft des „Türmer" in seinem Aufsatz „Medien als wissenschaftliche und religiöse Erneuerer?" gegen meinen Aufsatz im „Türmer" vom September: „Neue Wege der Wissenschaft".

Dr. Kahles Aufsatz kam mir leider verspätet zu Gesicht, doch möchte ich diesen nicht unwidersprochen lassen, da ich glaube, es den Lesern des „Türmer" schuldig zu sein, Wahrheit von Irrtümern zu scheiden.

1. Herr Dr. Kahle behauptet: „Die Verfechter des Okkultismus, die den Kampf gegen den Materialismus auf ihre Fahnen geschrieben haben, greifen bei der Erklärung der sie beschäftigenden Probleme selber zu den gröbsten mechanistisch-materialistischen Erklärungsweisen, schlimmer wie der fanatischste Entwicklungsmechanist." — Nein! Es handelt sich hier nicht um Erklärungsweisen, sondern — wie aus meinem Aufsatz doch deutlich genug hervorgeht — um wissenschaftlich geprüfte und unter schärfsten Kontrollmaßnahmen (gleichzeitige Blitzlichtaufnahme mit 6 Photographierapparaten, die alle Richtungen des Zimmers heute noch zu kontrollieren gestatten) beobachtete Tatsachen, die durch Meinungen anderer nicht wegzuleugnen sind! Daß das okkulte Gebiet auch seine wissenschaftliche Erklärung — wenn auch erst zum geringen Teil — findet, begrüßen die „Laien", wie man die Nichtakademiker nennt, mit großer Freude; wird doch dadurch der Okkultismus von allem abergläubischen Drum und Dran gerade erst entkleidet.

Um der Wahrheit zu ihrem Rechte zu verhelfen, kann ich es mir nicht versagen, einen Mediziner hier sprechen zu lassen. Dr. Ferdinand Maack, Hamburg, sagt in einer seiner neuesten Schriften „Das zweite Gehirn": „Es existiert eine sog. ‚okkulte Materie' (zusammengesetzter Art), die anders beschaffen ist als die gewöhnliche, bekannte Materie. Die okkulte Materie hängt zusammen mit dem, was wir Leben nennen, und ist daher auch mit den seelisch-geistigen Vorgängen verbunden. Die okkulte Materie kann vom menschlichen Willen und Bewußtsein auch unbewußt gelenkt und geformt werden. Die okkulte Materie vermittelt bzw. verursacht die meisten okkulten Phänomene. Die okkulte Materie ist daher das wissenschaftliche Fundament des Okkultismus."

Der Nervenarzt Dr Georg Lomer in Hannover ist durch seine Hypnose- und Traumforschungen zu dem beachtenswerten Ergebnis gekommen, „daß die Seele eine feinstoffliche Organisation ist und daß es eine überphysische Welt (Astralwelt) gibt".

2. Herr Dr. Kahle meint: „Keiner Art, auch der menschlichen nicht, ist die Möglichkeit gegeben, die ihr von der Natur bei der Entstehung festgezogenen Grenzen zu durchbrechen und über diese hinaus ‚fortzuschreiten'." — Wo sind diese „festen Grenzen"? Wo sind sie gegenüber den von mir in dem kritisierten Aufsatz herangezogenen Forschungsergebnissen besonders namhafter Nervenärzte und Professoren, von denen ich eine andere Meinung habe, als daß sie sich jahrelang hätten von „Gauklern und Schwindlern" irreführen lassen? Wie überwältigend müssen die Beweise von dem Vorkommen verborgener Kräfte im Menschen gewesen sein, bevor ernste Forscher die „Tatsachen" als solche erkannten und ihre Namen unter die Veröffentlichungen setzten!

Es ist ungerecht, diesen Forschern weniger Vertrauen und Glauben entgegenzubringen, nur weil sie über ein anderes Forschungsgebiet berichten als über die von der Wissenschaft sanktionierten Gebiete. Die Gegenwart hat mit der Vergangenheit gemein, daß sie sich mit vorgefaßten Meinungen Entdeckern neuer Tatsachen gegenüber mit allen zu Gebote stehenden Mitteln entgegenstemmt. Galileis Widersacher weigerten sich, durch sein Fernrohr zu sehen, als er ihnen das Vorhandensein der Jupitermonde beweisen wollte. Heutige Widersacher des Okkultismus weigern sich, das unbestechliche Zeugnis der photographischen Platte anzuerkennen! — Das geschieht in unserer aufgeklärten Zeit, in der uns das Spektrum — eine wissenschaftlich gewiß alltägliche Erscheinung — längst offenbart hat, daß die sieben Hauptfarben nur einen kleinen Ausschnitt der „Welt der Schwingungen" darstellen. Welche Wellenlängen und Schwingungszustände jenseits von Rot oder Violett auf die von Dr. Maack erwähnte „okkulte Materie" und ihre Phänomene entfallen, ist wissenschaftlich noch nicht erforscht, sind deswegen eben noch okkult (verborgen) und gehören dem Okkultismus noch an. Aber sicher ist, daß unbekannte Schwingungszustände einer unerforschten Stoffart die Grundlagen einer (nur unserer fünfsinnigen Veranlagung) verborgenen „Welt" sind. Daß diese „astrale" Welt (so genannt, weil sie den Sehern als sternartig-strahlend erscheint) ebenso auf Schwingungen beruht wie die uns wahrnehmbare Welt, bedarf keiner „mechanistischen Erklärungsweise", die Herr Dr. Kahle den Okkultisten vorwirft; denn das Vorhandensein höherer unsichtbarer Ebenen bedingt ihre Zugehörigkeit zur Natur und ihren Gesetzen. Aber die Grenzen der Natur sind so weit von den Bewohnern eines der winzigsten Planeten entfernt, in Erkenntnistiefen verborgen, daß auch wir vom zwanzigsten Jahrhundert uns nicht anmaßen können, viel davon erkannt zu haben. Die Forscher, von denen ich sprach, sind eben dabei, einen Zipfel des großen Schleiers der Natur ein wenig zu lüften. Was bedeutet da die „Meinung" der bei solchen Forschungen Abwesenden! Übersinnlich ist nicht übernatürlich.

3. Wenn die „neue Wege gehende" Wissenschaft uns dieses Neuland allmählich erschließt, so wollen wir dankbar anerkennen, daß sie uns einen wesentlichen Fortschritt vom Grobstofflichen zum Feinstofflichen, vom Nurkörperlichen zum Seelisch-Geistigen, von der Physiologie zur wahren Psychologie bringen wird. Freilich lassen sich diese neuen und andersartigen Wege nicht auf dem bisherigen Experimentiertisch oder mit stofflichen Apparaten verfolgen, noch kann uns das Seziermesser die Spur der Seele entdecken. Nur der lebende Mensch mit seinen ihm innewohnenden Seelenkräften ist das geeignete Instrument zu seelischen Forschungen und ihren phänomenalen okkulten Nebenerscheinungen. Daß unter solchen Medien auch ein gewisser Prozentsatz Minderwertige, Neurastheniker und Hysteriker zu finden ist, ist ganz selbstverständlich, sie bilden doch einen Bestandteil der gegenwärtigen kranken Menschheit. Aber die Behauptung, daß alle Medien „psychisch Entartete" oder „Gaukler und Schwindler" sind, ist doch wohl eine mindestens sehr vorurteilsvolle, die nicht den geringsten Anspruch auf Glaubwürdigkeit hat; denn die Herren vom „neuen Fach" kennen ihre Medien besser wie Dr. Kahle.

Es ist unvorsichtig, wenn er ironisch ausruft: „Deutsches Volk, laß deine Geschicke lenken von Psychopathen, die sich mit Schreib- und Sprechmedien umgeben . . .“ Da diese Worte auf meinen Aufsatz Bezug nehmen, in dem ich von den Sitzungsergebnissen mit Medien der „Ärztlichen Gesellschaft für parapsychische Forschung“ spreche und einige hervorragende Gelehrte namhaft machte, die an solchen Sitzungen teilnahmen, sich mit Medien umgaben und darüber in der Öffentlichkeit zustimmend berichteten: kann die Meinung auftauchen, daß diese Herren von Dr. Kahle mit unter die „Psychopathen“ gerechnet werden.

4. Nach theosophischer Auffassung offenbart sich der kosmische Geist mit seinen von Menschen nicht zu zählenden Kräften und Wirkungsarten durch Universen und Lebensformen, die von den Strahlen des ewigen Wesens der Welt belebt sind wie die Blumen von der Sonnenkraft. In jeder Menschenseele, Tier- oder Pflanzen-Gruppenseele offenbart sich die Geistessonne besonders. Diese Offenbarung von Leben, Wille und Geisteslicht durch die Reiche der Geschöpfe ist die Entwickelung, die wir beobachten. In der menschlichen Seele sind viele Möglichkeiten als Keime verborgen wie in der Eichel die Verzweigungen des zukünftigen Eichbaumes. Die Entwickelung der Seele in einem jeweiligen Erdenleben ist vorwiegend von dem sich aus früheren Verkörperungen ergebenden Reifegrad, natürlich aber auch von der Umwelt und Erziehung abhängig. Zum Wachstum der Seele stehen ungezählte Jahrmillionen zur Verfügung in Perioden, die wir Leben und Tod nennen. Was bedeuten da wenige Jahrtausende unserer Beobachtung. Betrachten wir die „Mutation“ von einer solchen Welten und Äonen umspannenden Ewigkeitswarte aus, wie mikrokosmisch erscheint uns dann ihr Geltungsbereich. Sie zeigt uns zwar, daß sprunghafte Neubildungen von Arten in neuen Lebens„formen“ vorkommen können, das Reifen seelischer Werte und das Sichentfalten bisher unbekannter Aufnahmefähigkeiten für feinere kosmische Schwingungen läßt uns die bei der Entwicklung von Formen verweilende Mutation weder erkennen noch entkräften. Das allmähliche Wachstum der Seele kann der irdische Forscher nicht wahrnehmen, weil er mit den begrenzten fünf Sinnen nicht über die gegenwärtige Lebensform hinaussehen kann.

5. Ich möchte diese Gelegenheit nicht unbenutzt lassen, auf eine segensreiche Folge okkultistischer Forschungen aufmerksam zu machen. Wieviel besser könnte es gegenwärtig schon um die Heilung von körperlichen und seelischen Krankheiten bestellt sein, wenn die Erkenntnis durch okkulte Forschungen schon so weit gediehen wäre, daß der Mensch nicht nur als grobstofflicher Körper, sondern als ein auf feinste Reize reagierender Organismus aufgefaßt wird. Nur darum konnte es geschehen, daß die Heilmethode des Feinstofflichen — die Homöopathie — die seit einem Jahrhundert schon segensreich nicht nur im Lande ihres Entdeckers Hahnemann in Deutschland, sondern auf dem ganzen Erdball ausgeübt wird, in Deutschland offiziell nicht nur nicht anerkannt, sondern mit allen Kräften bekämpft wird. Das ist eine Folge der materialistischen Wissenschaft. In Amerika gibt es längst homöopathische Krankenhäuser und Lehrstühle.

Auf religiösem Gebiet wird die Gewißheit von dem Vorhandensein eines unvergänglichen seelisch-geistigen Zentrums im Menschen — mit voller Verantwortung für eine längere Spanne Zeit als für einen Lebensausschnitt auf diesem Planeten zwischen Geburt und Grab — Charakter, Pflicht- und Verantwortungsgefühl fraglos stärken.

Die Wissenschaft steht bei der Allgemeinheit in hohem Ansehen und sie horcht mit Spannung und Sehnsucht auf neue Kunde von hoher Warte. Wenn die Hüter der Wissenschaft dafür sorgen, daß die Freiheitsflügel sich ungehindert in das Meer des unendlichen Wissens erheben können, dann fördern sie die Kultur in hohem Maße; beschneiden einige aber diese Flügel, dann machen sie sich schuldig an dieser Freiheitsberaubung der Wissenschaft.

Georg Korf, Hamburg





Geschichte und Philosophie

Immanuel Kant ist für uns der Philosoph schlechthin, der Idealtypus des philosophisch eingestellten Menschen. Er verkörpert uns in äußerster Reinheit denjenigen Menschentyp, der erst spät in der Geschichte in die Erscheinung getreten ist, und der überhaupt nur aus dem Mutterboden einer reichen und großen Kultur zu erwachsen vermag, sozusagen als das höchstgesteigerte geistige Züchtungsprodukt einer langen Ahnenreihe: der Typ des wissenschaftlichen Menschen, dem die Erforschung der Wahrheit Selbstzweck ist. Was das heißt, können wir heute kaum noch ermessen; wir können es allenfalls ahnend begreifen, wenn wir uns etwa das Staunen der Griechen vergegenwärtigen über den ersten Menschen, der dieses Ideal zum reinen Ausdruck brachte, über Sokrates. Indem der Mensch aus dem Schlummer des triebhaften und zweckbefangenen Daseins erwacht und sich auf sich selbst besinnt, löst er erst die letzten Fesseln, die ihn an das Tierreich binden. Der Begriff des Menschentums ist damit um einen neuen, wesenhaften, unverlierbaren Zug erweitert, und Schopenhauer hat dieser Tatsache treffenden Ausdruck verliehen, indem er den Menschen als das „animal metaphysicum“ bezeichnete und ihm somit den philosophischen Trieb eingeboren sein ließ.

In reinster Ausprägung und höchster Vollendung versinnbildlicht uns der Königsberger Weise dieses Ideal. Sein Werk liegt auf der Grenzscheide zweier Zeitalter. Es teilt die Geschichte der neueren Philosophie in zwei Teile: was davorliegt, nennen wir heute vorkantisch, was dahinterliegt, nachkantisch. Es selbst bildet den Stützpunkt der beiden Wagebalken. Wie ein breiter und tiefer See, der die aus zahllosen Gebirgsbächen zusammengeronnenen Gewässer eines Flusses in sich aufnimmt und gereinigt und neu gespeist wieder aus sich entläßt, so sammelt die Kantische Philosophie die vielen Rinnsale des vorkantischen Denkens, und so fließt der breite Strom des nachkantischen ruhig aus diesem gewaltigen Becken wieder heraus. Was heute Philosophie ist, was rechtmäßig diesen Ehrentitel sich beilegen darf, das saugt seine Nahrung, gewollt oder ungewollt, bewußt oder unbewußt, aus dem Kantischen Boden.

Kant hat nicht nur dem philosophen Denken überhaupt einen neuen Antrieb verliehen, er hat auch die meisten philosophischen Spezialdisziplinen aufs reichste befruchtet. Was Erkenntniskritik und Naturphilosophie, was Ethik, Ästhetik und Religionsphilosophie ihm verdanken, das kann nur der ermessen, der die Ausgestaltung dieser einzelnen Zweige an Hand der Geschichte des nachkantischen Denkens bis auf unsere Tage an sich vorüberziehen läßt. Aber gerade darin liegt das Fruchtbare seines Werkes, daß es uns keine fertigen Ergebnisse und unumstößlichen Abschlüsse darbietet — gibt es so etwas überhaupt in der Geschichte des Denkens? —, sondern daß es, wie alle wahrhaft große Philosophie, die Keime zu seiner Fortentwicklung in sich selbst trägt, daß die gestellten Probleme über sich selbst hinausweisen und zu neuer fruchtbringender Entfaltung fortdrängen. Nur die Dogmatiker, die ängstlich auf die Worte des Meisters schwören, werden dies verkennen. Wer sich aber vom Schulbegriff seiner Philosophie zu ihrem Weltbegriff erhebt, dem werden die Worte Wilhelm Windelbands, der sich wie wenige mit Kants Geist erfüllt hatte, verständlich werden: „Kant verstehen heißt über ihn hinausgehen.“

Es war vor allem ein Gebiet, das innerhalb des Kantischen Systems nicht zu vollem Austrag gelangt war, das uns die Zeitbedingtheit auch dieses Größten offenbart, das Problem der Philosophie der Geschichte. Wohl hat er sich auch diesem Problemkreis zugewandt, aber er vermochte nicht, die Eigenbedeutung und Eigengesetzlichkeit der Geschichte als Gegenstandes des philosophischen Erkennens klar herauszustellen, die Geschichte aus der engen Umklammerung mit der Ethik zu lösen. Erst seine großen Nachfolger, zumal Hegel, haben die philosophische Reflexion auch auf dieses Gebiet angewandt, und erst in jüngster Zeit hat sich dann eine Disziplin herausgebildet, die man in Kantischer Redeweise als „Kritik der historischen Vernunft" bezeichnet hat.

Dies hat seinen geschichtlichen Grund. Zu Kants Lebzeiten stand die Geschichte als Wissenschaft, wie wir sie heute verstehen, noch in ihren Anfängen. Sie war noch kein integrierender Faktor im Geistesleben des 18. Jahrhunderts; sie wurde erst im 19. Jahrhundert ein empirisches Faktum von einer solchen Bedeutung und einem solchen Umfang, daß nunmehr auch die Philosophie über sie als Kulturphänomen Rechenschaft geben mußte. Kants Denken, wie es in der Vernunftkritik zum Ausdruck kommt, war, wie dasjenige der Renaissance und der Aufklärung, vorwiegend an der mathematischen Naturwissenschaft orientiert. Diese bildete, hauptsächlich in der Form, die ihr Newton verliehen hatte, den tragenden Untergrund, auf dem die von Kant neu geweckte philosophische Besinnung aufbauen konnte. Heute aber steht das Problem der Geschichte im Vordergrund des philosophischen Interesses, und es sei uns daher gestattet, an Hand zweier neuer Werke auf den Fragenkomplex dieser jüngsten philosophischen Disziplin, der Geschichtsphilosophie, hinzuweisen und damit zu zeigen, wie die neukantischen Richtungen aus der Fortentwicklung der Kantischen Lehre und in engem Zusammenhang mit ihren Grundgedanken sich dieses neue Gebiet zu eigen gemacht haben.

Der ganze Reichtum der Probleme und Fragen, Lösungen und Lösungsversuche, der sich hier vor uns aufrollt, wird in dem letzten Werk eines viel zu früh von uns geschiedenen Mannes vor uns hingestellt, in Ernst Troeltschs umfangreichem Buch „Der Historismus und seine Probleme" (3. Band der Gesammelten Schriften, Tübingen, J. C. B. Mohr [Paul Siebeck], 1922, 772 S.). Leider ist dieses Werk Bruchstück geblieben. Dem ersten Band, der die begriffliche Grundlegung enthält, sollte ein zweiter folgen, der die inhaltliche Ausführung der Troeltschschen Geschichtsphilosophie zum Gegenstand haben sollte. Darauf müssen wir nun für immer verzichten. Aber auch der vorliegende erste Band bildet ein in sich abgeschlossenes Ganzes; er ist ein erneutes Zeugnis von der erstaunlichen Leistungskraft und dem umfassenden Wissen dieses Mannes, der mit seiner unverwüstlichen Schaffensenergie, seiner grenzenlosen Aufnahme- und Aneignungsfähigkeit gewaltiger Stoffmassen, seiner Meisterschaft in der Bewältigung und Verarbeitung dieser mittelst eines konstruktiven Denk- und Schauvermögens, wie es heute zu den großen Seltenheiten gehört, zu den hervorragendsten Führern des geistigen Deutschlands gehörte, eine Gelehrtennatur von großem Format, aber mehr als das, eine Führerpersönlichkeit von bedeutendem Ausmaß.

Aus dem reichen und umfänglichen Gebiet des Historismus, d. h. der vorwiegend am geschichtlichen Denken orientierten Weltauffassung, sondern sich zwei Hauptproblemgruppen deutlich heraus, um die sich die Einzelprobleme gruppieren: einmal die innerhalb der Erkenntnistheorie und Logik zu behandelnden Fragen nach der Stellung der Geschichtswissenschaft im Wissenschaftsbereich überhaupt, ihre Abgrenzung gegen die anderen Wissenschaften, vornehmlich gegen die mathematisch-naturwissenschaftlichen, vor allem die Frage der Methode und Forschungsweise der Geschichte wiederum im Unterschied von den anderen wissenschaftlichen Forschungsarten. Man kann diese Untersuchungsreihe kurz als Geschichtslogik oder Methodologie der Geschichte bezeichnen und betritt damit ein ziemlich neues Feld der philosophischen Betrachtung, dessen Probleme erst zu Anfang unseres Jahrhunderts durch die bahnbrechenden Untersuchungen Heinrich Rickerts in Fluß gekommen sind.

Die zweite Problemgruppe dreht sich um das, was man am besten als materiale oder inhaltliche Geschichtsphilosophie bezeichnet; dazu gehört die philosophische Deutung des empirischen Geschichtsverlaufs, die prinzipielle Frage nach dem Sinn der Geschichte und ihrer Bedeutung für die Weltanschauung, die Konstruktion der Universalgeschichte, die die Resultate der empirischen Geschichte zusammenfaßt und dem Ablauf der geschichtlichen Ereignisse Einheit und Sinngebung verleiht. Hier gelangen wir in das Gebiet der Untersuchungen, die in der Neuzeit bereits die Aufklärung in Voltaire, Lessing und Herder angestellt hat, und die mit philosophischer Vertiefung durch Kant, Fichte und Hegel zu einem Höhepunkt geführt worden sind, von dem aus die folgende Entwicklung ihren Ausgang nahm. Für Kant war die Geschichte nichts anderes, als die Entwicklung der Menschheit zur Freiheit. Alle diese Dinge kommen auf dem Boden der Metaphysik zum Austrag, der als Hilfs- und Vorbereitungswissenschaften die empirische Geschichte und die Geschichtslogik zur Seite stehen. Sie bilden die Krone und den Abschluß der Geschichtsphilosophie.

Teils in selbständiger systematischer Darstellung, größerenteils aber in fortlaufender Auseinandersetzung mit den Geschichtslogikern und -metaphysikern entwickelt Troeltsch seine Gedanken. Diese letztere Art, die er in allen seinen Schriften zur Anwendung gebracht hat, und die rein äußerlich in einer gewaltigen Untermauerung des Textes mit Fußnoten zum Ausdruck kommt, ist typisch für die Schreibart des Mannes, der sich in rein abstraktem, monologischem Philosophieren nie ganz wohl fühlte, sondern der lebendigen Fühlungnahme mit dem wissenschaftlichen Gedankengut seiner Zeit unbedingt bedurfte. So kommt auch in diesem Band der praktische Historiker Troeltsch vorwiegend zu Wort, und den Hauptinhalt desselben bildet die geschichtliche Darstellung der Theorien seiner Vorgänger und Zeitgenossen. Erst aus der historischen Untersuchung heraus, und stets in enger Verbindung mit dieser, erwachsen Troeltschs eigene Gedankengänge. Die historischen Partien, die den größten Raum des Buches einnehmen, sind mit der gewohnten Meisterschaft geschrieben; sie bedeuten eine wesentliche Bereicherung unseres Wissens von geistesgeschichtlichen Zusammenhängen und Beziehungen. Ausgehend von der Hegelschen Dialektik, die auf breiter Basis entwickelt wird, entwirft der Verfasser die Grundzüge der Organologie der deutschen historischen Schule, schreitet von da zu dem soziologisch gerichteten Geschichtsdenken von Karl Marx und seiner Schule fort, dessen Abstammung aus dem System Hegels und dem deutschen Idealismus er ebenso vorzüglich nachweist wie dessen selbständige Bedeutung, behandelt weiter in einem glänzend geschriebenen Kapitel die bisher noch wenig durchforschte historische Dynamik des Positivismus, vor allem der Franzosen (St. Simon, Comte) und der Engländer (Mill, Spencer), in welche Reihe er auch Wundt einordnet, nähert sich dann der Gegenwart in dem Abschnitt über die Entwicklungsidee des historischen Realismus, in dem zunächst die großen deutschen Metaphysiker Lotze, von Hartmann, Eucken, dann die psychologisierenden Lebensphilosophen (Nietzsche, Dilthey) und die apriorisierenden Formdenker (Neukantianer, Phänomenologen), und schließlich Croce und Bergson als die positivistisch-neuromantischen Metaphysiker Italiens und Frankreichs behandelt werden. Und endlich widmet er kurze Ausführungen den Historikern dieser Zeit selbst. Hier wie in allen seinen historischen Untersuchungen vereinigt Troeltsch mit der exakt-wissenschaftlichen Durcharbeitung, die erstaunliche Materialmassen zu bewältigen versteht — sind doch in dem vorliegenden Band an 800 Bücher, Zeitschriftenartikel usw. herangezogen —, die Kraft der Einfühlung und der Überschau weiter Zusammenhänge, die sich von dem Material nie erdrücken läßt.

Von größerem Interesse für den systematischen Philosophen sind nun allerdings diejenigen Einsichten, die Troeltsch auf Grund seiner Erörterung der geschichtlichen Theorien gewinnt, und hier stehen also die Probleme der Geschichtslogik im Vordergrund. Besonders lehrreich, weil damit mitten in den Brennpunkt der Meinungen hineingreifend, ist seine Auseinandersetzung mit Heinrich Rickert, dem Führer einer der zukunftsreichsten neukantischen Schulen, dem das Verdienst zufällt, dieses spezielle Gebiet überhaupt erst der philosophischen Erforschung erschlossen zu haben.



Daß der Geschichte eigentümliche logische Prinzipien zugrunde liegen, daß mit einer wissenschaftlichen Universalmethode nichts anzufangen ist, daß vor allem die Geschichte nicht durch Übertragung naturwissenschaftlicher Kategorien und Forschungsmethoden um ihre Sonderstellung und ihr Eigenrecht gebracht werden dürfe, darin stimmen beide Denker überein, und darin sehen wir überhaupt das Verdienst der modernen geschichtstheoretischen Bewegung. Nicht Monismus, sondern Pluralismus ist die Forderung, die sich aus dem Wissenschaftsbetrieb der empirischen Disziplinen ergibt. Wenn man so der Geschichte eine eigene Methode eingeräumt hat, darf man ihr aber nicht, wie dies Kant noch getan hat, den Charakter einer exakten Wissenschaft absprechen und sie mit der Kunst auf eine Stufe stellen; ihre Wissenschaftlichkeit bleibt gewahrt, auch wenn sie nicht, wie die Naturwissenschaften, generalisierend verfährt und absolut gültige allgemeine Gesetze aufstellt. Mit ihrem individualisierenden Verfahren, das auf die Einmaligkeit und Unwiederholbarkeit des historischen Objekts als Individuum in seiner Besonderheit gerichtet ist, ist ihr Charakter als Wissenschaft fest gegründet. Diesen logischen Grundgedanken übernimmt Troeltsch von Rickert, wie er überhaupt, was die rein logischen Fragen der Geschichte betrifft, mit diesem weitgehend übereinstimmt. Die Hauptdifferenz liegt nun darin, daß Rickert strenger Logiker und Wissenschaftstheoretiker ist, der sich rein kontemplativ auf die logische Struktur der Geschichtswissenschaft besinnt und unter Ausschaltung aller alogischen und irrationalen Momente, namentlich aller Metaphysik, das Wesen und die Methode der Geschichte auf dem Boden der reinen logischen Methodologie untersucht. Rickert hält als Neukantianer an den Grundprinzipien der Transzendentalphilosophie fest, während Troeltsch gerade in der letzten Periode seines Denkens sich erheblich vom Neukantianismus und von Kant selbst losgelöst hat und sich in wichtigen Punkten der Leibnizschen Monadologie und der Malebrancheschen Partizipationslehre anschließt. Er ist im Grunde seines Herzens Metaphysiker, er betont die persönliche Entscheidung des Denkens in vielen Fragen, bis zu denen die exakte Wissenschaft und die Logik nicht mehr vordringen können, er mischt Glaubens- und Gefühlsmomente in sein Denken ein, willentliche Entscheidungen, ethische Entschlüsse, Zuschüsse religiösen Glaubens, er hält viel auf die intuitive Erfassung, auf das unmittelbare Schauen und Sehen der geschichtlichen Zusammenhänge und Beziehungen und setzt dem diskursiv-rationalen Denken Grenzen, er verwirft die Zwecklosigkeit der rein kontemplativen Einstellung und ordnet alle Wissenschaft und Philosophie praktischen Gesichtspunkten des Lebens und der Kultur unter, ist also mehr pragmatisch und zwecksetzend als rein erkennend gerichtet. Wir verstehen daher den Vorwurf voll, der von der Gegenseite erhoben wird, es fehle unserem Denker die letzte begriffliche Klärung, sein Denken dringe nicht bis zur äußersten Grenze rationalen Erkennens vor; wir wissen aber auch, daß ein solcher Vorwurf einen Mann nicht schwer getroffen hat, der wie Troeltsch wesentlich aufs Praktische gerichtet war. So nahe sich die beiden Denker in ihrem Ausgangspunkt und in vielem anderen auch stehen mögen, so haben wir hier doch zwei ganz verschiedene Typen von Weltanschauungen, die wir mit etwas grober Schematisierung als den Typ des Intellektualisten, rein kontemplativ sich verhaltenden Erkenntnistheoretikers, und den Typ des Voluntaristen, der alle Erkenntnis auf praktische Bedingtheiten und Abzweckungen zurückführt, bezeichnen können.

Auf die logischen Probleme der Geschichtsphilosophie können wir hier nicht näher eingehen. Es sei nur noch einiges über das zweite Gebiet, die materiale Geschichtsphilosophie oder die Metaphysik der Geschichte gesagt, die ihre eigentliche Ausführung erst im zweiten Bande erhalten sollte, deren Grundzüge aber bereits im ersten Band deutlich heraustreten. Welche Bedeutung hat denn nun die Geschichte für die Weltanschauung, was leistet sie an praktisch-positiver Arbeit für den Aufbau unseres Kulturlebens? Das sind Fragen, die sich mit voller Wucht einem Manne stellen, für den Wissenschaft nicht nur die Erforschung der Wahrheit um der Wahrheit willen bedeutet, für den alle Erkenntnis vielmehr auf ein jenseits ihrer liegendes Moment, also auf das Leben bezogen ist. Geschichte ist für Troeltsch positive Kulturarbeit, schöpferischer Lebensprozeß, Einbeziehung aller Vergangenheit in die Gegenwart, nicht Beschränkung auf die lediglich

beschauliche Erforschung der historischen Komplexe, auch nicht bloßes Ansammeln von Material, Zusammenstellung von Quellen usw. Letzteres ist unumgängliche Vorarbeit zu einer darauf aufbauenden darstellenden Geschichte, aber noch nicht Geschichte selbst. Überall muß die Beziehung auf ein dem gegenwärtigen Menschen eignendes System von Sinn- und Wertmöglichkeiten vorhanden sein. Nur so vermögen wir über den schlechten Historismus hinauszukommen, der immer Relativismus, spielerische Beschäftigung mit den Dingen der Vergangenheit ist. Daher hat es Geschichte und vor allem Geschichtsphilosophie nicht mit dem Vergangenen allein zu tun, sondern sie ist lebendige Gegenwart und weist in die Zukunft hinein. Die metaphysische Entscheidung allerdings, die einer solchen Auffassung zugrunde liegt, ist der Glaube an einen einheitlichen Sinn des Ganzen des historischen Prozesses, an eine sinnvolle Entwicklungseinheit der Menschheit.

Die Aufgabe der Geschichtsphilosophie erweitert sich also zu der einer Vorausbestimmung der Zukunft. An diesem Punkt kommt die persönliche Lebensentscheidung in erster Linie zur Geltung; hier muß natürlich die Bahn der strengen Wissenschaftlichkeit verlassen werden, hier mündet die Geschichtsphilosophie in die Ethik ein, wie bei Kant und allen großen Geschichtsdenkern.

In Gedankengänge, die sich mit den eben erörterten berühren, führt uns auch eine viel weniger umfangreiche Schrift von Arthur Liebert über „Die geistige Krisis der Gegenwart" (Pan-Verlag Rolf Heise, Berlin 1923, 202 S.). In welch beherrschender Vordergrundstellung das Phänomen der Geschichte innerhalb der Kultur unserer Zeit steht, das geht aus diesem Buche mit besonderer Schärfe und Eindringlichkeit hervor. „Das Problem der Geschichte ist zur Schicksalsfrage für unsere Existenz geworden." Das große Desiderat der Zeit sieht der Verfasser, ebenso wie Troeltsch, in einer einheitlichen metaphysischen Konstruktion der geschichtlichen Wirklichkeit, die uns „in geradezu katastrophaler Zuspitzung heute noch fehlt". Und aus derselben Einstellung heraus verwirft Liebert jegliches nur theoretische Interesse an einer solchen Aufgabe, sondern hält diese für „ein unmittelbares praktisches Bedürfnis, geradezu ein unmittelbares Leiden". Demgegenüber treten dann die geschichtstheoretischen Probleme stark in den Hintergrund. Hier also, in dem Kampf um die Geschichte und ihr Verhältnis zu ihr, sieht Liebert recht eigentlich den Zentralpunkt der geistigen Krisis der gegenwärtigen Kultur.

In einem wohl etwas allzustark schematisierenden Überblick über die Geschichte der abendländischen Kultur versucht der Verfasser weiterhin zu zeigen, daß sowohl Antike als auch Mittelalter und Neuzeit bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts wesentlich in einem irgendwie gearteten Absoluten ihren festen Grund und Halt hatten, daß erst „mit der Entstehung und Ausbreitung des historischen Weltbildes und der historisch gerichteten Lebensauffassung und -stimmung" im 19. Jahrhundert der große Umschwung im objektiven Gefüge der Wirklichkeit sich vollzogen hat, der das Problem der Geschichte hat brennend werden lassen. „Erst das 19. Jahrhundert ist das eigentliche saeculum historicum", dessen Wurzeln in der spekulativen Philosophie der großen nachkantischen Systeme liegen. Auch Liebert sieht den entscheidenden Wendepunkt dieser neuen Denkweise nicht in Kants Vernunftkritik, sondern in Hegels Philosophie des Geistes, die das Absolute in den Prozeß der Geschichte hineingezogen habe. Von da an spitzt sich die Antinomie zwischen der Unbedingtheit der Norm und Idee und der konkreten empirischen Tatsächlichkeit zu der Krisis des Historismus zu, in der wir heute mittendrin stehen. Die Wirklichkeit wird historisiert und damit relativiert; selbst die Natur wird durch den Entwicklungsbegriff in diesen Prozeß der Historisierung hineingezogen. Daran ist neben den ungeklärten Elementen in Hegels Philosophie in erster Linie der Positivismus schuld, den Liebert — wohl mit Unrecht — sehr negativ bewertet und zu dem er, im Gegensatz zu Troeltsch, überhaupt kein Verhältnis hat. In dem umfangreichsten Abschnitt seines Buches führt uns Liebert dann an einigen markanten Vertretern, wie Feuerbach, Nietzsche und Dilthey, das Wesen und die Haupttypen des Historismus vor Augen.

Wie aber retten wir uns aus dieser ungeheuren Krisis? Wodurch vermögen wir den Historismus und Relativismus zu überwinden? Die Wirklichkeit ist nun einmal, das ist Lieberts metaphysisches Grunddogma, dualistisch gespalten, jede Erscheinung ist in den Grundlagen ihrer

Existenz dialektisch und antinomisch, und zwar weil das Absolute in sich selbst als sein Gesetz und seinen Sinn den Widerspruch trägt. Darin liegt „die tragische Verknotung in der Grundverfassung der Wirklichkeit". Aber ohne feste Normen und Ziele, ohne die Verankerung unseres Daseins in einem welt- und zeitüberlegenen Wertsystem zerrinnt uns unser Sein und Leben, vermögen wir überhaupt nirgends festen Fuß zu fassen. Wir müssen die ewigen Normen anerkennen, wir müssen das Gegebene durch sie umformen und gestalten, das heißt für Liebert, wir müssen uns vom Positivismus, der als Weltanschauung eine Unmöglichkeit ist, abkehren und unserm Dasein einen autonomen Sinn verleihen. Dies vermag in erster Linie die Religion, in der sich die Antinomik des Seienden, die Antithese zwischen Sein und Sollen löst. „Aus dem Chaos des Relativismus erfolgt der Umschwung in die Freiheit der Religion ... Eine solche Wendung zur Religion ist die Schicksalsfrage der Gegenwart."

Neben dieser wird es vor allem eine kritisch gerichtete Metaphysik sein, die uns weiterhelfen kann, nicht nur in der Überwindung des Historismus, sondern auch in der anderer Erbübel der Zeit, des Mechanismus und Rationalismus, des Formalismus und der einseitigen Verstandesausbildung. Diese neue Metaphysik aber, die Liebert fordert, darf sich nicht in mystischer Gefühlsschwärmerei, nicht in metaphysischen Träumereien, gegen die schon Kant mit den scharfen Waffen seines Geistes zu Felde gezogen ist, verlieren, sondern muß durch die strenge Schule des Kantischen Denkens hindurchgehen, muß sich auf dem festen Grundstein der Vernunftkritik aufbauen. Sie muß eine Metaphysik der Vernunft sein. Sie muß die Erfüllung dessen sein, was der greise Kant ahnend geschaut, aber nur zögernd ausgesprochen hat. Wie sich Liebert eine solche Metaphysik in der näheren Ausführung denkt, darüber sagt er uns allerdings nichts Entscheidendes, und es bleibt daher vorerst bei der Sehnsucht nach dem großen synthetischen Geist, kurz bei der Sehnsucht nach dem Kant unserer Zeit, der das vielgestaltige, fast überreiche, aber in sich gespaltene philosophische Tasten und Suchen der Gegenwart mit kräftiger Hand in ein Strombett hineinleitet und uns wieder die Einheit der Richtung und die Gemeinsamkeit des philosophischen Schaffens verleiht.

Dr. Rudolf Metz



Gemüt und Geist

Ein Kapitel über Bücher

Die Grundkräfte einer literarischen Schöpfung können mannigfaltig sein. Wir kennen rein artistische Werke, die ein starker, eigenwilliger Formwille geschaffen, wir lieben die Bücher, deren Quelle und tragende Kraft ein reiches, reines, leuchtendes Gemüt ist, wir verehren jene Werke, die geistgeboren der Durchgeistigung zu dienen suchen. Und wir langweilen uns mit jenen leichten Erzeugnissen eines monoton fortplätschernden Wortschwalles, der aus einem rein sprachtechnischen Plaudertalent entspringt. Wir wissen aber auch in unseren seltenen, aufgeschlossenen, quellennahen Stunden um jene großen Schöpfungen, in denen Gemüt und Geist im Ringe einer starken, aus dem Urwesen der schöpferischen Idee gewachsenen Form eins geworden sind zu hoher Kunst.

Dazwischen gibt es eine überaus reiche Skala von Wesens- und Wertunterschieden, daß es oft schwer ist, die Grenze abzustecken. Die stärkste Wirkung im wahrhaft gemeinschaftsbildenden, im Menschen wandelnden, Menschen bildenden Sinne werden jene Werke haben, die stark und rein ihr Wesen offenbaren, Gemüt oder Geist. Die zeitlich und räumlich unbegrenzte Wirkung wird aber immer nur das von einer bedeutenden Idee getragene, aus Gemüt und Geist erwachsene Werk haben. Die Bücher, die hier darzustellen sind, fallen in alle der genannten Wesenskategorien.

Von neuen Büchern des Türmer-Verlages sind besonders hervorzuheben von **Eberhard König** das Schauspiel „Teukros“ und „Die Legende vom verzauberten König“.

Das dramatische Werk der Frühzeit Königs ist dem Deutschland unserer Tage seltsam vergleichbar, und zahlreich sind auch die Stellen, die den Menschen und Dichter König plastisch darstellen. Teukros, der unehelich gezeugte Sohn Telamons, des Fürsten von Salamis, und sein Halbbruder, der „echt“-geborene Held Aias liegen schon seit Jahren vor dem belagerten Troia, indessen das greise Fürstenpaar auf Salamis sein Leben nur aus der Sehnsucht nach Aias, dem Heißgeliebten, noch fristet. Teukros, der immer in seinem Leben unter dem Schatten dieser Geburt Schmach und Zurücksetzung und Verkennung getragen, und dessen liebendes, edles, starkes Herz darob doch nicht erstarrte in Haß und Bitterkeit — er wird im Laufe des Schauspiels ein erhebendes, hinreißend begeisterndes Fanal jener Menschlichkeit und Geistigkeit, die allem Lug und Trug, allem Bösen und Niederziehenden der Welt zum Trotz sich in ihrer leuchtenden Wesenheit erhält. Als bei einem Zwist mit Odysseus Aias besiegt wird, treibt ihn die Schmach und der Zorn in einer Geistesverwirrung zum Selbstmord. Von den Kriegern des Aias zum Führer gewählt, ertrotzt Teukros bei den vor Troia lagernden, hämisch mißgünstigen Fürsten die ehrenvolle Beisetzung Aias, gewinnt sich nach dem schmutzigen Hader mit den Fürsten die Achtung von Laertes' Sohn, Odysseus, und zieht nun, seiner schwersten Prüfung gewiß, nach Salamis, die traurige Kunde zu bringen. Hier loht die letzte Freude der blinden Mutter, des alten Fürsten, auf beim Nahen der Schiffe — und als hinter dem Riesenschilde des Aias Teukros hervortritt — — bricht der Tod die Frau, die an der Stimme des Ankömmlings alles errät, indes der Fürst und Vater, zerbrochen von der Kunde und verwirrt in schäumendem Zorn Teukros des Verrats beschuldigt, ihn beschimpft und grauenvoll verflucht. Eine mächtige, tief erschütternde Szene ist es — — als nach innerem Ringen und Beben Teukros den Halt an seinem untadeligen Selbst findet und zu den bestürzten Freunden die Worte sagen kann:

„Was ist ein Fluch, der keine Helfer findet
in unserer eigenen Brust — — ein Hauch, ein Klang, ein Nichts“...

Edel in der Haltung, groß und von heißem Feuer bewegt, schreitet das Spiel dieser Höhe der Erlösung zu. Ein Bühnenwerk für die deutschen Menschen, das sich bei der immer wieder zu Höhepunkten anschwellenden Sprache auch unbedingt zur Lektüre eignet.

„Die Legende vom verzauberten König“ behandelt den aus Bechsteins Märchen her bekannten und öfter variierten Stoff des Königs, der im Bade verzaubert wird und seine Wandlung erlebt. Dieser (anmutig ausgestatteten) 1923 entstandenen Legende geben zwei Worte das Grundmotiv: Die Mächtigen warf er vom Throne, und: So dir Gott gnadet, züchtiget er dich! Der gewaltige Ichmensch, der trotzige Machtkönig — er wird in einen armen unruhvollen Weg- und Landstreicher verwandelt und erlebt so eine Läuterung seines Lebens aus der Schau und dem Erleben der inneren, der höheren, der unsichtbaren Dinge, die der Mächtige und der Ichling vor der teils eingebildeten und überspannten Fülle seines Ich nicht gesehen. Er erfährt des Wesens Sein zu finden und zu schätzen, und den Schein zu erkennen in seiner Wesenlosigkeit. Er **schaut** — nun auch seines Weibes menschlich-fraulichen Wert, die ihm bisher nur ein Mehr war in seinem Besitz. Wunderlich die Wege der Läuterung zum echten Königtum, das echtes ganzes Menschentum bedeutet. Aber sie führen ihn am Ende, nachdem er wieder König ist und in höchster Not sein Land siegreich vom Feinde geschützt, mit der Bitte an den Beichtiger, bei dem Dankgottesdienst das Lied singen zu lassen: „Die Mächtigen warf er vom Throne“.

Wieder ein sprachliches Kunstwerk hohen Ranges, tief und besinnlich, wird es dem ernsten Leser sicherlich Anregung und Freude bringen.

Der Lyriker **Franz Lüdtke**, dessen „Lieder und Balladen“ mir zu den schönsten und gehaltvollsten lyrischen Gaben der letzten Jahre zählen, gibt in seinem ersten dichterischen Prosawerk: „Der Heilandsweg des Benedikt Freudlos“ (Verlag Amelang, Leipzig) eine Passion des unehelich Geborenen. Haß, Zorn und Gottflucht und Gott-Verneinung der Mutter stehen an der Wiege

des Knaben, dessen Vater die Mutter verriet. Und diese dunklen, vernichtenden Elemente bestimmen die Jugend des Knaben zu einem sonnelosen Wachsen auf steinigem Grund. Aber der Wille der Mutter, aus dem Sohn ein Werkzeug der Rache wider den Menschen, wider Gott, zu schaffen, zerbricht vor der Lichtsehnsucht im verlorensten Winkel dieser Parsifalseele. Der Kampf der Mutter und des Dunklen, Kalten, Bösen in der Welt wider die Lichtgewalt um den Sohn endet mit dem Siege des gekreuzigten Christus, der an der Wiege hing und dessen Bild den Knaben nie ganz verließ. Der Heilandsweg Benedikts geht noch durch mancherlei Schuld und Irren — über die Alltagshöhen und -tiefen der bürgerlichen Welt, endlich aber doch ins Licht, das der bei einem Selbstmordversuch Erblindete nunmehr erst voll erschaut.

Packend rollt der Dichter das schwere Thema auf und in mancher Szene vermag er die seelischen Dinge in starken Worten zu bannen. Doch ist der Lyriker dem Epiker noch hindernd im Wege und die oft hastende, allzu knappe Sprache eilt flüchtig an Stationen vorüber, die eines längeren Verweilens bedürfen, um dem Leser ein völliges Mitgehen zu ermöglichen. Das sympathische, stark religiöse Werk läßt von dem Poeten noch manche Frucht der Entwicklung erwarten und erhoffen.

Einen schroffen Gegensatz zu diesem reinen Dichtertum bildet „Die Liebes-Symphonie" von Walter von Molo. Die aus vier kleinen Romanen gefügte „Symphonie" steht im naturalistischen Zeichen und bedeutet ein Mißverständnis des Verfassers, da es eine ausgesprochene „Kakophonie" des entfesselten, absoluten und niedrig gearteten Geschlechtstriebes ist. Sonderbar, wie sich die Liebe und gar die Liebes-Symphonie im Kopfe dieses Autors darstellt (denn Herz, Geist und Seele waren bei diesem Roman gewiß nicht dabei). Die Figuren dieser Dissonanz sind fast alles zermürbte, halbe, hohle und haltlose Asphaltexistenzen, die nur einer Gewalt das bißchen Bewegung verdanken: dem sich tierisch und schmutzig bekundenden Geschlechtstrieb. Die Sprache, die Behandlung und Effektzuspitzung des Stoffes verrät natürlich den Routinier, den Wortkünstler, der jedoch sein Wort nicht zu beseelen vermochte. Ein ideenloses Buch, wodurch das ohnehin schwankende Bild des Dichters von Molo arg verzerrt wird.

Ludwig Bätes „Reise nach Göttingen", romantisch im Titel, liebenswürdig im Gewollten, die Beschreibung einer Reise, die hübsch einsetzt, doch leider vom Geiste echter Romantik weit entfernt ist. Patriotisch gefärbte Stimmungsmalerei aus dem nachnovemberlichen Deutschland, die besinnlichen, doch oft besser gehörten, manchmal auch etwas zu geduldig vorgetragenen Meinungen eines stillen, im Vers und in andren Prosastücken sich stärker bewährenden Poeten.

Des jungen Karl Demmel Prosabücher (Greifswald, Moninger; „Meine bunte Welt", München, Parcus; „Aus stillen Winkeln", Verlag Hiemesch, Steglitz) sind alle aus einem frohen, leichten und der Schönheit ganz ergebenen Gemüt richtig „entsprungen". Alle feiern die Schönheit der Natur vor den Toren, die Stille und Beschaulichkeit alter, träumender kleiner Städtchen und die leisen Geschehnisse um Menschen dieser Welt, zeichnen Silhouetten von großen Geistern und Gestalten und verstaubten Winkeln in flüchtigen Zügen. Es gelingen ihm manchmal amüsante, treffende Konterfeis, so der alte Fritz in der Skizze „Die königliche Gefälligkeit". Heimatliebe, leichtes Sängerblut und früh bewußtes Poetentum einen sich zu einem liebenswürdigen Bilde: Lautensang am Maienabend in stillen Gassen! Vielleicht gibt ein Gedicht aus den „Versen in Moll" stärkeren Nachweis des Poeten (Verlag Abel, Greifswald).

Eine schöne Gabe schenkt uns Max Halbe in der Erzählung „Der Frühlingsgarten" (Mosaik-Verlag, Berlin). Um die märchenhaften Geschehnisse in dem alten Schlößchen, im verwunschenen uralten Park weitab der lauten Welt ist ein wundervoll feines Sprachgewand gelegt. Seltsam anziehend wandeln durch Schloß und Park die Schloßfrau und ihre drei köstlich gezeichneten Töchter. Traditionen bestimmen dieses Frauenleben, Blut und Geist einer vergangenen schönheitserfüllten Epoche. In einem Frühling bricht ein junger Student und Poet traumselig hinein in Traum und Wirklichkeit, Märchen und Leben — —, mit behutsamer, sehr künstlerischer Hand ist alles zu einem zarten, höchst anmutigen Bilde gewebt. Eine kleine Kostbarkeit, die leider einen gräßlich bunten, geschmacklosen Einband erhielt!

Von Ernst Zahn liegen sechs Novellen unter dem Titel „Das Licht" vor (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart). Schöne, eigenartige, schlichte und seltene Frauen gehen durch diese Novellen, die jedoch bis auf die Stücke „Am Abend" und „Die Beiden und Florentin" etwas leichte Ware darstellen. In diesen beiden Novellen gibt sich der Epiker, das starke, reiche Gemüt des Dichters kund, sonst verblassen die Geschichten und Gestalten gar bald, da sie mehr geschrieben, als erlebt und gestaltet sind.

„Aus Spielmannsfahrten und Wandertagen" von Lisa Tetzner (Verlag Eugen Diederichs, Jena), ist das sehr liebenswerte Buch eines hochsympathischen Menschen; sie spricht und erzählt in einer frohgemuten, hellen, klarschauenden Art, was sie auf ihren Wanderfahrten als Märchenerzählerin erlebt und gesehen. Köstlich ist die herbfrische Gemütstiefe dieses „neudeutschen" Menschen, in der die Lichter eines erlebten Humors funkeln und tanzen. Eine ungewöhnliche, geistige Persönlichkeit, voll von jener Herzenswärme, die die kleinen und großen Kinder, Natur und Kultur großgesinnt und liebend umfängt. Ergötzlich, was sie uns da an Mißgeschicken, humorigen Kleinen und schnurrigen Bauern, Pfarrern und fahrenden Leuten vorzuführen weiß. Tief atmendes, gesundes blühendes Leben, ob es in Christus-Mysterienspielen letzten Wesensausdruck sucht, oder beim Geigenklang alt und jung im Sange alter deutscher Weisen oder zu fröhlichem Tanz eint oder uralte Märchen in neuen herzerfüllten Worten „verzählt". Menschen dieser Art sind edelste Träger der Idee vom „Neu-Deutschland", das wieder schöpfen muß aus dem ewigen Born deutschen Wesens: Religion, Natur, Gemüt und Geist.

Zwei bedeutende und wertvolle und noch zu wenig beachtete Epiker mögen dieses Bücherkapitel abschließen: Kurt Geucke und Hans Schliepmann.

Kurt Geucke schrieb mit dem „Rust" (G. Grote Verlag, Berlin) wohl den originellsten, im edelsten Sinne „deutschen" Roman der letzten Jahre. Ein mächtiges Werk, unternimmt es die Gestaltung des Goetheschen Wortes: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen" — und es entwickelt in der Persönlichkeit und im Leben des Rust die ganze Tiefe dieses Wortes zu einem großen Schicksal, zu einem monumentalen Leben von begeisternd hinreißender Vorbildlichkeit.

Das Leben des Rust beginnt in den Kohlenschächten des Ruhrgebietes früh zu innerer Einkehr sich zu wenden. Mißgunst und Neid bringen diesen schweren, lauteren Charakter in eine tragische Gedankenschuld, und als er bei einem Bergunglück seinen Sohn verliert, beginnt seines Lebens wandelnde Entwicklung. Über die Hochöfen, Eisen- und Stahlhütten geht sein Weg nach Hamburg, überall treulich von Verrat, Neid und Haß begleitet, weil ein Eigener nicht gleich sein wollte im Fühlen, Tun und Lassen, im Sein den andern, weil ein Gesetz ihn zu Höhen wies, die der Masse ewig verschlossen sind. Und die geistige Wandlung führt in zäher Arbeit den Willensstarken zu hoher äußerer Macht, führt ihn übers Meer zu fernen, fremden Inseln, auf denen er nun reiches, blühendes Leben aufbaut. Eine kleine Welt, der er alle Liebe, alles Sein und Können schenkt in Arbeit, in Sorge, trotz aller Naturkatastrophen, grausamer Schicksalsschläge, trotz dem auch übers Meer gefolgten zerstörenden Neid und Haß. Am Ende sind die Mächte des Zweifels, des Nein, des Kalten und Kleinen und Dunklen doch von der Größe und Beharrlichkeit dieses lichterfüllten Lebens besiegt. Am Ende darf der Greis wie der alte Goethe ein großartiges Leben überschauen, das beherrscht war von der Idee der immerwährenden Entwicklung zum Guten, von Daseinserfüllung in tätiger Liebeserfüllung, das restlose Arbeit, schwere dunkle Jahre, herbe bittere Enttäuschungen, tief schmerzende Schläge, aber doch auch Erlösung, Heimatfinden im Göttlichen bedeutete.

Eine bunte, reiche, herrlich beschwingte Handlung, ein wundervoller Flug des Geschehens, unterwebt von Liebesgeschicken zartester Art; mächtige Naturschilderungen, etwa die Schiffskatastrophe im Orkan, das Meeresbeben in der Südsee, die eiserne, glühende Welt der Hochöfen, das furchtbar dunkle Bergmannslos der schlagenden Wetter prägen sich unverlierbar ein. Plastisch und lebendig nahe erwächst auf dem neuen Kolonialgebiet das Leben der Deutschen inmitten der Einheimischen. Eine großartige Epopoe menschlichen Seins, erfüllt von allem,

was das Leben in seinen Tiefen bewegt, immer aber dem Licht zugewandt. Geucke ist in diesem Werk ein eminenter Bildner und Sprachschöpfer mit großer, ruhiger, meisterlicher Stilprägung. Es ist gar nicht abzusehen, welche Wirkung dieses Buch auf die reife Jugend haben wird, wenn es erst in seinem Wert von den Berufenen erfaßt sein wird. Keine Schule, kein Elternhaus, in dem Söhne zu verantwortungsbewußten, edelstrebenden Menschen für diese Notzeit erzogen werden sollen, dürfte ohne dies elementarwuchtige Werk sein; wenngleich erst dem reifen Leser sich die volle dichterische Schönheit, die ganze Größe dieser männlich herben Kunst erschließen wird. Gewiß, daß nur auf dem Ideenwege dieses Buches des neuen Deutschlands Aufstieg sein kann: auf dem Urgrund einer lichterfüllten, kampferprobten Seele, ein tatkräftiges, tüchtiges Leben, dessen Trieb nicht Sehnsucht, sondern eine starke, leuchtende Idee ist.

Ein moderner Literat stellte jüngst das Fehlen des deutschen Romans von europäischer Geltung fest. — Ich glaube und hoffe mich nicht zu irren, wenn ich dem Roman Geuckes diese Wirkung zuspreche. Dieses Werk würde in guter Übersetzung überall dem deutschen Namen Ehre bringen und repräsentativ für unser Deutschtum sein.

Hans Schliepmann, heute ein Siebzigjähriger, kam spät zum Schreiben, wenngleich das Dichterische in ihm natürlich schon früh sich regte. Seine beiden großen künstlerischen Prosawerke sind darum auch aus bedeutender Reife und Lebensfülle entstanden: der 600 Seiten starke Band „Was das Leben erfüllt“ mit dem Untertitel „Ein Roman für Besinnliche“ und die Chronik der Familie Hoffer „Von seligen Herzen“ (beides Verlag Erich Matthes, Leipzig). Daß diese beiden Bücher, in der Kunstgattung wie in den künstlerischen Absichten sehr verschieden, in dieser Zeit erscheinen, ist eine Merkwürdigkeit mehr. In dieser bunten Zeit stehen beide Werke, bewußt und unbewußt, abseits der alltäglichen Heerstraße. Der Untertitel des Romans mag die Flüchtigeren der Leser nicht schrecken: das Buch kann und wird auch manchen von ihnen besinnlich machen, sie nachdenken lassen über das Werden einer Wirkung aus vielen, kaum oder gar nicht beachteten Ursachen. In diesem Roman gibt der Dichter ein vielgestaltiges, vielstimmiges Abbild des Deutschland vor 1914. Hier steht ein Mensch mit unheimlich hellen scharfen Augen, hier schlägt ein überaus feines Gewissen, hier schaut ein Geist in die verborgenen Quellen allen Übels, hier erbohrt ein geschliffener Verstand der furchtbaren Wirkungen langsam aus einem Nichts drohend erwachsene Ursachen. Ein überlegener, hochkluger Kopf durchschaut das Getriebe dieses mürben, langsam in sich zerfallenden, ideen-, glaubens- und charakterlosen Deutschland mit der glänzenden Außenfassade. Und in einem Gewirr von Schicksalen und Geschehnissen, die aber mit strenger Durchführung zu tragischen, oft tief erschütternden Lösungen führen, durchschreitet ein deutscher Mensch und Mann, der Herr von Kürenberg, den Sumpf seiner Zeit, ringt sein ganz deutsches, männlich starkes und freies, von Geist und Seele bewegtes Leben aus Wirrsal aller Art zu erfülltem Sein empor. Es ist eine Unmöglichkeit, die Fülle dieses starken Werkes in einer Seite zu bannen. Der ganze Tanz dieses oft sinnlosen, öffentlichen und verborgenen Lebens zieht an uns in großen und kleinen Szenen vorüber. Es bleibt nur zu bekennen, daß es ein Buch ist, darüber sich gern die Nacht vergessen läßt, da die Menschen und Geschehnisse in einer glänzenden Charakteristik dargestellt sind, ein Buch, das Lachen und Tränen bringt, und ein Geschenk: die Gestalt, den Namen, das Symbol Kürenberg.

Ist an diesem Werk der Dichter nicht allein, sondern in der Hauptsache der bedeutende Schriftsteller, der glänzende Sittenschilderer, Satiriker und Humorist beteiligt, so sind „Von seligen Herzen“ ein ganz abseitiges Buch, dem Deutschland um 1825—1870, ganz kleinen Dingen kleiner ländlicher Städtchen, aber doch auch dem so beglückenden und zerstörenden Walten des Lebens in diesem geringen Kreise gewidmet. Ein starkes, bei aller Stille vollklingendes, seltsam reiches dichterisches Werk, warm und leuchtend vom Humor umrankt, von jenem Humor, der aus bewegten Herzenstiefen kein lautes Lachen, aber ein leises Lächeln ins Antlitz trägt, der nicht grell belichtet, aber herzlich und ergreifend Menschen und Geschehnisse übersonnt. Man wird es kaum verstehen wollen: In diesem Buch ist nichts weiter als die chronikartige Erzählung der Schicksale

einer Apothekerfamilie aus der Mark, Schicksale und Menschen, die nicht eingreifen in das laute Räderwerk der großen Welt, Schicksale, die kaum über die Straße hinweg, kaum über die Mauern der märkischen Nester ihre dunklen Fittiche schlugen. Es sind in diesem Buch keine Ideologie, keine falschen Höhen und falscher Kampf und konstruiertes Leben — aber es ist in ihm, was nicht nur 1825 war: die unsägliche Not Leibes und der Seele, die Gottes Kreatur erfährt — um ein bißchen Glück! Das herzbeklemmende Auf und Nieder dieses Lebens ist darin, die unsichtbare Zeit und Leben tötende Jagd nach dem bißchen Platz in der Sonne — Schuld und Sühne, Kläglichkeit, Irren und Allzumenschliches — —, das alles ist der dunkle Grund dieses überaus zarten und doch festen dichterischen Gewebes, auf dem sich nun leuchtend klar und schön und andachtgroß das Ja erhebt, die Liebe und ihre beseligende Kraft. Die Liebe, die selbst den blutenden Herzen noch Seligkeit verschafft. Mir fehlt hier das irgendwie passende literarische Gleichnis. Aber wie die Liebesmacht Jesu das Dunkel, die Not, das Nein überwand — so überwinden hier zwei schlichte, der Liebe tiefaufgeschlossene Menschenherzen ein Unmaß von Not und Leid nur durch die Seligkeit ihrer Liebe, so feiert in diesen Unbekannten eine ewige Idee leuchtende Auferstehung und Triumph.

Ein schweres, ein stilles, kunstloses Werk, ein Werk, dem das Leben selbst das Thema und die Gestalten stellte, ein Werk für die neuen Jungen und die alten Alten, für deutsche Menschen, die in allem Schicksalswalten den Kopf nicht verstecken, sondern jener zerstörenden Kraft eine aufbauende, aus Eigenem gesammelte Kraft entgegenstellen wollen. Ein Lebensbuch, fremd der literarischen Produktion unserer Tage, außer dem hohen dichterisch-menschlichen Wert auch eine höchst drastische und interessante kulturgeschichtliche Studie jener bewegten Jahre 1848, 1866, 1870, wechselnde Bilder aus der Mark, vor den Toren der werdenden Großstadt, von Berlin.

Das sind zwei Bücher, die immer ihre Menschen finden und erfreuen werden; Bücher, die das Leben gezeugt, in denen das Wort Fleisch geworden ist. Möchte dem Dichter, der im Lebensabend steht, gar bald vermehrter Widerhall grüßen!

Franz Alfons Gayda



Das Problem des Studentenliederbuchs

Dieser Tage ging uns eine höchst erfreuliche Neuerscheinung zu: „Das aufrecht Fähnlein, Liederbuch für Studenten und Volk, im Auftrag des Bundes der Freischaren herausgegeben von Walter Hensel (Dr. Julius Janiczek), Böhmerlandverlag Eger und Leipzig". Der bekannte Jungführer des Volksgesangs in Deutschböhmen hat mit dieser Sammlung von rund zweihundert Gesängen seinen bisherigen Veröffentlichungen (Volkslieder aus Österreich, Nachtigall und Lerche, Der Prager Spielmann, Wach' auf!) die stattlichste Nachfolgerin gegeben. Die Mehrzahl der Stücke ist für drei Männerstimmen gesetzt: einmal schützt diese Stimmenanzahl vor dem leicht zu beobachtenden „sich gegenseitig auf die Füße treten" und der durch die Männergesangvereine fast zum Überdruß gepflegten, immer wiederkehrenden Manier der Vierstimmigkeit; dann aber wird so eine volle akkordische Ausdeutung der innewohnenden Harmonik vollständiger möglich als mit nur zwei Stimmen, und trotzdem bleibt genügend Tonraum auch für polyphone Behandlung der einzelnen Linien. Die Henselschen Bearbeitungen können fast ausnahmslos warm empfohlen werden, sie klingen schön, singen sich gut, legen die Weisen sinn- und stimmungsgemäß aus und setzen an die Stelle weichlicher Modernität, die etwa bei den dreistimmigen Bearbeitungen alter Volkslieder durch W. v. Baußnern oft stört und verflachend wirkt, gesunde, altertümelnde Kraft, ja selbst eine herbe Eckigkeit, an die sanfte Gemüter sich stellenweis erst werden gewöhnen müssen. Auch der Schreibung der mundartlichen Texte ist erfreuliche Sorgfalt zugewendet worden, und da der Buchschmuck von Walther

Sturm wie die Notenausstattung seitens des Verlags alles Lob verdient, so liegt mit dem „aufrecht Fähnlein" eine der wertvollsten Gaben auf diesem Gebiet vor, der reichste Verbreitung zu wünschen ist.

Mögen Herausgeber und Verlag es nur als Zeichen liebevollster Anteilnahme betrachten, wenn ich daran einige grundsätzliche Erörterungen knüpfe, die teilweis auch Beanstandungen des neuen Werks in sich schließen.

Schon seit längerem frage ich mich, wieweit wohl das Lahrer Kommersbuch reformbedürftig ist. Gewiß geht es an den Zeitströmungen nicht gänzlich ungerührt vorüber; die neuesten Auflagen haben auch jüngsten Erzeugnissen der studentischen Muse nicht die Aufnahme verwehrt, und zumal seit der Revision Max Friedländers steht das wichtigste Studentenliederbuch hinsichtlich der Lesarten, der Urhebernachweise usw. unter den volkstümlichen Liederbüchern der Gegenwart mit obenan. Es fragt sich nur, ob es so wie es ist, seinen Aufgaben voll genügt. Ich glaube, in einer Hinsicht kann man sagen, es tue sogar des Guten genau so viel zu viel wie das evangelische Gesangbuch: es ist viel zu dick, es krankt am Übermaß des Gebotenen. Und dann ist es im Hauptbestand überaltert. Während die zahlreichen Studentenliederbücher des 17. und 18. Jahrhunderts trotz manches älteren Kernliedes durchaus an der Spitze der jeweiligen Zeitproduktion marschierten und sogar in erheblichem Maß das Kunstschaffen ihrer Epoche in Bewegung gesetzt, im Fluß erhalten haben, ist das deutsche Kommersbuch unserer Tage wesentlich seit den Zeiten der Romantiker stehen geblieben. Was Scheffel und Baumbach dazugedichtet haben, ist auch nur wesentlich im Musikstil der dreißiger, vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts vertont worden, und die neuesten, in der Kneippraxis durchgesetzten Lieder vom Beginn des zwanzigsten Säkulums ahmen mit verschwindenden Ausnahmen auch nur wieder jene Mendelssohn- und Silcherepigonen nach. Das erfährt in gewissem Umfang seine Rechtfertigung: Korps und Burschenschaften haben nun einmal in dem Menschenalter von 1817 bis 1848 ihr klassisches, ihr Heldenzeitalter durchgemacht, von ihm in tausend Einzelzügen ihren Lebensstil empfangen, und haben ein Recht, diese hohen Überlieferungen auch in der Art ihres Gesanges ausgeprägt zu erhalten. Zudem werden die sehr einflußreichen Altherrenschaften hier immer einen stark konservierenden, retardierenden Einfluß ausüben, wobei nur widerwillig, schrittweis die Erinnerungen schöner Jugendsemester verloren gegeben werden. Zweitens aber muß unserer hohen Kunstmusik der Vorwurf gemacht werden, daß sie seit dem Tode Schumanns, eines echten romantischen Burschen und Akademikers, ungefähr alles getan hat, um sich studentischer Kunstausübung zu entfremden, ja hochmütig zu entziehen. Fast nur mit Ausnahme von Rob. Franz und Brahms haben namhafte deutsche Tonsetzer kaum noch Lieder und Chöre geschrieben, die nach Gesinnung, Art und Ausführbarkeit Aussicht gehabt hätten, in fröhlicher Korona gesungen zu werden. Und wenn selbst Sängerschaften hie und da in ihren kleinen, als Privatdrucke verbreiteten Lokalsammlungen bis zum Schlagerton herabsinkende lyrische Neuheiten bevorzugen oder auch nur durchlassen, so zeigen sich darin vor allem schwere Unterlassungssünden seitens der berufenen Vertreter der Kunstmusik selbst.

Daß manche dieser Korporationen wieder sehr erhebliche Teilnahme dem heutigen Konzertleben entgegenbringen, sei rühmend hervorgehoben; das bleibt aber doch mit seltenen Ausnahmen nur eine reproduktive und somit sekundäre Betätigung. Ich sah sogar kürzlich die Vortragsfolge einer burschenschaftlichen Veranstaltung, die im instrumentalen Teil nichts Deutscheres zu bringen wußte als den französierten Norweger Grieg und den Tschechen Drla! Andererseits ist es von höchster, längst noch nicht genügend gewürdigter Bedeutung für die Zukunft unserer gesamten deutschen Musikkultur, was der junge Akademiker singt. Denn erfahrungsgemäß prägt das musikalische Erleben der paar Semester Aktivitas in den meisten Fällen auch dem Geschmackstil des späteren Lebens den kaum je verlöschenden Stempel auf, und das in weitesten Berufsständen schließlich der ganzen Familie, also auch dem künftigen Geschlecht. Wie soll, wie kann da in Zeiten offensichtlicher Geschmacksverderbnis läuternder Einfluß gewonnen werden?



Kurse für die sämtlichen deutschen Liederwarte werden (selbst die organisatorische und finanzielle Möglichkeit einmal angenommen) schon bei den erheblichen Richtungsunterschieden innerhalb des deutschen Studententums kaum Aussicht auf Erfolg haben. Zudem wehren sich erfahrungsgemäß die einzelnen Körperschaften gern und sozusagen instinktiv gegen alle derartigen Anregungen der Kartelle und Bünde. Eher verspräche es vielleicht Erfolg, wenn die akademischen Musikdirektoren und die Universitätsvertreter der Musikwissenschaft in regelmäßigen Abständen Publica über das Studentenlied lesen und darin mit schlagenden Beispielen erzieherisch wirken wollten. Doch wird der Erfolg oder auch nur das Zustandekommen solcher Unternehmung wieder sehr stark von der Einzelpersönlichkeit des Vortragenden abhängen. Den allgemeinsten Zugang könnte m. E. das kunsterzieherische Bestreben nur durch Einflußnahme auf die weitere Gestaltung des Kommersbuchs gewinnen. Ich habe keinerlei Neigung zu dem Versuch, mich dort etwa selbst einzudrängen, weiß auch nicht, welche Persönlichkeiten über den Bestand wachen. Doch glaube ich, daß folgende Gesichtspunkte der Sache nützlich sein würden: 1. Erhalt eines Bestandes von Kernliedern, die als den Interessen sämtlicher studentischer Richtungen gemeinsam angesehen werden können (Vaterlands- und Soldatenlieder, solche des studentischen Werdegangs und Standesgefühls). Das „aufrecht Fähnlein" enthält zwar als „Standeslieder" solche von Bergleuten, Soldaten, Jägern, Leinewebern, Schneidern, Bauern, Schäfern, selbst von — Islandfischer, aber nicht ein einziges von Studenten; sogar das Gaudeamus steht in einer andern Abteilung. Und wenn kein gutes da sein sollte (mirabile dictu), so mache man doch ein oder zehn gute! Außerdem — wieviel neuer, aus dem Leben der Gegenwart zu greifender Stoff sollte eigentlich zu lyrischer Formung drängen: der Nothelfer, der Werkstudent usw.! 2. Schärfste Ausmusterung aller weniger gebräuchlichen Stücke, die sich als liedertafliche Dutzendware kenntlich machen oder im Zusammenpassen von Wort und Weise unter dem Mindestmaß billiger Ansprüche zurückbleiben. 3. Dafür sehe man einmal die alten Burschen-Sammlungen von Schein, Zeep, Friderici, Petzold bis zum Sperontes und dem Mildheimischen Liederbuch daraufhin an, wieviel echte Studentenstücke allerersten Ranges (Adam Krieger, Valentin Rathgeber) da verschüttet liegen, und versuche wie beim Kaiserliederbuch für Männerchor von ihnen eine strengste Auswahl wieder der Praxis zugänglich zu machen. 4. Man berücksichtige das von den Wandervögeln neu wiedereroberte Edelgut an alten und neueren Volksliedern — aber man vergesse darüber nicht (wie es Hensel und den Freischärlern jetzt ziemlich geschehen ist), daß noch ein Unterschied bestehen bleiben muß zwischen einem Studentengesangbuch und einem Volksliederbuch nach Art des Zupfgeigenhansls. Das „aufrecht Fähnlein" spricht zwar von „lebendem Leichnam" und „entseelter Welt", was der Vorredner Dr. Alfred Schmued noch genauer umschreibt als „Schlägerklirren, schmetternde ‚nationale' (er meint wohl ‚hurrapatriötelnde') Lieder, süßliches Gereime einer schäbig gewordenen Romantik, Geist Altheidelbergs" — aber ich fürchte fast, das „lang ersehnte Gemeinschaftsliederbuch" möchte bei so schroffer Ausschließlichkeit nur zum Ausdruck sektiererischen Überlegenheitsgefühls gegenüber den anderen Akademikern führen. Und da nun einmal von Romantik gesprochen wird — ist dies beinahe ausschließliche Hinabtauchen in den Stahlquell des 16. Jahrhunderts, der Glaube an die neubeseelenden Kräfte dieser lang verschollenen Gebilde vielleicht keine Romantik? Gerade mir, der ich mich denkbar liebevoll literarisch mit diesem Zweige altdeutscher Tonkunst beschäftigt habe, wird man nicht mangelnde Kenntnis oder oberflächliche Unterschätzung dieser Lieder vorwerfen können. Aber sind denn wir auch noch Menschen des Reformationsjahrhunderts, können und wollen wir solche wieder werden? Ist es nicht wohlgemeinte Utopie, wenn wir uns ernstlich einreden, dem Studenten und dem Volk wieder das Kreuzfahrerlied des 12. Jahrhunderts „In Gotts Namen fahren wir" nahebringen zu können, dessen Hypodorik doch allem heutigen Musikempfinden meilenfern liegt? Ich glaube gern, daß eine so stark überzeugende Kraft wie Hensel persönlich in engeren Kreisen auf eine Zeit die gehörige Begeisterung für dergleichen erhabene Altertümer entflammen kann. Nur fürchte ich, daß auf die Dauer und im weiteren Felde solch

Überspannen des altertümelnden Bestrebens eher zur Abkehr, zum Scheuwerden gerade der Kreise führen kann und muß, denen die Veredelung des Musiksinns am meisten not täte. Wir haben ja reichen Vergleichsstoff an den verwandten Renaissancebestrebungen in der protestantischen Kirchenmusik der letzten siebzig Jahre. All jene historisierenden Kantionale der Tucher, Schöberlein, Kade, Liliencron haben doch keinerlei positive Wirkung trotz großer organisatorischer Förderung von oben erreicht, weil sich das Empfinden der Volksgemeinde einfach nicht willkürlich um soviel Jahrhunderte zurückdrehen läßt. Seien wir doch schon herzlich froh, wenn die schlimmsten Unkräuter der neueren Zeit ausgerottet werden und die Studenten sich an der Bergluft des Lochamer- oder des Ottschen Liederbuchs gesundtrinken!

Ich finde es erfreulich, daß im „Aufrecht Fähnlein" der neueren Zeit immerhin schon ein größerer Spielraum eingeräumt wird als zuvor; die Berücksichtigung bester neuerer Volkslieder aus allen deutschen Gauen ist musterhaft. Auch wichtige volkstümliche Kunstlieder wie „Flamme empor" (Gläser), „Freiheit, die ich meine" (K. Groos), „Brüder, reicht die Hand zum Bunde" (Mozart) sind, wenn auch in sehr geringer Zahl, vorhanden. Nun aber käme eine fünfte Forderung an das m. E. ideale Kommersbuch, die schon einmal im Vorbeigehen berührt wurde: eigene Neuschöpfung von Bedarfsstücken aus dem Geist der Gegenwart. Ich kann es verstehn, wenn Hensel sich in seinem Vorwort gegen ein Abtrennen des Studententums von der Volksgesamtheit wendet. Sieht man, in wie starkem Maß die besten Lieder der alten Zeit aus den damaligen Notwendigkeiten des realen Lebens hervorgewachsen sind, so wünschte ich aus neuen Liedern deutscher Studenten auch das Geräusch der Hämmer, das Dröhnen der Maschinen herauszuhören. Man forme den idealistischen Sang unserer Zeit aus der Melodie des Eisens, dem Rattern der Webstühle usw. Aber natürlich ist das außerordentlich schwer und nicht auf Bestellung lieferbar. Hensel hat aus Eignem drei Stücke beigesteuert, die lehrreich sind: auf einen hier fremd wirkenden Goethetext („Feiger Gedanken bängliches Schwanken") einen sechsstimmigen Kanon, der bei voller Stimmenentfaltung ein wenig durch dick und dünn geht; dann eine Melodie zu Ernst Leibls schönem Gedicht „Das Gotteslanb", die einen seltsam schlagenden Beweis dafür gibt, daß selbst ein so scharfsichtiger Theoretiker des „Gut und Böse" auf dem Gebiet des Liederschaffens bei eignem „Hic Rhodus" sehr danebengreifen kann: daß bei einer Singweise von vier Zeilen volle drei nicht vom Es-Moll-Dreiklang loskommen (den man also bei drei Strophen in 9 von 12 Kadenzen hören muß); daß hier wieder sämtliche Zeilen in fast das gleiche Meistersingerschwänzchen schier ermüdend ausmünden; daß die Melodie recht planlos in gebrochenen Akkorden auf und ab zackt, wobei zumal die zwei Sextensprünge in der dritten und der Septimensprung in der vierten Zeile besonders unangenehm herausspringen, wäre ihm zweifellos an jedem Gebilde des 19. Jahrhunderts sofort ins Auge gefallen und hätte ihn eine solche Melodie ausscheiden lassen. Am besten gelungen ist das textlich und musikalisch von Hensel herrührende „Weihelied", dessen große Wirkung als Massengesang ich auch in der Praxis habe beobachten können. Freilich auch hier hat man, zumal wenn nicht die hinzugesetzte Orgelbegleitung eine etwas differenzierende Erläuterung gibt, den Eindruck eines Nichtwegkommens von D-Moll, da sich unbegleitet auch die Kadenz der vierten von sechs Zeilen als den Ganzschluß vorwegnehmend kennzeichnet. Ginge dieser Tonfall in gut dorischer Art nach C-Dur (etwa mit der Zeile g/g g a g / e c, f / b usw.), so hätte das wuchtige Volksgebet alles Anrecht, zu einem Not- und Trutzgesang aller Deutschen in völkischer Bedrängnis zu werden.

Wie gesagt — das Ganze ist ein höchst vortreffliches Volksliederbuch für drei Männerstimmen (auch gelegentlich mit feinsinnigen und reizvoll gesetzten Lautenritornellen), dem ich alle Verbreitung auch bei Studenten wünsche.

Prof. Dr. Hans Joachim Moser (Halle)



Türmers Tagebuch

Wahlmonat · Der alte Reichstag Das „Volksbegehren“ in Hannover · Die „Deutsch-Hannoversche Partei“ · Ihre Kampfesweise und ihre Gefahren · Spaltpilze · Was vom neuen Reichstag zu fordern

Der Monat Mai wird bewegt sein in Deutschland. Wahlen über Wahlen sind angesetzt. Zum Reichstag allenthalben, zum Landtag im linksrheinischen Bayern, zur Gemeinde in Preußen; in der Provinz Hannover aber außerdem noch die Abstimmung über das welfische Volksbegehren. Heiße Kämpfe muß dies alles bringen. Das hat jedoch das parlamentarische Regiment, dem wir uns verschrieben, so an sich.

Der Türmer steht mit dem Dichter auf einer höheren Warte, als auf den Zinnen der Partei. Allein zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt, darf er auch die Augen nicht schließen vor den Entwicklungen einer wirbelnden Zeit. Sein Standort gibt ihm freieres Gesichtsfeld. Weit überblickt er jene, die sich tief unter seinen Füßen auf dem Marktplatz zanken oder gar raufen. Kirchturmspolitik treibt man nur um den Kirchturm herum, nie droben vom Kirchturm herab. Aber von dessen Warte schmettert das warnende Horn, wenn dem Ganzen, dem Vaterlande Gefahr droht.

* * *

Der bisherige Reichstag war im Juni 1920 gewählt. An der Weimarer Nationalversammlung gemessen bedeutete er bereits einen Ruck nach rechts. So stark war dieser freilich nicht, daß er die Regierung dauernd beeinflussen konnte. So kam es zu einem Kanzler Wirth und seiner Erfüllungspolitik. Man versprach Leistungen, die sich nie leisten ließen. Damit wollte man guten Willen zeigen, erreichte aber nur, daß die Franzosen uns bösen Willens bezichtigten. Sie besetzten daher Düsseldorf, Mülheim, Ruhrort, Duisburg; später das Ruhrgebiet, Appenweier und sonstige Brückenkopfbereiche.

Überall benahmen sie sich mit dem Siegerübermute, der ihnen erb und eigen ist. Elf Millionen Deutsche schmachten unter der Botmäßigkeit ihrer Reitpeitsche. Über 120000 sind ausgewiesen; 1200 sitzen in Kerkern. Nichts haben sie begangen, als daß sie auf deutschem Boden deutsch sein wollten. Als der französische Spion d'Armont in Leipzig verurteilt wurde, verhaftete man Geiseln und bot drei völlig Unbeschuldigte als Austausch gegen einen Schwerverbrecher.

England sieht zu. Es bleibt stumm, auch wenn Poincaré erklärt, er werde seine „produktiven Pfänder" nicht aus der Hand lassen, bis unser letzter Schuldgroschen getilgt sei. Es schweigt, weil Macdonald eine „Atmosphäre" braucht. Offenbar aber nur in Frankreich. Unbehindert, unbeirrt schreitet daher der Gewaltmensch über die Leichen von Schlageter, Dreyer und Feldmann seinem Ziele entgegen: „der idealen Lösung der Reparationsfrage", wie das Pariser „Journal" schrieb. Diese aber ist ihm „die Zerstörung Deutschlands an den Wurzeln ohne die Möglichkeit einer Erholung".

Wir wissen also, was man mit uns vorhat. Können wir's wenden? Springt uns ein Freund zu Hilfe? Wir haben nur einen Freund gehabt, auf den wir vertrauen durften. Den aber haben wir selber zerbrochen und zum Schrott geworfen.

* * *

Nach außen ein pazifistischer, im Innern ein sozialistischer Staat; so war von den Novembermännern das neue Deutschland gedacht. Aber aus dem Pazifismus wurde Knechtschaft, aus dem Sozialismus ein Aufbegehren nach weniger Arbeit bei mehr Lohn. Es hat mit lauter Niederlagen geendet; der Arbeiter ist heute schlechter dran als vor dem Kriege. Die Sozialpolitik des Bismarckschen Staates, von der Sozialdemokratie als Linsengericht verhöhnt, von der ganzen Welt jedoch bewundert und nachgeahmt, verkümmert und verschrumpft jetzt, sobald die Partei freie Ellenbogen hatte, zu zeigen, daß sie es besser könnte als Bismarck. Sie hat sich in dem eigenen Widerspruch gefangen. Wenn man erfüllen will, vermag man nicht Wohlfahrt zu treiben. Nur ein starker, nur ein reicher Staat kann ein sozialer Staat sein.

Schuldknechtschaft und Abstieg: das sind üble Errungenschaften der Revolution. Dafür haben wir allerdings das freieste Wahlrecht der Welt. Allein der Parlamentarismus wurde zum Schacher ums Amt, zum Hunger nach der Futterkrippe. Jedes Gewerkschaftssekretärchen wollte Land- oder Regierungsrat sein; jeder Abgeordnete der regierenden Parteien träumte von Oberpräsidien oder Ministermappen. Mühselig kamen die Kabinette zustande; aber drei und vier Fraktionen zugleich hörig, zerschellten sie an irgendwelcher kleinlichen Eigenbrödelei einer einzigen von ihnen.

Vor der Währungsfrage standen sie allesamt ratlos. Indes druckten sie Papiergeld, was die deutschen und österreichischen Schnellpressen nur hergaben. Dafür mußten wir monatelang täglich fragen: Wie steht der Dollar? Als wir auf den tiefsten Währungsstand aller Zeiten und Länder hinabgeglitten, schuf man endlich die Rentenmark. Sie wird zum Pegel unsrer Bettelarmut. Unser Volksvermögen ist von 310 Goldmilliarden auf 150 geschwunden. Den Mittelstand hat die Papierwirtschaft verelendet, und der sechste Deutsche lebt aus der Armenpflege. Auf die kümmerlichen Reste unsrer Habe legt der Versailler Shylock seine Hand. Wenn die Vorschläge des Sachverständigenausschusses Vertrag werden, dann ist uns neue Demütigung sicher; unsicher jedoch, ob man Rhein und Ruhr freigibt. Von unsrem guten Willen hängt nichts, vom bösen des Feindes alles ab.

Man rühmt, aus dem Zusammenbruch sei wenigstens das Reich gerettet worden. Wie es aber in dessen Gebälke kracht, das zeigte doch die Sonderbündlerschande am Rhein, das verrieten die bayerischen Vorkommnisse, das enthüllte der Einmarsch der Reichswehr in Sachsen-Thüringen.

Kaum sind diese Reichsgefahren überwunden, da erwächst die hannoversche.

Fünftausend Stimmfähige haben den Antrag gestellt, die Bewohner der Provinz zu befragen, ob sie noch länger bei Preußen bleiben wollten. Nach dem fragwürdigen § 18 der Reichsverfassung konnte das Ansinnen nicht verweigert werden. Dem Reichsminister Jarres war es eine bittere Stunde, als er unterschreiben mußte. So findet am 18. Mai in Hannover die Abstimmung über dies „Volksbegehren“ statt.

Der Fernstehende macht sich falsche Begriffe. Er hält die „Welfen“ für ein Häuflein Adeliger mit verstaubten biedermeierischen Ansichten, die gerne in einem neugeborenen Königreich wieder die Rolle spielen möchten, deren sich ihre Großeltern im alten erfreuten.

Heutzutage ist diese Gruppe jedoch ziemlich in den Hintergrund gedrängt. Die Masse der „Deutsch-Hannoverschen Partei“ bilden vielmehr die Bauern des Valenbergischen Landes und kleine Handwerker der Städte. Diese fühlen zu bürgerlich, um Sozialdemokraten zu sein, sind aber zu sehr vernörgelt, um einer aufbauenden Politik folgen zu können. Geführt werden sie von Wühlern und Hetzern, die es an Bedenkenlosigkeit in der Wahl ihrer Mittel mit jedem Kommunisten aufnehmen können.

Positive Ziele sind außer dem fanatischen „Los von Preußen“ kaum zu erkennen. Nicht einmal, ob man eine Republik oder eine welfische Monarchie erstrebt. Man läßt dies absichtlich im Dunkel. Einmal wird das künftige „freie Hannover im freien Deutschland“ gepriesen, ein andermal erscheint die Parteizeitung mit dickem Trauerrand, weil der Herzog von Cumberland, weil „unser Herzog“ gestorben. Heute will man nur „das Unrecht von 1866 wieder gutmachen“, morgen träumt man von dem auferstandenen Reich Heinrichs des Löwen. Preußen soll auch alle sonstigen niedersächsischen Gebiete verlieren: Westfalen, Schleswig-Holstein, die Altmark und seinen nördlichen Harz. Dazu hätten die lippischen Länder, Oldenburg, Braunschweig, Mecklenburg und die Hansestädte zu treten. Ob sie wollen, danach fragt man nicht. Aber ein mächtiger Bereich soll es sein, vom Rhein zur Ostsee mit fast der ganzen deutschen Küste. Es soll Sachsen heißen nach dem alten Stammesnamen. Was sich heute so nennt, das Wettiner Erbe also, wird kurzerhand zur Umtaufe verurteilt. Es mag sich wieder Meißen nennen. Der neue norddeutsche Großstaat übernimmt natürlich die Führerrolle, die das halbslawische Preußen verwirkt hat.

Man ist so klug, zu fühlen, daß solche Gaukelbilder keine Stimmen gewinnen. Daher sind auch wirksamere Lockungen zur Hand. Dem Städter werden billige Kartoffeln versprochen, dem Bauer geringe Steuern, den Beamten höhere Gehälter und dem Rentner Erlösung vom Alp der Notverordnung.

Diese an sich schon demagogische Werbearbeit verläuft auch noch in lärmenden Formen. Man schickt Sprengkolonnen in die gegnerischen Abende, treibt Säle ab, brüllt Redner nieder und erzwingt das Wort für die eigenen, die sich aber gelegentlich für deutschnational oder völkisch ausgeben, um dadurch Anhänger der Loslösung auch in diesen Kreisen vorzutäuschen. Es ist für die Abstimmungszeit mit einem starken Terror zu rechnen. Gedroht wird jetzt schon. Als Reichsminister Dr. Jarres in zwei Reden die ganze Bewegung aus deutsch-vaterländischen Gründen verurteilte, schrieb die „Hannov. Landesztg.“: „Aber das sei ihm gesagt, er möge jetzt nicht noch ein drittes Mal nach Hannover kommen.“ Worauf Oberpräsident Noske

erklärte, er würde von der Staatsmacht rücksichtslosesten Gebrauch machen, wenn aufgehetzte Fanatiker sich anmaßen wollten, die Freiheit des Wortes zu unterbinden.

Mit hohen Tönen rühmt die Partei ihre Vaterlandsliebe: „Deutsch wollen wir sein, deutsch und nur deutsch." Aber zwischen Wort und Wollen klafft ein Spalt. Als unsre Friedenskommission 1919 in Versailles des Endurteils harrte, forderte man sie auf, zu sorgen, daß die Lostrennung von Preußen in den Friedensvertrag aufgenommen, also vom Feinde befohlen werde. Der Abgeordnete Langwost erklärte geradezu, Hannover müsse die verweigerte Gerechtigkeit von der Entente fordern. Unter der Hand wirkt auch die Ausstreuung, daß, sobald Hannover nicht mehr preußisch sei, England aus alter Freundschaft für seine Befreiung von der gemeindeutschen Reparationslast sorgen werde.

Der Bruderhaß wird mit verwerflichen Mitteln geschürt. Die Preußen seien eine Mischrasse und daher gegen den rassereinen Hannoveraner nur Deutsche zweiter Ordnung. Preußen habe Hannover „ausgepowert", stand in einem Aufruf. Das preußische Finanzministerium hat darauf nachgewiesen, daß das Land vielmehr stets Zuschußprovinz war und alljährlich einige Millionen Goldmark mehr von Berlin zurückerhielt, als nach Berlin abgeführt wurden. Die Preußen säßen mit demselben Rechte in Hannover, wie die Franzosen im Ruhrgebiete, hieß es einmal, während bei anderer Gelegenheit der Vergleich beliebt wurde, Berlin habe Noske ins Hannoverland geschickt, wie einst die Römer den Varus. Die Verstiegenheit geht soweit, daß der Kreuzzug gegen Preußen gepredigt wird.

In alledem liegt eine furchtbare Gefahr. Deutschland braucht ein starkes Rückgrat. Und dies ist nun einmal Preußen. Seine Zerschlagung wäre Deutschlands Zerschlagung. Sie würde zunächst ein loderndes Aufflammen der rheinischen Separatistenbewegung zur Folge haben. Aus diesem Grunde haben sämtliche Parteien des Rheinlandes auf einem Tage zu Königswinter die Deutsch-Hannoveraner gemeinsam beschworen, von ihrem Vorhaben abzustehen. Die Antwort war ein starrsinniges „Nein".

Jeder Blick in die französische Presse zeigt, daß man in Paris der Bewegung gespannte Hoffnung entgegenträgt. In die Zerstückelungskarte Deutschlands, die man dort 1914 als Kriegsziel herausgab, ist Hannover bereits als selbständiger Staat eingezeichnet. Die „Heimattreuen", wie sie sich nennen, wissen das. Es wird ihnen immer wieder vorgehalten. Tut nichts, es bleibt bei dem Beschluß.

Alle Parteien Hannovers haben bereits das Volksbegehren schroff abgelehnt. Die Deutschnationalen, die Volkspartei, die Demokraten, die Sozialdemokratie und selbst das Zentrum, das doch seit Windthorsts Zeiten mit den Welfen eng verbunden war. Reichskanzler Marx, sein Führer, kam eigens zugereist und sprach bewegliche Worte. Hannovers Ehrenbürger Hindenburg, der treue Eckart des Reiches, nannte den Loslösungsversuch ein Vergehen am Gesamtvaterlande. Er erreichte nichts, als daß der blinde Fanatismus seine ehrwürdige Heldengestalt mit Schimpf bewarf.

„Die überwältigende Mehrheit des hannoverschen Volkes" brüstet man sich zu sein. In Wahrheit erzielte die Partei bei der letzten stattgehabten Wahl nicht ganz ein Sechstel der abgegebenen Stimmen. Aber sie rechnen auf märchenhaften Zuzug, weil sie den Sozialdemokraten republikanisch, den Deutschnationalen monarchisch,

den Völkischen rassentheoretisch kommen, wobei sie aber, um es mit den Demokraten nicht zu verderben, sich von jedem Antisemitismus sorgfältig fernhalten.

Sie dürften sich täuschen. Aber schon pochen sie, am Tage nach einer etwaigen Niederlage würde sofort eine verstärkte Agitation für ein neues Volksbegehren loslegen.

Bei Kriegsbeginn war die welfische Partei am Absterben. Daß sie als „Deutsch-hannoversche Partei" wieder auflebte, und demagogischer denn je, daß sie — ich gebrauche die Worte des Reichsministers Jarres — „aus Leichtsinn, Dummheit oder Spekulation auf beide ein Unheil grausamster Art" heraufzubeschwören sich anschickt, das verdanken wir der Weimarer Verfassung mit ihrem kurzsichtigen § 18.

* * *

Den Spaltpilz hat man ihn genannt. Aber der einzige ist es nicht. Die Spaltpilze wuchern überall, und wir gewahren die Folgen. Alle Parteien zersetzen sich; selbst vom Zentrum ist die bayrische Volkspartei abgesplittert, und der katholische Adel sowohl Westfalens wie Badens hat sich rechts geschlagen.

Von dritthalb Dutzend Parteien sind Wahllisten aufgestellt. Das bedeutet die Selbstzersetzung des Parlamentarismus. Wie soll da ein Kabinett zustande kommen? Wie soll es regieren? Mit dieser Grüppchenwirtschaft nähern wir uns dem Liberum veto, das einst den polnischen Reichstag zu — nun zu einem sprichwörtlich gewordenen polnischen Reichstag machte.

Überdemokratie verwandelt den Staat in Wirrwarr. Nach der Verfassung müssen die Minister populär sein, nach unserer Notlage, die brutale Zugriffe fordert, können sie aber gar nicht populär sein. Im letzten Jahre vor einer Neuwahl ist jeder Reichstag unbrauchbar, ja gefährlich, weil die Parteien nicht mehr nach Staatsnotwendigkeiten entscheiden, sondern danach, wieviel Stimmen ihre Stellungnahme ihnen bringt oder kostet. Daher ja auch das Ermächtigungsgesetz. Es bedeutet den Bankerott der schönen Verfassung, deren Geburtstag in einigen deutschen Ländern immer noch gefeiert wird.

Dem Volke steht dieses Treiben bis an den Hals. Wie einst Uhland den Fürstenrät' und Hofmarschällen, so ruft es heute den Parteien zu:

> „Meint ihr, daß in den heißen Gluten
> Die Zeit, ein Phönix, sich erneut,
> Nur um die Eier auszubruten,
> Die ihr geschäftig unterstreut?"

Die Wahl wird es erweisen. Sie wird nicht um Programmunterschiede, sondern um die Frage gehen: „Deutsch oder undeutsch, Aufbau oder Zersetzung?"

Es ist über die Maßen kläglich, wenn Schreier und Schreiber vor „nationalen" Wahlen warnen, weil sonst Macdonald uns den Franzosen überlasse. Und diese hinwieder um mildere Sitten angefleht werden, damit nur ja kein „nationaler" Reichstag komme.

Gerade die schlimmsten Demütigungen wurden stets unseren linkseingestellten Kabinetten diktiert. Der tschechisch-französische Überfallvertrag unterscheidet auch nicht; er gilt Deutschland schlechthin. Poincarés Politik der meisterhaften Verworfenheit kann uns gar nicht mehr schlechter behandeln, als sie schon tut. Aber es schadet

nichts, wenn Macdonald fühlt, daß es auch in Deutschland eine Atmosphäre gibt, die man pflegen muß.

Will denn die Sozialdemokratie gar nicht zu denken anfangen? Scheidemanns Kölner Rede, in den Worten gipfelnd: „Ein Deutscher bin ich, will ich sein, treu meinem Land in höchster Not!“ schien einen Bruch mit dem Marxismus anzukündigen. Aber schon ist der Wind wieder umgeschlagen. Noske darf nicht kandidieren, ein Mann wirklich patriotischen Geistes und starken Staatsgefühls. Dafür führt die Reichsliste der Genosse Crispien, der bekanntlich kein Vaterland kennt, das Deutschland heißt.

Stresemann versuchte, die Sozialdemokratie zur Mitarbeit zu gewinnen. Sein Versuch der großen Koalition scheiterte zweimal in drei Monaten. Wenn so die Führer versagen, bleibt nur übrig, ihnen die Gefolgschaft zu entziehen. Das muß Aufgabe der Wahlen sein. Der Boden ist bereits gelockert, wie die Wahlergebnisse in Thüringen, Mecklenburg, Bayern zeigen. Auch der Hitlerprozeß mit seinen Peinlichkeiten hat der Rechtsbewegung nichts anzuhaben vermocht. Man verurteilt den Putsch, doch die Leute nicht, die ihn machten. Ihr nackensteifes Deutschtum hat werbende Kraft gehabt.

Einen starken Staat brauchen wir, eine stetige zielsichere Regierung. Denn nur eine, die im Innern unabhängig dasteht, kann uns auch nach außen hin wieder unabhängig machen. Dazu muß der neue Reichstag verhelfen durch die Kraft der Vaterlandsliebe eines ge- und entschlossenen Bürgertums.

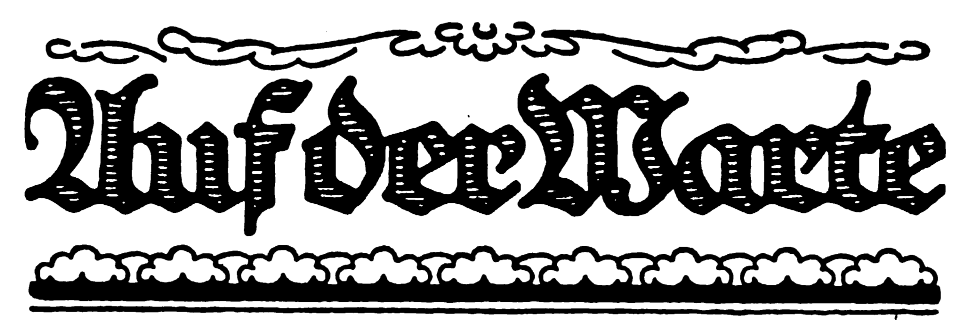
Die Weimarer Verfassung wird ihrer Schöpfer Geist nicht überdauern. Gerade weil diese sich auf die reine Vernunft versteiften, wurde sie vielfach zu einem Gebilde reiner Unvernunft. Volk und Staat sind durch ihre Vergangenheit bedingt, und was Geschichte werden soll, muß aus Geschichte erwachsen.

„Zurück zu Bismarck!“ mahnt daher der frühere Reichsminister Heintze. Je tiefer wir ins Elend gerieten, desto größer erscheint uns des Reichsschöpfers Werk; je gröber die neue Verfassung versagt, desto meisterhafter steht die alte da, die ändern zu wollen in fünfzig Jahren keiner sich herausnahm.

„Zurück zu Bismarck.“ Allerdings. Freilich nur im Geiste und in der Wahrheit. Keineswegs als solche, die seit seinem Tode nichts gelernt und nichts vergessen haben. Auch Weltkrieg und Revolution sind eine geschichtliche Entwicklungsstufe des deutschen Volkes; wenngleich eine traurige. Sie hat die Verhältnisse geändert und uns mit ihnen. Bismarck wäre zwar auch heute noch ein Bismarck, keineswegs jedoch der Bismarck von damals. Es war der Meister des klugen Umlernens. Sein konstitutionelles Kaiserreich bleibt für uns der Grundsatz, die These. Wir leben jetzt mit der Republik in der Antithese, dem Gegensatz. Aufgabe ist, aus beiden zur Synthese, dem Ausgleich, zu gelangen.

Ein Staat muß erstehen, zu dessen Majestät wir wieder emporschauen dürfen. Erst im starken Staat bekommt das Volk Willen, Charakter, Persönlichkeit. Ihn zu schaffen, das ist Aufgabe der neuen Volksvertretung. Versagt sie, dann schreitet die Entwicklung darüber hinweg. Dann gilt von ihr, was Stresemann verfrüht von seiner Regierung sagte: „Es ist die letzte verfassungsmäßige.“ F. H.





Kants zweihundertjähriger Geburtstag

wird heuer (22. April) überall in Deutschland, ja in der ganzen Kulturwelt gefeiert. Bedeutende Gelehrte, wie Harnack, Adickes, Driesch, Vaihinger, Bauch usw., sind bei der Königsberger Feier und anderwärts durch Festreden und Festschriften vertreten. So plant z. B. die Deutsche philologische Gesellschaft, Jena, eine umfangreiche Festschrift. Sämtliche Universitäten und Hochschulen des Reiches, ebenso die Kant-Gesellschaften veranstalten Feiern. Man hört, daß in Österreich, der Schweiz, Tschechoslowakei, England, Amerika von den Universitäten und den Landes- und Ortsgruppen der Kant-Gesellschaft Festlichkeiten vorbereitet werden, des ferneren von den Universitäten Amsterdam, Sofia, Bukarest und Jassy. In Rumänien sollen die Festlichkeiten nicht weniger als acht Tage dauern. Desgleichen veranstaltet die Universität Jerusalem eine Kant-Feier, bei welcher Gelegenheit auch als erste Übersetzung eines Werkes von Kant in hebräischer Sprache die „Kritik der reinen Vernunft" veröffentlicht wird. Aber auch in Japan und China werden dem Andenken Kants Kundgebungen gewidmet werden. Sämtliche japanische Universitäten werden Kant-Feiern veranstalten; zudem wird Kants Geburtstag zur Gründung einer japanischen Landesgruppe der Kant-Gesellschaft Veranlassung geben. Unübersehbar ist die Menge der Bücher, die 1924 über Kant erscheinen bzw. schon erschienen sind, darunter z. B. die Veröffentlichung der erst kürzlich aufgefundenen „Vorlesung Kants über Ethik" aus dem Jahre 1780/81 (herausg. von Prof. Menzer).

In alledem bekundet sich ein wirklich starkes Bedürfnis nach Anerkennung einer großgeistigen Macht. Kant bedeutet in der Tat für die ganze moderne Geisteswelt eine Kulturmacht ersten Ranges, gleichviel wie man im einzelnen oder im ganzen zu ihm stehe. Wir geben auch hier im „Türmer" dieser Ehrfurcht Ausdruck, indem ein Kant-Kenner wie Prof. Adickes von der Universität Tübingen das Heft eröffnen wird. Ein Aufsatz von Dr. Ostwald in der Abteilung „Rundschau" behandelt dasselbe Geistesgebiet; auch die Bücherschau unsres philosophischen Mitarbeiters ist auf Kant eingestellt, und man möge uns nun gestatten, von unserem mehr dichterischen Standort aus einige Ergänzungen zu geben.

Meine „Wege nach Weimar" streifen mannigfach Kants Bezirk, sei es in bezug auf die verwandte Lebensstimmung eines Friedrich des Großen, sei es in seinen Einwirkungen auf Schiller und Goethe. Doch heute möchte ich auf etwas anderes hinweisen. **Lebt** Kant eigentlich noch im deutschen Volksganzen? Strömt der Lebensbegriff, der sich in das Wort „Kant" zusammenballt, noch unmittelbare **Kraft** aus? Diese Frage stellen in Zeiten eines so ungeheuren Zusammenbruchs hieße eigentlich — wie es z. B. Paul Ernst getan — von vornherein die Frage **verneinen**, wenn man dem äußeren Augenschein folgt. Die Menge der Gebildeten kennt zwar den Kantschen Pflichtbegriff, den Kant des „Kategorischen Imperativs", hat wohl auch von seinen Antinomien und Kategorien vernommen und hegt vor dem Kant der „Praktischen Vernunft" gewiß ebenso entschiedene Achtung wie vor dem Denker der „Reinen Vernunft". **Lebt** sie das aber?

Nein, alles in allem: wenn man die heutige Lebensstimmung mit jener Geisteshaltung vergleicht, die zur Zeit lebendig war, als Reinhold, Schiller, Schelling, Hegel von Jena aus die

Kantsche Philosophie in die junge deutsche Welt strömten, als Kant ebenso heftig bekämpft wie verehrt wurde, muß man doch gestehen: wir erleben Kant nicht mehr unmittelbar, sondern nur noch durch das Mittel der geschichtlichen und schulmäßigen Betrachtungsweise, wo er ja allerdings grundlegend gewirkt hat und durchaus nicht erschöpft ist. Kant hat auch in der neueren Zeit innerhalb der Fachphilosophie unendlich viel gelehrte Erörterungen angeregt und befruchtet. Aber es ist doch im wesentlichen eine Angelegenheit des Professorentums. Ein hartes Wort — und ich bitte die Fachleute, sich nicht darob zu ärgern. Heute herrschen nun einmal Klassen-, Massen- und Rassen-Gesichtspunkte im breiten Volksbewußtsein, nicht Kant.

Auf meinem Schreibtisch steht ein etwa handhohes Bernsteingebilde mit einer Bronzetafel. Es wurde von befreundeter Seite aus Königsberg mitgebracht. Die Tafel enthält das berühmte, auch mir äußerst liebe Kantwort: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung: der gestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.“ Der Satz steht gegen Ende der „Kritik der Praktischen Vernunft“. Ich gestehe, daß ich einst, und zwar über Schillers Aufsätze hinüber, von diesem Buche aus mit Einschluß der „Kritik der Urteilskraft“ den Weg zu Kant gefunden habe, während ich von seinem systematischen Denken keine entscheidende Befruchtung erlebte. Und doch ist der ganze Kant eine strenge Einheit; und eben diese großartige Einheit, wozu auch die geschlossene Lebensführung gehört, wirkt bei diesem Denker und Weisen monumental. Er ist einer von den großen Ordnungsmeistern des 18. Jahrhunderts, die durch das Mittel des Denkens Chaos in Kosmos zu verwandeln wußten. Und immer wieder, wenn man seine strenge Lebensarbeit im Zusammenhang mit den Leistungen des großen Königs, der Weisen von Weimar, der klassischen Musik betrachtet, durchdringt uns tiefste Ehrfurcht.

Dennoch gibt es im deutschen Gemüts- und Geistesleben eine Einstellung zu Welt und Ewigkeit, die nicht durch Kant hindurchgeht, sondern eher durch Klopstock, Herder, die Brüder Grimm. Ich meine die Empfindungsart des dichterischen und religiösen Menschen. Dieser stellt nicht durch das Mittel des Denkens, sondern unmittelbar vom Herzen aus die Verbindung mit Gott und Welt her. Hier beweist man nicht, hier erlebt man, hier liebt man; hier wird nicht begrifflich gedacht, sondern „einfältig“ geschaut. Dieses Schauen ist zugleich Schaffen: Nachschaffen der Schöpfung vom schöpferischen Herzen aus. Dieses Schaffen hinwiederum wird Schenken, schenkende Güte, und setzt sich in dieser Form zum Volkstum in ein Verhältnis des Vertrauens und der Liebe. So erfüllt der schauende, schaffende, schenkende Mensch auch seinerseits das „moralische Gesetz“. In gewisser Beziehung bedeutet für ihn Philosophie etwas wie Gottferne: nämlich das Bestreben, auf rationalistischem Wege Verbindung mit der göttlichen Harmonie wiederherzustellen. Gottesbeweise? Die braucht er nicht; denn er erlebt Gott und hat ihn in sich. Demnach sind ihm Geister wie etwa Shakespeare und Homer, wie Sophokles oder Walther von der Vogelweide, Volkslied und Märchen, Musik von Bach bis Bruckner, Natur, Kunst die ihm gemäße Sprache und wichtiger als reine Philosophie mit ihren logischen und systematischen Denkbemühungen, wobei wir kaum zu sagen brauchen, daß hiermit keine flache Glückseligkeitslehre empfohlen sei, die etwa dem tragischen Sinn des Daseins ausweichen möchte.

Dies soll die Bedeutung der geistigen Großmacht Kants und seiner Einwirkung auf die europäische Kultur und Geisteswelt in keiner Weise anfechten. Wir betrachten, wie gesagt, die Kant-Feiern mit Ehrfurcht. Es wäre wundervoll, wenn etwas vom eisernen Kantschen Pflichtbegriff und von seinem architektonischen Denken wieder mächtig würde in diesem entwürdigten Deutschland. Es wäre jedoch noch wundervoller, wenn vom Herzen aus, über den Rationalismus auch in seinen edelsten Vertretern hinweg, etwas wie eine künstlerisch-religiöse Bewegung mit schöpferischer Umgestaltungskraft herausbräche. F. L.

*

Hugo Stinnes

Stinnes ist beim Ableben gewürdigt worden wie ein hochmögender Herrscher. Seine Blätter erschienen mit Trauerrand, viele brachten sein Bild, alle setzten sich mit seiner Person auseinander. Das ist ein Zeichen der Zeit. Die Staatskönige sind knapp geworden in der Welt, dafür treten die Wirtschaftskönige auf. Die Revolution ging gegen beide; allein während jene unterlagen, steigen diese erst recht empor.

Stinnes ist vermutlich der erste und bisher der einzige Milliardär Europas gewesen. Er wurde es aus sich selber. Wohl war er in die angesehene Firma Matthias Stinnes hineingeboren, aber er verließ mit 22 Jahren den väterlichen Betrieb, um in eignen Schuhen zu stehen. Seine G. m. b. H. begann mit einem Stammkapital von 50000 Goldmark; als er starb, war er der größte Wirtschaftsführer der alten Welt.

Nur einem Genie gelingt dergleichen. Aber was ist Genie? Leidenschaftliche Spannung und Fleiß. Beides besaß Stinnes. Er vergaß sich selber über seiner Arbeit. Er konnte die Nacht zum Tage machen und doch in der nächsten Morgenfrühe mit voller Frische bei Konferenzen verhandeln, wobei es um Hunderte von Millionen ging. Dem Achtstundentag, den die Gewerkschaften von ihm forderten, stellte er für seine Person den Achtzehnstundentag entgegen.

Er begann bei der Reederei, breitete sich dort aus und griff dann auf Bergbau, Erdöl und anderes über. Wenn die Todesanzeige seiner Familie ihn etwas gesucht bescheiden als „Kaufmann aus Mülheim" bezeichnet, so war er doch zum mindesten der Kaufherr des ungeheuerlichsten Warenhauses. Denn er handelte mit Allem, zuletzt sogar, indem er Zeitungen kaufte, mit öffentlicher Meinung. Er war daher kein Stahl-, Kohlen-, Eisenbahn- oder Erdölkönig im Besonderen, sondern trug alle diese Kronen gleichzeitig. „Kein Elefant, sondern eine Elefantenherde."

Aber es hatte nie bei Aufkauf und stiller Teilhaberschaft sein Bewenden. Auch in die fremdesten Wirtschaftszweige arbeitete er sich ein und im Handumdrehen war er führender Mann auf Gebieten, von denen er bisher nicht das mindeste verstanden. Seine blitzschnelle und gründliche Auffassung setzte in grenzenlose Verwunderung. Der Polyphem der Wirtschaft wurde zu ihrem Polyhistor, der Allesverschlinger zum Alleswisser.

Man kann staunen über diese Entwicklungen. Aber begrüßen darf man sie nicht. Hier entsteht von der anderen Seite her dieselbe Gefahr, wie sie im Sozialismus liegt. Der freie Wettbewerb geht zugrunde, worauf letzten Endes jeder Fortschritt beruht. Die Menschen werden zu Gliedteilen einer gewaltigen Maschine und verlieren ihren Persönlichkeitswert, das Beste also, was ihnen eigen ist. Das Wort Fichtes von der ungeheuren Roheit gegen das Menschengeschlecht gilt wie für die Weltmonarchie so auch für diese durch unablässige Vertrustungen schließlich entstehende Weltindustrie.

Stinnes war Deutscher und Rheinländer. Allein es lag etwas Undeutsches und zumal Unrheinisches in ihm. Das feine Spüren, wo Großes zu verdienen, der eiserne Willen, der kecke Wagemut, der sich abrackernde Fleiß ohne jeden anderen Lebensgenuß als den des Geldmachens, das kalte Hinwegschreiten über Existenzen, das Aufpeitschen aller Angestellten zur höchsten Arbeitsleistung, das sind amerikanische Züge.

Doch fehlt hier auch wieder zu viel, als daß man Stinnes einfach neben Carnegie und Henry Ford stellen dürfte. Und zwar sind es gerade die besten Seiten, die man beim Vergleich vermißt. Wenn der Amerikaner sein Gold erst scheffeln kann, dann stiftet er Universitäten, Museen, Kirchen, Schulen, Krankenhäuser, Austauschprofessuren, Lebensretterpreise und dergleichen mehr. Weder vom lebenden noch vom toten Stinnes hat man dergleichen gehört. In der Leichenrede wurde allerdings gesagt, er habe Wohltätigkeit „in übergroßem Maße" geübt, jedoch in der Stille. Mag sein. Aber Carnegiesche Freigebigkeit läßt sich in der Stille gar nicht üben. Fand er gar nichts zu helfen bei seinem Volke, das dieselbe Welle, die ihn emportrug, in den Abgrund riß? Mit sozialem Öle war er nicht gesalbt, und er kannte keinen anderen Idealismus als den der Arbeit. So war er ein Kind unsrer materialistischen Zeit, daher noch keine Gestalt, die in die Zukunft weist. F. H.

Börries von Münchhausen als Ästhetiker der Ballade

Aus Breslau kommt die erfreuliche Kunde, daß Börries, Freiherr von Münchhausen, von der dortigen Universität an seinem fünfzigsten Geburtstag für seine Balladen ehrenhalber die Doktorwürde verliehen worden ist. Die Ehrung, die dem Balladenmeister galt, hätte auch dem Ästhetiker der Ballade gelten können. Eine Reihe von Aufsätzen, die er nach und nach im „Literarischen Echo“ veröffentlicht hatte, liegt nun gesammelt vor uns. Das schöne Buch trägt den Titel „Meister-Balladen. Ein Führer zur Freude“. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Berlin und Leipzig, 1923.)

Selten habe ich ein Buch mit solchem Genuß gelesen wie dies, wenn ich auch dem Verfasser nicht immer beipflichten und seinen Ton mehrfach nicht billigen kann. Münchhausen gibt elf deutsche Balladen im Wortlaut wieder und widmet nach einigen allgemeinen Leitsätzen jeder eine besondere Betrachtung. Seine Einführungen zeugen von feinstem künstlerischen Empfinden und verraten eine ungewöhnliche Gabe, zum Erfassen des Kunstwerks anzuleiten. Der Verfasser beginnt mit dem Meisterwerk des früh verstorbenen Grafen Strachwitz, „Das Herz von Douglas“, und endet mit Fontanes unvergleichlichem „Archibald Douglas“. In der Richtung des schlesischen Grafen sieht er die größte Handlungsballade, in der des Brandenburgers die größte seelenschildernde Ballade des deutschen Schrifttums. In Bürger feiert er den Vater der romantischen Ballade, die in ihrer Einwirkung auf die Folgezeit über die klassische Schillers den Sieg davongetragen habe. Er schildert lehrreich die Entstehung der „Kraniche des Ibikus“, der höchsten Leistung, die dem Balladiker gelang, verzichtet aber in diesem Fall leider auf Besprechung der Einzelheiten mit der Begründung: „Ich bin auf der Schule so damit geelendet worden, daß ich erst viele Jahre später zum vollen Genusse dieses Wunderwerkes kam.“ Schade! Gerade darum, und gerade von ihm hätten wir uns gern eine Beleuchtung der einzelnen Köstlichkeiten gewünscht.

Münchhausen läßt uns fühlen, wie hoch Fontanes „Lied des James Monmouth“ über Felix Dahns „Hagens Sterbelied“ steht und offenbart unbefangen die hohen Schönheiten, aber auch die Unarten in Heines „Der Dichter Firdusi“. Goethes „Der Gott und die Bajadere“ wird von dem hellhörigen Dichter besonders nach der musikalisch-rhythmischen Seite analysiert; an der Hand von Konrad Ferdinand Meyers „Mit zwei Worten“ lernen wir durch ihn, was Knappheit und Schlichtheit vermag, und eine in Gedichtsammlungen meist stiefmütterlich behandelte Dichtung der Droste, „Die Vergeltung“, gibt ihm Veranlassung, seine Lehre von dem oberen und dem unteren Vorgange der Ballade auf das glücklichste zu erläutern. Der größte Balladendichter der Gegenwart ist nach Münchhausen die Ostpreußin Agnes Miegel. Seine Charakteristik ihrer sprödesten Ballade, „Die Mär vom Ritter Manuel“, strahlt als edelstes Kleinod in der Kette, die er in diesem Buche geschmiedet, und zeigt sein Können, zum Kunstgenuß zu erziehen, in hellstem Lichte.

Prof. Dr. Werner Deetjen

*

Raoul Francé

Der Fünfzigjährige (21. Mai), den Türmerlesern als Mitarbeiter wohlbekannt, als Schriftsteller von seinem stillen Dinkelsbühl aus weithin wirkend, verdient zu diesem Tage einen Gruß und Dank. Eine überaus reizvolle, fesselnde Darstellung seines Lebens und Schaffens ist soeben erschienen (Hanns Fischer, R. Voigtländers Verlag, Leipzig). Man lese diese Biographie, man lasse diese Schilderung eines reichen, selbständig und zäh zur Harmonie durchgeführten Lebens auf sich wirken! Die Bekanntschaft mit Raoul Francé ist ein Gewinn. Nicht nur die Fülle von anmutvoll beherrschtem Wissen überrascht, sondern auch der Zellenbau seines Lebens wirkt geradezu künstlerisch auf den Beschauer.

Francé ist nicht nur Naturforscher, sondern auch Naturphilosoph; und mehr als dies: er stellte zugleich die Verbindung zwischen Natur und Kultur her und wurde Kulturphilosoph. Noch mehr: es wuchs aus beidem eine „ob-

jektive Lebenslehre". Und die Grundempfindung, die den feinsinnigen, selber harmonisch aufbauenden Mann leitet, ist Herstellung der Harmonie in uns und in dem von uns beherrschten Umkreise.

Hier berühre ich mich mit ihm auf das engste, wenn wir auch von verschiedenen Seiten kommen. Die Gespräche mit Raoul Francé, immer auf geistiger Höhe, sind mir wertvolle Erinnerungen. Ich legte eben sein prächtiges Schriftchen „Richtiges Leben" (Leipzig, R. Voigtländer) aus der Hand und glaubte ihn plaudern zu hören. Es ist ein wahrer Genuß, wie der Naturphilosoph mit dem Kulturphilosophen in diesen Büchern zusammenklingt, dort etwa vom Leben der Pflanze aus vordringend zum zweibändigen „Bios", hier vom „Wert der Wissenschaft" auf Nietzsches Spuren den Weg suchend zur „Kultur von morgen" und zur „Wage des Lebens".

Francé ist ein Plauderer und Anreger ersten Ranges. Man kennt ihn noch viel zu wenig. Auch das verbindet mich mit ihm, daß wir beide vom Lebensgebilde des Waldes aus Stellung finden zur Kultur. Und überhaupt: daß harmonische Lebensgestaltung für uns das erste ist, die innere Baukraft gleichsam, nicht das literarische Formenspiel als solches, dem das Mark des Lebens fehlt. Nur aus gesundem, starkem Lebensgehalt kann gesunde; starke Kunst hervorgehen. Das andre kann blenden oder verblüffen, nicht ernähren, nicht aufbauen. „Es ist das Wesen des deutschen Geistes, daß er von innen baut": — Wagner hat mit diesem Ausspruch etwas Biologisches aus dem Pflanzenleben geprägt. Francé würde es unterschreiben.

Wenn man selber von der Grenze kommt, versteht und würdigt man erst recht den freiwilligen Entschluß des von Franzosen abstammenden Österreichers, sich Deutschland als geistige Heimat zu erwählen. Das Deutsche Reich sollte es ihm danken! L.

*

Dichter und Lebensführung

In einem soeben erschienenen Buche von Frank Thieß („Das Gesicht des Jahrhunderts", Stuttgart, Engelhorn) wird im Anschluß an ein Kapitel „Lebensführung" eine heikle Frage berührt. Der Verfasser behandelt den Gegenstand in Form eines offenen Briefes an Gerhart Hauptmann. Ihm scheint gerade in bezug auf diesen heute so laut herausgestellten Dichter die Frage wichtig, nicht nur für persönliche Verehrer, sondern auch „für alle, die mit Erregung und Angst den Verfall des geistigen Europa mitansehen, die helfen, irgendwie aufrichten, bessermachen, einen Kurs suchen wollen, der aus dem Malstrom hoffnungslosen Getriebenwerdens wieder an ein ruhiges und friedliches Ufer führt... Da entsteht nun eine seltsame, tief schmerzliche, vielleicht sogar schreckliche Spaltung dessen, was der Name ‚Gerhart Hauptmann' mir bedeutete. Er bedeutete nicht weniger als das Phänomen einer Dichterpersönlichkeit, deren Innerlichkeit, deren Weltverstehen, deren Liebe zu aller Kreatur allein schon den Ruhm rechtfertigte, der Sie heute wie ein Delphin auf seinem Rücken ruhig durch die Wogen eines erregten Meeres trägt. In unterstrichener Verneinung alles Klatsches, der ja immer gegen große Persönlichkeiten gerichtet wird, glaubte ich um Ihres Werkes willen auch an ein Leben aus gleichem Geiste. Ich wollte nicht zweifeln, daß der Schöpfer jener erdgeborenen, dabei doch seelisch zarten und ganz nach innen gekehrten Gestalten mit ihnen gleichen Blutes sei, daß Ihre Lebensführung nicht der eines Menschen unseres Jahrhunderts, sondern der jener stillen und wirklich bedeutenden Menschen Ihres Werkes gleichen müsse. Wenn Sie, der Sie auf dem grell besonnten Platz der Öffentlichkeit stehen, nicht den Deutschen ein Vorbild und der Welt einen Beweis dafür geben, daß noch große Kulturmenschen in Deutschland zu finden sind, wer sollte es sonst tun? Und das wäre doch das Allerfürchterlichste, wenn in einer Zeit, wo alles innere Leben erstarrt, alles Seelische verkohlt, alle Kultur sich in steinerne Zivilisation verwandelt, wenn in solcher Zeit sogar die Dichter uns verlassen, die den Herzschlag der Nation erlauschen und das tiefste Wesen des Deutschen, seine glaubensfrohe Sehnsucht nach Verbesserung der Welt, gestalten konnten!"

Dazu bemerkt Fritz Droop im „Mannheimer Tageblatt“: „Das sind, weiß Gott, keine moralisierenden Thesen, das ist die glutvolle Manifestierung eines kulturgefestigten Gewissens, das im Schmerz über den ungeheuren Jammer eines großen Volkes zu zerspringen drohte und sich in seinen heiligsten Gefühlen betrogen sah, als es erfahren mußte, wie der größte deutsche Dichter, der Dichter, der als der besondere Dichter des Sozialismus gefeiert wurde, sich ‚monatelang an blitzenden Tafeln‘ feiern ließ und von dem Unglück der ‚Weber‘ und andern elenden Gestalten nichts mehr zu wissen schien. Thieß konnte es einfach nicht begreifen, daß eine Persönlichkeit wie Gerhart Hauptmann ‚in einer Zeit des Todeskampfes der europäischen Kultur sich zu denen schlagen konnte, die nach außen leben, anstatt zu denen, die mit heißer Leidenschaft um die Bewahrung der letzten innerlichen Lebensgüter kämpfen‘. Und wir alle, die wir im Leben mehr sehen als eine Laufbahn zum körperlichen Wohlbefinden, sind mit dem Verfasser des Briefes einig, wenn er eine Gerhart Hauptmanns würdige Kulturidee ‚in der Verachtung der Zahl, der realen Macht, der Quantität, des lauten Ruhms und im Gegensatz dazu die Darstellung eines Lebens gegen die Götzen der Zeit, eines Lebens der Stille, der Einfachheit, der Weisheit, der Abkehr von der Menge‘ sieht. Und Thieß durchläuft die Zeit vom vorkulturlichen Menschen bis auf unsere Tage, an Franz von Assisi, Jakob Böhme, Hutten, Kepler und anderen vorüber, die als Künder und Hüter neuer göttlicher Gedanken die Fackel über Weltengründe reichten. Von all diesen sieht Thieß Gerhart Hauptmann weit entfernt, weil er sich der Lebensführung derer zugekehrt hat, ‚die über dem Grabe der Kultur ihren luftigen Bau der Zivilisation errichtet haben‘. Und das bleibt immer wahr: ein Mensch von innerer Kultur (nicht Zivilisation) kann unmöglich sein Gefallen an kostspieligen Festen finden, wenn in Protestversammlungen gleichzeitig laute Klagen über die bitterste Armut des deutschen Volkes ertönen. Wir sind verlogen, wenn wir das nicht fühlen.“ ...

*

Die Schuld am Niedergang

wurde neulich — wie wir an dieser Stelle beanstandeten (S. 421) — von der politisch-aktivistischen Wochenschrift „Das Gewissen“ wesentlich der „geistigen Rechten“ zugesprochen, enger umgrenzt: den Vertretern des Idealismus, den menschlichen Trägern des Ideals. Das Blatt wiederholt diese Behauptung in seiner Antwort auf unsre Beanstandung (behauptet nebenbei, wir zitierten falsch!) und fügt wiederum „keck“ hinzu: wir hätten „noch nicht begriffen, um was es sich bei dieser Frage handelt!“ ... Nun, wie weit der Verfasser dieser überlegenen Bemerkung meine Bücher gelesen hat, von den „Neuen Idealen“ bis zu den „Wegen nach Weimar“ und zum „Meister der Menschheit“, weiß ich nicht; es ist aber gut deutsche Unart, den Nachbarn als etwas beschränkt oder rückständig hinzustellen, statt einen Gedanken durchdenken zu helfen.

Lebenslang haben wir uns mit diesem Grundproblem beschäftigt. Wir erfahren nun aus dem „Gewissen“: Wenn ein verblendetes Volk seinen Sprechern und Propheten nicht folgt, so sind — diese Sprecher und Propheten daran schuld. Deutschland hatte einen Bismarck, ein Genie ersten Ranges: abgesägt vom Kaiser und von der Linken! Wir hatten einen Wagner, Nietzsche, Raabe, Böcklin, Bruckner, Thoma: — haben sie irgendwie den Geist der letzten Generation bestimmt? Wir hatten gesagt: „Es gab Geister, die an der deutschen Seele hämmerten und bauten: aber sie wurden weder von der Kritik noch von der Geisteshaltung des Gesamtvolkes entscheidend getragen und mußten das Heiligtum in stille Kreise retten.“ Dazu bemerkt das „Gewissen“: „Fühlt der Herausgeber des Türmers nicht, daß das, was er hier einräumt, das Urteil über seine Generation enthält?“ Der Herausgeber des Türmers „räumt das nicht ein“, sondern er hat seit Jahrzehnten, im Gegensatz zum Zeitgeist, Anklage erhoben, in Kampfstellung gegen das Jahrhundert, auf verlorenen Posten an der Grenze — und das ist schlechthin das Leid meines Lebens! Hier bitte ich um seelische Achtung. Und nun sollen die Idealisten auch noch die Schuld tragen,

weil es ihnen nicht beschieden war, den Zeitgeist umzuformen und den Zusammenbruch zu verhüten oder den Materialismus zu brechen! Denn das „Gewissen" fährt fort: „Das deutsche Volk hat zuletzt seine geistige Haltung vor hundert Jahren empfangen, in einer Zeit, die wir heute unsre große nennen. Aber die [? wer? wie? wo? D. T.] Nachgeborenen haben die Nation nicht in dieser Haltung erhalten [? Gängelt man eine Nation? D. T.]. Ist das eine Schuld, die wir jetzt auf die Nation abladen dürfen? Nein, wenn es zum Idealismus gehört, alle Größe wie alle Kleinheit des Menschlichen auf den Menschen zurückzuführen, dann hat der Idealist nunmehr die Schuld auf sich zu nehmen!" Recht so! Kreuzigt die Idealisten noch einmal nachträglich! Fangt bei Christus an — oder schon bei Jesaias und Jeremias! Vergeßt nicht Perikles und Sophokles und Phidias, die den peloponnesischen Bruderkrieg nicht zu verhindern wußten! Und all die Reihe der Ungehörten, der bei Lebzeiten nicht Durchgedrungenen — es ist ihre „Schuld"! Denn (sagt das „Gewissen"): „Wir können uns nicht damit ausreden, daß wir das bewußt Gute gewollt haben, aber daß die Umstände, die Verhältnisse, die Zeitstimmung es nicht aufkommen ließen." Kleist soll sich also nachträglich was schämen; alle Unzeitgemäßen sollen sich ja nicht „ausreden"! Wenn Bruckner lebenslang im Winkel saß, Raabe bis zum 70sten ohne Namen und Einfluß blieb, Bismarck ungehört im Sachsenwald grollte — ihre Schuld.

So einfach läßt sich denn doch das Verhältnis zwischen Sprecher und Nation nicht lösen! Wenn materialistische Gesinnung über das deutsche Volk und die Menschheit Macht gewonnen hat, so war es (nach dem „Gewissen"), weil „ihre Vertreter als Denker" [z. B. die Denker Haeckel, Vogt, Büchner, Moleschott?! D. T.] „immer noch wahrer, gläubiger, überzeugt-hinreißender waren als die Nachgeborenen der idealistischen Geschichtsanschauung, die in dieser Zeit ganz matt und pathetisch ohne Substanz wurden" [z. B. Treitschke, Lagarde, Chamberlain, Eucken? D. T.].

Nein, werte Aktivisten, das ist ein Holzweg! Das Schicksal oder die Wende eines Volkes zum Oberflächlichen auf Einzelne abzuladen als Sündenböcke, und just auf die Vertreter des Guten und Hohen — das empfinden wir, nochmals gesagt, als Unfug. Das deutsche Volk in jenen Teilen, die für Genie Witterung haben, hat einst dem entlassenen Bismarck zugejubelt; aber Feiglinge und Höflinge, die ihn verleugnet, waren mächtiger. Ob eine Nation für das Genie Sinn hat oder nicht, ob das Genie siegreich die Nation befruchte — das hängt von vielem ab.

Wir haben unsrerseits die „Rechte" nicht beschuldigt, haben sie aber auch nicht schlechthin entlastet — wie aus einem Abschnitt unserer Ausführungen deutlich hervorgeht. Es ist traurig genug, daß konservative Kreise so matt und rückständig sind in geistigen Dingen; das war aber auch in großen Zeiten nicht viel besser. Es sind in manchen Kreisen nun einmal Pferde, Hunde, Kälber und Äcker wichtiger als ein gutes Buch; das kann man hier ruhig aussprechen, denn solche Kreise lesen den „Türmer" nicht. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß der „Geist" der Börsenkreise, die in Berliner Salons und Cafés beisammensitzen, um ein Haar besser sei.

Wer weiß denn aber, ob aus den stillen Zellen, die manche Idealisten in diesen Zeiten des Materialismus abseits gelegt haben, nicht der künftige neue Geist hervorgehen wird?

„Der Idealismus steht ein für sich selbst, und er versagt nur, wenn Idealisten als Menschen versagen", betont das „Gewissen". Idealisten versagen überhaupt nie, betonen wir noch schärfer, auch nicht in der Vereinsamung oder auf dem Scheiterhaufen! Hier aber handelt es sich um ihre Auswirkung auf die Zeitgenossen. Und das ist ein Kapitel für sich.

Unmittelbar nach dem Tod von Kant, Klopstock, Herder und Schiller brach Preußen bei Jena zusammen, und gegenüber dem einbrechenden Franzosentum benahmen sich viele, sehr viele, zu viele preußische Menschen wie Waschlappen, obenan die Festungskommandanten. Waren jene Großen an diesem erbärmlichen Menschentum schuld?!

L.

*

Fremdwörter-Unfug

Daß in Tagen nationaler Hochspannung sich das sprachliche Gewissen regt, ist eine gesunde Erscheinung." Es war deshalb auch nur selbstverständlich und lebhaft zu begrüßen, als bei Ausbruch des Weltkrieges die leidige Fremdwörtersucht der Deutschen von den Vaterlandsfreunden schärfstens gegeißelt und gleichzeitig ein allgemeiner Feldzug gegen die Fremdworttümelei der gedankenlosen Leute, leider auch vieler Gebildeten, eröffnet wurde. Leider war das Strohfeuer der anfänglichen Begeisterung bald verlodert und der Fremdwortteufel hat sich bereits wieder bei uns eingenistet. Es scheint, als ob er nicht umzubringen wäre. Das ist auch ein Gradmesser für die völkische Selbstbesinnung und läßt deutlich erkennen, daß wir Deutsche bei weitem noch nicht den Hochstand des vaterländischen Fühlens und Denkens erreicht haben, den unsre Gegner, vor allem die Franzosen, in dieser Hinsicht schon längst einnehmen. Im Jahre 1872 waren in Metz wiederholt an den Anzeigetafeln und Straßenecken die nachstehenden Spottverse angeklebt:

„Ihr Deutsche seid geistige Lumpe
Mit eurem blöden Fremdwortgepumpe."

Damit wollten die mit der Neuordnung der staatlichen Dinge im Reichsland unzufriedenen Französlinge ihrer Verachtung der deutschen Sieger Ausdruck geben. Sie sahen geringschätzig auf die waffengewaltigen Deutschen herab, weil diese schon durch ihre Fremdwörtersucht die Minderwertigkeit des deutschen Geisteslebens offenbarten. Sie erblickten darin entweder einen geistigen Diebstahl an dem Sprachgut anderer Völker oder einen Mangel an völkischem Selbstgefühl, das allein schon den Gebrauch entbehrlicher Fremdwörter verbieten müsse. Man ärgerte sich damals natürlich über die Frechheit dieser Anschläge, obwohl man im stillen den hartnäckigen Verbreitern dieser inhaltlich uns so beschämenden Klebezettel innerlich recht geben mußte.

Schon Klopstock zog mit herben Worten gegen diesen Fremdwörter-Unfug seiner Landsleute los. „Jedes Wort, das ihr von den Fremden, Deutsche, nehmt, ist ein Glied in der Kette, mit welcher ihr, die stolz sein dürften, demütig euch zu Sklaven fesseln laßt!" Wie bitter recht hat der deutsche Dichter!

Leider scheint die Fremdwörterseuche gar nicht auszurotten, trotzdem Prof. Dr. Eduard Engel mit seinen trefflichen Werken die „Entwelschung" der deutschen Sprache mit vorbildlichem Geschick und Eifer betreibt. Hier müßte der Staat noch tatkräftiger eingreifen und diese Rückständigkeit des deutschen Volkes, diese Michelhaftigkeit der Deutschen rücksichtslos bekämpfen. Es ist ja oft nur Gedankenlosigkeit und Gleichgültigkeit gegen „völkische Unwägbarkeiten", wenn man Fremdwörter da anwendet, wo sie ebensogut zu vermeiden sind. Wie hat man früher in den Zeitungen über die Fremdwörter auf den Speisefolgekarten bei höfischen Festen oder in den Gaststätten für die oberen Zehntausend losgezogen! Es ist heute im Volksstaat nicht besser geworden in dieser Hinsicht. Den auffälligsten Beweis hiefür liefert eine Anzeige in Nr. 31 der „Münch. Neuesten Nachr.", die nachfolgend niedriger gehängt sei, da sie in dieser Hinsicht ganze Bände spricht.

Gesucht für die kommende Kurzeit: 1 Küchenchef (erste Kraft), 1 Saucier, 1 Entremetier, 1 Rotisseur, 2 Commis de Partie (nur Herren mit Ia Referenzen finden Berücksichtigung), 1 Kaltmamsell, 1 erste Kaffeeköchin für Großbetrieb, 2 Küchenhaushälterinnen, 1 erster Magazinverwalter, 1 Waschmeister für Dampfwäscherei, 2 Buffetfräulein, 1 Telefonistin, 1 Silberputzer, 1 Kupferputzer, 1 Chef de Rang, 1 Commis de Rang, 1 Commis d'Etage, mehrere Saalkellner, 1 Journalführerin (erste Kraft), 1 Stenotypistin mit Kenntnissen in kaufmännischer Buchhaltung, 1 Volontär für Empfangsbüro. Offerten und Zeugnisabschriften mit Lichtbild an das Staatliche Mineralbad Bad Brückenau Ufr.

Ist das nicht eine „sprachliche Schielerei" ersten Ranges? Noch dazu von einer staatlichen Stelle! Welcher Deutschgesinnte muß hierüber nicht erröten?

G. Widenbauer

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers": Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten" mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Schwarzwaldlandschaft Robert Haag



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

Ein außerordentlicher Mann

wäre uns nötig, denn diesen respektiert man mehr oder weniger auch bei unzulänglichsten Mitteln. Aber daran ist bei uns nicht zu denken, alles will in sein gewöhnliches Geleise zurück und, müde der außerordentlichen Anstrengung, um jeden Preis Ruhe haben.

Oh, sie werden dieses Ziel, so gemein es ist, verfehlen und ein Schicksal erleben, was sie in ihrem phantasielosen Dasein nicht ahnen!

Der Geist der Deutschen fängt an, sich immer erbärmlicher zu zeigen; überall sieht man eine solche Schwäche der Gesinnungen hervorbrechen, daß die Tränen uns in das Auge treten möchten. Aber darin denke ich von den meisten verschieden, daß man darum nachgeben und willig erliegen müsse. Daß die Menschen nicht edler bei uns denken, ist nicht Schuld der Natur, sondern die Schuld der Menschen. Hätten die, welche an der Spitze der Völker stehen, sich besser gezeigt, die Völker würden von einem andern Geiste beseelt sein.

Wenn Menschen die menschliche Natur bei uns entadelt haben, so müssen auch Menschen sie wieder erheben können.

Clausewitz (11. September 1807)

Die geistige Heimat

Von Alexander Freiherrn von Gleichen-Rußwurm

Ein alter Spruch lautet:

> Schaff' gute Bücher in dein Haus,
> Sie strömen reichen Segen aus
> Und wirken als ein Segenshort
> Auf Kinder und auf Enkel fort.

Ausgewählte Büchersammlungen sind und bleiben ein Schatz für den Geist wie für das Gemüt; denn alles, was die Menschheit getan, gedacht und erreicht hat, liegt aufbewahrt in der gedruckten Welt, die ein eigenartiges Leben führt neben unserer Welt von Fleisch und Blut. In seinem Werk: „Deutsches Volkstum" hat Turnvater Jahn ihre Bedeutung tief erfaßt mit den Worten: „Ein Volk, das ein wahres volkstümliches Bücherwesen besitzt, ist Herr von einem unermeßlichen Schatze ... Es kann aus der Asche des Vaterlandes wieder aufleben, wenn seine heiligen Bücher gerettet werden."

Sind wir uns dessen genügend bewußt? Ist uns die geistige Heimat heilig, wie sie Dichtung und Literatur verkörpert? Wissen wir nach wahrem Wert zu achten, was in Büchern aufgestapelt vom Ringen und Wollen unserer Besten spricht? Was mit Liebe geboren, mit Sorgfalt geschaffen und mit unendlicher Mühe vertrieben wird?

Kaum einer ist sich bewußt, was dazu gehört, ein Buch in die Welt zu setzen — vom ersten Gedanken, mit dem sein Entstehen beginnt, bis zum letzten Pressen, das ihm der Buchbinder angedeihen läßt. „Eine seltsamere Ware als Bücher gibt es wohl schwerlich", meint Lichtenberg. Wir würden Ehrfurcht empfinden, wenn wir ein Bändchen oder einen Band in die Hand nehmen, machten wir uns klar, wie viel an Kopf- und Handarbeit geleistet wurde, ehe ein Werk in die Hände des Lesers kommt. Und wenn man nur das Wichtigste, die Kopfarbeit der Dichter, Denker und Gelehrten in Betracht zieht, so öffnet sich ein gewaltiger Horizont vor unseren Augen, denn vor uns liegt die geistige Heimat mit allem Reichtum der gewesenen Zeit, bestellt mit der Saat für alles künftige Schaffen.

Es hat einmal ein Jahrhundert gegeben, in dem eine gut gehaltene Bibliothek, selbst jene eines gebildeten Privatmannes, die gesamten gedruckten Werke aufstapeln und übersichtlich ordnen konnte. Das ist längst vorbei. Seit dem an Drucken überreichen 19. Jahrhundert dehnen sich die Büchereihen ins Unendliche, und kaum der Fachmann kann sein eigenes kleines Gebiet vollständig beherrschen und besitzen.

Da wird es für eine Hausbibliothek besonders schwer, richtige Auswahl zu treffen und statt des blinden Zufalls geläuterten persönlichen Geschmack walten zu lassen.

Aber, höre ich fragen, wer hat denn noch eine Hausbibliothek? Wer kann sich das leisten? Außer denen, die sie zu ihrer Arbeit brauchen und gewissermaßen als Handwerkszeug halten müssen, und einigen reichen Liebhabern? Dabei fällt mir ein Gespräch mit einem Kollegen ein, der gerade den neuen Kürschner bekommen hatte und sagte: „Da stehen wir drin und unser Publikum." Doch ich denke, daß sich diese

Ansicht überlebt hat. Die Deutschen sind wieder Bücherfreunde geworden, und fast jedes Haus, das die materielle Möglichkeit und die Bildung besitzt, legt eine Ehre hinein, den Bücherschrank mit den Lieblingswerken seiner Bewohner zu füllen. Ein Haus ohne Bücher ist kulturlos an sich.

Die Jahre der materialistischen Weltanschauung, in denen das „Leben und Lebenlassen" nur im Auslösen sinnlicher Genüsse bestand, neigen sich im wilden Chaos unserer Gegenwart ihrem Ende zu, und in stillen Stunden sucht man Trost, Sammlung und inneres Reichwerden in der geistigen Heimat bei jenen, die man als wahre Freunde erkannt hat und zu erkennen hofft.

Bücher haben Schicksale — habent sua fata libelli —, genau wie Menschen, und verweben sich in das Schicksal der Menschen. Nichts wäre interessanter als aufzudecken, welche Bücher für die Entwicklung und Bildung bedeutender Männer ausschlaggebend waren, in welchem Augenblick ihres Daseins und wie weit der Einfluß jener Bücher reichte; welch andere sie bekämpften, wie dies und jenes Werk fördernd, befehlend, nehmend, gebend durch die Zeit schritt und wie es geliebt wurde.

Unter meinen Ahnherrn befanden sich verschiedene leidenschaftliche Bücherfreunde, und es hat mich stets freudig ergriffen, wenn ich einen der von ihnen hinterlassenen alten Bände in die Hand nahm und an den Randbemerkungen ersah, wie vertraut ihnen das Werk gewesen, wie viel es in ihrem Leben bedeutete.

In ihren Aufzeichnungen wie in jenen der Gespräche zwischen Goethe und Schiller ist am meisten von Büchern die Rede. Freundschaften fanden und erhielten sich im Meinungsaustausch über Bücher, sie gestalteten sich inniger durch gemeinschaftliche Bewunderung eines verehrten Autors. In unangenehmen, leidvollen und schweren Stunden war das Buch eine Zuflucht. So finde ich in den Schriften eines Vorfahren verzeichnet, daß er stets auf Reisen in seinem schwerfälligen Reisewagen seinen lieben Horaz mit sich führte, auf daß er die Geduld nicht verliere, wenn der Wagen irgendwo stecken bliebe. Horaz helfe über Ärger und Widerwärtigkeit trefflich hinweg.

Wie holpert der Wagen unserer Lebensreise schwerfällig ächzend! Wie oft bleibt er stecken, welche Geduldproben haben wir zu bestehen! Brauchen wir nicht alle einen Freund Horaz, in dessen Gesellschaft vergessen und verschmerzt wird, was uns bedrückt? Einen geduldigen, weisen, humorvollen Reisegenossen?

Kein besserer ist zu finden als das gute Buch. Es gibt dem Haus die Weihe, stilleren Tagen den Sinn und der Weltanschauung einen sicheren Rückhalt nach außen. Das beste Zeichen eines guten Buches ist, wenn es einem immer mehr gefällt, je älter man wird. Äußerlich ausgestattet, daß man es gern in die Hand nimmt, innerlich geistesverwandt, zählt es zu den Freunden, die uns durchs Leben begleiten.

Einst waren große Feldherrn und große Kaufleute vom Ehrgeiz besessen, kostbare Bücher zu erringen und zu erhandeln. Lucullus brachte die Schriften des Aristoteles von Athen nach Rom und achtete sie höher als alle Schätze, die ein Triumphator mit sich führen mochte. Lorenzo von Medici empfahl seinen Geschäftsreisenden, nie von einer Geschäftsreise heimzukehren, ohne ein wertvolles Buch mitzubringen, denn der Gewinn eines solchen bedeute ihm mehr als das gelungenste Geschäft.

Zu verschiedenen Zeiten waren Bücher so außerordentlich kostbar, daß es großer Opfer bedurfte, sie zu erringen und eine Art stolzer Eroberung bedeutete, in ihren

Besitz zu gelangen. Die Fülle und Wohlfeilheit der Bücher hatte das Gefühl für ihre Majestät in Verlust gebracht. Wir sind im Begriff, dieses Gefühl wiederzugewinnen. Dadurch wird erst die eigene Bücherei zu einem stolzen Gut, das den Familiensinn stärkt durch dauernde Freude am eigenen Heim und die in der Welt müde Gewordenen einlädt, in gesegneter Feierstunde neu zu erstarken. So hängt das Buch eng mit dem Glück eines jeden Hauses zusammen.

Auf einer Denkmünze des Jahres 1674 steht aber der Spruch: Das Glück des Hauses ist das Glück der Welt.

Prüfen wir den Begriff, der das Glück des Hauses umfaßt, nach seinem wahren Sinn, so erkennen wir, daß in der Symphonie des Lebens das Leitmotiv von Dichtung und Kunst durchklingen muß, denn Kunst und Dichtung sind der Freude gewidmet und haben keine höhere oder ernstere Aufgabe als die Menschen zu beglücken, ob sie begeistern oder Trost spenden, durch Erschütterung erlösen oder einladen zu beschaulichem Frieden.

Nie und nimmer darf die Literatur als Luxus betrachtet werden. Dichtung und Kunst umspielen alles, was den Gebildeten umgibt, durchtränken sein Schaffen und Begehren. Nur wenn sie ins tägliche Dasein übergehen, wird es von jener Kraft erfüllt, die den Unruhigen bändigt. Das geht als Lebenserfahrung aus den großen Zeiten des Humanismus und des klassischen Weimar hervor. Strahlt ähnliche Stimmung von einem Hause in die Runde, dann bewahrheitet sich im geistigen Sinn der Spruch auf der Münze: „Das Glück des Hauses ist das Glück der Welt."

Das gute Buch ist unzertrennlich vom Begriff eines guten „Zu-Hause-Seins", und nur, wer das Buch schätzt und liebt, kennt wahres Zu-Hause-Sein.

Das Buch hat aber auch das Amt, jenen zu trösten, der sein Zuhause verloren hat, ihn nach neuer Häuslichkeit streben und ihr entgegen hoffen zu lassen. Es ist das Kopfkissen der Heimentwurzelten — so nahmen verbannte Griechen ihren Homer nach Ägypten mit, und eine Mumie ist gefunden worden, die Mumie eines solchen verbannten Griechen, die Wange ruhend auf einem Homer.

Ein heimatloser Geselle ist so mancher Zeitgenosse, ein Verbannter — verbannt wie der Dichter der Göttlichen Komödie aus der Stadt seiner Liebe, ein Schiffbrüchiger wie Prospero oder Robinson auf wüster Insel.

Manche unter den Edelsten sind durch geheimnisvollen Eingriff eines unbekannten Gottes entrückt und versetzt, nicht anders als Iphigenie unter die taurischen Barbaren, und leben wie die hehre Königstochter, zum Dienst in fremdem Tempel gezwungen. Nur abends können sie mit ihrem Heimweh an die Küste schleichen, die Wange an den harten Felsen gelehnt, und den Blick in die Ferne schweifen lassen:

„Das Land der Griechen mit der Seele suchend."

Das Wunderland Orplid — das Land der Griechen — Italien in der Renaissance mit dem heiligen Rom — Shakespeares England, das klassische Weimar, das romantische Bayreuth — Zielpunkte der Wanderung in unserer geistigen Heimat; der geistigen Heimat des Europäers und besonders des Deutschen.

Wie oft hat das Ferne, glanzvoll Aufleuchtende unsere Sehnsucht geweckt! Wie oft ein Großes, ein Schönes, das in der Fremde aufwuchs, die deutsche Sehnsucht nach Vollendung bestärkt und dem geistig Strebenden ein Heimwehgefühl gegeben,

wie der eigene Kirchturm, das eigene Giebelhaus, das Gärtchen vor der Stadt, des deutschen Waldes gründämmernde Wunder. Ja! die geistige Heimat, die Heimat des Traumes, der Sonntagsgang der liebenden Seele hat erst die sichtbare Heimat von Fall zu Fall in edler Liebe dem Herzen nahe gebracht, in jener Liebe, die reif und urteilskräftig baut und bessert, damit das Vaterland schön sei und in weiter Runde gefalle und Ehre mache.

Ohne die große, die unbegrenzte geistige Heimat gibt es kein erhabenes „Heimliebsein" für den Menschen, er verfällt einer engen und gehässigen Weltanschauung, die der eigenen Volkskraft gefährlich wird. Zur geistigen Heimat gehört außer Europa noch ein Stück Asien und Afrika, Ägypten, die Gegenden, die uns die Bibel vertraut gemacht hat, die geheimnisvollen Zauber des Orients, Palmen, Wüstenschrecken, Ruhe an gewonnenem Brunnen.

Unsere geistige Heimat ist das Paradies ... ein ewiges Gleichnis der nie versiegenden Quelle, die im gehegten Gärtlein entspringt. Als ein Paradies empfängt uns der Garten geistiger Heimat, den höchsten Unterricht zu gewähren, der sachte von der Arbeit zum paradiesischen Spiel, von der Weisheit des Schaffens zur Weisheit klugen Genießens leitet. Reifsein ist Größe, aber Vollreife bringt nur die Sonne der geistigen Heimat.

Wenn wir unserem Pfad dahin günstige Richtung geben, dann lassen wir das Schöne uns führen, bewahren es liebevoll und verehren es mit Andacht. Denn Andacht bedarf die geistige Heimat. Wer gleichgültig aufstapelt und nur äußeren Wert in dem sieht, was inneren Reichtum verleiht, dem fehlt jene Weihe, die im Schönen wohnt, von ihm stammt und jenen beglückt, der den Alltag mit liebevoll erfaßter Dichterweisheit aus dem Gemeinen hebt mit dem guten, edlen Buch.

Von ihm gehen Schönheit und Kraft aus. Schönheit und Kraft sind unzertrennlich, um bleibende Werte zu schaffen. Schönheit und Kraft schenken den rechten Stolz, ermöglichen ein selbstbewußtes festes Ausschreiten und lassen endlich lichte Höhen gewinnen. Schönheit und Kraft sind unser, wenn wir der geistigen Heimat nicht vergessen, wenn wir der Ehrfurcht nicht entraten vor den vornehmsten Stammtafeln der Menschheit, in der als Ahnherrn alle Dichter und Denker stehen.

Bei jeder Mittagsmüdigkeit, bei jedem Lechzen nach Ruhe, das der Abend bringt, mögen wir der romantisch-mystischen Antwort gedenken, die ein Weiser dem Wegmüden gab auf die Frage: „Wohin geht der Weg?" — „Immer nach Hause."

Dieses Zuhause umfaßt auch die geistige Heimat, jenes Blühen und Reifen, das eine Ernte bringt von bleibendem Wert, eine Ernte von Garben, über die sich sagen läßt:

Was sich zum Gut der Menschheit hat erhoben,
Bleibt unser Stolz, bleibt immer unser Recht;
Mag Haß und Kampf um das Gemeine toben,
Nie wird ein Schönes häßlich, Gutes schlecht.



Die Erfindung
Novelle von E. Ernst

Mein Vater, der jüngste Sohn einer kinderreichen Handwerkerfamilie, hatte als ein stattlicher und betriebsamer Bursche das Glück gehabt, in eine Lohgerberei einzuheiraten, die er durch Fleiß und Tüchtigkeit ständig erweiterte. So kam er in die Lage, mir, seinem jüngeren Sohn, eine wissenschaftliche Ausbildung geben zu können, indessen mein älterer Bruder sich auf die einstige Übernahme des väterlichen Geschäfts vorbereitete.

Ich besuchte das Gymnasium unserer märkischen Vaterstadt und freundete mich mit einem Knaben an, der mit seiner verwitweten Mutter in einem stattlichen Backsteinhaus, etwa eine halbe Stunde vor der Stadt, gegen die waldigen Höhen zu hauste. Er zeichnete sich durch die Tatsache, daß er auf einem kleinen Pferdchen zur Schule geritten kam, vor den übrigen Klassengenossen vorteilhaft aus.

Als ich etwa zwölf Jahre alt war, hatte sich die Freundschaft soweit befestigt, daß er mich an einem Sonnabendmorgen feierlich im Namen seiner Mutter einlud, den Sonntag draußen bei ihnen zu verleben. Nun kannte ich das Haus des Freundes, dessen Mutter mit der Stadt keinerlei Verkehr pflog, nur von ferne, wie es sich von der staubigen Landstraße, hoch und rötlich, in der Tiefe eines parkartigen Gartens darstellte. Es schwebte mir nach den etwas großmäuligen Äußerungen meines Freundes als eine Art Feenpalast vor, der in einem paradiesischen Garten lag; und mit laut klopfendem Herzen eilte ich heim und verkündete meiner Mutter, welches Glück mir bevorstehe. Sie fragte mit einer leichten Bestürzung, seit wann ich denn dem Konrad so gut sei; und als ich darauf nichts Rechtes vorzubringen wußte, meinte sie, man müsse den Vater um Erlaubnis fragen. Auf meine Freude war ein leichter Meltau gefallen, und ich sah mit einem unbestimmten Angstgefühl meinen Vater an den Mittagstisch treten. Es war mir zwar ganz unbegreiflich, was er gegen eine so ehrenvolle Einladung könne einzuwenden haben; aber ich hatte doch die dumpfe Empfindung, daß irgend etwas bei der Sache nicht in Ordnung sei. Meine Mutter mochte meine Angst und mein sehnliches Verlangen spüren. Sie fragte meinen Vater alsbald, in einem Ton, als handle es sich um etwas nebensächlich Selbstverständliches, er habe wohl nichts dagegen, wenn ich der Einladung eines Schulkameraden folge und den Sonntag außer Hauses verbringe. Der Vater fragte zerstreut: „Wie heißt er denn, der Kamerad?“ Ich sagte schüchtern seinen Namen. Da wurde er plötzlich aufmerksam, sah meine Mutter scharf an und fragte: „Ist das der Sohn von dem Leuteschinder?“ Meine Mutter sagte abwehrend: „Ach, laß doch die alten Geschichten! Dazu kann doch der Junge nichts.“ Er brummte: „Die Freundschaft paßt mir nicht.“ Mir stiegen die Tränen in die Augen, und die Mutter sagte rasch: „Erlaube es ihm nur; wenn du es ihm verbietest, kommt auch nichts Gutes dabei 'raus.“ Der Vater rief ärgerlich: „Na, meinetwegen. Aber hier ins Haus kommt mir der Bengel nicht.“

Am Sonntagmorgen kämmte und bürstete mich die Mutter, zupfte an Kragen und Joppe und ließ mich endlich frei. Ich stürmte die Straßen entlang, an den stillen

Kirchgängern vorbei, die mit dem Gesangbuch im Arm feierlichen Schrittes einhergingen. Ich jagte an Gartenzäunen hin, daß die Stäbe tanzten; ich stampfte atemlos und langsam erlahmend durch den dicken Staub der Landstraße und stand endlich vor dem kunstvollen Gittertor mit den vergoldeten Blumen, welches das Wunderland verschloß. Konrad war schon auf der Lauer, riß das Tor auf und zog mich hinein. Wir gingen auf breiten Wegen, darauf viel Unkraut wuchs, dem Hause zu. Ich sah mit Staunen zwei riesengroße steinerne Bälle, die zu beiden Seiten der Freitreppe auf den Ecksteinen lagen, und fragte nach ihrer Bedeutung. Konrad zuckte mit den Achseln und sagte herablassend, das sei ein Zierat. Im Hause war es kühl und feierlich halbdunkel. Der Fußboden war merkwürdig glatt und ich rutschte aus. Konrad schlug eine spöttische Lache auf, die mich ärgerte. Vor den hohen Fenstern waren lange Spitzentücher, und Vorhänge von rotem Sammet hingen zu beiden Seiten. Eine große Frau kam und sagte, das sei nett, daß ich gekommen sei. Ich solle Konrad nun recht oft besuchen. Wir aßen in einem großen Zimmer zu Mittag, und ein Mädchen mit einer weißen Schürze brachte die Speisen auf einem Brett herein. Dann sagte Konrads Mutter, wir sollten in den Garten gehen. Er zeigte mir den Stall, wo sein Pferd stand, und den großen Fabrikhof neben dem Garten, der sauber gefegt war und in Sonntagsstille lag. Ich sah erstaunt an den hohen Schornsteinen hoch, sah die vielen zersprungenen Fensterscheiben in den langen, roten Gebäuden und das große schwarze Eisentor, das auf die Landstraße hinausführte. Konrad öffnete ein kleines Türchen neben dem großen Tor und wir schlüpften hinaus. Wir liefen ein Stückchen der Landstraße entlang, die einen scharfen Bogen um die Fabrikgebäude machte. Dann sprangen wir die jenseitige Böschung hinunter auf eine feuchte Wiese mit großen verstreuten Gebüschen. Die Wiese stieg etwas an. Rotes Gemäuer tauchte zwischen den Büschen auf, und wir standen plötzlich in einer Art Hof, von ungleichen Mauern umgeben, die einen niedrig, die andern beinahe haushoch. In den hohen Wänden waren gähnende Fenster; ein Schornstein war da, der oben wie abgebrochen aussah; Haufen von Ziegelsteinen und tönernen Röhren lagen umher; Durchgänge führten in andre ähnliche Höfe; alles war überwuchert von wilden blühenden Rosen; und in dunklen Ecken standen weißblühende Holunderbüsche. Mückenschwärme summten, und es war ein betäubender Duft und eine feuchte, drückende Schwüle zwischen den Mauern.

Der sonst etwas unruhige, zapplige Konrad wurde plötzlich ganz still und feierlich und sagte leise: „Das ist die neue Fabrik.“ Dabei konnte ich mir nicht viel denken, aber ich wagte nicht recht, zu fragen. Denn mir war merkwürdig bange zumute geworden. Wir irrten zwischen den Mauern umher, und mir schien, als würden wir nie wieder ins Freie finden. Endlich aber sah durch einen Türbogen die helle Wiese herein, die wieder etwas anstieg. Wir traten hinaus und standen alsbald am Rand eines großen, stillen Teiches, daran die Landstraße in einem Bogen hinlief. Auf unsrer Seite säumten alte Weiden das Ufer. Die Stämme waren geborsten, die Zweige hingen in das regungslose, bleigraue, etwas trübe Wasser hinein. Der Teich war bis zum Rande voll und es schien mir, als müsse er überschwippen und sich die Wiese hinunter ergießen. Zwischen den hohlen Stämmen wucherte allerlei mißfarbenes Unkraut; es war ein fauliger Geruch in der Luft. Konrad sagte: „Der Teich soll

viele Meilen tief sein." Ich schauderte. Wir wandten uns und gingen wieder hinunter, den rosenüberwucherten Mauern zu. Ich wäre lieber die Landstraße zurückgegangen, hatte aber Angst, Konrad werde mich auslachen.

Als wir den äußersten Hof kreuzten, stand in dem Durchgang zum nächsten Hof ein großer Mann mit einem langen Bart, der unten spitz zulief. Er hatte einen steifen schwarzen Hut auf und einen langen schwarzen Rock an, wie ich es an meinem Vater zu sehen gewohnt war, wenn er Sonntags mit der Mutter zur Kirche ging. Er kam langsam auf uns zu. Sein Gang hatte etwas Sonderbares, man hörte ihn gar nicht. Er blieb vor uns stehen, sah Konrad mit dunklen Augen an, die tief im Kopfe lagen, machte mit der großen, schwieligen Hand eine Bewegung nach den Mauern zu und sagte mit heiserem, hohlem Klang: „Du baust das alles fertig, wenn du die Mischung weißt." Konrads Stimme klang schrill und schreiend, als er entgegnete: „Weißt du sie denn?" Der Mann antwortete: „Ja, und wenn du groß und klug geworden bist, sage ich sie dir. Jetzt ist die Zeit noch nicht erfüllt." Konrad fragte: „Wer bist du denn?" Mir schnürte die Angst fast die Kehle zu. Der merkwürdige Ausspruch meines Vaters lag mir noch in den Ohren, und ich preßte heraus: „Das ist der Leuteschinder." Da warf der Mann den Kopf zurück, daß der spitze Bart in die Luft stand, und lachte laut und gellend. Die Mauern warfen das Lachen von allen Seiten zurück, und schauerlich hallten und flatterten die zerfetzten Töne hin und wider. Wir wandten uns und flohen wie von Hunden gehetzt auf die Wiese zurück. Wir jagten am Teich hin nach der Landstraße zu, die hier ohne Böschung die Wiese grenzte. Wir rannten die langsam sich senkende Straße hinunter und atmeten erst auf, als wir vor dem eisernen Tor des Fabrikhofes standen. Konrad riß das Türchen auf und wollte mich hineinziehen. Ich aber schüttelte entschlossen den Kopf und lief spornstreichs weiter, der Stadt zu.

Am nächsten Tag fehlte Konrad in der Schule. Es hieß, er sei schwer krank. Er blieb lange der Schule fern. Es mögen Monate gewesen sein. Als er wieder erschien, war er sehr gewachsen, führte keine großmäuligen Reden mehr und war verschlossen und grüblerisch geworden. Er versuchte noch ein paarmal, sich mir anzuschließen, aber ich ging ihm aus dem Wege.

Als ich sechs Jahre später zum erstenmal die Hochschulferien bei meinen Eltern verlebte, sah ich gleich bei meinem ersten Ausgang in den Straßen Konrad auf mich zukommen. Ich mußte unwillkürlich an jenen Sonntag denken, der ein so unerquickliches Ende genommen hatte; und aus dem Gefühl meiner jungen männlichen Würde heraus schien mir der ganze Vorgang etwas kindisch und lächerlich. Konrad mochten ähnliche Gedanken bewegen. Wir lachten beide und begrüßten uns freundlich. Er fragte nach Charlottenburg, wo ich die technische Hochschule besuchte, erzählte mir, er habe die Monate her in der Fabrik gearbeitet und wolle nun bis zu seiner Mündigkeit und der Übernahme des Betriebes sich noch einige fachmännische wissenschaftliche Kenntnisse auf der Charlottenburger Hochschule aneignen. Ein Wort gab das andere. Wir kamen auf allerlei technische Fragen, gerieten unversehens vor die Stadt, schlenderten an dem Gittertor mit den goldnen Blumen vorbei, die mir jetzt sehr verwaschen und stumpf erschienen, kamen an dem schwarzen Hoftor vorüber, das sonntäglich geschlossen war, und sahen linker Hand in der Wiese die roten Mauern der unvollendeten Fabrik auftauchen. Konrad sprang die Böschung hinunter ins Gras,

und ich folgte ihm. Ich fragte ihn im Gehen, wer denn der Mann damals gewesen sei, der uns einen so kindischen Schrecken eingejagt hatte. Er sah mich mit seinen unruhigen, flackernden Augen an und sagte mit etwas verschleierter Stimme: „Das möchte ich dich fragen." Wir traten in den ersten Hof. Das dornige Gewirr der wilden Rosen war noch viel üppiger geworden. Sie waren am Schornstein hochgeklommen bis beinahe zum abgebrochenen zackigen Rand; sie hatten weit ausladende Ranken über die Durchgänge geworfen und formten Türbogen, die den Steinen noch nicht geglückt waren. Sie ließen zierlich schwankende Triebe in die Fenster hängen und bildeten lichte, durchbrochene Muster vor den gähnenden Öffnungen; sie hatten die Haufen von Backsteinen und Tonröhren ganz überwuchert. Die Holunderbüsche waren zu knorrigen Bäumen geworden, die breit schattend ihre blütenbedeckten Zweige streckten. Die Mückenschwärme summten, und es war derselbe betäubende Duft zwischen den Mauern wie damals, dieselbe drückende, beängstigende Schwüle.

Wir gingen schweigend durch die Höfe auf die Wiese hinaus und zu dem Teich hinauf. Er lag noch ebenso still und bleiern und voll zum Überfließen. Eine von den alten Weiden war gestürzt und ein Heer zerstörender Käfer stob nach allen Seiten auseinander, als ich mit dem Fuß in das modrige Holz stieß. Konrad sagte: „Der Abfluß des Teiches hat Gefäll. Ich will die Wasserkraft für die neue Fabrik benutzen." Wir kehrten um und gingen wieder auf das Gemäuer zu. Als wir den äußersten Hof kreuzten, stand, genau wie damals, der Mann im steifen Hut und langen schwarzen Rock im Durchgang zum nächsten Hof. Er kam langsam auf uns zu. Sein Gang war sonderbar, als trete er in Luft. Man hörte seine Schritte nicht. Er blieb dicht vor uns stehen, sah Konrad mit dunklen, tiefliegenden Augen an, zog mit der großen schwieligen Hand ein zerknittertes, vergilbtes Papier aus der Tasche, reichte es ihm und sagte mit heiserer, hohler Stimme: „Das ist die Mischung. Halte dich genau an die Vorschrift, dann wirst du dein Glück machen." Ich sah, daß Konrads Hand zitterte, als er das Papier nahm und sorgfältig in einer Brusttasche barg. Dabei fragte er mit merkwürdig überschnappender Stimme: „Wer bist du eigentlich?" Der Mann zeigte auf mich und sagte: „Da mußt du den fragen." Mir schnürte wie damals eine unbegreifliche Angst fast die Kehle zu. Aber ich zwang mich zum Lächeln und preßte scherzend hervor: „Der Leuteschinder bist du wohl nicht?" Da legte der Mann den Kopf hintenüber, daß sein halbergrauter spitzer Bart in die Luft stand, und lachte laut und gellend. Das Lachen wurde von den Wänden schauerlich zurückgeworfen, und es hallte aus allen Ecken und Winkeln und flatterte in dem Raum wie das Gelächter böser Geister. Wir wandten uns entsetzt und gingen mit langen Schritten der Wiese zu. Erst als wir am Teich vorbei die Landstraße erreicht hatten, konnten wir uns zu einer langsameren Gangart zwingen. Am Gittertor fragte mich Konrad in etwas unsicherem Ton, ob ich mit ihm und seiner Mutter zu Abend essen wolle; ich aber dankte ihm höflich, sagte, meine Eltern erwarteten mich zurück, grüßte und ging mit raschen Schritten der Stadt zu.

Als ich in die stillen, sonntäglichen Straßen kam, machte ich mir klar, daß ich bis zum Abendbrot noch ein Stündchen Zeit hatte. Ich bog in eine freundliche Gasse, öffnete die klingelnde Tür des kleinen Hauses, wo meines Vaters jüngste Schwester wohnte, und ging die sauber gescheuerte, knarrende Treppe in die Höhe. Oben klopfte



ich an einer Tür, daran ein weißes Schild leuchtete mit der Inschrift: Hermine M., Damenschneiderin. Eine Nähmaschine rasselte. Ich mußte zum zweitenmal klopfen. Die Maschine setzte aus und ein etwas wehleidiges „Herein“ ertönte. Ich trat ein und sagte vorwurfsvoll: „Aber, Tante Mining, am heiligen Sonntag!“ Das magere alte Jüngferchen sprang hastig auf und sagte ängstlich entschuldigend, bei Apothekers sei am Dienstag Taufe und da müsse das Kleid notwendig fertig werden. Dann begrüßte sie mich mit überfließend zärtlichen Worten, tat allerlei kindliche Fragen nach der Hochschule und meinen Herren Lehrern und bot mir einen von ihren gebrechlichen Stühlen zum Sitzen an.

Die Fenster waren geschlossen. Es war eine muffige Luft in der kleinen, niedrigen Stube; es roch nach Kanarienvögeln, Maschinenöl, neuen Kleiderstoffen und schlechtem Kaffee. Ich bewunderte den schönen roten Stoff, den sie bearbeitete. Sie sagte seufzend, man trage jetzt die Hüften schlank. Die Damen hierzulande aber seien meistens mit starken Hüften begabt, und eine Mode, wo man durch Ausstopfen nachhelfen könne, sei für eine Schneiderin viel erfreulicher, als eine, wo zuviel da sei. Sie müsse bei allen Schnitten zulegen, und das gehe beinahe über ihre alten Kräfte. Ich tröstete sie und meinte, sie sehe ja noch gar nicht so alt aus; und wie sie verschämt den Kopf schüttelte, fragte ich sie geradezu, ob sie wisse, wen mein Vater mit dem Leuteschinder meine. Er habe einmal von ihm gesprochen, ohne sich näher zu erklären; und sie wisse ja, daß er das Fragen nicht leiden könne. Sie sah mich mit runden, entsetzten Augen an, zog einen roten Lappen herbei und machte Miene, wieder die Maschine zu treten. Ich sagte gelassen, wenn sie mich nicht belehren wolle, so müsse ich eben doch meinen Vater fragen. Da schob sie den Lappen erschrocken wieder beiseite, sagte ängstlich: „Das tu lieber nicht, mein Jünging“, meinte, ich sei ja wohl kein Kind mehr und fing endlich an, zu berichten.

Der Leuteschinder war der junge Herr von der Fabrik draußen gewesen, wo die kupfernen Kochgeschirre gemacht wurden. Er war ein betriebsamer und ehrgeiziger Herr gewesen und hatte auch das schöne Haus gebaut in dem großen Garten. Der älteste Bruder vom Vater, der Onkel Anton, war sein erster Werkmeister gewesen und seine rechte Hand. Den jungen Herrn hatte es sehr gewurmt, daß die Emaillegeschirre dem Kupfergeschirr solchen Abbruch taten und daß sein Gewerbe immer mehr zurückging. Da hatte der Onkel Anton eine neue Mischung erfunden. Damit hatte man die Geschirre ganz dauerhaft und dick verzinnt und nur eine dünne Kupferschicht herum; und das war viel billiger in der Herstellung gewesen und leichter zu putzen; und auch gefälligere Formen hatte sich der junge Herr dazu ausgedacht. Das Geschirr hatte fabelhaft eingeschlagen, und der junge Herr hatte sehr viel Geld verdient und angefangen, die neue Fabrik zu bauen, um den Betrieb zu vergrößern. Er hatte auch dem Onkel Anton einen schönen Gehalt gegeben, weil der doch die Erfindung gemacht hatte, und der hatte seinen Jungen, seinen lieben und klugen Jungen, einen gelehrten Beruf erlernen lassen. Nun hatte aber die Hochschule doch mehr gekostet, als sich der Onkel Anton gedacht hatte, obwohl der gute Junge sehr sparsam war und immer nur ganz wenig aß. Es war nicht mehr genug Geld dagewesen, um die Tochter auszustatten, die mit einem Lehrer an der Volksschule verlobt war, einem zwar armen, aber sehr stattlichen und klugen Mann. Der hatte

Sonntags immer mit dem Mädchen gute Bücher gelesen, und sie war zusehends klüger und feiner geworden. Der Mann hatte nun, wie es ja wohl selbstverständlich war, eine standesgemäße Aussteuer verlangt. Und wie nun der Bruder in den Ferien die Schwester so viel weinen sah wegen der Aussteuer, da hatte er ihr von seinem Gelde etwas versprochen und hatte Nachhilfestunden an schlechte Schüler gegeben. Das war nun aber wohl für den Armen zuviel gewesen bei der schweren Gelehrsamkeit und der schlechten Nahrung, und in die nächsten Ferien war er mit einem bösen Husten gekommen, und der Arzt hatte gesagt, wenn man ihn nicht den Winter über nach dem Süden bringe, so könne er für nichts einstehen. Da nun um die Zeit auch der Bräutigam gedrängt hatte, weil er nicht länger warten wollte, so hatte der Onkel Anton den jungen Herrn um einen Zuschuß gebeten, da er doch nun so viel einnahm, und er, der Onkel, doch die Erfindung gemacht hatte. Der Herr aber war sehr ärgerlich geworden, hatte gesagt, das Geld liege bei ihm auch nicht in den Schubladen herum. Er stecke alles in die neue Fabrik. Und wie der Werkmeister denn dazu komme, seinen Sohn studieren zu lassen. Er werde seinen Sohn auch nicht auf die Hochschule schicken. „Der war damals ein Jahr alt, der Konrad", schob Tante Mining an dieser Stelle ein. Der Onkel Anton war nun, wie sie weiter erzählte, unverrichteter Sache nach Hause gekommen Der liebe Junge war im Winter kummervoll gestorben. Der Bräutigam hatte dem Mädchen aufgesagt, und die war, da sie dem Vater das Mittagessen in die Fabrik brachte, mit dem leeren Henkeltopf noch ein Stück di: Landstraße weiter hinaufgegangen und in den großen Teich gesprungen. Das hatte der Onkel nicht verwinden können. Er hatte angefangen zu kränkeln. Die Arbeit in der Fabrik war ihm manchmal sauer angekommen, und nach zwei Jahren hatte er sich zum Sterben gelegt. In dem Augenblick aber, als sie alle um sein Sterbebett gesessen hatten und seine Frau ihm die Augen zudrückte, da hatte es einen furchtbaren Knall gegeben, und alle Fensterscheiben in der Stadt hatten geklirrt. Das war ein Dampfkessel in der Fabrik gewesen, der war geplatzt; und dem jungen Herrn war ein Stück an den Kopf geflogen, und er war auf der Stelle tot gewesen. Nun hatte aber niemand mehr die Mischung herausgebracht. Das Geheimnis war mit den beiden ins Grab gegangen. Der Neubau war liegen geblieben und die Witwe hatte die Sache wie von alters her weitergeführt. „Die Leute sagen," so schloß die alte Jungfer, „der Betrieb gehe von Jahr zu Jahr zurück, und das komme von dem Emaillegeschirr. Ich aber sage, das ist Gottes Strafgericht!"

Bei diesen Worten kam in ihr sanftes, wehleidiges Gesicht ein harter, gehässiger Ausdruck, den ich ihr gar nicht zugetraut hätte. Ich mußte ihr versprechen, den Eltern nichts von ihrem Bericht zu sagen. „Deine liebe Mutter", sagte sie, „wird ärgerlich, wenn man davon spricht, und dein lieber Vater kommt in die Wut." Ich beruhigte sie, sagte ihr, sie könne sich auf mich verlassen und ging. Ich vermied während der Ferien die Straße, die nach der Fabrik hinausführt, sah Konrad nicht wieder und hielt mich auch in Charlottenburg von ihm fern, obwohl er mehrfach Versuche machte sich mir zu nähern. Ich hörte von Kameraden, er liege seinen Lehrern und Bekannten mit einer Metallmischung in den Ohren, dazu er eine Vorschrift habe, bei der ein Wort verwischt sei. Das Wort könne niemand entziffern, und übrigens halte man ihn für einen Narren.

Ich siedelte nach meiner Vorprüfung an die Hochschule in Dresden über, arbeitete während der Ferien vielfach in Fabriken und sah meine Heimat erst im Sommer meines letzten Lehrjahres wieder. Ich hörte, daß Konrads Mutter gestorben war, daß er den eigentlichen Betrieb der Fabrik ganz eingestellt hatte und nur noch Versuche mit einer neuen Metallmischung machte, die sehr viel Geld kosteten. Man sagte, er stecke schon bis an den Hals in Schulden, und man fabelte von einer großen Versuchswerkstatt, die er sich eingerichtet hatte.

Wenige Tage nach meiner Ankunft kam er in einer stillen, sonntäglichen Straße auf mich zu. Ich wollte ihm ausweichen, aber er trat mir in den Weg und bat mich in verzweifeltem Tone, ich möge ihn nach der Fabrik hinausbegleiten; er habe mir einen Plan auseinanderzusetzen. Ich hätte am liebsten abgelehnt; aber er sah so verstört und abgemagert aus, daß ich es nicht übers Herz brachte. So ging ich mit ihm. Er setzte mir auseinander, daß er der verlorenen Metallmischung hart auf der Spur sei; daß ich ihm, als Sachkundiger, vielleicht auf die letzten Sprünge helfen könne; daß er den Gewinn mit mir teilen werde und bereit sei, mich zum Miteigentümer an seiner Unternehmung zu machen. Ich entgegnete ihm, daß es doch eine reine Glückssache sei, ob man die Metallmischung finde, und wenn man sie finde, komme schließlich nichts weiter heraus, als ein neues Kochgeschirr, das seinerzeit Anklang gefunden habe, jetzt aber vielleicht längst überflügelt sei. Denn man sei seit dem Anfang des neuen Jahrhunderts in der Behandlung der Metalle sehr viel weiter gekommen. Er meinte, überflügelt sei es nicht und Geld könne man damit machen. Das habe er im Gefühl.

Wir waren im Eifer des Gesprächs über die Fabrik hinausgeraten, und das rote Gemäuer tauchte in der Wiese auf. Konrad sprang die Böschung hinunter und rief mir zu, er wolle mir seine Pläne für die neue Fabrik erklären; er habe sich alles bis aufs kleinste ausgedacht. Ich sagte, es widerstrebe mir, noch einmal in das unheimliche Gemäuer zu gehen. Er rief lachend zurück, das sei wohl wegen des alten, verrückten Kerls, der uns so erschreckt habe. Das sei ein früherer Arbeiter seines Vaters gewesen, der jenen Zettel wohl irgendwie zufällig erwischt habe. Er müsse wohl gestorben sein, denn er sei ihm nie wieder begegnet. Bei seinen nüchternen Worten erschien mir mein Unbehagen plötzlich lächerlich. Ich sprang ihm nach und wir gingen rasch über die Wiese. Das Dornengewirr hatte so überhand genommen, daß man vorsichtig einen Pfad suchen mußte. Die Röschen waren am Verblühen, und als wir einen tief hängenden Holunderzweig streiften, fiel der gelbweiße Blütenstaub dick auf uns nieder. Es war ein süßlich-welker Duft zwischen den Mauern und eine drückende, feuchte Schwüle. Konrad zeigte und erklärte mir, sein Eifer steckte mich an und wir überboten uns an Einfällen. Wir gingen zu dem Teich hinauf. Er wies mir, wie er den Abfluß führen wollte, der jetzt in den feuchten Wiesen versickerte, und die beängstigende Überfülle des Teiches erschien mir jetzt wie angesammelte Kraft. Wir gingen zurück, und ich sagte lachend, wenn er statt Schulden Gelder hätte und seinen Ehrgeiz etwas höher stecken wolle, als auf ein überflüssiges Kochgeschirr, dann würde mich die Sache schon locken. Es kam wieder der verstörte Ausdruck in sein Gesicht, der sich allmählich verloren hatte, und er biß sich die Lippen. Wir kreuzten den äußeren Hof. Da stand der Mann mit dem steifen Hut und dem langen schwarzen

Rock in dem Durchgang. Er kam mit lautlosen Schritten auf uns zu, Konrad lief ihm entgegen und rief wütend: „Jetzt kommst du mir nicht aus, du blöder Kerl. Jetzt mußt du mir sagen, was das verwischte Wort bedeutet." Der Mann blieb stehen und sagte mit hohler, heiserer Stimme: „Komm mit, dann will ich es dir sagen." Er wandte sich, und Konrad folgte ihm. Ich ging den beiden etwas langsamer nach. Als ich den nächsten Hof betrat, sah ich sie eben in den dritten biegen. Als ich den betrat, bogen sie in den letzten ein. Als ich aber den Durchgang erreichte und den Hof übersah, waren sie offenbar schon auf der Wiese draußen. Ich schritt rascher zu, aber wie ich hinaus trat, waren sie spurlos verschwunden. Da ging ich verwirrt und beklommen heim.

Am Montag morgen schon verbreitete sich in der Stadt die Kunde, Konrad werde seit Sonntag abend vermißt. Im Lauf des Dienstags hörte man, daß seine Leiche in dem Teich oberhalb der neuen Fabrik gefunden sei. Als ich im Winter in Dresden über meinen Vorbereitungen für die Prüfung saß, kam ein Paket mit einem Brief von meiner Mutter. Sie schrieb mir, Tante Mining sei nach kurzer Krankheit entschlafen. Sie habe ihre paar Spargroschen dem Töchterchen meiner ältesten Schwester vermacht, ihre Nähmaschine und ihr bißchen Hausrat meiner zweiten Schwester, die, wie ich ja wisse, in Kürze zu heiraten gedenke; mein Bruder habe ihre Bibel und ihr Gesangbuch geerbt und mir habe sie ihren kostbarsten Schatz, ihr Photographiealbum, vermacht.

Das Album lag, in vierfaches Seidenpapier gewickelt, in dem Paket. Der braune Einband war wie nagelneu, das Nickelschild mit dem Namen und die Nickelschließe waren blitzblank. Drinnen stak eine Photographie neben der andern, verblaßt und vergilbt, feierliche Männer, Frauen und Kinder in Sonntagskleidern nach längst vergangenen Moden. Sie alle saßen und standen, als hätten sie eine Elle verschluckt. Bei jedem war mit zierlicher Schrift der Name, der Geburtstag, oft auch der Todestag verzeichnet. Ich stieß alsbald auf das Bild eines Mannes mit einem langen, spitzen Bart. Er hatte einen steifen Hut auf und einen dunklen Gehrock an. Ich erkannte den Mann aus der neuen Fabrik. Unter dem Bild stand: Bruder Anton, Geb. d. 3. Mai 1839, gest. d. 1. März 1888.



So klar die Linie

Von Janka von Baerensprung

So klar die Linie, wo an Wolkensäume
Die Bergwand rührt!
So schmal der Weg, der aus dem Tal der Träume
Zur Wahrheit führt.

So unentwirrt noch all mein sehnend Streben
Nach Erdenglück —
Doch unbeirrt strömt meiner Seele Leben
Zu Gott zurück.



Neues über die Nibelungen
Von Prof. Dr. Andreas Heusler

Ueber das Nibelungenlied hat man sich gestritten, schon ehe es eine Deutschkunde gab. Lange ging der Streit um die Handschriften: welche den echtesten Text biete usw. Nach dieser Seite hin hat eine große Arbeit Wilhelm Braunes so ziemlich aufgeräumt. Sie steht wie ein Markstein am Anfang unsres Jahrhunderts. Jetzt war der Weg offen, die tieferen Fragen schärfer anzufassen: die nach Alter, Heimat und Kunstform, aber auch die nach den Quellen, der Vorgeschichte; und erst aus der Vorgeschichte begreifen wir das künstlerische Wollen und Vermögen dieses großen deutschen Dichters.

Braunes Schrift hat denn auch die Forschung befruchtet wie keine zweite seit Lachmann. Die Nibelungen wurden wieder einmal ein Hauptgegenstand der deutschen Philologie; eine Untersuchung reihte sich an die andre, und schließlich sah es so aus, als kämen wir in der Mehrzahl der Nibelungenfragen einer leidlichen Einigung nahe.

Aber es ist noch nicht Zeit zum Ruhebett! Das letzte Jahr hat ein paar Schriften gebracht, die die Grundlagen wieder einmal anders legen. Dem kleinen Buche, das hier zur Sprache kommen soll, wird der Dichtungsforscher besonders dankbar sein, weil es die Fragen mit so erfrischendem Wagemut anpackt, wenig beschwert durch das, was den Germanisten als nötiges Verfahren drücken mag.

Das Buch, von der Gesellschaft Hessischer Bücherfreunde allerliebst ausgestattet, stammt von einem Historiker, der mit den Stammbäumen, den Urkunden, den Büchereien des deutschen Mittelalters auf Du steht. Auf dem Pergamentumschlag sehen wir einen jugendlichen Abt und darunter in Goldbuchstaben: Sigehart von Lorsch, der Dichter des Nibelungenlieds. (Auf dem Innentitel: Der Dichter des Nibelungenliedes. Ein Versuch von Jul. R. Dieterich. Darmstadt, Gesellschaft Hessischer Bücherfreunde, 1923. Verlag von Joseph Baer & Co., Frankfurt a. M.)

Dieser Sigehart war ein Rheinfranke aus vornehmem Hause, wurde 1167 Abt im Kloster Lorsch und starb daselbst um 1198, etwa 75jährig. Viel mehr als dies wissen wir von ihm nicht. Dieser Sigehart hätte also „unser Nibelungenlied" gedichtet, und zwar als jüngerer Mann, um 1150. Die entscheidenden Anregungen hätte er in Speyer und dortherum aufgenommen, als Domschüler, Edelknabe oder Hofkaplan, in den 1140er Jahren.

Der Verfasser, Julius R. Dieterich, betont, daß auf den bestimmten Mann oder Namen nicht so viel ankommt. Die Hauptsache sind die zwei Sätze: Unser Heldenbuch ist rund fünfzig Jahre älter, als man geglaubt hat, und: Es ist ein rheinfränkisches Werk, ein Landsmann König Gunthers — seit August Wilhelm Schlegel galt es als österreichisch, als Landsmann des Markgrafen Rüedeger von Bechlaren.

An diese zwei Sätze schließt allerlei an. Der Schöpfer ist weder ein Spielmann noch ein Ritter, sondern ein höherer Klostergeistlicher. Die Stellung des Werkes nach auf- und abwärts, d. h. zu seinen Sagenquellen und seinen Ausschreibern, verändert sich von Grund aus. Der ganzen Sage vom Untergang der Nibelungen gibt unser Verfasser eine andre Herkunft.

Man könnte diese Thesen trennen, die eine annehmen, die andre verwerfen. In ihrer Gesamtheit heben sie so ziemlich alles auf, was wir über die Entstehung der Nibelungen zu wissen glaubten. Hätte man die Preisaufgabe gestellt, den seit hundert Jahren von Meinungen und Schlüssen übertürmten Gegenstand einmal drunter weg zu ziehen auf unberührten Boden, die Aufgabe hätte man nicht kecker lösen können.

Aber ist es denn möglich, so wird der Leser fragen, ein umfängliches Dichtwerk aus der altdeutschen Blütezeit um ein halbes Jahrhundert hin und her zu datieren?

Nein, das ist nicht möglich. Innere und äußere Eigenschaften der Gedichte sind dafür zu zeitgebunden. Das gesamte Geistesleben und insbesondere die dichtende Kunst hat sich im 12. Jahrhundert in schneller Gangart vorwärts bewegt; ähnlich schnell wie im achtzehnten. Ein Menschenalter mehr oder weniger macht dort wie hier einen großen Unterschied. Unser Nibelungenlied, die letzte Vorlage der vielen bewahrten Handschriften, kann nur um 1200, unmöglich um 1150 verfaßt sein.

Ein Geschichtskenner wie Dieterich verhehlt sich so etwas nicht. Allein er sagt: Dieser Grundtext nach 1200 ist nur eine Bearbeitung; die verlorene Urdichtung, die eigentliche schöpferische Tat, war fünfzig Jahre älter.

Damit wird die ganze Behauptung knifflicher. „Bearbeitung“ ist so ein gefährlicher, schillernder Sammelname ... Es käme alles drauf an: Wie tief hat diese Bearbeitung nach 1200 gegriffen?

Darüber scheint der Verfasser noch während der Niederschrift geschwankt zu haben. Auf S. 12 erwähnt er ohne Widerspruch die „Meinung aller“, der Mann nach 1200 habe „nach Inhalt und Form gründlichst umgestaltet“. Später heißt der Mann ein „Abschreiber“, und gegen Ende warnt der Verfasser, seine selbständigen Zusätze zu überschätzen; die Bearbeitung habe sich wohl fast ganz auf Metrisches und Sprachliches beschränkt.

Nehmen wir dies einmal an! Es wäre schon etwas Großes. Die ganze Kunst des Reimens und des innern Versbaues hatte sich zwischen 1150 und 1200 außerordentlich verfeinert und geglättet, desgleichen der sprachliche Ausdruck in Satzbau und Wortbestand. In dieser Hinsicht war das Tempo im 12. Jahrhundert noch viel rascher als im achtzehnten; Gottscheds Form steht der Goetheschen näher, als die der Kaiserchronik um 1150 der Hartmannischen um 1200.

Unser Nibelungenlied — also nach Dieterich die „Überarbeitung“ — ist ein Werk des gepflegten, anspruchsvollen Reifestils. Nicht gerade jede Zeile, aber eine beliebige Strophengruppe bekundet dies. Um ein Werk von 1150 in diese Form zu bringen, genügte kein Umschreiben. Allein schon die Reinigung der Reime erforderte ein Umdichten, ein Umdenken.

Hier fließt die örtliche, mundartliche Frage ein. Als ein Hauptbeweis für die österreichische Heimat galt die Sprache. Dieterich beruft sich da wieder auf den „Bearbeiter“: der habe die rheinfränkischen Spuren verwischt; er habe seine Mundart eingeführt, so wie dies später die Buchdrucker taten. Auch zwei Nibelungenhandschriften des 14. Jahrhunderts hätten genau so in eine andre, mitteldeutsche Mundart umgeschrieben.

Hier liegt eine Verwechslung vor. Ein Schriftsteller um 1200 schrieb nicht Mundart, sondern Gemeindeutsch. Dieses Hochdeutsch aber war nicht vollkommen einheitlich:



in den Feinheiten der Aussprache herrschte, wie heute, die landschaftliche Sonderart. Und diese verrät sich nun in den Reimen. Lant — hant; guot — muot usw. hat man überall gereimt; aber eine Minderzahl von Reimklängen war empfindlich für die Mundart: degen — slegen; velt — helt; mêr — her („her") — aus solchen und ein paar weiteren Bindungen erkennt man den Österreicher. Ruft man die Sprache der Nibelungen als Zeugin für die österreichische Heimat auf, so hat man die Tatsache im Auge: daß alle für die Mundart empfindlichen Reime nach Österreich weisen.

Man sieht, da handelt es sich nicht um ein harmloses Umschreiben wie bei den Druckern oder bei jenen Kopisten der Spätzeit; denen fiel es nicht ein, den Reim nach ihrer Aussprache umzugießen! War das eigentliche Nibelungenlied fränkisch, dann hätte der Österreicher nach 1200 mit philologischer Gewissenhaftigkeit alle nur nach fränkischer Zunge reinen Reime entfernt und gleichzeitig ein paar Dutzend heimische Reimlaute hereingebracht.

So unmöglich, wie das klingen mag, war es nicht — wenn wir uns erinnern, daß schon der Zeitabstand, die trennenden fünfzig Jahre, eine gründliche Durchsiebung der Reime forderten.

Aber vergessen wir über den Reimen die Hauptsache nicht, über der Schale nicht den Kern! Sonst fallen wir in den Materialismus und Maulwurfsblick der 1860er Jahre zurück: als man lehrte, die Nibelungen seien vor 1150 entstanden und dann durch zweimaliges Bearbeiten ihrer Reime zu dem geworden, was sie sind. Als ob unser Heldenbuch nur ein Kleiderstock für Reime wäre! Oder als ob sich die Entwicklung des 12. Jahrhunderts im Versemachen erschöpft hätte!

So sicher das Sprachgewand der Nibelungen die Zeit um 1200, nicht um 1150 heischt, ebenso gebieterisch verlangt dies der Inhalt, der „Ton", die dichterische Masse des Werkes.

Man lese sich aus der Kaiserchronik ein paar Seiten vor — und dann ein paar aus den Nibelungen, an beliebiger Stelle. Da erlebt man den Eindruck: die deutsche Sitte und die deutsche Seele haben sich in diesen fünfzig Jahren erstaunlich gewandelt; Großväter und Enkel müssen sich damals sehr weit auseinander gefühlt haben.

Was unserm Nibelungenlied das Antlitz gibt: diese bestimmte Mischung von Heldenfeuer und Seelenzartheit, von kindlicher Genußfreude und weicher Leidensfähigkeit; dieser Umkreis und diese Auswahl der menschlichen Klänge; was uns an den Nibelungen blutwarm berührt, so daß wir den Dichter zu sehen glauben, wenn auch gewiß nicht in der Abtssoutane: — kurz, das Eigene am Nibelungenlied, das war um 1150 ebenso unmöglich wie Iphigenie und Don Carlos in den 1730er Jahren, oder das Balladenjahr mit Gott und Bajadere und dem Taucher anno Domini 1747.

Nebenher bemerkt: Rein aus sich selbst ist unser Nibelungendichter nicht zu dem Meister der höfischen Vollreife geworden. Er hat sich geschult an Vorbildern der jüngsten Jahrzehnte, an ritterlichen Minnesingern und Romanerzählern. So und so viele Vertreter der modischen Kunst, als einer der letzten Hartmann von Aue, färben auf seine Schöpfung ab.

Was folgt aus alledem? — Daß der Österreicher nach 1200 sicher kein „Abschreiber" war; daß der Ausdruck „selbständige Zusätze" — vor deren Überschätzung Dieterich warnt — viel, viel zu schwach ist, um die Dichterleistung dieses Mannes zu zeichnen.

Gesetzt, ein rheinisches Heldenbuch von 1150 hat unserem Manne als Vorlage gedient: dann geht es nicht wohl an, diese verlorene Vorlage „das Nibelungenlied", „unser Nibelungenlied" zu nennen und das bewahrte Denkmal eine „Bearbeitung". Nach sonst gültigem Sprachgebrauch müßten wir das rheinische Werk als eine „Quelle" des Nibelungenlieds, unsres Nibelungenlieds, bezeichnen.

Wie sah denn nun diese verlorene Quelle aus? Sie einfach aus unsern Nibelungen ablesen, das können wir nicht. Was bringt der Verfasser an Zügen bei, die dem rheinischen Werke von 1150 angehören sollen?

Es ist ziemlich vieles. Diese rheinischen Züge tragen ja eben Dieterichs These, daß die Nibelungen nicht damals und dort entstanden sind, wohin man sie bisher setzte. Einerseits sind es zeitgeschichtliche Anspielungen, die auf die 1140er Jahre und den Kreis König Konrads III. deuten sollen. Der Verfasser glaubt fest daran, das große Mittelstück unsres Nibelungenlieds, so die breit ausgemalte Brautreise Kriemhildens zu Etzel, sei nach Begebenheiten jener Jahre gemodelt. Er findet es ausgemacht, daß König Konrad auf die Zeichnung Gunthers eingewirkt habe, Königin Gertrud auf Frau Uote, ihre Schwester Bertha auf Kriemhild, Herzog Friedrich (der Rotbart) auf Gernot, u. a. m.

Anderseits sind es landschaftliche Züge, die nur dem ortskundigen Dichter zuzutrauen wären. Vor allem die Ortsnamen bei Sigfrids Jagd, Wasgenwald, Spechteshart und Otenheim. Die zwei ersten sollen nicht Vogesen (Haardt) und Spessart bedeuten, sondern als Flurnamen zwischen Worms und der Bergstraße unterzubringen sein. Viel Gewicht legt der Verfasser auf Uotens Klostergründung, die er nicht auf das altberühmte Lorsch bezieht, sondern auf ein junges, 1140 geweihtes „Trutzlorsch", Hagen ze Lorse.

In diesen Abschnitten bewegt sich der Verfasser auf seinem Boden. Die Nichtzünftigen haben hier von ihm zu lernen, und wir vermessen uns nicht, dem Geschichts- und Ortskundigen ins Gehege zu kommen. Nur ein paar Bedenken, die dem Dichtungsforscher naheliegen.

Einige Hauptposten in Dieterichs Rechnung: die Namen Alzey, Otenheim und alles auf Lorsch Gehende, das steht nicht beim Nibelungendichter, erst bei seinen Fortsetzern, dem Verfasser der Klage und dem Umarbeiter C. Wie diese Fortsetzer zu ihren Beigaben kamen, das haben Braune und Friedrich Vogt so einleuchtend erklärt, daß Dieterichs Notbehelf schwer dagegen aufkommt: diese Namen hätte der erste österreichische Text unterdrückt, ein zweiter sie wieder zu Ehren gezogen. Hier ist eine der Stellen, wo das Studium der Brauneschen Arbeit doch vielleicht zu anderer Entscheidung geführt hätte.

Aber mehr als das: Die stattliche Reihe dieser rheinischen Züge — die wir nur dem Landeskind zutrauen sollen — ist bis auf wenige Ausnahmen (etwa Hagens Beinamen „von Tronege") so beschaffen, daß jeder Betrachter des Nibelungenlieds sagen wird: das ist jüngste Schicht, äußerste Oberhaut der höfischen Dichtung von 1200. Und doch sollen diese Züge die rheinische Vorlage erweisen!

Auf Erwägungen dieser Art gibt Dieterich nichts. Ältere und jüngere Schichten im Epos scheiden zu wollen, das gilt ihm als Irrtum. Er strebt nach Vereinfachung des Stammbaums: dem großen, vermeintlich rheinischen Gedichte von 1150 soll möglichst wenig vorangegangen sein. Wir glaubten, die beiden Hauptquellen des letzten Meisters, ein jüngeres Brünhildenlied und die ältere Nibelungenot, aus nordischer Nacherzählung zu kennen, als Teile der Dietrichssaga. Unser Verfasser dreht das Quellenverhältnis um: diese Teile der nordischen Saga fließen aus dem Nibelungenlied, natürlich dem rheinischen. Damit aber erweckt er sich einen bedrohlichen Gegner!

In der Nacherzählung der Dietrichssaga besäßen wir also ein Abbild des geforderten rheinischen Werkes. Aus der Saga hätten wir zu ermitteln, wie diese rheinische Dichtung aussah — mit behutsamer Vergleichung unsres österreichischen Buches.

Das Ergebnis wäre merkwürdig. Von all jenen rheinischen Namen und Anspielungen hat die Saga nichts; nichts als den Namen Worms! Also einen Namen, der seit alters in unsrer Dichtung stand. Gewiß wäre denkbar, daß der nordische Nacherzähler all das rheinische Beiwerk wegließ. Nur bleibt dabei die Tatsache bestehen: die Saga, die uns als Abbild des rheinischen Werkes so schöne Dienste leisten könnte, versagt für alles Rheinische; sie verweigert der rheinischen Hypothese jede Stütze.

In ganz andrer Richtung aber leistet sie uns allerdings wertvollen Dienst. Mag man dieser nordischen Wiedergabe noch so viel Kürzung, Entstellung, Umdichtung aufhalsen, sie erhebt über allen Zweifel: ihre deutsche Vorlage stand meilenweit ab von dem bekannten, österreichischen Nibelungenlied; sie war eine viel altertümlichere, rauhere, gedrungenere Dichtung. War dies also das rheinische Werk, dann bestätigt sich unser Satz: unser Nibelungenlied steht zu der Schöpfung des Rheinfranken nicht wie die Abschrift oder Bearbeitung zum Grundtext, sondern wie die Neudichtung zur Quelle.

Aber das Zeugnis der Dietrichssaga trifft das rheinische Buch noch härter. Man darf es erwiesen nennen, daß die Saga die beiden Stoffe, die Geschichte bis zu Siegfrieds Tod und die Geschichte von Kriemhildens Rache, aus zwei sehr ungleichen deutschen Quellen geholt hat; zwei Quellen, greifbar unterschieden im Sagenbild und im dichterischen Stile. Auch da kein Ausblick auf ein einheitliches Nibelungenlied von 1150!

Wir haben hier nur einen Teil des reichen Inhalts herausgehoben. Das schmucke Bändchen streift so manche Pfeiler der Nibelungenforschung — und rüttelt an allen! Wie viele einstürzen werden, muß die Zukunft zeigen. Das Aufrütteln aus rechtgläubiger Sicherheit ist den Philologen gesund. Sie finden übrigens manche Belehrung abseits von den Streitfragen.

Ein Gesamturteil wollten diese Blätter nicht abgeben; das eine wünschten sie zu verfechten: Mag sich die große Nibelungendichtung des Rheinfranken um 1150 als Wirklichkeit oder als Trugbild erweisen: was wir als „unser Nibelungenlied“ hochhalten, das wird immer, auch wenn all seine Vorgänger aus den Gräbern aufständen, die Schöpfung des Österreichers um 1200 sein.



Ein Sommermorgen

Von Ernst Martin Ziegler

Kaum ist die Sonne erwacht;
Sie lugt mit neckischen Blicken
Mir in die Kammer hinein
Und malt — durch die Gardine hindurch —
Zitternde Kringel auf Bett und Wand . . .

Draußen im Garten
Lärmt der entzückten Vögel Schar
Froh in den Morgen hinein.
Das geigt und zwitschert und trillert,
Und hundert silberne Glöckchen
Grüßen melodisch den jungen Tag.
Besonders e i n lauter Geselle
Pfeift und kollert
Verwegen zur Sonne hinauf.

Wohlig dehne ich mich. —
O, wie verjüngt doch ein tiefer, gesunder Schlaf.
Neben mir atmet mein junges Weib,
Noch umfangen von Traumeswirren.
Der Kopf — zur Seite geneigt —
Ruht auf dem weißen Arm
Und hebt sich zart aus dem goldenen Grunde
Des rötlich schimmernden Haars.

Ihr zur Seite mein kleines Mädchen,
Mein Kind.

Leise bewegt sich das atmende Brüstchen
Und leuchtender blühen
Nach dem erquickenden Schlafe
Die Rosen der Wangen.
Ich hebe mich leicht vom Lager
Und blicke in stumm beklommener Lust
Auf das liebliche Bild.

Da dehnt sich mein Kleines.
Ob es durch den Bann des Schlafes
Mein zärtlich umfangendes Auge fühlt?
Leise — wie Schmetterlingsfittiche —
Regt sich der Lippen rosiges Paar
Vom Hauche des Atems bewegt.
Und deutlich — ein schlaftrunkenes Lächeln
Verklärt das Gesichtchen — spricht es zu mir,
Indessen die Händchen tasten und greifen:
„Horch, Papa, wie draußen die Piepiepchen pfeifen . . .“



Der Besitzer

Ein Kapitel für Unzufriedene · Von Richard Peter

Es ist mir aufgefallen, daß in letzter Zeit auf der Welt einige Unzufriedenheit obwaltet. Ich habe mich deshalb entschlossen, meinen nicht unansehnlichen Besitz der Allgemeinheit zur Verfügung zu stellen. Von meinen abgetragenen Kleidern und meinem geringen Geldvorrat sehe ich natürlich ab; das sind Kleinigkeiten; ich wage sie meinen geschätzten Mitbürgern nicht anzubieten. Auch hält man mich in meiner Umgebung für einen sogenannten armen Schlucker. Jedoch von meinem eigentlichen bedeutenden Besitz weiß man nichts in der Öffentlichkeit, nicht einmal bei der Steuerbehörde. Ich werde nunmehr ehrlichkeitshalber und zur Nacheiferung den Schleier lüften.

Ich bin Besitzer einer gutgebauten großen Stadtbibliothek. Ein zweckmäßig-einfaches und deshalb schönes Gebäude. Ich betrachte es mit Wohlgefallen, soviel es mir behagt. Ich kann dort auch Bücher holen und von Werken lesen, was mir erwünscht Etwaige Gebühren zahle ich gern, denn sie dienen ja schließlich zur Instandhaltung und Bereicherung meiner Bibliothek. Mit meiner stillschweigenden Zustimmung benutzen sie auch andere, denn ich bin sehr für allgemeine Bildung.

Ich bin Besitzer eines hervorragenden Theaters. Nettes Haus, in sauberem Park gelegen, den ich durchstreifen kann, soviel es mir paßt, um meinen Besitz zu betrachten. Hinein kann ich nach Belieben, wenn ich nur meine Eintrittskarten bezahle, und die bezahle ich gern, denn schließlich dient das Geld jedoch zum Unterhalt meines Kunsthauses. Ich habe auch nichts dagegen, daß andere Leute mein Theater besuchen, wenn sie ihre Karten kaufen oder geschenkt nehmen. In die Art der Vorstellung (die ich übrigens genießen kann oder auch nicht, denn niemand hat das Recht, mich in mein Theater hineinzuzwingen!) mische ich mich nicht, das überlasse ich ganz meinem Intendanten. Keine Zeit dazu!

Ich bin Besitzer einer großen schönen Zeitung. Ich kann auf sie abonnieren oder auch nicht. Aber ich lese sie gern, sie bringt allerhand unterhaltsame und lehrhafte Sachen. Und gern zahle ich die Gebühren, denn schließlich ist's ja meine Zeitung, der sie zugute kommen. Ich bin stolz auf meine Zeitung.

Ich besitze ein prachtvolles Krankenhaus. Ich kann es benutzen, wie es mir gefällt. Ich brauche mich nur mit der Krankheit zu infizieren, die ich will, und erhalte den Pavillon, in dem die betreffenden Kranken abgesondert verpflegt werden. Mit besonders offenen Armen empfängt mich mein Hospital, wenn es mir beliebt, mit choleröser Arsenikose, mit blauen Blattern, grüner Pest, violetter Lepra oder tetanösem Maserntyphus zu erscheinen, und warum sollte ich mein Krankenhaus nicht einmal mit solchen selteneren Fällen auszeichnen? Es ist doch immerhin mein Krankenhaus, dem ich meine Gesundheit schuldig bin.

Ich bin Besitzer eines wundervollen Waldes. Ich kann mich darin ergehen mit Lust, wann es mir behagt. Ich kann aber auch zu Hause bleiben und mich zum Beispiel in Gedanken meines Besitzes erfreuen. Ja, es kann mich sogar kein Mensch mit

Gewalt zwingen, in meinen Wald zu gehen, darin zu jagen, oder Holz und Pflanzen auszunutzen, oder ein Waldschloß zu bauen. Es ist halt mein Wald.

Ich besitze ein prächtiges Gasthaus, mit allem Lebenswerten ausgestattet, mit den köstlichsten Speisen und Getränken. Sie sind mir alle zum Genuß frei, wenn ich sie bezahle. Ich werde aber doch mein Gasthaus nicht schädigen, indem ich sie etwa nicht bezahlen wollte! Wie ich auch aus meinem Warenhaus nur gegen Bezahlung Gegenstände entnehme.

Ich bin Besitzer eines hübschen Rathauses, in dem mein Magistrat mir und meinen Mitbürgern Anweisungen gibt, wie ich in meiner Stadt der Wohlfahrt teilhaftig lebe und daß meine Stadt keinen Schaden davon hat. Und ich lasse das so geschehen, denn es ist ja mein Rathaus und meine Stadt, der ich die Steuern schuldig zu sein habe.

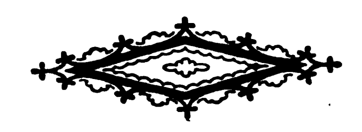
Zu solchem Allgemeinempfinden sich aufzuschwingen, sind alle Nebenmenschen herzlichst eingeladen.

Ich besitze auch einen gutgebauten Bahnhof, von dem aus es mir jederzeit freisteht, gegen entsprechende Fahrkarten, deren Erlös ja wieder meiner Eisenbahn zukommt, meine weiter abliegenden Besitztümer in dieser und jener Welt zu besuchen. Denn alles ist mir ja schließlich untertänig, wenn ich nur mich richtig damit abzufinden verstehe. Man darf sich nur nicht zuviel in alles hineinmischen, dann geht es ganz gut nach Zufriedenheit und nach meinen Wünschen, und ich bin Herr dieser Dinge.

Ich bin auch Besitzer eines schönen, umfangreichen Gerichtsgebäudes und eines reizenden Gefängnisses, Sehenswürdigkeiten, die auch anderen gern zur Verfügung stehen. Ich bin zwar in dem letzteren noch nicht drin gewesen, aber es steht mir vollständig frei, hineinzukommen, wenn ich meine Besitzersehnsucht einmal nicht mehr überwinden könnte. Und es ist mein gutes Recht, in meinem Gericht verknurrt zu werden, wenn ich etwa in meinem Gasthaus Zechprellerei treiben oder meine Bibliothek bestehlen wollte. Und mein gutes Recht ist es auch, alsdann mein Gefängnis zu besuchen. Wer sollte es mir übel nehmen, wenn ich als Besitzer auch einmal darin wohnen will?!

Schließlich bin ich Besitzer großer Bankhäuser, die ich aber ganz gewähren lasse, denn ich bin fest überzeugt, daß meine Banken so wirtschaften, wie es für sie am besten ist. Es sind doch meine Bankhäuser, und niemand kann mich zwingen, aus ihnen Zinsen zu ziehen, wenn ich nicht will!

Und endlich bin ich Besitzer eines Harems schönster Frauen. Da es aber meine Zeit zu sehr in Anspruch nähme, sie alle in Zufriedenheit zu erhalten (bei der ideellen Verwaltung meiner vielen Besitztümer!), und, obwohl ich Schönheit zu schätzen weiß, ich auch keine meiner Frauen zurücksetzen und dadurch beleidigen möchte — lebe ich allein, bis mein Wohnungsamt mir endlich das mir zustehende Schloß auf dem Monde anweisen wird.



Morgenpsalm

Von Paul Quensel



Siehe, um meine Höhe drängt sich's wie ein festlicher Reigen, erwartungsvoll angetreten, in verhaltener Lust. Noch liegt die Fülle in blauem Morgenduft; aber sie ist voll atmender Sehnsucht und verlangender Freude.

Nun zieht der dämpfende Weihrauch den lichten Wölklein nach, die Schleier schwinden, daß alle Farben voller klingen und alle Stimmen heller blühen und alle Zweige sich wohliger spreiten in mildem Sonnenodem.

Die wiegenden Gipfel, die grünen, winkenden Hände rieseln von Silber. Und ist ein Glitzern, Funkeln und Garbenschießen aus edlem Geschmeide.

Voll Sonnendiamanten, gefüllt bis zum Rand, hängt das ärmste Gespinst, und aus jeder Freudenträne, rinnend aus Blumenaugen, leuchtet der Allmutter Bild.

Smaragdene Flügler und braune Bienen segeln singend dahin; grüne Spinnlein schaukeln sich glücklich zwischen den Halmen, und Schmetterlinge spielen um bräutliche Blüten. Die Meise taucht in drängende Blätterflut; der Fink wirbelt in fröhlichem Ungestüm; die Amsel singt doppelt bewegt ihr wehmut-seliges Lied vom Leid und des Leides Überwindung.

Nun weht von beblumten Waldwegen her ein Kindergesang, und aus dem Tale steigt Feierhall ehrfürchtiger Glocken.

Und es wird ein Akkord aus Duft und Schimmer, aus Klang und Gesang. Nach der Ferne brandet er hin, bis zu blaudämmerigen Höhen, und aus der Ferne strömt er zurück, gesteigert in Wohllaut. In die Höhe fliegt er empor auf breiten Schwingen, und aus der Höhe regnet er nieder, geläutert in Reinheit.

Nun reicht mein Ohr vom Aufgang zum Niedergang: Ich höre die braunen Summer auf ferner Heide, die Glocken aus tausend Dörfern zumal und Kinderlieder von drunten, wo dunkle Ströme zu Meere gehn, und von droben, wo blaue Seen aufblinken im Firnenglanz.

So reicht auch mein Auge vom Aufgang zum Niedergang: Ich sehe die blauen Blütenglocken am fremden Strand; ich sehe sonnensüchtige Falter auf einsamen Inseln und selige Waller in fernen Zonen, zu froher Gemeinschaft gesellt.

Sie horchen hinaus in den Sonnenjubel gleich mir; sie schauen über entlegene Gelände gleich mir. Ich hange am freundlichen Glanz ihrer Augen; ich fühle ihren Pulsschlag an dem meinen und höre, wie ihr Gesang dem meinen sich mischt zu herzlichem Einhall.

Was alles da leuchtet und blüht, was schwirrt und schwebt, zwitschert und singt, ist's nicht entzündet am gleichen Freudengeist, am gleichen Geist des Dankes und der Anbetung? Ich fühle den Zug des vollen Liebesstroms; ich treibe wonnig-zwangvoll dahin, den Erdkreis umschwimmend.

Ich fühle, wie es sich flüsternd sammelt um mich her, wie es sich drängt von Andächtigen um mich her im großen Weltenmünster.

Es ist ein erkennend Händereichen und wissend Grüßen, daß mich's schauert vor der Fülle seliger Bruderschaft, in gleicher Liebe gezeugt zu Bildern der Gottheit, vom gleichen Geiste geformt zu Geschwistern der Gottheit.

Nun blüht der Strauch in mir, und ich blühe im Strauch; nun schlägt die Amsel in mir, und meine Seele erbebt im Amsellied; nun jauchzt das Kind in meinem Herzen, und ich jauchze im Kind.

Es ist ein Geben und Nehmen beim frohen Liebesmahl, daß alles Mein und Dein versinkt im Opferstrom. Es ist ein selbstentäußerndes Klangverweben, daß die Kuppel erbebt von kristallenen Harfen.

Und aus fernster Höhe senkt sich die Stimme: Kommet herzu, für alle ist angerichtet, und keiner soll darben bei solcher Fülle! Leben werdet ihr, so ihr wollt leben, und sterben werdet ihr, so ihr nicht antretet zum großen Reigen!

Was ballt ihr die Fäuste, Zweifel und Kleinmut? Selig, unselig — siehe, es ist beides gegeben in eure Hände! So kommt und bleibt nicht verhärtet beim seligen Fest!



Es ist nicht leicht

Von Sophie Kindt-Wieber

Es ist nicht leicht, den Weg nun ganz allein zu gehen,
Den man zuvor ist an des Liebsten Hand gegangen:
Weil an den Blumen, die ringsum verwelkend stehen,
Noch tausend blanke Tropfen des Erinnerns hangen.

Es ist nicht leicht, wenn man mit müden wunden Füßen
Der Lebenswallfahrt steinbesäten Pfad muß wandern,
Wenn nimmer durch das Dunkel treue Augen grüßen,
Die Steine keiner forträumt — einen nach dem andern.

Es ist nicht leicht, an all den trüben grauen Tagen
Allein zu sein im Stüblein, wenn die Nebel steigen;
Da kommt nicht Antwort auf des Herzens banges Fragen —
In allen Winkeln lastet nur ein leeres Schweigen.

Es ist nicht leicht — und doch ist köstlich solch Vermissen!
Ob auch das Herz in Einsamkeit und Not will zagen —
Es ist wie Sternenschein in dunkler Nacht, zu wissen,
Daß einer ach so gern des andern Last getragen!





Eine Hexenverbrennung

Elisabeth v. Dobschütz, geborene v. Strantz, Gattin des Herzoglich Pommerschen Jägermeisters Melchior v. Dobschütz auf Plosa im Kreis Krossen, also in der Mark Brandenburg, ist im Frühjahr 1592 als entsetzliches Opfer des Hexenwahnes in Stettin verbrannt worden. Der Hauptschuldige dieses Justizmordes ist der Herzog Johann Friedrich von Pommern-Stettin, dessen Geschlecht schon entartet war, und mitschuldig der Kurfürst Johann Georg von Brandenburg und dessen Tochter Erdmuthe, des verruchten, sonst harmlosen Herzogs Gemahlin, deren angebliche Unfruchtbarkeit das Unglück veranlaßt hat. Diese drei Fürsten folgten einem grundlosen Rachegefühl, und ist ihr schmähliches Verhalten weder mit dem Aberglauben der Zeit noch ihrer Gutgläubigkeit zu entschuldigen. Natürlich waren der König von Polen und selbst ein Großkomtur des Deutschen Ordens, der Graf v. Regenstein, dessen Geschlecht auch bald erlosch, ebenso willfährig bei der Zeugenfestnahme und Gefangensetzung der vornehmen, schuldlosen Frau. Freilich, das Jahrhundert der Reformation ist durch diesen Hexenglauben beider Bekenntnisse geschändet. In Italien begann, besonders unter dem kriegerischen und liederlichen Julius II., dem würdigen Nachfolger eines Alexander Borgia, deren Untaten jedes christliche Gewissen empören mußten, die Hexenverfolgung als Ketzerriecherei und hat bei den lutherischen Ketzern freilich noch die altkirchliche Seuche übertroffen. Der berühmte Rechtsgelehrte Karpzow, eine Leuchte der Leipziger Hochschule, rühmte sich harmlos, mehrere tausend Todesurteile von Hexen unterschrieben zu haben, ohne der Zahl der durch Folterung und Haft, der nur nicht verbrannten, gequälten Opfer zu gedenken.

Nicht das finstere Mittelalter, dem die Ketzerverbrennung stets anstößig war, sondern die Blüte des undeutschen Humanismus ist der Zeitabschnitt, wo der Hexenwahnsinn seine fürchterlichsten Ausschreitungen feierte, denen auch Vornehme, besonders Frauen, zum Opfer fielen. Der Aberglaube des Volkes, der ja noch heute in allen Kreisen besteht, weil er menschlich ist, wurde gelehrt und wissenschaftlich in dem Hexenhammer bearbeitet und förmlich durch die Folter den vermeintlichen Hexen untergeschoben. Der klassische Himmel der Humanisten mußte zur Erfindung der Incuben, zweigeschlechtlichen Wesen, dienen, die eben die ollen ehrlichen Satyren mit dem Hirtengott Pan waren, daher die Bocksgestalt des Teufels, obwohl selbst in Italien das Volk an diese Gestalten keinerlei Erinnerung besaß, geschweige denn in Deutschland. Aber solcher Teufelsglauben in dieser humanistischen Fassung hat zur schrecklichen Folge, daß tatsächlich gewisse sinnlich erregende Mittel, die berühmte Hexensalbe, in Schwung und in den Verkehr kamen, wodurch besonders junge Mädchen in erotischen Zustand versetzt wurden, in dem ihre Einbildung krankhaft erregt wurde. Sie bildeten sich dann wirklich diese Hexenabenteuer ein, über die ja auch Druckschriften verbreitet und die vermeintlichen geschlechtlichen Verirrungen mit widerlicher Genauigkeit geschildert wurden. Doch die Grausamkeit und viehische Torheit der einzelnen Fälle übertrifft jede allgemeine geschichtliche Darlegung. Sie wirken noch heute dramatisch und erschütternd, zumal ja die Schuld nicht auf der Seite der heimtückisch Gerichteten, sondern allein der Richter lag, die entsetzlicherweise bei höchster zeitlicher Bildung noch gutgläubig waren. Ein

Inquisitor des an der Lustseuche erkrankten Roverepapstes Julius II., der ein bloßer Söldnerführer unter der Tiara war, bedauerte in förmlicher Gewissenspein, die Kinder der Hexen nicht auch haben verbrennen lassen. Er hatte sich mit der Auspeitschung zarter Kinder begnügt.

Die gemordeten Ketzer waren Glaubenshelden. Die männlichen und weiblichen Hexen, also Zauberer, nur bedauernswerte Opfer eines freilich kirchlich aufgestachelten Fanatismus, der sich nunmehr ganz weltlich austobte. Schließlich fallen ihm noch in Rußland und Südeuropa Todesopfer, während in Westeuropa der noch heute lebende Hexenglauben nicht mehr so mörderisch wirkt. Da die Menschheit sich keineswegs, wie weltfremde Demokraten und Sozialisten glauben, aufsteigend fortentwickelt, sondern dieser fälschliche Fortschritt in auf und ab wogenden Wellen verläuft, so ist eine Wiederkehr dieser Greuel gar nicht ausgeschlossen, ja die sogenannte Aufklärung ist solchem Wahn günstig, wie der Rosenkreuzerunfug am Ende des 18. Jahrhunderts bewiesen hat. Der vorliegende Fall ist typisch und um des Standes des Opfers willen genau aktlich verfolgbar, während über Einzelheiten bei geringeren Leuten die gerichtlichen Urkunden wenig mitteilsam sind. Das Verfahren war summarischer. Hier überwachten zwei hervorragende Landesherren, ein Kurfürst und ein pommerscher Teilfürst, höchst parteiisch das Verfahren und verschärften dadurch die Leiden der unglücklichen Frau, die vielleicht sonst der Folter und dem schimpflichen und grausamen Tode entgangen wäre. Es war zugleich eine Kränkung des märkischen Adels und der höheren adligen Beamtenschaft Pommerns, die lediglich dem feigen Grauen des aussterbenden Greifengeschlechtes vor ihrem nach solchen Schandtaten wohlverdienten Erlöschen entsprang. Elende Hofränke bereiteten den Boden bei der herrschenden Günstlingswirtschaft am Stettiner Hofe. Herrscherhaus und ihr Gemeinwesen befanden sich eben im unaufhaltsamen Verfall, wie das Wohlleben und die Genußsucht des reichen Deutschlands im 16. Jahrhundert durch die Entsittlichung die Zerstörung durch den Dreißigjährigen Krieg vorbereitet haben. Fürstentum und Volk waren materialistisch trotz der Glaubensbewegung entartet. Alle Bekenntnisse verzehrten sich in öder dogmatischer Zänkerei und boten dem Irrwahn der Zauberei einen günstigen Nährboden.

Das halbe Jahrhundert vor dem Aussterben der Greifen in Pommern (1637) war erfüllt von Hexenprozessen, die keinen Stand verschonten und deren vornehmste Opfer Elisabeth v. Dobschütz und Sidonie v. Borcke waren. Erstere war landfremd als Tochter Heinrichs v. Strantz auf Sieversdorf und Beerfelde, dem mutmaßlich der Schmerz um die Qualen seines Kindes das Herz brach, da er um 1691 gestorben ist. Ihre Mutter war Elisabeth v. Beerfelde. Ihr Gatte war im Krossener Lande mehrfach begütert, aber verschuldet, so daß er 1578 in den Dienst des Herzogs Johann Friedrich von Pommern-Stettin als Hauptmann in Neustettin trat, um bald als Jägermeister auf der Ihnaburg bei Altdamm angestellt zu werden, da er als berühmter Wolfsjäger die besondere fürstliche Gunst errungen hatte, was ihm natürlich Neider erweckte. Sein Hauptwidersacher war der allmächtige Günstling Peter Kamecke. Er verließ daher 1590 Pommern, um in seiner Heimat Ordenshauptmann der Johanniter-Komturei Krossen zu werden, wodurch er auch in der Lage war, seinen benachbarten Besitz selbst zu verwalten.

Bereits 1586 hatten Zauberweiber seine Gattin in ihren Urgichten (Bekenntnissen) der Zauberei bezichtigt, ohne daß irgendeine Stelle Wert auf diese Verleumdungen legte. Er war damals noch Landpfleger in Neustettin, wo die Hexenriecherei in üppigster Blüte stand. Der Landeshauptmann Jakob v. Kleist und der Hauptmann von Marienfließ, Joachim Barkow, waren die schlimmsten Hexenverfolger. Es wurden ganze Familien bei solchem fortlaufenden Rattenkönig von Hexenprozessen ausgerottet. Gerade dieser Kleist war Nachfolger des Melchior v. Dobschütz. Ein Anlaß zum Wiederaufleben der Gerüchte bot sich gleich, so lächerlich er auch war. Im fürstlichen Back- und Brauhaus auf der Ihnaburg mißrieten ihm Brot und Eier. Am 30. Juli 1590 wurde ein übles Weib, die Klotzische, vielleicht schon um der Gattin des Vorgängers etwas anzuhängen, zum zweitenmal gefoltert. Sie bestätigte das Gerede und beschuldigte Elisabeth v. Dobschütz, mittels eines Pulvers das Back- und Brauhaus verzaubert zu haben. Der Hauptmann

v. Kleist und sein Rentmeister, die durch den Ausfall geschädigt waren, griffen mit Behagen und Eifer die Bezichtigung auf. Nun legte die Klotzische erst recht los. Elisabeth habe dem Herzog durch Zaubermittel die Jagd verdorben, ihn dadurch beeinflußt, ihrem Gatten wider Willen gewogen zu sein, Peter v. Ramecke schädliche Süsse bereitet. Alle diese Verdächtigungen belegte die Klotzische mit den wildesten Einzelheiten über Teufelsumgang und andere Scherze.

Frau v. Dobschütz war eine gute Hausfrau, und daher genau und streng mit ihren Mägden, die nunmehr sich rächten, als sie auf herzoglichen Befehl verhört wurden. Denn der geängstigte Herzog glaubte eine der Ursachen der Sterblichkeit und Unfruchtbarkeit seines Hauses gefunden zu haben, die doch bloß in der argen Entartung lag, da freilich binnen vierzig Jahren die letzten zehn männlichen Mitglieder des Greifengeschlechtes dahinstarben. Sogar der Hauslehrer der Dobschützischen Familie läßt sich durch Versprechen einer Pfarre zu greulichen Anschuldigungen verleiten. Schließlich wird der Gipfel erreicht. Sie habe durch ihr Patenkind, einen jungen Beutler Hans Meurer, der im Stettiner Schloß durch sie angestellt, und dessen Eltern und Geschwister in Neustettin verbrannt worden waren, einen Trunk nach dem Schlosse tragen lassen, der die Herzogin unfruchtbar gemacht habe. Die Fürstin hetzte ihren kurfürstlichen Vater auf. Es war eine Haupt- und Staatsaktion. Die drei Klagschriften enthielten neunundneunzig Inditional-, Additional- und Punktationsartikel. Das Geld wurde für ein Riesenaufgebot von Belastungszeugen verschwendet. In Friedland im Amte Schlochau wurden allein über zwanzig Zeugen vernommen. Dank der Folter wurden dem Hauptzeugen Meurer wider seine Wohltäterin, trotz wiederholten Widerrufes, der mit schärferer Tortur beantwortet wurde, endlich neben Ehebruch, Diebstahl und anderen gemeinen Vergehen die Bekundung erpreßt, er habe im Auftrage seiner ehemaligen Gebieterin einen von ihr zubereiteten Guß vor der Oderburg in Stettin dem Herzog auf den Weg gegossen und in einem Wachsbeutel Wasser aus der Blase eines weißen Lammes, das Wein und dicklichen Schleim enthalten und stark gerochen, einem Kammerjunker der Herzogin überbracht, damit er es der Fürstin zu trinken gebe und sie durch den Genuß unfruchtbar wurde.

Dieses Geständnis war einfach befohlen. Der Stiftshauptmann Barkow verhaftete Elisabeth in Krossen mit Erlaubnis des gefälligen obengedachten Großkomturs. Sie wurde, trotzdem sie guter Hoffnung war, sofort in Stettin in den Block gespannt und Tag und Nacht durch Landreiter bewacht. Der Stettiner und Magdeburger Schöppenstuhl, also unabhängige, gelehrte Gerichte, verfügten, daß sie der peinlichen Frage trotz ihres Zustandes zu unterwerfen sei. Am 10. Dezember 1590, abends neun Uhr (vgl. auch v. Stojentin, Aus Pommerns Herzogstagen), wurde sie in der großen Ritterstube des Schlosses, wo sich bisher das Staatsarchiv befand, in Gegenwart der höchsten Hofbeamten und eines Kurfürstlich Brandenburgischen Fiskals zum ersten Male gefoltert. Sie benahm sich wie eine Heldin, trotz dauernder Tortur. Sie habe wohl hie und da mit abergläubischen Gebräuchen gesündigt. Aber das sei Sünde gegen Gott, der werde es ihr verzeihen. Aber mit Ekel und Abscheu weist sie die ihr zugemuteten Scheußlichkeiten als Verleumdung zurück: „Wenn sie einer Schelm schelte und eine Hure tadele, so wäre sie doch ein ehrlich Kind.“ Sie verlangte Vorstellung der Zeugen, was verweigert wurde, worauf sie „fast trutzlich sagte, sie müßte und wollte es Gott und den Richtern auf ihrer Seelen Seligkeit befehlen“. Unter der Schraube des Henkers auf dem rechten Schienbein wurde sie unter diesen fürchterlichen Qualen zum Geständnis aller wahnwitzigen Beschuldigungen gezwungen, sie, die guter Hoffnung war.

Nun kommt der verdammungswerte Anteil des Herzogspaares, das noch fünfzehn Inditional- und achtzehn Additionalartikel ihr durch die Richter vorlegen läßt, natürlich mit entsprechender neuer Folterung. Eine Kabinettsjustiz, wie sie bösartiger nicht gedacht werden kann. Nach Akteneinsicht „schilt der Herzog den vorsitzenden Schloßhauptmann Lorenz v. Podewils, daß gar gelinde mit der Gefangenen verfahren worden“. Sie widerrief standhaft, obwohl sie wußte, daß die Tortur sich nur erneuern würde. Mit Recht erklärte sie den Widerruf: „Sie hätte es aus Pein

getan." Mit den Schrauben erzwang der Henker wieder das gewünschte Geständnis auch über die kindischen Verdächtigungen des Herzogspaares. Ihre gute Milchwirtschaft wurde ihr sogar als erzaubert vorgeworfen. Am 17. Dezember wurde sie dazu verurteilt, mit vorgehenden zwei Zangen gerissen, mit Feuer vom Leben gebracht zu werden. Während man sonst Verurteilte vorher erdrosselte, wurde sie roherweise in dieser entsetzlichen Weise hingerichtet, nachdem das Urteil bestätigt war, wohl von der juristischen Fakultät Rostock, da dieser Justizmord erst im Frühjahr 1592 vor den Toren Stettins erfolgte.

Ein Schandfleck für das Greifengeschlecht, den Kurfürsten von Brandenburg und die andern willfährigen Helfer, die Richter und Standesgenossen und die Gesittung dieser genußsüchtigen Zeit, der dafür die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges bevorstanden. Auf Grund der peinlichen Halsgerichtsordnung Karls V. und des Römischen Rechtes, das nie amtlich rezipiert, wohl aber durch den Humanismus gerade um diese Zeit auch privatrechtlich den vollen Sieg errang, wurde auch die Zauberei bestraft, die den Hexen beiderlei Geschlechts vorgeworfen wurde. Sie waren einst als Hagediesen, als wohltätige Geister vom Volk verehrt worden, bis das romanisierte Christentum sie zu Unholden machte und diese Eigenschaft auf Menschen übertrug. Ein Geständnis war zur Verurteilung nötig. Bei solchen leiblichen und seelischen Qualen gehört aber eine fast übermenschliche Standhaftigkeit dazu, sich nicht zur falschen Selbstbezichtigung zwingen zu lassen. Die pommerschen Herzöge haben durch ihre aus Angst um das eigene Aussterben geradezu gezüchteten und angestifteten Hexenverfolgungen ihren Ehrenschild befleckt und sind daher mit Unehren in die Gruft gesunken, was auch in den Urteilen der Zeitgenossen zum Ausdruck kommt. Andererseits ist es kein Zufall, daß auch unsere materialistische Zeit, in sinnloser, roher Überschätzung der Wirtschaft, wieder dem schlimmsten Aberglauben auch in höheren Kreisen huldigt und in erneute Unkultur versinkt.

Kurd v. Strantz



Menschliche Vererbungslehre und praktische Eugenik

Die Vererbungslehre, als Sonderwissenschaft von der allgemeinen Biologie abgezweigt, hat den Beweis erbracht, daß sich auch die menschliche Vererbung nur durch die geheimnisvollen Vorgänge im Innern der Geschlechtszellen erklären läßt. Auf die Mendelgesetze und die Chromosomentheorie stützen sich Eugenik und Rassenhygiene; sie verlangen vom Staat und von der Gesellschaft, daß durch positive und negative Maßnahmen die rassenbiologische Beschaffenheit des Volkskörpers gebessert werde.

Leider aber verfügen bisher weder die Leiter des Staates noch die Mitglieder der Gesellschaft über die zum Verständnis so wichtiger Fragen notwendige naturwissenschaftliche Bildung. Nur so ist es zu verstehen, daß weder die Ministerien (das preußische Wohlfahrtsministerium ausgenommen) noch die Parteien noch die Familien den eugenischen Bestrebungen der Rassengesundheitslehre das Interesse entgegenbringen, das diese mehr als jede andere bevölkerungspolitische Frage beanspruchen dürfen. Ich möchte wissen, was aus den klar formulierten Wünschen des Ausschusses des preußischen Landesgesundheitsrates für Rassenhygiene und Bevölkerungswesen geworden ist? Wo bleiben die von diesem Ausschuß geforderten Forschungsanstalten für menschliche Vererbungslehre? Wo die staatlichen Maßnahmen zur Förderung der bisherigen Forschung und des Unterrichts über menschliche Vererbungslehre? An welchen Universitäten haben Dozenten Lehraufträge für Vererbungsbiologie und Eugenik erhalten? [NB. An der Berliner Universität hat Prof. Poll einen Lehrstuhl für Erbkunde, aber — ein Institut hat er nicht! Wir unterstützen Dürres Forderungen auf das wärmste! D.T.] Ich wüßte nicht, daß irgendeine

Partei bei der Beratung der Etats der Kultusministerien diese Forderungen aufgegriffen, unterstützt und durchgedrückt hätte! Oder daß sich die öffentliche Meinung hinter die Vorkämpfer der eugenischen Bewegung gestellt hätte! Gegen Amerika mit seinen 100 Professuren für Eugenik und seinen rassehygienischen Gesetzen, gegen England mit seiner Galtonprofessur, gegen Schweden mit seinem Zentralinstitut für Rassenbiologie, ja gegen Dänemark und die kleine Schweiz verhält sich Deutschland von Staats und Gesellschafts wegen in der Frage der Nutzbarmachung der Ergebnisse moderner Lebensforschung zum Besten der Nation beschämend rückständig.

Für jeden Gebildeten ist es daher unerläßlich, daß er sich einmal gründlich mit den Kernfragen der Vererbungswissenschaft beschäftigt und zu den rassehygienischen Forderungen der Gegenwart Stellung nimmt. Der Verfasser möchte mit den folgenden Ausführungen die Leser des Türmers zu erbbiologischen Studien anregen.

Fangen wir mit einer Erklärung der Mendelgesetze an: Von Mendelismus spricht man, wenn bei Kreuzungen verschiedener Rassen die Bastarde und deren Nachkommen in bezug auf die Manifestation der Merkmale ihrer Eltern und Großeltern sich nach den Gesetzen richten, die der Augustinerpater Gregor Mendel (1865) auf Grund zahlloser Kreuzungsversuche mit Erbsenrassen aufgestellt hat. Es werden nämlich bei den Nachkommen von Bastarden die Merkmale der Ausgangsrassen wieder herausgespalten! Und dies nach einem ganz bestimmten Schema! Kreuzt man z. B. eine rotblühende Blume mit einer weißblühenden, so können die daraus hervorgehenden Bastarde — wenn sie dem sog. Erbsentypus folgen — sämtlich rot blühen. Das von der Mutter ererbte Merkmal Weiß tritt bei ihnen nicht in Erscheinung, es ist vor dem dominierenden Merkmal Rot zurückgewichen, es verhält sich rezessiv, während sich Rot dominant verhält! Kreuzt man nun aber die Bastarde wieder unter sich, so tritt das Merkmal Weiß plötzlich bei einer ganz bestimmten Anzahl der Nachkommen wieder zutage, es ist wieder herausgemendelt! Unter vier Bastardkindern sind dann immer drei rotblühend wie die Eltern, eins aber ist weißblühend wie die Großmutter. Dies Gesetz der dominanten und rezessiven Vererbung macht man sich am besten durch Buchstabensymbole in der Weise klar, daß man für das dominante Merkmal Rot z. B. den großen Buchstaben R einsetzt, für das rezessive Merkmal Weiß den kleinen Buchstaben r (nicht Rot!!). Die Bastarde hätten dann folgende Erbformel: R+r. Bei der Kreuzung von Bastarden mit ihresgleichen müßte ich also hinschreiben: R+r ×R+r. Diese Formel ergibt, wie die algebraische Formel (a+b) (a+b): RR+2Rr+rr, d. h. von den Nachkommen hat unter vier Exemplaren einer die Erbformel RR, einer die Formel rr, und zwei haben: Rr. Es ist demnach nicht nur das Merkmal Weiß (r) wieder herausgespalten, sondern auch das Merkmal Rot (R) ist reinrassig wieder zum Vorschein gekommen, und die Nachkommen dieses RR-Bastardkindes werden, wenn es mit seinesgleichen gekreuzt wird, stets reinrassig rotblühen. Man frage nicht, ob man diese Verhältnisse auch auf den Menschen übertragen dürfe, sondern man beobachte seine Umgebung! Wie oft sieht man, daß zwei braunäugige Eltern ein blauäugiges Kind haben. Wenn man sich die Mühe macht, die Eltern zu befragen, wird man hören, daß beide Eltern in bezug auf ihre Augenfarbe Bastarde sind, d. h. daß einer ihrer Eltern blauäugig war. Das Mendelgesetz ist auch beim Menschen wirksam! Das Merkmal Braunäugig ist dominant! Das Merkmal Blauäugig ist rezessiv. Außer dem Erbsentypus spricht man bei der Vererbung nun auch noch von einem Maistypus und vom Hafertypus. Beim Maistypus zeigen die Bastarde ein sog. intermediäres Verhalten, sie nehmen eine Zwischenstufe hinsichtlich der Eigenschaften der Eltern ein. Erblicher Hochwuchs mit erblichem Zwergwuchs gekreuzt, würde in diesem Falle nach dem Maistyp Mittelwuchs ergeben, und zwar träte diese Eigenschaft ziemlich gleichmäßig auf, während beim Hafertyp verschiedene Abstufungen erkennbar wären. Auf die Formen der geschlechtsbedingten Vererbung, auf den Dorset-Suffolk-Typus (bei dem sich eine Eigenschaft überwiegend in dem einen Geschlecht offenbart), auf den Abraxas- und Drosophilatyp, bei denen streng geschlechtsgebundene Vererbung vorliegt, kann ich hier nur hinweisen. Natürlich gibt es bei den verwickelten und zahl-

reichen Eigenschaften der Menschen auch Fälle, die zunächst mit den Mendelgesetzen in Widerspruch zu stehen scheinen, die sich ihnen bei sorgfältiger Analyse aber doch einreihen lassen. Dominant vererben sich z. B. beim Menschen sehr häufig: Gicht, Zuckerharnruhr (gewöhnlich Zucker genannt), Fettsucht, Diabetes insipidus, Syndaktylie, Kurzfingrigkeit, zunehmende Schwerhörigkeit, erblicher Veitstanz u. a. m. Rezessiv vererben sich: Myoclonus-Epilepsie (!), Schüttellähmung, Albinismus, hereditäre Taubheit u. a. m. Heiratet z. B. ein Zuckerkranker, in dessen Familie die dominante Form dieser Krankheit erblich ist, mit dem Erbbild ZZ (d. h. von Vater und Mutter belastet) eine gesunde Frau zz (von Vater und Mutter gesund), so ergibt die Formel (Z+Z) · (z+z) = Zz Zz Zz Zz! Das bedeutet, daß unter vier Kindern alle an Zuckerharnruhr erkranken werden. Ebenso verheerend ist wohl der Umstand, daß die rezessiven Krankheiten plötzlich bei Kindern ganz gesunder (d. h. scheinbar ganz gesunder Eltern, die aber ihrem Erbbilde nach Bastarde in bezug auf die Merkmale Gesund und Krank sind) zutage treten. Nehmen wir als Beispiel den Sohn eines an Myoclonus-Epilepsie leidenden Vaters und einer gesunden Mutter mit der Formel eG, wobei e das rezessive Merkmal für Epilepsie, G das dominante Merkmal für Gesundheit sein soll, und lassen wir diesen Mann eine Frau mit derselben Erbformel heiraten, so ergibt sich folgendes Bild: (e+G) · (e+G) = ee eG Ge GG! Unter vier Kindern ist ein epileptisches, obwohl beide Eltern scheinbar gesund waren. Diese Tragik trifft so oft Verwandtenehen, bei denen nur zu leicht von dem gemeinsamen Ahn ein rezessives Krankheitsmerkmal in der Erbmasse beider Eltern mitgeführt wird.

Ehe wir nun auf die soziologische Auswertung dieser Tatsachen eingehen, d. h. uns den eigentlichen Fragen der Eugenik (griechisch εὐγένεια = edle Abstammung) und der Rassenhygiene zuwenden, müssen wir, wenn wir nicht oberflächlich sein wollen, die wissenschaftlichen Ergebnisse der Zellforschung, soweit sie zur Erklärung der Mendelgesetze dienen, kennenlernen. Es ist im vorhergehenden oft vom Erbbild gesprochen worden. Unter Erbbild versteht man die Summe der Erbsubstanz, die die Vereinigung der väterlichen und mütterlichen Kerninhalte bei der Befruchtung der weiblichen Geschlechtszelle durch die männliche ergibt. Diesem Zellkerninhalt haben die Forscher ihr ganzes Augenmerk zugewandt und durch das Mikroskop entdeckt, daß die leicht färbbare Kernsubstanz, das sogenannte Chromatin, sich in kleine Schleifchen und Stäbchen verwandelt, wenn die Zelle sich teilen will. Diese kleinen Gebilde, die man Chromosomen nennt, sind nun die eigentlichen Truhen der Vererbung. In ihnen liegen die unser Äußeres und Inneres bestimmenden Erbeinheiten oder Gene. Sind diese Chromosomen heil und gesund, so entstehen aus ihrer Vereinigung mit denen eines gesunden Partners auch gesunde Kinder, sind sie in irgendeiner Beziehung beschädigt, so müssen sie überall da, wo sie als Erbmasse ein neues Wesen hervorbringen, nach den Mendelgesetzen Krankheit und Siechtum hervorrufen. Die dominante und die rezessive Vererbung von Krankheiten kann nämlich nur so erklärt werden, daß durch die reife Geschlechtszelle ein krankes Chromosom, oder besser gesagt ein Chromosom mit einem kranken Gen weitergegeben wird. Die Erbmasse, die ein Mann von Vater und Mutter erhält, besteht aus 47 Chromosomen, wie neuerdings De Winiwarter, Painter und Oguma festgestellt haben. Die Erbsubstanz einer Frau aus 48! Wenn wir nun unsererseits diese Erbmasse in ihrer Gesamtheit weitergeben würden, so würde unser Kind schon 95, dessen Kind 190 Chromosomen besitzen usf. Die Natur hat durch ganz einzigartige Vorgänge, die unter dem Namen Reduktionsteilungen bekannt sind, dafür gesorgt, daß wir immer nur die Hälfte der 47 resp. 48 Chromosomen weitervererben. Und bei diesen Reifungsvorgängen der Geschlechtszellen, bei denen sich aus der Urgeschlechtszelle durch die Reduktionsteilungen die fertige Ei- oder Samenzelle bildet, fällt gewissermaßen das Los über das Wohl und Wehe des späteren Kindes.

Man nehme einmal 47 kleine Tonkugeln, färbe davon eine blau und je eine rot und weiß. Wenn man sie so teilt, daß man auf der einen Seite 23 Kugeln hat, unter denen sich die rote be-

findet, auf der andern Seite 24, unter denen sich die weiße und die blaue Kugel befinden, so hat man ein anschauliches Bild von den beiden aus der Urgeschlechtszelle hervorgegangenen reifen männlichen Geschlechtszellen. Auf die verwickelten Vorgänge des Austausches von Chromosomenstücken und auf die Erscheinung der Polymerie kann ich hier nicht eingehen. Nur mit einer von beiden Zellen kann ein Kind gezeugt werden. Die Erbmasse des Kindes wird also entweder nur das Merkmal Krank (hier durch die rote Kugel symbolisiert) enthalten oder das Merkmal Gesund (Weiß). Wenn Rot bei unserem Beispiel die dominante Belastung für Zuckerharnruhr bedeutet, so wird das Kind, das mit dieser Erbsubstanz gezeugt wird, an Zucker erkranken! Wenn aber das weiße Tonkügelchen die Anlage für Myoclonus-Epilepsie, also eine rezessive Anlage bedeuten soll, so wird mit dieser Chromosomengruppe nur dann ein epileptisches Kind gezeugt, wenn sie auf eine Eizelle trifft, die ebenfalls die Anlage für Myoclonus-Epilepsie enthält und durch 24 Kügelchen — mit einer weißen darunter — dargestellt werden müßte. Die Vorbedingung für den Ausbruch rezessiv vererbbarer Krankheiten ist also immer die Anwesenheit von zwei kranken Chromosomen (Genen). Die blauen Kugeln habe ich eingeführt, um das Wesen der geschlechtsbestimmenden X-Chromosomen, deren Vorhandensein beim Menschen zuerst Guthertz, der scharfsinnige Berliner Zellforscher, entdeckt hat, klarzumachen.

Man sieht, daß der Mann immer zwei Arten von Zellen produziert: Zellen mit einem X-Chromosom und Zellen ohne ein solches Chromosom. Im letzteren Falle zeugt er mit den 23 Chromosomen und der Eizelle der Frau, die immer 24 Chromosomen (d. h. 23 + X) enthält, einen Sohn. Mit den Zellen, die 24 Chromosomen enthalten, zeugt er Töchter. Das X-Chromosom spielt eine große Rolle bei der Vererbung der berüchtigten Bluterkrankheit (vgl. Zahns „Frauen von Tanno"). Diese wird nämlich nur durch ein krankes X-Chromosom der Frau, die selbst nicht krank zu sein braucht, weitergegeben (diesen Vererbungsmodus nennt man geschlechtsgebunden rezessiv, s. o.) und der Mann, der in seiner Erbmasse dieses kranke Chromosom erhält, wird bluterkrank.

Geschlechtsgebunden rezessiv vererbt sich auch die Anlage für plötzliche Erblindung (Neuritis optica), die eine mir bekannte Familie schon seit Generationen (!) heimsucht. Im dritten Jahrzehnt ihres Lebens sind Angehörige dieser Familie, und zwar immer Männer, plötzlich erblindet.

Diese erschütternde Tatsache möge die Überleitung bilden von der Betrachtung der biologischen Grundlage der Vererbungslehre zu den Forderungen des eugenischen Rassedienstes! Wenn es erwiesen ist, daß sich menschliche Tüchtigkeit und ebenso menschliche Minderwertigkeit vererben, so muß ich als vernünftiger Staatsbürger verlangen, daß Maßnahmen ergriffen werden, die einerseits die Vermehrung der Verbrecher, Krüppel, Blinden, Geisteskranken usf. auf das Mindestmaß herabdrücken, anderseits die Fortpflanzung der Menschen von Qualität begünstigen. Die Vorbedingung für die Erreichung beider Ziele ist Aufklärung weitester Kreise des Volkes über das Wesen menschlicher Vererbung. Schulen, Volkshochschulen, Universitäten, Ärzte, Geistliche, Schriftsteller, Standesbeamte sollten fähig sein, die Menschen auf die Gefahren falscher Gattenwahl hinzuweisen und diesen Hinweis zu begründen. Vor der Verlobung müssen sich die Partner fragen, ob sie nicht ein Verbrechen an ihren Nachkommen begehen, wenn sie gerade diese Frau oder diesen Mann heiraten. Nicht Individualismus und Genußsucht, sondern die Sorge um das kommende Geschlecht sei der bestimmende Faktor bei der Gattenwahl! An die Standesämter müssen eugenische Abteilungen angeschlossen werden, in denen, wie auf dem Grundbuchamt der Amtsgerichte, genau Buch geführt wird über die erbliche „Belastung", aber auch über die besondere Begabung der Einwohner. Jeder hat das Recht, von diesem Amt einen Auszug aus seiner erbbiographischen Liste einzufordern. Diesen Ausweis möge der Brautwerber seinem in Aussicht genommenen Schwiegervater einsenden und ein Gesundheitszeugnis über das Erbbild von dessen Tochter einfordern. Die speziellen Gesundheitszeugnisse über das Freisein von akuten Seuchen werden dadurch natürlich nicht überflüssig, und zu den Aufgaben

der Rassenhygiene gehört auch durchaus die rücksichtslose Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Verbrecher, Irrsinnige, liederliche Personen, asoziale Elemente müssen sterilisiert werden, nicht durch Kastration, sondern durch das einfache Mittel der Vasektomie oder Salpingektomie. Die Gesunden müssen auf jede Weise zu starker Fortpflanzung gedrängt werden. Die Mutter zahlreicher gesunder Kinder erhalte die Krone unter den Frauen! Die Junggesellen, Kinderlosen und Kinderarmen mögen mit besonderer Steuer zum Besten der Familien mit starkem gesunden Nachwuchs, die überdies mit besonderen steuerlichen Vorrechten ausgestattet werden müßten, herangezogen werden. Bei der Zuweisung von Siedlungsland bevorzuge man Erzeuger gesunder Kinder und gebe nur ihnen das Land in Erbpacht.

Zur Förderung der Erblichkeitsforschung und der Rassenhygiene gründe das Reich ehestens ein Zentralinstitut für Eugenik und schaffe Lehrstühle für diese neuen Wissenschaften. Wird nur ein Teil dieser maßvollen Forderungen erfüllt, so wird der Volkskörper, dessen Qualität von Tag zu Tag nachläßt, mehr und mehr gesunden. Die Gefahr, daß wir zu einer Rasse dritten Grades herabsinken, wäre gebannt. Dr. Konrad Dürre



Europa irredenta

Unter diesem Titel hat der Leiter der Arbeitsstelle für Nationalitätenprobleme beim politischen Kolleg in Berlin, Dr. M. H. Boehm, im Verlag von Reimar Hobbing ein stattliches Buch erscheinen lassen. Schon im Vorwort hebt der Verfasser in richtiger Weise hervor, daß das Werk, trotzdem es für weite Teile des ungeheuren Stoffgebietes noch dermaßen an der dringend erforderlichen wissenschaftlichen Vorarbeit fehle, eine Notwendigkeit sei. Wenn man sich bis zum Ende durchgearbeitet hat, wird man anerkennen müssen, daß diese Vorwortbemerkungen die bescheidene Art des Bearbeiters kennzeichnen. Boehm hat in den gut 300 Seiten ein ungeheures Material zusammengetragen, es in wissenschaftlich und stilistisch meisterhafter Form zusammengestellt und damit aus dem Wagnis einen großen Erfolg gemacht.

Wenn es auch sehr schwer erscheint, aus der Fülle der hier behandelten Fragen in einem Aufsatz zusammenhängende Gedanken herauszuarbeiten, möchten wir den Versuch keinesfalls unterlassen, weil wir einen Fingerzeig auf den Inhalt und damit eine dringende Empfehlung für alle diejenigen, die sich für das deutsche Volk und seine Schicksalsgenossen in Europa interessieren, für sehr geboten halten.

Im ersten Abschnitt befaßt sich Boehm mit dem geistigen Ursprung des Volkstums. Wir freuen uns, daß auch er vor den vielfach üblichen falschen Voraussetzungen der Nationalität warnt. An einzelnen Führern, wie Cavour, Gambetta, Napoleon und Wetterlé, ebenso an ganzen Stämmen und Landschaften zeigt er, daß der europäische Nationalitätenkampf mit Abstammungsmerkmalen nur äußerst unzureichend erklärt ist. Ebenso hebt er hervor, daß Spracheinheit keinesfalls Abstammungsgemeinschaft einschließe. Anschließend daran werden in feiner Weise die Zusammenhänge zwischen Volk, Religion und Kultur aufgezeichnet und abschließend folgendes ausgeführt:

„Abstammung, Glaube, Kultur und Sprache werden in der Folge allenthalben in den Dienst völkischen Ehrgeizes gestellt. Den Rahmen dafür bietet das staatliche Leben. Die Durchbringung von völkischem Eigenleben und staatlichem Machttrieb erweckt die Nationen, schafft die moderne Irredenta."

Für uns unter dem Joch von Versailles Lebende bietet es besonderen Reiz, dem Verfasser durch die folgenden Abschnitte zu folgen, in denen der früh erwachende französische Imperialismus, das Verhalten der französischen Revolutionäre und damit im Zusammenhang das der

deutschen im Jahre 1848 geschildert wird. Es sind letzten Endes immer dieselben Mittel, deren sich der Franzose bedient. Schon um die Wende des 14. Jahrhunderts erkennen wir die Anfänge der Methoden, die man unter Ludwig XIV. Reunionen, heute Sanktionen nennt. Neben diese juristisch aufgemachte Propaganda trat bald eine psychologische Technik der Menschenbehandlung, die ein moderner Franzose zutreffend als Annexion der Intelligenzen bezeichnet hat. Diese Methode war und ist heute nötig, da das französische Volkstum außerstande ist, selber triebkräftig nach Osten zu wachsen. Der Egoismus kleiner Dynasten und kirchlicher Würdenträger wurde ebenso ausgenutzt wie die Eitelkeit der Bourgeoisie. In Haas, Dorten und Smeets reicht die Reihe dieser gesinnungstüchtigen Stützen Frankreichs bis in unsere Tage hinein. Von besonderem Interesse ist es gerade heute, an Hand der Forschungen des holländischen Historikers Mauritz Josson den Ausrottungskampf zu verfolgen, den die französische Revolution gegen alle Fremdsprachigen eröffnete, unter denen natürlich Elsaß und Lothringen ganz besonders hart betroffen wurden. Der Plan einer gewaltsamen Umsiedlung aller deutschen Elemente tauchte auf; der Straßburger Wohlfahrtsausschuß dachte sogar an eine Massenausrottung des Deutschtums durch die Guillotine. Mit Recht bezeichnet der Verfasser daher die gegenwärtigen Träger als die epigonenhaften Fortsetzer einer uralten Überlieferung, die alle Wandlungen der französischen Verfassung, Royalismus, Republikanismus und Cäsarismus ziemlich unverändert überdauert hat. Wie übel wird uns zumute, wenn wir einige Seiten weiter erfahren, daß die Berliner Märzrevolutionäre als eine wichtige Aufgabe die Befreiung polnischer Rädelsführer, die sie im Triumphzuge durch die Linden trugen, ansehen, und von dem Vorschlag Max v. Gagerns an Friedrich Wilhelm IV. hören, auf die polnischen Gebiete zu verzichten und zugunsten der Polen einen liberalen Glaubenskrieg gegen Rußland zu führen! Vielleicht hat Bethmann-Hollweg, als er 1916 sich die Unglücksidee eines selbständigen und dadurch für uns tätigen Polen einflößen ließ, die nicht zur Ausführung gelangte Heldentat der gesinnungsverwandten Gegner im Kopf gehabt.

Wenn einerseits hier mit gutem Recht auf die verhängnisvoll wirkende innerpolitische Einstellung so vieler deutscher Politiker aufmerksam gemacht wird, so bedarf andererseits der unglückliche Zickzackkurs, den die Regierung im Osten, Norden und Südwesten mit teilweise grotesker Tölpelhaftigkeit betrieb, ebenso scharfer Ablehnung. Im einzelnen alle die Fehlgriffe gegen Polen, Dänemark und Elsaß-Lothringen aufzuführen, würde den Rahmen des Aufsatzes sprengen. Wir glauben uns um so mehr auf den Hinweis beschränken zu können, weil diese Dinge im allgemeinen gut bekannt sind. Aber auf eine weitere Kurzsichtigkeit müssen wir an dieser Stelle aufmerksam machen, die gänzliche Verständnislosigkeit der offiziellen und privaten Stellen dem Ringen des Grenz- und Auslandsdeutschtums gegenüber. Wohl gab es einige Persönlichkeiten und Vereinigungen, wie vor allem der Verein für das Deutschtum im Ausland, die sich eifrig bemühten. Da sie aber bei ihrer Arbeit im Lande kaum Widerhall fanden, konnten ihre Leistungen letzten Endes nie mehr als Tropfen auf den heißen Stein bedeuten. Das bedauerlichste war, daß vor allem die Reichsregierung — saturiert und durch die Dreibundpolitik gebunden — korrekt beiseitestand. Bei solcher die wesentlichsten Fragen der deutschen Politik außer Betracht lassenden Einstellung des größten Teiles des deutschen Volkes war es kein Wunder, daß man dem im Weltkrieg immer mehr auftauchenden Problem „Europa irredenta" ziemlich fassungslos gegenüberstand. Die deutsche Nation, einschließlich ihrer regierenden und führenden Schichten, taumelte in einen aufgezwungenen Krieg, dessen Ausmaß und tragende Kräfte sie völlig verkannte, und dessen wahren Problemen sie ahnungslos gegenüberstand.

Die große Schicksalsentscheidung, die das 19. Jahrhundert dem Habsburger Reich auferlegte, war seine endgültige Blickeinstellung nach Südosten. Seine Ablösung vom Westen, die sich in Jahrhunderten vorbereitet hatte, vollzog sich nicht ohne Schmerzen. Die Zurückziehung der Schweiz aus dem gesamtdeutschen Lebenszusammenhang schien erst recht eine Wahrung des österreichischen Herrscherrechtes in Oberitalien zu fordern. Wir wissen, wie gerade dadurch die



italienische Einheitsbewegung leidenschaftlich entfacht wurde. Auch die anderen Nationalitäten des Habsburger Reiches suchten immer stärkeren Lebensspielraum für ihre vorwärtsstürmenden Kräfte. Am frühzeitigsten verstanden es die Tschechen, ihre innerösterreichischen Nöte in europäische Fragen umzumünzen. Gelegentlich des polnischen Aufstandes im Jahre 1863 werden zum ersten Male die zwei stärksten Triebfedern des tschechischen Nationalismus in der internationalen Welt ersichtlich, die Alt- und Jungtschechen. Die ersteren brachten die panslawistisch-russenfreundliche Überlieferung mit, während letztere zunächst im Gegensatz zu Rußland standen. Im Laufe der nächsten Jahre überschnitt sich die Politik dieser beiden Gruppen mehrfach. Im Jahre 1869 reiste der alttschechische Führer Rieger nach Paris, um dem Kaiser Napoleon in einem längeren Memorandum die Bedeutung der Tschechen für die Niederhaltung des preußisch-deutschen Machtfaktors in Europa darzulegen. Er war es, der die heute akut gewordene strategische Verbindung zwischen Frankreich und der böhmischen Grenze ins rechte Licht setzte. Das französisch-tschechische Bündnis war damit angebahnt, das seinen eigentlichen Träger im Jungtschechentum finden sollte. In Frankreich verstand man den künftigen Bundesgenossen sofort in das große Spiel einzusetzen. Nach dem verlorenen Krieg von 1870 sahen wir eine kleine Zahl rühriger französischer Intellektueller bemüht, ihr Volk auf die Zukunftswichtigkeit der österreichischen Slawen im Kampf gegen das Deutschtum hinzulenken. Immer inniger gestalteten sich die Beziehungen. Turnerschaften besuchten sich gegenseitig, die Stadtverwaltungen von Paris und Prag tauschten Ehrungen aus. Wir sehen in diesen bei allen anderen sogenannten unterdrückten Minderheiten von Jahr zu Jahr stärker in den Vordergrund tretenden irregulären Verbänden und Vereinigungen die stärksten Pfeiler der Irredenta. Finanziell und geistig reichlich von den Mutternationen gespeist, gruben sie mit ihrer Tätigkeit immer mehr der Tradition des habsburgischen Reichsgedankens das Grab. Mit gleichen Mitteln gingen die Polen mit ihren Sokols, die Dänen mit Volkshochschulen und unter dem religiösen Deckmantel die verwelschten Teile der Elsaß-Lothringer mit ihren réunions sportives vor. Es kann uns nicht verwundern, daß nach so gut vorbereiteter Maulwurfsarbeit gleich zu Beginn des Weltkrieges mit allen Kräften ans Werk gegangen wurde. So arbeitete seit 1915 der preußische Pole Dr. Seyda in der Schweiz für eine ententistische Polenpolitik und organisierte Spionage, Pressedienst und politische Agitation im Lager der Westmächte. In den Pausen dieser Tätigkeit nahm er als Abgeordneter an deutschen Parlamentssitzungen teil. Die Tschechen gingen noch entschlossener vor. In regelmäßigen geheimen Monatskonferenzen traf sich seit Kriegsbeginn ein sogenannter Zehnerrat, der die Führer der namhaftesten Parteien umfaßte. Aus ursprünglich selbständigen Aktionszentren um Prof. Masaryk, um Dr. Kramarsch, Raschin und Dr. Scheiner mit seinen Sokols entstand frühzeitig ein geheimer Zusammenschluß, dessen Seele zunächst Dr. Benesch wurde. Dank dem bewunderungswürdigen Zusammenwirken der Führerschaft und Massendisziplin und ebensolcher unglaublicher Kurzsichtigkeit und Schlappheit auf der anderen Seite ist das tschechische Ziel erreicht worden. Die Krone aller falschen Nachgiebigkeit setzte das Verhalten Kaiser Karls in dem Hochverratsprozeß gegen Dr. Kramarsch auf. Die Aufhebung des Todesurteils und die Begnadigung des schlimmsten Feindes der Dynastie ist einer der Schildbürgerstreiche, durch die der Spätling des Geschlechts, der unfähige junge Kaiser, politisch dem Hause Habsburg das Grab grub.

So gelangten wir zu Versailles, St. Germain, Trianon und Sèvres. Unter heuchlerischen Phrasen vom Selbstbestimmungsrecht der Völker wurde Europa angeblich befriedet. Die alten Römer kannten auch schon dieses schöne Wort. Wenn zu ihrer höheren Ehre irgendwo ein freiheitsliebendes Volk unterjocht werden sollte, dann benannten sie diese imperialistische Beschäftigung mit pacare, zu deutsch befrieden. In ebendem Maße ist Europa seit 1918 befriedet. Die vier Großen stellten in Geheimsitzungen, teilweise aus Unkenntnis, meist bewußt aus Rachsucht, ein Europa her, das geradezu groteske Gestaltungen aufweist. Wenn man sich vorzustellen sucht, daß dieses Europa das Ergebnis der auf die vierzehn Punkte Wilsons aufgebauten Grundsätze ist, wird man vergebens nach irgendwelchen Zusammenhängen zwischen Behauptung und

Ausführung ausschauen. Niemals sind im Zeitalter der Kabinettskriege je ganze Völker so bedenkenlos als Schachfiguren hin und her geschoben worden, wie bei diesem Frieden. Unter den Erbfolgern der habsburgischen Ländermasse befinden sich allein vier Völkerstaaten, in denen unreifen Herrschervölkern ungleich rechtlosere Minderheiten unterworfen sind, als das im alten Österreich der Fall war. Was vollends an ungeheuerlichen Fälschungen und Vergewaltigungen geleistet worden ist, kann unmöglich in diesem Zusammenhang auch nur annähernd vollzählig aufgezählt werden. Wir erinnern nur an die Fälschung der 150000 Unterschriften aus dem Saarland und die statistische Lüge des nunmehrigen tschechischen Außenministers Benesch in seinem Mémoire III, das bei den Pariser Verhandlungen eine große Rolle spielte. In diesem Machwerk wurden geschlossene deutsche Gebiete geleugnet, um einen Anschluß zu Deutsch-Österreich zu hintertreiben. Am deutlichsten hat einmal ein Parlamentarier unverhohlen die Absichten aller gemeinsamen Feinde des deutschen Volkstums ausgesprochen, als er sagte, selbst wenn die lettische Volkswirtschaft unter diesen Reformen — gemeint sind die Landenteignungen der Deutschen — zugrunde gehe, so sei der Hauptzweck, der Ruin des Deutschtums, eben doch erreicht. Wir wollen bei der Gelegenheit nur kurz daran erinnern, daß die Polen bei ähnlichen Reformen etwa 800000 Deutsche, die Tschechen 700000 des Landes verjagt haben. Es liegt auf der Hand, was eine solche Umsiedlung für den nationalen Charakter dieses bisher deutschen Gebietes bedeutet. Fügen wir hinzu, daß Deutsch-Österreich seinen unzweifelhaft nationalen Charakter nicht einmal in seinem Namen bekunden durfte, so liegt hier vielleicht der krasseste Fall völkischer Vergewaltigung vor, den die Friedensdiktate überhaupt aufzuweisen haben.

So wie wir an einer Anzahl von Beispielen versucht haben, ein Bild von Europa irredenta zu geben, hat Boehm es für alle Teile des gesamten Fragenkomplexes getan. Raummangel gebot uns, auf Irland, Ungarn, die Ukraine und die ganzen Balkanverhältnisse, deren Betrachtung allein einen großen Aufsatz verlangt hätte, näher einzugehen. Der Leser möge daraus ersehen, welche Fülle von Stoff in dem Boehmschen Buche seiner wartet, und wie sehr es sich lohnt, diese ausgezeichnete Arbeit eingehend zu lesen.

Boehm sagt zuletzt: „Erinnerungen zucken auf. War es nicht der Sproß eines alten englischen Adelsgeschlechtes, der sich zu Anfang des Weltringens an dem Gedanken berauschte, daß dunkelhäutige Gurkhas und Senegalesen sich auf den Parkbänken von Sanssouci bei Potsdam rekeln würden? War es nicht eine geläufige Rede im französischen Heer, daß „les Gretchen allemandes“ der vielfarbigen französischen Soldateska willenlos zur Verfügung stehen müßten? Auch Schlageter hat — vom Exekutivkommando nur halb getötet — durch einen grinsenden Sudanneger den letzten tödlichen Schuß erhalten. Es ist nach solcher Lage der Dinge völlig stilgerecht, daß ein Chinese das Todesurteil des kleinen deutsch-polnischen Landes Oberschlesien besiegelte. Europa ist dem Ziele sehr nahe. In ganz Frankreich wimmelt es von kleinen Mulatten. In der Heimatstadt Beethovens, in der Stadt Gutenbergs und vor dem Kölner Dom, der Porta nigra in Trier und der Kaiserpfalz in Aachen, auf der roten Erde Westfalens tummelt sich Afrika. Das Rheinland und das Ruhrgebiet von heute sind ein Vorspuk des Europa von morgen oder übermorgen. Von Osten schiebt sich der Bolschewismus nach Mitteleuropa vor. Der Traum der westlichen Zivilisation wird unruhig. Der Morgen dämmert. Die schwarzen Legionäre recken die Muskeln. Sie warten auf die Vollendung des Untergangs des Abendlandes. Frankreich aber jubelt über die Unterjochung von Europa irredenta.“

Otto Kayser



Astronomische Politik

Zu derselben Zeit, wo Einstein und die Relativitätstheoretiker seiner Richtung die durchgängige Herrschaft der Kepler-Newtonschen Schwerkraftgesetze in der Sternenwelt anzweifeln, feiern diese Gesetze jenseits des Mikroskops, in der Kleinwelt der Elektronen, einen neuen und herrlichen Triumph. Wie die Planeten die Sonne umkreisen, so fliegen nach den gleichen Gesetzen die negativen Elektronen um den positiv geladenen Elektronenkern. Das kann den Denkenden auch nicht wundernehmen. Denn er sieht in der Sternenwelt, trotz aller Verschiedenheit, eine überaus großartige Einfachheit, und man geht kaum fehl, wenn man den kosmischen Gesetzen auch in der organischen und Geisteswelt eine tiefgehende Wirksamkeit zutraut. Selbst dort, wo man es zunächst für ausgeschlossen hält: in der Politik!

Raum, Zeit und ursächliche Verkettung herrschen nicht nur dort draußen in der Natur, sondern auch in unserm Geiste. Ob wir hinausschauen, hinauf, hinunter — überall umgibt uns ein unergründliches Meer von metaphysischen Geheimnissen, die um so größer werden, je tiefer unsere Forschung schürft. Nur erscheint zunächst die Astronomie als eine mathematische Wissenschaft, welche aller Individualität und Leidenschaft völlig enthoben ist, während die Politik als eine unberechenbare Kunst betrachtet wird, die auf ihren Höhen ohne Leidenschaft und Glut undenkbar ist.

Dennoch kann der Staatsmann sehr viel von dem Sternkundigen lernen. In erster Linie auf dem Gebiete der Staatsformen. Denn während die größten und tiefsinnigsten Staatstheoretiker, wie Platon, Xenophon, Aristoteles, Macchiavelli und Treitschke, sich die größte Mühe geben, die Monarchie als die beste Staatsform zu erweisen, kann der astronomisch geschulte Staatsmann keinen Augenblick zweifeln, daß jede andere Staatsform im tiefsten Grunde widernatürlich ist. Die Sonne ist Herrin bis zu dem System des nächsten Fixsterns, nämlich des Sterns Alpha im Kentauren. Sie herrscht mit Königsgewalt in einem Kugelraum, dessen Durchmesser etwa dreißig Billionen Kilometer beträgt und von dem Lichtstrahl erst in etwa vierzig Monaten durcheilt wird, obwohl dieser dreihunderttausend Kilometer in einer Sekunde durchfliegt. Kein Denkender kann daran zweifeln, daß sich die Monarchie, welche sich im eigentlichen Wortsinne hellstrahlend im unermeßlichen Sonnensystem bewährt, auch für unsern armseligen Erdenstern und seine kleinen Länder als die beste Staatsform erweisen wird. Nach dem sogenannten Dreikörperproblem hat aber nicht nur die gewaltige Sonne Einfluß auf die einzelnen Glieder des Planetensystems, sondern jeder noch so kleine Planet hat auch, entsprechend seiner Masse, Einfluß auf die Herrscherin Sonne. Im eigentlichsten, strengsten Wortsinne herrscht im Sonnensystem die sogenannte konstitutionelle Monarchie.

Das herrliche Leitwort der preußischen Könige: Suum cuique — Jedem das Seine! — hat astronomischen Charakter, beweist tiefgründige Erkenntnis und edelste staatsmännische Gerechtigkeit. Unter allen Umständen mehr Einsicht und Gerechtigkeit, als die Forderung der republikanischen Sozialdemokratie nach der Vorherrschaft oder gar der „Diktatur des Proletariats". Denn diese Diktatur des Proletariats geht über die Leichen aller schaffenden Stände, besonders des wichtigsten, des Mittelstandes. Wenn nun auch die Monarchie in der Überspannung zur schädlichen Tyrannis oder gar zur Despotie führt, so bedeutet sie selbst noch in dieser schädlichen Form eine straffe Ordnung. Sie bedeutet vor allem, selbst noch in dieser schädlichen Form, starken Schutz der Armen, Elenden, Unterdrückten. Proletarierherrschaft aber bedeutet das Entsetzlichste: das Chaos!

Der Staatsmann könnte also aus der astronomischen Betrachtung unter anderem die feine Gliederung und wunderbare Harmonie lernen und für die politische Leitung der Erdstaaten empfehlen. Würde das wärmende und leuchtende Sonnenlicht ununterbrochen strahlen, so müßte alles verdorren und verbrennen. Infolge der Rotation des Erdkörpers wechseln Tag und Nacht wohltätig ab — und zwar entsprechend den Jahreszeiten bald mehr, bald weniger ruhegebend —, nicht jener geistlose „Achtstundentag", der seiner ganzen Natur nach etwas Mechanisches, Kulturtötendes hat.

Ob es auf den andern Planeten Bewohner gibt, wissen wir nicht. Aber das wissen wir mit Sicherheit, daß, wenn es solche geben sollte, sie unzweifelhaft der Eigenart des betreffenden Planeten in wundervoller Anpassung und Harmonie entsprechen würden. Die Formeln der Französischen Revolution und ihrer schwächlichen deutschen Anbeter und Nachtreter von der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" dürften wohl nirgends in der astronomischen Welt anzutreffen sein, denn die Natur verabscheut wohl kaum etwas derart, wie öde Gleichheit, unverdiente Brüderlichkeit oder gar hemmungslose Freiheit. Nein, diese Begriffe bestehen nur in der Froschperspektive kurzsichtiger Demagogie. Wo ist absolute Freiheit in der Welt der Sterne oder der Elektronen? Dort erscheinen Anziehungskraft und Fliehkraft in genauester Ausbalancierung. Gewänne die Fliehkraft auch nur einen Augenblick das Übergewicht, so würde das All „trümmernd" auseinanderspringen. Also Freiheit im Verein mit edlem, wohltätigem Zwange ist das Ideal, das wir in der inneren Politik anstreben müssen.

Unter den wichtigsten Forderungen, die der Staatsmann von den Sternkundigen lernen müßte, sind vor allem die ununterbrochene Wachsamkeit und Sorgsamkeit zu nennen. Welches entsetzliche Unheil für die Welt kam zustande, als der Sonnengott seinem unbesonnenen Sohne Phaeton auf dessen völlig unbegründete Bitte die Lenkung des Sonnenwagens für einen einzigen Tag überließ! Die Welt hätte verbrennen müssen, wenn der Vater der Götter und Menschen den „ungelernten" Wagenlenker zu unserem Heil nicht mit dem Blitzstrahl vernichtet hätte. Unermeßliches Unheil hätte uns erspart bleiben können, wenn wir „gelernte" Staatsmänner, fachlich gebildete und erfahrene, erprobte Männer in der Leitung unserer Ministerien gehabt hätten — keinen „Phaeton" am unrechten Platz! Gewiß: Alle Staatsbürger sollen gleiches Recht haben auf die Leitung des Staates — aber nur, wenn sie die nötige Befähigung nachweisen! Keinen „ungelernten" Volksschullehrer als Finanzminister, keinen „Dissidenten" an der Spitze der in der ungeheuren Mehrheit christlichen deutschen Schulen Berlins! Keinen geistigen Analphabeten als Kultusminister! An die Stelle eines Wilhelm von Humboldt gehört kein Mann, dessen wesentlichster Befähigungsnachweis darin besteht, daß er in einem hoffnungslosen Kampfe mit der deutschen Grammatik liegt und insbesondere niemals mir und mich unterscheiden kann. Ein solcher „Wortkünstler" kann durch den „schönen Mut der Unbefangenheit" wohl in der „Volksversammlung" glänzen, nicht in der Leitung der vornehmsten Staatsverwaltung!

Das Wunderwerk der Reichsverfassung von Bismarck und Lothar Bucher durfte niemals, auf trügerische Versprechungen hin, in Weimar abgeschafft und durch eine Anzahl unlebendiger Gesetzesparagraphen eines nicht über das Durchschnittsmaß hervorragenden Berliner Handelsschulprofessors ersetzt werden. Die Gefühle der Bürger durften nicht durch Bruch der edelsten Tradition auf das Furchtbarste und Schmerzlichste verletzt werden, indem der kriegerische Geist geächtet und gebannt wurde, der Geist, durch welchen das deutsche Volk zwei Jahrtausende ruhmvoll in der vordersten Reihe der edlen Kulturvölker stand!

Schließlich durften vor allem die Kräfte der Religion nicht aus den Schulen entfernt werden. Denn wenn selbst in der besten Monarchie nicht alles Elend und alles Herzeleid vermieden werden können, wie kann es der Fall sein in einer „unastronomischen" religionslosen Republik? Wie will ein „gottloser" Staat das hungernde, frierende und so furchtbar gedemütigte Volk mit seelischen Kräften trösten? Mit den ledernen Paragraphen der Verfassung? Das haben die größten und genialsten Staatsmänner aller Zeiten gewußt und beherzigt — nur nicht diejenigen, welche den Religionsunterricht aus den Schulen verbannten und durch „Lebenskunde" ersetzten. Was ist denn unser Leben seit der Revolution, wenn man uns noch die Religion nimmt? Darum, ihr Staatsmänner, blickt auf die größten, ausnahmslos tiefreligiösen Astronomen und ihren räumlich und zeitlich unbegrenzten Horizont! Und lernt von ihrem hohen Gesichtspunkt aus die Gesetze des Kosmos auch in der Politik achten!

Dr. Alfred Seeliger





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Noch eine „alte Jungfer in der Dichtung"

Nämlich: Nanni Gschaftlhuber! Als im Februar die, wie stets, sehr erwartete „Türmer"-nummer erschien, und ich die Inhaltsangabe überflog, blieb mein Blick haften an Maria Rassows „Die alte Jungfer in der Dichtung". Ich habe gelesen, und ich habe mich gefreut. Aber — kennt Maria Rassow nicht die „Nanni Gschaftlhuber" von Anna Hilaria Eckhel (erschienen im Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau und Leipzig)? Vielleicht kennt sie das Buch nicht, ja ich glaube fast, die meisten „Türmer"leser haben noch nicht in diesem sonnenhellen, lebensfrohen Werk gelesen, und ich möchte ihnen davon erzählen.

Klingt nicht der Titel schon munter? „Nanni Gschaftlhuber" — wer ist denn diese Nanni? Die Brandlmayerische Familienchronik, der dieses Schicksal entnommen ist, gibt uns Aufschluß. „Die Nanni war mit einer Geschäftigkeit — Gschaftigkeit sagen die Wiener — ins Leben geplatzt, als erwarte sie dort Wunder was für eine eilige, große Aufgabe." Und mit dieser Gschaftigkeit ist sie durchs Leben hindurchgeschritten, Frohsinn und Liebe verbreitend, wo auch immer sie sich zeigte. Mit allen „bandelte" sie an, schon als ganz kleines Ding. Erst ist's die gelähmte Flickschneiderin, vor der die Nanni bettelnd steht: „Tante Mathilde, gelt, dir hat die Nähnadel wieder ein Märchen erzählt?" Dann ist's der Lumpensammler, ein armseliges, gebücktes Männlein. Aber wenn ihn keiner sehen will und nichts für ihn hat, das kleine Mädel hat ihn in ihr Herz geschlossen, und als sie ihn eines Tages so elend stehen sieht, zieht sie ihrer Puppe schnell ihr Kleid aus: „Da, sei nicht traurig, es ist ein kleiner Fleck, aber ein schöner Fleck, ich schenke dir ihn auch." So geht es das ganze Leben hindurch. Wie sie es anfängt, daß alle sie lieben, das weiß keiner. Es macht sich wohl auch keiner Gedanken darüber, gibt es doch Menschen, die man lieben muß, denn sie scheinen von Güte erfüllt, und Sonnenschein füllt das kleinste Stübchen, wenn sie es betreten. Aber das Leben bringt viele Schatten, und nur wer sich ohne Bitterkeit hindurchrettet, vermag seinen Mitmenschen von dem wahren Lebensglück abzugeben. Und wieder ist es die Nanni, die das versteht. Hart greift das Leben die vielköpfige Familie der Nanni an; die ihr die Liebsten sind, ihr Bruder vor allem, werden auf der Höhe des Lebens geknickt. Fast scheint sie das Lachen verlernt zu haben, aber ihre gesunde Jugend ringt sich durch den Schmerz, ihr altes frohes Lächeln kehrt wieder, energisch wird auch wieder der Schritt, und in der Musik, ihrer größten Freude, findet sie Ruhe und arbeitet sich wieder empor zum Licht, zur Harmonie. So vermag sie nun auch weiter Segen zu spenden.

Aber geheiratet hat die Nanni nicht. Schade, werden manche denken! Doch wer dieses Buch gelesen hat, erkennt, daß man auch Segen bringen kann, wenn man allein durchs Leben schreitet. Die Nanni „bandelte" ja mit allen. „Sie hält den Menschen, die sie in ihrem Stübchen besuchen, den Apfel der Lebensfreude hin, und auch der ärgste Pessimist beißt an." „Sie gschaftlhuberte sich so mit den Jahren in das Vertrauen von ganz Wien; und wenn sie ihren Stunden nachlief — sie

gab Klavierstunden —, immer etwas eilig, so wußte sie, was in diesem Hause für eine Sehnsucht wohnte und was für ein Ehrgeiz in jenem, was für eine Sorge hinter jenem Fenster weinte und was für eine Hoffnung hinter diesem lächelte. Das große steinerne Wien war ihr wie ein lebendiger Garten, der ihrer Pflege anvertraut war. Niemand sah es der schußligen kleinen Person in dem abgetragenen Staubmantel an, wenn sie um die Straßenecke bog, daß die Mantelzipfel wehten, wie viele Menschenschicksale sie im Kopfe wälzte. Schmerzlich war es ihr nur, daß sie in vielen Fällen von ihrer ersprießlichen Tätigkeit nichts erzählen durfte, aber sie deutete an: ‚Bände könnte ich schreiben.'" Und je älter die Nanni wird, desto mütterlicher wird sie. Das Sorgen für andere ist ihr Lebensinhalt, und die Kraft dazu holt sie sich aus ihrer geliebten Musik, die sie erfüllte mit Harmonie. Sie war nicht einsam, die Nanni in ihrem Altjungfernheim, nein, sie war so glücklich, daß sie manchmal leise vor sich hinsagte, wie in den Tagen ihres höchsten Glückes an ihres Bruders Seite: „Arnold, schüttle mich, die Welt ist so schön." — „Sie hatte die Liebe der Lebenden und die Liebe der Toten, sie hatte ein nie versiegendes Feld für ihren Tatendrang."

Da kam der Krieg über ihr heißgeliebtes Österreich; „und es begann die heilige Zeit, in der auch die letzte Sehnsucht nach eigenem Glück unterging im Herzen der Nanni, weil es als Einzelakkord sich verlor und aufging in der gewaltigen Musik des Lebens. Tag und Nacht stand sie an den Betten der Verwundeten, und jedes Schicksal ging mit der ganzen Wucht seines Wehs über ihr Herz." Sie half und half. Jede Woche nahmen ihre Kräfte ab, Schonung wollte sie nicht kennen. „Meine Kinder brauchen mich", jeder kranke Soldat war ihr Kind. Doch da haschte es sie: eine schwere Lungenentzündung warf sie nieder, und der Arzt meinte: „Ihr Herz ist ganz eigentümlich schwach, fast aufgebraucht möchte ich sagen." Ja, es war aufgebraucht für die andern. Aber eine Freude sollte sie noch haben. Denn sie kamen alle, alle, um die kranke Schwester Nanni zu schauen und ihr das Liebste, was sie hatten, zu bringen. Das Schönste aber war für sie, als ein armer Soldat, der die Sprache verloren hatte, und den sie gepflegt hatte mit heißer Hingebung, beim Anblick der sterbenden Nanni aufschrie in Liebe und Befreiung: „Mutter!"

So schied die Nanni vom Leben, glücklich und dankbar, sie hörte im Tode, wonach sie sich im Leben gesehnt hatte. „Wunderschönes Leben — — —"

Das ist die „Nanni Gschaftlhuber". Habt Ihr sie nicht auch schon liebgewonnen? Vieles steht in diesem Buche, das wir auch in den von Maria Rassow besprochenen finden. Aber die „Nanni" kann uns allen, ob verheiratet oder unverheiratet, mehr als alle die anderen ein Vorbild sein, gerade in der jetzigen Zeit. Denn sie ist die Verkörperung der Liebe und Selbstlosigkeit.

Käthe Martius

Nachwort des Türmers. Und gleich noch ein so schönes Buch, freilich sehr ernster Art, ein Buch tapfrer Menschengüte, sei unsren Lesern und Leserinnen wärmstens empfohlen: „Mathilde Wrede, der Engel der Gefangenen" von Ingeborg Sick (Stuttgart, Verlag Steinkopf). Ein herrliches Buch von einem herrlichen weiblichen Menschen! Dieser Engel der Gefangenen, Tochter eines finnischen Gouverneurs, widmet sich dort den eingekerkerten Verbrechern, mit erstaunlichem Mut und mit nicht minder erstaunlicher Wirkung auf die Seele jener Ärmsten. Das Buch sollte von vielen Tausenden grade heute gelesen werden.





Paul Quensel

In diesen schwankenden, enterbten Zeiten scheint sich eine Erkenntnis mehr als jemals fordernd hindurchzuringen: daß die Kunst nur aus einer Volksverbundenheit erwachsen kann, wenn sie nicht entwurzelt und beziehungslos allzu frühe verblassen und welken soll. Wir brauchen wieder Deuter und Künder heimatlicher Sitte und Kultur, welche auf die Quellen zurückführen, die uns alle Speise und Erquickung spenden — ob die Masse es nun anerkennen oder leichthin ableugnen möchte. Darum eben war ja die Kunst des gotischen Mittelalters so unverbraucht und ragend, weil sie aus eigenstem Boden entsprossen, weil sie vaterländisch bestimmt war. Und wenn man auch mit dem Begriffe „Heimatkunst" mitunter allzu gläubig geliebäugelt hat, indem man gerade die Kunst ein wenig zurückschob zugunsten des Bodenständigen, so sollen doch die Segnungen nicht vergessen und mißachtet werden, welche aus dieser Bewegung für unser Schrifttum erblüht sind.

In Weimar lebt Paul Quensel, einer von jenen, die niemals mit der Trompete des literarischen Jahrmarktes geprahlt haben, der seinen geraden und sichern Weg gegangen und es eben darum ehrlich verdient hat, daß man seine Kunst gastlich und empfehlend aufnehme. Es sind nicht viel Bücher, die bisher im Druck erschienen sind, aber sie haben Gewicht und Wirkung.

Da sind zunächst die Skizzen und Gedichte „Menschenleid" (Greiner & Pfeiffer, Stuttgart), die hie und da noch ein wenig lehrhaft und moralisch befangen anmuten. Da finden sich noch Themen, die nicht eben neuartig sind („Hinter dem Kasperltheater" oder „Verkommen"), und manche kleine Betrachtung, die vielleicht nicht immer voll gestaltet, sondern nur berichtet ist. Aber dennoch — wieviel Güte, Verstehen und werbende Kraft in diesem Büchlein! Man fühlt es: dieser Dichter ist nicht am Leben vorübergegangen; er hat es erschaut und gefühlt; er weiß, wo Tiefen und Abgründe kluften, aber er kennt auch die Höhen und Sonnentage. Man lese die Skizze „Im Wartesaal"; hier vollzieht sich unter scheinbar gleichgültigen Beobachtungen — und wie sicher sind sie dargestellt! — ein entscheidendes Menschenschicksal. Und welch traute, linde, heimelige Ruhe webt über der „Dämmerung"! Mir scheint, daß Quensel gerade hier ein Gebiet gefunden, das er weiterhin durchwandeln sollte; solch schlichtinnige, an Ludwig Richter gemahnende Deutschheit tut so wohl und weiß so süß zu umspinnen. „Das Licht", „Unrast", „Bitte" — wieviel Segen strömt aus diesen wenigen treuherzigen Zeilen! Für das beste der umfangreichern Stücke halte ich die köstliche Erzählung „Herr Niebegall"; es liegt ein stilles Leuchten darüber, ein sanftes und gütiges Lächeln. Von den Balladen, die durch Kürzungen gewinnen würden, hat namentlich „Die Thüringer Sündflut" starke und mitreißende Strophen und bannende Bildhaftigkeit.

Schon das folgende Buch beweist einen guten und bestimmten Aufstieg. Drei Novellen sind es, die dem Wichtigsten beizurechnen sind, was Thüringer Volkskunst hervorgebracht hat: „Der Mückenjäger" (Hesse & Becker, Leipzig). Die Titelerzählung entfaltet sich so einfach, klar und rührend, daß man bis zu dem sanften Ausklange hingenommen und mitgezogen wird. Es ist

viel tapfere Überwindung und rechte Erkenntnis in diesem Lebenslaufe, und man scheidet mit Dank und Ergriffenheit und sinnt noch lange, lange in die aufgeschlossenen Weiten hinein. Dagegen das Schlußstück „Der Letzte“! Nicht mehr besinnlich und still — voll niederwuchtender Tragik, herb und lastend. Der Kampf des redlichen Handwerks gegen die raffende Macht der Industrie ist wohl niemals so überzeugend und mitleidsvoll gestaltet worden. Dieser Bernhard Rechenbach ist ein Aufrechter und Bewußter; und es verschlägt wenig, daß sein Trotz sich übereilt und gewaltsam verschließt. Hier waltet eben unerbittliche Neuzeit, mitreißender Fortschritt — aber ob sie immer gut und richtig sind, heilsam und förderlich? Dazwischen die humoristische Erzählung „Meister Zinserling“. Welch possierliche, liebe Leutchen wandeln doch durch Wiedenbrück! Der alte Spitzweg hätte sein Vergnügen an ihnen gehabt. Und wie sicher all die ironischen Anspielungen und heiteren Seitenhiebe! Dazu der behagliche Stil, der manchmal in verschwiegener Lyrik erzittert. „Über den Röhrkasten hatte der Mond eine silberne Decke gebreitet; aber zwei Verliebte, die sich neckend mit dem kalten Wasser bespritzten, zerrissen sie in kleine Schnitzel.“

Eine Fortsetzung erfuhren die Geschichten aus Wiedenbrück in dem Novellenbande „Wunderlich Volk“ (Georg Westermann, Braunschweig). Der Titel bezeichnet den Inhalt vortrefflich. Drollige Käuze, diese Männlein und Weiblein! Und wenn auch hier und da ein wenig Wehmut schleiert, wie in der „Wunderblume“, so ist doch die schalkhafte Frische vorherrschend und gibt dem Buche einen würzigen und kernhaften Wesenszug. Man lese die feine Satire „Dieser Rebhahn“ oder die scheinbar so einfache Studie „Der Ofen in Untertertia“ — um dergleichen zu schaffen, dazu gehört eine feste Hand, ein klares Auge und vor allem ein begreifendes und hilfreiches Gemüt. Denn wo auch einmal ironische Seitenblicke funkeln, verletzen sie doch niemals, weil sie ohne Überhebung und Schmähsucht sind. „Die verbotene Liebeslaube“ ist in vorsichtigen Strichen gezeichnet, so daß der Leser wohl aufmerken muß, um all die versteckten Feinheiten zu ergründen. Derber, mehr auf die allgemeine Wirkung zielt „Der Graf von Gleichen“, während „Die Wunderblume“ zwischen Scherz und Leid erblüht, ein wenig zaghaft und doch so warm und lind und erquickend. Auch hier wieder jener kernige, körnige Stil, der von den Silberfäden lyrischer Episoden durchwoben ist (man beachte die liebenswürdige Schilderung der Johannisnacht in der ersten Novelle); die Gestalten wesenhaft erschaut und die Landschaft innerlich erlebt. Ein echtes, rechtes Hausbuch!

Sodann die „Thüringer Sagen“ (A. Dunker, Weimar), meisterlich erzählt in einem so wohlabgewogenen und erlesenen Stil, daß man diese kleinen und doch so gewichtigen Stücke immer mit neuem Entzücken an sich vorüberziehen läßt. Eine Fülle kleiner und doch bezeichnender Beobachtungen würzt die Darstellung; über allem aber leuchtet die unverfälschte, treubewußte Heimatliebe. In den Schulen und Bibliotheken sollte dieses in seiner Art klassische Büchlein daheim sein.

Von den verschiedenen Dramen sind leider nur wenige gedruckt erschienen. Das Trauerspiel „Um die Scholle“, das berechtigtes Aufsehen erweckte, ist leider Handschrift geblieben. Zu Beginn des Weltkrieges, als man sich — ach, nur allzu flüchtig! — der heimatlichen Kunst entsann, hat die Kleinstadtkomödie „Das Alter“ (Greiner & Pfeiffer, Stuttgart) ihren Weg über die meisten deutschen Bühnen gefunden, freudig begrüßt und mit Beifall ausgezeichnet. Über dem Lustspiel liegt ein Behagen, eine gütige Treuherzigkeit, die immer gewinnen müssen. Die sich entwickelnden Schicksale stürmen nicht gewaltig und verwirrend; aber sie tragen als Besonderheit doch etwas Typisches an sich. Mit Ausnahme der Komödiantin, die allzu theatermäßig geraten ist, sind alle Personen von pulsierendem Leben durchströmt. Köstlich die Musikanten samt ihrem lieben, starrsinnigen Kapellmeister; nicht minder auch die hochwohllöblichen Gemeinderatsvertreter. Es lagert über dem Drama wirklich jene Kleinstadtluft, die wohl langsam atmet, aber in sich dennoch alle Wonnen einer glücklichen Vorzeit trägt; einer Vergangenheit, die gerade heute wieder so erwünscht und wehmütig ersehnt ist! — Die beiden Einakter „Das Kleeblatt“ und „Minko“ (beide bei Arwed Strauch, Leipzig) sind ungleich derber. Echte Kost für das Volk;

zupackend, voll Witz und schlagfertiger Laune. Gestalten wie die Mauseguste oder den Oberpostschaffner Engelmann konnte nur ein berufener Heimatdichter entfalten. Hier ist Wahrheit, zum Teil grausame Wahrheit — immer übergoldet von einem Lachen, das uns belehrt über die Tollheiten und den Unsinn menschlicher Befangenheit, und das doch immer auch auf uns selber zielt und zu Einkehr und Besinnung auffordert. — Schließlich das Spiel aus Goethes froher Zeit „Brigittens Leiden" (Julius Zwißler, Wolfenbüttel); graziös, voll funkelnder Keckheiten und reizvoller Beziehungen. Die Irrungen der Wertherzeit werden mit biegsamem Spott und sicherem Verständnis gegeißelt, und die Reimverse plätschern und kichern leicht und munter; das sinnige kleine Stück kann bei liebevoller Darstellung seine nachklingende Wirkung nicht verfehlen. Die Handlung, die sich im Parke zu Tiefurt entwickelt, ist wirklich vom Geiste jener tollen und großen Zeit durchweht.

„Der ist in tiefster Seele treu, wer die Heimat liebt wie du!" Fontanes Worte gelten auch für Paul Quensel und sein hoffentlich vom Verständnis der Leser und auch Verleger gefördertes und wachsendes, bodenständiges Werk. E. L. Schellenberg



Die Sorge um den Film

Wie gefährlich die Geschmacksverbildung sein kann, beweist der Film. Anfangs war er nur Geschäftssache. Die Gebildeten hielten sich ferne, anstatt sich seiner anzunehmen. Die Jahre der Revolution haben vollends gezeigt, daß in Deutschland eine organisch aufgebaute Volksbildung der breiten Massen nicht getrieben worden ist und daß die Regierungen unter Bildungspflege in den Arbeiterkreisen eine zumeist planlose Verteilung unverdaubarer Brocken verstanden haben. Es hat da und dort Ausnahmen gegeben, aber der Gesichtspunkt hat gefehlt, daß mit einer relativen Bildungsfähigkeit gerechnet werden muß und daß ein Bildungsfortschritt, der noch so klein, aber mit den vorhandenen Voraussetzungen verwachsen ist, einen unendlich größeren, ja den einzigen wirklichen Fortschritt bedeutet. Die Einsicht in diese naheliegenden Wahrheiten war nicht vorhanden.

Unter dieser Einstellung hat auch der Film zu leiden gehabt; man hielt ihn für eine proletarische Sache und kehrte ihm den Rücken, anstatt zu sagen: Wenn er wirklich eine proletarische Sache ist, dann besteht die Pflicht, dafür zu sorgen, daß diese neue Erfindung, dieses neue geistige Volksnahrungsmittel ersten Ranges so gut, so nutzbringend, überhaupt so gestaltet wird, daß die große Masse bleibenden Nutzen daraus gewinnt.

Als es dann nach der Revolution gar zu toll in den Lichtspieltheatern zuging, als der schandbare, von Edeldeutschen ins Ausland verschobene „Kaiserfilm" mit Ferdinand Bonn (nicht zu vergessenden Angedenkens, nicht weil es sich in dem Film um den früheren Kaiser handelte, sondern weil dieser Bonn die Zeit für gekommen hielt, sein eigenes Nest zu beschmutzen) die Gemüter erregt hatte und als auch den vorurteilsfreiesten Umstürzlern und Volksbeglückern vor all den erotischen Filmzoten bang geworden war: da kam das Reichsfilmzensurgesetz zustande. Eigentlich erst von jener Zeit an (das Gesetz erging am 12. Mai 1920) wurde der Film in Deutschland für erörterungsfähig erklärt. Die langwierige Arbeit des 23. Ausschusses des Reichstages drang in die Öffentlichkeit, und es hatten sich, dem Zuge jener Zeit gemäß, allerorts mehr oder weniger nützliche Kinoausschüsse vorwiegend abwehrenden Charakters gebildet: die Presse nahm sich des Films an, Prüfungskammern wurden in Berlin und in München vom Reichsministerium des Innern eingesetzt; und mit einem Male waren Bedeutung, Tragweite und Zukunftsmöglichkeiten des Films in vieler Munde.

Aber was in langen Jahren gesündigt worden ist, läßt sich in wenigen nicht ausgleichen. Hinzu kommt hemmend und erschwerend, daß der Zug des Durchschnitts stets nach unten geht und daß sich mit Filmen, die den kleinen und rohen Instinkten entgegenkommen, viel mehr als mit anderen verdienen läßt. Das machen sich die Herren Theaterbesitzer oftmals lüstern zunutze; denn es ist und bleibt eine alte Wahrheit, daß die Theater aller Art den herrschenden Geschmack zustande bringen. Das gilt ebenso von der Sprechbühne wie vom Kino.

Wer die Verhältnisse kennt, weiß allerdings auch, daß die Lichtspieltheater ihr Programm in einem festgesetzten Kreislaufe von den Verleihanstalten mit einer ziemlich diktatorischen Strenge zugewiesen bekommen. Aus der Reihe zu tanzen, geht nicht gut, und es ist keine Seltenheit, daß ein Theaterbesitzer einen bekannten guten oder jedenfalls vielbesprochenen Film nur unter der Bedingung erhält, gleichzeitig auch den einen oder anderen weniger wertvollen oder auch minderwertigen Film in sein Programm einzugliedern.

Nur wenn man diese Zusammenhänge, Strömungen und Gegenströmungen mindestens ahnt, kann man es verstehen, daß zweifelsfrei künstlerisch hochstehende Filme selten ein Geschäft sind.

Im „Fridericus Rex" trug der ausgezeichnet eingekleidete nationale Schwung den Sieg davon. Der Film hat in Deutschland einen noch nie gesehenen Riesenkassenerfolg gebracht. Filme aber, die allein kraft ihrer Kunst es verdient hätten, einen Siegeslauf anzutreten, sind vielfach schnell vergessen worden. Filmkunst ist allerdings etwas Neues, Junges, Unausgewachsenes, ein Filmstil ist erst im Werden. Aber dennoch hat man Grund, sich zu wundern, daß so vollendet schöne Filme wie der neue Aschenputtel-Film „Der verlorene Schuh", von Dr. Ludwig Berger geschrieben und inszeniert, oder „Der müde Tod", eine wundersam wehmutsvolle Trilogie, oder „Die Flamme", einer der dramatisch stärksten, bildkünstlerisch vollendetsten Filme, ein Musterbeispiel für Film-Spiel, eingestellt auf den Ausdruck durch das Bild, losgelöst und frei von allem, was die Sprechbühne verlangt — wundern also darf man sich, daß diese Filme, die sich turmhoch aus ihresgleichen herausheben, nicht auch einen dementsprechenden Zulauf gefunden haben. In letzter Zeit erschienen auch „Die Buddenbrooks", gleichfalls ein künstlerischer Gewinn. Aber keiner von allen wurde alt, keiner trat einen Siegeszug an. Am meisten ist das bei dem neuesten, dem Aschenputtel-Film erstaunlich, eine nichts weniger als nur etwa kindliche Angelegenheit.

Es verlohnt, einen Augenblick länger hier zu verweilen.

Eigentlich sollte man meinen, daß der Film überhaupt schon längst ein Freund des Märchens hätte werden müssen, denn beide — das duftige deutsche Märchen und der Zauberkünstler Film — sind füreinander wie geschaffen, sind da, sich zu ergänzen.

Das Märchen schenkt dem Film den lieblichen, ungekünstelten Grundton und die Freude am innigen Fabulieren; der Film aber leiht dem Märchen die glaubhafte Wirklichkeit, aus der allein es emporblühen muß, gibt ihm Bewegung und Schwung, gießt Sonne und Nacht, Licht und Dämmerung über seinen Verlauf.

Mit solchen und ähnlichen Empfindungen ausgerüstet ging Dr. Berger daran, das Märchen vom Aschenputtel als Film zu schreiben und zu inszenieren, über den er in einem kleinen, reizend ausgestatteten Begleitbuche zum Schlusse sagt:

„Das Märchen beweist für den Film, daß der Film (was schon die schwedischen Filme bewiesen haben) nicht einzig von grober Stofflichkeit zu leben braucht, sondern daß auch zartester, innigster Inhalt in dieses der Technik abgerungene Kunstgefäß gegossen werden kann, kurz: daß auch hier eines Tages die Form dem Geiste untertan sein wird. Der Film beweist für das Märchen, daß das Märchen kein Stoff ‚von gestern' und keine Angelegenheit nur ‚für Kinder' ist. Die schöne Möglichkeit, daß sich das tiefste Wesen des Märchens (das ‚Erschaut-sein-Wollen') mit einer aus dem lebendigsten Zeitgefühl heraus geborenen Form deckt und bindet, mag wie ein Hornruf in das Dunkel der Gegenwart klingen und verkünden, daß der Geist der deutschen Romantik durch die Zeiten der Not und des Materialismus hindurch ein lebendiges ‚Morgen' bedeutet."

Das sind goldene Worte eines Künstlers.

Durch das Märchen vom Aschenputtel, als Film „Der verlorene Schuh“, klingt ein leiser heller Ton, es ist erfüllt von wunderlichen Zauberkünsten, die das Trickgeheimnis der Filmtechnik ermöglicht, von Glückseligkeit und Kummer, von Liebeslust und von Seelenschmerz. Wollte man wiedergeben, wie der malerische Duft entzückender Aufnahmen ineinanderfließt mit der alle Phantasie in weite Räume davontragenden lieblichen Unwirklichkeit, so bliebe es ein rohes Beginnen; wollte man Worte suchen, die fabelhaften Verwandlungen zu beschreiben, so müßte man befürchten, den zarten Hauch der Märchenpoesie zu zerstören. Der romantische Geist von E. T. A. Hoffmann und von Brentano hat Dr. Berger zur Seite gestanden. Den Film beherrscht ein wohltuender Rhythmus, ein feines künstlerisches Pendeln zwischen Wirklichkeit und Märchenduft.

Für den Laien ist es ungewöhnlich schwer, das vielseitige und auch versteckt liegende Problem des Films, seiner Kunst und seiner Kultur zu umspannen und einzuordnen in unser geistiges Leben. Jeder, der mit dem Film ernstlich vertraut und verwachsen ist, weiß, daß in der Produktion selbst nur ganz wenige Fabrikanten, Regisseure und Darsteller sich befinden, die wenigstens wissen, was alles erforderlich ist, um dem Film zu geben, was ihn erst zum Kunstwerke macht, was ihn hinaushebt über die nur zappelnde Leinwand. Es gibt auch in der Presse nur ganz wenige Leute, die ein sicheres unmittelbares Urteil über einen Film besitzen; selbst sonst geübte Kunstkritiker habe ich ratlos vor schwierigen Filmen versagen sehen. Zu berücksichtigen bleibt allerdings, daß die Filmkritik erst in der jüngeren Vergangenheit die schimmelige Decke fauler Rücksichten auf die Industrie verloren hat, nachdem auch die Fabrikanten eingesehen haben, daß der ursächliche Zusammenhang zwischen Anzeigenteil und Redaktion auf die Dauer doch kein gesunder Zustand ist. Unerbittlich muß an dieser Entwicklung zur sauberen Unabhängigkeit fortgearbeitet werden, denn nur sie verbürgt ein den Interessen **beider** Teile förderliches Gedeihen des Films.

Dr. Robert Volz



Der neue E. T. A. Hoffmann-Fund

Soeben erscheint im Berliner Verlag für Kunstwissenschaft das von Dr. Friedrich Schnapp entdeckte, bisher völlig verschollene Singspiel „Die Maske“ von E. T. A. Hoffmann.

Bekannt war, daß Hoffmann der Königin Luise ein Singspiel unter diesem Titel mit der ehrfurchtsvollen Bitte um Vermittlung einer Aufführung überreicht hatte. Im Schlosse zu Berlin ist das Werk als Geschenk an die Königin betrachtet und nach Bescheidung des Autors, daß er sich mit seinem Anliegen an die Direktion des Nationaltheaters wenden möge, zurückgehalten worden. So wanderte das Manuskript ohne den später verlorengegangenen Begleitbrief Hoffmanns in die Schloßbibliothek und fiel dort, da der Name des Verfassers nirgends angegeben ist, als Werk eines unbekannten Autors der Vergessenheit anheim.

Nach hundertundvierundzwanzigjährigem Schlummer ist nun die „Maske“ durch die Veröffentlichung des jungen Forschers in prächtigem Gewande zu neuem Leben entstanden. Die mit außerordentlichem Fleiß, liebevoller Hingabe und großem Geschmack geschaffene Publikation stellt eine wertvolle Bereicherung der Hoffmann-Literatur dar und wird überall lebhaften Beifall finden. Um so mehr, als seit dem Jahre 1915, wo Hans von Müller den Hoffmannfreunden die Tagebücher des Dichters schenkte, kein literarisches Erzeugnis des genialen Mannes Feder neu aufgefunden worden ist.

Bei der „Maske" handelt es sich um das Erstlingswerk des damaligen dreiundzwanzigjährigen Kammergerichtsreferendarius. Trotz der mangelnden Reife und Unebenbürtigkeit mit den späteren Schöpfungen des großen Romantikers ein Werk von ganz besonderem Reiz. Ist es doch das einzige, in dem die drei künstlerischen Begabungen Hoffmanns, Dichtkunst, Musik und Malerei, vereint zum Ausdruck gelangen.

Die Zeichnungen, in Sepiamanier von Hoffmann selbst ausgeführt, finden sich auf Vor- und Rückendeckel aller vier Originalbände (Textband und drei Partiturbände). Am reichsten ist das Textbuch ausgestattet, auf dessen Einband, inmitten der geschmackvollen Einrahmungen, von Reblaubranken eingefaßt, zwei Szenen aus dem Singspiel dargestellt sind. Die Zierlichkeit und Zartheit dieser Malereien läßt uns die Barbarei beklagen, mit der unkünstlerische Hände einst die Vervielfältigungen der verlorengegangenen Originalentwürfe Hoffmanns zu den Einbänden seiner späteren Werke, wie des „Kater Murr" und des „Meister Floh", ausgeführt haben. Die heutige Reproduktionstechnik hat es glücklicherweise ermöglicht, bei der Veröffentlichung die reizvollen Zeichnungen in Originalgröße in allen Feinheiten wiederzugeben, so daß die Publikation dem Manuskript zum Verwechseln ähnlich sieht.

Aus der Partitur hat der Herausgeber im Anhang mehrere Proben im Klavierauszug mitgeteilt, ferner das Personenverzeichnis als Faksimile. Das Textbuch ist unverkürzt zum Abdruck gebracht und das Titelblatt sowie das Personenverzeichnis ebenfalls faksimiliert beigefügt.

Mit welcher naiven Sicherheit der unerfahrene Dichterkomponist einer Aufführung seines Werkes entgegensah, zeigt der Umstand, daß im Personenverzeichnis des Textbuches bei jeder Rolle schon die Namen der von Hoffmann gewünschten Opernkräfte des Berliner Nationaltheaters angegeben sind. Offenbar erschienen Hoffmann die besten für sein Werk gerade gut genug. Die kritische Auswahl der Künstler ist gleichzeitig ein Beweis für den fleißigen Theaterbesuch des Dichters in seiner ersten Berliner Periode.

Die Dichtung selbst ist zweifellos beeinflußt von den Goetheschen Singspielen, die Hoffmann schon in früher Jugend kennengelernt hatte, und deren Einwirkung auch auf seine späteren unvollendeten Singspieltexte „Faustina" und „Der Renegat" nicht zu verkennen ist, worauf schon Erwin Kroll (München) mit Recht hingewiesen hat. Die sonderbaren Eigennamen für zwei Frauenrollen der „Maske", Manandane und Sora, sind sogar aus dem „Triumph der Empfindsamkeit" direkt übernommen.

Die Handlung der drei Akte ist kurz folgende:

Ranuccio, ein junger Sizilianer mit leicht entzündbarem Herzen, wird, nachdem er seine Geliebte Biondetta in Palermo treulos verlassen, bei seinen weiteren Liebesabenteuern gestört, dann aber auch aus Lebensgefahr gerettet durch das Erscheinen einer geheimnisvollen Maske. In Manandane, die zuletzt in Athen sein Herz entflammt, ohne seine Liebe zu erwidern, findet er schließlich die unbekannte eigene Schwester und in ihrem Vater Pandareus den verlorenen Vater. Die Maske enthüllt sich als die erste Geliebte Biondetta, zu der sein Herz bereits reuevoll zurückverlangt hat, und die ihm alles verzeiht. Manandane gewinnt in Bonaventuri, einem längst geliebten Unbekannten, den ersehnten Gatten, und der Freund Bonaventuris, der „teutsche Mahler" Treuenfels, erobert die reizende Sora, die Gespielin Manandanes. Drei glückliche Brautpaare und einen frohen Vater zeigt die Schlußszene des Stückes, die auf dem Rückendeckel des Textbuches eine so allerliebste Illustration gefunden hat.

Der skizzierte Inhalt läßt schon erkennen, daß es Hoffmann an dramatischer Gestaltungskraft fehlt. Die Handlung ist dürftig und schwach, das Sujet etwas reichlich harmlos. Der oben angedeutete Einfluß Goethes auf die „Maske" war nur ein rein äußerlicher. Zum Dramatiker war Hoffmann nicht geboren. In richtiger Erkenntnis der Grenzen seiner Begabung hat er sich auch bei dem textlichen Teil späterer musikalischer Bühnenwerke stets der Hilfe anderer Dichter bedient.

Merkwürdig ist, daß die Handlung in und bei Athen, aber in der Gegenwart, d. h. zu Hoffmanns Zeit, spielt und die handelnden Personen nicht Griechen, sondern mit Ausnahme des

Malers Treuenfels alle Italiener sind. Den Nachforschungen des Herausgebers ist es gelungen, in der „Reise nach Sizilien und Athen, aus dem Englischen übersetzt von Bernhard Reith“ das Werk zu finden, aus dem Hoffmann seine Information zu den Szenerien entnommen hat. Besonders haben die darin enthaltenen Illustrationen, von denen zwei Proben der Veröffentlichung beigegeben sind, dem Dichter als Vorlage gedient.

Die „Maske“ verrät überall eine geradezu schwärmerische Liebe zur Antike. Und in der Tat lebte und webte der spätere Romantiker in dieser Jugendepoche ganz im Klassizismus. Er hatte damals die Statuen aus Antium und Herkulanum in Dresden kennengelernt, die großen Eindruck auf ihn machten. Die Begeisterung für die Antike war aber keineswegs oberflächlich und schnell vorübergehend. Denn noch in der Plocker Verbannung 1803 beschäftigte sich der Dichter eifrig mit dem Studium und Nachzeichnen von griechischen Vasenbildern nach Tischbeins Werk über die Hamiltonsche Sammlung.

Im Gegensatz zur Dichtung ist die ganze Musik der „Maske“ schon angehaucht von der Romantik der späteren Hoffmannschen Kompositionen. Der Kenner der Undine wird unschwer den besonderen Hoffmannschen Stil auch schon in den vom Herausgeber mitgeteilten Proben aus der Partitur des Singspiels wahrnehmen. Daneben ist der Einfluß Mozarts und Glucks, der von Hoffmann überschwenglich gefeierten großen Meister, deutlich bemerkbar. Die Jugendkomposition zeigt schon das starke Wollen und Talent eines wirklichen Musikers, wenn auch dilettantische Unebenheiten gegenüber der späteren glatteren Technik auffallen. Es handelt sich aber um leicht zu verbessernde Fehler. Eine pietätvolle Bearbeitung der Partitur zwecks Aufführung des Singspiels — etwa gelegentlich einer Hoffmannfeier — dürfte sich nach allem wohl lohnen.

Für die Veröffentlichung und ihre reiche Ausstattung verdienen Herausgeber und Verlag höchstes Lob. Nur hat sich der Herausgeber vielleicht in dem Abschnitt seines Nachwortes, der den Erläuterungen der Hoffmannschen Orthographie und der verschiedenen Lesarten des Textbuches und der Partitur gewidmet ist, eines zu großen wissenschaftlichen Apparates bedient. Wünschenswerter wäre es wohl gewesen, wenn er Text wie Musik seines Fundes einer eingehenderen kritischen Würdigung unterzogen hätte, anstatt in bescheidener Zurückhaltung die wissenschaftliche Wertung und Einordnung des Singspiels in des Dichters Lebenswerk der zünftigen Hoffmann-Philologie zu überlassen.

Dr. Paul Bergmann



Amerikanische Pionierromane

Man hat oft gesagt, daß die amerikanische Pionierzeit keine entsprechende Darstellung in der amerikanischen Literatur gefunden habe, und dabei darauf hingewiesen, daß in der amerikanischen Geschichte ein großer Gegensatz zwischen Tat und Wort, zwischen Leistung und literarischer Darstellung dieser Leistung bestehe. Nun ist es ein bißchen viel verlangt z. B. von den Insassen der „Mayflower“, daß sie neben ihrer harten Kolonistenarbeit auch noch genaue Kenntnis der Zukunft bis zu ihrem Nachkommen Senator Lodge und dann auch noch den Anfang der nordamerikanischen Literatur hätten leisten sollen. Und dasselbe gilt von den Pionieren des 19. Jahrhunderts. In mancher Beziehung müssen wir ihnen dankbar sein, daß sie ihre Leistungen nicht zu Epopöen aufbauschten, sondern es ihren Nachkommen überließen, sich mit dem Geleisteten seelisch abzufinden. Daß die es immer mehr und auch vom literarischen Standpunkt immer besser tun, beweisen die Pionierromane, die gerade in den letzten Jahren veröffentlicht wurden. Nur zwei sollen hier kurz besprochen werden.

Schon 1917 erschien ein solcher Roman, dessen sich die amerikanische Literatur rühmen kann: Hamlin Garlands „A Son of the Middle Border“ (Macmillan). Es ist des Verfassers Lebensgeschichte in großen Zügen, aber zugleich die Geschichte des Mittelwestens und der Eroberung des Westens, der Ruhelosigkeit und der Entwicklung des Pioniergeistes. Die Erzählung beginnt in Wisconsin gleich nach dem Bürgerkrieg und endet im Osten des Landes, in Boston. Zwischen Beginn und Ende liegen Wander- und Pionierjahre voller Arbeit und schwerer Erlebnisse in Jowa und den Dakotas und schließlich in Kalifornien. Der Verfasser sagt: „Nach fast einem Drittel Jahrhundert des Umherziehens waren die Garlands dabei, denselben Weg zurückzumachen, und ihr Entschluß war tief bedeutsam. Es bedeutete, daß eine gewisse Entwicklungsstufe des amerikanischen Pioniertums erreicht, daß das Wald- und Wiesenland besetzt und nichts mehr übrig war als die halbdürren Täler der Rocky Mountains. In den Jahren zwischen 1865 und 1892 war die Nation rasch durch die schwungvolle Zeit der Freilandbesiedlung geschritten, und nun kam der Tag der Abrechnung.“

Hamlin Garlands Buch ist ein persönlich interessantes und geschichtlich wertvolles Werk. Außerdem verrät es seinen „angelsächsischen“ Standpunkt, denn er war ein „Enkel von Neuengland“. Diese Lebenshaltung zeigt sich auf Schritt und Tritt, so daß man viel für die Einschätzung der Englischamerikaner lernt. Um nur einen Zug hervorzuheben: bei Pionieren fällt einem immer gleich das Wort Tugend ein; die amerikanische Überlieferung der Pionierzeit hat insbesondere das Verhältnis von Mann und Weib sentimentalisiert. Hierzu gibt Hamlin Garland wichtige Aufschlüsse. Ritterlichkeit war sehr oft rein äußerlich und zeigte sich in den kleinen Dingen des Lebens. Im übrigen war das Pionierdasein voller Härte und Rücksichtslosigkeit gegen die Frau. Die ganze Last, die auf der Pionierfrau leiblich und geistig ruhte, ist mit der erschütterndste Eindruck, den uns das Buch vermittelt.

Hamlin Garlands „Son of the Middle Border“ hat nun kürzlich in Herbert Quicks „Vandemark's Folly“ (Bobbs-Merrill) eine eindringliche Ergänzung und Abrundung des Pionierzeitbildes erhalten. Es ist ein wirklich gutes Buch, schlicht und schön. Sein Verfasser — ein Sechziger — kennt das Pionierleben aus eigenster Erfahrung und hat nicht nur einen spannenden Roman, sondern auch einen lebenswahren Beitrag zur Geschichte des amerikanischen Pioniers gegeben.

Nach der launigen Einleitung soll die Geschichte von Vandemark Township, Monterey County, State of Jowa, gegeben werden, zum Glück ist diese „Geschichte“ aber von Fleisch und Blut und unzertrennbar verbunden mit dem arbeitsreichen und interessanten Leben des J. T. Vandemark. Auch er kommt, wie die meisten „Westerners“, aus dem Osten, diesmal aber aus dem Staate Neuyork, wo er 1838 von holländischen Eltern geboren wurde. Da in jenem Bezirk sehr viel deutsche Spuren zu verfolgen sind, steckt vielleicht auch in ihm etwas Deutsches. Gesagt wird davon in dem Buch nichts, aber das ist natürlich noch kein Beweis; denn jahrzehntelang ist vieles Deutsche in amerikanischen Lebensdokumenten und Büchern totgeschwiegen worden. Das Holländische (oder Niederdeutsche?) im Wesen und Gehaben trennt diesen Roman auch von Hamlin Garlands ganzer Art. Vandemarks „Folly“ (= Reinfall) heißt das Stück, das sich der dumme „Dutchman“ hat andrehen lassen, nicht ohne Grund, und nur seinem echten Charakter gelingt es, aus einem Schwindel Segen für sich und die ganze Nachbarschaft herauszuarbeiten, wobei dann die wahren Pioniertugenden gerade auch der Nichtengländer ins volle Licht geraten.

Von einem rohen Stiefvater befreit ihn der Griff eines Kanalbootführers; damit gerät er auf den Erie-Kanal, den er dann als Schule gewissermaßen „absolviert“. Es ist der Kanal, der eine große Bedeutung für die Erschließung des Westens hatte und vor der Eisenbahn die einzige Straße nach dem Westen war. Um diesen Kanal drehte sich ein gut Teil der Westwanderung, aber auch viel Liederlichkeit und Roheit. Für einen amerikanischen Roman auffallend ehrlich behandelt unser Buch auch die bösen Schattenseiten jener amerikanischen Epoche. Nichts wird übertrieben, aber auch nichts verschwiegen oder mit sentimentalen oder patriotisch seinsollenden

Redensarten bedeckt. So kann auf dem Hintergrund der rauhen, ja rohen Zeit die entzückende und zugleich ernste Liebesgeschichte zwischen Jake und Virginia erst recht wirken.

Freilich, ehe Jake mit seiner Liebe belohnt wird, muß er sich Land und Heimstätte vorerst erarbeiten. Er ist noch nicht zwanzig, da ruft 1855 auch ihn der Westen „mit tausend Stimmen, die am Erie-Kanal hin und her liefen und zu einem mächtigen Chor an dem westlichen Tor: Buffalo anschwollen“. Aber anstatt mit feurigen Pferden zieht er mit — Kühen nach seinem Ziel. Das verschaffte ihm später den Spottnamen „Kuh-Vandemark“, legte aber zugleich den Grundstock für seine zukünftige Wohlhabenheit und versorgte ihn immer mit Nahrung. Es liest sich alles wie ein Märchen und ist doch ganz einfaches praktisches Leben; dabei ist es immer bedeutsame amerikanische Geschichte. Gleich einleuchtend schön schildert Vandemark den Zauber der Jowa „prairie“ und am Ende den „blizzard“, und ebenso einleuchtend erzählt er seine Teilnahme am Bürgerkrieg. „Ich gebe euch einen Einblick in den Geist eines gewissenhaften und unwissenden Wählers“, sagt er ausdrücklich und zeigt damit den wohltätigen Unterschied zu zahllosen amerikanischen Romanen, die so viel Unsinn über den „göttlichen Durchschnitt“, über die Güte des „Durchschnittswählers“ haben. Vandemark ist viel zu gescheit, um auf eine sentimentale unbegrenzte Demokratie hereinzufallen, zu nüchtern, zu praktisch und zu erfahren.

Und weil er so eine echte reinmenschliche Gesinnung besitzt, weil er über alles so ehrlich und gut urteilt und schreibt, wird sein Buch, besser, sein Lebensbild, noch lange eine ausgezeichnete Darstellung des amerikanischen Pionierlebens bleiben.

Dr. F. Schönemann, Münster i. W.



Türmers Tagebuch

Die Reichstagswahl · Die Deutschnationalen am Wendepunkt · Das Sachverständigengutachten · Wirtschaft und Diplomatie · Volksentscheid? · Die hannoversche Abstimmung

Politik ist eine Kunst, und jede Kunst ist angeboren. Sie kann entwickelt werden; allein wo die Anlage fehlt, da entfallen auch die Entwicklungsmöglichkeiten.

Besorgten Gemütes schaut der Vaterlandsfreund das Kunterbunt im Reiche. Ist denn, so fragt er sich seit fünf Jahren bekümmert, das deutsche Volk wirklich politisch so unbegabt, daß es niemals erkennen lernt, was zu seinem Frieden dient?

Seine Zweifel sollte die Reichstagswahl beheben. Der Ausfall ist jedoch gar nicht danach angetan. Auf 23 Listen zersplitterte sich der Wähler wirres Wollen. Nichtige Spielereien waren darunter, wie die Geusenpartei oder gar pathologische Verirrungen wie der Häußerbund. Jeder Wahlvorsteher weiß, welches Unheil der Einheitszettel stiftete. Hunderttausende von Stimmen haben sich durch diese Kreuzelschreiberei zersplittert, die zusammengefaßt einen Ausschlag hätten bringen können. Auf wieviel Wahlberechtigte wohl bei uns ein wirklich Wahlmündiger kommen mag?

Eine Entscheidung ist nicht gefallen. Wohl hat sich der Schwerpunkt des Reichstages nach rechts verschoben, und das ist gut. Der Marxismus hat 174000 Stimmen verloren, das Bürgertum 225000 gewonnen. Wir begrüßen dies. Die Sozialdemokratie verfügt nur noch über vier Siebentel ihrer bisherigen Parlamentsstärke. Dafür sitzen aber künftig im deutschen Reichshause 62 Kommunisten, die ihre Marschbefehle aus Moskau empfangen. In der Weimarer Nationalversammlung gab es 75 Demokraten. Sie haben sich seitdem auf 28 vermindert. Allein auch diese behalten noch einen Einfluß als Wagezünglein. Schwer mußte die Volkspartei büßen, daß Reichskanzler Stresemann auch nur mit Wasser zu kochen verstand. Die Völkischen sind aus einer Gruppe zur Partei geworden. Ihres vaterländischen Feuers darf man sich freuen. Allein sie sind zwiespältig, politisch unerfahren, ohne klare Ziele, nur aufs Gefühl, nicht auf den Verstand gestellt. Das kann zur Gefahr werden wie beim Hitlerputsch.

Wirklicher Wahlsieger bleiben die Deutschnationalen. Mit dem Landbund vereint bilden sie fortan die stärkste Fraktion.

Das ist für sie ein Triumph, aber auch ein Wendepunkt. Denn nun müssen sie in Regierung und Verantwortung hinein. Im Reiche wie wohl bald auch ebenso in Preußen. Parlamentarisch und moralisch sind sie gleicherweise gezwungen. Die große Koalition mit der Sozialdemokratie hat schon durch ihren Schöpfer Stresemann wieder aufgegeben werden müssen. Dem jetzigen Kabinett hat die Wahlwoge den Boden unter den Füßen zerspült. So bleibt nur der Bürgerblock mit herrschendem Einfluß der siegreichen Rechten. Wie aber werden Deutschnationale und Deutschdemokraten einander vertragen? Gedeihliches Zusammenwirken fordert auf beiden Seiten beherrschtes Maß und Verzicht auf persönliche Schärfen im Bewußtsein ernster Verantwortung vor Gott und Vaterland.

Schweres Bessermachen liegt nun denen ob, die bisher leicht kritisierten. Sicher werden dadurch wieder viele enttäuscht, die vor vier Jahren enttäuscht von der Demokratie zur Volkspartei und jetzt von der Volkspartei enttäuscht zu den Deutschnationalen gekommen. Denn volkstümlich macht in unzufriedenen Zeiten nur die Bank, da die lauten Mannen des trutzigen Widerspruchs sitzen.

Ministerliche Unentwegtheit rennt sich bald den Schädel ein. Das hat selbst Poincaré erwiesen, obwohl selten ein Staatsmann so märchenhaft vom Glück verhätschelt wurde wie gerade der neue Napoleon von Bar-le-Duc. Allein sein Starrsinn verärgerte die Welt, verdarb den Franken, verteuerte das Brot und erschütterte den nationalen Block, worauf er breitbeinig gestanden. So sind jetzt seine Möglichkeiten verwirkt. Herriot oder Briand ist's, der da kommt, und Caillaux, der da kommen wird. Das gibt uns keine Hoffnungen — davor sei gewarnt —, wohl aber eine Lehre. Die Politik der Scheuklappe verträgt kein Staat mehr in Tagen, da die Weltwirtschaft es in der Hand hat, Acht und Aberacht zu verhängen.

Noch weit mehr als das emporgeschnellte Frankreich müssen wir uns in die Zeit schicken; wir, das niedergetrampelte, verschwächte Deutschland. Ein jeder ist ein Held nun wider uns. Die russische Räterepublik kann sich's leisten, auf deutschem Boden deutsche Staatsverbrecher gewaltsam zu befreien, und deutsche Staatsbeamte gefangen zu setzen, dann aber obendrein gar noch den Spieß umzudrehen, „Sanktionen“ zu verhängen und Abbitte zu fordern. Wem wallt da nicht das Blut, wem ballt sich nicht die Männerfaust? Allein auch die tapferste Regierung muß wägen, ob nicht doch ein stiller Vergleich den lautesten Zusammenprall aufwiegt. In welch anderer Lage war Bismarck! Und dennoch hat auch er im Karolinenstreit den Samthandschuh über die Eisenfaust gezogen.

Wir leiden furchtbar unter dem Schmarotzertum der zugeströmten Ostjuden. Selbst unsere altsässigen Israeliten würden aufatmen, wenn wir dies Geschmeiß wieder los wären. „Enteignen und abschieben“ fordern unsere Völkischen. Eine Wurzelkur von lockenden Ausblicken. Wenn nur nicht Polen erklärt hätte, daß es für jeden seiner heimgeschickten Juden einen unserer dortigen Deutschen bis aufs Hemd beraubt zu uns herüberjagen würde. Das muß auch den arischsten Politiker, wofern er Augenmaß für Tragweite besitzt, mit der Blässe des Verantwortungsgefühls ankränkeln. Denn Polen hält, was es androht; nicht aus Judenliebe, sondern als bequemen Vorwand zu einträglicher Deutschenhetze.

So sind wir im freien Wollen überall gehemmt. Macht kann zwar Unrecht stützen,

nie aber Ohnmacht auch das klarste Recht. Wir leiden am neunten November, und der ist ein chronisches Übel. Als wir uns rühmten, frei geworden zu sein, da waren wir bereits in der erbarmungslosen Gewalt eines Herrn wie jenes Römers, der seine Sklaven schlachten ließ, um damit seine Muränen zu füttern.

Das bedingt auch unsere Haltung zu dem Gutachten des Sachverständigenausschusses.

Schon dessen Dasein ist eine deutsche Schmach. Er sollte ja abschätzen, wieviel Mindestfutter die deutsche Henne braucht, um noch Eier zu legen. Aber so sehr ist alles in der Welt durch die Umstände bedingt, daß er dennoch als Nothelfer gegen den Vernichtungswillen Frankreichs begrüßt wurde.

Als das Gutachten vorlag, drängten die Deutschnationalen, es glatt abzulehnen. Im Wahlkampf fielen wilde Worte gegen die Regierung, die es trotz seiner bitteren Ansprüche an deutsche Hoheitsrechte und deutsche Leistung als Grundlage für Verhandlungen erkannte. Es fällt auf und wird bespöttelt, daß aber gleich nach der Wahl der Parteiführer Hergt das runde Unannehmbar abschwächte. Unter Vorbehalten allerdings in bezug auf Unerfüllbares und Ehrenpunkte.

Man soll über diese Wandlung nicht spotten. Die entsprang dem natürlichen Gefühl, daß man nunmehr unter die Verantwortungen einer Regierungspartei zu treten beginne. Selbstverständlich muß jede Versklavung nach wie vor abgelehnt werden. Wir dürfen nicht den Fehler von Versailles und London wiederholen, zu versprechen, was nicht zu halten ist.

Was wir leisten können, ist ganz gering. Wir haben uns schon fast verblutet. Das lehrt unsere unentwegt passive Handelsbilanz und die schreckhafte Fülle der täglichen Konkurse. Unsere Industrie lebt von der Hand in den Mund, von kargen teuren kurzfristigen Krediten. Der böse Ruhrstreik, von russischem Gelde finanziert, wird sie ganz zum Erliegen bringen, wenn er nicht rasch endet. Herzzerreißender Verfall einer blühenden Wirtschaft — und dennoch zahlen?

Aber so meinte das auch die Reichsregierung gar nicht. Man hat offenbar aneinander vorbeigedacht. Die Deutschnationalen mit Helfferich an der Spitze faßten den Fall wirtschaftlich und hatten recht. Allein das Kabinett hatte darum nicht unrecht. Denn es mußte zugleich diplomatisch denken. Bethmanns Spuren schreckten. Es war eine große Torheit, daß 1914 wir Frankreich den Krieg erklärten, in den es uns arglistig verwickelt hatte, statt abzuwarten, bis er uns erklärt wurde. Hier ist der Ursprung der verderblichen Kriegsschuldlüge. Weil wir uns der Haut wehrten, standen wir plötzlich als die Friedensstörer da.

Wir wissen, daß Poincaré das Sachverständigengutachten zu hintertreiben suchte. Durften wir ihm daher Vorschub leisten, wenn er uns abermals scheinheilig mit der Schuld des Scheiterns zu belasten wünschte? Wir hätten dadurch mutmaßlich die Entente aufs neue zusammengeschmeißt; vielleicht sogar Poincaré eine Wahllosung gegeben, die ihm die Niederlage des Jubilate-Sonntags ersparte.

Freilich übersah nun wieder das Kabinett, daß innerpolitische Opposition in solchen Fällen oft einen außenpolitischen Vorteil bedeutet. Es wurde unwirsch gegen Helfferich, während es sich gerade seiner Angriffe freuen sollte. Denn sie mußten ihm, wenn über das Gutachten verhandelt wird, einen festen Rückhalt geben. Es

konnte bei jeder Unbilligkeit, die ihm zugemutet wurde, erklären: „Das können wir nicht verantworten. Tun wir's, dann werden wir gestürzt und bei unseren Nachfolgern erreicht ihr noch viel weniger." In der Kunst, auch das Widerstrebende auszunutzen, und daher im geheimen willkommen zu heißen (gerade Poincaré ist unübertroffener Meister darin), scheinen wir doch ewig unzünftig bleiben zu wollen.

Am meisten freilich die Sozialdemokratie. Ihre Außenpolitik ist von schreckhafter Kurzsicht. Sie tut immer, als ob wir im luftleeren Raum säßen und nicht vom verbittertsten Übelwollen umbrandet wären. So verficht sie nicht nur die bedenkenlose Annahme des Gutachtens, sondern ist gar auf den törichten Einfall geraten, darüber einen Volksentscheid herbeizuführen. Der „Vorwärts" verstieg sich gar zu der Flause, dieser Beschluß des Parteivorstandes sei in die dumpfe Atmosphäre der deutschen Politik wie ein frischer Windstoß hineingefahren.

Die Ablehnung, die bei allen übrigen Parteien einsetzte, wird ernüchtert haben. Was wir leisten können oder nicht, das ist eine Frage, deren Lösung den größten Sachverstand, die weitesten Gesichtspunkte voraussetzt. Und nun sollte auf einmal das zwanzigjährige Dienstmädchen kraft seines kindseligen Wahlrechtes maßgeblich mit entscheiden? Ernster denn je gilt in solchem Falle Sapiehas Wort, daß Mehrheit Unsinn ist und Verstand stets nur bei wenigen gewesen. Ein Ausfall im Sinne des „Vorwärts" wäre die stärkste moralische Bindung, die wir dem Verbande bieten könnten; wäre freiwillig dargebracht viel mehr, als er je selber verlangt hat. Wir wären damit auf den Punkt gelangt, wo die reine Demokratie aufhört und der reine Unsinn anfängt.

So ein Volksentscheid ist überhaupt ein Ding wie ein Schießgewehr, womit man nie spielen soll. Die Deutschhannoveraner waren gewarnt. Die Reichsregierung hatte keinen Zweifel gelassen, daß sie deren Berufung auf Artikel 18 in jetziger Zeit für unvaterländisch halte. Die Provinziallandtage von Rheinland und Westfalen forderten einstimmig, daß man in Hannover auf die Ängste der besetzten Gebiete Rücksicht nehme. Flehende Einsprüche kamen aus Pfalz und Saarland. Bayerische, hessische, rheinische Abgeordnete reisten von Stadt zu Stadt, um darzulegen, daß Preußens Zerfall der Anfang von Deutschlands Zerfall sei. Alle Parteien von den blauen Völkischen zur roten Linken traten in eine Einheitsfront gegen das kleingeistige Unterfangen. Hindenburg und Ludendorff fochten für dieselbe Sache mit Severing.

Allein es erwies sich, daß das Wort vom Welfenstarrsinn keine leere Redensart ist. Wie Shylock auf seinem Schein, bestand man auf dem Artikel 18, den man als die Perle der Reichsverfassung pries.

Je größer der Widerstand, desto bedenkenloser wurden die Kampfmittel. Eine Hetze setzte ein, die Preußen mit Schmutz bewarf und jeden Hannoveraner, der dagegen auftrat, als „Verräter und bezahltes Subjekt" beschimpfte. Man verlor alle sittlichen Maßstäbe. Wenn Preußen sich wehrte, und amtlich Behauptungen Lügen strafte, wie zum Beispiel die, daß sechzig Jahre lang der preußische Staatswagen mit hannoverschem Fette geschmiert worden sei, verlangte man vom Reiche, daß es solche Notwehr unterbinde. Es solle während des Abstimmungskampfes die preußische Verwaltung ausschalten, also sein größtes Bundesland so behandeln, wie der

Feindverband in Schleswig, Westpreußen und Oberschlesien Deutschland behandelt hatte. Der schroffe Anspruch wurde jedoch geziemend abgetan.

So starr man in der Forderung blieb, so geschmeidig nahm man alle Parteifarben an, um aus den gegnerischen Lagern Mitläufer zu werben. Etwa wie Paulus schreibt, er sei den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche, auf daß er sie alle gewänne. Ein Flugblatt führte als theoretischen Vorkämpfer für die Zertrümmerung Preußens sogar den preußischen Kronprinzen an, natürlich nur mit dem Erfolge, daß auch dieser öffentlich in die Front der Gegner eintrat.

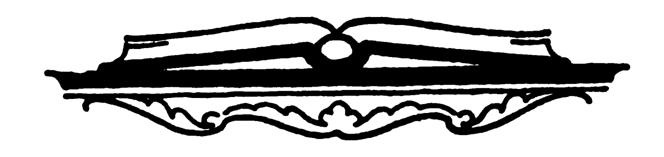
Der Entscheidungssonntag war wild bewegt. Allein am Abend erwies sich, daß alles Wühlen noch nicht einmal ein Viertel der hannoverschen Stimmen hatte gewinnen können. Mehr als drei Viertel der Wähler hatten bekundet, bei Preußen bleiben zu wollen.

Nach all dem siegessicheren Vorschußprahlen, daß die „hannoversche Knechtschaft" mit dem 18. Mai ihr sicheres Ende erreicht habe, ist dies zugleich auch eine moralische Niederlage. Ein kleiner Vernunftrest mußte daher sagen, daß man sich drein finden, daß man sich, wie sogar mit anpassender Scheinheiligkeit gelobt worden war, „auch diesmal unter Gottes Hand beugen müsse". Jetzt aber heißt es ganz verstockt und unfromm „nun gerade nicht". Niemals, so erklärt ein neuer Aufruf der Partei, werde man diesen Volksentscheid als verbindlich anerkennen. Er habe dem alten Unrecht von 1866 nur noch ein neues zugefügt. „Das Gewissen des hannoversch-niedersächsischen Volkes" nennt man sich mit stolzer Bescheidenheit. Dies werde nicht rasten noch ruhen, bis Hannover dennoch „frei" geworden.

Das kommt, wenn auch vielleicht nicht ganz im Ziel, doch sicher in Sprache und Kampfart dem rheinischen Separatismus nahe. Auch hier die berühmte Dreiheit von „trompeurs, trompettes et trompés", die sich immer wieder zusammentut. Wo bleibt dann das vielgepriesene hannoversch-niedersächsische Gewissen, wenn man deutsche Zwietracht sät und deutschen Zerfall ernten würde?

Es war unklug, den Artikel 18 überhaupt anzurufen. Jeder Landeskenner sagte sichere Niederlage voraus. Es war sündhaft, es jetzt zu tun, wo verhängnisvolle Auswirkungen auf Ruhr und Rhein zu befürchten standen. Eine Wiederaufnahme des Rummels unmittelbar nach dem gefallenen Entscheid jedoch, das wäre ein Vaterlandsverbrechen, das Reichskabinett und Reichstag mit sofortiger Sperrung des Artikels 18 beantworten müßten. F. H.

Abgeschlossen am 23. Mai





Karl Helfferich †

Bismarcks Reichsgründung ist eine norddeutsche Tat gewesen. Auch später waren es meist preußische Hände, die am Reichssteuer lagen. Erst die Revolution verschob das Übergewicht. Ebert, Erzberger, Hermann Müller, Fehrenbach, Wirth stiegen in die tragenden Ämter hinein. Das war ein Erfolg für den Süden, leider aber kein Ruhm.

Diesen rettete jedoch Karl Helfferich.

Ein Sohn der unteren Hardt, hat er seines fränkisch-alemannischen Stammes Eigenwesen nie verleugnet. Flink kochte sein Blut, und er konnte dann so schlagzüngig sein wie ein Pfälzer „Krischer" aus den Tagen des Hambacher Festes.

Aber das war nur Form. Vom echten Krischer unterschied ihn die Gründlichkeit seines Denkens. Ursprünglich hatte er nur die wissenschaftliche Laufbahn erstrebt und sich dafür gründlich geschult. Aber früh drängte es ihn vom Wort zur Tat, vom Lehrstuhl ins Leben. Er griff in den Währungsstreit ein und erfüllte sich mit verdienstlichem Eifer für unsre Kolonialpolitik. Dieser wollte er als Direktor der anatolischen Bahn neue Wege erschließen, und jene trugen ihn bei jungen Jahren schon in die oberste Leitung der Deutschen Bank.

Während des Krieges übernahm er das Reichsschatzamt; damit die ungeheure Aufgabe einer Unterbringung der Kriegsanleihe. Ich sehe ihn noch vor mir, den kleinen Mann mit dem scharfgeschnittenen klugen Gesichte, wie er am Tage eines Zeichnungsschlusses alle halbe Stunde die Rednerkanzel des Reichstages bestieg und mit Freudenröte auf den schmalen Wangen immer stolzere Milliardenergebnisse verkündete; umdröhnt von dem hallenden Jubel des Hauses wie der Tribünen.

Auch in die Diplomatie griff er ein. Man stellte ihn als deutschen Geschäftsträger auf den vulkanischen Boden der russischen Räterepublik. Soeben war in Moskau sein Vorgänger ermordet worden. Man warnte vor dem Wagnis, dorthin zu gehen. Er hatte den Mut, mußte indes bald einsehen, daß er an falscher Stelle stehe. Die Diplomatie verlangt ein Einpassungsvermögen, eine geschmeidige Abgeklärtheit, die seiner Art fern lag.

Mit der Revolution war seine staatsmännische Rolle vorläufig ausgespielt. Dafür begann die parlamentarische. Er fühlte tief innerlich, daß er helfen könne am Wiederaufbau, und seine glutvolle Vaterlandsliebe erlaubte ihm nicht, mürrisch und müßig beiseite zu stehen.

Der geborene Parlamentarier, wie es z. B. Stresemann ist, war er jedoch keineswegs. Man hatte immer das Gefühl, daß er erst über eine angeborene Schüchternheit Herr werden müsse. Seine hohe Stimme entbehrte des Metalles und ging leicht verloren. Er sprach auch hastig und hinderte so selber den Hörer, das Gehörte im Augenblick geistig zu erfassen. Erst wenn man die Rede hinterher las, dann kam zutage, welch ein Schatz an praktischem Wissen und Scharfblick da ausgestreut wurde. Alles in höchst geschliffener Form, auch im Gegensatz zu unsrer sonstigen parlamentarischen Beredsamkeit reicher an Gedanken als an Worten.

Er wurde einer der Führer in der Deutschnationalen Partei. Er hätte eigentlich der Führer sein müssen, da er an Denkschärfe die andern überragte. Gerade dies zwang ihn jedoch öfters, ein Draufgängertum zu zügeln, das von ihnen gefördert wurde und meist zur Unzeit durchbrach. In stürmischer Zeit findet das besonnene Wort schwerer Gehör als das vortreibende: „Sprung! Auf! Marschmarsch!"

Ein Leisetreter war er darum nicht. Wo es nötig war, da stürmte er mit und war tüchtig

im Kriegsruf wie nur einer. Nie hat er seine Person geschont. Unter deren rücksichtslosem Einsatz gelang es ihm, Erzberger als Politiker kaltzustellen, indem er den Menschen bloßstellte. Er hat maßlose Schmähung ertragen, als überhitzte Jugend diesen seinen Gegner und später Walter Rathenau niederschoß. Sogar im Sitzungssaale des Reichstages wurde er als Mörder angebrüllt, und über die Straße trug man einen Galgen mit einer Puppe daran und der Überschrift „Helfferich".

Sein letzter Kampf galt dem Sachverständigengutachten. Er hielt es für unannehmbar und hatte gute Gründe. Es gab keinen besseren Kenner unserer Wirtschaft als ihn. Vor dem Kriege hatte er eine Bilanz unseres Volksvermögens gezogen und 310 Millionen errechnet. Nun prüfte er nach und kam zu dem trostlosen Schluß, daß binnen neun Jahren der größere Teil vertan war. Mit dem Reste aber kann, was man uns auferlegen will, bei allem Fleiße keinesfalls erarbeitet werden. So warnte er vor Zusagen, die sich nicht halten lassen, vor Unterschriften, die uns nur verpflichten und im sicheren Unvermögensfalle als Tücke gedeutet werden. Seine beiden Artikel wider „Das zweite Versailles" gehören zu den Meisterwerken polemischer Kunst. An Schlagkraft jenen Juniusbriefen ebenbürtig, Englands klassischer Kampfschrift.

Der deutschnationale Wahlerfolg hätte Helfferich neue Aufgaben gestellt. Er wäre als Finanz- oder Wirtschaftsminister in die Regierung getreten. Aber als sein zweiter Artikel erschien, da hatte unser erbarmungsloses Schicksal ihn bereits zum stillen Manne gemacht. Wie er gelebt und gewirkt, so kam er um: von Flammen umlodert, in furchtbarem Zusammenprall. Wir aber haben bei Bellinzona eine neue Schlacht verloren. F. H.

*

Lebenserinnerungen des Generals der Inf. Freiherrn von Freytag-Loringhoven

Unter dem anspruchslosen Titel „Menschen und Dinge, wie ich sie in meinem Leben sah" (Verlag Mittler und Sohn, Berlin 1923, 338 S.) gibt der Altmeister deutscher Kriegsgeschichtsschreibung General Dr. h. c. Freiherr von Freytag-Loringhoven Erinnerungen seines Lebens heraus, die unter den wahrlich nicht wenigen und vielfach auch nicht unbedeutenden zeitgenössischen Memoirenwerken mit an allererster Stelle genannt zu werden verdienen. Ein Gedanke Wilhelm von Humboldts, „sein eigenes Leben zu beschreiben im Sinne einer Darstellung der Menschen, der Zeit und der Welt, wie er sie aufgefaßt", gab dem Verfasser die Richtlinie für die Form seiner Aufzeichnungen, die durchweht sind „von dem Stolz, dem besten aller Heere, das die Welt jemals gesehen hat, und das noch jetzt neutralen Mächten als unerreichtes Vorbild gilt, angehört zu haben". Daß die deutsche Armee vorbildlich war, hat sie aber zum nicht geringen Teil dem General von Freytag zu danken, der sich neben dem unvergeßlichen Grafen Schlieffen als fruchtbarer Militärschriftsteller und in langjähriger Lehrtätigkeit an der Kriegsakademie und im Generalstab um die Ausbildung der Generalstabsoffiziere unvergängliche Verdienste erworben hat. General von Freytag erscheint uns in seinem Buch als der Typ eines selbstlosen, vornehmen, deutschen Edelmanns im vollsten Sinn des Wortes. Er ist kein Freund starker Ausdrücke und scharfer Worte, sondern steht auf dem Standpunkt, daß „wer da wüßte, wie schwer unser Handwerk überhaupt und ganz besonders in diesem Krieg gewesen sei, dem vergehe jedes unangebracht scharfe Kritisieren". Das Buch bringt daher keine Sensationen, keine scharfen Anklagen oder temperamentvollen Ausbrüche, wie so manche andere, stark subjektiv eingestellten Kriegserinnerungen, sondern ist durchweht vom milden Geist und abgeklärten Urteil des über den Dingen stehenden Verfassers, der stets bemüht ist, den Beweggründen der handelnden Männer nachzugehen und die inneren Ursachen des Zeitgeschehens zu erfassen.

Freytag-Loringhoven, dessen Geschlecht dem westfälischen Uradel angehört, ist als Sohn eines baltischen Edelmanns und russischen Generalkonsuls am 26. Mai 1855 in Kopen-

hagen geboren und mußte erst im russischen Heere seiner Dienstpflicht genügen, bevor sein Herzenswunsch, in das deutsche Heer einzutreten, erfüllt werden konnte. 1876 in das 2. Garderegiment zu Fuß, dem er eine treue Anhänglichkeit bewahrt hat, eigestellt, fühlt er sich in der preußischen Armee bald heimisch. In dem ersten Abschnitt „38 Friedensjahre" verfolgen wir seinen militärischen Werdegang, der ihn bald in den Generalstab führte, wo er seiner besonderen Begabung entsprechend vorwiegend in der kriegsgeschichtlichen Abteilung verwendet wurde und bis zum Oberquartiermeister aufstieg. Auf der Kriegsakademie und im Generalstab kam er naturgemäß mit zahlreichen Männern in Berührung, die später im Weltkrieg als Führer eine Rolle gespielt haben, u. a. auch mit Hindenburg, und man liest mit Interesse sein Urteil hierüber. Wie wohl alle, die jemals mit dem genialen und bedeutenden Manne zu tun hatten, fühlt Freytag eine besondere Bewunderung und Verehrung für den Grafen Schlieffen, der seit Moltke bis heute der einzige Mann gewesen ist, der wahrhaft große Feldherrngaben besaß und dem es leider und zu unserem Unglück versagt geblieben ist, sich als Führer im Kriege auch praktisch betätigen zu dürfen. Wie alle Generalstabsoffiziere damaliger Zeit, ist Freytag geradezu bestürzt über die Ernennung Moltkes zum Nachfolger Schlieffens, dem in jeder Hinsicht „die Vorbildung für seine hohe Stellung fehlte ... An Moltke erwies sich so recht, daß Klugheit, feiner Takt und weltmännische Bildung nicht genügen, einen wirklichen Führer zu schaffen, sondern daß hierzu die Arbeit eines ganzen Lebens gehört".

Daß Freytag kein trockener Gelehrter, sondern geradezu passionierter Soldat war, beweisen die Abschnitte, die von seiner Tätigkeit im Truppendienst als Kompagniechef in Breslau, Regimentskommandeur in Frankfurt a. O. und Divisionskommandeur in Cassel Kunde geben und zu den anziehendsten des Buches gehören, weil sie mit ganz besonderer Liebe geschrieben sind. Viele Tagesfragen, wie Adel und Bürgertum im Offizierkorps, Kasinoleben, Kadavergehorsam u. dgl., die heutzutage in zahlreichen der Revolutionspsychose entsprossenen Schmähschriften zur Verunglimpfung der alten Armee herhalten müssen, finden eine durchaus objektive und treffende Erörterung. Wer sich ein wahres Bild vom Geiste des deutschen Heeres machen will, der nehme dieses Buch zur Hand.

So möchte ich Freytag insbesondere in seiner Beurteilung unserer auswärtigen und Flottenpolitik zustimmen, worin er sich im wesentlichen den Ausführungen Johannes Hallers in dessen trefflichem Buch „Die Ära Bülow" anschließt. Freytag sieht ein schweres Versäumnis unserer auswärtigen Politik darin, daß sie um die Jahrhundertwende auf ein Bündnis mit England verzichtete, und kann sich auch der in weiten Kreisen herrschenden Begeisterung für den Fürsten Bülow nicht anschließen, dem nach seiner Ansicht ein großer Teil der Schuld an unserer verfahrenen politischen Lage zufällt. Auch hat Freytag den „angeblich engen Zusammenhang zwischen unserer Kolonialpolitik und dem Bau einer Schlachtflotte niemals begriffen" und verurteilt demgemäß unsere überspannte Flottenpolitik, die uns in einen Konflikt mit England bringen mußte.

Einen breiten Raum des Buches nimmt naturgemäß der Abschnitt ein, der von den Erlebnissen Freytags im Weltkrieg handelt. Zuerst deutscher General beim Oberkommando des österreichisch-ungarischen Heeres, vertauscht er diese Stellung bald im Januar 1915 mit der des Generalquartiermeisters des deutschen Feldheeres. Der unfreiwillige Rücktritt Falkenhayns im August 1916 veranlaßte dann auch General v. Freytag, um seine Enthebung zu bitten, und er wurde zu seiner großen und berechtigten Enttäuschung, anstatt das erbetene Kommando über ein Armeekorps zu erhalten, in der unbefriedigenden Stellung als Chef des stellvertretenden Generalstabs für den Rest des Krieges kalt gestellt.

Über die Erlebnisse und Erfahrungen des Generals v. Freytag beim österr.-ung. A. O. K. werde ich mich demnächst an anderer Stelle kurz aussprechen. Seinem im allgemeinen günstigen Urteil über den Feldmarschall Conrad v. Hötzendorf, von dessen Erinnerungen unlängst der IV. Band im stattlichen Umfang von

956 Seiten erschienen ist (Nikola-Verlag, Wien), kann man sich anschließen.

Dagegen bedaure ich, dem überaus günstigen Urteil über Falkenhayn und seine Kriegführung nicht beistimmen zu können. Es ehrt den General v. Freytag, daß er für den viel angefeindeten General v. Falkenhayn, dem er persönlich in Freundschaft verbunden war und mit dem er 1½ Jahre zusammengewirkt hat, wenn er auch angeblich in operativen Fragen von ihm wenig zu Rate gezogen worden ist, eine Lanze einlegt, und es spricht dies für seine vornehme Denkungsart, die einen hervorstechenden Grundzug des ganzen Buches bildet. Die militärische Kritik ist sich aber nunmehr doch so ziemlich darüber einig, daß die Maßnahmen Falkenhayns zumeist wenig glücklich waren und daß er seiner hohen Stellung nicht gewachsen war. Wenn Freytag behauptet, daß es infolge Schwierigkeiten im Nachschub nicht möglich gewesen sei, am Balkan reinen Tisch zu machen und die Operation bis Saloniki auszudehnen, wie Conrad wollte, so ist diese Behauptung durch einen Aufsatz des Oberst Jochim in Nr. 5 des deutschen Offiz.-Bunds 1924 widerlegt. Dort ist nachgewiesen, daß Falkenhayn sogar selbst daran gedacht hat, Sarrail umfassend anzugreifen und zu vernichten, und daß nicht Nachschubschwierigkeiten ihn hieran verhindert haben, sondern einzig und allein das unselige Unternehmen von Verdun, das alle verfügbaren Kräfte und Munition auffraß.

General v. Freytag bestreitet auch nicht, daß Falkenhayn Fehler gemacht hat, und muß selbst zugeben, daß er nicht zu den Feldherren ersten Ranges zählt. „Aber einen solchen hat überhaupt keine Armee im Weltkrieg aufzuweisen, weder bei den Mittelmächten noch bei ihren Feinden.“ Dies ist sehr richtig, und ich möchte es insbesondere im Hinblick auf die maßlose und übertriebene Verhimmelung Ludendorffs, die von gewissen Parteien aus parteipolitischen Gründen getrieben wird, noch nachdrücklichst unterstreichen. Auch Ludendorff war kein gottbegnadeter Feldherr ersten Ranges, und es ist einfach lächerlich, ihn in einem Atem mit Alexander, Hannibal, Cäsar, Friedrich dem Großen, Napoleon und Moltke nennen zu wollen. Ich darf hierwegen auf frühere Ausführungen im Türmer 1921, Heft 12, und 1922, Heft 5, verweisen.

Während seiner Tätigkeit als Generalquartiermeister war es dem General v. Freytag auf seinen dringenden Wunsch vergönnt, sechs Wochen lang vertretungsweise eine Division vor dem Feinde zu führen, und es ist geradezu rührend zu lesen, mit welcher Hingabe und Begeisterung er sich dieser Aufgabe gewidmet hat. Er nennt diese Zeit „die schönste Zeit des Krieges“. Um so wehmütiger muß es einen berühren, daß es diesem begeisterten Soldaten, der ein ganzes Menschenalter dem Studium der Kriegsgeschichte gewidmet hatte, versagt geblieben ist, die dort gesammelten reichen Erfahrungen außer während dieser kurzen Episode auch als Truppenführer praktisch zu verwerten. Welche Gründe maßgebend waren, daß Freytag in so wenig schöner Weise kalt gestellt wurde, entzieht sich meiner Kenntnis. Sein Verhältnis zur dritten Obersten Heeresleitung, die ja zu Falkenhayn stets in schärfstem Gegensatz gestanden war, scheint nicht allzu herzlich gewesen zu sein. Man kann es daher Freytag nicht verdenken, wenn er in seinem Buch für den menschlich sympathischeren Falkenhayn, der so gar nichts aus sich machte und nie nach Volksgunst buhlte, wärmere Töne findet als für den von seinen „Halbgöttern“ umgebenen Ludendorff.

Auch in der Heimat hat sich General von Freytag nach Kräften nützlich gemacht, soweit ihm dies in seinem entsagungsvollen Wirkungskreis möglich war. Man mag ihm nachfühlen, wie schwer er unter dieser unverdienten Zurücksetzung gelitten hat, und sie ist kein Ruhmesblatt für das Militärkabinett, das auch sonst im Kriege durch verkehrte Personal- und Ordenspolitik wahrlich keine Lorbeeren geerntet hat. Zum Ausbruch der Revolution äußert sich von Freytag, daß, wer den 9. November in Berlin erlebt hat, „den Eindruck gewonnen habe, daß wir alle der revolutionären Bewegung machtlos gegenüberstanden, nachdem man es einmal versäumt hatte, spätestens 1917 bei den ersten revolutionären Anzeichen mit aller Strenge einzuschreiten, und statt einer festen Regierung eine solche eingerichtet

hatte, die die Schwäche selbst war". Das völlige Versagen der Offiziere, Beamten und des Bürgertums in der Heimat während der Revolutionstage erklärt Freytag mit den Auswirkungen einer Massensuggestion und der durch lange Unterernährung hervorgerufenen Erschlaffung der Nerven, die auch die Energie der militärischen Führer gelähmt habe.

Die Objektivität Freytag-Loringhovens, sein abgeklärtes Urteil und seine durch die Arbeit eines ganzen Menschenalters erworbene Fähigkeit, Menschen und Dinge richtig zu sehen und im Leben über den Dingen zu stehen, treten in dem besprochenen Buch auffällig in die Erscheinung. Von allen zahlreichen Schriften des Generals möchte ich diesem wundervollen Buch, das zu lesen niemand versäumen sollte, den Vorzug geben.

Franz Freiherr von Berchem

*

Marie Hart,

die ausgezeichnete elsässische Erzählerin, ist am 30. April in ihrem württembergischen Zufluchtsort Bad Liebenzell nach schwerem Leiden gestorben. Damit ist eine Vertreterin des wirklich vornehmen Elsässertums aus dem Leben geschieden. Marie Hart, eine geborene Hartmann aus dem unterelsässischen Städtchen Buchsweiler am Fuße des Bastbergs, hatte einen ehemaligen Offizier namens Kurr geheiratet, und die Altelsässerin war nach Schluß des Weltkriegs dem Gatten samt Kind und Schwestern in seine württembergische Heimat gefolgt. Auch sie, die mit glühender Liebe und feinstem Verständnis für das Volkstum an ihrer elsässischen Heimat hing, ist, wie so manche Tausende, in der Verbannung gestorben. Als man von ihrer Not und Krankheit vernahm, haben sich sofort hilfreiche Hände ausgestreckt, um der Leidenden Dankbarkeit zu erweisen. Jetzt kann man diese Dankbarkeit nur noch der verwaisten Familie zum Ausdruck bringen ...

Wer einigermaßen die elsässische Mundart beherrscht, der lese die ganz köstlichen Bücher dieses gemüt- und humorvollen Plaudertalents. Es ist alles durch und durch echt. Noch im vorigen Jahre erschien („meinen Mitvertriebenen gewidmet") das herrliche Buch „Erinnerungsland" (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). Bald lachend und bald mit Tränen im Auge liest man diese wundervollen Skizzen und Gedichte. Nach dem Elsaß, wie es durch den Vertrag von Versailles geworden ist, hatte sie kein Verlangen mehr; nur mit herber Wehmut dachte sie an dieses Zerrbild der alten Heimat zurück. Das Elsaß, das sie lebenslang lieb gehabt hat, ist auf Erden nicht mehr zu finden. „Drum wissen wir auch nicht recht" — sagt sie im Vorwort — „wohin mit unserer Sehnsucht; und wenn's Heimweh uns überfällt, fragen wir uns oft: Ja, nach was denn?" Und sie fährt fort: „So bleibt uns nur noch die Erinnerung an das, was einmal gewesen ist, ans Land, das wir so lieb gehabt haben, an die paar Menschen, die uns treu geblieben sind in der Not."

Es ist auf das herzlichste zu wünschen, daß viele, ja alle echten Elsässer dieser Dichterin und ihrem über das Elsaß hinaus unvergeßlichen Werk Treue halten und Liebe bewahren für immer. L.

*

Der unpolitische Deutsche

In einer ausgezeichneten kleinen Schrift „Der unpolitische Deutsche" (Verlag Theodor Weicher, Leipzig) räumt Dr. Gotthard Ost gründlich mit dem Irrglauben auf, die Politik nur als eine Sache der Verstandestätigkeit, des Wissens und der Gelehrsamkeit anzusehen. In dem deutschen gelehrten Bewußtwerden, der logischen Ausdeutung der Welt, also in dem Intellektualismus, sieht Dr. Ost die letzte Ursache der gänzlich unpolitischen Einstellung des Deutschen und sagt zutreffend: „Dauernd wurzelhafte Gefühle gedeihen eher im Dämmerschein der Tiefen der Volksseele als im Lampenlicht der Gelehrtenstube. Auf dem genialen Vermögen eines umfassenden und tiefen Miterlebens beruhen die Erfolge in der Politik, die eben ein Stück praktischer Psychologie ist. Der Verstand ergreift mit seinen Begriffen nur das Äußere der Dinge." Ost unterscheidet die zwei verschiedenen Mittel, der Wirklichkeit Herr zu werden: den reflektierenden Verstand und das

intuitive Vermögen, das nicht erlernbar ist. „Auf der einen Seite arbeitet man mehr mit streng logischem Schließen und Beweisen, mit scharfer Berechnung, auf der anderen mehr mit den Kräften der Phantasie, des Gemütes und des Willens, dort mit scharfsinnigen Theorien und mühsam aufgebauten Systemen, hier mit unmittelbar aus dem Leben geschöpfter Beobachtung und Erfahrung.“

Der Intellektuelle neigt zur Selbstüberschätzung und eitlen Empfindlichkeit und hat nicht abwarten gelernt, bis die Entwicklung sich langsam organisch vollzieht. In diesem Zusammenhang erinnert Ost an ein bedeutsames Wort Goethes: „Intellektualismus ist Anarchie!“ Der Intellektuelle dürstet ja auch nach echt deutscher Objektivität. Er hat die Ursprünglichkeit verloren und sieht nicht, daß im Haßgefühl nicht nur ein zerstörendes, sondern auch ein aufbauendes, schaffendes Element ist. Sehr richtig erkennt auch Ost, daß unsere Intellektuellen fälschlicherweise unter Politik lediglich Wirtschaftspolitik verstehen.

Die Frage, wie den sogenannten gebildeten Kreisen ein selbstsicherer nationaler Instinkt erwachsen kann, behandelt Dr. Ost sehr gründlich. Er kommt dabei zu bemerkenswerten Vorschlägen für eine Erziehungsreform der Jugend: „Die Jugend ist zuerst am Heimischen, Bodenständigen zu bilden und nicht am Ausländischen. Denn alle völkische Kultur ruht auf der Entwicklung des Angeborenen und dann erst auf der Kraft, Ausländisches zu übernehmen und in die eigene Art einzuschmelzen, wie es die Griechen verstanden, andernfalls es wieder auszustoßen, weil es sonst toter Ballast wird oder das eigene Wesen fälscht, an der angeborenen Art irre macht und den Willen zu sich selbst vernichtet. Der Kultur eines Volkes geht es wie einer Persönlichkeit. Ruht ihr Schwerpunkt nicht in ihr selbst, im Angeborenen, so wird sie charakterlos.“ — „Die einseitige Beschäftigung mit fremdem Geistesleben und die übertriebene Bewunderung fremder Kulturen hat zur Folge mangelhafte Kenntnis und geringe Einschätzung des Deutsch-Völkischen. Dadurch wird ein Volk innerlich unsicher und es kann sich kein kräftiger Kulturstolz entwickeln, der eine der Hauptstützen des nationalen Bewußtseins bildet und für das deutsche Volk gerade heute eine Lebensnotwendigkeit ist. Das unselige Vielerlei des heutigen Unterrichts führt zur Zersplitterung und zur Vergeudung der Kräfte. Eins gründlich können, das predigt schon Goethe in den ‚Wanderjahren‘. Tüchtiges kann nur durch Konzentration der Kräfte geleistet werden. Deshalb ist es ein Unding, Primaner an einem Vormittag durch 6 oder 5 verschiedene Fächer zu jagen, jedesmal in 45 Minuten und überall soll der Schüler gleichmäßiges und genügendes Interesse zeigen. Er kann in Nichts heimisch werden, sich in keinen Stoff wirklich vertiefen, kann nicht in einem Meister werden, was allein glücklich macht.“

Es ist nur möglich, hier einige Sätze aus der ausgezeichneten Darstellung wiederzugeben. Ein Realgymnasialdirektor (Dr. Ost ist Oberstudiendirektor in Essen-Ruhr) schlägt Reformen vor, die von dem preußischen Kultusministerium unter dem Minister Dr. Boelitz in Angriff genommen worden sind.

Ost wendet sich u. a. mit Recht gegen die rein intellektuell betriebene Staatsbürgerkunde. Deutsche Politik kann nur aus der Tiefe deutschen Volkstums erwachsen. Aufklärertum und Verstandesschulung ist vom Übel. Die Frage wird an einer Stelle aufgeworfen, ob uns denn die antiken Versmaße näher liegen als die deutsche Musik, von den größten Meistern unserer Kirchenmusik angefangen bis zu Beethoven und Richard Wagner. Es kommt nach Ost für die Bildung des Menschen weniger darauf an, ihm fertige Kultur zu übermitteln, wie es die heutige Schule in der Hauptsache tut, sondern in der Seele diejenigen Kräfte anzuregen und zu üben, die Kultur hervorbringen. Die Schule soll mehr Wesens- als Bewußtseinskultur treiben. Über die Schranken des Verstandes hinwegzuschreiten, um zum unmittelbaren Anschauen des Wesens der Dinge zu gelangen, ist ein Urdrang der Menschheit und die Voraussetzung politischer Bildung.

Die Arbeit von Dr. Ost ist auch besonders

wertvoll durch eine feinsinnige Darstellung der kulturellen Strömungen in Frankreich und England, über die man im allgemeinen falsch oder gar nicht unterrichtet ist. Ich kann der kleinen Schrift von 65 Seiten, die in Kürze Wesentliches sagt, nur die größte Verbreitung wünschen, zumal sie sich — da schon 1921 erschienen — auch immer noch billig stellen dürfte. Dr. Hans Siegfried Weber

*

Deutsche Kolonialbücher der Nachkriegszeit

Sang- und klanglos schloß im allgemeinen Niederbruch des Deutschen Reiches die kurze, ruhmvolle Kolonialgeschichte mit der stummen Hingabe unserer Kolonien an die siegreichen Feindmächte als „Mandatare" ab. Der koloniale Gedanke schien im Volk erloschen, das dem als wichtiger betrachteten Problem utopischer Ideen innerpolitischer und eigennütziger Verengung sich preisgegeben hatte. Aber da fand sich unter dem Wust wertloser, zeitkurzer Bände und Broschüren still und stetig eine Buchgattung zusammen, die einsam, beinah fremd in der Nachkriegsliteratur dastand und nur auf geringe Beachtung angewiesen schien. Heute umfassen die deutschen Kolonialbücher seit 1918 gegen zwanzig Bände. Sie stellen eine geistige Macht dar, die sich im Volke zäh durchsetzt. Kriegs- und Erinnerungsbücher, werden sie von weiten Leserkreisen doch nicht als solche empfunden (denn sonst würden sie abgelehnt). Das, was in ihnen pulst und so mächtig zum Herzen des deutschen Lesers spricht, ist die Landschaft und Tierwelt Afrikas; ist das Abenteuer und der Glanz der bunten, fernen Welt, nach dem deutsche Sehnsucht und Wanderlust, als nach unerreichbarem Ideal, jetzt doppelt steht. Daneben kommt Freude und Stolz des Deutschen von damals an den riesigen Überseegebieten auf, die einmal unter deutscher Flagge standen und deren Herrschaft die schwarzen Söhne des Landes zufrieden und wohlhäbig machte.

Der künstlerische Wert der Bücher ist ungleichmäßig; ihr stofflicher, besonders ihr ethischer Gehalt außerordentlich. Anschaulichkeit, frische Knappheit fallen auf. Das liegt wohl daran, daß die Verfasser meist deutsche Schutztruppenoffiziere waren. Man denke nur an Major Detzners treffliches Werk über seine Forschungen und Abenteuer in Neuguinea und sein großangelegtes Volks- und Geschichtsbuch „Im Lande der Dschu Dschu" (bei Scherl in Berlin).

Es ist ergreifend, wie sie alle ihr verlorenes Tropenparadies in Wehmut zu rühmen wissen. Ihre Ungeübtheit mit der Feder zeigt erst eigentlich, wie stark ihr Herz beim Schreiben mitging. Aus den Deutsch-Ost-Büchern dämmert den besten Teilen des Volkes zu spät die Ahnung auf, was wir mit dieser herrlichen Kolonie hergegeben haben; wie wenig wir sie damals zu schätzen wußten. Deutsch-Ost ist es, dem wir den großen dichterischen Kriegsroman von Weltstil verdanken. Schon als Balder Oldens „Kilimandscharo" in der „Kölnischen Zeitung" veröffentlicht wurde, ging es wie ein tiefer Seufzer durch deutsche Leserkreise hin. Seitdem er als Buch (im Gyldendalschen Verlage) erschien, wirkt er seinen Weg „durch Furcht und Mitleid" erschütternd weiter. Hier ist zum Ruhm des deutschen Kriegers und des Askari in klassischer Form gesagt, was kein Dichter dem deutschen Feldgrauen an Ost- und Westfront bisher zu sagen vermochte. Und neben Olden der Oberleutnant z. S. Wenig, der uns in schmerzhaft tiefen Bildern Trutz, Not, Kampf und Untergang der „Königsberg" im Rufidschidelta dichterisch nahebringt, wie nur je eine heldische Tragödie. („In Monsun und Pori", erschienen im Safari-Verlage, Berlin.) Oder da zaubert uns der Hauptmann Steinhardt in zwei prächtigen Büchern, „Vom wehrhaften Riesen und seinem Reich" (Alsterverlag, Hamburg) und „Ehombo" (Verlag J. Neumann in Neudamm), Deutsch-Südwests ganze herbe und ungeheure Steppeneinsamkeit; die Lust und den Kampf mit Natur und wildem Tier in den ungeheuren Wildreservoiren des Kaokofeldes und jenes zerklüfteten, trutzigen Gebirgsklotzes, des Ehombo, vor, in dessen Gebieten jener deutsche Schutztruppler lange Jahre war. Wie tief Deutsch-Südwest, dies Schmerzenskind des Reiches, den alten Afrikanern ins Herz gewachsen ist, zeigen neben den Versen J. von Winterfelds („Ver-

lorenes Land", die ferne Zeiten des Hererokrieges heraufbeschwören) die meisterlichen Geschichten des Malers, Rauhreiters, Dichters und Jägers Hans Anton Aschenborn (Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart), dessen Tierbuch „Onduno" durch die reizvoll eingestreuten Tierstudien und Landschaftsbilder besonderen Wert gewinnt.

Ob nun Kameruns Schönheit und Schicksal unter deutscher Herrschaft ein Erinnerungsbuch wie das von Karl W. Koch „Im toten Busch" (Voigtländer, Leipzig) geweiht oder unserer Kolonie Togo gedacht ist (in Werner von Rentzells „Unverlorenes Land", verlegt im Alsterverlag, Hamburg): aus allen Büchern spricht die heiße Liebe und herbe Trauer um das Land, dem ein Stück freien, stolzen Manneslebens für des Reiches Größe gewidmet war. Geschrieben im Internierungslager oder wie Dr. Leo Waibels „Urwald, Veld, Wüste" (bei Ferd. Hirth in Breslau), in den Jahren unfreiwilliger Muße bei deutschen Landsleuten auf südwestafrikanischer Farm in der Kriegszeit entstanden, alle diese starken Bücher atmen eine unerschütterliche Zuversicht zu des Reiches neuer kolonialer Blütezeit. Den Söhnen geweiht (Hans Poeschels „Bwana Hakimu", Richterfahrten in Deutsch-Ost, erschienen im Verlag R. Voigtländer in Leipzig) oder dem ganzen deutschen Volke zugeeignet von einem alten, biederen Padd-Onkel, wie dem gewesenen Lokomotivführer, Elefantenjäger und Wanderer ohne Ziel David Neckschies, der uns das prächtige, derbe Volksbuch „Safari-Zauber" (Verlag Westermann in Braunschweig) schenkte und glühend nach seinem Kapital und Alterszehrpfennig, seinen „draußen" sicher versteckten Elefantenzähnen, zurückverlangt — wenden sich diese Kolonialbücher an die besten Instinkte ihres Volkes: an die urgermanische Lust zum Wandern, Wundern, Jagen und Fragen, Schauen und Bauen. Sie erhalten und wecken den hochgemuten Stolz zu Heldentum und wackerem Lebensstreit. Sie gipfeln in dem Gelöbnis: „Der koloniale Gedanke darf in Deutschland nicht sterben!" (Vorspruch des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg in v. Rentzells Togobuch.)

Hans Schoenfeld

An die gesamte völkische Jugendbewegung!

Wir erhalten folgenden Aufruf mit der Bitte um Veröffentlichung im „Türmer":

Wilhelm Kotzde, Bundesvater der „Adler und Falken", und Bruno Tanzmann, Führer der Bauernhochschule, haben am 29. Hartung im Hause von Elisabeth Klatte zu Melsungen folgendes beraten und beschlossen:

Es zeigt sich ein Weg zur Durchführung der „Freiwilligen Arbeitsdienstpflicht", um unserem zerfahrenen Volk durch eine beispielgebende Tat zu zeigen, was notwendig ist und was uns wieder groß und stark macht.

In der deutschen Landwirtschaft werden vom Frühjahr bis Herbst rund eine halbe Million polnische Arbeiter (Schnitter und Arbeiterinnen) beschäftigt. Diese sind nicht nur vordringende Vorposten ihres Volkstums, sie bedeuten für uns Deutsche eine Schande. Solange Millionen deutsche Volksgenossen arbeitslos sind, von der staatlichen Unterstützung leben, zu Bettlern, Hausierern, Verbrechern verkommen oder auswandern, während zu gleicher Zeit Polen in unser Vaterland hereinkommen, welche die körper- und geiststählende Arbeit in der Landwirtschaft verrichten: so lange haben wir als Volk kein Recht auf Erweiterung der Grenzen, auch nicht auf Kolonien.

Ostlandfahrer werden wir einst brauchen. Die große Siedlungsbewegung wird kommen, denn die heilige Sehnsucht zur Mutter-Scholle wird nicht ruhen. Dafür müssen die Deutschen sich vorbereiten. Denn mit Redensarten, Parteiphrasen, Problemwälzen läßt sich diese schwere Arbeit nicht machen. Nur die Erprobten werden Sieger sein.

So soll die Jugend, die noch gesunden Kern hat und den hohen Ruf vernimmt, vorangehen durch freiwillige Dienstpflicht zum Wohle des Vaterlandes. Willibald Hentschel hat dazu ein Flugblatt verfaßt: Was soll nun aus uns werden? (Aufstieg-Verlag, Leipzig-Schleußig, Blumenstraße 28 II.)

Der Plan ist also:

1. Männliche und weibliche Jugend über 18 Jahre meldet sich bei der Kanzlei der Adler und Falken in Tübingen, Olgastraße 3. Es ist der Lebenslauf beizufügen und mitzuteilen, ob der oder die Meldende schon in der Landwirtschaft tätig war. Denn die Führer und Führerinnen müssen möglichst Landwirte sein. Besonders viele Mädchen sollen kommen, denn sie müssen zuerst wieder einen gesunden Wuchs bekommen. Robert Kempf für die Jugendbewegung und Diplomlandwirt Ewald Große für die Bauernhochschule leiten die Verteilung der Gemeldeten.

2. Nach Hentschels Vorschlag werden männliche und weibliche Arbeitsmannschaften gebildet, d. h. freiwillige Arbeitspflichtscharen, die je unter einen Führer gestellt werden.

3. Der Führer und seine Gefolgschaft schließen mit den einzelnen Landwirten nach dem Beispiel von Georg Obendorfer, Rittergut Limbach bei Wilsdruff i. Sa., einen Vertrag mit gegenseitigen Rechten und Pflichten.

4. Jede Schar bleibt eine geschlossene Gemeinschaft und stellt sich in den Dienst des ganzen Volkes. Dadurch hat die Schar die Freiheit, ihr eigenes geistiges Leben zu führen. In ihrer Freizeit kann sie der Verstädterung des Landlebens durch Volkslied, Volkstanz, Laienspiel, Leseabende, Kleidung und gute Sitte, durch ihre ganze Lebensart entgegenarbeiten und sich selbst ein stolzes Erobererglück schaffen.

5. Wer in die Front dieser Ostlandfahrer durch freiwillige Arbeitsdienstpflicht auch nur vorübergehend von Anfang März bis Neblung eintritt, wird an der Gesundheit seines Geistes und Körpers, der sichersten Grundlage für sein Lebensglück, arbeiten. Wir brauchen den undeutschen Sportluxus nicht. Arbeit in Gottes freier Natur, in Sonnenhitze und Wetter wird ein neu Geschlecht erziehen. Auf ein oder zwei Jahre gilt es das Karrieremachen, Schulpauken, die Kontorbleichsucht, Fabrikhetze, den Salonklatsch und das Mutter- und Vaterhätscheln zu unterbrechen. Ein neues Buch der Abenteuer und deutscher Wandervogeljugend beginnt.

6. Wer in die Front der Ostlandfahrer für sein ganzes Leben eintreten will, wird sich einen neuen Führerberuf schaffen, denn einst wird die staatliche Arbeitsdienstpflicht wie in Bulgarien, Schweiz und Island kommen. Er wird zu den ersten der neuen Ansiedler gehören. Neue Heimatschollen im deutschen Mutterland und im Grenzland warten auf ein tatkräftiges, arbeitsmutiges neues deutsches Geschlecht.

Wer sich zu diesem bekennt, der melde sich sofort und unverzüglich und verbreite den Aufruf in alle Zweige der deutschen Jugend.

Schirmherrschaft der Deutschen Bauernhochschule: Bruno Tanzmann. Georg Obendorfer.

Adler und Falken:
Wilhelm Kotzde.

*

Deutsche Schlemmer im Auslande

sind jetzt der größte Unfug, der unserem ohnedies übermäßig leidenden Vaterlande angetan wird. Könnte man doch dieses Gesindel schröpfen und namentlich an den Pranger stellen! Da lesen wir im „Gewissen“ aus der Feder von H. G. Scheffauer folgendes:

Eben erreicht mich aus Florenz ein Brief des bekannten amerikanischen Publizisten Prof. George D. Herron, früher ein großer Intimus Wilsons, ein Mann, der auf die Politik Amerikas einen ungeheuren Einfluß ausübte. Er half Italien in den Krieg hineinbringen. Er schwächte den Widerstand Bulgariens. Jetzt, entsetzt über den Versailler Frieden und in Erkenntnis vieler ihm früher unbekannter Tatsachen, ist er zum größten Feind Frankreichs und zu einem hilfsbereiten Freund Deutschlands geworden. Herron schreibt mir wie folgt:

La Meta, March 21 1924.
15, via Benedetto Da Maiano,
S. Domenico di Fiesole, Florence, Italy.

„Lieber Herr Scheffauer!

Darf ich Ihnen ein Wort sagen über eine Sorte von Deutschen, die gerade jetzt ihrem schwer leidenden Lande einen enormen Schaden zufügen und tatsächlich einen großen Teil des Mitgefühls verschwinden lassen, das für

das deutsche Volk entstanden war und sich aktiv auszuwirken begann.

Über ganz Italien und die Riviera sowie die beliebten Plätze von Nordafrika hat sich ein Schwarm von Deutschen ergossen, die anscheinend unendliches Geld haben, aber nicht den leisesten Gedanken für ihre notleidenden Landsleute! Sie steigen in den teuersten Hotels ab, gönnen sich jeglichen Luxus, ziehen sich aufdringlich an und handeln in jeder Beziehung herausfordernd. Gerade hier in Florenz kaufen sie die allerbesten Sachen in den Antiquitätenläden. Erst gestern erzählte mir der führende Antiquar in Florenz, ein wirklicher florentinischer Gentleman der alten Schule und ein Mann, den ich seit vielen Jahren gut kenne, daß all seine besten Sachen von diesen Deutschen gekauft würden, Männern mit Diamantknöpfen in ihren Hemden, und Frauen, die auch am Tage geradezu Ladungen von Juwelen trügen, beides Dinge, die einfach über sein Verständnis hinausgingen. ‚Wo bekommen die ihr Geld her?' fragte er, ‚und wie können sie solche beleidigende Gleichgültigkeit entwickeln gegenüber den schweren Nöten ihres eigenen Landes, während ich und mein Sohn erst kürzlich eine große Geldsumme nach Deutschland als Hilfeleistung gesandt haben? Ich schäme mich tatsächlich, wenn ich diesen Leuten meine Waren verkaufe.'

Ich kann feststellen, daß sich bei den Amerikanern hier ein großer Umschwung in der Gesinnung entwickelt: bei durchschnittlichen amerikanischen Intellektuellen und Reisenden, bei Studenten, bei Geschäftsleuten und Politikern, die eifrigst die tatsächlichen Verhältnisse in Italien zu studieren bemüht sind, und die bisher einen großen Teil Sympathie für Deutschland und Unwillen gegen Frankreich gehegt hatten. Ich höre diese jetzt ganz anders sprechen, sie denken natürlich: Ja, wenn Deutsche ins Ausland gehen können und einen so grenzenlosen Wohlstand zur Schau tragen, so scheint das anzudeuten, daß in der Sache irgend etwas faul ist. Warum sollen denn wir uns opfern, um Deutschland zu retten, wenn reiche Deutsche wie diese mit ihrem Reichtum überall in Italien und Afrika herumprotzen?

Ich versichere Sie, lieber Herr Scheffauer, daß diese Leute ihrem Vaterlande geradezu unermeßlichen Schaden tun, sie leiten Wasser auf die Mühlen ihrer Feinde, der Leute von der ‚Daily Mail' und der ‚New York Times', und sie leisten Frankreich einen außerordentlich wertvollen Dienst. Gegen diese Deutsche muß seitens Deutschlands in irgendeiner Weise eingeschritten werden. Bewußt oder unbewußt spielen sie die Rolle der verächtlichsten Sorte von Verrätern an ihrem Vaterlande. Können Sie nicht irgend etwas in der Angelegenheit tun? Seien Sie überzeugt, daß ich diesen Brief aus tiefer Sympathie und Sorge heraus schreibe. Ich persönlich lasse mich nicht im geringsten über die wahren Zustände in Deutschland täuschen dadurch, daß diese Leute in so niedriger Weise sich benehmen und tatsächlich ihr leidendes Land betrügen. Aber wie Sie wissen, sind nur Wenige imstande, in diesen Dingen klar zu sehen. Getreulich Ihr

George D. Herron."

*

Die Leistungsfähigkeit des deutschen Waldes

Der schöne deutsche Wald, der die lieben, heimatlichen Höhen bekränzt, ist in großer Gefahr! Den Schergen am Rhein ist er ein Dorn im Auge. Was fragen sie nach unserer Volkswirtschaft, unserem Forstwesen, unserer Gesundheit, unserem Schönheitsdurste — der Wald ist ein Stück Kapital für sie!

Mit Axt und Säge geht es daher von vielen Seiten gegen den herrlichen deutschen Wald. Ein Zittern läuft durch seine Stämme, ein Weinen schluchzt aus seinen grünen Wipfeln, und aus seinem heilig-blauen Dämmer steigt die zermürbende Sorge auf: Werde ich den tausend und abertausend Angriffen widerstehen können?

Von der Leistungsfähigkeit des deutschen Waldes redet die Zeitung „Der Deutsche Forstwirt" in einer Denkschrift des Reichsforstwirtschaftsrates ebenso klare wie bittere Worte:

„Zu der in der Denkschrift der Reichsregierung von Anfang 1924 angegebenen jetzigen Gesamtwaldfläche von rund 12,7 Mil-

lionen Hektar wird bemerkt, daß hierunter sich befinden etwa 33 Prozent Staatsforsten, 20 Prozent Gemeinde-, Stiftungs- und Genossenschafts-Waldungen und 47 Prozent Privatwaldungen.

Infolge Überwiegens der geringeren Standorte hat der sogenannte absolute Waldboden eine verhältnismäßig große Ausdehnung, was auch in der derzeitigen hohen Bewaldungsziffer von 27 v. H. der Gesamtfläche zum Ausdruck kommt. Trotz dieses Umfanges der Waldungen und obwohl in Deutschland eine rationelle Forstwirtschaft betrieben wird, vermögen die deutschen Forsten den einheimischen Nutzholzbedarf schon seit über 60 Jahren nicht zu decken. Es mußte vielmehr vor dem Kriege jährlich zu einem Nutzholzeinschlage von 29 Millionen Kubikmetern eine Mehreinfuhr an Nutzholz von etwa der Hälfte dieser Masse hinzukommen.

Während des Krieges mußten zur Deckung des außerordentlichen Bedarfes an Nutzholz für Zwecke des Krieges — auch an Brennholz wegen zurückbleibender Kohlenförderung — Einschlagsverstärkungen, und zwar vornehmlich in den günstigsten Absatzlagen, vorgenommen werden. Dagegen blieb mangels Kulturarbeitern die Wiederaufforstung der Abtriebsflächen im Rückstande.

Eine weitere und um so schlimmere Beeinträchtigung erfuhr die gesamte Leistungsfähigkeit der deutschen Waldungen durch die Abtretung von 1,5 Millionen Hektar Wald durch den Friedensvertrag, weil hiermit Deutschland eine große Anzahl von 60—80jährigen, nahezu haubaren Nadelholzbeständen verloren gingen. Die deutsche Holzindustrie bezog vor dem Kriege aus den preußischen Provinzen Posen und Westpreußen große Mengen Nutzholz, die ihr jetzt fehlen.

Nach dem Kriege führten, abgesehen von dem geschilderten dauernden Verluste an Waldfläche, nachstehende Umstände zu erheblichen Mehreinschlägen in den Deutschland verbliebenen Waldungen:

Ungenügende Einfuhr; Nutzholzlieferung an die Entente; erhöhte Brennholzeinschläge wegen Kohlenmangels; Extraschläge zur Deckung des außerordentlichen Geldbedarfs von Landesregierungen und Gemeindeverwaltungen; Mehreinschläge der Privatwaldbesitzer zur Aufbringung der erheblichen vermehrten Steuern. Die Reichsregierung sah sich daher im Jahre 1919 genötigt, einen allgemeinen Mehreinschlag von ein Drittel über normal anzuordnen.

Zu diesen notgedrungenen, immerhin aber planmäßig ausgeführten Einschlägen sind seit etwa Jahresfrist die vom forstlichen Standpunkte aus als planlos zu bezeichnenden Abtriebe der Franzosen und Belgier im Rheinland und in der Pfalz hinzugekommen, die ein Vielfaches von dem betragen, was der Wald bei ordnungsmäßigem Betriebe leisten kann. Nachdem in diesen Gegenden während des Krieges und nachher schon reichlich starke planmäßige Hiebe vorausgegangen waren, führen die neuesten gewaltsamen Eingriffe zur Waldverwüstung und Bodenverödung.

Die deutsche Forstwirtschaft darf, wenn die Leistungsfähigkeit der deutschen Volkswirtschaft wiederhergestellt werden soll, in den kommenden Jahren in ihren Bemühungen, die Holzerzeugung durch vorsichtige, bodenbessernde Wirtschaft und durch rationelle Holzausformung zu heben, nicht durch unwirtschaftliche Eingriffe gestört werden ..."

Ein bitteres Kapitel unter den vielen anderen! O. K.

*

Deutschliterarische Gesellschaften

An literarischen Vereinen haben wir in Deutschland, dem Lande der Denker und Dichter, keinen Mangel. Aber diese schwimmen meist im internationalen Fahrwasser und dienen im wesentlichen der Allerweltsliteratur. Wir brauchen literarische Vereine, die ausschließlich der deutschen Erneuerung und dem Aufbau der deutschen Seele dienen.

Der Mangel solcher Vereine in den deutschen Erneuerungsgemeinden hat sich als klaffende Lücke in unserm Geistesleben bemerkbar gemacht, die es baldigst auszufüllen gilt. Wir haben deutschnationale, völkische, soziale und andere verwandte Vereine in Menge, aber

die zielbewußte Pflege einer aufbauenden völkisch-religiösen Literatur durch strafforganisierte und über das ganze Reich verzweigte Vereine hat man in sträflicher Weise versäumt. Es ist ein schweres Schuldkonto weiter nationaler und völkischer Kreise, daß sie sich um ihre Dichter und geistigen Vorkämpfer lange Zeit so gut wie gar nicht gekümmert haben. Der feste Zusammenschluß aller gesinnungsverwandten Deutschen, die den Aufstieg wollen, ist daher dringend erforderlich.

Einen verheißungsvollen Anfang hat in Österreich bereits Karl Haller, der Verfasser des Buches „Schiller muß also wieder auferstehen!“, mit seinen Schiller-Gemeinden gemacht. Aber es ist noch unendlich viel Arbeit auf diesem Gebiet zu leisten. Unsere literarisch Gebildeten sind meist unvölkisch und antinational — und unsere Völkischen und Nationalen sind literarisch oft völlig ungebildet. Hier gilt es eine Brücke zu bauen nach beiden Lagern hin! Die Nur-Literarischen müssen erkennen lernen, daß es ohne nationale Grundgesinnung für unsere Zeit und Entwicklung keine aufbauende Kunst und Literatur mehr geben kann; und die Nationalen müssen einsehen, daß eine zielbewußte Pflege von Kunst und Dichtung notwendigst mit zur Erneuerung gehört.

Dazu sollen nun deutschliterarische Gesellschaften dienen. Gleichzeitig sollen sie den Werken unserer besten aufbauend gestimmten Dichter die Wege zum Herzen des Volkes bahnen. Geschlossene Abende, die etwa alle zwei Wochen stattfinden könnten, sollen der Fortbildung der Mitglieder, öffentliche Abende (in jedem Monat einer) der Allgemeinheit dienen. Auch sollen die Vereine den Dichtern Gelegenheit bieten zu eigenen Vorträgen (sogenannte Dichter-Abende). Die Gesellschaften haben ferner nach und nach Einfluß anzustreben auf Schule, Kirche und den Spielplan der stehenden Berufstheater. Zum mindesten sind hin und wieder in einem Theater am Orte literarische Morgenfeiern in ausgesprochen deutsch-weihevollem Geist zu veranstalten. Wir müssen heute, wenn wir zum Ziele kommen und die von unsern Dichtern im Geiste vorweg gestaltete deutsche Auferstehung auch in der äußeren Welt erleben wollen, denselben Weg gehen, den die Allerweltsliteratur gegangen ist, die in langjähriger zäher Minierarbeit zu ihrer heutigen Herrschaft gelangte.

Ich selber habe, von diesen Gedanken geleitet, auf der — natürlich unpolitischen — Grundlage einer kristgermanischen Lebenseinstellung seit Jahr und Tag in den verschiedensten Städten Deutschlands dramatische Weihe-Abende veranstaltet und damit den Boden beackert, auf dem sich die deutschliterarischen Vereine erheben und gedeihen können. Der Versuch hat sich glänzend gelohnt. Werke wie Thomas Westerichs „Weißer Herzog“ und „Orplid das hl. Land“, Eberhard Königs „Stein“ (1806—13) und Friedrich Lienhards „Ahasver“ haben in dieser Vortragsform, mit entsprechender musikalischer Umrahmung, stärkste Wirkung ausgeübt, die den besten Wirkungen des Theaters nicht nachsteht, sie in mancher Hinsicht, was Einheitlichkeit und Tiefe anlangt, vielleicht noch übertreffen dürfte. Nicht unerwähnt lassen will ich, daß sich meinen Weihe-Abenden auch die Kirchen erschlossen haben. Da unsre Bühnen nach dieser Richtung hin heute völlig versagen, so dürften sich diese Weihe-Abende noch aufs schönste ausbauen und erweitern lassen.

Inzwischen haben sich bereits auf mein Betreiben an verschiedenen Orten deutschliterarische Gesellschaften gebildet oder sind noch in der Bildung begriffen; und es ist zu erwarten, daß sich ihre Zahl fortlaufend mehren wird. Soweit es mir möglich und wo dies erwünscht ist, bin ich gern bereit, den grundlegenden Eröffnungsvortrag zu halten, dem sich ein Weihe-Abend anschließen kann. Mit Rat und Tat stehe ich gern zu Diensten.

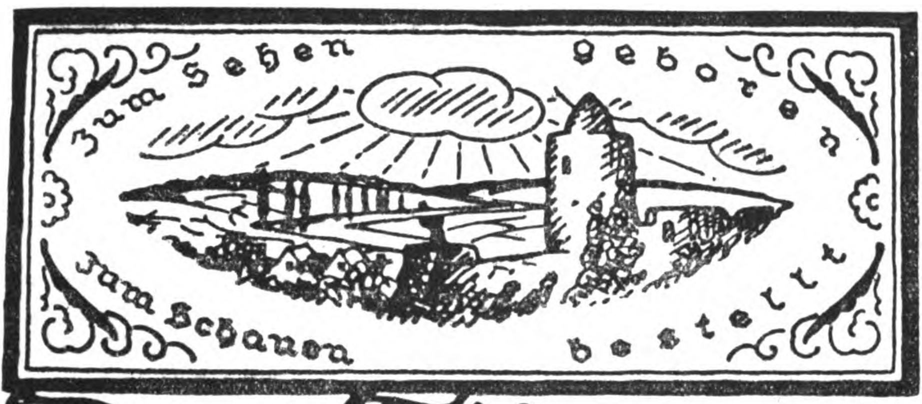
Gustaf Hildebrant, Kottbus,
Kaiser-Wilhelms-Platz 58.

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers“: Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten“ mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Morgensonne

Karl Holleck-Weithmann



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

Jedenfalls kann sich das vorherrschende Pathos unserer Tage, das Besserlebenwollen der Massen, unmöglich zu einer wahrhaft grossen Gestalt verdichten. Was wir vor uns sehen, ist eher eine allgemeine Verflachung; und wir dürften das Aufkommen grosser Individuen für unmöglich erklären, wenn uns nicht die Ahnung sagte, dass die Krisis einmal von ihrem miserablen Terrain, „Besitz und Erwerb" plötzlich auf ein anderes geraten, und dass dann „der Rechte" einmal über Nacht kommen könnte, — worauf dann alles hinterdrein läuft.

Denn die grossen Männer sind zu unserm Leben notwendig, damit die weltgeschichtliche Bewegung sich periodisch und ruckweise frei mache von blossen, abgestorbenen Lebensformen und von reflektierendem Geschwätz.

Und für den denkenden Menschen ist gegenüber der ganzen bisher abgelaufenen Weltgeschichte das Offenhalten des Geistes für jede Grösse eine der wenigen sicheren Bedingungen des höheren geistigen Glücks.

Jakob Burckhardt

Kuno Fischer

Ein Gedenkwort zu seinem hundertsten Geburtstage

Von Prof. Dr. Bruno Bauch

Genau ein Jahrhundert nach Kant wurde der Mann geboren, der eine philosophisch verödete Generation um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ablösen und jene Zeit aus der Verödung befreien helfen sollte. Das gelang ihm, indem er dem Verständnis für die großen Denker der Neuzeit, vor allem aber für diejenigen des deutschen Idealismus, die Wege ebnen half. Darin liegt das unvergängliche Verdienst Kuno Fischers, dessen Geburtstag sich in diesen Tagen zum hundertsten Male jährt.

Am 23. Juli 1824 wurde er zu Sandewalde in Schlesien geboren. Wie viele der Besten des deutschen Volkes entstammte er einem deutschen Pfarrhause. In früher Jugend führte ihn sein Weg nach Posen, wo er seine Schulbildung empfing. Dem Studium widmete er sich vor allem unter Johann Eduard Erdmanns Leitung in Halle. Hier promovierte er mit einer gediegenen Dissertation, deren Gegenstand dem Gebiete der antiken Philosophie entnommen war. Sie handelte über Platon. Als Privatdozent ließ er sich in Heidelberg nieder. Schon als solcher entfaltete er jene reiche, geradezu glänzende Lehrtätigkeit, die ihn zu einem der wirkungsvollsten akademischen Lehrer gemacht hat, die je auf dem Katheder einer Universität gestanden haben. Nicht mit Unrecht hat ihn später Wilhelm Windelband einen „Fürsten des Katheders" genannt. In Heidelberg fand sein akademisches Wirken zunächst freilich einen jähen Abschluß. Die Theologen entfesselten wider ihn einen heftigen Religionsstreit, der damit endete, daß ihm die venia legendi entzogen wurde. Alexander von Humboldt — mit der Familie von Humboldt verbanden ihn freundschaftliche Beziehungen vom Elternhause her — setzte es in Berlin beim Könige persönlich durch, daß ihm, trotz der Bedenken der Berliner theologischen Fakultät, an der dortigen philosophischen Fakultät die Zulassung als Privatdozent ermöglicht wurde. (Sowohl über Alexander von Humboldts, wie über des Großherzogs Karl Alexander Verwendung für Kuno Fischer ist bisher noch nichts veröffentlicht worden. Daß ich diese hier zum ersten Male mitteilen kann, verdanke ich der Kenntnis seiner Lebenserinnerungen, von denen ich nach seinem Tode durch die Güte seiner Familie ein Exemplar erhalten habe. Diese nur noch die Jenaer Zeit enthaltenden Lebenserinnerungen sind nicht im Druck erschienen, sondern nur in einigen Exemplaren mit Schreibmaschine für seine Familie und seine Freunde hergestellt. Auch einige wichtige biographische Mitteilungen im folgenden sind ihnen entnommen.) Aber noch ehe er in Berlin seine Vorlesungstätigkeit eröffnen konnte, erreichte ihn ein Ruf als Professor nach Jena, den er mit dankbarer Freude annahm. Der Großherzog Karl Alexander, der darauf bedacht war, bedeutende Männer nach Jena und Weimar zu ziehen, hatte sich selbst dafür eingesetzt, daß das in Heidelberg an Kuno Fischer begangene Unrecht durch eine Berufung nach Jena wieder gutgemacht würde. Von jener Zeit her datieren die freundschaftlichen Beziehungen, die Kuno Fischer dauernd mit dem Großherzoglichen Hause von Weimar verknüpften.

In Jena erzielte Kuno Fischer von Anfang an geradezu beispiellose Lehrerfolge. Die Hälfte aller Studierenden sammelte sich Semester für Semester in seinem Hörsaal. Ich selber habe manchmal Gelegenheit, noch jetzt alte, weißhaarige Männer zu sprechen — viele werden nicht mehr unter den Lebenden sein —, die Kuno Fischer in Jena gehört haben. Noch heute wird ihr Herz warm, wenn sie davon erzählen. Er verstand eben, was so wenige verstehen, durch die Sache auch persönlich zu packen und lebendige, junge Persönlichkeiten für die überpersönliche Sache zu begeistern. Hier in Jena brachte er auch das Werk an die Öffentlichkeit, das von allen seinen Werken wohl den größten Einfluß üben sollte, sein Werk über Kant. Ihm folgten später auch die großen Werke über Kants Nachfolger, die in seiner Gesamtgeschichte der neueren Philosophie den breitesten Raum einnehmen. Vorangegangen waren ihm zum Teil die Darstellungen der vorhergehenden Denker aus der Geschichte der Neuzeit, so auch das Werk über Bacon, aus dem Alexander von Humboldt dem Könige von Preußen vorgelesen hatte, um diesen sowohl von der Bedeutung wie wahrscheinlich und vor allem auch von der „Ungefährlichkeit" Kuno Fischers zu überzeugen.

Wieviel auch die spätere Forschung im einzelnen hat berichtigen können, ja recht gründlich hat berichtigen müssen, und am meisten vielleicht gerade an seinem Werke über Kant, als Gesamtleistung wird das Ganze von Kuno Fischers Geschichte der Philosophie in ihrer großartigen inneren Geschlossenheit und mit ihrer geradezu künstlerischen Gestaltungskraft ihren bleibenden Wert behalten. Die Dankbarkeit ist freilich nur eine Tugend der Fürsten, vor allen auch in geistiger Beziehung. Daß so vielfach diese bleibende Bedeutung aufs undankbarste verkannt wird, beweist eben nur, wie selten leider geistige Fürsten auch auf dem Gebiete der Wissenschaft sind. Was in Wahrheit diese Leistung bedeutet, das kann am besten vielleicht gerade an seinem Werke über Kant deutlich werden. Daß es in vielem der Berichtigung bedurft hat, und zum Teil einer recht gründlichen, das sagte ich schon. Das verkenne ich also nicht und kann das um so weniger verkennen, als ein nicht unerheblicher Teil meiner eigenen bisherigen Arbeit gerade Kant gewidmet war. Und dennoch hat Kuno Fischers Werk über Kant einen für die ganze spätere Entwicklung unersetzlichen Wert. Denn es hat nicht allein die historische Kant-Forschung befruchtet, sondern auch systematisch gewirkt. Die zuverlässigsten Zeugen dafür sind Wilhelm Windelband, der hervorragende Historiker, eben für das historische Gebiet, und Otto Liebmann, der hervorragende systematische Denker, eben für das systematische Gebiet. Wilhelm Windelband hat es bei seinem tiefen historischen Verständnis nie verkennen können und es auch sehr nachdrücklich betont, daß die spätere Kant-Forschung, mag sie auch zum Teil ganz andere Wege gegangen sein als Kuno Fischer, doch in dessen Werk selber ihren eigenen, ursprünglichen Ausgangspunkt hat. Otto Liebmann ist derjenige gewesen, der jene neue systematische Bewegung, die an Kant anknüpft und kurzweg auch mit dem Sammelnamen des „Neukantianismus" bezeichnet wird, wirklich eingeleitet hat; er steht an der Spitze dieser Bewegung. Aber dieser bedeutende Denker war sich vollkommen klar darüber und hat es klar und dankbar ausgesprochen, daß auch diese systematische Bewegung ihre tiefen Antriebe von Kuno Fischer empfangen hat. Ein bedeutender und selbständiger Denker ver-

liert eben nichts an seiner Bedeutung und Selbständigkeit, wenn er es offen ausspricht, daß er geistigen Ahnen zu Danke verpflichtet ist. Nur der kleine Geist sucht das zu verheimlichen, um so zu tun, als ob er eine selbständige Größe sei.

Hat nun auch kein einzelnes Werk aus Kuno Fischers Gesamtdarstellung der neueren Geschichte der Philosophie so gewirkt, wie das über Kant, so ist doch, wie gesagt, auch diese als Ganzes von bleibendem Werte. Darstellerisch ist sie unübertroffen. Denn Kuno Fischer zeigt sich in ihr nicht allein als Forscher, sondern geradezu auch als Künstler der Darstellung. Eigene künstlerische Anlage und Neigung führten ihn auch zur Beschäftigung mit der deutschen Dichtkunst. In deren Geist ist er tiefer eingedrungen als die meisten Literarhistoriker von Fach, eben weil er philosophisch in ihn eingedrungen ist. Ohne philosophische Durchdringung läßt sich auch gerade das Tiefste der deutschen Dichtung nicht verstehen. Der Kritik mag auch hier Kuno Fischer gewiß Angriffspunkte bieten. Aber man wird nicht behaupten können, daß sie immer gerade das trifft, worauf es für den Wert seiner Arbeiten auch auf diesem Gebiete ankommt. Und in durchaus undeutsche Geistreichelei, wie sie später leider auch in deutscher Sprache gegenüber der deutschen Dichtung beliebt wurde, hat sich Kuno Fischers echt deutsche Kernhaftigkeit und Gediegenheit nie verloren.

Mit bedingt durch Kuno Fischers künstlerische Neigungen war auch ein systematisches Werk auf dem Gebiete der Ästhetik, die schon aus seiner Frühzeit stammende Schrift: „Diotima". Freilich auf systematischem Gebiete zeigt er nicht die Kraft, die ihm auf historischem eigen ist. Immerhin hat seine große „Logik und Metaphysik" in unserer Zeit ein tieferes Verständnis gefunden als zur Zeit ihres Erscheinens.

Sechzehn Jahre hat Kuno Fischer in Jena gewirkt. Von dieser Zeit urteilt er in seinen Lebenserinnerungen: „Ich möchte die 16 Jahre in Jena die glücklichsten meines Lebens nennen." (Diese und die unmittelbar folgenden biographischen Mitteilungen entnehme ich abermals den schon erwähnten Lebenserinnerungen.) Schon während seines zweiten Jenaer Semesters hatte man von Baden aus den Versuch gemacht, ihn nach Heidelberg zurückzugewinnen, um „dadurch wieder gutzumachen, was ihm widerfahren war". Kuno Fischer kam dadurch in eine schwierige Lage. Auf der einen Seite konnte er die, auch im Auftrage des Großherzogs Friedrichs von Baden angebotene, Genugtuung eigentlich nicht zurückweisen. Auf der anderen Seite widersprach es seinem lebhaften Dankbarkeitsgefühl gegen Weimar und Jena, die Heidelberger Genugtuung anzunehmen. Es wäre ihm als „schwarzer Undank" erschienen, „Jena und die Weimarischen Lande sogleich wieder zu verlassen, wo man mich soeben in der liebenswürdigsten Weise aufgenommen und aus einer der gedrücktesten Lagen gerettet hatte". Er antwortete nach Heidelberg in diesem Sinne, und man verstand ihn. Um aber die ihm angebotene Genugtuung nicht zurückzuweisen, hatte er sich bereit erklärt, einer späteren Berufung zu folgen. Darum kehrte er nach Heidelberg zurück, als er 16 Jahre später eine Berufung erhielt.

Seine wertvollsten wissenschaftlichen Leistungen gehören der Jenaer Zeit an. Darum nennt er sie wohl die glücklichste seines Lebens. Allerdings dürften für ihn in Jena auch reiche und schöne persönliche Beziehungen sein Leben glücklicher gestaltet haben als in Heidelberg. Ein volles Menschenalter hat er aber noch in Heidel-

berg gewirkt, seine wissenschaftlichen Arbeiten fortgesetzt und, wie in Jena, eine äußerst glänzende akademische Wirksamkeit entfaltet.

Ein systematischer Philosoph war er nicht und beanspruchte er nicht zu sein. Aber gleich bedeutend war er als Lehrer und Schriftsteller auf dem Gebiete der Geschichte der Philosophie. Wie er sich durchaus klar war darüber, daß seine Stärke nicht auf dem Gebiete der systematischen Philosophie lag, so war er sich aber auch darüber klar, wo seine Stärke lag. Darauf gründete sich sogar ein starkes Bewußtsein von seiner Bedeutung. Das machte ihn gewiß nicht für einen jeden bequem. Wissenschaftliche Gegner bekamen es nicht selten sogar in recht empfindlicher Weise zu spüren. Aber bloß die Tatsache als solche, daß sein Selbstbewußtsein kräftig entwickelt war, haben ihm wohl allein diejenigen übel genommen, die zu solchem Selbstbewußtsein für ihren Teil keinen Grund hatten. Sie waren es auch wohl, die die zahlreichen Kuno Fischer-Anekdoten in der Welt herumtrugen. Freilich, Anekdoten hängen sich leicht an bedeutende Namen, und manche haben auch eine wirkliche geschichtliche Unterlage. Bei Kuno Fischer hat man übrigens ein gänzlich sicheres Kriterium, zwischen Echtem und Falschem zu unterscheiden: das Echte hat bei ihm immer eine wirklich gute Pointe; das Pointelose ist plumpe Erfindung.

Aber ob echt oder unecht, das Anekdotenhafte berührt doch nur die Außenseite seines Wesens. Darüber übersieht man fast immer den Kern seiner menschlichen Art. Dieser aber war eine tiefe, herzliche Güte. Das habe ich selber in reichem Maße erfahren, und ich halte es für meine Pflicht, das bei dieser Gelegenheit öffentlich auszusprechen. Eine Empfehlung Windelbands öffnete mir als jungem Heidelberger Studenten das gastliche Haus Kuno Fischers. Ein Altersunterschied von über einem halben Jahrhundert lag zwischen uns. Aber er hinderte nicht, daß ich in jeder Beziehung eine Teilnahme von ihm erfuhr, die ich nicht anders als mit dem schönen Worte: väterlich bezeichnen kann. Geradezu rührende Beweise von Herzensgüte habe ich erhalten. Weil von dieser gerade diejenigen nie sprechen, die sonst so viel von Kuno Fischer zu erzählen wissen, so sei das hier als Beisteuer zur historischen Wahrheit auch über das Menschliche des Mannes niedergelegt.

Das Innig-Menschliche seines Wesens dürfte freilich für jeden schon daraus erhellen, daß er den Schlag, den ihm im Greisenalter der Tod seiner Gattin, einer vornehmen, feinsinnigen Frau, versetzte, nie verwunden hat. Selbst wer nie Zeuge sein durfte von der zarten und innigen Gemeinschaft dieser beiden Menschen — und dem, der davon Zeuge sein durfte, dem mußte eben diese Zartheit und Innigkeit offenbar werden —, dem könnte doch die Wirkung, die die Lösung dieser Gemeinschaft durch den Tod der Gattin auf den Gatten hatte, zeigen, wie tief menschlich einem Menschen Kuno Fischer verbunden sein konnte. Seit dem Tode der Frau war Kuno Fischer ein gebrochener Mann. Als er wenige Wochen vor Vollendung seines 83. Lebensjahres, am 7. Juli 1907, starb, war ihm der Tod im eigentlichen Sinne eine Erlösung.



Aus Fritz Reuters Silberberger Jahren

Von Wilhelm Schremmer

1.

Grau erheben sich die Mauern der Festung auf den Bergen, während der Sommertag leuchtend durch das Land fährt und die Rosen unten im Städtchen duften.

Ein atemstilles Glücklichsein liegt im weiten Lande. Ein schwerbeladener Wagen kommt durch die Festungstore in den inneren Hof. Die Gäule dampfen, dem Kutscher sitzt noch ein Fluch auf den Lippen. „'s gieht zu steil!" seufzt er und klopft dem rechten breiten, braunen Pferde auf den Rücken.

Soldaten und der Stallmeister eilen herbei. An einem der Gitterfenster, die den Hof von allen Seiten umgeben, erscheint ein junges, blasses Gesicht.

Jede Veränderung gibt dem einsamen Leben hier oben einen Reiz. Auch die Schildwache bleibt stehen und schaut zu dem Wagen hinüber, aus dem sie schwere Säcke herauszerren.

Die Augen des Gefangenen am Gitterfenster schweifen hinauf zum blauen Himmel, von dem nur ein kleines Stück sichtbar ist, der aber doch die Schönheit der freien Sommerwelt verkündet.

Wie oft haben nicht die Augen heute schon dieses schimmernd Blau gesucht, und wie viele Wünsche sind gen Himmel geflogen!

Ein Soldat eilt mit einem Briefe und einem Paket über den Hof. Ein Schlüsselbund klirrt, eine schwarze Türe wird aufgestoßen, schwere Schritte pochen die Holztreppe herauf.

Der junge Student am Fenster horcht plötzlich auf und wendet sich um. Die Schritte nähern sich seiner Zelle. Es wird an der Tür geklopft: „Hir ies a Brief und a Paket!"

Halb schaut ein Kopf zur Tür herein und legt Brief und Paket über die Schwelle.

„Harr Reuter no wos! Monne kinna die Harrn Studenta olle nich bloß ei a Hof, o uff a Festungswall! Der Oberscht hots befohla."

Ehe der Angeredete ein Wort erwidern kann, wird die Tür schon zugedrückt, und wieder eilen die Schritte über den Gang. Doch sie kommen plötzlich eilfertiger zurück.

Wieder klopft es an der Tür, wieder schaut ein Kopf halb durch die Tür: „Harr Student Reuter, wos iech wullde son! Wenn Se awing Tobak ibrig hon, do wissa Se ju: iech roche o ganne! Na gelt." Dabei blinzelt der Sprecher zum Paket hinüber: „Da Tobak vo dutt uba, vo der See ies verpucht gutt!"

Schon wird die Tür schnell zugezogen. Reuter ruft ihm nach: „Ich werde es nicht vergessen" und lächelt.

Vier kahle Wände umgeben ein stilles Glück. Der Student greift rasch und zitternd nach dem Briefe und nach der Brille, die auf einem Polsterstuhl liegt.

Wieder tritt der Gefangene an die zwei hohen Fenster mit den Eisengardinen.

Eine alte Uhr, die sicher nicht in diese Riesenzelle gehört, ruft mit bleichem Stimmchen, als fürchte sie sich in diesem kahlen Gewölbe, die fünfte Tagesstunde vor dem Abend aus, der schon seine Schatten an die Wand stellt.

Das Stimmchen verschallt und verbirgt sich. Grau und schwer liegt die Stille im Raume.

Es ist ein wirklicher Saal. Die Sonnenstrahlen irren am Fenster umher, laufen über die wurmstichige Diele bis zur Mitte der Zelle. Weiter reicht ihre Kraft nicht. Wie eine gewaltige Spinne sitzt hinten die Finsternis, die nach jedem verirrten Lichtstrahl greift.

Eine Hand voll Wärme wirft aber doch die Sommersonne auf ein Holzbett an der Längswand, neben dem auf einer grobbehauenen Bank ein Wasserkrug und ein Waschbecken stehen. Wohl zwanzig Schritte können die Zelle von den Fenstern bis zur Hinterwand durchmessen.

Fritz Reuter liest noch immer, als es an der Türe klopft. Ohne das Herein abzuwarten, tritt ein junger Bursch mit fröhlichen, blauen Augen in die Zelle.

„Na, Fritz, was ist denn morgen ....“ und da er sieht, daß Reuter einen Brief in der Hand hält, unterbricht er sich.' „Nachricht vom Vater?“ fragt er.

„Ja, Wachsmuth, und siehe dort: auch etwas von der treuen Schwester Lisette.“ Damit zeigt er auf das Paket. „Hier ist auch noch ein Zettel von ihr. Sie dankt Dir für die treue Krankenwacht, da mich das Fieber gepackt hatte und du so manche Nacht hier in der Höhle gesessen hast. Wir sollen zusammen ihr Gedenken feiern und es uns schmecken lassen.“

„Was schreibt der Vater, Fritz?“

„Die alten Ermahnungen, die gewiß so gut gemeint sind. Das aber kennst du.“

Er legt den Brief auf das Fenster und tritt zu dem Freunde, packt ihn bei beiden Schultern: „Wachsmuth, nun wollen wir ein Freudenfest begehen, alter Junge. Den Kopf hoch! Du hast recht. Fort mit den schweren Gedanken: Dat kümmt mal anners! Anners möt 's warden! Hier siehe, was Lisette schreibt: Olls ward gaud! So wollen wir es halten. Nun müssen wir aber bald einmal zu den Würsten und Schinken sehen. Tabak ist dabei, Freund. Wir sind wieder einmal gerettet. Freuden und Leiden rauchen wir in die Kerkerluft.“

Sie beginnen auszupacken.

Das kleine Tischchen faßt kaum die Schätze. „Wir werden die andern auch alle rufen, alle, die den auf Volksfreiheit und Volkseinheit gegründeten deutschen Staat aufrichten wollten und deswegen hier auf der Festung sitzen. Los, Wachsmuth, pack' an. Dort hinten wird gekocht.“

„Wir möchten erst um Erlaubnis beim Obersten bitten.“

„Er gewährt sie uns. Ordnen wir bald das Fest.“

Die alten Polsterstühle werden zu den Fenstern geschleppt, das Bett als Sitzstatt bereitet, die Bank gerückt.

„Siehe, Freund, es ist alles fertig, es ist alles geschlachtet und bereitet. Lade die Gäste, derweil ich dem Wallmeister und dem Obersten alles melde.“

„Geld habe ich, um zwei lange Lichter zu kaufen.“

Eine Stunde später schaut die Abendsonne auf einen fröhlichen Kreis junger Burschen. Ein langer, glänzender Lichtschein!

Nach langen Monaten kalter Trübnis leuchtet die Jugend in allen Augen.

Dahinter im eisernen Ofen knistert und loht es traulich.

Die Heimat brennt in allen Herzen.

2.

Am andern Morgen schließt der Wallmeister den Gefangenen das Tor zum Wall auf, auf dessen Krönung sie die Freiheit und die Sonne voll schauen können.

Langsam steigen sie die Steinstufen empor. Bisher durften sie alle nur im Hofe spazieren gehen, um des Nachts schlafen zu können.

Der Oberst hat sie heute alle zu sich bestellt: „Meine jungen Herren, ich gewähre Ihnen auf meine Verantwortung diese Freiheit, die Sie gewiß nicht mißbrauchen und zu Fluchtversuchen benutzen werden."

Dann wendet er sich an Reuter, der vor ihm steht: „Herr Reuter, der Stabsarzt hat mir von dem schlimmen Zustand ihrer Augen erzählt. Sie haben vor einer Woche eine Bitte um Versetzung eingereicht. Ich werde alles tun, daß die Bitte gewährt wird. Seien Sie oben auf dem Festungswall besonders vorsichtig."

Der Oberst steht hoch aufgerichtet am Schreibtisch. Sie wissen alle und haben es jahrelang erfahren, daß hinter den scharfen Zügen viel Güte und Milde wohnt. Sie verbeugen sich dankend und verlassen das Geschäftszimmer.

An die kurzen gütigen Worte des Kommandanten denken sie noch, als sie aus dem düsteren Festungshof zum Licht empor steigen.

Ein Sonnenleuchten fließt oben am Himmel und weit unten im Lande.

Ein Duft von reifem Korn umweht sie. Vor ihren Füßen zieht die reich besiedelte schlesische Ebene ringsum, vom Zobten bis zum Schneeberg und zu der scharf in die blaue Luft geschnittenen Heuscheuer.

Der Bergwald atmet neben ihnen; in langer Kette reiht das Eulengebirge Gipfel an Gipfel. Waldgrüne Täler liegen zu ihren Füßen, Dorf reiht sich an Dorf.

Manchmal wacht ein Wehen im Walde auf und bewegt die Äste leise und zieht hinab in die gelben Kornfelder und fließt auch zu ihnen herauf.

Blaß steht die Ferne, von Bergen umrahmt.

„Wie schön!" ruft eine Stimme.

Sie trinken alle von dieser Pracht.

Auch der alte Unteroffizier Herrmann, der ihnen als Wächter folgt, steht gebannt und kneift die buschigen Augen ein.

Schwindelnd jäh schießt die Festungsmauer in die Tiefe. Welch ein Riesenwerk auf den Bergen! Drüben ragt ein trotziges Vorwerk aus dem Walde, der Spitzberg, der mit der Hauptfestung durch einen unterirdischen Weg verbunden sein soll. Solch ein Werk konnte nur der größte König von Preußen vollbringen.

„Wie lange haben sie die Mauern hier aufgeschichtet?" fragt Reuter den Unteroffizier.

„Von 1755—1777, nach dem großen Kriege. Hier durch den Paß sollten die Österreicher nicht mehr hereinmarschieren. Es gibt noch genug Leute unten im Städtchen, die das Bauen gesehen haben mit eigenen Augen, ju, ju."

Wieder schweifen die Augen diese Riesenmauern entlang. Eine Rose blüht dort am Gemäuer, mitten über dem Abgrund.

Blaue Schleier läßt jetzt der Sommer um die Steine flattern, spannt das Blau auch in der Ferne.

Die Sonne jauchzt überall im Lande, singt in den Lüften.

Schweigend stehen die Gefangenen.

3.

Wochen sind vergangen. Eines Morgens, als Reuter eben früh seine Mehlsuppe, d. h. Wasser mit Mehl, auf den Tisch gestellt wird, tritt Wachsmuth herein.

„Grüß Gott, Freund Reuter! Ich war eben drüben beim Wallmeister. Die in Breslau bestellten Bücher sind angekommen. Da können wir dann gleich mit der Arbeit beginnen. Langermann will auch mit herüberkommen."

„Ich werde schnell suppen."

„Nimm Dir nur Zeit zu diesem Himmelstrunk. Kein Nektar ist etwas gegen diese Suppe! Ich habe sie zur Hälfte in den Eimer gegossen. Hast du denn kein Brot mehr? Mensch, ohne Brot stirbst du an diesem Gewässer! Ich habe noch Vorrat, gleich hole ich dir ein Stück."

Wachsmuth eilt hinaus. Als er wieder eintritt, fragt er: „Was fangen wir zunächst an: Englisch, Geschichte, Mathematik?"

„Ich dachte, die erste Stunde immer Geschichte zu arbeiten. Wir werden die Zeit genau einteilen und müssen allen Willen daran setzen, das Beschlossene durchzuführen."

„Geschichte? Reuter," fragt Wachsmuth, „etwa diese, die wir an uns selbst erlebt haben? Du weißt, Freund, daß ich kein Freund der Geschichte bin. Sie ist ein Spiel des Zufalles, der Finsternis, der bösen Mächte. Die das Bessere wollen, werden verfolgt. Da ringen wir Jungen nach einem einigen, deutschen Vaterlande. Deswegen sitzen wir schon über zwei Jahre in Festungen, und noch immer beraten sie, ob sie uns enthaupten, hängen, oder ewig einkerkern sollen."

„Laß uns aus dem Spiele, siehe auf die geschichtlichen Kräfte. Als ich Ostern 1832 nach Jena kam, schlug um uns das vaterländische Gefühl in hohen Wogen. Es war eine Kraft. Ohne diese Kraft blieb die Burschenschaft ein Wort. Der große Befreiungskrieg war noch nicht beendet. Das fühlten wir alle. Der vielköpfige deutsche Bund, die überlebte Selbstherrlichkeit vieler Fürsten sahen wir als Zerrbilder deutschen Wesens an. In uns brannten die Erinnerungsfeuer des Wartburgfestes, der Leipziger Schlacht. Wir wollen aus Deutschland was Rechtes machen, wir wußten nur nicht wie und wann. Es war Leben, Leben, Wachsmuth! Gewiß waren die Gedanken noch unklar. Doch um nichts in der Welt möchte ich jene Tage in Jena missen."

„Man rächt sie an uns bitterlich."

„Darauf kommt es nicht an. Sie mögen uns peinigen, martern, wie in der Hausvogtei, sie können Ungerechtigkeit auf Unrecht häufen, das jugendliche Feuer in Deutschland läßt sich nicht tilgen. Es brennt weiter, jetzt liegt Asche darüber."

„Es war viel phantastische Träumerei, Fritz. Wir trugen Barette, kurze Röcke, das Haar, so lang es Gott wachsen ließ, gewiß, wir meinten es ehrlich, aber davon

will die Geschichte nichts wissen, damit bauen wir sie nicht auf. Sie hat uns grausam zugrunde gerichtet."

„Sage das nicht, Wachsmuth. Trotz unserer trüben Stunden grünt das Erdreich weiter. Es ist nichts verloren. Haben wir es nicht vollendet, haben wir es doch mit angefangen und mit erlebt. Denke an das Hambacher Fest, an den Frankfurter Burschentag. Das war Begeisterung, das war ehrliches Streben, als wir mit unsern heißblütigen Brüdern unten im Burgkeller in Jena saßen und von unserm Vaterlande sprachen und sangen:

‚Auf, auf, mein deutsches Vaterland!
Ihr Brüder reichet euch die Hand
und schwört: so woll'n wir's halten!'

Hörst du es noch klingen und dröhnen! Die schwarzrotgoldenen Farben stellten uns das große, in seinen Stämmen geeinigte, mächtige Vaterland dar, das erste in ganz Europa. Darin war kein Platz für die jämmerliche Ichsucht der Fürsten. Denke an die wilden Kämpfe zwischen uns Germanen und den Arminen. Zunge und Degen saßen immer locker. Das alles gefiel den schuftigen Schmalzgesellen und Demagogenriechern nicht."

„Ja, Fritz, kämpfende, singende, ahnungslose Jugend! Die Lieder sind uns alle teuer zu stehen gekommen."

„Wachsmuth, lasse die Folgen nun endlich einmal aus unserer Rede. Sage, war es nicht eine prächtige Zeit, erfüllt von heißer Vaterlandsliebe! Der Zorn und der Trotz gegen die Fürsten waren ganz ungefährlich. Sie waren eigentlich verkannte Liebe. Wir hatten unter den Fürsten niemanden, an dem sie sich aufranken konnte. Nirgends eine mächtige Gestalt, ein tüchtiger Kerl, wie wir immer untereinander sprachen."

„Reuter, du hast recht. Da möchte ich wahrhaftig hell auflachen, wenn ich daran denke, daß wir in Berlin auf einer Durchreise zufällig Professor Schmalz begegneten. Es war am Gendarmenmarkt. Wir riefen alle, so laut wir nur konnten, dreimal Pfui! Der war noch giftig darüber, daß man ihm 1817 seine Bücher ins Feuer geworfen hatte, und giftig sah er uns nach."

„Ich lernte auch Jahn kennen. Schon in Rostock galt er uns als der deutscheste Mann; später sah und hörte ich ihn in Jena. Er kam von Halle herübergewandert. Eine breitschulterige, kräftige Gestalt mit langen, herabhängenden Haaren und einem silberweißen Bart. Der Anblick der preußischen Armee vor Lübeck 1806/07, der umgestürzten Geschütze, der zerschlagenen Gewehre, der entkleideten Leichen, bei denen Tiedges Gedichte aufgeschlagen waren, die Blutflecken auf den Buchzeichen, die hier von Jahn gelesene Klage über die Schlacht bei Kunersdorf hatten genügt, sein dunkles Haar in einer Nacht in graues umzuwandeln. Das erzählte er uns. Er berichtete von seinen Irrfahrten und Heldentaten. Wir verschlangen die Worte des Alten im Bart. Die Zeit flog hin, und jeder bedauerte es, als er weiterwanderte. Wahrlich ein ganzer Mann, ein großer Charakter. Ich brenne darauf, sein „Deutsches Volkstum" zu lesen. Wir werden es uns aus Breslau senden lassen. Die Zeit hat ihn gehindert, als Deutscher zu leben! Er hatte ein Stück von ewiger Jugend in sich."

„Man hat gerade an ihm, der für eine Gesundung des deutschen Volkes alle Kräfte

einsetzte, schmachvoll gehandelt, Fritz. Rechtlos ist er in das Gefängnis geschleppt worden, rechtlos wurde er von Ort zu Ort verfolgt. Wie hat die berüchtigte „Zentraluntersuchungsbehörde“ an dir als Mecklenburger gehandelt! Wer denkt heute an Jahn und uns, Fritz. Die wenigen Angehörigen sind es. Das ist es, was mich von der Geschichte so abstößt: nur was Erfolge hat, steht im Vordergrunde der Betrachtung. Alles andere, und mag es noch so heiliges Streben sein, wird hintenan gesetzt, vergessen, verspottet. Wie ist von Jahn geredet worden, und wie streicht man ihn jetzt aus der Erinnerung!“

„Wachsmuth, es geht in der Geschichte nichts verloren, wenn auch viele leiden müssen. Was geht in der Natur überhaupt verloren!“

„Fritz, das ist eine Frage der Denklehre.“

„Recht! aber auch eine der gesamten geschichtlichen Erfahrung. Geschlechter gehen und kommen, andere Zeiten bauen auf dem auf, was verloren schien. Was auch in der Burschenschaft gearbeitet wurde, wie sie sich auch ausbreitete von Freiburg bis Königsberg, was auch die besten Männer unserer Zeit wollten, es steckt Kraft und Reinheit in allem Streben, und das versinkt nicht. Der französischen Sittenlosigkeit gram, erstrebten wir eine bessere deutsche Zeit, frei von herzloser Aufklärung, von lichtscheuem Pfaffenwesen, von fremder Nachäfferei. Ich habe hier oft Stunden der Verzweiflung gehabt. Du weißt es. Dann überfällt mich eine Sucht, mein Unglück zu betäuben, ein hirnzermarterndes Fragen. Warum das alles, warum muß ich leiden? Die Geschichte hat mir dann immer Trost gegeben. Andere Zeiten und Menschen haben noch mehr gelitten. Die waren in Ketten geschmiedet.“

„Fritz, den Fürsten wurden 1815 die Throne gerettet. Ich zweifle, ob es besser wird. Es herrscht der Betrug.“

„Es kommt jetzt in Deutschland der politische Mensch. Der wächst langsam und schwer bei uns. Wir sind Vorbereitung.“

„Ich glaube das alles nicht, Fritz, die Beweise fehlen.“ Reuter will eben antworten, als eine helle Stimme dazwischen ruft: „Was streitet ihr, ist das die Einleitung der Arbeit! Beide Köpfe sind rot und brennend vor Eifer.“ Die Freunde lachen und reichen Langermann die Hände.

„Wir sind noch nicht am Ende“, ruft Wachsmuth Reuter zu.

„Das will ich meinen,“ erwidert Reuter, „doch brechen wir jetzt den Streit ab und gehen wir an die Arbeit: Deutsche Geschichte ums Jahr 1000.“

Das Tischchen wird zum Fenster geschoben, die Sitze zurechtgerückt.

Reuter meint: „Ich wandere lieber umher hier im Tanzsaal.“

Mitten in die Arbeit erschallt auf einmal wildes Trompetengeschmetter aus der unteren Zelle.

Langermann springt entsetzt auf: „Was ist da los?“

„Beruhige dich, ehe wir ihn beruhigen,“ ruft Wachsmuth, „höre, was er bläst!“

„Wer, wer?“

„Es ist ein Schornsteinfeger unter uns, der auch politische Morgenluft spürte. Er soll von den Schornsteinen in den Dörfern Reden auf die deutsche Freiheit und Einheit gehalten haben. Nun ist er übler als wir daran. Er sitzt in der Festung schon vier Jahre. Man hat ihm nur seine Trompete gelassen.“

Schmerzensvoll wird langsam eine Weise klar, die jammernd in den Morgen steigt: „Freiheit, die ich meine!“

„Ja, weinen möchte man dabei. Das bläst er alle Morgen und alle Abende in unendlicher Wiederholung. — Freunde, als wir das in Jena sangen!“...

„Fritz, schnell, hier gibt es nur ein Mittel, uns vor Erinnerungen zu retten: ein Topf Wasser.“

Durch die schlechte Diele fließt das Wasser in die untere Zelle.

Das Trompetengeschmetter erstirbt.

„Er kennt unsere Grüße,“ ruft Wachsmuth, „wenn wir ihm begegnen, wollen wir ihm die Hand drücken.“

„Er darf mit uns nicht im Hof spazieren gehen,“ sagt Reuter, „Befehl aus Berlin.“

Es geht nicht mehr recht vorwärts mit der gemeinsamen Arbeit. Überall singt und klingt es in der Zelle: „Freiheit, die ich meine.“

Singende, klingende Burschentage in Jena....

4.

Trüb und schwer hängen die Wolken über der Festung. Nichts zehrt an der Seele des Gefangenen mehr als die trüben Regentage, die sich müde in den Schlaf weinen.

Fritz Reuter schreitet langsam über den Hof. Es ist Mittagszeit. Eine Glocke läutet, die alle Studenten zum Essen beim Wallmeister ladet.

Reuter tritt zuletzt ein. Ein schönes Mädchen trägt heute mit der Wallmeisterin, einer kleinen, munteren Frau mit einer schnellen Zunge, die Schüsseln herein.

Einer der Mitgefangenen stößt ihn: „Besuch, Reuter“ und weist ihn erstmals auf das Mädchen.

„Herr Reuter,“ sagt die Wallmeisterin, „Se sahn su blaß aus, zuviel Kummer. Is nich gutt für so junges Blut. Is auch haite draußen zu tribe.

Setzen Se sich doch, maine Härrn, langen Se zu, gesegnete Molzt! Sehn Se, dos hier ies ne Verwandte maines Monns.“

Dann weist sie auf die Gefangenen und wendet sich zu der Verwandten zurück: „Dös sain die Harrn Studenten.“

Das Mädchen errötet.

Es wird heute am Tisch nicht viel geredet. Alle Augen schweifen nur zu dem Mädchen hin wie zu einer Göttin.

Es ist nur verständlich, daß sie auf die jungen Männer einen bezaubernden Eindruck macht, und sie ist auch von einer Schönheit, die bald alle Herzen erobert.

Was ist das ganze menschliche Leben ohne die Frau! Wie viel sie verloren, kommt ihnen jetzt so recht zum Bewußtsein.

Als sie in das Zimmer des Wallmeisters zurücktritt, sagen sie alle: „Wie schön ist sie!“ Leises Geflüster hebt zwischen den Freunden an. Der eine lobt ihre tiefblauen Augen, der andere ihren stolzen Gang, ihr langes Blondhaar.

Fritz Reuter erschaudert vor geheimnisvoller Erregung. So hat er die Frauen nie betrachtet.

Als sie die Suppenschüsseln wegnimmt, sucht er die tiefblauen Augen, um ihrer Seele einen Besuch abzustatten. Sie schaut ihn ruhig an. Er erschaudert ein zweites Mal.

Könnte er diese Lippen küssen, die soviel Glück versprechen!

Er errötet, als ertappe man ihn auf seinem Wunsche.

Eine tiefe Lebensfreude wacht plötzlich auf. Jedes Gespräch klammert sich an diese köstliche Perle. Der Geist beginnt zu sprühen; ein übermütiges Lachen beginnt.

„Endlich wieder einmal Jugendlust, maine Harrn Studenten," ruft die Wallmeisterin, „su is recht. Su muß 's sain."

Das Mädchen merkt wohl, wie sehr sie betrachtet wird, wie eine heiße Flut von Wünschen sie umbrandet. Sie lernt sehr schnell die Sprache der Wünsche lesen und verstehen, die mehr in Gebärden als in Worten lebt.

Mit ihrem Lächeln, ihren Blicken weiß sie alles zu erwärmen und in jede Seele die Samenkörner der Hoffnung zu säen.

Das Eis der Einsamkeit beginnt zu schmelzen, Fluten neuer Kräfte drängen sich ans Licht.

Zum ersten Male muß der Wächter drängen: „'s ist Zeit, wir müssen gehen. Der Oberst will Ordnung, Sie wissen dos olle", ruft der Unteroffizier Herrmann immer wieder und drängt jeden einzelnen hinaus.

Reuter findet einen neuen Stubengenossen vor, als er in die Zelle tritt. Das Bündel hat er noch in der Hand und schaut stumm die düsteren Mauern an.

Es ist ein Mecklenburger, lang, hager, bleich. Die preußische Polizei hat ihn ergriffen, als er als Hauslehrer eine Adelsfamilie nach Berlin begleitet.

Reuter schließt ihn in die Arme und nimmt ihm das Bündel ab: „Du auch hier."

Der andere antwortet: „Ja, ja," und betrachtet noch die Zelle mit dumpfen Sinnen.

Dann sagt er stockend: „In diesem Saal sollen wir wohnen!"

„Tröste dich," antwortet Reuter, „ich kenne ihn schon drei Jahre. . . . ."

5.

Die Fieber kommen wieder über den Gefangenen, der nun mit dem Mecklenburger Lehrer die Zelle teilt. Zwei treue Freunde wachen die Nächte hindurch.

Ein schmales Kerzenlicht brennt in die Finsternis des Raumes. Unruhig wälzt sich der Kranke auf dem Lager, und der Arzt hat manche Sorge, da das Fieber nicht weichen will.

Eines Morgens läßt sich Reuter ans Fenster tragen, setzt sich aufrecht und schreibt an seinen Vater zitternd einige Zeilen:

„Herzlieber Vater, liebe Geschwister, jetzt bin ich gesund, obgleich ich mich sehr schonen muß. Meine Krankheit lag hauptsächlich im Magen und war von der Art, daß ich in acht Tagen auch nicht das Geringste genießen konnte, ohne mich zu übergeben. Dadurch ward mein Nervensystem so angegriffen, daß ein junger Mediziner, der mein Los hier teilt, schon befürchtete, es würde sich ein Nervenfieber einstellen. Aber die Hauptsache ist diese: ich bin jetzt wohler, ich kann jetzt wieder arbeiten.

Lieber Vater, erschrecke nicht, daß ich so oft von Krankheit schreibe. Wenn man in Gefängnissen gesessen hat, worin man auch nicht die geringste Bewegung hatte und zur Abwechselung in andere kam, die so feucht waren, daß einem die Stiefel,

die man nicht zufälligerweise auf den Füßen hatte, vermoderten, so kannst Du Dir wohl denken, daß das körperliche Wohl einen bedeutenden Stoß erlitten hat. Meine jetzige Lage ist sehr gut, wenn man sie mit der vorigen vergleicht.

Behaltet in Liebe Fritz."

Wachsmuth tritt zu ihm: „Fritz, du hast im Fieber oft den Namen des Mädchens gerufen und mir nur das enthüllt, was ich schon wußte. Höre: Margarete Traut ist fort. Der Wallmeister hat sie vorgestern plötzlich in ihre Heimat zurückgebracht.

Denke in der Nacht erkletterte sie den Vorsprung an der Mauer, um mit einem von uns zu sprechen! Als ich in einer Nacht in meine Zelle plötzlich zurückkehre, habe ich sie selbst gesehen. —

Du hast sie geliebt, Fritz! Wer hat sie von uns nicht geliebt! Der Wallmeister hat alles entdeckt, und es ist gut so. Es wäre nimmer glücklich abgelaufen.

Denke, wenn das Mädchen abgestürzt wäre!"

Dann nähert sich der Freund und beugt sich über den Kranken: „Der Glückliche war Götz. Sie hatte ihm schon alles Handwerkzeug zugesteckt und alles zur Flucht bereitet."

Mit leiser Stimme sagt der Kranke, daß ihm das Licht weh tue.

Sie tragen ihn zurück.

6.

Der erste Sonntag nach der Krankheit. Im Festungshof waltet die Sonnenstille. Auch hier ist Sonntag.

Dem Genesenden ist, als taste die Hand Gottes nach ihm.

Sie schreiten hinunter in die Kirche. Einsam zieht die Bergstraße, verträumt und vom Lichte umsäumt.

Hinter den Gefangenen schreitet der Unteroffizier Herrmann.

Die Glocken beginnen unten zu läuten. Wie prächtig ist es, in der Frühe in das schweigende Land zu steigen, das noch im Sommerduft drunten schläft. Die Ernte ist schon vorüber.

Unbemerkt tritt Götz an Reuter heran: „Ich muß mit dir etwas besprechen. Ich habe die Absicht zu fliehen. Ich halte das Leben nicht mehr aus, ich sterbe sonst."

Er stockt. Dann fährt er langsam fort: „Entweder fliehe ich heute oder ich lasse mich diese Woche krank unten hin in das Lazarett bringen und suche Gelegenheit zu entweichen. Es muß gelingen. Sobald werde ich mich nicht greifen lassen."

Reuter spricht leise: „Bedenke alles, auch die Folgen. Deine Heimat erreichst du nicht."

„Gewiß," antwortet der andere, „ich suche über Böhmen nach Amerika zu kommen. Das ist mein Plan."

„Und Margarete Traut?" fragt Reuter.

„Das Mädchen ist in ihre Heimat. Dort soll sie bleiben. Ich will sie nicht Not und Gefahr aussetzen."

Reuter drückt ihm die Hand.

„Noch eins, Fritz," beginnt der andere zögernd, „etwas liegt noch auf meiner Seele. Ich werde euer Los verschlimmern, wenn ich fliehe."

„Wir werden es zu tragen wissen. Doch halte ich es nicht für klug, jetzt beim Kirchgang zu fliehen. Die Lärmkanone ruft alle auf. Heute aber hat jeder Zeit, dich zu beobachten. Der Werktag ist besser. Hast du es den andern mitgeteilt?"

„Nur einigen."

An der Kaserne vorbei zieht der Weg in das Städtchen.

Fritz Reuter hört heute nicht Predigt und Gesang. Es ist ihm, als wandere er durch das Land ohne Ziel und Weg. Wohl ziehen vor ihm die Straßen, er irrt ratlos umher. „Ich gehe, ich will," ruft er und geht und will doch nicht.

Wehmütig und schweigsam steigt er mit den andern wieder hinauf. Verworren ist ihm des Lebens Sinn. —

Die Flucht des Freundes gelingt. An den Wachen vorbei vermag er sich im Nebel in das Eulengebirge zu schlagen.

Die Aufsicht wird darauf verschärft, und es ist den Gefangenen nur erlaubt, in den Stunden im Hofe spazieren zu gehen, die festgesetzt sind.

7.

Die Gefangenen wandern im Hofe auf und ab. Die Mittagssonne leuchtet trübe in die Wolkenschleier. Obwohl die Sonne senkrecht über der Festung hält, hüllen sich die Wandernden doch fester in die Mäntel. Der Staub wirbelt hin und wieder vor ihnen auf. Vor den Mauern heult der Sturm, was aus den vielen unterirdischen Gängen gespensterisch widerhallt.

Neue Leidensgefährten sind auf die Festung gebracht worden, die ernst und bekümmert auf und ab schreiten. Auch ältere Gefangene mischen sich heute darunter. Ohne Auswahl dürfen die Gefangenen sich einige Stunden gemeinsam Bewegung auf dem Hofe schaffen, da die Zellen kalt und feucht liegen.

Auch unter den Freunden will heute kein Gespräch aufwachsen; jeder trägt einsilbig und traurig seinen Kummer hin und her. Oft blicken sie nach den Zellen, die den Festungshof von zwei Seiten umschließen und dem Kommandantenhause gegenüberliegen. Ein Soldat steht müßig im Geschäftszimmer und schaut zu den Wandernden herüber.

Unter ihnen fällt eine seltsame Gestalt auf, die sich hastig und schnell über den Hof schiebt, dann wieder stehen bleibt, um noch hastiger weiter zu eilen. Sie ist in einem lebhaften Zwiegespräch mit sich selbst befangen. Die Lippen bewegen sich; die Hände greifen in die Luft.

Reuter und Wachsmuth wandern hinter ihm her und werden aufmerksam. Ein weiter Mantel umgibt die Gestalt, der wie ein Tuch flattert. Der Wind, der sich oft plötzlich in den Hof stürzt, jagt ihn zurück. Dann greifen zwei Hände zu, um ihn nachzuziehen. Die Gestalt trägt den Kopf gesenkt, halb im Mantel vergraben. Wirres, dunkles Haar schiebt sich aus einer grauen Mütze heraus.

Es scheint, als rede der Wandernde auf seine Stiefel ein, an denen kaum noch ein guter Flecken sitzt.

Zu Reuter und Wachsmuth gesellt sich ein Freund.

„Seht ihr," sagte er, „das ist der Schornsteinfeger, der wieder vor sich selbst Freiheitsreden hält."

Der Schornsteinfeger muß die Worte gehört haben, er wendet sich plötzlich um und mißt die drei mit den Augen: „Ich rede nicht nur von der Freiheit, ich handle auch. Mögen Sie alle von mir reden, was sie wollen. Ich weiß, was ich tun werde."

Sie begütigen ihn. „Es war nicht so gemeint," rufen sie alle drei, „es liegt uns fern, Sie kränken zu wollen."

„Wir kennen uns auch schon lange," ruft Reuter, „ich wohne über Ihnen."

„So!" spricht jener verwundert, „dann sind Sie jener üble Wassergießer, der immer meine Freude störte."

„Nicht immer! Nur wenn das die Notwendigkeit gebot."

„Was notwendig ist, ist auch recht. Wir wollen uns miteinander vertragen."

Täglich gehen sie jetzt im Hofe miteinander auf und ab. Man findet bald gegenseitig Gefallen daran. Die Schicksale sind bald erzählt; der Schornsteinfeger ist ein fröhlicher, witziger Gesell.

Eines Tages bringt er einen Besen mit in den Hof und beginnt das Pflaster zu reinigen.

„Ich muß alle an diesen Anblick gewöhnen, denn mit dem Besen fahre ich zur Freiheit."

Die Freunde lächeln und nehmen diese Behauptung nicht ernst.

„Verlassen Sie sich alle darauf!" ruft er voll Eifer, „in den nächsten Wochen werden Sie davon hören."

8.

Herbstsonnenschein zieht durch die Lande und leuchtet auch in die Festung. Die Linde im Hofe läßt die Blätter fallen.

Die Gefangenen bitten an einem Septembertage, wieder auf die Krone des Walles während der Abendstunden steigen zu dürfen. Die Bitte wird ihnen gewährt.

Das Land liegt voll bunter Farben: ein letztes Grüßen und Leuchten.

So sitzen sie am Nachmittage stundenlang auf der Krönung der Mauer, daß sie die Sonne das letztemal wärme. Es gibt nichts Trüberes auf dieser Festung als den Winter, der ihnen auch den Aufenthalt im Hofe wehrt, wenn die Stürme in den Gängen heulen.

Der Tag geht zur Neige. Feuerrot brennt noch die Sonne über dem Walde. Riesenschatten wirft sie in die Ebene.

Da ruft einer der Sitzenden plötzlich: „Seht, hier!" und weist mit der Hand auf eine Nebelwand, die sich gegenüber der Sonne aus dem Lande erhebt. Schatten, von einem Lichtkreise umgeben, überraschen die Beobachter.

„Das sind wir selbst, die dort drüben von Farben und Licht umgeben, in den Wolken sitzen", ruft Wachsmuth.

„Das Eulengespenst! Es ist mir nicht neu. Oft habe ich's vor zwei Jahren beobachtet", sagt der alte Unteroffizier Herrmann, der zu der rufenden Gruppe tritt. „Erheben Sie sich, gehen Sie die Mauer entlang, da werden Sie es besser sehen."

„Es bedeutet nichts Gutes. Ich habe es erfahren. Vor zwei Jahren brannte unten in der selben Nacht die Stadt ab."

„Zufall!" sagt Reuter.

„Kein Zufall", beharrt der Unteroffizier.

Die Pracht am Himmel erlischt, auch die Schatten der Berge und Menschen vergehen, die meilengroß in die Ebene wachsen; das Eulengespenst, die Farben verschwinden.

Wieder steigen die Gefangenen in den Hof. Dort herrscht Aufregung. Soldaten eilen umher. Seit Stunden ist der Schornsteinfeger, der in der Festung Essen kehrte, spurlos verschwunden. Jede Esse wurde durchsucht. Es ist erfolglos geblieben. Eine Flucht ist undenkbar, denn alles ist bewacht, das Tor geschlossen. Die Posten haben nichts bemerkt. Die haushohen Mauern verhindern jeden Fluchtgedanken. Abgestürzt kann er auch nicht sein; denn jeder Absturz würde Tod bedeuten.

Als die Studenten noch vor dem Tor ihrer Kasematten stehen, tritt eine Händlerin in den Hof, die wöchentlich der Wallmeisterin die Eier aus der Stadt bringt.

„Nu, wos ies denn do lus?" fragt sie. „Der Schornsteinfeger? Dem bin ich doch vor a drei Stunda begahnt. Do hat a miech freindlich gegrißt. A hotte ju da ala Mantel oan. A ging uf Raschdurf zu. A läßt olle grissa."

Die Lärmkanone wird abgefeuert, die es allen im Lande zur Pflicht macht, nach den Geflohenen zu fahnden. — — —

Das Leuchten und Abschiednehmen der Sonne währt dieses Jahr lange. Das Ende des Oktobers kommt heran, und noch immer grüßt und wärmt die Sonne. Am letzten Oktobertage kommt sogar noch die graue Schwesternschar aus der benachbarten Herrnhutergemeinde, um sich hoch oben von der Festung der prächtigen Aussicht zu erfreuen. Er blickt ihr nach durch die Eisenstangen, wie sie auf den Wall steigt. Ihn trifft manch wehmütiger Blick der Schwestern. Sie gehen wieder davon. Eine grenzenlose Verzweiflung zerrt heute an ihm, er fühlt Hoffnungen, Lebensmut, Jugendglück zerschlagen. Noch einmal Weihnachten in diesem Gewölbe vor sich, fern die Lieben, fern bald die Sonne! So schreibt er an dem Abend dieses Tages, des 31. Oktobers 1836, an seinen Vater:

„Mein lieber Vater! wenn ich dem obigen Dato fluchen sollte, so wäre es mir wenigstens zu verzeihen, und ich würde es tun, wenn ich nicht bedächte, daß der Tag, der mich vor drei Jahren in den Kerker warf, vielleicht eine Menge von Menschen beglückte; mich hat er namenlos unglücklich gemacht, er hat mir Gesundheit, und Lebensglück und — was noch schlimmer ist — auch Lebensmut geraubt. Darum bitte ich Dich herzlich, laß Deinen Bestrebungen, mir die Freiheit zu verschaffen, nur noch einen letzten Versuch folgen und dann höre auf, Deine Zeit und Dein Gemüt mit einer Schimäre zu plagen, die ebenso fabelhaft ist wie die der Mythologie. Ich bin auf dem Wege, mir einen Mut zu verschaffen, dessen Höhepunkt völlige Gleichgültigkeit sein wird, und wenn dieses Bestreben für einen Menschen, der im Genusse seiner Freiheit ist, etwas Schreckliches und sogar Sündhaftes enthält, so ist es für einen Gefangenen meiner Klasse nicht allein zuträglich, sondern auch sittlich."...

9.

Schon in den nächsten Tagen jagt heftiger Schneesturm im Hofe. Der Wärmemesser sinkt in Reuters Gewölbe plötzlich auf zehn Grad Kälte. Der fünf Zentner schwere Eisendeckel des Brunnens im Hofe wird fortgeschleudert, alle Türen und Fenster sind in wenigen Minuten mit Schnee verstopft. Der alte Wärter bringt die Mehlsuppe.

„Wissen Se schon, daß sie ihn hon?" fragt er.

„Wen?"

„Nun, den Schornsteinfeger. Se hon ihn aufgegriffen und gestern Obend ruffgebracht uff de Festung. Denken Se nur. Er ist driben an der steilen Mauer mit dem Besen rundergefohrn. Der Oberst hot gesogt, dos globt er nicht. Do soll ers heute frih vurfohrn und wenns wohr is, sull er die Freiheit hon."

Er tritt zum Fenster: „Ma konns bloß vo hier aus nicht sahn, sunst kennten Se zuschaun. Um zahn Uhr soll's sein."

Die Freunde sehen einander entsetzt an.

„Ju, ju, is ies ollis wohr," behauptet der Wächter, „um zahn Uhr kumm ich und erzahle olles."

Um diese Zeit bringt er die Nachricht, daß die Todesfahrt gelungen sei. „Och dos hätten Se sulle sohn. Schrecklich wors. Setzt sich der Kerl uf a Basen und fährt nunder! Dos Blutt is mer ordentlich erfrorn. Jech wiels nich no amal sahn. O im Oberst hots geschaudert, ols a dos gesahn hot. Jetzt hot a die Freiheit. Jech hob a gesahn. A lachte, wie a ging. A wullde Ihnen ollen a Lebewohl soan, doch a durfte nimme rei. So brenge ich da Gruß."

10.

Eintönig gehen die Tage. Vor den Fenstern starrt Eis und Schnee.

Frierend geht Reuter in seiner Zelle auf und ab, um sich etwas zu erwärmen. Kein Ofen heizt diese Kasematte. Schwer und schleppend ziehen die Stunden vorüber.

„Lieber Vater," schreibt er eines Tages in die Heimat, „mir geht es höchst kümmerlich. Dem Hunger habe ich in dem letzten Monat bei einer höchst schwankenden Gesundheit nur durch Kommißbrot steuern können, da mir außer den fünf Talern Verpflegungsgeldern für diesen Monat kein anderes Geld geworden ist. Mein Mittagstisch ist nicht so gut wie der Deiner Knechte. Abends habe ich nichts Warmes gegessen, welches bei dem fürchterlich strengen Sturm und fortwährend starker Kälte doch höchst drückend ist. Für den Mittagstisch haben wir zwei Silbergroschen zu zahlen. Des Morgens esse ich eine Mehlsuppe, d. h. Wasser und Mehl für einen Silbergroschen, nun habe ich für den Abend noch kein Brot und Butter, kein Licht, keine Wäsche. Das Tabakrauchen, für mich in dieser Lage eine vorzügliche Unterhaltung, habe ich schon aufgeben müssen. obgleich ich das Pfund nur zu zwei Silbergroschen rauchte....."

Eines Tages im Januar wird Reuter zum Obersten bestellt.

„Herr Reuter," sagte er, „auf Ihr Gesuch ist noch keine Antwort zurück. Ihre Augen leiden immer mehr. Zeichnen Sie nur nicht! Im Winter ist Ihr Los besonders hart. Ich vermag es nicht zu mildern. Hier ist eine Nachricht da, daß Sie sich morgen um 4 Uhr vor dem Gerichtsdirektor aus Frankenstein unten im Rathause des Städtchens einfinden sollen. Eine Begründung liegt nicht dabei. Ich glaube, daß Sie Ihr Urteil hören werden. Ich werde Ihnen zwei Unteroffiziere zur Begleitung mitgeben. Sie werden um drei Uhr mittags von der Festung weggehen. Da kommen Sie zurecht."

Lange muß er andern Tages im Rathause warten. Endlich wird er in ein gewölbtes Zimmer geführt, dessen Herrlichkeit ein langer Tisch und Akten sind. Ein kleiner, starrblickender Herr sitzt daran, der ein Barett und einen schwarzen Mantel trägt. An einem Nebentisch ein Schreiber.

Es treten noch zwei Herren ein, unter denen Reuter den Bürgermeister des Städtchens erkennt.

Eine scharf klingende Stimme unterbricht plötzlich die Stille: „Sind Sie der Studiosus Fritz Reuter?"

Reuter tritt näher an den langen Tisch heran und bejaht.

„Wie alt sind Sie?"

„Siebenundzwanzig Jahre."

„Wo sind Sie geboren?"

„In Stavenhagen."

„Sie gehören zu den Revolutionären, die auf Umsturz des Staates hinarbeiten!"

Reuter braust auf: „Ich muß das zurückweisen und verneinen."

Das mit dem Barett geschmückte Männchen erhebt sich, schlägt mit der Faust auf den Tisch und schreit, über und über rot werdend: „Sie haben hier nichts zu verneinen und zurückzuweisen, sondern nur anzuhören, welches Urteil das hochpreisliche Kammergericht in Berlin über Sie gefällt hat. Es hat am 4. August 1836 beschlossen — damit setzt sich der Direktor des Frankensteiner Kreisgerichtes, nimmt einen Aktenbündel vor —, daß Sie, Studiosus Reuter, wegen Teilnahme an hochverräterischen burschenschaftlichen Verbindungen in Jena und wegen Majestätsbeleidigung mit der Konfiskation des Vermögens zu strafen und mit dem Beile vom Leben zum Tode zu bringen seien." — — —

Hier hält der Gerichtsdirektor an im Lesen, wieder funkeln die Augen, worauf er fortfährt: „Doch hat unser gnädigster König und Herr, kraft seiner oberstrichterlichen Gewalt, das Todesurteil in dreißigjährige Festungshaft umgewandelt. Weder soll das Rechtsmittel der weiteren Verteidigung noch der Weg des Begnadigungsgesuches damit beschränkt werden."

Eine Todesstille liegt in dem Gewölbe.

Wieder wendet sich der Gerichtsdirektor an Reuter: „Sie können gehen."

Draußen zieht die Nacht über die Berge herauf; dunkel drohen die Mauern der Festung.

Langsam wandern die drei die Bergstraße hinan.

Es ist später Abend, als der Verurteilte in seine Zelle tritt. Bittere Kälte herrscht in dem Gewölbe; in langen Kristallen hängt der Salpeter an den Wänden, und der Sturm jagt unten in den Gängen. Ein letzter Lichtstumpf brennt auf dem Holztisch und greift zitternd in die gewaltige Dunkelheit des Raumes. Ein dünner Lichtschein flackert an den Wänden hin und her, an denen sich schwere Schatten aus dem dunklen Hintergrunde aufstellen.

Stumm umstehen die Freunde den Verurteilten. Das Licht verlischt. Keine Hoffnung mehr.

Wasser tropft vom Fenster regelmäßig auf die Diele. Draußen im Hofe liegt undurchdringliche Schwärze. Durch die zwei hohen Fenster mit den starken Gittern

und den langen Eiszapfen schimmert nur ein Stern der kalten Winternacht, die hoch über der Festung hält.

* * *

An einem schneidend kalten Februartage des Jahres 1837 wird Fritz Reuter aus der düsteren Kasematte geführt. Ein Plauenwagen, ein Landjäger stehen bereit, ihn wegen seines gefährdeten Augenlichtes nach der Festung Glogau zu bringen. Mühsam bahnt sich der Wagen einen Weg durch den meterhohen Schnee.

Länger als drei Jahre hat Reuter auf der Festung Silberberg zugebracht. Eine menschliche Behandlung wurde ihm hier zuteil. Es folgen die schrecklichen Tage von Magdeburg und der Berliner Hausvogtei. Erst das Jahr 1840, der Tod Friedrich Wilhelm III., gibt ihm die Freiheit.



Ode an Klopstock

(Zu seinem 200. Geburtstag am 2. Juli)

Von Fritz Alfred Zimmer

Wenn im fröhlichen Lenz Lispel der Weide wehn
Und am Züricher See Schönheit erblüht und Pracht
Der erhabenen Schöpfung:
Wonnevoll ist es, Mensch zu sein

Und am Hügel und Bach lockenden Silbertons
Mit entzaubertem Mund Liebe zu singen dann
Und in stiller Entzückung
Heimlich binden das Rosenband.

Wenn im weißen Gefild weit auf des Kristalls Bahn
Eislaufs schlängelnder Gang herrlich den Läufer trägt,
Wachsen Stunden der Weihe,
Flügelnd, stark und gedankenvoll.

Und auch die Vorzeit, sie lebt. Fern aus Idunas Hain,
Im Begeistrungshauch, wipfeln die Eichen noch
Und am Waldstrom der Barden
Trinkt sich neu auch das Vaterland.

Frühlingsfeier und Lust! Doch auch Umschattung ist:
Frühe Gräber entwölkt schimmernd die Nacht, wenn sanft
Noch vor Röte des Tages
Kommt der Mond, der Gedankenfreund,

Und weist Sterblichen Pfad: Hoch aus der Dunkelfern'
Leuchten Söhne des Lichts, singen Anbetung Ihm,
Halleluja und Psalmlied,
Hehr im Anblick der Glanznacht hier.

Myriaden der Welt! Selige Eilande
Blühn im Donnergetön, funkeln im Rhythmentanz.
Groß ist doch der Gedanke,
Freunde, daß wir unsterblich sind!



Sternentrost
Von Paul Bülow

Es war an einem Frühlingsabend in der kleinen Stadt. Hinter den Waldbergen verglühte das Abendrot. Still waren die Gassen, und in die lauschigen Fenster strömte linder Lenzhauch.

Der große, einzige Bühnensaal im Städtchen war nur schwach erleuchtet. Die langen Stuhlreihen warteten vergebens auf Besucher, und hinter dem Vorhang der kleinen Bühne seufzte der Kummer.

Am Eingang des Saales saß eine bleiche, abgehärmte Frau. Sie blickte mich mit lebensmüden Augen an, als ich ihr meinen Geldschein reichte.

Man wollte heute abend „Minna von Barnhelm" spielen. Aber es waren, wenig Minuten vor Beginn, erst acht Menschen im Saal. Mehr kamen nicht.

Es war mir, als zitterte das Leid einsamer Menschen wehvoll durch den Raum.

Da draußen in der Welt saßen sie nun bei ödem Geschwätz und lautem Kartenspiel in verrauchten Zimmern. Da draußen tanzte leichtfertiges junges Volk zu kreischenden Gassenhauern. Da entflammte die Gier am nervenaufpeitschenden Film — — aber edeldeutsche Kunst verkümmerte im vergessenen Winkel.

Auch die Leute der in Waldfrieden geborgenen kleinen Stadt haben sich in den Wirbeltanz übler Zeitsünden hinabziehen lassen. Auch ihr Sinn geht nach Schacher und Geld wie draußen in der Welt allüberall; und abends sind's wenige, die nicht in diesem Taumel versinken ...

Nun hebt sich der Vorhang — aber nicht über dem Spiel des Fräulein von Barnhelm und des wackeren Majors, sondern: — in fadenscheinigem, blankgescheuertem Rock tritt ein alter Schauspieler vor die Rampe und spricht mit wehdurchzitterter Stimme: „Im Auftrage der Direktion habe ich dem verehrten Publikum mitzuteilen, daß wegen des schlechten Besuchs die heutige Vorstellung nicht stattfinden kann."

Weiter nichts. Eine sachliche Mitteilung — doch welche Tragik dahinter! Hier spielt sich, statt des Lustspiels vor dem Vorhang, ein Trauerspiel hinter den Kulissen ab. Irrte ich mich — oder sah ich im Auge des alten Mannes eine Träne schimmern?

Langsam senkt sich der Vorhang ...

Ich habe diesen vergessenen Menschen armseliger Kunst allen die Hand gedrückt und dabei ein Wort für immer behalten. Der alte Schauspieler sprach's, und ein wunderschöner Schimmer verklärte dabei seine Mienen: „Unser Trost wohnt über den Sternen!" Das sprach er so gläubig fest in all der Bitternis seines Lebens.

Und dann schleppte der Zweiundsechzigjährige zusammen mit seiner fast gleichaltrigen Lebensgefährtin den Kostümkoffer nach Hause ...

Ich stand unter dem sternfunkelnden Frühlingshimmel, sah diese gramdurchfurchten, sorgenbedrückten Menschen müde heimschreiten und schaute hinauf zu den ewigen Lichtern.

Zorn wühlte mir im Herzen: Zorn über die Gleichgültigkeit dieser verruchten Zeit gegenüber so schwer ringenden Menschen. Stellten doch diese Wanderer ihr beschei-

denes Können in den Dienst hoher Ideale. Wie suchten sie bei kärglichem Verdienst den Sieg zu ertrotzen gegen den schamlos in Niederungen versunkenen Zeitgeist!

Sie mußten bald den aussichtslosen Kampf aufgeben und zogen wenige Tage nach diesem Abend weiter auf dem Wege ihres heimatlosen Wandertums.

Lebt wohl, ihr unzeitgemäßen Frauen und Männer! Laßt euch fernerhin Sternentrost leidversöhnend über eurem bitteren Leben leuchten! Ihr dient in euren Formen dem Ewigen, ihr Leidgenossen: wir tun dasselbe, wir alle, die wir unsere Heimat über den Sternen wissen und daran arbeiten, daß auch „zu uns komme“ das Reich der Schönheit, der Weisheit und der Liebe!



Schelmenspiegel · Von Adolf Ströhmfeld

Mich trieb der Grimm zur Stadt hinaus
In Waldes tiefste Schlucht.
Ich hab' — ich hielt's nicht länger aus —
Den Schelmen laut geflucht.

Es rast ein wilder Totentanz,
Und ihr sinnt auf Vergnügen,
Und faselt von dem Mummenschanz
Als wie von Geisterflügen.
(Echo: „Lügen!“)

Die Menge kaut am kahlen Brot,
Ihr schmauset wie Schlaraffen.
Was hat des bittren Krieges Not
Aus Menschen doch geschaffen?
(Echo: „Affen!“)

Man sprach so schön von Opfersinn,
Von deutscher Sitte Reinheit.
Was blieb von eurem Kriegsgewinn
Zu Nutz der Allgemeinheit?
(Echo: „Gemeinheit!“)

Wie war die Beutegier verfemt,
Die Bruderlieb' gedieh.
Ob sich die Schelmengunst bequemt
Zu solcher Harmonie?
(Echo: „O nie!“)

Du Teurer- und Freibeuterstand,
Du Wucherernation:
Was ist dir noch das Vaterland,
Was Glaub' und Religion?
(Echo: „Hohn!“)

Kaum daß ich noch von deinem Kranz
Ein dürres Reis erhasche.
Und der Begeistrung erster Glanz,
Der aufgeflammte, rasche?
(Echo: „Asche!“)

Du Kobold, tief im Wald versteckt,
In Buchen, Tannen, Eschen,
Nun sag' noch, was bei Schelmen fleckt,
Die uns den Haber dreschen?
(Echo: „Aber dreschen!“)



Rundschau

Der Kaiser und die auswärtige Politik

Von der großen Aktenveröffentlichung liegt jetzt die zweite Reihe unter dem Titel „Die diplomatischen Akten des Auswärtigen Amtes 1871—1914, im Auftrage des Auswärtigen Amtes herausgegeben von Johannes Lepsius, Albrecht Mendelssohn-Bartholdy, Friedrich Thimme, 1923, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H. in Berlin W 8, Bd. 7—12“ vor. Standen die ersten sechs Bände noch unter gewaltigen Zeichen Bismarcks, wenn sie auch über die Regierungszeit des alten Kaisers hinausgingen, so kann man aus den neuen sechs Bänden erkennen, was dann der neue Kurs zu leisten vermochte, da der Kaiser nunmehr, der ihn erdrückenden Überlegenheit des großen Kanzlers ledig, sein eigener Kanzler sein konnte.

Die Wirksamkeit des Kaisers zeigt sich dabei besonders in zahlreichen Randbemerkungen zu den Berichten der Botschafter und des Auswärtigen Amtes. Seltsam berührt es dabei, wenn die Berichte der Botschafter und Gesandten dabei meist Zensuren vom Kaiser erhalten, wie „gut“ oder „sehr gut“, gleich Schüleraufsätzen. Doch die Randbemerkungen gehen weiter auf den Inhalt ein, lassen die kaiserlichen Ansichten und Wünsche erkennen. Seltener und nur bei besonderen Gelegenheiten finden sich ausführliche kaiserliche Briefe oder Telegramme, namentlich an den Reichskanzler.

Nimmt man das Ergebnis vorweg, so ist der Eindruck, den der Kaiser in seiner Wirksamkeit hier macht, nicht ungünstig. Kundige hatten ja längst schon behauptet, seine Taten wären nicht so töricht gewesen wie seine Reden, und das wird hier bestätigt. Meine persönliche Überzeugung ist immer gewesen, daß seine Reden wesentlich mit dazu beigetragen haben, Weltkrieg und Revolution heranzuzüchten, und daß, wenn er ein zweiter Wilhelm der Schweiger gewesen wäre, er noch heute sicher auf seinem Throne säße. Als Bülow ihn 1908 mundtot machte, da war es bereits zu spät und alles bereits verdorben; die Monarchie hatte eine der schwersten Niederlagen erlitten, und nur die Abdankung hätte damals wenigstens die Dynastie vor den Folgen der Reden retten können. Über die Taten des Kaisers ist ja auf Grund der Aktenveröffentlichung ein Urteil erst für die ersten zehn Regierungsjahre möglich. Und im Jahre 1898 vollzieht sich erst die bedenkliche Wendung der deutschen Politik mit gleichzeitiger Flotten- und Türkenpolitik, wodurch die drei Mächte der Entente zusammengeführt wurden und Italien nach sich zogen.

Den Kaiser kennzeichnet im allgemeinen große Verstandesschärfe, wie klares und richtiges Urteil. Er weiß die einzelnen politischen Vorgänge nicht nur in ihrer Bedeutung an sich, sondern auch in ihrer Wechselwirkung auf andere politische Beziehungen richtig zu beurteilen. Dabei ist er bemüht, dem Deutschen Reiche in friedlicher Entwicklung die große, von Bismarck errungene Stellung zu bewahren und Gefahren, die ihm in dieser Hinsicht drohten, abzuwehren. Mit dieser klaren, verstandesmäßigen Erfassung der politischen Lage verbindet sich eine außerordentliche Willensschwäche und die Unfähigkeit, sich gegenüber Widerständen seiner Untergebenen durchzusetzen. Er war daher eigentlich schon in der vollen Jugendkraft des ersten Jahrzehnts seiner Regierung der geborene parlamentarische Monarch, der wohl hier und da Anregungen geben

kann, aber niemals selbst entscheidet. Nichts war daher törichter, als daß der Mann mit der „verdorrten Hand“, der kaiserliche Staatssekretär Scheidemann, nach dem Übergang zum parlamentarischen System im Oktober 1918 die Abdankung des Kaisers verlangte, weil man von ihm die Anbequemung an den Parlamentarismus nicht erwarten könne. Niemand hätte sich nach seiner ganzen Charakteranlage leichter als Kaiser Wilhelm II. dem Parlamentarismus unterworfen. Die entgegengesetzte Auffassung hatten nur seine Reden hervorgerufen.

Aus dieser Natur des Kaisers erwächst mit innerer Notwendigkeit seine Friedensliebe. Sein Ideal war, als Friedenskaiser die Macht des Reiches zu mehren und als solcher in der Geschichte dazustehen. Den Frieden zu erhalten, soviel an ihm lag, war ihm nicht nur religiöse Gewissenspflicht, sondern entsprach auch seiner Charakteranlage. Bei seinem scharfen Verstande war er sich der Grenzen seines Könnens ganz genau bewußt. Er wußte, daß er im Kriege versagen würde und nur im Frieden seine Aufgabe erfüllen konnte. Und als großer Herrscher, als Mehrer des Reiches wollte er doch in die Geschichte übergehen. Das wäre ihm auch beinahe gelungen. Denn Schiemann sagt von ihm: Wenn seine Regierung im Jahre 1914 geendet hätte, würde sie eine der glänzendsten der deutschen Geschichte sein. Er konnte seinem inneren Wesen nach nichts anderes sein als Friedenskaiser. Wenn gleichwohl im Auslande die Lüge von dem Kriegsschürer und Welteroberer Platz greifen konnte, so war das wiederum nur möglich auf Grund der kaiserlichen Reden mit ihrem Säbelrasseln, die den Leuten beunruhigend auf die Nerven gingen, zumal tatsächlich die Macht dahinterstand.

Die Haltung der kaiserlichen Politik möge nur durch einige Beispiele erläutert werden.

Es ist jetzt wohl allgemein anerkannt, daß eine der verhängnisvollsten Wendungen der auswärtigen Politik die Preisgabe des Rückversicherungsvertrages mit Rußland im Frühjahr 1890 war. Der Kaiser war hier entschieden dafür, den Rückversicherungsvertrag fortzusetzen. Zu Fall gebracht ist er nach dem Rücktritte der beiden Bismarck durch die Bureaukratie des Auswärtigen Amtes, den Unterstaatssekretär Grafen Berchem, die Geheimen Räte von Holstein, von Kiderlen-Wächter und Raschdau. Sie verstand sofort den neuen Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Freiherrn von Marschall, und den Reichskanzler von Caprivi für ihre Anschauung zu gewinnen, zumal beide von auswärtiger Politik überhaupt keine Ahnung hatten. Und als es den Beamten des Auswärtigen Amtes gelungen war, auch den deutschen Botschafter in St. Petersburg, General von Schweinitz, für ihre Auffassung zu stimmen, ihn namentlich von der Unvereinbarkeit des Rückversicherungsvertrages mit dem herzlich gleichgültigen rumänischen Bündnisvertrag, der übrigens bald darauf ganz außer Kraft trat, zu überzeugen, da erklärte der Kaiser seufzend: „Nun, dann geht es eben nicht anders.“ Die Beweggründe der Bureaukratie des Auswärtigen Amtes sind bis jetzt nicht klargestellt. Die angegebenen Gründe der Schwierigkeit des Balanciersystems und die Erschütterung des Vertrauens unserer Bundesgenossen, falls die Sache bekannt würde, sind natürlich nur Scheingründe. Der Kaiser konnte hier gegenüber dem neuen Reichskanzler und dem ganzen Auswärtigen Amte seinen Willen nicht durchsetzen, er hätte denn Bismarck zurückrufen müssen.

Die deutsche Politik ist trotz der Preisgabe des Rückversicherungsvertrages während des ganzen ersten Jahrzehntes, also während der Caprivischen und Hohenloheschen Reichskanzlerschaft, doch nicht in dem Maße in das Schlepptau der österreichischen Balkanpolitik geraten, als man bisher anzunehmen geneigt war. Sie hat trotz aller Versuche, Deutschland in österreichische Balkaninteressen zu verstricken, immer daran festgehalten, daß eine russische Besetzung der Meerengen und Bulgariens Deutschland nicht berühre. Wenn Österreich um seiner Balkaninteressen willen sich mit Rußland in kriegerische Abenteuer einließ, ohne der angegriffene Teil zu sein, so tat es das auf seine eigene Gefahr. Nur die Großmachtstellung Österreichs zu wahren, fühlte sich Deutschland unter allen Umständen berufen. Doch wann es zu diesem Zweck eingriff, blieb auch seinem Ermessen überlassen.

Ein zweiter verhängnisvoller Fehler war zweifellos die Krügerdepesche vom 3. Februar

1896. An sich war sie zwecklos, da Jamesons Einfall in Transvaal bereits gescheitert war. Sie erregte die englischen Volksleidenschaften aufs äußerste und legte den ersten Grund zu einer tiefgreifenden Verstimmung zwischen den beiden Völkern. Der eigentliche Urheber der Krügerdepesche war der Staatssekretär Freiherr von Marschall, der den vom Kolonialdirektor Kayser festgestellten Entwurf noch verschärfte. Der Staatssekretär versprach sich hiervon einen durchschlagenden Erfolg, indem er Deutschland in den Mittelpunkt einer Festlandsverbindung gegen England stellte. Der Kaiser ließ sich nach Beratung mit dem Reichskanzler Fürsten Hohenlohe, dem Staatssekretär Freiherrn von Marschall, dem Staatssekretär des Reichsmarineamts, Admiral Hollmann, nur schwer zur Unterzeichnung der Krügerdepesche bereitfinden, aber gab schließlich nach, wie immer. Als man dann schließlich die Sache bei Licht besah, waren die anderen Mächte für eine Festlandsverbindung nicht zu haben, sondern Frankreich benutzte im Gegenteil die Gelegenheit, um sich England als Bundesgenossen anzubieten.

Geht man von der europäischen auf die Weltpolitik über, so ist wohl jetzt allgemein die Beteiligung Deutschlands an der russisch-französischen Einmischung gegenüber dem chinesisch-japanischen Frieden von Schimonoseki vom 17. April 1895, die Japan um einen wesentlichen Teil seiner Siegesfrüchte brachte, als ein Irrweg erkannt worden. Der Urheber war hier der frühere deutsche Gesandte in Peking, von Brandt, der als bester Kenner ostasiatischer Verhältnisse galt. Das Auswärtige Amt wie der Kaiser sind ihm hier ohne Widerspruch gefolgt in der Annahme, England werde auch nachfolgen. Das geschah freilich nicht, und Deutschland hatte nur für England und Rußland die Kastanien aus dem Feuer geholt.

Als es sich dann darum handelte, für Deutschland in Ostasien Fuß zu fassen, wollte der Kaiser durchaus Formosa nehmen. Das wäre auch an sich nicht unmöglich gewesen, namentlich wenn man sich mit Japan verständigt hätte. Fürst Hohenlohe, wie das Auswärtige Amt, scheute aber die damit verbundenen Schwierigkeiten. So blieb man schließlich auf dem kleinen und im Kriege unhaltbaren Posten Kiautschou hängen. Der Kaiser hatte hier jedenfalls den richtigen Blick, daß, wenn man in Ostasien Erwerbungen machen wollte, es eine Kolonie sein müsse, die sich nötigenfalls auf längere Zeit auf eigene Kraft halten könne.

Die schwersten Vorwürfe werden ja immer erhoben gegen die Diplomatie der nachbismarckschen Zeit. Nun, diese Diplomatie war doch wenigstens während des ersten Jahrzehntes im wesentlichen noch genau dieselbe, die Bismarck selbst herangezogen und mit Meisterschaft als sein Werkzeug benutzt hatte. Wenn Bismarck freilich von seinen Botschaftern verlangte, sie sollten einschwenken wie die Unteroffiziere, so kann man von solchen Botschaftern eben nicht mehr verlangen als Kommißverstand. Über solche Trottel, wie General von Schweinitz in St. Petersburg und Graf Münster in Paris, hatte sich Bismarck selbst schon in der wegwerfendsten Weise geäußert. Und Prinz Heinrich VII. Reuß in Wien war auch nicht viel besser. Die Berichte des Grafen Münster, der mit seiner greisenhaften Torheit auch die anderen Mitglieder der Botschaft, namentlich den ersten Botschaftsrat Freiherrn von Schoen angesteckt hatte, waren geradezu haarsträubend in ihrem harmlosen Optimismus. Als ihn aber der Kaiser entfernen und durch den General Grafen Wedel ersetzen wollte, konnte er wieder im Auswärtigen Amte nicht durchdringen. Münster mit seinen Leuten wirkte also weiter, man wußte aber wenigstens, was man von ihren Berichten zu halten hatte.

Demgegenüber zeigt doch der neue Kurs, namentlich seit der Reichskanzlerschaft des Fürsten Hohenlohe, eine erhebliche Besserung. Fürst Hohenlohe selbst war, im Gegensatz zu dem gänzlich undiplomatischen Caprivi, einer der besseren Diplomaten der Bismarckschen Zeit, ein feiner Beobachter und richtiger Beurteiler der Sachlage, wenn auch mit geringer Entschlußkraft, weshalb er auch zum Kaiser gut paßte. Da er aber nicht reden konnte, galt seine Schweigsamkeit als noch tiefere Weisheit, als er wirklich besaß, während man dem Kaiser über seinen Reden wirkliche Einsicht immer weniger zutraute. Bülow, als Gesandter in Bukarest und später als Botschafter in Rom, bildet eine der glänzendsten Erscheinungen der Diplomatie, die Regierung, bei der er

beglaubigt war, vollständig beherrschend. Hätte man ihn bis zum Weltkriege in seinen Stellungen belassen können, so wäre weder Rumänien noch Italien zu unseren Feinden übergetreten. Und mag man sonst über Graf Philipp Eulenburg denken wie man will — daß er zum leitenden Staatsmann geeignet gewesen wäre, wage ich auch nicht zu behaupten —, als ausführendes Organ der auswärtigen Politik war er ein hervorragender Staatsmann, wie ihn Bismarck unter seinen Botschaftern nicht gehabt hat. General von Werder in St. Petersburg, der endlich den ganz unfähigen Schweinitz ersetzte, war schon wegen seiner alten russischen Beziehungen und seiner guten Aufnahme bei Hofe, verbunden mit seinen russischen Erfahrungen, ein vorzügliches Bindeglied. Diese wenigen Beispiele mögen genügen. Also was sollen die Klagen über die Unfähigkeit der nachbismarckschen Diplomatie? Für das erste Jahrzehnt bis zum Jahrhundertende handelt es sich dabei jedenfalls um ein Märchen. In dem einzigen Falle, wo man wohl sagen kann, daß persönlicher Einfluß des Kaisers jemandem zu einer Stelle verholfen hat, in dem Falle Eulenburg, geschah es auf Grund eines vorzüglichen gelegentlichen Berichtes über österreichische Verhältnisse, und man hätte keine bessere Wahl für die Stelle eines deutschen Botschafters in Wien treffen können.

Wenn hiernach der Wirksamkeit des Kaisers auf dem Gebiete der auswärtigen Politik während des ersten Jahrzehnts seiner Regierung volle Anerkennung gebührt, so steht man immer wieder vor dem Rätsel, wie er bei seiner klaren verstandesmäßigen Erfassung der Dinge gleichzeitig solche Reden halten und sich damit seine ganze Stellung vor In- und Ausland verderben konnte. Ich glaube, des Rätsels Lösung liegt in dem willensschwachen Charakter des Kaisers. Der Kaiser fühlte diese Schwäche und hatte das Bedürfnis, sich selbst Mut zu machen mit großen Reden, wie ein kleines Kind in der Dunkelheit sich durch lautes Reden mit weiter entfernten Angehörigen Mut zu machen sucht. Da nun die Umgebung des Kaisers jede seiner Reden als eine große Tat pries, merkte er gar nicht, was er angerichtet hatte.

Zum Schlusse noch einige Worte über das Verhältnis des Kaisers zu seiner Mutter auf dem Gebiete der auswärtigen Politik. Bei den seltenen Gelegenheiten, wo der Kaiser mit seiner Mutter zusammenkam, suchte sie ihn im Interesse der englischen Politik zu beeinflussen, so in der ägyptischen und der armenischen Frage. Der Kaiser hatte in diesen Fällen nichts Eiligeres zu tun, als die Unterhaltung mit seiner Mutter Wort für Wort an den Reichskanzler zu telegraphieren, nun kenne man die Ziele der englischen Politik. Daß er sich dadurch irgendwie beeinflussen ließ, war ausgeschlossen. Kaiserin Friedrich hatte in ihrem Sohn ihren Meister gefunden. Für das Verhältnis von Mutter und Sohn muß man freilich sagen: Schön ist anders!

Auch in der kretischen und griechischen Frage ließ sich der Kaiser nie durch Familieninteressen bestimmen, während diese für Rußland und England eine große Rolle spielten und die russische Politik sogar von den wirklichen russischen Interessen ablenkten. Es half den Griechen nichts, daß ihr Kronprinz eine deutsche Kaisertochter und -schwester geheiratet hatte, die deutsche Politik wurde dadurch nicht berührt.

Prof. Dr. Conrad Bornhak



Sterbender Stand



Daß Erwerbsformen, abgelöst von höheren Entwicklungen, verschwinden, ist eine selbstverständliche Folge der veränderten Bedürfnisse gegenüber einer anders eingestellten Zeit. Hier liegt auch nur ein Verwandeln, ein Untergehen der Form, ein Sterben von Berufen nur im gewissen Sinne vor. Stets trat ein fortschrittliches Erbe an die Stelle.

Beispiellos in der Geschichte der Berufe ist aber das Sterben des Apothekerstandes, sein schnelles Zusammenbrechen innerhalb der letzten zwei Jahre, besonders die Zerrüttung des letzten Jahres. Veränderung der Bedürfnisse ist nicht der Grund. Krankheit ist ein ewiger Schatten der Lebenden. Heilmittel, Heilung wird immer vonnöten sein. Arzt und Apotheker wird man immer brauchen.

Und doch ist der Apothekerstand ein sterbender Stand! Er stirbt nicht durch ein Übergehen in eine höhere Entwicklungsform, die der Fortschritt fordert. Er stirbt ohne einen Besseres leistenden Erben.

Aus seinem Grabe entsteigt der Zusammenbruch der Arzneiversorgung, deren Seele er war. Die Gefahren für Volkswohl und -gesundheit, diese Nährwurzeln des Staates und die Adern der Staatskraft, sind unausdenkbar.

Die Todesursachen sind ein gellender Hohn auf die Entwicklung des sozialen Gedankens in Deutschland. Erscheint es nicht als eine irre Tat der neuen Zeit, daß in Verfolg festgefahrener Bahnen des sozialen Denkens, des bestgemeinten Strebens auf soziale Ziele, auf den Aufbau eines praktisch-sozialen Staates hin, eben diese Gedanken und Bestrebungen auf dem staatswichtigsten Gebiete, dem der Volksgesundheit, zur ernstesten Gefährdung dieser Staatswurzel — es ist die Hauptwurzel! — führten? Kann in einem Kulturstaate etwas Widersinnigeres, Unheilvolleres ausgedacht werden als: Zerrüttung des Arzneiversorgungswesens — verheerende Vernichtung desselben?

Wir müssen dem Heute klar und fest in die Augen blicken. Täuschung, irgendwelche Rücksicht, das leiseste Ausweichen kann in unserem wirtschaftlich, im sittlichen Gewissen, hygienisch und an Volkskraft so außerordentlich geschwächten Lande die unheilvollsten Folgen haben.

Die deutsche Regierung muß es als ihre erste Pflicht betrachten, durch Stellung der Sozialfürsorge auf vernunftgemäße Grundlage dem Zusammenbruch des Heil- und Heilmittelwesens Einhalt zu bieten. Hier dürfen nicht Zahlen, Statistiken, nicht Bilanzen sozialer Einrichtungen maßgebend sein.

Maßgebend darf allein sein das Urteil derer, die nicht als technische — d. h. zahlen- und verwaltungssachverständige —, auf sozialpolitische Bahnen festgelegte Wesen dank ihrer Erfahrung allein einen Einblick haben. Das sind: die Kranken als Summe genommen und die Heilberufe, Arzt und Apotheker.

Alle anderen sind Laien! Und wohin diese Laienwirtschaft führte, das erlebten wir in den Tagen der — nun behobenen — Not der Krankenkassen.

Es ist das Urteil aller unbefangenen, vom Staatsgewissen geleiteten Einsichtigen: Die zu weitgehende Zwangs-Sozialversicherung ist ein bohrender Wurm im deutschen Volksmark, der mit unerbittlicher Notwendigkeit zu einer Entnervung des Selbsterhaltungswillens, zu einer tödlichen Erschlaffung gesunder Erbtriebe (Instinkte), zu einer außerordentlich breiten Entsittlichung führen muß. Die zwangsweise Entfremdung vom Selbstmithelfen bei der Gesundung, die gesetzliche Erziehung zum Gedanken, daß Krankheit durch Zahlung eines gewissen Beitrages Anrecht auf völlige Entlastung für die Zeit der Krankheit erwirkt, hat mit — nicht allein — die Erscheinungen gezeitigt, an denen wir heute als Gesamtvolk so beispiellos zu leiden haben: Zusammenbruch des Volkes im Weltkriege, Arbeitsunlust, Staatsdrohnentum (im neuen Gewande verderblicher als vor 1918!).

Das Volk will diese Zwangsversicherung gar nicht haben, als deren Lohnsklave es sich fühlt.

Das Vertrauen auf schnellste und beste Herstellung der Gesundheit ist der jetzigen Krankenkassenhandhabung gegenüber unwiederbringlich dahin. „Kassenbehandlung“, „Kassenmedizin“, „Gang zum Kassenbeamten“ sind Schreckworte, die jedem Arzt, Apotheker und Versicherten in ihrer seelischen Wirkung bekannt sind.

Ziehen wir das Item, so erscheint ein Beibehalten der Zwangsversicherung nur als eine Stärkung des Krankenkassenwesens als geldliche Unternehmung, als Heranzüchtung eines staatsbedrohenden, scheinbar sozialen Monopols, für das gewaltige Summen an Volksvermögen nutzlos aufgewandt werden. Die Nutzlosigkeit wird sich erst in einiger Zeit erweisen für die, die aus den Zeichen des Heute nicht lernten — oder, festgefahren in bestimmte Bahnen des Denkens, nicht lernen wollen, vielleicht auch nicht zu lernen wagen.

Das heutige Krankenversicherungswesen hat genau das Gegenteil von einer Förderung sozialen Helfens erreicht. Es hat die niedersten Erbtriebe des Ichs erweckt, hat ausgedehnte Unfallerscheinungen bei allen Beteiligten, Versicherungsnehmern, Ärzten, Apothekern und nicht zuletzt den Krankenkassen, gezeitigt. Die Auflehnung der Versicherten gegen den „Krankenkassenmilitarismus“ — bis zum Feldwebelton von Kassenbeamten nachgeahmt — führte zu einem Verstell- und Heucheltum, zu Ausbeutung und Betrug der Krankenkassen. Ein Volk wie das deutsche kann diese Entmündigung auf gesundheitlichem, das kostbarste Gut eines jeden berührenden Gebiete, nicht ohne tiefste Schädigung ertragen.

Entmündigt ist die Riesenschar der Versicherten, somit der weitaus größte Teil unseres Volkes. Entmündigt ist in hohem Grade die Ärzteschaft. Entmündigt — restlos geknebelt — die deutsche Apothekerschaft.

Über den durch die Krankenkassen-Bevormundung verschuldeten Verfall auf ärztlichem Gebiet kann ich als Laie nicht urteilen. Ich könnte nur von Ärzten, nicht zuletzt von Kassenärzten!, seit Jahren Erfahrenes wiedergeben. Soviel ich aber hörte und las, wird von ärztlicher Seite die Unsinnigkeit der heutigen Zwangsversicherungsform nachdrücklichst betont, weil sie auch im wirtschaftlichen Kampf der Ärzte entsittlichende Kräfte auslöste. Ich kann auch nicht urteilen über die Größe der Berechtigung einer Furcht vor „Kassenbehandlung“; ich lehne es ab, mir als Laie ein Bild darüber zu machen, so sehr die zur Tagesordnung gehörende Klage der Versicherten auch dazu verlockt. Kranke sind anders zu bewerten als Gesunde.

Nur über den Verfall der ärztlichen Verordnungsweise kann, muß ich mich äußern. Denn hierin liegt eine weitere Todesursache für den Apothekerstand. Die ärztliche Verordnung ist die Nährquelle dieses Standes, die Arzneitaxe das lebensstrom-treibende Herz.

Mit dem ärztlichen Rezept steht und fällt der Kern der Apotheker. Nach der Erkenntnis der Krankheit ist dem Arzt im Rezept höchste Macht über Wohl und Leben seiner Schützlinge gegeben. Für den inneren Arzt ist die Verordnungskunst dasselbe wie die höchstentwickelte Hand des Chirurgen. Wie sich die Dinge ändern! Früher war der Chirurg Arzt zweiter Ordnung, die innere Heilung galt allein als des göttlichen Standes würdig. Heute ist die Chirurgie zu einem wundervollen Gebäude ausgebaut, die Verordnungskunst blieb zurück.

Das Rezept, diese eigenste, persönlichste Formel des Arztes, diese köstlichste Möglichkeit, mit eigenem Wissen über Wohl und Wehe, Leben und Tod zu entscheiden, ward abgelöst von der seelenlosen, schablonenhaften Fabrikware, der Spezialität. Unter Spezialität ist hier nicht die Darstellung eines neuen Arzneimittels zu verstehen, sondern die als Fertigbereitung in den Verkehr gebrachte Arzneimittelform. Es war vollständig unnötig von der chemischen Industrie, daß sie ihre Präparate auch noch in gebrauchsfertige Mischungen, Lösungen oder andere Arzneiformen brachte und so durch fertige Rezepte, deren Überprüfung nicht oder doch praktisch unmöglich ist, in die Aufgaben des Apothekers pfuschte. Es entwickelte sich ein widerliches Rennen um das Geld der Kranken und der Gesunden, es entfaltete sich eine Anpreisungsweise, die beide, auch die Ärztewelt, in ihren Dienst spannten. In den Spezialitäten wurden Verfallskeime in die Ärzteschaft getragen, die die Verordnungskunst überwucherten und schließlich die Masse der Rat-

suchenden, die ärztliches Wissen und Können haben wollten, dem Arzte entfremdeten. War der Arzt mit dem Rezept Herrscher, so ward er mit der Spezialität Diener einer großen Spezialitätenindustrie, die heute unfughafte Formen angenommen hat.

Rückkehr zur ärztlichen, allein standeswürdigen Verschreibweise wird im Ärztestande gefordert. Hier ist ein Rettungsweg für den Arzt und seine rechte Hand, den Apotheker.

Mit dem unfughaften Anschwellen des Spezialitätenwesens und der Willigkeit der Ärzte ihm gegenüber erlahmte die vornehmste, früher alleinige Tätigkeit des Apothekers, die Kunst der Arzneibereitung, sei es am Rezeptiertisch, sei es im Laboratorium. Statt Hersteller, Schöpfer ward er Bezieher, Handlanger, Kaufmann.

Der Arzt spannte den Bruderstand vor den Wagen der Spezialitätenindustrie, des Todfeindes der beiden Heilberufe. Und im Glauben, wie einst noch zu lenken und das Heilwesen zu leiten, ward er nicht gewahr, daß die Krankenkassen die Spezialität als Peitsche und Zügel gebrauchten, um beide Stände in ihre Abhängigkeit zu bringen.

Das muß anders werden, ehe es zu spät ist! Arzt und Apotheker müssen wieder frei werden von der Bevormundung durch die Krankenkassen. Das Rezept ist auch hier der Schlüssel zur Freiheit, denn es ist durch seine Anpassungsfähigkeit, seine Tausendmöglichkeit die wirtschaftlichste Verordnungsform.

Die Spezialitäten drängten den Apothekerstand von seiner eigentlichen Bestimmung und seiner Nährquelle weg. Einmal zum Fertigwarenverkäufer auf dem Heilmittelgebiete geworden, mußte er alle Folgerungen daraus ziehen, die zu einer völligen Umgestaltung der Apotheke führten. Die Spezialität gab tausend Möglichkeiten frei, die Apotheke zu umgehen. Sie fand breitesten Eingang in die Drogerie, die in ihr eine furchtbare Waffe fand gegen die Apotheke. Im gleichen Verhältnis wie die Drogerie, die als einfacher Kaufmannsstand nicht entfernt die Pflichten und besonderen Betriebskosten und -erschwerungen der Apotheke kennt, dadurch erstarkte, schwand das Ansehen, die Volkstümlichkeit der Apotheke, sank die wirtschaftliche Kraft dieses sozialen Betriebes. Dem auch durch andere Kämpfe geschwächten Gegner gegenüber erlaubte sich die Drogerie mehr und mehr. Heute sind regelrechte Raubeinfälle unter schweren Gesetzesverletzungen an der Tagesordnung.

Mit Leichtigkeit könnte die Regierung durch Aufstellung einer schon lange geforderten „positiven Liste", die die Drogerieartikel aufführt, hier Wandel schaffen — und sich selbst und ihren Gesetzen Achtung verschaffen. Warum tut sie es nicht? Weil es sich um die dem sozialen Staatsgedanken durch das Arzneimittelmonopol „feindliche" Apotheke handelt?

Das Mächtigwerden der Drogerie durch das Spezialitätenunwesen ist neben dem Machtgewinnen der Krankenkassen der bedeutendste Verfallsanlaß im Arzneiversorgungswesen. Einzelerscheinungen solchen Verfalls, an Fälle oder Personen gebunden, gibt es in jedem Stand — wer von denen, die am Niedergang der Apotheke Schuld haben, wollte gegen den Apotheker hier den ersten Stein erheben! — sie vermögen aber nicht ein ganzes allgemeines Wesen zu gefährden. Da Krankenkassen und Drogerie die Vernichtung der deutschen Apotheke nahezu restlos gelang, muß dieser Verfallsanlaß in der Einrichtung liegen.

Die Wurzel ist die auch heute noch in die Welt geschriene Lüge vom unsozialen Arzneimittelmonopol der Apotheke, von der ungerechtfertigten und unerschwinglichen Teuerkeit der Apothekerpreise.

Was blieb dem Apotheker vom einstigen Arzneimonopol?

Wir sahen, daß die Drogerie uud die Kassenabgabestellen die Apotheke aus ihrer Stellung gedrängt haben. Die wirtschaftliche Möglichkeit eines staatsnotwendigen Betriebes ward durch einen entbehrlichen, jüngeren Stand wesentlich geschmälert. Die Drogerie und die Krankenkassen kämpften um Erweiterung ihrer Rechte, ohne aber die Pflichten des Apothekers im gleichen Maße übernehmen zu wollen. Dem Apotheker soll nur das eigentliche Rezept und die Betreuung stark wirkender Arzneistoffe bleiben. Fertigpackungen sollen nahezu restlos frei verkäuflich werden. Da

das apothekermäßige Rezept an Zahl sehr zurückging, seine Gestaltung obendrein von Krankenkassenbestimmungen weitgehend beeinflußt ist, natürlich zugunsten der Kasse, so stellt es heute schon keine Lebensquelle für den Apotheker mehr dar.

Die Selbstabgabestellen der Krankenkassen, völlig Kassendrogerien gleich, die Schar recht- und unrechtmäßig arzneiabgebender Ärzte und Tierärzte, die Drogenschränke auf Landorten und die — weit mehr als bekannt — Arzneimittel heimlich verkaufenden Dorf- und Kleinstadtkrämer, Haarschneider, auch Stadtgeschäfte und Warenhäuser, haben den Bereich der Apotheke auf eine Fläche vermindert, über deren Kleinheit man sich keine Rechenschaft gibt. Deshalb nicht, weil auch heute noch der Apotheker als unbedingt reich — ganz gewiß heimlich reich — gilt. An dieser Goldquelle wollen alle möglichen Leute etwas abzapfen.

Da über den Apothekerstand auf ihn bezogene Laien entscheidend urteilen — auch der Arzt ist hier Laie — so war es bisher nicht möglich, die maßgebenden Stellen zu überzeugen, daß das Apothekermonopol der Geschichte angehört.

Man hatte den alleinigen Vertrieb der Arzneimittel, die alleinige Berechtigung der Arzneibereitung und -abgabe dem Apothekerstande verbrieft gegen die Bindung an eine ihm vorgeschriebene, unüberschreitbare Taxe der Arbeitspreise und Arzneimittelpreise, gegen die Verpflichtung, eine genau bestimmte, durch Untersuchung nachzuprüfende Warengüte zu liefern. Hierauf und auf die Einhaltung einer sehr kniffligen, im Angang der Sicherung der Volksgesundheit not- und unnotwendigen, Schritt und Tritt des Apothekers regelnden Gesetzgebung ward der Apothekerstand vereidigt. Das Wort ist reine Wahrheit: der Apotheker steht immer mit einem Fuß im Gefängnis.

Der Apothekerstand hat seinen Eid gehalten — einzelne oder mehrere abwegige Kerle, die aus reiner Gewinnsucht ihre Pflichten verletzten, sind nicht standesmaßgebend! Die Regierung brach ihr Wort! Sie hält den Apothekerstand — ihn allein — an der Kette einer ungeheuren Verantwortlichkeit, gibt ihm geldlich und persönlich weniger Freiheit als einem Beamten, — — und andererseits läßt sie ihn ungeschützt gegen den Vernichtungswillen der Krankenkassen und Drogerien, denen gegenüber die Volksgesundheit in gewissem Sinne vogelfrei ist.

Das ist das Apothekenmonopol: eine einseitige, eidliche Verpflichtung auf Einsetzung der ganzen Person mit Freiheit und Hab und Gut — ohne entsprechenden Schutz und Entlohnung für diesen sozialen Dienst.

Ist das ein Monopol? Das ist Versklavung! In dieser Unnatürlichkeit ist die sogenannte „Berufspsychose“ (der „Apothekerklaps“) begründet; sie ist eine Art Haftpsychose. —

Das kunstgerechte ärztliche Rezept ist die Nährquelle der Apotheke, die Arzneitaxe das lebensstrom-treibende Herz.

Die Nahrungsversorgung ist durch eine große Reihe rechtlich und unrechtlich Mitessender unter das lebensnotwendige Mindestmaß gesunken. Gesellt sich dazu ein mangelhafter Blutstrom, ein schlecht arbeitendes Herz, dann ist ein Dahinsiechen unvermeidlich. Wird dieses Siechtum, diese Herzschwäche künstlich und willkürlich aufrechterhalten, so entsteht ein dauernder Zustand grausamer Quälerei oder — das Sterben beginnt.

Der deutsche Apothekerstand ist zum Sterben verurteilt. Die gute alte Apotheke ist nahezu tot.

Den Klappenfehler des gesetzlichen Drogistentums hätte sie noch ausgehalten, die schleichende Giftwirkung des Spezialitätenunwesens und die gleichzeitige Überbelastung in der Abwehr der nach dem Herzen zielenden Krankenkassen, die eisige Mißgunst, mit der die Regierung jede Hilfe versagte, die sie den Feinden der Apotheke weitest gewährte, — das hat die deutsche Apotheke in die Arme des Todes getrieben.

Die deutsche Apotheke stirbt an Herzmuskelschwund und Blutarmut.

Denn die Arzneitaxe, an deren Preisen der Apothekerstand keinen entscheidenden Einfluß hat, die ihm vorgeschrieben ist, auch wenn die Preise unter den Einkaufspreis sinken, wurde von der Regierung — eingestandenermaßen im Interesse der Krankenkassen — so niedrig gehalten, daß —

nach einer Aussage eines Regierungsvertreters — die Apotheke „gerade noch über Wasser gehalten" wird.

Jeder Tropfen Blut ist dem Apotheker vorgezählt! Jeder Pfennig vom Einkauf bis zum Verkauf und zum Arbeitspreis, ja bis zur Entlohnung seiner Angestellten und zum Rechnungsabschlag für die Krankenkassen, ist ihm vorgeschrieben. Der Apotheker — niemand sonst außer ihm, kein Drogist, keine Krankenkassenabgabestelle — muß durch Gesetzeszwang zu arzneilichen Zwecken eine ganz besondere Warengüte, die Arzneibuchware, die nach Reinheit und Wirksamkeitsgehalt genau bestimmt ist, führen. Hierdurch wird der Einkaufspreis geregelt. Nur klein ist die Möglichkeit, durch Wahrnehmung günstiger Preislagen oder durch Großeinkäufe, die Verdiensthöhe günstiger zu gestalten, denn Arzneiwaren sind nicht einfache Kauf- und Absatzwaren. Die Krankheiten in ihrem bunten Wechsel stellen andere Anforderungen als etwa der tägliche Nahrungs- und Kleidungsbedarf. Der Apotheker hat deshalb eine große Menge nur hier und da gebraüchter Waren bereitzuhalten, die ein beträchtliches totes Kapital darstellen und durch Lagerungsveränderung — Verderbnis und Abschwächung — große Verluste bringen. Auch hier griff die Spezialitätensucht tief ein, denn in der Jagd der Spezialitätenindustrie um das erste und beste Rennen um eine gute Bilanz oder Dividende wechselten gleichartige, gleichwirkende, im wesentlichen nur beim Namen und in der Anpreisung oder Herrichtung verschiedene Schutzwaren in so rascher Folge, daß ein Liegenbleiben und Wertloswerden der „Modeartikel" unausbleiblich war. Aber auch die ernste chemische Industrie sündigte hier, weil jede einzelne Fabrik dem Sondergedanken einer andern auf eigene Weise beikommen wollte. Ohne Zweifel ward hierdurch ein großer Fortschritt in der Arzneimitteldarstellung erzielt. Und wäre die Wissenschaftlichkeit nicht vom Erwerbsgeiste in so hohem Maße begleitet gewesen, wären nicht tiefe Einfälle in das Gebiet der Apotheke gemacht worden, dann stände die Apotheke heut nicht am Rande des Grabes.

Bei all diesen Fragen ist die Apotheke als Einrichtung, nicht als Einzelgeschäft zu betrachten, der Apotheker als Stand, nicht als Person. Es gibt heute viele Apotheken, die keine Apotheken sind, viele Apotheker, die dem Kern ihres Standes entfremdet sind. So manche Apotheke und oft gerade die nach außen glanzvollsten sind Arzneimittelgeschäfte, die auch Apothekerei betrieben.

Die ungenügende, ja Opfer und Zuschuß von seiten des Apothekers fordernde Arzneitaxe, der Kampf ums nackte Leben gegen Krankenkasse, Drogerie und andere Nebenläufer zwang die Apotheker, sich umzustellen, nach einem andern Haupterwerb zu suchen. Die eigentliche Tätigkeit, die persönliche Rezeptier- und Laboratoriumskunst, mußte einem sehr unpersönlichen Verkehr mit Fertigwaren weichen, über die der Apotheker keine Prüfungsmöglichkeit hat. Die Apotheke mußte zu Nebenbetrieben, abseits des Standes liegende Nebenerwerbsquellen greifen, um überhaupt die geregelte Arzneiversorgung aufrechterhalten zu können.

So steht es heute um den sprichwörtlichen Reichtum, um die großen Verdienstgewinne des Neunundneunzigers, der Arzneikapitalisten.

Das ist die nackte, ungeschminkte Wahrheit über die teure Apotheke, der so teure Preise gesetzlich vorgeschrieben waren, daß viele Land- und Kleinstadtapotheker unter ärmsten Bedingungen leben, ihre Betriebe schließen mußten und anderen Erwerb, ja den Tod suchten.

Welch tolles Fastnachtsspiel heute in Deutschland auf dem ernsten Boden der Sicherung der Volksgesundheit sein Wesen treiben kann, erhellt daraus, daß Krankenkassen sich in ärztliche und apothekerliche Rollen werfen ohne eine Spur von Sachkenntnis. Herrliche Auftakte zur zukünftigen Versorgung des deutschen Volkes mit Arzneien, wenn einmal die deutsche Apotheke restlos erledigt ist!

Es kann dem Reichsarbeitsministerium nicht der Vorwurf erspart bleiben, daß es im fahrlässigen Glauben, eine sozialfeindliche Einrichtung in der Apotheke zu bekämpfen, befangen in sozialen Gedankenbahnen, verwirrt durch die Zeitnöte und betört durch die Schlagworte von Krankenkassen, hinter dem aufgeblähten Popanz mit Goldpapierkrone, den die Kassenvertreter als kassenbedrohendes Apothekenmonopol vorstellten, nicht den Drahtzieher erkannte: den Macht-

hunger der Krankenkassen. Am 30. Oktober 1923, dem dunkelsten und schmachvollsten Tage in aller Geschichte des deutschen Arzneiwesens, legte die Regierung das Wohl der Volksgesundheit ganz in die Macht der Krankenkassen. Ärzte- und Apothekerstand wurden kopflos geopfert. Die Ärzteschaft erreichte durch straffe Gegenmaßnahmen (Ärztestreik) weitgehende Besserung ihrer Lage.

Der Apothekerstand konnte die Kraft nicht mehr aufbringen zu einer Entrüstungstat. Ein weiteres Zeichen, wie tot es schon in diesem Stande ist.

Am 30. Oktober 1923 eröffnete die deutsche Regierung den närrischen Tanz, der der Todestanz des Arzneiversorgungswesens sein wird. Ahnungslos, daß es um das heiligste Staats- und Volksgut, die Gesundheit, geht. Taub gegen alle sachgemäßen Einwände, alle Warnungen vor der Gefahr eines Zusammenbruches der Allgemeinversorgung des Volkes mit Arzneimitteln.

Vielleicht wird dieser Tag den Tag der Umkehr nach sich ziehen, die Einkehr und Besinnung einleiten. Vielleicht wird nach diesem Zerwürfnis der naturnotwendige Arbeitsbund zwischen Krankenkassen, Ärzte- und Apothekerschaft geschlossen. In Süddeutschland sind Anzeichen vorhanden, die zu einer Hoffnung leisen Anlaß geben.

Schon kurz nach dem Mittelalter, als der schlanke Baum der deutschen Pharmazie seine dünnen Zweige in das Frührot einer neuen Zeit reckte, erbaten und holten sich andere Länder Samen und Pfropfreiser. In wohl allen Kulturländern der Erde ist deutsches Apothekertum kulturgeschichtlich bedeutend gewesen. Der junge Stamm wuchs zu einem gewaltigen, hehr-stolzen Baum heran, dessen köstliches Blühen, Fruchten und Samen alle Welt lockte. Die deutsche Pharmazie entwickelte sich zu solcher Höhe, daß man versucht war, sie als eigene Wissenschaft zu betrachten. Und doch war es nur das hohe Wunder, daß das kleine Pflänzlein der Apotheke, genährt von den Böden der Botanik, Zoologie, Chemie und Physik, heranwuchs und — wie ein Gewächs seines Nährbodens Humus mitbereiten hilft — diesen Böden neue Bereicherung zuführte.

Das ist gerade das Köstliche am Apothekerstande, daß er Vielseitigkeit des Wissens und Könnens fordert, daß kein Beruf wie er die ganze Erfüllung seiner Anforderungen krönt durch die Ausbildung einer getieften Persönlichkeit. Um die alten Apotheker spielten die geheimnisvollsten Zauber des naturwissenschaftlichen Forschens, rankten die Rätsel des Naturgeschehens und die Rüche fremder Erdteile, zuckten die Flammen und Schatten alchemistischer Laboratorien. Der Umgang mit den Zauberformen der Rezepte, die Schmerz und Tod bannen konnten, das Wissen um den persönlichsten Anteil am Inhalt der Büchsen in der Apotheke gab — bei allem menschlichen Gegeneinanderstehen der Personen — einen Achtungs- und Vertrauensgrund zum ganzen Apothekerstand.

Heute, im Zeitalter der seelenlosen Spezialität, umgibt den Apotheker eine kahle, kalte Nüchternheit, die ihn selbst erfrieren läßt bis ins Innerste hinein.

Und doch — wer dem eisigen Hauche mutig widersteht, wer getragen und gehalten von einer inneren Wärme, einer stählenden Beseeltheit für den inneren Gedanken der Apotheke als soziales Dienen an der leidenden Menschheit den Kampf mit den Schatten dieser Gruft aufnimmt, der wird an den grinsenden Schädeln eines nackten, öden Materialismus durchfinden zu der sonnenhellen Kammer, wo der Wunderkristall der Pharmazie sein Tausendfeuer spielen läßt, wo die Tore sind zu tausend Möglichkeiten des Wissens und Könnens, wo die Quellen der Chemie, Physik, Botanik, Pharmakognosie und andere ihre Wasser klingen lassen und als stolze Ströme hinausziehen.

Der Apothekerstand gab die Pharmazie, seine Wissensmacht, preis. Die kaufmännische Hälfte kann allein nicht leben. Gelingt es nicht, beide zu einer Einheit wieder zusammenzuschließen, dann ist keine Hoffnung auf ein Auferstehen möglich.

A. Bodegger



Albert Schweitzer und sein Zeitspiegel

Die Leser des „Türmer" sollen hier mit einem Manne bekannt werden, der rein menschlich unsere Teilnahme verdient und sich auf den mannigfachsten Arbeitsgebieten einen Namen gemacht hat. Es ist Albert Schweitzer, einer der merkwürdigsten Elsässer unserer Tage, einer, in dem sich der elsässischen Volksseele, wenn sie erwacht ist, Unruhe und Kraft eindrucksvoll widerspiegelt.

Im Münstertal in den Hochvogesen, dort, wo die Mundart, bereits ins Schweizerische hinüberspielend, breit und voll erklingt, ist seine engere Heimat. Einfach und großzügig gleich den väterlichen Bergen ist er immer geblieben, alles an ihm eine starke Natur. Gekünsteltes Wesen, Hochkultur, Überfeinerung hat er sich auf dem Pflaster der Großstädte fern gehalten. Ein gesundes, natürlich menschliches Empfinden, oft robust sich äußernd, charakterisiert sein Denken und Leben. In seiner Ethik wagt er es, nicht bloß vom Mitleid mit den Tieren, sondern auch von der Mitfreude mit ihnen, z. B. mit einem saufenden durstigen Ochsen, zu sprechen. Von einem solchen Mann verstehen wir, daß es ihn zu den Wilden Innerafrikas ziehen konnte („Zwischen Wasser und Urwald", Bern, Paul Haupt). Wir verstehen auch, daß er in den verschiedenen Wissenschaften, in deren Bewegung er eingriff, als ein selbständiger, mit natürlichen Augen sehender, von herrschenden Strömungen sich unabhängig haltender Kopf auftrat.

Auf sein in mehreren Sprachen verbreitetes Werk über J. S. Bach soll hier nur hingewiesen werden. Er ist aber nicht nur Theoretiker; auch als Orgelspieler ist er in halb Europa bis in die nordischen Länder hinauf und nach England hinüber bekannt.

Schweitzer ist einst von der Theologie ausgegangen. Er hatte schon das medizinische Studium begonnen, als er noch im Straßburger Stift, das er leitete, sein berühmt gewordenes Werk „Von Reimarus zu Wrede", Geschichte der Leben-Jesu-Forschung, vollendete. Dieses Buch ist ein Markstein geworden. Es eröffnete den Umschwung, der freilich erst heute unter den Kriegseindrücken sich nachhaltig vollzieht. Heute herrscht wieder der Zug von der historischen zur prinzipiellen Theologie. Der endlosen historischen Forschung sind wir müde geworden. Wir suchen den unmittelbaren Weg zu den „Müttern", zu überhistorischen und bleibenden Grundüberzeugungen. Schweitzers Arbeit bedeutete schon Jahre vor dem Krieg die Krisis der historischen Theologie; sie enthüllte die Schranken aller wissenschaftlichen Leben-Jesu-Bilder, auch der sogenannten kritischen; sie führte uns zu Gemüte, daß es von der rein wissenschaftlichen Historie keinen einfachen, geraden Übergang zur persönlichen Glaubensüberzeugung gebe. Gewiß, selbst historisch-kritischer Art, konnte sie nicht weiterführen. Der Zwang zur Selbstbesinnung, der von ihr ausging, ist wichtig genug geworden! Doch der Lebens- und Schaffenstrieb führte Schweitzer, den vielseitigen Geist, damals zur Medizin. Von vornherein war es seine Absicht, als Missionsarzt hinauszuziehen. Der starke philanthropische Zug seines Wesens wird sichtbar. Nicht als Prediger, sondern als Arzt und Helfer in Leibesnöten wollte er zu den Schwarzen gehen. Es war ein unmittelbarer Herzensdrang zur Hilfe; vielleicht auch ein bißchen Abscheu vor der europäischen Zivilisation, deren Problematik, deren zunehmende Hohlheit er mit gesundem Instinkt verspürte.

Aber es war echter Herzensdrang. Vor ein paar Jahren, als er sich zur neuen zweiten Ausfahrt rüstete, hörte ich ihn in einer oberelsässischen Dorfkirche predigen. Er wollte sich eine Gemeinde sammeln, die sein Werk unterstütze. Er begann mit dem Gleichnis vom reichen Mann und vom armen Lazarus: Wir in Europa sind die Reichen. Wir wissen es nicht zu schätzen, was die medizinische Wissenschaft uns erworben; dort in den fernen Weltteilen sind die Armen. Und Europa gleicht dem Reichen, der die Not des Lazarus vor der Tür nicht sieht. Habt ihr euch, fuhr er fort, nicht einmal gefragt, ob da beim Reichen nicht wenigstens ein Diener gewesen sei, der vor seinen Herrn trat und sich die Erlaubnis erbat, vom Tisch des Reichen eine Stärkung

hinauszutragen? Solch ein Diener will ich sein. Ich komme zu euch, den Reichen, ich begehre eure Hilfe, daß ich zu den Armen hinausziehen kann, ihre Not zu lindern.

In dem Bändchen „Zwischen Wasser und Urwald", worin Schweitzer seine Briefe in die Heimat von der Ausreise an bis zum Abschluß seiner Tätigkeit inmitten des Weltkrieges vereinigt hat, sagt er zum Schluß: „Was haben die Weißen aller Nationen, seitdem die fernen Länder entdeckt sind, mit den Farbigen getan? Was bedeutet es allein, daß so und so viel Völker da, wo die sich mit dem Namen Jesu zierende europäische Menschheit hinkam, schon ausgestorben sind und andere im Aussterben begriffen sind oder stetig zurückgehen!? Wer beschreibt die Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten, die sie im Laufe der Jahrhunderte von den Völkern Europas erduldet? Wer wagt zu ermessen, was der Schnaps und die häßlichen Krankheiten, die wir ihnen brachten, unter ihnen an Elend geschaffen haben!

„Würde die Geschichte alles dessen, was zwischen den Weißen und den farbigen Völkern vorging, in einem Buche aufgezeichnet werden, es wären, aus älterer wie aus neuerer Zeit, massenhaft Seiten darin, die man, weil zu grausigen Inhalts, ungelesen umwenden müßte. Eine große Schuld lastet auf uns und unserer Kultur. Wir sind gar nicht frei, ob wir an den Menschen draußen Gutes tun wollen oder nicht, sondern wir müssen es. Was wir ihnen Gutes erweisen, ist nicht Wohltat, sondern Sühne. Für jeden, der Leid verbreitete, muß einer hinausgehen, der Hilfe bringt. Und wenn wir alles leisten, was in unseren Kräften steht, so haben wir nicht ein Tausendstel der Schuld gesühnt."

Dort im Urwald, abseits von der Kultur, hat Schweitzer über die Kultur nachgedacht. Die Sorge um die Kultur stellt ihm die Aufgabe der Ethik. Die Aufgabe wird vollends groß nach der Rückkehr aus Afrika gegenüber der Katastrophe, die über Europa hereinbricht. Die Zeit zu reden und zu hören scheint reif. Schweitzer wendet sich als Philosoph an die Menschheit. Von dem groß angelegten Werk sind zwei Teile erschienen, beide zuerst in Form von Vorlesungen an der Universität Upsala vorgetragen (Becksche Verlagsbuchhandlung, München).

Die zweite Schrift „Kultur und Ethik" erinnert in manchem an die früheren Werke des Verfassers. Wieder nimmt eine Entwicklungsgeschichte, hier der Ethik, die Breite ein, wieder zeigt die immanente Kritik die Unzulänglichkeit der einander ablösenden Deutungsversuche. In einigen Kapiteln skizziert Schweitzer zuletzt bereits seine Antwort, die Folgerungen ziehend, die sich aus der kritischen Wanderung ergeben haben. Hier hat das ethische Denken mitzusprechen. Nur auf einige wichtige Züge der Darstellung sei hingewiesen. Die Meister der Ethik werden daran gemessen, ob sie „elementar" zu denken vermochten. Das Wort „elementar" spielt bei diesem kraftvollen und ungestümen Elsässer eine große Rolle; ebenso das Wort „naiv". Zu tiefer „Naivität" zu gelangen, gilt als das Ziel. Alles Tiefe ist ja einfach. Kompliziertes Philosophieren trägt den Stempel der Machtlosigkeit an sich, mag es sich mit noch so vielem gelehrten Schein umkleiden. Goethes Größe z. B. war es, daß er in einer Zeit abstrakten und spekulativen Denkens elementar zu bleiben wagte. Und daß Schopenhauer in seiner Ethik auf sein Herz hörte, wird ihm besonders angerechnet. Außerdem muß das ethische Denken kosmisch werden, sonst bleibt es zu eng und bricht angesichts der ungeheuren Aufgabe zusammen. Kosmisches Lebensempfinden muß darin pulsieren.

Im neuzeitlichen Denken sieht Schweitzer eine verhängnisvolle Verwirrung. Das gesellschaftliche Ethos erdrückt das Ethos der Persönlichkeit. An Nietzsche wird gerühmt, daß er die Ethik grundlegend als Individualethik faßt. Aber die Zeit geht andere Bahnen. „Selbst die Gesellschaft, deren Ethik [ich würde sagen: Ethos] relativ hoch steht, ist eine Gefahr für die Ethik ihrer Mitglieder. Bilden sich aber gar die Defekte der Ethik der Gesellschaft aus und übt die Gesellschaft zudem noch einen übermäßig starken geistigen Einfluß auf die Einzelnen aus, so geht die Ethik der ethischen Persönlichkeit zugrunde. Solches ereignet sich in der modernen Gesellschaft, deren ethisches Gewissen durch biologisch-sozialwissenschaftliche und zuletzt noch nationalistisch verderbte Ethik in verhängnisvoller Weise abgestumpft wird."

Das Wichtige ist, daß hier überall ein Kämpfer spricht. Die Beschäftigung mit den ethischen Leistungen der Vergangenheit entspringt nicht einer bloß wissenschaftlichen Absicht, sie ist ein ernsthaftes Ringen. Ein Ringen, um selber zu klaren Forderungen und Erkenntnissen zu gelangen. Ein Ringen um Kraft und Klarheit zum Eingreifen in die völliger Zersetzung entgegeneilende gegenwärtige Kulturbewegung. Der aus dem Urwald Zurückkehrende sucht Humanität überall vergebens. Mit tiefem Blick durchdringt er die Erscheinungen des Zusammenbruchs und zeichnet in der ersten Schrift („Verfall und Wiederaufbau der Kultur") und mancherorts in der zweiten ihr düsteres Bild. Nur mit Ergriffenheit können wir diesen Zeitspiegel lesen, man möchte ganze Seiten herausschreiben. Wer es nicht schon immer schmerzlich gewußt hat, kann sich hier die Augen öffnen lassen.

„Das Verhängnis unserer Kultur ist, daß sie sich materiell viel stärker entwickelt hat als geistig. Ihr Gleichgewicht ist gestört." „So paradox es klingen mag: durch die Fortschritte des Wissens und Könnens wird wirkliche Kultur nicht leichter, sondern schwerer gemacht." „Bis zu einem gewissen Grade sind wir in den modernen Verhältnissen alle Unfreie geworden. In jedem Stande haben wir einen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, wenn nicht von Jahr zu Jahr, schwereren Kampf um die Existenz zu führen. Physische oder geistige Überarbeitung oder beides ist unser Los. Wir bringen es nicht mehr zur Sammlung. Unsere geistige Unselbständigkeit nimmt in demselben Maße zu wie die materielle. Nach allen Seiten hin kommen wir in Abhängigkeiten, die man früher in dieser Allgemeinheit und Stärke nicht kannte. Die sich stets vollkommener ausbildenden wirtschaftlichen, sozialen und politischen Organisationen bekommen uns immer stärker in ihre Gewalt. Der straffer und straffer organisierte Staat gebietet in immer entschiedenerer und umfassenderer Weise über uns. In jeder Hinsicht ist unser Eigendasein also herabgesetzt. Persönlichkeit zu sein, ist uns immer schwieriger gemacht."

„Das normale Verhalten von Mensch zu Mensch ist uns erschwert. Durch die Hast unserer Lebensweise, durch den gesteigerten Verkehr und durch das Zusammenarbeiten und Zusammenwohnen mit vielen auf engem Raum kommen wir fortwährend und in mannigfachster Weise als Fremde mit Fremden zusammen. Die Verhältnisse lassen es nicht zu, daß wir uns untereinander als Mensch zu Mensch verhalten ..."

„Kulturhemmend wirkt auch die Überorganisation unserer öffentlichen Verhältnisse ... Politische, religiöse und wirtschaftliche Gemeinschaften sind heute bestrebt, sich so zu gestalten, daß sie die größtmögliche innere Geschlossenheit und damit den höchsten Grad äußerer Wirkungsfähigkeit erlangen. Verfassung, Disziplin und was sonst noch zum Technischen gehört, werden auf eine früher unbekannte Vollkommenheit gebracht. Das Ziel wird erreicht. Aber in demselben Maße hören alle diese Kollektivitäten auf, sich als lebendige Organismen zu betätigen, und treten immer mehr in Analogie zu vervollkommneten Maschinen. Ihr inneres Leben verliert an Reichtum und Vielgestaltigkeit, weil die Persönlichkeiten in ihnen notwendig verkümmern."

„Eine Auseinandersetzung zwischen Ideen und Ideen oder zwischen Menschen und Menschen, wie sie die Größe des achtzehnten Jahrhunderts ausmachte, findet heute nicht mehr statt. Damals war die Ehrfurcht vor den Meinungen der Kollektivitäten nicht anerkannt. Alle Ideen mußten sich vor der individuellen Vernunft rechtfertigen. Heute ist die stetige Rücksichtnahme auf die in den organisierten Gemeinschaften geltenden Anschauungen selbstverständliche Regel geworden."

„Mit der preisgegebenen Unabhängigkeit des Denkens haben wir, wie es nicht anders sein konnte, den Glauben an die Wahrheit verloren ... Nicht nur in intellektueller, sondern auch in ethischer Hinsicht ist das Verhältnis zwischen dem Einzelnen und der Gesamtheit gestört. Mit der eigenen Meinung gibt der moderne Mensch auch das eigene sittliche Urteil auf. Um gut zu finden, was die Kollektivität in Wort und

Tat dafür ausgibt, und zu verurteilen, was sie für schlecht erklärt, unterdrückt er die Bedenken, die in ihm aufsteigen."

„Man wendet uns ein, daß der Staat bei Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit und ethischen Erwägungen erfahrungsgemäß nicht bestehen könne, sondern in letzter Instanz seine Zuflucht zum Opportunismus nehmen müsse. Wir lächeln über diese Erfahrung. Sie ist durch die trostlosen Resultate widerlegt. Also haben wir das Recht, das Gegenteil für die rechte Weisheit auszugeben, nämlich daß die wahre Kraft für den Staat wie für das Individuum in der Geistigkeit und im Ethischen liegt."

Wer will die Wahrheit dieser Anklagen bestreiten? Daß sich Neues unter der Decke regt, in der Jugend, in vielen einzelnen Menschen voll Sehnsucht und Liebe, wird dadurch nicht angefochten; das Neue hat leider nicht das Angesicht der Zeit verändern können. Schweitzer aber überläßt sich nicht einem müden Pessimismus. Er kann nicht (man wird hier an Spengler erinnert), tiefer Gemütsbewegung bar, dem Auf- und Niedergang der Kulturen als einem Naturphänomen zuschauen; er kann nicht auf das Eintreten neuer Volkskräfte in die Geschichte hoffen. Welche Völker sollen denn berufen sein, unser Erbe anzutreten? „Alle Völker der Erde haben in starkem Maße den Einfluß sowohl unserer Kultur als unserer Kulturlosigkeit erfahren. Sie teilen mehr oder weniger unser Schicksal." Vielmehr muß der ethische Geist sich erheben auf dem Boden, auf dem wir stehen. „Mit Schaudern fragt er sich, was aus der Welt werden soll, wenn dieses Absterben wirklich unaufhaltsam weiter geht. Er leidet um die Kultur ... Der Glaube an die Möglichkeit einer Kulturerneuerung macht ein Stück seines Lebens aus." Die Not enthüllt unser Sollen und damit unser Wollen. Gerade der Ernst des Wollens, der Mut des Appells zur Selbstbesinnung, zur Tat, gibt diesen Büchern ihre Kraft.

Als Philosoph kämpft Schweitzer um die Seele der Menschheit. Es fallen auch Worte der Anklage gegen die Philosophie. Tut er ihr Unrecht an, wenn er sie am Niedergang der Kultur schuldig findet? Leiden wir nicht bis heute unter der Tatsache, daß die Philosophie in ihrem großen Heerhaufen als Fachwissenschaft ihren Weg gegangen ist, sich vorwiegend um Einzelprobleme gemüht und von der großen und edlen Popularität, die ihr Beruf verlangt, losgesagt hat? „Die Philosophie philosophierte über alles, nur nicht über Kultur." Es gibt zu denken, daß einer, der von der Theologie ausgegangen ist, sich getrieben weiß, mit seiner Denkarbeit die Schuld der Philosophie abzutragen.

Aber warum tut er es nicht als Theologe? Weiß er nicht, daß letzten Endes allein die zusammengefaßten und zusammenfassenden religiösen Kräfte, wenn überhaupt, den Drachen des Zeitalters zu überwinden vermögen? Genügt die Anknüpfung an das Vernunftdenken des 18. Jahrhunderts? Bedarf nicht die Losung einer Ehrfurcht vor dem kosmisch verstandenen Leben selber noch tieferer Auslegung? Ein anderer Elsässer, der früh verstorbene Philosoph Fritz Münch, sagt einmal: „Es kommt nun alles darauf an, wie der vieldeutige Begriff des Lebens näher präzisiert und wie in ihm je der Eigen-Sinn von Theorie und Praxis und ihr gegenseitiges Verhältnis näher bestimmt wird" (Vom Sinn der Tat, Logos 1916).

Schweitzer ist inzwischen zum Urwald zurückgekehrt. Warten wir ab, wie sich seine Kulturphilosophie und seine Ethik abschließend formen werden! Unterdessen nütze das Geschlecht unserer Tage, was er uns bisher gesagt hat! —

Eine Bemerkung kann ich zum Schluß nicht unterlassen. Natürlich ist Schweitzer nicht der einzige, dessen Kassandrablick das Zeitalter durchdringt, der seine prophetische Stimme im Gefühl hoher Verantwortung erhebt. Er deutet das selbst im Eingang seines Werkes an. „Wer Bedenken äußerte, wurde erstaunt angesehen." Die Erkenntnis, die in diesen Sehenden arbeitete, „weihte sie der Vereinsamung". Es ist heute aussichtsreicher, das Wort der Anklage zu erheben. Mancher Widerhall darf erhofft werden. In den vergangenen Jahrzehnten war es erheblich schwerer. Hier enthüllt sich eine schwere Tragik: die Tragik eines Kampfes, dem bei der schon zu tief eingerissenen Geisteszerrüttung auch in der Masse der Gebildeten der durch-

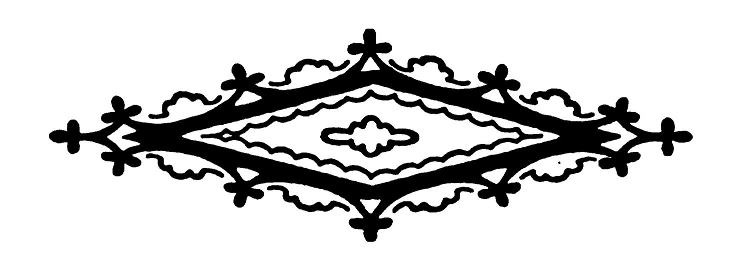
schlagende Erfolg nicht beschieden war. In der Philosophie wirkte Rudolf Eucken; es gelang ihm nicht, seine Fachgenossen mitzureißen. Sein intuitives Denken eilte seiner Zeit voraus. Wer den geistigen Nöten auf den Grund gehen will, wer die Sehnsucht hat, in einem schöpferischen Geistesleben Fuß zu fassen, der wird in seinen Werken tiefe Einsicht und Erhebung finden. In der Literatur trat damals H. Lilienfein mit seinen „Idealen des Teufels" hervor. Hier vor allem wirkte Friedrich Lienhard, bezeichnend genug auch ein Elsässer, — der Herausgeber des „Türmer" verzeihe es, wenn ich seinen Namen nenne, das verlangt die Wahrheit. Sein gesamtes Schaffen zeigt das ernste und große Ringen mit dem Zeitgeist. So ging er abseits in die heimischen Berge und Wälder und schrieb das zeitanklagende Buch „Wasgaufahrten" (1895!), so gab er uns die Sammlung „Neue Ideale" (denen ich den Abstand gegenüber den Entartungen und dem Lärm unserer Hochkultur verdanke), so schenkte er uns im „Spielmann" ein Spiegelbild unserer Zeit mit europäischen Horizonten und Vorausblick auf den nahen Krieg. Es könnte heute deutlich werden, daß hier eine wichtige Seite seiner Bedeutung liegt, — nur eine, denn seine positiv dichterischen Taten sind größer und werden leben, wenn der Formal-Ästhetizismus unserer Tage sich auch zu Tod gerannt haben wird.

Wo waren die berufenen Hüter und Wächter, die, statt allen Neuigkeiten nachzulaufen, auf diese wichtigen Vorgänge hinwiesen und die Phalanx schließen halfen?

Hier wird eine Schuld offenbar, die das Tragische unseres Niederganges erst im vollen Lichte zeigt.

Münster i. W. **Prof. Dr. Georg Wehrung**

NB. Von Albert Schweitzer erschien soeben noch „Aus meiner Kindheit und Jugendzeit" (Bern, Paul Haupt; in Deutschland bei C. H. Beck, München), ein Buch, das dieses ungewöhnlichen Elsässers Werdejahre veranschaulicht. D. T.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Rassenhygienische Einstellung der Seele

In Heft 8 des „Türmers" hat sich Herr Heinrich Driesmans mit meiner „Menschlichen Auslese und Rassenhygiene" (2. Aufl., München 1923, Verlag J. F. Lehmann) beschäftigt und dabei meine Ansichten in einer Weise dargestellt, die dem Gegenteil näherkommt als meiner wirklichen Meinung. Er erklärt mein Buch für ein Zeichen, daß man sich auch in höhergebildeten Kreisen an eine Denkweise gewöhnt habe, daß auch der geistige Arbeiter, der Studierte seine Geschlechtsbefriedigung ungescheut und anstandslos, ohne Gefühl der Scham und Erniedrigung auf der Straße suche. Er stellt mein Buch in Parallele zu einem Vorgang im Berliner Stadtrat, der von „bodenloser Gemeinheit der Gesinnung" gezeugt habe. Vergebens suche man in meinem Buche nach der Vorstellung, daß es so etwas gebe wie seelische Reinheit in der jungen Männerwelt und den Abscheu nicht nur vor der Geschlechtsbefriedigung ohne Liebesneigung, als bloßem tierischem Trieb, nur aus Sinnenkitzel, sondern schon allein vor der Berührung eines unsauberen, niedrigen Weibes, das als Venus vulgivaga jedermann unterschiedslos zur Verfügung stehe. Nach meinen Ausführungen halte „nur die Erkenntnis der Gefahr in ihrem ganzen Umfange ohne Zweifel oft von bedenklichen Abenteuern zurück". Diese Worte hat Driesmans in Gänsefüßchen gesetzt und dadurch den irreführenden Anschein erweckt, als hätte ich sie so geschrieben. Ja er fährt ausdrücklich fort: „Es ist also allein die Furcht vor den schlimmen Folgen, was nach unserem Gewährsmann die gebildete Jugend zurückhalten kann, sich mit der Straße zu beflecken." Driesmans legt also auf das Wörtchen „nur" in seinem angeführten Zitat den Nachdruck. Dieses Wörtchen aber habe ich nicht geschrieben, sondern das hat Driesmans erst in meinen Text hineingeschoben und dann seinen Angriff dagegen gerichtet.

Wie ich in meinem Buche über die geschlechtliche Sittlichkeit wirklich geurteilt habe, möge der Leser aus einigen Stellen ersehen, die ich wörtlich anführen will. „Die geschlechtliche Sittlichkeit wird nicht ohne Grund in den Mittelpunkt der Sittlichkeit überhaupt gestellt; und die sittlichen Anschauungen zumal auf geschlechtlichem Gebiet sind von einschneidendster Bedeutung für die Gesundheit der Rasse." „Schon daraus folgt, daß durch Anwendung von Schutzmitteln gegen die Ansteckung dem außerehelichen Geschlechtsverkehr das Bedenkliche nicht genommen werden kann." „Man darf eben nicht übersehen, daß die Lebensführung des einzelnen auch mittelbar von großem Einfluß ist, indem das schlechte Beispiel auch andere in Gefahr bringt, während das Beispiel der Selbstbeherrschung auch bei andern den Willen dazu stärkt. Es ist daher auch geradezu gemeingefährlich, wenn öfter behauptet wird, es käme heute in den besten Familien vor, daß junge Mädchen ihre Verhältnisse hätten. Glücklicherweise ist das einfach nicht wahr." „Bei Würdigung aller Umstände kann vom rassenhygienischen Standpunkt nur eindringlich zur Enthaltsamkeit bis zur Eheschließung geraten werden." „Im übrigen müssen sich die jungen Leute eben an den Gedanken gewöhnen, daß die Befriedigung der Triebregungen höheren Zielen unter-

geordnet werden muß.“ Diese Stellen finden sich auf den Seiten 280 bis 282 in dem Kapitel über die rassenhygienische Gestaltung des persönlichen Lebens, während ich in dem Kapitel, auf das sich Driesmans bezieht, nur die Tatsachen über die Geschlechtskrankheiten und ihre Folgen für die Rasse dargestellt habe. Hätte ich diese Schilderung der Tatsachen sogleich mit moralischer Beurteilung verquickt, so würde ich die Wirkung auf die, welche es angeht, dadurch nur abgeschwächt haben.

Driesmans hat weiter angegeben, daß nach meiner Ansicht „nur Astheniker, Neurastheniker, Infantile und Hypochonder“ den sogenannten „sittlichen Kern“ des deutschen Volkes bilden. Auch hier ist das Gegenteil der Fall; und jeder, der mein Buch unvoreingenommen liest, kann gar nicht im Zweifel sein, daß ich eben in der Zunahme der Untüchtigen und Minderwertigen und in der Abnahme der Leistungsfähigen und Opfermutigen die große Gefahr für unsere Rasse sehe.

Driesmans sagt, sittliche Freiheit und seelische Reinheit seien die einzig wahre Rassenhygiene. Davon aber sei in meinem Buche „mit keinem Wort die Rede“. Nun, ich habe ein besonderes Schlußkapitel über die „Einstellung der Seele“ geschrieben und darin unter anderem gesagt: „Von entscheidender Bedeutung ist die Erneuerung der Weltanschauung.“ „Und daher ist die Einstellung der Seele entscheidend.“ „Der göttliche Funke, der in uns allen glimmt, leuchtet uns heute zu neuen Wegen, die die Menschheit zum Heile führen. Und in diesem Sinne wollen auch wir Rassenhygieniker Arbeiter im Weinberge Gottes sein.“ „Die Rassenhygiene ist eine Sache der menschlichen Freiheit und darum der Pflicht“ (S. 332). Driesmans aber erklärt, was ich biete, sei „eine Rassenhygiene für Sklaven- und Knechtsseelen“.

Auch in rein theoretischen Dingen hat Driesmans meine Ansichten zum Teil ins gerade Gegenteil verdreht. So hat er an anderer Stelle angegeben, daß ich die „Doktrin von der Abschließung der Erbmasse gegen das übrige organische Leben und ihrer Unwandelbarkeit“ verträte. Tatsächlich aber habe ich ein ganzes Kapitel der Idiokinese, der Änderung der Erbmasse, gewidmet, und auch in späteren Kapiteln bin ich immer wieder auf die Erbänderung zurückgekommen, z. B. bei der Besprechung der Entartung.

Man faßt sich an den Kopf und fragt sich, wie eine solche Umdeutung eines unzweideutigen Wortlautes ins Gegenteil überhaupt möglich sei. Daß sie vorgekommen ist, ist jedenfalls recht lehrreich für die Kenntnis der menschlichen Natur. Das moralische Urteil über diesen Fall aber überlasse ich getrost dem Leser.

Herrsching bei München Dr. Fritz Lenz, Professor an der Universität München



Luft- und Sonnenbäder

Eine zeitgemäße Mahnung

Der Stoffwechsel, welcher durch unsere Haut vor sich geht, vollzieht sich meist nicht in grober, sicht- und greifbarer Weise, obwohl man die Gerüche, die manche Menschen durch die Haut von sich geben, ihre Ausdünstungen, oft nicht nur riechen, sondern fast mit den Händen greifen kann; so dick, so grobstofflich sind also oft schon diese, und der Schweiß ist ja immer meß- und wiegbarer Art. Jedenfalls ist selbst der gröbere Teil des Hautstoffwechsels meist gasiger Natur, für welche unsere körperlichen Sinne nur eine geringe Wahrnehmungsfähigkeit haben, und in der Hauptsache liegt er auf dem Gebiet der Kräfte. Durch die Haut tritt ein großer, wenn nicht der größte Teil der elektrischen und magnetischen Kräfte ein und aus, die an unseren Körper, wie an die gesamte Natur, besonders an das Sonnenlicht, gebunden sind und in uns das bilden, was wir die Lebens- oder Nervenkraft nennen. Infolge seiner feinen Art

können wir darum den Hautstoffwechsel weder mit dem Kilogramm wiegen, noch mit dem Litermaß messen, und er wird daher noch viel zu wenig beachtet; er spielt jedoch mit dem gesamten Hautleben in unserem Körperhaushalt eine hochbedeutsame Rolle.

Durch die Haut gibt der Körper viel verbrauchte Stoffe an die Außenwelt ab, und wie sehr er sich auf diese Weise entgiftet, geht schon aus dem Geruch der Hautausdünstung und des Schweißes hervor, die besonders bei Kranken ja oft eine geradezu stinkende Beschaffenheit haben. Dieser Abgabe von Stoffen steht natürlich auch eine gleiche Aufnahme von Stoffen gegenüber, wenngleich wir diese noch weniger als die ausgeschiedenen in ihrer Menge zu bestimmen imstande sind. Wenn wir aber durch die nach innen gezogene Lungenhaut atmen können, müssen wir es auch durch die jetzige äußere Haut noch zu tun imstande sein. Wir haben uns zum besseren Verständnis hier nur vor die Augen zu führen, daß eine mehr oder weniger dichte gasige oder ätherische Hülle unseren Körper umgibt wie die Erde eine Hülle von Luft, und in dieser Hülle vollzieht sich sicher auch ein gasiger Austauschverkehr. Ganz besonders nehmen wir aber durch diese ätherische Hülle oder lebensmagnetische Aura, wie man sie auch nennt, einen großen Teil der elektrischen und magnetischen Kräfte in unseren Körper auf, die in ihm genau so die Lebensbetriebskraft darstellen, wie die Elektrizität in der elektrischen Lampe und Maschine. Ohne Elektrizität, ohne Lebenskraft, wären diese Dinge auch tot, ohne Leben, ohne Tätigkeit. Und so wird also auch unser Körper, so lebendig und „lichtgebend" er selbst auch scheinen mag, erst durch jene Kräfte bewegt und von Leben erfüllt. Ein elektrischer Strom trägt den Willensantrieb bei der Bewegung unserer Muskeln von innen nach außen, und durch ihn fließt jede Sinneserregung von außen nach innen. Die Nerven sind dabei immer nur die Leiter, gleichsam die Drähte. Auch aller Drüsen- und Organtätigkeit, jeglichem Stoffwechsel, der Anziehung und Abstoßung bei der gröberen und feineren Verdauung und Ernährung liegen stets die polaren elektrischen Kräfte unseres Körpers zugrunde; sie sind daher seine eigentliche Lebenskraft. Denn die Sonne oder ihr Licht und die Erde sind Träger elektrischer Kräfte, und zwar verhalten sich die Kräfte der Sonne zu denen der Erde wie positiv zu negativ oder wie magnetisch zu elektrisch. Und aus der Ehe zwischen diesen Kräften wurde alles Leben auf der Erde geboren. Darum gleichen alle Lebewesen auf der Erde ihren Erzeugern, und so sind eben auch jene Kräfte, als die Lebenskraft, an die Pflanze wie an den tierischen und unseren Körper gebunden. Ist doch auch unser Körper schließlich nichts anderes wie eine lebende, auf dem Wege der Entwicklung emporgestiegene Pflanze, die jetzt lediglich ihren Nährboden im Bauche mit sich trägt.

Wir verstehen nun den belebenden Einfluß der frischen, freien Luft und des Sonnenlichts auf unsere Haut; diese ist dann, weil elektrisch geladen und gespannt, nicht welk, sondern straff, reich mit Blut gefüllt, widerstandsfähig, stark an Kraft gegen Erkältung und andere Schädlichkeiten, und nur so ist sie recht befähigt zu ihrer Tätigkeit, zu dem Stoffwechsel, der durch sie vor sich gehen soll.

Aus der rechten Durchblutung der Haut ergibt sich aber nicht nur eine gute Stoffwechseltätigkeit, sondern dieser Zustand entlastet auch die Innenorgane von dort stauendem, zu stark dort angesammeltem Blut; denn wenn das Blut die Gefäße der Haut durchströmt, kann es nicht im Innern des Körpers sein und die Gefäße der Innenorgane krankhaft erfüllen, so daß dort Katarrhe, Entzündungen und andere Blutstockungen ent- und bestehen.

Die Ungunst der Witterung und das, besonders der heutigen Welt nicht leicht zu erklärende: „Sie schämten sich" ließen aber die Menschen zu Kleidern greifen, und so wurde die Haut der Einwirkung von Licht und Luft in schwer schädigender Weise entzogen. Es fehlten ihr die natürlichen Belebungsmittel, die Reize, und dadurch sank der Stoffwechsel, die Aufnahme der elektrischen Kräfte und die Bildung und rechte Verteilung des Blutes im Körper. Infolgedessen sehen die Menschen nun — und das in dem Maße mehr, wie sie sich der Einwirkung von Licht und Luft entziehen — blaß und elend aus, und sie sind kraftlos trotz der besten Ernährung. Ihre Haut ist schlaff, blutleer und empfindlich, widerstandslos gegen die äußeren Einflüsse, so daß sie sich

leicht erkälten, und die Innenorgane sind krankhaft belastet mit stauendem Blut. Es entstehen, kurz gesagt, die Krankheitsbilder, die bei der heutigen Menschheit uns allenthalben begegnen: Blutarmut, Bleichsucht, Rheumatismus, Schwindsucht, Katarrhe, Entzündungen und Blutstockungen in den Innenorganen der verschiedensten Art usw.

Die Krankheitsnot zwang die Menschen, über die Ursachen dieses Zustandes nachzudenken, und so hat man schließlich auch die Tatsache wieder erkannt, daß der Mensch ein Licht-Luftgeschöpf ist — ein Geschöpf, so in die Welt hineingestellt, daß all ihr belebender und ernährender Einfluß voll auf ihn wirken, ungehindert in ihn fließen kann. Man ist wieder gekommen auf das natürlichste Bad des Menschen, auf das Luft- und Sonnenbad. Hier hat sich namentlich der Schweizer Naturheilkundige A. Rikli, der später in Veldes, Krain, für diese Zwecke eine große Anstalt geschaffen hat, bedeutende Verdienste erworben. Als Sonnengott besonders von der Wissenschaft anfangs viel verspottet und angefeindet, hat er seine Gedanken doch bald praktisch zum Siege geführt, und heute sind die Luft- und Sonnenbäder in ihrem großen heilenden Einfluß allgemein anerkannt. Überall hat man darum Einrichtungen geschaffen, sie nehmen zu können, und wo noch keine bestehen, ist man bestrebt, sie zu gründen. Diese Arbeit soll daher nicht nur eine Anregung sein, derartige Einrichtungen zu benützen, wo sie vorhanden sind, sondern auch sie zu bauen, wo noch keine bestehen; denn nur das „Zurück zur Natur" kann uns aus dem jetzigen Elend führen, und da das deutsche Volk in seiner Mehrheit sich teure Badereisen nicht mehr leisten kann, so hat es um so mehr Grund, wieder zum Einfachen und Natürlichen zu greifen. Man braucht zum Gebrauch der Luft- und Sonnenbäder aber nicht einmal erst besondere Einrichtungen zu schaffen, denn man kann die Luftbäder auch in jedem Zimmer nehmen, und beim Sonnenbad ist nur nötig, daß es von der Sonne genügend getroffen wird. Man legt dann einfach eine Decke oder dergleichen auf die Diele und läßt sich von der Sonne bescheinen. Und zur Einrichtung einer Sonnenbadanlage im Freien gehört schließlich auch nichts weiter als ein derart abgeschlossener Raum, daß er fremden Blicken den Körper des Badenden entzieht. Auf die Erde legt man eine hölzerne Unterlage, Decke, Matratze oder dergleichen, oder man benützt gleich den Boden zum Liegen, wenn er genügend erwärmt ist. Bei den Luftbädern aber hat man eine Unterlage überhaupt nicht nötig, weil diese möglichst bei Bewegung des Körpers genommen werden sollen.

Die äußere Einrichtung zu Luft- und Sonnenbädern ist also für jeden leicht zu beschaffen. Nun handelt es sich noch darum, die Bäder in ihrer Zeitdauer, Art und Stärke dem Zustand des Badenden recht anzupassen. Und da besteht in ihrer Wirkung auf den Körper schon zwischen den Luft- und Sonnenbädern ein großer Unterschied. Wir bedenken hier zum besseren Verständnis, daß die elektrischen Kräfte des Sonnenlichts wärmer sind, schneller schwingen und sich infolgedessen positiv verhalten gegenüber den elektrischen Kräften der Erde, die demgemäß im Verhältnis zu jenen negativ und kälter sind und träger schwingen. Aufgenommen in unseren Körper, müssen diese Kräfte darum in ihm die gleiche Wirkung äußern. In den Luft- und Sonnenbädern nehmen wir diese Kräfte in uns auf. Die warmen Sonnenbäder müssen darum, sozusagen schon rein mechanisch, in ihm die Lebensschwingung steigern, die Lebensvorgänge erhöhen, während die kühleren Luftbäder die Lebensschwingung unseres Körpers herabsetzen und so das Leben in ihm mindern. Doch wir haben die gleichen Kräfte ja auch in uns und, an alle Organe in polarer Anordnung gebunden, stehen sie jeder Körpertätigkeit vor. So sind die äußeren Umhüllungen der Innenorgane, die serösen Häute, mit positiven elektrischen Kräften geladen, und darum zeigen deren Absonderungen eine saure Beschaffenheit, während die inneren Auskleidungen, die Schleimhäute, mit negativen elektrischen Kräften geladen sind und in ihren Absonderungen darum eine alkalische Beschaffenheit tragen. Der Zustand der elektrischen Kräfte in unserem Körper muß daher auf die Lebensvorgänge in ihm von einem großen Einfluß sein, und so ist es nun unsere Aufgabe, je nach den Zuständen in unserem Körper die Luft- und Sonnenbäder verschieden zu wählen; denn jeder Blick auf die Menschen zeigt, daß es verschiedene Krankheitszustände gibt; bei den einen, wie bei der Überernährung und dem Fieber, liegt das Leben über,



und bei der Unterernährung oder bei einem blutarmen fröstelnden Kranken befindet es sich unter dem gesunden Zustand. Und es gibt überhaupt gar keine anderen Krankheitszustände, als solche über oder unter der Norm. Es besteht im Körper, örtlich oder allgemein, entweder zuviel oder zu wenig Leben, gleichviel, ob eine der zahlreichen nervösen Störungen, eine Stoffwechselerkrankung, eine Lungenentzündung, Schwindsucht oder dergleichen vorhanden ist. Durch die Luft- und Sonnenbäder haben wir die Möglichkeit, auf all diese Störungen ordnend einzuwirken; mögen aus äußeren Gründen auch nur mehr die sogenannten chronischen Erkrankungen für diese Behandlung in Frage kommen. Die kühlen Luftbäder beruhigen erregte körperliche Zustände, setzen die Lebensschwingung herab, und die warmen Sonnenbäder beleben, steigern sie. Diese Tatsache können wir für den Gebrauch der Luft- und Sonnenbäder zunächst als allgemeine Regel nehmen.

Selbst ein Sonnenbad, zu lang oder zu stark genommen, schwächt, entspannt jedoch, wie schon die alltägliche Erfahrung bei heißem Wetter beweist, weil dann die positiven elektrischen Kräfte im Körper im Übergewicht sind und so in ihm das rechte Spannungsgleichgewicht fehlt, das einzig das Kraftgefühl gibt. Je schwächer jemand ist, je weniger er elektrische Kräfte im Leibe hat, um so weniger verträgt er darum ein starkes Sonnenbad, um so schwächer darf er es nur nehmen. Andererseits ist immer auch durch ein Luftbad, recht dem Körper angepaßt, eine Belebung und Kräftigung gegeben, teils weil eine Aufnahme von elektrischen Kräften erfolgt und der Stoffwechsel unmittelbar angeregt wird, teils weil durch den Kältereiz, wie durch eine kühle Wasserdusche, eine Gegenwirkung, eine Reaktion von seiten des Körpers veranlaßt wird, die ihrerseits eine erhöhte Lebenstätigkeit zur Folge hat.

So müssen auch die Luft- und Sonnenbäder mit Verständnis genommen werden, und es darf nicht vorkommen, daß jemand halbe oder ganze Tage, wie es nicht selten geschieht, im prallen Sonnenlicht schmort und sich dann wundert, daß er sich abgespannt fühlt und Kopfschmerz, ja selbst Fieber bekommen hat, von einem recht schmerzhaften Hautbrand gar nicht zu reden. Es ist in dieser Arbeit nicht möglich, alle Einzelheiten eingehend zu erörtern; wer sich für diese Fragen tiefer interessiert, findet sie behandelt in der Schrift des Verfassers: „Die Heilkunde auf energetischer Grundlage und das Gesetz der Seuchen.“ Im allgemeinen möchte ich heute aber für den Gebrauch der Luft- und Sonnenbäder noch die folgenden Regeln geben:

Sonnenbäder können und sollen heutigentags die meisten Menschen nehmen, weil sie mehr oder weniger doch an Blutarmut, ungenügendem Stoffwechsel, Katarrhen und inneren Blutstockungen sonstiger Art leiden. Man beginne nur mit 15—20 Minuten Dauer der Badezeit, um auf der, meist doch empfindlichen Haut nicht Sonnenbrand zu erzeugen und erst zu erproben, wie lange man es mit nachfolgendem guten Befinden verträgt. Es ist nötig, durch Wenden des Körpers diesen von allen Seiten bescheinen zu lassen. Der Kopf und das Gesicht werden am besten geschützt.

Nervös erregte und überernährte Personen — viele sind letzteres, ohne daß sie es wissen und glauben — müssen im Gebrauch der Sonnenbäder besonders vorsichtig sein. Abspannung, Schlaflosigkeit, Kopfschmerz, ja selbst Fieber kann sonst leicht die Folge sein. Fiebernde Kranke dürfen darum nicht sonnen; ebenso dürfen entzündete Körperteile der Sonne nicht ausgesetzt werden. In beiden Fällen würde das Sonnen verschlimmernd wirken. Aus dem gleichen Grunde ist das Sonnenlicht ja auch bei den hitzigen Ausschlagerkrankungen Masern, Scharlach und Pocken fernzuhalten, wie wissenschaftlich sicher festgestellt ist.

Luftbaden — den nackten Körper also einfach der Luft aussetzen — können und sollen aber alle Menschen und besonders diejenigen, die an nervöser Erregung leiden; ihre aufgeregten Nerven werden sich dadurch beruhigen. Besonders vorteilhaft wirken diese Luftbäder abends vor dem Schlafengehen auf den nächtlichen Schlaf. Je wärmer und blutarmer aber jemand ist, um so mehr muß er sich im Gebrauch der kühlen Luftbäder beschränken. Das gleiche gilt, je kühler und bewegter die Luft ist. Die Luftbäder werden dann, wie überhaupt, am besten unter mehr

oder weniger kräftiger Bewegung genommen. Dann braucht man auch weniger ängstlich in bezug auf Erkältung zu sein. So hat der Verfasser bei Rikli einmal geluftbadet, als es — Ende Mai — regelrecht zu schneien und ihn so dabei zu frieren begann, daß er sich vor Zähneklappern mit seinem Genossen nicht mehr zu unterhalten vermochte. Es hat ihm gar nichts geschadet; er hat davon nicht einmal einen Schnupfen bekommen. Der Verfasser teilt dieses Erlebnis nicht mit, um zur Nachahmung anzuregen, sondern nur um zu zeigen, daß es mit dem Erkälten bei den Luftbädern nicht gar so ängstlich ist. Bei Rikli wurde allerdings auf die Frühluftbäder im Verlaufe des Vormittags ein Dampfbad genommen, und dadurch wurde gewiß manche Erkältung wieder aufgehoben. Wer sich aber beim kühlen Luftbad genügend bewegt und danach durch warme Kleidung und nötigenfalls kräftige Bewegung für tüchtige Erwärmung sorgt, hat nicht nur keine Erkältung zu fürchten, sondern er wird auch das Belebende dieser so einfachen wie natürlichsten Badeform des Menschen an sich selbst empfinden. Und mit dieser freudereichen und aufbauenden Versicherung will ich in der jetzt ach so freudearmen und niederbruchreichen Zeit meine heutige Betrachtung beenden.

Karl Wachtelborn



Literatur, Bildende Kunst, Musik

Ein Besuch bei Rudolf Eucken

In dankbarer Erinnerung, zum 50jährigen Wirken Rudolf Euckens in Jena, sind die folgenden Zeilen dem greisen Denker gewidmet. Sein Haus ist eine Hochburg deutschen Geisteslebens.

Es gibt wenige Tage im Menschenleben, die uns von bleibender Bedeutung werden durch das, was sie uns bieten. Solche Tage waren für mich vor kurzem der Besuch des Euckenhauses. Wenn ich nun davon plaudere, so geschieht das in der Überzeugung, unserem deutschen Geistesleben zu dienen.

„Freude glänzt auf allen Wegen, um uns, mit uns, überall!" Wahrlich, so konnte auch ich sagen, als ich unter dem Klingen der Kirchenglocken im prächtigen Frühjahrssonnenschein unsern altehrwürdigen Philosophen aufsuchte.

Bald hatte ich es gefunden, das stattliche Heim, und klopfenden Herzens gab ich meine Besuchskarten der öffnenden Dienstbotin. — „Der Herr Professor läßt bitten!" Nun war er da, der große Augenblick! Wie würde die Begrüßung verlaufen, würde ich die richtigen Worte finden, die Form gebührend wahren? Ach ja, unser besorgter Verstand malt sich immer allerlei aus und vergißt dabei als eitler Protz, daß wir Menschen viel, viel mehr besitzen — ein ganzes Herz, durch das erst der Mensch wahrhaft Mensch wird. Das sollte auch ich jetzt erfahren. Die Tür tat sich auf, und vor mir stand nicht ein steifer Geheimrat aus abgetanem Jahrhundert, nein, ein unbefangener alter Herr mit zwei strahlend blauen Augen, die gleichsam von innen aus tiefster Seele nach außen und umgekehrt tief ins Unergründliche blicken ließen. Wie ein guter Bekannter begrüßte er mich, mir freundlich die Hand schüttelnd. Und schon hatte er mich aufs Sofa gelotst. Dort saß ich vorerst fest.

Was sich mir jetzt bot, möchte ich bezeichnen als eine Privatvorlesung über das Thema: „Die Lage des Geisteslebens in der Gegenwart." Das ist allerdings nicht die Zielstellung gewesen, die von vornherein feststand, sondern das Ergebnis einer zwanglosen Unterhaltung. Die deutsche Frage spielte eine Hauptrolle, und es braucht wohl kaum erst betont zu werden, wie sehr schmerzlich dieser wahrhaft deutsche Mann die Zerrissenheit in unserem Leben der Gegenwart empfindet. Wo immer wir auch Gegensätze finden, auf politischem, wirtschaftlichem und rein geistigem Gebiete: in ihrer augenblicklichen Größe sind sie letzten Endes durch das Überwuchern der bloßen Arbeitskultur heraufbeschworen. Überwinden können wir diese Übel einzig und allein durch eine überlegene Geisteskultur. Es liest sich alles wie selbstverständlich. Dahinter aber stehen kritische Überlieferungen, die in vielen großen Werken und kleinen Schriften niedergelegt sind, und zu denen Rudolf Eucken immer wieder, nicht zuletzt durch mündliche und schriftliche Aussprachen mit bedeutenden Persönlichkeiten aus aller Herren Länder (Amerika, England, Australien, Holland, Schweden, Norwegen, Rußland, China, Japan, Italien, Finnland und anderen!) geführt wird, also durch Verbindung mit dem Leben im vollsten Sinne des Wortes. Anstatt zu nehmen, muß der deutsche Geist immer wieder g e b e n, und es ist erfreuend, wie dieser schöpferische Geist trotz allem in Persönlichkeiten wie Eucken auch heute noch im Ausland geehrt wird. So hat doch

Eucken von seiner Finnlandreise ein größeres Ölgemälde heimgebracht, das ihm von der finnischen Regierung mit einer herzlichen Widmung durch den Kultusminister überreicht wurde. Es bleibt eben dabei: nur der deutsche Idealismus der Tat kann uns einen Aufstieg gewähren.

Man muß den alten Professor reden hören, sehen, wie er gleichsam Kraft schöpfend und zur Betonung den Arm beugt, die Faust ballt oder bei einer Verwunderung mit der flachen Hand auf seinen Kopf schlägt, kurz gesagt, die Frische muß man bewundern, dazu betrachten, daß er bereits 78 Jahre ist: und dann sind auch dem stärksten Zweifler alle Bedenken genommen, daß der Idealismus lebenserhöhend auch gerade für den einzelnen wirken kann.

Freilich muß dieser Idealismus der Tat mit der Zeit fortschreiten, was leider in bezug auf religiösem Gebiete oft vergessen wird. Deshalb arbeitet Rudolf Eucken augenblicklich eifrig an einer Schrift über die „Notwendigkeit einer Reformation des Christentums". Dabei versucht er gewissenhaft das Zeitgeschichtliche von dem Übergeschichtlichen, Vollwertigen zu trennen, „von dem Alten zu lassen, um das Ewige festzuhalten, das nie altert". An kleinen Arbeiten beschäftigen ihn Vorträge für Tagungen verschiedener Art in Breslau, Niedersachsen, Tübingen usw. Eine Fülle der Arbeit!

Dies alles erfuhr ich im Laufe des Gesprächs. Mittlerweile war bei unserem Plaudern die Mittagszeit herangerückt. Es wurde zu Tisch gebeten, und ich hatte Gelegenheit, Frau Geheimrat kennenzulernen, dazu Fräulein Eucken. Auch hier das Frischheitere, Ungezwungene, so daß wir selbst beim Essen recht eifrig am Erzählen waren. Hier galten die Gedanken vornehmlich den großen Erziehungsfragen, und es war wirklich rührend, wie auch auf diesem Gebiete das mitfühlende Herz den Grundton gab. Was es auch zu berichten gab, immer ward es durch anschauliche Beispiele belegt, nie verlor sich die Unterhaltung in weltfremde Klügeleien, auch nicht während der nächsten Nachmittage, als ich dort zum Kaffee gebeten war.

Das schlicht bürgerlich gehaltene Mahl war beendet, und der „Alte" wurde von Fräulein Tochter freundlich gemahnt, seine Mittagsruhe zu halten. Mit dem Versprechen, bald wiederzukommen verabschiedete sich der jugendliche Greis. Ich war allein in dem großen Studierzimmer, natürlich nicht ohne die nötige Lektüre, die Frau Geheimrat liebenswürdigerweise ausgewählt hatte. An ein Lesen war vorerst wirklich nicht zu denken. Die Gesamteindrücke galt es zu verarbeiten und Umschau zu halten an dem geweihten Ort. In der einen Ecke mit dem bequemen, schon erwähnten Rundsofa saß ich und hatte so freien Ausblick nach allen Seiten. Die gegenüberliegende Zimmerdecke ist mit hohen Bücherregalen versehen, die mit einem großen Schreibtisch und einem Bücherschrank an der rechten Seite die Schaffensstätte im engsten Sinne bilden. Überragt wird das Ganze von einer auf hohem Sockel getragenen Christusbüste, die dem Reinäußerlichen eine symbolische Wendung, ein rein geistiges Gepräge gibt. Wie soll es auch anders sein in einem solch ureigenen Mikrokosmos? Da muß sich alles dem harmonischen Lebensprinzip unterwerfen.

Linker Hand geht es in den Salon, der, geschmückt mit farbenprächtigen Bildern, meist von Frau Eucken, und u. a. ausgestattet mit einem großen Flügel, verrät, daß Euckens Haus auch eine Pflegestätte der Form- und Tonkunst ist.

Frau Geheimrat Eucken ist Farbenkünstlerin, wenn wir es so nennen dürfen. Schon vor dem Kriege hatte sie eine „Stickstube" eingerichtet. In der jetzigen Not sorgt sie eifrig für einen größeren Kreis weiblicher Wesen durch den Betrieb von Textilkunstwerkstätten, um jenen einen angemessenen Lebensunterhalt zu verschaffen. Diese Textilkunstwerkstätten haben sich weit über Deutschland hinaus einen angesehenen Namen erworben. Doch lassen wir Frau Eucken selbst reden. In „Leben und Form", einem kleinen Aufsatz in der „Eucken Review", der englischen Ausgabe des „Euckenbundes", schreibt sie anläßlich des 78. Geburtstags ihres Gemahls „einige Worte über künstlerisches Schaffen" und sagt klipp und klar: „Es gibt nur ein Ziel: einer lebensvollen Harmonie zu dienen."

Fräulein Ida Maria Eucken, bekannt als Sängerin in der Richtung Bachs, fordert in derselben Nummer „eine Befreiung von veralteten Lebensformen, wir können sie aber nur finden, wenn

sie dem Stande der gegenwärtigen Entwicklung entspricht, das heißt aber nicht, daß wir uns jedem zufälligen Eindruck unterwerfen, sondern daß wir das ergreifen, wohin die weltgeschichtliche Bewegung des Lebens uns führt."

Ähnlich äußert sich Dr. Walter Eucken, Privatdozent in Berlin. In einem kurzen Bericht „Lage und Aufgabe der Volkswirtschaftslehre" sagt er: „Erst durch einen neuen Aufbau des Gesamtlebens wird auch die Entwicklung der Volkswirtschaftslehre zu einem gewissen Abschluß gelangen."

Dr. Arnold Eucken, Professor in Breslau, Verfasser eines leitenden Lehrbuches der „Physikalischen Chemie", vertritt in „Naturwissenschaft und Philosophie" folgende Überzeugung: „Es ergibt sich die Notwendigkeit einer charakteristischen gemeinsamen Art der Behandlung, einer Umsetzung der materiellen Faktoren in das Geistige und eine dadurch entstehende Verwandlung, die wohl am treffendsten durch das Wort ‚Aktivismus' gekennzeichnet wird, aus einer Summe einzelner Tätigkeiten wird das Ganze einer Tatwelt gewonnen."

Um einen Gesamteindruck des Euckenhauses zu gewinnen, muß auch das Sekretariat, das ebenfalls mit dem Arbeitszimmer des Herrn Geheimrats verbunden ist, genannt werden. Richtig kennengelernt habe ich diesen Raum mit der Unmenge Bücher und Akten erst an den nächsten Vormittagen, als ich dort einige Stunden arbeiten konnte. Im Sekretariat finden wir die Zelle des Euckenhauses, in der geistige und reale, innere und äußere Welt miteinander in engste Berührung treten. Daß das ohne Reibung vonstatten geht, ist neben der Arbeit der Fräulein Tochter und Frau Geheimrat das Verdienst der Sekretärin, Fräulein Schneider, die sich so ganz in den Dienst der idealen Arbeit stellt, und deren Name deshalb mit Ehren hier genannt sei.

Man wird mir glauben, daß unter diesen Eindrücken und Betrachtungen die Mittagspause wahrlich nicht lang geworden ist; im Gegenteil, ich war überrascht, den Herrn Geheimrat schon wieder frisch und gesprächig vor mir zu sehen. Er lud mich ein zu einem Spaziergange. Sowohl an diesem wie an den andern Tagen erwies sich der große geistige Bahnbrecher auch als ein gleich geschickter und immer munterer Führer durch die verhältnismäßig kleine reale Welt, die mit dem Namen Jena verbunden ist. Der durch Napoleon 1806 historisch gewordene Kanonenweg, der Ausblick von den dortigen Höhen hinüber zum Hausberg mit „dem rötlich schimmernden Gipfel", das Paradies, der Schillergarten, in dem der Wallenstein geschrieben wurde, das von Zeiß gestiftete Volkshaus, alles, was der Blick faßte, wurde treffend erläutert. Kam wirklich einmal eine Stelle, an der nichts Bemerkenswertes zu schauen war, dann gab's durch die Ideenverbindung des Gesehenen mancherlei „Schnurren" zu hören. Was es auch war, nie ward er langweilig, selbst nicht, als der Herr Geheimrat von seinem verstorbenen Hund „Strick" erzählte; alles wurde durch das rein Menschliche, das Persönliche der Gesinnung gehoben.

Wie sehr es auch im auserwählten Gesellschaftskreise zum Ausdruck kam, konnte ich an einem der folgenden Abende beobachten. Es war das ganze Haus bis in die Mitternacht ohne jede äußerlichen Mittel, allein durch den dort herrschenden Geist lebendig. Man war zusammengekommen, um Fragen der Ortsgruppe Jena des Euckenbundes zu besprechen. So bot das Euckenhaus dem Beobachter wieder einen andern Anblick, diesmal als Kraftmittelpunkt, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Gedanken des Philosophen in die Tat umzusetzen, dem Leben aller Welt in seinem Sinne eine philosophische Grundlage zu geben oder, modern ausgedrückt: Wellenringe des Geistes ethisch schaffender Art hinauszufunken.

Möchte uns Deutschen und all denen in fremden Landen, die lebenserhöhende Bildung suchen, das Euckenhaus in Jena noch recht lange in dieser vielseitigen, wissenschaftlichen, künstlerischen, religiösen und ethischen Art erhalten bleiben als eine Hochburg deutschen Geisteslebens!

J. W. Hermann Schacht



Wilhelm Kotzde

Von den Dichtern der Gegenwart, die mit vollem Bewußtsein in der künstlerischen Gestaltung eines ebenso erdhaft verwurzelten wie aus der geschichtlichen Wirklichkeit gespeisten volkhaften Lebenswillens Ziel und Inhalt des eigenen Schaffens gefunden haben, steht **Wilhelm Kotzde** als einer der volkstümlichsten heute in vorderer Reihe. Mit Recht; nicht allein die farbige Fülle und vielgestaltige Bewegung seines dichterischen Schaffens, mehr noch die innere Reinheit und ehrfurchtvolle Hingegebenheit, in der ein echtes und ursprüngliches nationales Ethos alles zu einer von Innen heraus gesuchten Einheit zu runden sucht, lassen ihn mit steigender Eindruckskraft in eine Zeit hineinwirken, die je länger je mehr nur in einer bewußten Rückkehr zu den Urquellen des eigenen Volkstums den Aufstieg aus Zerrissenheit zu suchen gelernt hat.

Die breite Welle der Heimatkunst, in deren Namen und Kampfruf sich alles das zusammenfaßt, was vor dem Kriege in entschlossenem Gegensatz zum wurzellosen Literatentum der Großstadt stand, hat auch Kotzde zuerst getragen. Es spricht freilich auch für die innere Eigenständigkeit seines Schaffens, daß er bald über ihre Grenzen hinausgewachsen ist, und darum grade in der Zeit ihres Verebbens stark genug war, sich darüber hinaus seinen eigenen Bezirk selbständigen Schaffens abzugrenzen. Das deutete sich schon mit aller Klarheit in den beiden Romanen an, die seinen Namen zuerst in weite Kreise getragen haben: dem Bauernbuch „Wilhelm Drömers Siegesgang“ und dem Landschaftsroman „Frau Harke“. Heimatbücher sind beide; der Duft einer in Luch und Bruch verträumten märkischen Jugend, die innige Vertrautheit mit dem äußerlich so schweren, innerlich oft so sinniererisch zarten Menschenschlag des havelländischen Bodens geben ihm das Gepräge. Von besonderer Eindruckskraft ist es, zumal im zweiten Buch, wie der märkische Strom durch das Buch von der Frau Harke, der mit allen Herrlichkeiten und Heimlichkeiten seiner Ufer und Wasser in breiten Wellen dahinflutet, Menschenschaffen und Menschengeschick in Sehnsucht und Erfüllung schicksalsvoll umströmend. Man spürt, es ist der Herzschlag von Generationen, der in beiden Werken seinen pulsenden Takt schlägt; wieviel sich in ihnen an eigener Altfahrenüberlieferung verwoben hat, hat Kotzde selber einmal im dritten Jahrgang von Gerhard Krügers „Deutschem Volkswart“ geschildert. Aber eben: schon in diesen beiden Büchern erschöpft sich der Sinn seiner Dichtung nicht, großstadtfernes Heimatidyll zu sein; es hat seine grundsätzliche Bedeutung, wenn der „Wilhelm Drömer“ ein Bauernschicksal erzählt, das von den letzten Jahren Friedrichs des Großen bis in den Nachhall der Leipziger Schlacht reicht und grade von dieser Einordnung in das große zeitgeschichtliche Geschehen bedeutungsvolle Erhöhungen der eigenen engen Lebensbezirke erfährt. Die Wendung zur Heimat war ihm von Anbeginn an zugleich Wendung zu Stamm und Sippe, die Wendung zu Stamm und Sippe zugleich die zur Volksgeschichte. Mit am stärksten zeigt sich dies in der „Frau Harke“, grade weil dies Buch an sich ganz aus der Gegenwart gestaltet war: die Art, wie hier das zunächst so nüchtern scheinende Motiv einer modernen Stromregulierung zum Symbol des Kampfes zwischen erdgesessener Schollenkultur und vordringender Großstadtzivilisation gesteigert wird, und die farbige Leuchtkraft, mit der die ganze Frühlingsfrische und Lebensfreudigkeit der ersten Wandervogelbewegung in dem Buch gestaltet ist, werden es stets zu einem der wertvollsten Zeugnisse der deutschen Welt vor 1914 machen.

Zu diesen beiden Elementen im Schaffen des Dichters, dem heimatlichen wie dem geschichtlichen, kommt nun aber noch ein drittes hinzu. Man hat oft bemerkt, wie alle Kunstübung des deutschen Menschen die Tendenz hat, im engen Rahmen des einzelnen Werkes immer irgendwie an die Fülle des Weltganzen zu rühren und damit von selber dazu drängt, in einer inneren Verbindung mit den Schwesterkünsten die eigenen Ausdrucksmittel wesenhaft zu erweitern: der Maler wird zum träumenden Poeten, die Oper sucht das Wort, und der Dichter strebt immer aufs neue dort zum Klangzauber, hier zur Anschauungskraft der anderen Künste. Das ist auch bei

Kotzde lebendig. Aber so stark auch gelegentlich, wie in wundervollen Partien der „Pilgerin“, musikalische Elemente bei ihm lebendig sind, im ganzen hat doch das Malerische bei ihm den Vorrang. Ihn verbinden wohl manchmal Beziehungen mit Dichtern der Gegenwart oder der jüngsten Vergangenheit; von mächtigem Eindruck war in entscheidenden Jahren für ihn das Lebenswerk Wilhelm Raabes, lebendige Freundschaftsbeziehnugen zu Kurt Geucke, die ihm in langen gemeinsamen Wanderungen das sprachliche Empfinden, den Sinn für Wortschönheit schärften, die religiöse Glut und Bildkraft in Gustav Schülers Gedichten, die machtvolle Schau des Heldischen, die wir in Eberhard Königs Schaffen finden, sind ihm in den Wanderjahren von Bedeutung gewesen. Aber es ist doch charakteristisch, daß das entscheidende Erlebnis, das ihn zum Dichter schuf, ein malerisches war: er fand ihn vor den Bildern Hans Thomas, vor allem seinem „Dorfgeiger“ und seinem „Flötenbläser im Frühling“. Hier fand er das, was er suchte; den Blick in die Tiefe der Dinge, der ihn zugleich sein eigenes Wesen in den tiefen Zusammenhang der Welt einzuordnen lehrte. In Thoma lebte ihm die mythische Kraft der Germanen wieder auf und mit ihr das Vermögen, die geheimsten Kräfte der Schöpfung bildhaft Gestalt werden zu lassen. Es ist kein Zufall, wenn ihm ein ähnliches Erlebnis später das der deutschen Gotik war, vor deren Hauptwerken in immer erneuten Wanderzügen er zu stehen nicht müde ward. Wir verdanken Kotzde eine Reihe gehaltvoller Arbeiten zur bildenden Kunst, wie er auch, neben dem unvergeßlichen Henry Thode, einer der ersten war, der die ganze Bedeutung von Franz Stassens meisterlichem Hauptwerk, den mächtigen Graphiken zu Richard Wagners „Ring des Nibelungen“ erkannte; in alledem aber handelt es sich ihm aber doch um mehr als lediglich um Erziehung zu ästhetischer Augenkultur, wie sie etwa der Kunstwartkreis wollte. Es war die religiöse Urkraft der deutschen Seele, die ihm im gotischen Kunstwerk mit an die Quellen seines eigenen Inneren rührte; die ungeheure Fülle, mit der in ihr alles schöpfermäßig aus dem Boden zu brechen scheint, die ruhelose Bewegtheit, mit der ihre unendliche Vielgestaltigkeit sich immer aufs neue gebiert, sie stammt aus den letzten Gründen des Wirklichen, aus denen auch Sinn und Wesen allen naturhaften Seins von Ewigkeit her Form und Ordnung empfängt. Alle Kunst quillt aus Gott und will zu Gott, alle Kunst ist darum ein Bekennen von Gott — das ist das Gefühl, in dem von jetzt an sein eigenes Schaffen rein und sicher ruht.

Man sieht aus dem allen, daß sich Kotzdes künstlerische Eigenart nicht nur mit dem Begriff einer dichterisch vertieften, volkstümlichen historischen Erzählungskunst umschreiben läßt; was er will, ist doch noch mehr. Deutlich hebt sich seine verträumte Art von dem heroischen Wurf leidenschaftlichen, völkischen Hochgefühls ab, mit dem etwa Felix Dahn noch heute hinzureißen vermag, oder von der holzschnittmäßige Nüchternheit und männliche Warmherzigkeit eigentümlich verbindenden Art Gustav Freytags, um zwei Ältere zu nennen, wie er durch die enge Verbindung von künstlerischen und religiösen Elementen nicht minder deutlich von der ruhevollen Gehaltenheit Wilhelm Schäfers, der historischen Einfühlungskraft G. E. Kolbenheyers, von der gestrafften Prosakunst Werner Jansens unterschieden ist. Am meisten Handlungsroman gibt er noch in den buntbewegten Jugendbüchern seiner Frühzeit „Der Tag von Rathenow“ und „Deutsch sei die Erde“, zu dem in gewisser Weise sein letzter, auch aus der märkischen Geschichte geschöpfter Roman „Der verlorene Junker“ wieder einbiegt; aber man braucht nur an die Zartheit in der Schilderung der Knabengeschichte des Helden zu erinnern, um zu fühlen, daß sein eigentlichster Herzschlag bei anderen Dingen ist.

Am stärksten tritt das in den drei Romanen hervor, die sich fast wie die aufeinandergestimmten Teile einer Trilogie als das Hauptstück seiner bisherigen Werke hervorheben: „Die Pilgerin“, „Wolfram“, „Die Nachtigall von Wittenberg“. Romanische Frühzeit am Rhein, der ritterliche Glanz der Wartburgwelt und der Frühlingsmorgen der Reformation entrollen sich als breit und reich entworfene Kulturbilder vor dem Auge des Lesers; aber so sehr auch die Fülle der Geschehnisse und Gestalten fesselt, so farbig und ausdrucksvoll auch das Gefühl der Zeit im einzelnen gegeben ist, der Sinn der Bücher liegt in einem Tieferen. Es sind die heimlichen Wege der deut-

schen Seele, denen der Dichter mit lebendig nachstrebendem Herzensgefühl durch alles Dickicht der vielverschlungenen geschichtlichen Welt nachspüren möchte, der deutschen Seele, die, aus immer gleichem Urgrund hervorquellend, stets erneut in großen Menschen Gestalt gewinnt, um von da aus eine ganze Zeit und ihre Welt blutwarm zu durchpulsen. Vor allem „Die Pilgerin" ist so zu einem Stück poesieverklärter Dichtung geworden, über der ein ganz eigentümliches, warmes Leuchten liegt. Aber auch der „Wolfram", wie der von kraftvoller Innerlichkeit getragene Lutherroman haben ihren vollen Anteil am gleichen Geist. Der Duft der Volkssage, den Kotzde in zwei seiner von Ernst Liebermann stimmungsvoll geschmückten Frühbücher „Wode Brausebart" und „Herzog Wittekind" rein und herb aufgefangen hat, quillt überall lebendig hervor; von besonderem Reiz wird der Hauch des Volkstümlichen natürlich überall da, wo er sich mit dem Wesen großer volksentsprossener Kunstgestalten verschwistert; die Novelle „Mittsommernacht" und die knappe Gegenwartserzählung „Die Frau" sind so zu besonders stimmungsstarken Gaben des Dichters geworden.

Im Dom zu Bamberg steht ein Bildwerk, das lange als ein Reiterbildnis Kaiser Konrads II. gegolten hat. Als Parzival-Reiter hat es W. Kotzde sinnbildlich über sein eigenes Leben gesetzt. „Wem seine leuchtende Klarheit einmal in die Seele schaute, der kann nicht mehr anders, als daß er nach dem Reinen und Hohen strebt" und von da aus zugleich den Sinn seines Schaffens zu bekennen: „Die Aufgabe des Dichters ist es, daß er sein Volk zum Erkennen führe". So ist er selber, der Jugendbewegung lang vertraut, mit seinen Adlern und Falken lebendige Triebkraft in ihr geworden, so ist er ein tiefer und voller Klang einer zur lebendigen Einheit gefaßten christlichen Deutschheit, die aus manchem Bekenntniswort seiner Werke mannhaft und innig zugleich in die deutsche Gegenwart klingt: „Wer vermag in den Urgrund zu schauen, aus dem die Kräfte quellen, die in ihm wirkten? Wessen Auge geht so hoch, daß er die Gipfel sieht, zu denen sein Fuß aufsteigen soll? Er müßte Gott erkennen, dessen Kinder wir alle sind, er müßte den unergründlichen Willen Gottes erforschen, dessen Werk doch ist, was wir tun. Wer aber hat Gott je erkannt, und wer weiß seinen Willen? Es ist uns nur ein fernes Ahnen beschieden, und wenn einmal ein flüchtiger Schimmer in die dunklen Schächte fällt, sind das schon unsere seligsten Stunden. Der ist gut daran, dem ein Licht vor Augen gestellt ward, nach dem er sich immer wieder zurechtfindet. Ich glaube, daß es des Dichters Volkstum ist, das ist die Summe aller hohen Gedanken, die je in seinem Volk gedacht worden sind. Wo sonst in allen Landen tun Gottes Quellen sich also tief auf wie im deutschen Land, im deutschen Volk? Wo hast du je die Andacht gefunden und die Ehrfurcht, denn im deutschen Land? Alles, was wir haben, ward uns aus Gnade gegeben, es wird uns aber nicht in den Schoß geschüttet, wir müssen hart darum ringen. Muß es nicht sein, daß wir uns selber daran wagen?"

Dr. Günther Holstein



Neue Kunstbücher

Es ist eine törichte Überlieferung, welche allein der Malerei und Plastik den Titel einer „Kunst" gönnt; als ob Dichtung und Musik lediglich Handwerk oder zum mindesten geringfügig zu bewerten seien. Gerade wir Deutschen sollten — im Hinblick auf unsere hohe gotische Zeit — begriffen haben, daß alle Künste unter sich bedingt und verfugt sind, und daß es uns schlecht ansteht, eine auf Kosten der anderen zu erniedrigen oder beiseite zu schieben. Indessen: der Brauch scheint unaustilgbar, und so mag denn auch diese Sammelbesprechung sich speziell mit den beiden Künsten der Malerei und Plastik beschäftigen. Ist ja doch gerade heutzutage ein emsiges, rastloses Forschen und Fragen am Werke; offenbar empfindet man es tief und schmerzlich, daß die Einheit geschwunden, daß wir bar sind aller bindenden Kultur; daß

wir nicht mehr Volk, sondern lediglich Masse sind. Und so grübelt man, untersucht, prüft und ordnet und wähnt, auf diesem zweifelhaften Pfade zur sehnsüchtig verlangten Erneuerung zu gelangen. Nun soll und muß ein jedes redliche Streben anerkannt und verstanden werden; anderseits darf man sich aber auch der Erkenntnis nicht entschlagen, daß immer dort am meisten Theorie getrieben wird, wo die Praxis versagt und zurückbleibt. Immerhin liegen einige sehr beachtenswerte Leistungen vor, die es wohl verdienen, daß an dieser Stelle auf sie hingewiesen werde.

Da sind zunächst einige Spezialuntersuchungen. Margret Burg befaßt sich mit der „Ottonischen Plastik" (Kurt Schröder, Bonn) und gibt über dieses noch ziemlich unbekannte Gebiet eine sachkundige und fleißige Arbeit, die mit Bildern reichlich geziert ist und einen trefflichen Überblick bietet, zunächst aber dem Forscher besondere Dienste gewähren kann. Näher in die Gegenwart führt uns Hans Much in zwei ausgezeichneten Veröffentlichungen, „Norddeutsche Backsteingotik" und „Norddeutsche gotische Plastik" (beide bei Georg Westermann, Braunschweig). Unstreitig gebührt Much das Verdienst, als erster Nachdruck gelegt zu haben auf ein bisher fast unbeachtetes Feld, das der Ernte harrte. Für jeden, der wahrhaft deutsch empfindet, der sich nicht hat verblenden lassen durch südliche Verführung, muß hier eine beschämende Erkenntnis erwachsen: wie wenig wissen wir noch von heimatlicher Art und Kunst; welch ein Gewinn lockt uns hier mit immer neuen Schätzen! Namentlich das erstgenannte Buch ist durch die begeisterte und warme Einleitung wertvoll und sollte überall Verständnis wecken; bei dem zweiten erscheint mir das Vorwort etwas karger und die Auswahl der Bilder nicht immer vollgültig. Indessen — wer könnte diese beiden trefflichen Gaben ohne Bewegung aus der Hand legen und ohne den geheimen Schwur, dem Vaterlande treu und anhänglich zu bleiben, in ihm zu erstarken, zu wachsen? — Zu mittelalterlichen Malern führen uns verschiedene andere Betrachtungen. Der Franzose J. K. Huysmans hat über Matthias Grünewald eine Studie geschrieben, die uns in Übersetzung dargeboten wird (O. C. Recht, München). Manches geistreich und ansprechend, im ganzen aber doch ohne das tiefe und nachhaltige Verständnis für diesen erhabenen Maler des Leides. Auf dem Bilde des heiligen Antonius und Paulus (Isenheimer Altar) trägt der Rabe das Brot nicht hinweg, sondern vielmehr heran. Das Urteil über Lochner ist grundfalsch. Da kommt zur rechten Zeit die feine und liebevolle Monographie von Hubert Schrade, die Stephan Lochner gewidmet ist (derselbe Verlag); eine reiche und sichere Studie, welche dem frommen und keuschen Maler vollauf gerecht wird. Wir brauchen wirklich nicht immer zu Fra Angelico oder Giotto zu wandern; auch auf heimatlichem Boden ist uns manche Wunderblume religiöser Malerei erblüht, die gar lieblich lockt und duftet. Die Bilderbeigaben sind immer vorzüglich. Ebenso in der anderen Untersuchung über die „Mittelrheinische Plastik des 14. Jahrhunderts" (derselbe Verlag), die E. L. Fischel zum Verfasser hat. Sie gründet sich auf den Zeitgeist, dem jene Kunst entwachsen ist, und versucht es mit gutem Nachspüren, den inbrünstigen Werken Bewunderer und Freunde zu erwecken. Daß wir endlich Verständnis finden für dieses reiche und ehrwürdige Streben, tut ja gerade heute so bitter not. Der vornehme, schon von der Renaissance berührte Albrecht Altdorfer wird von Hans Tietze in umfassender und herzlichster Neigung dem Leser und Beschauer nahegeführt (Insel-Verlag, Leipzig). Welch feine, sorgfältige Ausführung in diesen Bildern, welche dem musterhaft ausgestatteten Bande beigefügt sind! Wie lebt und mahnt uns die deutsche Vergangenheit und fordert ihr Recht! Hier fließen unversiegliche Quellen. Tietze gibt gute Hinweise und Erläuterungen. Daß sowohl er wie auch Schrade vom „Œuvre" Altdorfers und Lochners reden, erscheint angesichts dieser grunddeutschen Meister freilich reichlich verfehlt. Knapp und sachlich berichtet Paul Schubring über „Die Architektur der italienischen Plastik der Frührenaissance" (Hugo Schmidt, München); er bietet nichts Neues; als Führer aber ist das hübsche Büchlein wohl brauchbar. — Dagegen hat Kurt Gerstenberg in seinem Buche „Die ideale Landschaftsmalerei" (Max Niemeyer, Halle) sein Thema wirklich anregend und weitblickend behandelt. Die uns heute ziem-

lich entfremdete Welt der Carracci, Domenichino, Brill, Claude Lorrain, Poussin usw. erscheint in freundlichem Lichte und wächst über das nur Zeitgeschichtliche hinaus, so daß man bereichert und dankbar scheidet. Der Neuzeit zu wendet man sich mit Leopold Zahns hübscher Studie über den lieben deutschen Meister Moritz von Schwind (O. C. Recht, München), der auch einige minder bekannte Bilder des Malers beigegeben sind. Die Arbeit selber ist frisch geschrieben, gibt aber nichts Wesentliches zur Erkenntnis Schwinds. In Hans Huebner versucht Otto Hamann uns einen Kleinmaler der deutschen Spätromantik nahezubringen (Parcus & Co., München). Und wirklich ist hier eine stille und trauliche Kunst, die man nicht umgehen sollte. Auch der wunderliche, humorvolle Christian Bärmann verdient es, der Gegenwart geschenkt zu werden; C. W. Bredt hat ihm eine erfreuliche Würdigung zuteil werden lassen (Hugo Schmidt, München). Eine märchenhafte Welt voll Spuk und Witz, die heute beinahe verloren erscheint unter dem Wuste gelehrter und grübelnder Versuche. Ein prächtiger Künstler, dieser Franke! Eine gar köstliche Gabe ist das Buch, das uns F. H. Ehmke über Otto Speckter beschert hat (Furche-Verlag, Berlin). Heute kennt man diesen stillen, besinnlichen Kleinkünstler wohl nur noch aus den Bildern zu Heys Fabeln. Ehmke gibt eine knappe, ruhig werbende Einleitung; dann folgen über hundert Abbildungen. Welch nordisch gehaltene, milde und wahrhaft volkstümliche Kunst! Man kann und darf an solch guten Dingen nicht vorübergehen; gerade heute fühlt man sich so behaglich, so abseits in dieser gartenfriedlichen Umgebung und kann die dankbare Freude Theodor Storms wohl begreifen, die er beim Betrachten der Steindrucke empfunden hat. Das sorgsam ausgestattete Buch verdient es, in allen deutschen Häusern heimisch zu werden.

Eine wahrhaft erstaunliche Leistung hat Ewald Bender vollbracht mit seiner Monographie „Die Kunst Ferdinand Hodlers" (1. Band; Rascher & Co., Zürich). Eine glänzende Arbeit, fleißig, nachfühlend und reich. Eine Fülle eingestreuter Bilder vermittelt uns das Werk eines Künstlers, dessen Wonne im Schaffen blühte, der emsig und redlich gerungen, und der wirklich ein Aufrechter und Berufener war. Man fühlt sich gestärkt bei diesem Buche und gewinnt Hoffnung, weil man erkennen darf, daß hie und da noch Kraft und Inbrunst lebendig sind, nicht nur selbstgefälliges Unvermögen oder mattes Versuchen. Die Ausstattung des umfänglichen Bandes ist ausgezeichnet; der zweite wird hoffentlich die Höhe dieses ersten bewahren.

Schließlich noch ein Sammelwerk, das in mehr als einer Hinsicht unsere Aufmerksamkeit erheischt. „Schöpfung", ein Buch für religiöse Ausdruckskunst, herausgegeben von Oskar Beyer (Furche-Verlag, Berlin). Unstreitig ein bemerkenswertes Unternehmen. Dieser erste Teil schon bietet soviel Anregendes und Bedeutsames, daß man wohl eine günstige Aufnahme voraussagen kann. Denn gerade dasjenige, was der Herausgeber wünscht: die Belebung religiöser Malerei und Plastik, ist ja heute wieder Sehnsucht und Wunsch unserer armen Tage geworden. Der umfängliche und musterhaft ausgestattete Band bietet — außer sehr guten Abbildungen — eine Sammlung der verschiedensten Aufsätze, die nicht immer gleichwertig sind (derjenige von K. J. Friedrich über Botticelli z. B. ist ziemlich matt), aber zum größten Teile lobenswerte Leistungen darstellen. In alle Zeiten und Völker werden wir geführt, nach Osten und Westen, in Vergangenheit und Gegenwart. Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß eine solche Veröffentlichung möglich war; der Verlag hat sich ein unleugbares Verdienst erworben. Wenn man nur einen Beitrag wie denjenigen von Hans Much über den Tempel Boro Budur liest, so fühlt man sich unmittelbar ergriffen und hingenommen. Aber auch andere Darstellungen, wie diejenigen von Eberlein, Beyer, Fischer oder Halle schenken Einsichten und Ausblicke. Dem köstlichen Unternehmen ist bester Fortgang zu wünschen. — Derselbe Oskar Beyer beschert noch eine andere Untersuchung, „Die unendliche Landschaft" (derselbe Verlag). Seitdem wir durch die Romantik wieder begreifen gelernt haben, daß Landschaft einen Seelenzustand bedeutet, hat man sich auch jener Kunst, welche die Landschaft umfaßt, dankbarer zugeneigt. Beyer gibt klare und überzeugende Darlegungen und behandelt vornehmlich die Ostasiaten, Botticelli, Grünewald, Rembrandt, Friedrich, Millet, Segantini, Thoma und Steinhausen; Bildbeigaben vermitteln die Anschauung.

Auch hier können wir nur loben und hoffen, daß solch redliche Bemühungen nicht ungehört verhallen werden. Die Ausstattung läßt keinen Wunsch unbefriedigt.

Nun einige mehr oder minder theoretische Bücher. Wieder ist Oskar Beyer zu nennen, der eine Darlegung „Welt-Kunst", von der Umwertung der Kunstgeschichte, geschrieben hat (Sibyllen-Verlag, Dresden), welche wirklich fruchtbare Probleme erörtert und nachklingende Fragen tut. Wieder ist die stark religiöse Einstellung des Verfassers deutlich; daß er nur jene Kunst gelten läßt, welche aus der Gesamtheit, der Volksverbundenheit erwächst, sei ihm besonders lobend angemerkt. Mit diesem Buche sich auseinanderzusetzen, bietet Gewinn und Fortschritt; angesichts der Fülle der Erscheinungen und in Anbetracht des knappen Raumes kann hier nur kurz darauf verwiesen werden. Hermann Nohls „Stil und Weltanschauung" eröffnet gleichfalls gute Aussichten, wenn die Darstellung auch mitunter zu formelhaft bleibt; immerhin werden allgemein gültige Werte beachtet und dargeboten (Eugen Diederichs, Jena). „Der Kunstfreund", eine Anleitung zur Kunstbetrachtung von Ferd. Kuhl (Franckhsche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart) mag besonders Anfängern dienen, wenngleich mitunter die Darstellung allzu leicht gewogen ist.

Und nun nenne ich ein Buch, das mir besonders ans Herz gewachsen ist, das ich immer wieder mit Erschütterung gelesen habe und dem ich besondere, weithallende Beachtung wünsche. „Aus germanischer Urzeit" von Willy Pastor (H. Haessel, Leipzig). Das ist deutsch, hinreißend und wundervoll! Endlich, endlich besinnt man sich darauf, daß nicht nur griechische, römische oder jüdische Geschichte etwas bedeutet; man sagt es laut und vernehmlich, daß aus dem germanischen Norden jene Quellen geronnen, welche weltbefruchtend gewesen sind. Diese Einsicht, die sich allgemach nicht mehr abdämmen läßt, welche eine Umwälzung in der bisher geübten historischen Betrachtungsweise hervorrufen wird, ist von Willy Pastor durch eine Fülle von erstaunlichen Beweisen erhärtet worden. Es ist prachtvoll zu sehen, was unsere Altvordern geleistet; wie auch dort schon der Aufblick zum Ewigen bestimmend gewesen ist. Welch eine große, reiche und selbständige Kultur eröffnet sich hier! Wer kann diese trefflichen Aufsätze lesen, ohne nicht im Innersten gepackt zu werden und stolz zu sein auf seine germanische Herkunft! Ein Morgenrot flammt empor. Wie blickt man dankbar zu ihm hinan, gerade in dieser grauenvollen Nacht, die uns jetzt umdüstert! Dieses Buch gehört in jedes deutsche Haus, in alle Bibliotheken und Schulen.

Es sind endlich noch allerlei Bildermappen zu nennen, die jedoch nur kurz gewürdigt werden können. Unter dem Titel „Kunst der Jugend" liegen vier Hefte vor (Greifen-Verlag, Rudolstadt): Leo Tilgner gibt erregte und starke Zeichnungen voll stürmender Jugend; Anton Wendling erfreut durch männlich gehaltene Schnitte voll Wucht und Wachsen und deutschem Wollen; Bruno Goldschmitt hat in den „Sieben Todsünden" nicht immer die volle Beherrschung des heiklen Stoffes erreicht, erscheint aber voll Verheißung; schließlich Willi Geißler in einigen frühen, feinen und stillen, besinnlichen Zeichnungen „Deutsche Heimat", in die man sich gern wie in einem Sommerabend verliert. Auch der Verlag Fritz Heyder, Zehlendorf, hat verschiedene Hefte neu erscheinen lassen: da sind Zeichnungen von Walter Klemm voll keckem Zugreifen; Erich Feyerabend beschert ein paar schlichte, zu Herzen sprechende Holzschnitte aus dem Leben der Heiligen; Heinrich Reifferscheid legt fünf traumerfüllte Landschaften vor; besonders stark aber ist Otto Soltaus „Im Wettersturm", hinreißende Visionen, markig, lohend und germanisch. Eine Mappe „Dinkelsbühl", 10 Holzschnitte von Carl Thiemann, vermittelt einen guten Eindruck dieser ehrwürdigen und versonnenen kleinen fränkischen Stadt und lädt zu Einkehr und Besinnung ein. Und dann noch verschiedene Holzschnitte von Hans Baldung Grien; es genügt zu sagen, daß die Wiedergabe eine gelungene und ansprechende ist (alles bei Fritz Heyder, Zehlendorf). Über diesen Meister Baldung liegt auch ein lobenswertes Heft aus dem Dom-Verlag, Berlin, vor, das treffliche Wiedergaben enthält; aus demselben Verlag haben wir noch die Kunstgaben Ph. O. Runge und Menzel zu nennen, beide gleich verdienstlich und empfehlenswert, dazu erstaunlich billig. — Sehr anheimelnd und warm berühren die beiden Mappen von Felix Hollenberg „Von der Schwäbischen Alb" und „Acht schwäbische Land-

schaften“ (J. F. Steinkopf, Stuttgart), ernste und gütige Kunst, die uns mit sanften Träumen umhüllt. Auch Karl Stirner weiß uns in seinen Bildern so recht Trauliches und Liebes zu spenden, unaufdringlich und innig (Eugen Salzer, Heilbronn); Hanns Bock hat ein paar hübsche Federzeichnungen aus Alt-Eisenach geliefert (Hugo Bickhardt, Eisenach). — „Gestalten des Todes“ nennt Melchior Grossek seine Schattenrisse, die in mehr als einer Hinsicht Beachtung verdienen. Das Grausen des Kriegs ist hier in oft überraschenden Symbolen gelungen, voll Hohn, Wehmut und Leid; ein rechter Totentanz, den man nicht nur einmal an sich vorüberziehen läßt (Kurt Schröder, Bonn). — Daß heute noch eine so treffliche und würdige Gabe, wie die farbigen Bilder nach Hans Memling, veröffentlicht werden kann, ist erstaunlich und verdienstvoll (E. A. Seemann, Leipzig); dieser echt deutsche Meister verdient freilich auch eine solch gute Vermittlung; man betrachtet voll Ergriffenheit und fühlt sich daheim in dieser frommen und so durchaus reinen Umgebung. Eine kostbare Gabe. Auch zwei andere Unternehmungen desselben Verlages, „Die Galerien Europas“ und „Meister der Farbe“, werden trotz der Härte der Zeit rüstig weitergeführt und verdienen emsige Unterstützung, denn hier ist zum Teil Ausgezeichnetes geleistet (Seemann, Leipzig). — Sehr anheimelnde Steinzeichnungen legt Edel Roth in zwei vorzüglichen Mappen vor, „Verträumte Winkel aus Rothenburg“ und „Verträumte Winkel aus Nürnberg“ (Innerer Kreis-Verlag, Elgersburg i. Th.); man erquickt sich recht an dieser vornehmen Darbietung und geglückten Wiedergabe und wandert durch die alten Stätten in freudiger Dankbarkeit. Die kleinen Bilder haben viel Anmut und Frische, auch dort, wo die Gestalten nicht immer völlig ihrer Umgebung eingepaßt sind. Die Ausstattung ist vorbildlich. — Mit Nachdruck seien auch zwei andere kunstgeschichtlich wertvolle Hefte empfohlen, „Olympische Kunst“ und „Deutsche Köpfe des Mittelalters“ (Verlag des kunstgesch. Seminars, Marburg); aus den klaren und deutlichen Wiedergaben läßt sich ausgezeichnet der Gegensatz zwischen Norden und Süden studieren; dort edle Gehaltenheit und Stille, die nicht selten leer anmutet; hier innigste Beseelung und lebendigste Fülle deutschen Künstlertums. — Wertvolle Dienste wird auch das Buch „Die romantische Illustration“ leisten, das Oskar Lang mit einer tüchtigen und einsichtigen Vorrede versehen hat (Einhorn-Verlag, Dachau b. München). Da finden wir die alten lieben Meister Schwind, Richter, Neureuther, Pocci, Speckter, Hosemann u. a. Die Wiedergaben sind gut, die Auswahl berücksichtigt auch weniger bekannte Bilder, so daß sicherlich ein runder und gefälliger Gesamteindruck erzielt ist. Ein so friedsames Buch tut wohl in unseren hastigen Tagen; wie ein stilles Gartenglück inmitten der brausenden Großstadt. Ich wünsche es in die Hände recht vieler andächtiger Leser und Betrachter. — Zum Schluß noch einige Illustrationen zu Versen, voran „Das deutsche Lied“, Zeichnungen von Otto Ubbelohde (Fritz Heyder, Zehlendorf), ich kenne zwar wertvollere Leistungen des weitbekannten Künstlers, doch ist auch hier manches Anheimelnde und Erquickliche zu finden. Zwei andere Hefte, „Zum Sehen geboren“ und „Zum Schauen bestellt“, bieten verschiedene Zeichnungen zu verschiedenen Dichtern, und auch hier wird man beglückt von ernstem Wollen und zum größten Teile auch erfülltem Können. — „Der Bronnen“ (Dürer-Verlag, Zehlendorf) endlich wendet sich vornehmlich der neuen Kunst zu; manche Hoffnung leuchtet unter manchen krampfigen Bemühungen. Man darf aber das Neue nicht suchen, man muß es haben und besitzen!

Ernst Ludwig Schellenberg



Türmers Tagebuch

Regierungswechsel in Frankreich · Kabinettskrise in Deutschland · Das Gutachten · Schwankendes Wollen Der Parlamentarismus und seine Selbstzersetzung

In Deutschland wie in Frankreich haben Neuwahlen stattgefunden. Man versprach sich viel von den unsrigen, wenig von denen drüben. Unverhofft kam es anders. Es scheint, als ob der französische Ausfall für uns folgenreicher würde als der eigene.

Die Sanduhr der öffentlichen Meinung ist dort plötzlich umgestülpt worden. Das leere Glas hat sich gefüllt, das volle lief leer. Der Nationalblock hat 170 Mandate und damit die Kammermehrheit verloren. Poincaré aber verlor damit Halt, Geltung und Amt.

Die Pariser Presse, in schmückenden Worten hurtig, spricht daher von den „Wahlen der Unzufriedenheit". Der Franzose erglüht für Patrie, Gloire und Revanche, nur kosten dürfen sie nichts. Solange der Boche alles zahlen sollte, war ihm das Ruhrabenteuer ein annehmbarer Eitelkeitskitzel. Als jedoch darob die Steuern schwollen, der Frank stürzte und die Preise sich verstiegen, da zuckte seine Rentnerseele. Ein Krieg kam sogar in mögliche Sicht; einer mit England, das hieß nach dessen bewährter Einkreisungsweise mit der halben Welt. Zahlen und bluten für den Kohlenhunger der „Schmiede"? Gegen diese Aussicht kamen alle Sonntagsreden des Ministerpräsidenten nicht mehr auf, so zahl- und wortreich sie auch wurden. Man darf sagen, daß Poincaré als Politiker an der Ruhr gestorben ist.

Er war ein Mann raffenden Ehrgeizes. Bewußt strebte er Napoleon nach; seine Ziele wie seine Mittel waren diesem abgeschaut. Allein er kam dem Vorbilde nicht näher, als der Wallensteinsche Wachtmeister dem seinigen. Denn der Korse war ein Genie, der Lothringer jedoch nur ein verbissener Advokat. Er führte die Politik als einen Prozeß contra Deutschland. Da galt es Hintergedanken zu haben, Fallen zu stellen, Worte zu klauben, das Klare zu trüben und im Trüben zu fischen.

Nur an Gewissen waren beide einander wert; sie verleugneten es schlankweg, sobald es wider ihre Zwecke stand.

Poincarés politisches Erbe treten die Radikalsozialisten an. Der Name führt jedoch irre. Sie stehen nicht links, sondern rechts von den eigentlichen Sozialisten und nähern sich schon der bürgerlichen Denkart. Nach deutschen Maßen kann man sie etwa mit Heine und Südekum vergleichen. Ihr Führer war Caillaux, der vor dem Kriege die Aussöhnung mit uns betrieb. Heute ist's Herriot, der erklärte, Frankreich

sei vor allem ein moralischer Begriff. Demgemäß müsse es fremde Rechte ehren, Nationalismus und Eroberungssucht selbstachtend abtun.

Der Krieg hat freilich erhebliche Zugeständnisse nach rechts erzwungen. Dem ungeachtet bekämpfte man Clemenceau, der daher Caillaux in den Kerker warf. Noch mehr Poincaré, gegen dessen Krieg nach dem Kriege der Abscheu sich aufbäumte. Am unversöhnlichsten aber Millerand, der sich von ganz links nach ganz rechts gemausert und den Nationalblock gegründet hatte. Sie warfen ihm vor, als Staatspräsident durch unziemliche Eingriffe in die Politik die Verfassung gefährdet zu haben. Als er daher nach Poincarés Sturz zur Neubildung des Kabinettes dessen Gegner Herriot berief, weigerte sich dieser, aus solcher Hand den Auftrag zu empfangen. Eine Rechtsregierung Marsal wurde gebildet. Man gab ihr sofort, als dem „Kabinett der Verlorenen", eine beredte Nottaufe, und binnen Tagesfrist war es in der Tat schon gestürzt.

Nun ging's auf Biegen oder Brechen. Man raunte, Millerand habe an Staatsstreich und Diktatur gedacht. Die Generäle Lyautay und Mangin hätten Hand und Hilfe geboten. Allein man war weder gläubig noch abergläubig. Denn am Freitag, den 13. Juni, dem dreizehnten Tage der dreizehnten Tagung wurde der dreizehnte Präsident der Republik gewählt. Parlamentarische Kniffe haben allerdings den radikalsozialistischen Anwärter Painlevé doch noch vom Elysee ausgesperrt. Es siegte Gaston Doumergue. Freilich ein vorbelasteter Mann, weil er Poincarés Ruhr- und Rheinpläne gefördert hatte. Allein er versprach, ein parteineutraler Verfassungspräsident zu sein und hat in der Tat sofort Herriot berufen.

England ist freudig bewegt. Macdonald gilt jetzt für ein gesegnetes Sonntagskind. Sein französischer Widerpart ist aus dem Wege geräumt. Der Nachfolger hat getan, was der Vorgänger trotzig vermied und ist sofort zu ihm gefahren. Über Wochenende haben sie einander gefunden und einen moralischen Pakt auf gute Zusammenarbeit geschlossen. Herriot will die Karten anders mischen; will den Dawes-Plan annehmen, den Poincaré hintertrieb; will die Entente festigen, die jener unterwühlte; will sich der Befriedung Europas widmen, die bisher dahinkümmerte an dem dunklen Duckmäusertum des Winkelziehers von Bar-le Duc.

Für Deutschland könnte dies alles zur Wende werden. Ich sage k ö n n t e. Mildere Sitten ziehen in die französische Presse ein. Der „Temps" findet, Deutschland bedürfe, um willig zu sein, patriotischer Genugtuungen. Es wird versichert, Herriot wolle in den Räumungs- und Ehrenfragen entgegenkommen. Das hätte weitere Auswirkungen. Die Unterstützung des separatistischen Verbrechertums müßte aufhören. Nach dem Versailler Vertrag wäre im nächsten Januar der Unterrhein zurückzugeben, unter Bruch mit dem nichtswürdigen Vorwand Poincarés, daß die Fristen noch gar nicht zu laufen begonnen hätten.

Ich sage k ö n n t e. Denn auch in Paris ist der Weg zur Hölle mit guten Vorsätzen gepflastert, und der Franzose bleibt immer Franzose. Oft sind auch Worte noch nicht einmal Vorsätze. Herriot hat ja den General Nollet zum Kriegsminister gemacht, einen unserer gehässigsten Anfeinder. Auch begann er sofort dem deutschen „Nationalismus" sein quos ego entgegenzurufen. Er gießt sogar Bitterwasser in den Freudenkelch, woraus unsre Völkerbrüderlichen sich den Rausch von einem Bunde

der Weltdemokratie gegen die blutige Internationale des Nationalismus anzutaumeln im Begriff standen. Was er in der Kammer sagte — las man vor Tische nicht Vieles anders? Die offenbar bewußte Verschwommenheit dieses Programms läßt zum mindesten den Verdacht zu, daß auch er Poincarés letztes Ziel, nur aus Klugheit mit entgegengesetzten Mitteln, will. Des Lothringers Gewalttätigkeit hatte die Entente gespalten, Deutschland in Abwehr geeint; soll nun etwa die Entente geheilt, aber Deutschland gespalten werden? So wird es ratsam sein, erst zu sehen und nur dann zu glauben. Wir sind so oft enttäuscht, ja bewußt betrogen worden, daß solch herber Thomas-Vorbehalt menschlich ist.

Es hat überhaupt Schattenseiten, wenn Frankreich und England so einig werden, wie Macdonald und Herriot im Sinne tragen. Man sucht dann leicht die Freundschaft durch kleine Geschenke zu erhalten. Diese aber kommen allemal aufs deutsche Kerbholz.

Es steigt aus tiefen Quellen, wenn Nollet gerade jetzt wieder über Deutschlands geheime Kriegsrüstungen schreit. Der pazifistische Macdonald ist empfänglich für solche Ohrenbläserei.

Ihm ist es Lebenszweck, den europäischen Militarismus zu zertreten. Es wird ihm eingeplauscht, Frankreich müsse gesichert werden, damit es endlich abrüsten könne. In Poincarés Munde klang dies allerdings hinterhältig, aber einem Herriot glaubt man. Schon erwägt daher die englische Presse wohlgesinnt, ob man nicht zu diesem Behufe das Rheinland einfach „internationalisieren" solle.

Hier kann unser „Nimmermehr" gar nicht früh und schroff genug einsetzen. Wir sehen an der Saar, was die Genfer Aufsicht wert ist. Im Versailler Frieden steht nichts von einem völkerbündisch vergällten Linksrhein. Wollt Ihr, daß wir ihn halten, dann haltet ihn gefälligst selber! Wir sind kein leichtsinniger Kaufmann von Venedig. Um Geld und Gutachten können wir mit Shylock feilschen, niemals um unser Herz. Der freie deutsche Rhein bleibt uns der Ehrenpunkt aller Ehrenpunkte.

* * *

Diesen französischen Entwicklungen sind derweilen die deutschen entgegengesetzt parallel verlaufen. So wie zwei Züge auf der Strecke aneinander vorüberfahren.

Der vierte Mai ergab den Volkswunsch einer weiter rechts gerückten Reichsleitung. Herr Ebert hatte dem zu entsprechen, da die Staatsgewalt nicht von ihm, sondern vom Volke ausgeht.

Allein der Reichspräsident konnte nicht über den Schatten des einstigen Gewerkschaftssekretärs springen. Der Demokrat verstieß gegen die Demokratie, unter emsigem Mittun aller sozialen und bürgerlichen Auchdemokraten. Wochenlang wurde abschreckend gewühlt. Im Reichstag entstand das bildhafte Wort von den parlamentarischen „U-Bootsführern", die gegen jede neue Flagge ihre Unterwassertorpedos schossen. So gelang es, die stärkste Fraktion aus der Regierung fernzuhalten, ob sie gleich in dem Großadmiral v. Tirpitz einen erprobten staatsmännischen Kopf zu bieten hatte.

Allerdings nicht ohne Schuld der Deutschnationalen selber. Das Sachverständigengutachten machte sie gespalten und unfrei.



Sie haben sich im Wahlkampfe schroff dagegen eingestellt. Wirtschaftlich mit Fug und Recht. Denn es ist ein furchtbares Kreuz, das man uns aufbürdet, weil England unseren Wettbewerb und Frankreich unsere Volkskraft niederhalten will. Allein — wie im vorigen Tagebuche schon angedeutet —, haben bei unserer Zwangslage wirtschaftliche Dinge auch ihre politische Seite, und die Lehre vom kleineren Übel gewinnt zwingende Kraft. Wir können ja gar nicht, wie wir müßten. Der Grundfehler wurde an jenem schwarzen neunten November begangen und in Versailles wiederholt. Nun gilt's zu schlucken, was wir uns eingebrockt.

Es ist schlimm, wenn der Feind Herr wird über unsere Eisenbahnen, über unsere Währungs- und Diskontpolitik; schlimmer aber gewiß, wenn er Herr bliebe über Rhein und Ruhr. Es ist besser, ganz Deutschland trägt die Last, als durch Regie und Micumfron das besetzte Gebiet allein. Das Gefühl des Ausgesogenwerdens und der Sündenbockrolle würde dort rasch zu Reichsverdrossenheit und Separatismus führen.

Wer im Eisen liegt, der seufzt danach, wenigstens der Fußschellen ledig zu werden. Unsere Not schreit zum Himmel. Die Bankerotte häufen sich zum Erschrecken, die Industrie ist eingefroren; bei unserer Bettelarmut können nur fremde Kredite sie wieder auftauen. Die aber erhalten wir einzig auf dem Wege über das Gutachten. Anderenfalls sehen wir neuer Geldblähung, krachenden Zusammenbrüchen, gewachsener Arbeitslosigkeit und damit dem Bolschewismus entgegen. Die ganze Welt aber sieht darin wieder nur die gerechte Strafe für unseren „bösen Willen".

Damit soll keiner Diktatannahme das Wort gesprochen sein. Das Gutachten ist widerspruchsvoll und bedarf aufmerksamer Durcharbeit, bevor es auch nur Versuch werden kann. Vor allem müssen die Zahlungen begrenzt werden. Vor *jeder Unterschrift* stehen ferner die Ehrenpunkte: Rückkehr der Ausgewiesenen, Freigabe der Gefangenen, Räumung aller über den Versailler Vertrag hinaus besetzten Gebiete.

Durch Macdonald und Herriot hat sich unsere Außenlage immerhin gebessert, ein schroffes Nein würde uns den sofortigen Rückfall in die Zeit der Diktate und Sanktionen bringen, zur Freude der Diehards und des Poincarismus.

Weitsichtige Deutschnationale sehen dies ein. Auch Helfferich, trotzdem er das Gutachten ein zweites Versailles nannte, hätte sich dem kaum entzogen. Aber sie drangen in der Fraktion nicht durch. Man war gebunden durch die scharfen Urteile, denen die Partei ihre Wahlerfolge dankte. Man scheute sich, die Wähler zu enttäuschen und fürchtete Rückschläge, nachdem man sich mit Zusagen so stark übernommen. Demgemäß erzwang man sich auch den gebührenden Anteil an der Regierung keineswegs mit dem Kraftwillen Herriots gegen Millerand, erschwerte vielmehr den Zutritt selber durch unerfüllbare Vorforderungen. Ein Regierungswechsel in Preußen ist gewiß drängend, Severing auf die Dauer unerträglich. Allein nur die neuen Landtagswahlen können ihn schaffen; nicht das Reich, von dem er gerade gefordert wurde. Zwischen lautem äußeren Anspruch und leisem inneren Widerstreben wurde daher die Partei zu einem Beweisstück für Fichtes Wort, der Deutsche könne nie ein Ding für sich allein, er müsse immer zugleich auch das Gegenteil wollen.

Was nun? Drei Maiwochen wurden verkriselt. Bei gleichem Endziel konnten Mißhelligkeiten nicht eingeebnet werden, die doch nur in dem Wie wurzelten.

Ein Bürgerblock war Gebot der Stunde. Und dennoch wurde er zerschlagen. Es blieb das alte Kabinett, dessen Boden stets schmal war, durch die Wahlen indes noch schmaler geworden ist. Seine kleine Koalition kann ohne die stille Teilhaberschaft der Sozialdemokratie nicht leben. So hätten wir also in Wahrheit die große Koalition wieder, die im vorigen Herbste Stresemanns Kanzlerschiff binnen vier Wochen auf den Strand setzte.

Eine Karikatur des „Vorwärts" stellte jüngst unser Reichsregiment als ein Karussell dar, auf dessen Holzpferdchen sich die Staatsmänner kreisend tummeln. Ein Stachelreim half dem Verständnis weiter nach:

„Seht doch, seht doch, wie sich's dreht
Und dann endlich stille steht.
Und dann ist und dann ist
Alles, wie's gewesen ist."

Der Spott greift ans Herz, weil er so berechtigt ist. Denn war dies etwa der Maiwahlen bitterernster Sinn?

* * *

Der Parlamentarismus ist zu keiner Frist die Patentlösung einer Staatsform gewesen. Sogar in seinem Mutterlande nicht. Frankreich trat in die englischen Fußstapfen und trat sie auch noch schief. Bei uns gar haben Freiheitsrausch und Buchstabengläubigkeit selbst seinen innersten Vernunftkern in Unsinn verwandelt.

Eine fünfjährige Erfahrung liegt hinter uns. Wir erlebten mehr Krisen als Ruhepunkte. Siebzig Reichsminister wurden verbraucht. Der Kanzler hat achtmal, das Äußere sogar neunmal gewechselt. Und wie haben diese vielen Köche den Brei verdorben! Was sind uns für höllische Latwergen hineingerührt worden! Diktatschreiberei: Erfüllungspolitik, Zwangswirtschaft, Notenpresse! Das horazische Wort, daß die Achiver büßen müssen, wenn die Könige Dummheiten machen, gilt auch dort, wo es gar keine reges, sondern nur Volksbeauftragte gibt. Ja dort sogar erst recht.

Gewissen ist keine Massentugend. Nichts schwächt das Verantwortungsgefühl mehr als der Parlamentarismus. Der Sondervorteil will als Allgemeinwohl erkannt sein, und „die Politik wird zur Förderung des Privatgeschäftes mit anderen Mitteln."

Mit dem Geiste sinken die Formen. Wieviel würdiger war doch unser Parlament, als wir noch keinen Parlamentarismus hatten! Der Ordnungsruf galt als Makel; Bamberger war zerknirscht wie ein Primus, der einmal vorbeihieb, als ihn nach dreißigjähriger Abgeordnetenschaft der erste ereilte. Selbst die Proletarierführer Bebel und Liebknecht-Vater hätten jedes proletarische Wesen als würdewidrig abgelehnt.

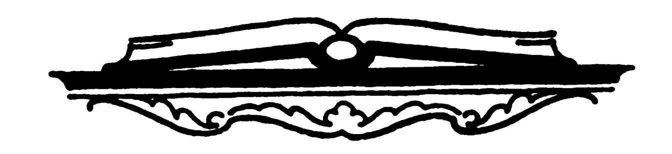
Während des Krieges noch zeigte man mir in der Sobranje zu Sofia lachend einen Kommunisten, der aus Parteigrundsatz nie einen Hemdkragen umband. Sogar in Halbasien galt er als eine putzige Kruke. Heute hat er im deutschen Prunkhaus am Königsplatz 62 Gesellen, die sich durch gleichen Abscheu vor weißer Leibwäsche gesinnungstüchtig auszeichnen. Lauter Erwählte unseres freiesten Wahlrechtes der Welt; die wenigsten viel über zwanzig.

Wie eine Schar wilder Wandervögel marschierten sie in den Sitzungssaal. Im Schwitz- oder Russenhemd, kniefreien Hosen, Bauchriemen und Bauernstiefeln, mit wirrem Langhaar, aber Zigarette oder Stummelpfeife im grinsenden Munde. Bald zeigten sie auch musikalischen Drang auf Autohupen, Kindertrompeten, Trillerpfeifen, Hausschlüsseln und Pultdeckeln. Nicht minder in der Ludersprache der Kaschemme erprobten sich Scholem, Katz und Gespanschaft als eingeborene Meister unter dem gellenden Mitgekreische von Ruth Fischer und Rosi Wolfstein. Die Fremdherrlichen in der Diplomatenloge sperrten Ohr und Auge auf. Am nächsten Tage ergingen ihre farbigen Berichte über diese Kasperlemephistos und ihr verruchtes Possenspiel an der Stätte, wo über Deutschlands herzzerreißendes Geschick beraten werden sollte.

Der Deutsche Reichstag aber hat sich durch diese Schlingeleien sprengen lassen. Die deutsche Reichsregierung hackt die kalte Teufelsfaust nicht ab, die sich uns allen vernichtungsgierig entgegenballt. Der „Bund der roten Katzen" arbeitet mit Dolch, Handgranate, ja Cholera- und Typhuskeimen, allein seine Drahtzieher genießen Immunität und Tagegelder. Wagt niemand, dies prahlende Verbrechertum, das sich rühmt, außerhalb der Gesellschaft zu stehen, nun auch wirklich außerhalb der Gesellschaft zu stellen?

In seinem neuen Buche erinnert Oswald Spengler an ein Geiselgesetz der Französischen Revolution, wonach für jeden Anschlag auf einen Jakobiner vier Leute der Gegenseite mit dem Leben büßten. Ungeheuerliche Zeit heischt ungeheuerliche Heilmittel. Wenn der Defaitismus nach außen nicht auch einen Defaitismus im Innern erzeugt hätte, dann gäbe es längst bei uns ein ähnliches Gesetz — und der Räte-Lümmel wäre zahm. In irgendeiner fest zugreifenden Weise muß sich jedenfalls der Reichstag zu schützen wissen. F. H.

(Abgeschlossen am 23. Juni 1924.)





Schuldfrage und neutrale Kommission

Eine Betrachtung aus dem norwegischen Blatt „Morgenbladet Söndagsavis" (5. April 1924) verdient auch bei uns Berücksichtigung.

Bedauerlicherweise hat sich die deutsche Öffentlichkeit noch nicht genügend mit dem Buche beschäftigt, das unlängst der Norweger Herman Harris Aal, Mitglied der neutralen Kommission zur Untersuchung der Weltkriegsursache und der damit zusammenhängenden Schuldfrage, herausgab.

Das Buch trägt den Titel „The Neutral Investigation of the Causes of War", erschienen bei „Forfatternes forlag" in Kristiana.

Herr K., der kenntnisreiche außenpolitische Schriftleiter des genannten Kristianiablattes, gibt nun diesem Buche in seinem Blatt folgendes Geleite:

Einen „Essay über der Großmächte Kriegspolitik und über der Kleinnationen Rechtspolitik" nennt der Verfasser sein Werk. Es befaßt sich 1. mit der Aufgabe, welche der neutralen wissenschaftlichen Kommission, die sich in Kristiania am 28. Dezember 1921 gebildet hat, obliegt; 2. mit den Angriffen auf diese. Sie rühren wesentlich von einer Seite her, die in diesen Arbeiten nur ein verstecktes deutsches Unternehmen sehen will. Vor allem ist es Poincaré, der diese Auffassung bekundet und erklärt hat, daß keinerlei Kommission von Personen aus neutralen Ländern erlaubt werden kann, den 231. Artikel des Versailler Friedens umzustoßen.

Es liegt nun, sagt der Verfasser, eine Notwendigkeit vor, Rechenschaft darüber abzulegen, auf welchen Grundlagen die eingesetzte Kommission beruht, ferner die Ziele zu zeigen, welche sie vor Augen hat; weiter auch die damit zusammenhängenden historischen Umstände umfassend zu erörtern, daß die Wahrheit nicht verschleiert werden kann. Und diese Aufgabe versucht er zu lösen. — Ob ihm dies ganz gelungen ist? Für diese Beurteilung hält sich der Schreiber des Geleitsworts nicht für kompetent genug. — Es ist ja nicht so ganz leicht, die Wahrheit so klar darzustellen, daß sie alle sehen. Auf jeden Fall muß aber das zugegeben werden: der Verfasser ist seinem Ziel sehr nahegekommen. Er behandelt einen großen Stoff, und er hat ihn derart zurechtgelegt, daß gewiß viele seiner Leser zu einem vernünftigen Verstehen der Ursachen des Weltkrieges gelangen werden. Sie werden auch zu klareren Begriffen darüber kommen, daß die bisher übliche Auffassung „von der großen Schuldfrage" vielleicht trotzdem eine Revision erheischt. Indessen macht es der Verfasser ganz klar, daß die Schuldfrage auf keine Weise durch den Artikel 231 des Versailler Friedens, welcher alle Schuld auf Deutschland und seine Verbündeten legt, gelöst wird.

Der Verfasser macht einen zuerst bekannt mit den Belangen der großen und der kleinen Staaten. Der Bürger einer Großmacht ist selbstverständlich dazu geneigt, sein Nationalgefühl mit imperialistischen Träumen und Bestrebungen zu verbinden. Der Bürger eines kleinen Staates dagegen findet das Ziel seines politischen Denkens in der Freiheit. Deshalb hat ein großer Staat auch die Neigung, Macht für Recht anzusehen, während ein kleiner oft darauf angewiesen ist, im Recht allein seinen Schutz zu suchen.

Dieses Verhältnis machte sich auch unter dem großen Krieg geltend. Die Großmächte schienen der Auffassung zu sein, daß ihre Belange das wichtigste für alle und jeden sein

müßten, und daß die Neutralen keineswegs das Recht hätten, darüber zu befinden, was ihren eigenen Interessen und ihrer eigenen Wohlfahrt am dienlichsten wäre.

Es ist nun an der Zeit, meint der Verfasser, daß die Politiker der kriegführenden Länder einsehen, daß diese Betrachtungsweise nicht länger Geltung hat. Die eine Gruppe der Kriegführenden hat ja nach ihrer ausdrücklichsten Aussage für die demokratischen Grundsätze und für das Beste der kleinen Nationen die Waffen ergriffen— d. h. für die Anerkennung der Gleichheit von großen und kleinen Staaten. Da die Gruppe, welche sich zu diesem Gedanken bekannte, siegte, so folgt hieraus der logische Schluß, daß diese demokratischen Grundsätze nun internationale Gültigkeit erlangt haben. Zahlreiche Erklärungen der neutralen Staatsmänner zeigen, daß diese sich ohne Vorbehalt zum Rechtsprinzip bekannten und auf dieser Grundlage die Sympathien der neutralen Kleinstaaten gewannen.

Aber die am 25. Januar 1919 von den Alliierten eingesetzte Kommission, welche den Verantwortlichen am Krieg und die Strafe für diesen festlegen sollte, war in keiner Weise in Übereinstimmung mit diesem Rechtsprinzip — sie stand im Widerspruch mit den fundamentalsten Rechtsregeln, wie z. B. daß keiner Richter in eigener Sache sein kann, und daß man keinen verurteilen kann, ohne ihn vorher gehört zu haben usw. Erwähnte Kommission hatte auch kein einziges Mitglied von einem Lande, das nicht direkt an der Sache beteiligt war. Das Resultat der Arbeit dieser Kommission war der erwähnte Artikel 231, welcher sagt: „Die alliierten und assoziierten Mächte erklären und Deutschland erkennt es an, daß Deutschland und seine Verbündeten schuldig sind an all dem Schaden und all den Verlusten, welche die alliierten und assoziierten Mächte infolge des ihnen von Deutschland und seinen Verbündeten aufgezwungenen Krieges erlitten haben."

Der Verfasser weist darauf hin, wie dieser Artikel schon aus rein formalen Gründen unhaltbar ist. Die Anerkenntnis wurde von Deutschland erzwungen durch eine Blockade, die über den Waffenstillstand hinaus fortgesetzt wurde, und die bis Dezember 1918 Deutschland über 760000 Menschen das Leben gekostet hatte. (Leicht vergeßliche Deutsche, vergeßt dies nie! Anmerkung des Übersetzers.)

Aber der Verfasser legt auch dar, wie seit jener Zeit zahlreiche neue Tatsachen ans Tageslicht kamen, welche beweisen, daß auch die faktischen Grundlagen des Artikels 231 schwanken. Er bezieht sich auf zahlreiche Aktenstücke und auf zahlreiche Äußerungen von Staatsmännern der Alliierten in Zeitungsartikeln, Memoiren und Reden, woraus deutlich hervorgeht, daß Deutschland und seine Verbündeten auf keine Weise allein die Schuld am Ausbruch des Weltkrieges tragen, und daß auch genug Kräfte im anderen Lager waren, die auf den Krieg hinarbeiteten. Er macht uns bekannt mit Rußlands jahrelanger Korruptionspolitik auf dem Balkan, besonders in Serbien, wo alle Kräfte gegen Österreich-Ungarn in Bewegung gesetzt wurden, ferner mit den mancherlei Verfälschungen in den Kriegsbüchern der Entente — z. B. dem englischen Blau- und dem russischen Orangebuch und mit Iswolskys bloßstellendem Schriftwechsel. Er behauptet auch, daß der Nachrichtendienst der Alliierten schon im voraus um den gegen Erzherzog Ferdinand geplanten Mord wußte.

Ein besonders interessantes Kapitel widmet der Verfasser dem tatsächlichen Auftreten der alliierten Mächte während des Krieges. Es stand in allen Stücken im Gegensatz zu den Idealen und Grundsätzen, zu welchen sie sich jeden Tag bekannten. Die Behandlung der kleinen Staaten war derart, daß diese faktisch ihrer Souveränität beraubt und auf vielen Gebieten zu Vasallen der kriegführenden Großmächte erniedrigt wurden. Aber nichtsdestoweniger gelang es der Entente, die öffentliche Meinung in den neutralen Ländern hinters Licht zu führen, dank einer zwar rücksichtslosen, aber geschickten Propaganda. In dieser Beziehung ist zu merken, daß Wilsons berühmte 14 Punkte auf Bestellung des amerikanischen Propagandachefs in Rußland, Edgar Sisson, für Propagandazwecke in Rußland und Deutschland fabriziert wurden. Es ist klar, meint

der Verfasser, daß es noch weiter notwendig ist, nach der Wahrheit bezüglich des Ausbruchs des Krieges zu forschen, und man sollte es mit Freude begrüßen, wenn eine Kommission neutraler Wissenschaftler es unternimmt, dies zu tun. „Eine solche neutrale Untersuchung will eine Verteidigung des Gewissens ehrenhafter Männer sein gegen die Tyrannei der großen Mächte.“

Dr. Aals Buch ist wert, von vielen gelesen zu werden, nicht zum mindesten deshalb, weil es zum Nachdenken über die angeführten Fragen anregt. Es kann vielleicht in Einzelheiten angegriffen werden und ist nicht ganz frei von Mißverständnissen, aber die Darstellung ist lebend und spannend. Fängt man mit ihm an, so legt man es nicht so leicht weg. G. H.

*

Von norwegischer Liebestätigkeit

Wir alle wissen, wie nach dem Kriege unsere nordgermanischen Brüder sich insbesondere unserer Kinder in warmherzigster Weise angenommen haben. Besonders den Schweden wurde dabei mannigfacher Dank ausgesprochen. Hier soll nun vom norwegischen guten Herzen ein wenig erzählt werden, weil der Verfasser etwas Einblick in Norwegens Liebestätigkeit besitzt.

Norwegen ist kein reiches Land. Infolge einer unvorteilhaften Handelspolitik gegenüber Spanien und Portugal war in den letzten drei Jahren die Fischerbevölkerung, besonders des nördlichen Landes, in einen andauernden Notstand geraten, der schwer auf dem ganzen Lande lastete. Trotzdem öffneten sich ihre Heime unseren unterernährten Kindern; trotzdem gab, praktisch gesprochen, jedes Haus, jeder Hof Kleider, Schuhe, Nahrungsmittel, wenn für unsere Unglücklichen gesammelt wurde; und nicht wenig kam gerade aus dem armen Nordnorwegen, wo es eine stehende Redensart ist: Es ist keiner so arm, daß er nicht einem noch Ärmeren helfen könnte.

Unser Dank für sein menschenfreundliches Wirken muß sich vor allem an das Norwegische Hungersnotkomitee richten, an dessen Spitze die Herren: Advokat Aage Schou, Emil Fröen, die Theologin Fräulein Valborg Lerche, Forstmann Nicolay H. Knudtzon, Konsul C. Möller, Kapitän Thor Anker, Rittmeister Fougner, Premierleutnant Munthe Kaas stehen.

Von dem Hungersnotkomitee ist insbesondere der Gutsbesitzer Herr Elef Ringnes jun. persönlich mit uns in Berührung gekommen. Seine liebe Gestalt wird so vielen deutschen und österreichischen Kindern, Eltern, Lehrern und Lehrerinnen in dauernder Erinnerung bleiben. Unermüdlich war er im Organisieren der Hilfszüge, des Hilfspersonals für die besonders notleidenden Gebiete bei uns und im österreichischen Bruderland. Vollgepackt mit reichen Liebesgaben rollten seine Züge nach Berlin und Wien; zurück kamen dann diese Züge mit den unterernährten deutschen und österreichischen Kindern.

Nur so einige Stichproben aus diesem Jahre mögen hier folgen. Gedacht sei hier, was derselbe „Papa Ringnes“ an den Kindern der ehemaligen Kadettenschule in Potsdam getan hat. Nicht unerwähnt sei auch die Fortsetzung der sog. Quäkerbespeisung (3500 Kinder in 4 Monaten in 8 Schulen und 2 Versammlungssälen in Berlin.)

Der norwegische Hilfsausschuß hat ferner 5 Ferienkolonien in Deutschland übernommen. Vom 14. April d. J. ab sollten 2500 deutsche Kinder nach Norwegen verbracht und dort verpflegt werden.

Ausgeteilt wurden 700 Paar Schuhe; 500 Kinder bekamen Unterkleidung und teilweise auch neue Kleider.

In einem Kindergarten in Berlin werden 50 Kinder unter Tags ganz unterhalten, während deren Mütter auf Arbeit gehen.

Liebespakete wurden geschickt: 18000 kg Kleider, 35000 kg Eßwaren und Fettstoff und zirka 200 Tonnen Lebertran, ferner 2000 Kisten verschiedene andere Liebesgaben an bestimmte Anschriften.

Man muß aber ja nicht glauben, daß sich hiermit die echte norwegische Hilfsfreudigkeit erschöpft hat. Die norwegischen Pflegeeltern unserer Kinder lassen es sich nicht nehmen, der Eltern und Geschwister ihrer Pfleglinge zu gedenken, und es sind nicht wenig deutsche und

österreichische Kinder, die eine neue Heimat im Norden gefunden haben.

Bei diesen kurz erwähnten Tatsachen (gewissermaßen amtlicher) norwegischer Liebestätigkeit ist es aber durchaus nicht geblieben. Man muß jene Deutschen hören, die in Norwegen Freunde und Verwandte haben, wie schön sie bedacht worden sind. Zahlen lassen sich darüber nicht aufstellen; sie wären wohl den edlen norwegischen Spendern, die so gerne in der Stille helfen, recht unangenehm. Dem Schreiber dieses ist eine geborene Norwegerin in einer süddeutschen Stadt bekannt, die ab und zu kleine Schilderungen aus der deutschen Wirklichkeit in einem norwegischen Blatt veröffentlicht. Kürzlich erzählte sie mir, sie habe so ein „Ölkrüglein von Sarepta". „Wie denn?" fragte ich. „Nun," erwiderte sie, „meinen norwegischen Hilfsfonds! Immer, wenn er leer geht, da sickert aus der nordischen Heimat wieder neues ‚Öl' nach, und zwar aus allen Kreisen der Bevölkerung."

Angedeutet sei hier nur Nansens großes russisches Hilfswerk, die norwegische Armenier- und Griechenhilfe usw. Auch wenn sonstwo in der Welt Not und Elend ist — gleich ist der Norweger bereit, liebevoll seine Hand den Unglücklichen zu reichen, und wir haben allen Grund, den wackeren Norwegern neben den anderen nordgermanischen Brüdern und Schwestern und braven Finnländern von Herzen dankbar zu sein. G. H.

*

Wilhelm von Scholz

Auf zwei wichtigen und tragenden Überlieferungen beruht die ernste und reife Kunst des Fünfzigjährigen: auf deutscher Mystik und Romantik. Immer wieder schöpft er aus diesen urdeutschen und lauteren Quellen. Und darum empfindet man immer Wachstum und strebendes Verlangen; kein leeres, überhastetes Davonströmen, Dämmebrechen, sondern ein weises Lauschen, Betrachten, Sichversenken. Ohne Zweifel: Wilhelm von Scholz gehört unter die wenigen neuzeitlichen Dichter, bei denen kein irres Experimentieren verstimmt, die nicht in hallenden Worten und ausgreifenden Gebärden ihre Erfüllung suchen — wo immer man seine Werke aufschlägt, wird man umworben von besinnlicher Stille, von einem Gelöstsein, das gerade heute so schmerzlich selten und erwünscht geworden. In den Versbüchern webt es wie jener Glanz, der manchmal beim Niedergehen der Sonne zu gewahren ist, von jenem Dufte, der unwirklich, namenlos die Dinge umspinnt und sie fremd und weit werden läßt. Darum ist auch das eigentlich Liedhafte nur selten gelungen; aber in der Erkennung und Durchseelung des Landschaftlichen ist mitunter letzte, entzückende Vollendung erreicht; die Sprache hat trotz aller Abstraktion immer ein seltsam Körperhaftes, Ureigenes bewahrt. Raum und Zeit, Schlummer und Wolke — stets von neuem sucht der Dichter sie zu bannen; vor allem die unsägliche Erscheinung des Raumes bleibt ihm ein groß bestauntes Wunder, dem er liebend und prüfend nachgeht. Diese tiefe Symbolik läßt gerade die Lyrik für Scholz so recht ein Gebiet innerster Erfahrnis werden, und darum tut man gut, wenn man auch die übrigen Werke immer unter diesem Gesichtspunkte wertet und betrachtet. Denn es ist ja das Drama, dem des Dichters vornehmlichste Bemühungen gelten; nicht nur in theoretischen Schriften, namentlich auch über Hebbel, hat er Grund und Wesen dieser Kunstübung zu erforschen versucht, — er hat immer wieder um Erfolg gerungen, unermattet, rastlos, mit überzeugendem Eifer. Zunächst noch ganz auf sagenhaft-mythischem Gebiete. „Mein Fürst", „Der Besiegte" sind durchaus für eine intime, stille Bühne berechnet. „Der Gast", eine seiner deutschesten, innerlichsten Schöpfungen, zeigt schon völlig die gotische, fragende, aufsteigende Gewalt und die raunende, weisheitsvolle Sprachfülle, um deretwillen gerade dieses Spiel manchem Leser besonders teuer sein wird. Im „Juden von Konstanz" stellte sich der Dichter völlig auf den Boden der Tragödie, ließ reifen, was er an Früchten vom Baume der Theorie gesammelt hatte. Und mag auch im einzelnen noch manches Problem ungelöst geblieben sein, so wird man doch empfinden, daß es nur sehr wenige neuzeitliche Dramen gibt, die an Wucht und Wollen die-

sem gleichkommen. Späterhin, besonders in „Meroë", mag freilich allzu starke Reflexion am Werke gewesen sein; aber man wird sich niemals dem strengen Ringen verschließen können, das auch in minder geglückten Dramen zu verspüren bleibt. So erschienen namentlich die heiteren Versuche, wie „Doppelkopf" und „Vertauschte Seelen", ein wenig schwer, immer aber durchflochten von funkelnden, flimmernden Episoden und geistvollen Beziehungen. Besonderen Erfolg erreichte das abseitige, weihevolle Mirakelspiel „Das Herzwunder" und „Der Wettlauf um den Schatten", ein sorgsam zugespitztes, fesselndes Spiel, aber doch eben ein Spiel; vielleicht trotz aller Verhangenheit allzu vordergründlich in der Ausführung.

Abgesehen von den mannigfachen Sammlungen literarischer Aufsätze („Der Dichter", „Die unsichtbare Bibliothek"), vor allem auch den Reiseschilderungen („Der Bodensee", „Reise und Einkehr", „Städte und Schlösser") verdienen besonders die Erzählungen ein Wort der Würdigung. Vielleicht ist hier dasjenige Gebiet, auf dem sich Scholz am reinsten und erfolgreichsten wird betätigen können. Er weiß spannend und geruhsam eine Handlung auszubreiten; er gibt überall geheime, verheißende Ausblicke und Einsichten; er umspinnt mit dem Zauber des Ungesagten und bleibt doch immer gegenwärtig und beständig; die beiden Bände gesammelter Novellen gehören unbestreitbar zum bleibenden Gut neuerer epischer Literatur und werden bei besinnlichen Lesern dankbare Bewunderung finden.

Der Verlag Walter Hädecke in Stuttgart hat eine würdige fünfbändige Ausgabe der „Gesammelten Werke" erscheinen lassen, sowie „Das Scholz-Buch", eine gute und sehr empfehlenswerte Auswahl aus dem reichen Schaffen des Dichters, das eine nützliche und weisende Einführung bietet.

Der Fünfzigjährige möge in rüstiger Schöpferkraft und -fülle sein Werk fördern und erweitern; die Gefolgschaft der Besten wird ihm sicher sein! Er, der niemals „modern" gewesen, wird gerade darum ein Dauernder sein!

E. L. Schellenberg

*

An der Wende

Zwei Romane jüngster Dichter! Wendezeiten der Menschheit haben die Dichter von jeher gereizt. Hier finden sie alle Vorbedingungen zum Schaffen vor: reichbewegte Handlung, dramatisch zugespitzte innere und äußere Vorgänge und aussichtsreichen Schluß nach glücklich entschürztem Knoten.

Freilich muß sich die ebenbürtige Gestaltungskraft dazufinden. Juliana v. Stockhausen, eine Junge, Neue, hat sie. Die Dreiundzwanzigjährige schuf in ihrem vierten Roman: „Die Soldaten der Kaiserin" (bei Kösel & Pustet in Kempten und Regensburg 1924) mit der literarischen Verherrlichung der großen Gegenspielerin des Fridericus rex zugleich das riesige Zeitbild einer Weltwende. Aus dem Zeitalter des Absolutismus und der Bigotterie leitet ihre junge, feurige aber sichere Kunst hinüber in die neue Zeit Josephs des Deutschen, des Guten; freilich über viel Schmerz, Zorn und Kampf der Geister. Auf einer schmalen, schwanken Brücke finden sich alte und neue Zeit zu zaghaftem Bunde, der uralte ewige Kampf der Väter und Söhne, dem Turgenjew für das Rußland seiner Zeit den klassischen Ausdruck gab, kehrt im großen Rahmen des zeitlichen Hintergrundes einer Weltwende als Hauptmotiv der heldischen Gegenspieler mit Vorliebe wieder. Er fehlt auch in Georg Julius Petersens Nordmark-Roman „An der Wende" (bei Fr. W. Grunow in Leipzig) nicht. Hier die kämpfende Löwin Maria Theresia, die ihren auf Gottes- und Obrigkeitsfurcht aufgebauten Staat vom eigenen Sohn zertrümmert sieht. Dort der glatte Reeder Dorn und sein ernster, ganz herber Sohn. Hier der Kampf um das deutsche Schleswig, dort um das habsburgische Kronland. Und hier wie dort: Germanen gegen Germanen! Dort das Staatsschiff Habsburgs, das vor dem überlegenen Genie des Preußenkönigs trauernd die Segel streichen muß; hier das glückhafte Schiff, der Riesendampfer des aufblühenden Flensburgs — die „Schleswig" — Symbol und Schicksal im Namen führend: von feindlicher Macht zum Ablieferungsschiff ausersehen, den Flensburgern zum Hohn zu-

rückkehrend als die „Gleswig". Der Väter Schuld, der Söhne Buße!

Neben diesen stofflichen Ähnlichkeiten gibt es freilich zwischen der adeligen Westfälin aus alter Soldatenfamilie und zwischen dem ruhigen, schmucklosen Norddeutschen kaum Parallelen. Die Stockhausen, glühender und mit einer geradezu männlichen Gestaltungskraft begabt, geht viel inbrünstiger ans Werk. Ihr steht die Gabe des rhythmischen Wortes in erstaunlichem Maße zu Gebote. Ihre Bilder sind farbenprächtig, kühn und voll satter Leidenschaft. Ihr Ideal ist der heroische Mann, das königliche Weib. Ihre Gestalten sind erfüllt von Blut und schreiten wuchtig durch die Geschehnisse hin. Der Georg von Frundsberg in ihrem dritten Roman, „Die Lichterstadt" (Rom), ist so ein heldischer Kämpe: furchtlos, treu und gottesfürchtig. Gläubige Katholikin, hält die junge Dichterin sich doch von dem Fehler ihres bewunderten Vorbilds, der Handel-Mazzetti, frei: ihre hohe Kunst zur Proselytenmacherei und Glorifizierung der einen rechtgläubigen Kirche einzuspannen. Wohl liebt sie ihren Glauben und räumt ihm seinen Platz ein; aber zuoberst ist sie Künstlerin und glühende Deutsche. Ihr Roman aus dem sterbenden pfälzischen Barock, „Brennendes Land" — eine Leistung der Einundzwanzigjährigen! — ist ein einziger Ruf der Empörung über das schänderische Frankreich des vierzehnten Ludwig.

Wir müssen uns diese große und reine Kraft merken, denn von ihr ist bei eisernem Fleiß, glühender Verinnerlichung und hohem Ernst noch viel Gutes für die deutsche Kunst zu erwarten. Georg Julius Petersen wird freilich noch den Beweis zu erbringen haben, ob er über diesen sehr guten Unterhaltungsroman hinaus seine weiteren Stoffe aus dem Gegenständlichen in die höhere Sphäre reiner Kunst zu entrücken vermag. Hans Schoenfeld

*

Schonungslose Lebenschronik

Erinnerungen eines Lebenden von Bedeutung gleichen dem zweischneidigen Schwert. An ihnen kann der, der die Waffe führt, leicht sich selber ritzen. Das gilt auch von dem Buche des fünfzigjährigen Kurt Martens. Wenn er sich zu einer rückhaltlosen Darstellung seines Lebens bis zum ersten großen Abschnitt (dem dreißigsten Jahre) entschloß, dann zumeist deshalb, weil er mit der Zeit und Umwelt abzurechnen wünscht, die ihn formte. Er geht scharf ins Gericht mit ihr; sie aber auch mit ihm. Das hat er kaum gewollt.

Schonungslose Lebensbeichte ist wohl gut; aber man macht sie besser im stillen Kämmerlein und mit sich selber ab. Es gibt vor den Mitmenschen eine Grenze des Offenherzigen. Wird sie überschritten, ist der Eindruck peinlich und richtet sich gegen den Bekenner. Dieses Gefühl wird man auch bei der Martensschen Lebenschronik nicht los. (Im Rikola-Verlag zu Wien und München ist sie im Jahre 1923 erschienen.)

Daß sich der Schriftsteller Kurt Martens vornehmlich an ethisch ernste Leser wendet, glaubt man ihm bei dem Ziele, das er in seinen Büchern aufstellt, gern. Die Auflagenhöhe läßt aber leider die Vermutung zu, daß der Absatz dieser peinlichen und perversen Lebensbeichte eines dekadenten Jungen von Stand mehr in jenen Kreisen des Großstadtpublikums zu finden ist, die obszöne und delikate Dinge von der Art der Martensschen Pensions- und Internatsgreuel als Leckerbissen empfinden. Der Erzieher Martens kommt somit kaum zu dem erwünschten Erfolge: das junge Deutschland von heute zu warnen, indem er ihm den Spiegel des jungen Deutschland von damals vorhält. Nebenbei bemerkt sind jene sächsischen, pommerschen und Berliner Jugendlasterhöhlen, genannt Auch-Pädagogium, auch damals nur vereinzelt geblieben. Aus meiner eigenen Alumnatszeit auf einer der drei bekannten Fürsten- und Landesschulen, wo einhundertvierzig Zöglinge inzwei großen Schlafsälen dicht beieinander lagen, habe ich während meines sechsjährigen Internats auch nicht einen Fall krankhafter Knabenliebe erlebt. Die Folgen wären ja nicht auszudenken gewesen. Martens hat also besonderes Pech und besondere Veranlagung gehabt, die aber doch nicht zu verallgemeinern ist. Schlimm ist unsere Jugend um die Jahrhundertwende wohl gewesen in äußerer Vergröberung und

laszivben Gedanken und Worten, das habe ich ja in meiner Betrachtung über Mannesreinheit (im Türmer-Jahrgang 1922), nicht ohne Widerspruch zu finden, bekannt. Aber so arg war sie doch nur zu geringen Teilen. Im Falle Martens erklärt sie, wie er zum Dichter des verpönten „Romans aus der Decadence" und zu einer Art deutschen Balzacs ward.

Der Geist, in dem Memoiren geschrieben werden, wandelt sich zwar mit dem Geschmack der Jahrhunderte, aber doch nicht so sehr als andere Prosaschöpfungen. Der Takt zieht die ziemlich enge Grenze, unberührt von Zeit- und Modeanschauungen. Die Casanova und Konsorten beweisen die eine Ausnahme: Eitelkeit, Lust am Kitzel und Sinn fürs Geschäftliche sind hier die unschönen Zweckmittel. Verfallen Lebenserinnerungen diesen Fehlern, dann sind sie natürlich nichts weiter als Machwerke. Dieser Makel mag für Kurt Martens persönlich nicht gelten. Sein Ideal, die Menschheit und sein Deutschland besser zu machen, ist ernst und hoch genug. Es bleibe aber dahingestellt, ob mit höchst subjektiven Anschauungen (mit Antimilitarismus und ätzendem Spott gegenüber dem Gesellschaftsleben oder der geistigen Einstellung in Dingen des Staatsbürger- und Berufstumes) dieser edle Zweck erreicht oder nicht gar geschädigt wird.

Wie man sehr persönlich schreiben und einen Zeitraum von zwei Menschenaltern mit eigenen Augen und Sinnen zu erfassen vermag, ohne schonungslos — also zu offenherzig — gegen sich und die Mitwelt zu werden, das zeigt das etwa gleichzeitig erschienene Buch des sechzigjährigen Rudolf Huch, „Aus einem engen Leben". Der bescheidene Bruder der Ricarda trachtet beinahe ängstlich, sein liebes Ich aus den Erinnerungen herauszulassen. Um so liebevoller wendet er sich der Ausmalung von Menschen und Dingen zu, die zu seinem Leben mehr oder minder bedeutsam in Beziehung traten. Darum ist das Kolorit, das seine Lebensbilder aus dem akademischen, literarischen und gesellschaftlichen Deutschland der letzten Jahrzehnte atmen, um so frischer. Der Humor und auch die Resignation in Dingen des Problems „Leben", der das menschlich wie dichterisch bedeutsame Buch durchgeistigt, schmeckt nach dem Braunschweiger Landsmann Wilhe Raabe. Die vielen Anekdoten deuten auf Huchs feinste Begabung (kennt er sie?). Und so verleiht die weise und noble Selbstbeschränkung dem Buch einen Reiz und eine Vielseitigkeit, die beim Leser gar nicht das Gefühl eines Lebens in der Enge, sondern in der Fülle erweckt. Berührungsflächen mit dem schonungslosen Martensschen Buche ergeben sich nur dort, wo es um literarische Erinnerungen und Charakterisierung geistiger Zeitspannen geht.

Was vermag aber edle Kunst des kultivierten technisch geschulten Schriftstellers gegen das eine, einfache Buch des kleinen deutschen Handwerkers, das nach kurzer Beachtung völliger Vergessenheit anheimfiel und erst heute wieder hervorgesucht worden ist: Die „Lebenserinnerungen eines alten Handwerkers aus Memel", des Böttchers Karl Scholz! Beinahe verschämt händigt da ein bescheidener alter Mann zwei Jugendfreundinnen seine Lebenserinnerungen aus. Dankbarkeit für gewährte Freundlichkeit treibt den armen Waschfrauensohn von damals, den beiden Schwestern aus gutem Hause ein Stück heimischer Vergangenheit in Erinnerung zu rufen. Nie hätte er darein gewilligt, dieses unwichtige Geschreibsel gedruckt zu sehen. Tränen der Scham und ungläubigen Einfalt wären ihm gekommen über die Urteile, die alsbald von zwei bedeutenden Männern über seine Aufzeichnungen gefällt wurden: Eine solche Schrift, erklärten Hermann Grimm und Ferdinand Gregorovius begeistert, sei erquickend wie die freie, frische Natur selbst.

Dabei läßt sich der Inhalt auf zwei kurze Sätze zusammendrängen: Als er auszog, ein armer deutscher Knabe, in Ostpreußens ärgster Franzosenzeit, um Arbeit irgendwo westwärts als Böttchergeselle zu suchen, da erfuhr er, daß Unrecht seinen eigenen Herrn schlägt, aber Fleiß, Redlichkeit und ein offner Sinn auch in schlimmsten Tagen ihrem Mann weiterhelfen. Als er heimkehrte, war das Vaterland frei und der junge Handwerksbursche ein stiller, reifer Mann, der viel erlebt und viel nachgedacht hatte. Bescheiden schaffte er in seinem engen Winkel sich und der Familie Unterhalt.

Oft fühlt man sich bei ihm an Wilhelm von Kügelgens Art zu schreiben erinnert. Heute wissen wir, daß dieser Landsmann von Karl Scholz nur mit großer Mühe und öfterer Überarbeitung seine klare, leichte und getragene Lebensgeschichte in ihre klassische Form goß. Der alte Böttchermeister aber schrieb seine Erinnerungen ohne Stocken hintereinander weg. Wie er und seine brave Mutter und viele seinesgleichen sich mit der Not ihrer Tage und dem lieben Gott abzufinden wußten, das sollte uns Heutige beschämen oder ermuntern. Das klassische Volksbuch hat der Verlag F. A. Perthes in Gotha mit den hübschen Holzschnitten der Herausgeberinnen (eben der Schwestern Rehsener) dem deutschen Volke aufs neue geschenkt.

Hans Schoenfeld

*

Oscar Linke

wird demnächst 70 Jahre (geb. 15. Juli 1854) und verdient bei diesem Anlaß einen Gruß nach einem entsagungsreichen und doch innerlich schönheitseligen Leben im Frondienst des Tages. Er zog einst mit denen um Bleibtreu und Jakobowski hinaus, der junge Berliner, den Marschallstab im Tornister. Frühe schon ist er — in manchen Zügen mit Hartleben verwandt — durch Formbegabung aufgefallen, die sich in schwierigsten Metren zurechtfand, ebenso durch dionysisches Schönheitsbedürfnis und eine Beigabe von liebenswürdiger Ironie oder Berliner Witz. Viele Gedichte, griechische Märchen und Novellen, ein Roman aus Alt-Hellas („Leukothea") und manch anderes, was heute vergriffen und vergessen ist, bekundeten diese Begabung. Doch — wie viele sind am Wege liegen geblieben! Nicht ohne Wehmut nennen wir heute Namen wie Wilhelm Walloth, Wilhelm Arent, auch den leidenschaftlichen Hermann Conradi und den dichterischen Zigeuner Peter Hille, den unaussprechlichen Przybyszewski, Hermann Heiberg, Leo Berg, Panizza, Lublinski, Scheerbart, Stempel — die vor der Zeit weggestorben oder nicht zu voller Entfaltung und Wirkung gekommen sind. Ihnen hat anscheinend der glücklichere Gerhart Hauptmann allen Wind aus den Segeln genommen; und es ist ein schöner Zug des nicht recht durchgedrungenen Oscar Linke, daß er diesen Hauptvertreter des naturalistischen Zeitalters außerordentlich verehrt. Linke selbst hat sich zur Stoßkraft einer besonders ausgeprägten Begabung oder Gesinnung nicht zusammengefaßt.

Nun legt der Vielseitige unter dem Titel „Vom Sessel des Buddha" (Weimar, Panses Verlag) ein bezeichnendes „Lebensbuch für alle" vor: Spruchweisheit. Dies Aphorismenbuch beweist, daß ihm die Seele voll Weltfrömmigkeit und Schönheitsdurst unversehrt und unverbittert geblieben, gleichsam eine glühende Unterschicht, eine unberührte Innenwelt unter der Oberschicht des Journalismus. Zu seinen Göttern gehören Dionysos und Eros, doch auch apollinische Weisheit und esoterisch-christliche — etwas zerfließende — Allmenschenliebe, die ihn jung erhalten haben. „Wer die Liebe hat, weiß alles", sagt er, weltfromm und lebensfreudig. „Über Dionysos als den jährlich wiedergeborenen Befreier und über Jesus Christus als den Menschensohn kann die idolbildende Völkerphantasie nicht hinaus" — und: „Alles könnt ihr mir nehmen, könnt mich zerreißen, verbrennen, durchschneiden, wie meinen göttlichen Urvater Dionysos, wie Osiris, nur nicht den unsichtbaren Faden, der mich mit dem Himmlischen, dem Geistigen verbindet."

Es steckt neben Belanglosem eine Fülle von gut geprägter Lebensweisheit in diesem bunt schimmernden Bändchen. Hier noch ein paar Beispiele:

„Der große Haß wütet offen und sichtbar; die große Liebe handelt heimlich und unsichtbar. —

„Vergiß nicht, auch noch in deinem eigenen Innern wohnt eine Sonne, eine zweite, vielleicht höhere, am Ende ewige ... Ihr zu einem Dauerglanz zu verhelfen, bleibt eine deiner vornehmsten Aufgaben. —

„Wenn du scharfe und zugleich mitleidende Augen hast, kannst du den Heiland immer noch täglich sichtbar wandeln sehen! —

„Sei sanft und milde und immer verzeihungsbereit! Das Ruhekissen des Todes wird dir noch einmal so weich erscheinen! —

„Ein guter Europäer, gehöre ich dem kom-

menden Reich an. Mein Herz den Germanen, mein Verstand den Romanen, mein Gemüt den Slawen und mein Geist allen Völkern der Erde. Der Haß ist mir immer fremd geblieben. Und schlechte Kerle gibt es überall, viel, viel zu viele! —

„Auch für den Verkehr mit Menschen ist die Relativitätstheorie zu empfehlen. —

„Das Leben ist ein ewiger Kompromiß. —

„Die Seele hast du für dich allein, für dich ganz allein. —

„Es lohnt sich wirklich nicht, um der Menschen willen ernstlich aus dem Häuschen zu geraten.

„Wer den Himmel nicht in sich trägt, wird ihn auch im Jenseits nicht finden." — —

So schaut dieser Siebzigjährige vom Sessel des Buddha über die Welt, heute noch bereit, Dithyramben zu singen, wie schön die Welt sei. L.

*

Belvedere wird Kaserne

Das weltbekannte Schlößchen Belvedere bei Weimar wird Kaserne. In die Kavalierhäuser werden mindestens 130 Mann Polizeitruppen gestopft; in die Hinterbauten Wagen und Munitionspark. Weimar selbst wird stark mit Reichswehr belegt samt Divisionsstab. Autos und Polizeitruppen sausen zwischen Belvedere und Weimar auf der altberühmten Allee hin und her. Die Landschaft hat ihr Gepräge stiller Vornehmheit verloren.

Die frühere rote Regierung hat mit dieser Barbarei begonnen; die jetzige setzt sie leider fort.

Der „Weimarer Kulturrat" hat Einspruch gegen diesen Kulturfrevel erhoben. Nun ergibt sich das merkwürdige Schauspiel, daß die rechtsnationalen Blätter auf den Kulturrat schelten und jene Maßnahmen der früheren roten Regierung rechtfertigen! Früher war man es umgekehrt gewohnt: daß nämlich gerade die konservativen und monarchistischen Kreise für Wahrung der Tradition eintraten. Jene Maßnahmen, die schroff gegen den Geist eines Karl Alexander verstoßen, hätten gerade von konservativen und nationalen Kreisen lebhaftesten Widerspruch erfahren müssen. Es war immer Pflicht und Sitte des deutschen Konservatismus, für das Edle in jeder Überlieferung einzutreten. So war es z. B. zu Wildenbruchs Zeiten, als die Gartenmauer um Goethes Stadtgarten abgerissen werden sollte. Heute erleben wir das Umgekehrte!

Wie kam das? Auch Weimar ist, wie das übrige Deutschland, parteipolitisch vergiftet. Auch in unserem Falle bestimmt nicht die Kulturfrage als solche, einmütig getragen von dem Geist einer Bürgerschaft, die ihrer hohen Überlieferung bewußt ist, sondern hier bestimmt die parteipolitische Einstellung.

Das ist der bedauerliche Tatbestand. Der Weimarer Kulturrat wehrt sich für die Tradition und — wird von den konservativen Kreisen beschimpft!

Woraus besteht der Kulturrat? Er besteht aus den Spitzen der Weimarischen Kulturinstitute. Es sind darunter die achtbarsten Männer, die Weimar besitzt, Männer, die menschlich und geistig allgemeines Vertrauen genießen. Sie bilden die überwiegende Mehrheit. Sie schlossen sich zusammen, wie sich andere Stände und Berufe sachlich zusammenschließen. Aber — es sind unter den 20 Herren auch einige „jüdische oder jüdisch versippte" Vertreter Weimarischer Geistesstätten. Und sofort wird nun die ganze Vereinigung, ohne Rücksicht auf die Mehrheit der unanfechtbarsten Mitglieder, als „verjudet" verleumdet!

Eine echte Zeiterscheinung!

Belvedere wird Kaserne. Das ist die Tatsache, an der nicht zu rütteln ist, gleichviel ob das Mittelschlößchen Museum bleibt. Wir unterbreiten diese tief bedauernswerte Tatsache der deutschen Öffentlichkeit. Wir protestieren aufs schärfste gegen die Entweihung dieser Kulturstätte, die der deutschen Gesamtheit angehört. Schon sucht die Industrie in das stille Ilmstädtchen einzudringen. Schloß Ettersburg ist ein an sich achtbares Landerziehungsheim geworden. Belvedere wird Kaserne. Wer will es hindern, wenn demnächst Tiefurt Gartenbauschule oder sonst etwas wird?

Über der Wartburg wacht eine Wartburg-Stiftung. Wer wacht über Weimar?

Belvedere wird Kaserne ... L.

*

Vom Zins

Unsere Sprache, so reich und tief sie ist, besitzt kein Wort, das die Leidensgewalt unseres Schicksals von heute auszudrücken vermöchte. Wir müssen schon zum Gleichnis greifen. Und da bleibt uns vielleicht bloß die Mythe vom gefesselten Prometheus, oder die noch ergreifendere vom Gotte Loki, der mit den Gedärmen seiner eignen Kinder an den Felsen gebunden ist, wehrlos der Natter preisgegeben, die ihr ätzendes Gift in sein Antlitz speit. Und auf dem blut- und tränenbetauten Acker des deutschen Lebens gedeiht nun über alles edle und unedle Gewächs hinweg eine Pflanze, die mit Lust und Kraft immer neue Blüten treibt: das Bank- und Börsenwesen.

Der Satz des Rembrandt-Deutschen: „Geld ist dreck", bedeutet nur eine Vergröberung des Sprichwortes, wonach am Gelde etwas klebt. Und in den breiten Schichten unseres Volkes herrscht das dunkle Gefühl, daß auch an den Geldinstituten etwas klebt. Mögen sie mit ihren Säulen, Gesimsen und Torbogen noch so stolz tun, mögen sie mit ihrer Inneneinrichtung jede andere Schreibstube des Deutschen Reiches in Schatten stellen — es fehlt ihnen doch der geheime Schimmer des Schöpferischen, wie er um die einfachste Bauernkate und um die ärmste Künstlerklause webt. Aus dem Rattern ihrer Schreibmaschinen, aus dem Geklirr ihrer Stahlfachschlüssel zischt Fafnirs Zunge: „Ich liege und besitze". Und wenn ihr Schutzpatron auch nicht aus Stein gehauen an ihren Fassaden thront, das Volk kennt ihn doch, durch das ganze Land hin: Seine Heiligkeit der Zins. Und es ist diesem Gewalthaber im tiefsten Herzen feindselig gesonnen. Denn noch raunt ihm die Stimme des Blutes: es darf nicht sein, daß jemand nur vom Zinsnehmen lebt; und es darf erst recht nicht sein, daß Millionen Volksgenossen in der Entfaltung ihrer Kräfte gehindert werden, bloß weil sie nicht in der Lage sind, Zins zu entrichten. Erzählt nicht die Edda von der finsteren Göttin Gulveig, die den Erdenkindern die unselige Sucht nach dem Gelde einimpft und damit alles heroische Menschentum zu vernichten droht? Und Tacitus durfte von unsern Vorfahren rühmen: „Geld auf Zins zu verleihen und Wucher zu treiben ist ihnen unbekannt und darum besser verhütet, als wenn es verboten wäre." Dann aber mußte Luther predigen: „Zinsnehmen ist unsittlich." Augustin donnerte: „Zinsnehmen ist eine Schurkenkunst!" Jesaia: „Der Zins hat ein Ende!" Bei Shakespeare heißt es: „Wann nahm die Freundschaft von dem Freund Ertrag für unfruchtbar Metall?" Hammurabi, Solon, die beiden Gracchen, Hume, Proudhon, Smith – alle haben den Zins als die Wurzel des sozialen Übels bekämpft. Auch Goethe scheint, wie aus der „Zeitgemäßen Faustbetrachtung" des Hochlehrers Polenske hervorgeht, Anhänger des „physiokratischen" Geldes gewesen zu sein. Und der als der kühnste Geldreformer mitten unter uns lebt, Silvio Gesell, hat berechnet, daß — fast sträubt sich die Feder es niederzuschreiben — der Grundzins den halben Ertrag unserer gesamten Arbeit ausmacht!

Und heute heischen die Banken bis zu 30 % Leihgebühr. Es ist doch eine wahre Pracht, wie das Geld „arbeitet". Und welch ungeheure Summen sind es, über welche die Banken bei dem riesigen Scheckverkehr verfügen! Hat sich doch jede Regierungsstelle ins Zeug dafür gelegt, daß die bargeldlose Zahlungsweise die Regel wird. Kein Wunder, daß sie jetzt Ministergehälter auswerfen können für ihre Direktoren, daß sie in den Zeitungen fortgesetzt „banktechnisch" gebildete Leute suchen, und daß sie, trotz der brennendsten Wohnungsnot, immer neue Filialen eröffnen. Hoffentlich nützt es was, daß der bayerische Landtag kürzlich eine schärfere Überwachung der Bankgründungen gefordert hat. Unsere Sendboten im Wallotpalast aber sollten sobald wie möglich beschließen, daß die erste Silbe aus dem Wort „Reichsbank" gestrichen werde, damit vor allem Volk kundgetan ist, daß der Staat nicht in „Hausse" und „Baisse" machen will, und damit endlich die Irreführung der öffentlichen Meinung aufhört, als wäre die sog. Reichsbank etwas anderes als ein auf Profit eingestelltes Privatunternehmen.

Man mag über die Nationalsozialisten denken wie man will — in der Ablehnung der Zinswirtschaft und in der Forderung der

Schließung von Bank und Börse muß ich ihnen zustimmen. Lassen wir uns dabei, falls wir Herzklopfen bekommen sollten, von Schopenhauer beruhigen: „Ein jedes Problem durchläuft bis zu seiner Anerkennung drei Stufen: in der ersten erscheint es lächerlich, in der zweiten wird es bekämpft und in der dritten gilt es als selbstverständlich.“ Was ist nicht alles als Hirngespinst verschrien gewesen, was heute Tatsache ist! Unabhängig von München hat sich — als wär's der andere Pol an der Achse — im nördlichen Schleswig der „Reichsgegenzinsbund“ aufgetan. Es verheißt Deutschlands Rettung aus allgemeiner Zinssklaverei und die Erlösung des vierten Standes von der Stunde an, wo der letzte Deutsche sein Bankguthaben gekündigt hat und nur noch mit Postscheck zahlt oder sich bezahlen läßt. Seinen Satzungen nach hat die deutsche Reichspost die alleinige Geldverkehrsanstalt zu sein, und wenn sie das wirklich geworden, dann ist unsere zerrüttete Währung für immer geordnet. Wie auch die Führer im Kampf gegen die Zinsherrschaft heißen mögen — ich nenne hier noch Gottfried Feder, Berthold Otto und den geistesgewaltigen Eugen Dühring — in ihrer Anhängerschaft glutet nicht selten eine Begeisterung, die eine stark religiöse Welle mitschwingen läßt. Ist die Abschaffung des Zinses überhaupt etwas anderes als ein Ernst machen mit dem Christentum? Wenn nach einem Wort des tapferen Moritz von Egidy unser Leben selbst Religion sein soll — warum nicht auch unser Wirtschaftsleben? In den Arbeitergewerkschaften, die das Wort vom Kathedersozialismus geprägt haben, werden die Banken freilich noch als Blümlein-rühr-mich-nicht-an gehütet. Bei den Sozialisierungsvorschlägen von 1919 ist kein Sterbenswörtlein über die Banken verlautet. Und Silvio Gesell wird am heftigsten befehdet von den Glockentürmern um die „Sozialistischen Monatshefte“. Sein Blatt „Der letzte Proletarier“ erlebte kaum ein Dutzend Nummern.

Die deutsche Volksschule sollte sich's angelegen sein lassen, die Gehirne ihrer Zöglinge nicht mehr mit Zinsrechnungen zu überladen, damit sie empfänglich bleiben für den Gedanken, daß nicht Zins und Zinseszins, sondern die Arbeit die Welt regiere. Und wenn Adolf Damaschke dafür eintritt, daß die Bodenreform in den Lehrplan der Volkshochschule aufgenommen wird, so darf ein gleiches für die Geldreform verlangt werden. Ist doch die natürliche Wirtschaftsordnung mit ihrer absoluten Herrschaft des Rechtes auf den vollen Arbeitsertrag erst dann möglich, wenn wir beides errungen: Freiland und Freigeld.

Der so kläglich gescheiterte Versuch, den Dollar zu stützen, hat dem Ansehen der Banken einen mächtigen Stoß versetzt. Was in jenen Tagen, wo der Dollar weit über 100000 hinausgeklettert ist, an der Berliner Börse vorgegangen, das wird von 99 % aller Deutschen verurteilt, und zwar ohne Wenn und Aber. Hier läßt sich's mit gutem Gewissen sagen: Volkes Stimme ist Gottes Stimme. Und wir empfinden, bewußt oder unbewußt, mit Hebbel, daß allein das Notwendige seine sittliche Berechtigung hat. Soll denn das Geld das Maß aller Dinge sein? Ein Rätsel, warum die Reichsregierung nicht mit eiserner Hand zugreift. Was nützen advokatorisch ausgeklügelte „Devisenverordnungen“! Wir brauchen einfache Maßnahmen, die sich vom gemeinen Mann ohne Beratungs- und Auskunfteibureau begreifen lassen. Alles Große ist ja einfach. Es wäre auch gut, wenn Banken und Börsen gezwungen würden, sich ausschließlich der deutschen Sprache zu bedienen. Mit ihrem Heer von Welschworten üben sie nur Gefechtsverschleierung. Und wenn wir uns — wir müssen da Siegfried und Hagen in einem sein! — eines Tages aufraffen und die Allmacht des Zinses brechen, dann haben wir uns und die andern Völker mit befreit.

Ernst Hauck

*

Die Stunde der deutschen Musik

In Stunden der Zerrüttung, des Niederbruches, wie sie jetzt geschehen sind, tröstet nur jener Besitz, der aus den hohen, überirdischen Quellen geschöpft ist. Vor allem jedoch: was wir als Deutsche aus unserer eigenen Seele errungen und gewirkt haben. Ohne Zweifel hat Richard Benz in seinem stattlichen Buche „Die Stunde der deut-

schen Musik", dessen erster Band soeben erschienen ist (im Verlag Eugen Diederichs, Jena), das Rechte getroffen mit seiner Begründung, daß nichts so stark die deutsche Kraft und Innerlichkeit beweise, wie gerade das erstaunliche Wachstum unserer Tonkunst, die in so rascher Zeit den entscheidenden Gipfel erklommen hat, einen Gipfel, wie er nur einmal erreicht wurde, — um freilich dann auch allgemach zu verblassen und Abendröte zu werden. Benz nimmt in seinen geistvollen Ausführungen nicht vom Technischen, sondern vom Ideellen der Musik den Ausgang. Es handelt sich also um die Entfaltung eines seelischen Bildes, nicht um fachwissenschaftliche Erörterungen. Dies wird einmal den Laien das Verständnis erleichtern, wenn auch anderseits die Wege des Verfassers nicht gerade ebenmäßig verlaufen und daher in ihrer subjektiven Linie vielleicht des öftern Bedenken erregen dürften.

Eines vor allem ist wichtig und gut: Benz stellt sich rückhaltlos auf deutschen, heimischen Boden; nur dort, wo ungebrochene Kraft schaltet, wo äußere Einflüsse aus fremden Zonen abgewiesen werden, kann Tüchtiges und Dauerndes erstehen. Der Weg, der nach innen führt, ist der gerade und bestimmte. Der Verfasser scheint mir freilich — worauf ausführlich einzugehen hier nicht der Raum ist — mitunter seine Theorie vorgefaßt und dann die Erscheinungen hineingezwängt zu haben, so daß man gelegentlich den Glauben verweigern muß. So ist Bach teilweise doch zu stark vom kirchlichen Standpunkte aus erblickt; gerade die Überwindung aller Dogmatik und Lehre ist ja hier so unsagbar machtvoll ausgeprägt. Was über Händel und Gluck gesagt ist, gehört zum Besten des Buches; in Beethoven sähe ich gern noch dasjenige erwähnt, was doch nur aus dem Einfluß der Renaissance erklärt werden kann, eben das Betonen des Menschlichen, des auf persönlicher Kraft Beharrenden. Sehr rein ist wieder, was über Schubert geschrieben ist, über den viel zu wenig Erkannten und in seiner einzigartigen Größe Gewürdigten. Hier berührt sich Benz auffallend mit dem, was ich in meinem romantischen Buche dargelegt habe, das er aber noch nicht kennen konnte, — ein Zeichen, wie gewisse Einsichten sich verschiedenorts bilden, weil sie sozusagen in der Luft liegen.

Unstreitig gehört das reiche und wahrhaft deutsche Buch zu denjenigen, die heute jeder strebende Musiker kennen sollte, die aber auch den sogenannten Laien die Verpflichtung auferlegen, sich mit ihm auseinanderzusetzen. Denn es weist auf Ursprünge und Entwickelungen hin, die nur einem sehenden Auge erschlossen werden, und es vermag auf eine sehr treue und doch unmerkliche Weise zu echt germanischer Gesinnung hinzuleiten, die uns ja gerade heute so bitter nottut. Der zweite Band wird hoffentlich dem ersten nicht nachstehen; wichtige Auseinandersetzungen, z. B. mit Wagner, werden wohl auch hier neue Anregungen spenden. Ein Prüfstein wird sein, wie sich Benz zu Anton Bruckner verhalten wird.

Das Buch selbst ist, worauf noch hingewiesen sein muß, in einer besonders großen und klaren Fraktur gedruckt.

Ernst Ludwig Schellenberg

*

Ernste Kleinigkeiten

Die deutschen Minderheiten

Unter dem Druck des Versailler Zwangsfriedens mußten gegen 5 Millionen Reichsdeutsche feindlicher polnischer, französischer, belgischer, dänischer und tschechischer meist rückständiger Fremdherrschaft preisgegeben werden. Von der Willkürherrschaft feindlicher Truppen werden an Rhein und Ruhr etwa 7 Millionen Deutsche betroffen. Bitter zu leiden haben außerdem 4 Millionen Deutsche in Tschechien, 100000 in Galizien, 1 Million in Serbokroatien, 800000 in Rumänien und 250000 in Italien — alles in allem etwa über 18 Millionen Deutsche! Das Schicksal dieser Volksgenossen ist beklagenswert. Doch werden und können sie die Hoffnung auf eine Wendung zum Besseren nicht aufgeben. Überall müssen sie um die Erhaltung ihrer Art und Sprache, besonders in Schule und Verkehr, kämpfen und führen diesen

Kampf mit Zähigkeit und Opferfreudigkeit. Im allgemeinen ist zu sagen: Fast überall werden die Deutschen aus der Verwaltung durch Angehörige des herrschenden Volkes verdrängt, auch sonst zurückgesetzt, bespitzelt, verfolgt. Für die Deutschen gibt es keine Versammlungs-, Vereins- und Preßfreiheit, meist auch kein Recht. In Tschechien und Polen wird der Deutsche selbst in Zivilprozessen niemals Recht erhalten. Am schlimmsten ergeht es den Deutschen in Polen und Tschechien, wo sie als Grundbesitzer ihres Eigentums unter der Maske der Enteignung, in Polen auch ohne sie, beraubt werden. Das Recht der Minderheiten wird durch statistische Schiebereien oder auch ganz offen umgangen, und Einsprüche des Völkerbundes bleiben unbeachtet.

Solange der Völkerbund unter französischer Fuchtel steht, französische Schiebereien, wie an der Saar und in Oberschlesien, gutheißt und militärische Verträge, wie zwischen Frankreich und Tschechien, gestattet, solange er außerdem seinen Entscheidungen, wie gegenüber Polen, keinen Nachdruck geben kann, wird er weder Ansehen noch Vertrauen genießen.

Aber wachhalten wollen wir die Deutschen, damit sie diese Zustände nie vergessen.

Kadavergehorsam

Im preußischen Landtag äußerte am 12. Dezember 1923 der kommunistische Abgeordnete Katz: „Was Sie uns zum Vorwurf machen, den **Kadavergehorsam** unserer Genossen gegenüber den Befehlen Moskaus, das Sichtotschießenlassen für den Kommunismus, gerade das ist in unseren Augen ein unerhörter Vorzug, eine Begnadung, ein Glück für die deutsche Arbeiterklasse."

Ein wertvolles Geständnis! Nichts war den Sozialisten und Kommunisten einst verhaßter, als der Kadavergehorsam und das Sichtotschießenlassen. Und heute? Damals handelte es sich um das Vaterland. Aber für Moskau, für das Ausland, für Trotzki und jene Massenmörder — ja, da wird der Kadavergehorsam verherrlicht!

Russisches Schrifttum und Deutschland

In der bolschewistischen Republik besteht keine Preßfreiheit: nicht für Bücher und nicht für Zeitungen. Was an russischen Büchern erscheint, wird meist außerhalb Rußlands gedruckt und an die russischen Flüchtlinge abgesetzt. Seit 1920 erschienen 7000 russische Bücher, davon ein Drittel in Berlin, ferner vereinzelt in Neuyork, Paris, Stockholm und Prag. In Prag unterstützte die tschechische Regierung das flüchtige Russentum und seine politische Werbearbeit mit Millionen. Allein Prag wurde nicht der Mittelpunkt der neuen russischen Literatur, weil es sehr schwierig ist, daselbst einen Buchverlag oder eine Buchdruckerei einzurichten. Immer machen die tschechischen Behörden zur Bedingung, daß Tschechen an der Spitze stehen müssen! Darauf will sich natürlich kein Russe einlassen.

Ecclesia triumphans?

„Durch den Weltkrieg und seine Folgen sind die drei Feinde der katholischen Kirche, die russische Kirche und der Zarismus, der Mohammedanismus und der deutsche Protestantismus gewaltig geschwächt." So triumphiert der Kaplan Lyeboth in Adersleben, der Schriftleiter des klerikalen „Sächsischen Tageblatts".

Wir möchten demgegenüber sachlich fragen: Wer waren die Sieger in dem Weltkrieg? Die Vereinigten Staaten und England, also ganz überwiegend protestantische Mächte; ferner das entschieden antiklerikale Frankreich und Italien, das als Vorkämpfer der katholischen Kirche nicht angesehen werden kann. Dagegen fiel eine Hauptstütze der katholischen Kirche: die habsburgische Monarchie mit ihrem Herrscherhaus. Die Nachfolgestaaten folgen nicht ihren Spuren. In der Tschechoslowakei erlangt der Hussitismus größeren Einfluß und könnte mit der Zeit die katholische Kirche unterhöhlen. Auch die katholischen Kroaten stehen unter großserbischer Regierung russischen Bekenntnisses ungünstiger da als vordem. In Rom ist man darüber besser unterrichtet als der politisierende Kaplan.

P. D.

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers": Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten" mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Maria mit dem Kind und spielenden Engeln — Hans Baldung Grien

26. Jahrg. August 1924 Heft 11



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

Heute war bei Tische von den Frauen die Rede, und Goethe äußerte sich sehr schön darüber. „Die Frauen", sagte er, „sind silberne Schalen, in die wir goldene Äpfel legen."

Eckermanns Gespräche mit Goethe

Ehret die Frauen! Sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben,
Flechten der Liebe beglückendes Band;
Und in der Grazie züchtigem Schleier
Nähren sie wachsam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand.

Schiller

Beglückt, wem ruhig liebend ein frommes Weib
Am eignen Herd in friedlicher Heimat lebt!
Es leuchtet über festem Boden
Schöner sein Himmel dem sichren Manne.

Hölderlin

Frauenrecht und Frauenmacht

Von Hermann Haß

Es gibt zwei Bücher in unserer deutschen Literatur, die geschaffen wurden, um für die sittliche Emanzipation der Frau einzutreten, zwei — unter vielen anderen —, bei ihren Zeitgenossen gleich berühmt, gleich bekämpft, umstritten, verworfen: Friedrich Schlegels „Lucinde“ und August Bebels „Die Frau und der Sozialismus“.

Das eine dieser Bücher will ein Dichtwerk von ausgeprägter Eigenartigkeit sein, das andere eine wissenschaftliche Tat von weittragendster Bedeutung. Indessen, wissen wir, ist der künstlerische Wert der „Lucinde“ außerordentlich problematisch, gleichwie der wissenschaftliche Charakter des sozialistischen Werkes. Und doch waren beide Schaffende, der Dichter Schlegel und der Sozialwissenschaftler Bebel, von dem hohen Wert ihrer Schöpfungen aufs tiefste überzeugt. Mit glühender Leidenschaft traten sie für das eine große Problem ein: für die sittliche Verselbständigung des Weibes.

Wollen wir den Ernst, mit dem Bebel seine Sache verfocht, dem kecken Vorstoß gleichstellen, in welchem Schlegel dichtete oder zu dichten versuchte? Es ist wohl kaum möglich; nur eines ist sicher, daß Schlegel nach den Richtlinien, die er in seinem Werkchen gibt, zu leben bemüht war, und anstrebte, das, was er erlebte und zu empfinden für richtig hielt, kühn als Maxime für große Menschen hinzustellen. Allein der Geist, in dem beide Schriften verfaßt worden sind, kann uns nicht sympathisch berühren. Entreißt der eine mit zynischer Frechheit dem Weibe jede keusche Schamhaftigkeit des Geschlechtswesens, so legt der andere das allersichtbarste Behagen darein, dem Weibe jegliches anmutige Sonderrecht in seiner gesellschaftlich-menschlichen Stellung zu rauben. Schlegel stellt als Ideal ein in sinnlich-geistiger Ekstase schwelgendes Wesen hin, Bebel sieht in der Frau der Zukunft das, was sie jetzt nicht ist: die Siegerin über die dumpfe Enge, in die sie tyrannisch eingepfercht ist und als Sklavin mitten in aller Daseinsnot sich nach Geschlechtsgenuß sehnt.

Wohl ahnt der Dichter eine „gemeinschaftliche Sphäre geistigen Atmens und Lebens“, wohl ist ihm die Vergötterung seiner erhabenen Freundin der feste Mittelpunkt und Boden einer neuen Welt, und sicher ist ihm diese Freundin ein Weib von Hoheit, Zierlichkeit und Gottähnlichkeit, fein und gebildet und voller Begeisterungsfähigkeit. Aber daneben erfaßt er sie in ihrer ganzen Geschlechtlichkeit. Die Frau ist ihm ein Wesen, in dem sich die Sinnlichkeit, die „Liebe“ verkörpert. Er verwischt aufs willkürlichste die Grenze von Geist und Sinnlichkeit, er mystifiziert das seelische Band zwischen den Geschlechtern, um gleichzeitig die Liebe in ihren „äußersten Enden der zügellosen Lust“ zu erfassen. Er nimmt sich das „unbezweifelte Verwirrungsrecht“ heraus, das Recht, alle Ordnung zu vernichten. Indem in seinen geschwollenen Adern das wilde Blut tobt, indem er die Liebe von der ausgelassensten Sinnlichkeit bis zur geistigsten Geistigkeit auskostet, stellt er Betrachtungen über das an, was die Frau groß und selbständig macht. Aber sagt er es uns auch wirklich? Ja, sein Ideal ist groß, seine Freundin ist von einzigartigster Originalität, in ihrer warmen Sinn-

lichkeit, in ihrer „angeborenen Wärme jeder Art“ ergreift sie mit Begeisterung das Sinnliche und voller Bildung das Geistige, und da Begeisterung und Bildung in ihr leben, schafft sie sich eine selbstgedachte und gebildete Welt, zerreißt mit kühner Entschlossenheit alle Rücksichten und Bande und lebt völlig frei und unabhängig. Der weibliche Geist, so wie ihn sich Schlegel vorstellt, setzt sich über alle Vorurteile der Kultur und der bürgerlichen Konvention, und so steht sie mitten im Stande der Unschuld, im Schoße der Natur. Es ergreift ihn eine wahre Wut, wenn er an jene falsche Prüderie denkt, die nichts von der göttlichen Wollust tiefverschlossen in den zarten Herzen der Frauen wissen will. Vielmehr möchte er der Priester sein, der den heiligen Funken wecken wird und von der Asche aller Vorurteile reinigt. Das ist das Weib, das er vergöttert, mit dem er genießt, und zu der also sittlich verselbständigten, reinen, großen Frau ergreift ihn die Liebe, deren Genuß ihm indessen ein Genuß der Gegenwart, und das höchste, vollendete Leben ist ihm ein „reines Vegetieren“. Er hat das Recht der sittlichen Verselbständigung der Frau formuliert, aber wodurch erkennt er dies Recht als Mann an? Eben durch das, was ihm durch dies neue Wesen zur Liebe wird: das reine Vegetieren, „die Faulheit“, und wenn es gleichwohl in jener „tiefen Gleichheit“, in jener hinreißenden Leidenschaft, in jener neuen Schönheit des Sinnes Mut und Kraft wachsen fühlt, seine Sehnsucht weist weg von dieser herben Welt:

„Doch endlich wird des Tags fruchtlos Sehnen, eitles Blenden sinken und erlöschen, und eine große Liebesnacht sich ewig ruhig fühlen.“

Was wird die Unendlichkeit, was wird Streben, Schaffen, Wirken und Kämpfen, warum stürzt er sich mit dem Schwerte in der Faust unter die Schar der Helden? Um zu vergessen, zu träumen. Er schenkt dem Weibe die sittliche Freiheit, um sie nunmehr in die Fesseln der süßen, heiligen Liebesnacht, in ein pflanzenhaft Vegetatives zu bannen. Kein „Liebestod“, kein Sich-Aufgeben in einbewußter Seligkeit — dazu ist er zu sinnlich, hängt zu sehr an den Genüssen des Lebens. Damit aber hat er mit dem Leben selbst zu rechten, nicht mit dem einen Weibe, sondern mit allen Frauen, mit der Gesellschaft, mit der Menschheit, die den Willen zur Tätigkeit von jedem Erdenbürger verlangt.

Gerade dieser fanatische Egoismus Schlegels ist es nun, den Bebel am Manne zu bekämpfen sucht. Der Gedanke, daß der Mann der tyrannische Gebieter über die Frau ist und daß wir alle Folgen der heutigen mißlichen Lage der Frau darin zu sehen haben, macht den Angelpunkt seines Werkes aus. Doch welch anderer Geist herrscht in Bebels Schrift! Hier gibt es keine Träume und dithyrambischen Phantasien, keine Idealwelt, weder auf Erden, noch eine zu erhoffende im Gemüt des Zukunftsmenschen. Von durchaus materialistisch-positivistischem Standpunkte aus behandelt er das Problem. Er sieht, daß die Frauen geistig unter den Männern stehen, es kann nicht anders sein. „Dieser Unterschied muß vorhanden sein, weil die Frau nur das ist, wozu sie der Mann, als ihr Beherrscher, gemacht hat. Die Frau ist ein Lebewesen wie der Mann, sie hat das gleiche Recht wie der Mann auf Entfaltung ihrer Kräfte und freie Betätigung derselben. Allein die Jahrtausende währende Herrscherstellung des Mannes hat wesentlich die großen Unterschiede in der geistigen und physischen Entwicklung verschuldet.“ Der Dichter weiß, daß das Weib

ein ganz anderes Wesen ist, mit anderen Eigenschaften, in ganz anderer Gefühlswelt stehend wie der Mann. Bebel übersieht das. Er betrachtet das Gehirn der Frau, sieht, daß es kleiner ist wie das des Mannes, aber das kann nicht von Ausschlag für ihre geistige Beschaffenheit sein. Die Übung und Anwendung der Gehirnmassen machen den Menschen zu einem mehr oder weniger hochstehenden Wesen, und nicht die Größe derselben. Da der Mann die Frau geistig unterdrückt, Jahrtausende darin gesündigt hat, ist sie eben ein inferiores Geschöpf geblieben. So sieht Bebel in der systematischen absichtlich grundfalschen Erziehung des Weibes die Wurzel alles Übels. Zu viel wird ihm an die Erziehung des weiblichen Gemütes gedacht, zu wenig an die natürliche Erziehung zu physischer Ertüchtigung. Die Ausbildung des Gemütes erzeugt Nervenüberreizung, an der die meisten unserer Frauen leiden. Was zu erstreben wäre, ist eine „gute Partie geschärften Verstand", exakte Denkfähigkeit, Charakterfestigkeit, Mut. Mit diesen versehen wird sie ein dem Manne gleichstehendes Wesen werden. Wir wissen, Schlegel wollte die Frau bilden und erziehen, um sie der alles erfassenden Begeisterung fähig zu machen; Bebel macht aus ihr einen nüchternen Alltagsmenschen, dem man nunmehr kein U für ein X vormachen kann. Aber wer hat es nicht schon erlebt, daß die Frauen, die entweder durch Beziehung oder durch Anlage so sind, kalt, unsympathisch, abstoßend auf uns wirken? Nicht weil sie den Mann etwa durch klaren Blick in seinen Voreingenommenheiten beschämt, sondern weil ihr aller holdselige geheimnisvolle Reiz, der doch letzten Endes die anziehende Kraft der Frau zum großen Teile ausmacht, fehlt. Daß man heute in der Tat in einer unnatürlichen Entwicklung der seelischen Reizbarkeit junger Mädchen viel gesündigt hat (man schickt sie in Vortragszyklen über Nietzsche, Strindberg, Ibsen, Wedekind), ist zweifellos nur zu wahr, aber damit kann man doch nicht die Entwicklung und Verfeinerung des Gemütes ablehnen. Ist es nicht vielmehr erforderlich, die Mission der Frau, ihre Bedeutung als Geschlechtswesen immer mehr dem jungen Weibe zum Bewußtsein zu bringen, sie immer tiefer davon zu überzeugen, daß in ihr eine ungeahnte seelische Macht schlummert, mit der sie in Erziehung zum Manne auf diesen richtunggebend Einfluß ausübt. Aber die Erinnerung an den „Naturberuf" der Frau lehnt ja Bebel ab, verwirft ihn höhnend als „Phrase", mit der die Männerwelt das ganze Frauenproblem abzuschieben geflissentlich bestrebt sei. Nur in sexueller Beziehung wünscht er eine tüchtige Einexerzierung der Frau, gleichwie der Soldat mit der Waffe geübt wird. Indessen, so notwendig es scheint, das Mädchen in seelischer Beziehung auf die Größe ihres Frauentums vorzubereiten, so verfehlt muß es sein, in sexueller Aufklärung zu weit zu gehen. Eine zu eingehende Kenntnis über die sexuelle Funktion führt dazu, daß das junge Weib ihren Körper als etwas nur zu Natürliches betrachtet, und verführt sie, ihren Bedürfnissen in naivster Weise Rechnung zu tragen. Sie nimmt sich selbst das Letzte, womit sie den Mann fesselt, sie deckt selbst das auf, was so lange ein natürliches Geheimnis bleiben soll, bis es ein persönlich ernstestes Erlebnis werde. Auch hier stoßen wir mit Bebel zusammen, denn da ja der Geschlechtstrieb und damit das Geschlechtsleben etwas Natürliches ist, hat die freie Frau nach Bebel auch in diesem Punkt das Recht, ebenso wie der Mann ihr Leben nach eigener Anschauung einzurichten. Die unnatürliche bürgerliche Konvention, die jede derartige Lösung verpönt, einerseits — die maßlose

Heuchelei in der modernen Ehe andrerseits sind es, die Bebel damit entrüstet verdammen will. So leidet das weibliche Geschlecht in seiner Masse unter der sozialen und gesellschaftlichen Abhängigkeit von der Männerwelt, und diese Geschlechtssklaverei ist aufs innigste mit unseren Eigentums- und Erwerbszuständen verknüpft. Nun bringt der Sozialist die große, heißersehnte Lösung. Er sieht die Verwirklichung der Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne nicht auf dem Boden der bestehenden Staatsordnung, er strebt vielmehr die „Beseitigung aller Schranken, die den Menschen vom Menschen und die Geschlechter untereinander trennt", an. Mit der sozialen Unabhängigkeit und Gleichstellung der Geschlechter wird sich auch die Befreiung der Menschheit vollziehen.

Wie wird nun „die Frau in der Zukunft" sein? Bebel widmet dieser Frage ein besonderes Kapitel, ein Kapitel, das nur aus Zitaten besteht und das uns kaum befriedigen kann. Freiheit im Rechtsleben und in der Politik, im Geistesleben und im physischen Triebleben. Die Befriedigung des Geschlechtstriebes ist eine persönliche Sache, die die Frau gleich dem Mann, wie es ihr richtig und angenehm dünkt, einrichten mag. Warum soll nicht jede Frau dasselbe Recht besitzen, wie es sich ein Goethe, eine George Sand herausnahmen! Durften diese „großen Seelen" ihr Liebesleben nach ihren Bedürfnissen gestalten, warum nicht jede andere Frau aus dem Volke? Weiter weiß Bebel nichts zu sagen!

Der Sozialismus hat an der Lage der Frauen nichts geändert, er hat sie nur verschlimmert. Die Männer müssen unsere traurige Zeit durchkämpfen, aber die Frauen durchleiden sie in maßloser Weise. Sie durchleiden sie als Mütter, Gattinnen, Hausfrauen, sie durchleiden sie ebenso als junge Mädchen. Gerade die normale, natürliche Entwicklung des Sexuallebens ist heute durch die absolute Unmöglichkeit eines geregelten Gesellschaftslebens in fernste Ferne gerückt, und damit ernstlich gefährdet. Wohl darf die Frau heute wählen und fast alle Berufe ergreifen, die ihr erstrebenswert erscheinen, sie kann Bankbeamtin und Reichstagsabgeordnete werden, wohl sind manche törichten Vorurteile der „Gesellschaft" nahezu überwunden, indessen die eigentliche, wichtigste Frage, die geschlechtliche, hat noch kein Sozialwissenschaftler und kein noch so bedeutender Mediziner gelöst. Man kann sie bei Gott nicht vom materialistisch-positivistischen Standpunkt aus allein zu behandeln suchen, sondern hier gilt in erster Linie die seelisch-geistige Einstellung. Wenn man den Menschen als Mitglied einer kollektivistischen Masse — als Herdentier betrachtet, kann man weder Richtlinien zur Beseitigung der Unsittlichkeit, zur Veredelung der Ehe noch zur Befreiung der Frau geben.

Bebel übersieht in jeder Hinsicht die Bedeutung der Persönlichkeit. Wie jämmerlich wenig weiß er über die Entwicklung zur *Persönlichkeit* zu sagen.

Gerade das Festhalten am Durchringen zur *Persönlichkeit* ist bei dem Problem der Gleichberechtigung der Geschlechter von maßgebendster Bedeutung, ja geradezu die Richtlinie für ein Näherkommen an die ersehnte Lösung.

„Höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit."

In ihr liegt der Kern aller Menschheitsentwicklung, in ihr liegt aber ebenso der Angelpunkt in dem Bestreben nach Verselbständigung der Frau. Haben wir nicht

einen der Hauptgründe der furchtbaren Verwirrung des heutigen Geschlechtslebens in der Tatsache zu suchen, daß die Frau vielfach jedes Persönlichkeitsgefühl als Geschlechtswesen verloren hat und daß der Mann eben deshalb in der Frau nur Gelegenheit zum Genusse sucht? Man lächelt über das Gefühlserlebnis, das sich in den Worten: „Den — und keinen anderen!“ ausdrückt, und singt vergnügt:

„Wer wird denn weinen, wenn man auseinandergeht,
Wenn an der Ecke schon ein anderer steht.“

Dieser edle Vers zeigt so deutlich die heutige Auffassung vom sittlichen Freiheitsbegriff. Die Frau muß lernen, aristokratischer zu empfinden. Darin bestehe die Erziehung des jungen Weibes, daß sie sich ihres geschlechtlichen „Ichs“ bewußt werde, daß sie eine Aristokratie des geschlechtlichen Empfindens in sich entwickle, und so wird der Instinkt des Mannes diese Hoheit ehren und nicht blind in ein Heiligtum einzudringen suchen, das nicht zum gedankenlosen Vergnügen geschaffen ist. Wie wenig Frauen von heute ahnen ihre Hoheit, wie wenig Männer achten sie! Haben sich zwei im Leben gefunden, die sich als Persönlichkeiten erkannt haben, die zwingend zueinander gehören, so haben sie die Liebe erlebt. Das Finden und Erkennen — ja, das ist ein Vorgang, für den es keine eigentliche Erklärung gibt, er ist ein Geheimnis, das man nur als überirdisch betrachten kann.

So herrscht die Frau, sich ihrer geschlechtlichen Mission bewußt, und

„Wo sie sich zeige, sie herrscht, herrschet bloß, weil sie sich zeigt.“

Nicht Bildung, nicht die berühmte „Partie geschärften Verstandes“, nicht Wissen geben ihr die Macht, zu herrschen,

„... durch Anmut allein herrschet und herrsche das Weib.“

Ihr Bild erregt die Sinne des Mannes, es wirkt bis in die tiefste Seele, es umwandelt den Geschlechtstrieb — dem Entwicklungsgrade der Individualitäten entsprechend — in kraftvolles, schöpferisches Empfinden, leitet ihn auf die geistig-seelische Bahn ab. Nicht mehr die Sinne sprechen, es spricht der Geist; was im Manne als Geisteswelt schlummert, wird erlöst, der mächtige Trieb, den die Frau zart wirkend erweckt, schafft Werke, Taten, und der Mann erlebt die Offenbarung Gottes durch die Macht ihrer Seele. Gibt es etwas Höheres, als das Bewußtsein: Alles, was ich empfinde, empfinde ich durch dich, ich schaffe nur, weil du bist und nur, weil wir uns in der tiefsten Tiefe als selbständige Seelenwesen erkannt haben, schenken wir uns einander. Der Mann aber, der die Liebe erlebt hat, nicht um des Genusses wegen, sondern um unendlich immerfort zu schaffen, erfaßt sein lebendiges Wirken im Hochgefühl der Liebe, nicht aber als mechanische Tagesarbeit. Die eine Große ist es, die mich schaffen lehrte, nur weil ich sie sah, weil sie sich „zeigte“.

Und so tritt sie dem Manne als souveräne Gebieterin entgegen, die seinen Weg bestrahlt; selbständig und groß erkennt er sie als Macht an. Seine Seele neigt sich vor ihr, seine Knie beugen sich vor der, die in ihm all das erlöste, was nach Geburt in ihm verlangte, und in deren Seele er sich selbst als Mensch erblickt. Die Liebe ist nicht mehr Verlangen, Körper zu genießen, Menschen zu umschlingen, sie ist Dankbarkeit — Anbetung. Jeder Frau ist es gegeben, zu herrschen, wenn sie in ihrem

Frauentum Anmut und Persönlichkeit zeigt. Sie wird Gebieterin, sie ist „emanzipiert“ durch das Erlebnis, das sie in der Seele des Mannes bewirkt:

„In unsres Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinen, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's: fromm sein! — Solcher seligen Höhe
Fühl' ich mich teilhaft, wenn ich vor ihr stehe.

Vor ihrem Blick, wie vor der Sonne Walten,
Vor ihrem Atem, wie vor Frühlingslüften,
Zerschmilzt, so längst sich eisig starr gehalten,
Der Selbstsinn tief in winterlichen Grüften;
Kein Eigennutz, kein Eigenwille dauert,
Vor ihrem Kommen sind sie weggeschauert . . .“



Blumenernte

Von Elisabeth von Flotow

**Gestern abend, als in den Wiesen
Leicht wie Spinnweb der Nebel hing,
Als des Mondes goldne Scheibe
Ruhig über den Waldsaum ging,
Hab' ich in meinem blühenden Garten
Bittend den Krug zum Füllen gestellt:
Und nun will ich geduldig warten,
Bis er des Sommers Gaben erhält,
Bis die betauten Rosen fallen,
Und mir September Reseden bricht,
Bis ich in meinem Krug gefangen
All das leuchtende Sommerlicht.
Denn es kommen die müden Tage
Und der Blätter Tropfenfall,
Stürme, die über Dächer brausen,
Und das große Schweigen überall.
Dann, in den toten Winterstunden,
Wenn verstummt das erstarrte Land,
Will ich am Blütenduft gesunden,
Den ich in meinen Krug gebannt.**



Die Schlange

Novelle von Gunda von Freytag-Loringhoven

Sebastian errötete wie ein junges Mädchen, als Professor Losegger ihn zum erstem Male zu sich einlud.

Er gehörte zu jenen schweren, wortkargen, bescheidenen Menschen, bei denen sich eine sehr zarte Seele hinter dem Äußeren eines jungen Siegfried zu verstecken liebt. Freude oder Unwillen trieben ihm leicht das Blut ins Gesicht, bis unter den blonden Haarschopf, der ihm in die Stirn fiel, und entzündeten in seinen Augen ein helles, blaues Feuer; aber Worte, die seinen Gefühlen Ausdruck liehen, fand er nicht so schnell.

So waren auch diesmal sein Dank und seine Zusage nichts mehr als höflich. Und doch hatte sich damit für ihn ein Traum erfüllt, den er in den stillen Stunden kaum zu hegen gewagt. Er bewunderte seinen berühmten Lehrer über alle Maßen; er wußte, daß der Professor zu seinen Donnerstag-Abenden nur Künstler einzuladen pflegte, denen er eine besondere Hochachtung entgegenbrachte — und nun ließ er ihm, seinem Schüler, der sich noch in nichts hervorgetan hatte, eine solche Aufforderung zukommen!

Wie in einem Rausch des Glücks ging Sebastian nach Hause, um sich zu dieser großen Gelegenheit umzukleiden.

Von dem Privatleben des Professors war ihm wenig bekannt. Er wußte, daß Losegger schon als älterer Mann eine sehr schöne, sehr viel jüngere Frau geheiratet hatte, mit der er in außerordentlich glücklicher Ehe lebte. Kürzlich war ihm sein erster Sohn geboren worden, was der Mutter fast das Leben gekostet hatte. Sie war wieder gesund und auch wie vordem bei den Abend-Empfängen ihres Mannes anwesend. Dunkel erinnerte Sebastian sich, gehört zu haben, daß Frau Juditha Losegger es liebe, alle bedeutenden Männer, die in ihrem Hause verkehrten, an ihren Triumphwagen zu spannen und nicht immer sehr gewissenhaft in der Wahl der dazu nötigen Mittel sei. Aber wenn ihr Gatte das geschehen ließ und diese Gefallsucht dessen Glück so wenig zu beeinträchtigen schien — was gingen dann solche Gerüchte ihn, Sebastian, an, der sich wahrlich noch nicht für eine Berühmtheit halten konnte?

In leichten, langen Sätzen erklomm er die Treppe zur Wohnung seines Meisters. Eine frohe Erregung lieh seinen sonst bedächtigeren Bewegungen knabenhafte Lebhaftigkeit.

Frau Jutta war angenehm überrascht, als sie ihren jungen Gast eintreten sah. Nach der Schilderung ihres Mannes hatte sie ihn sich anders vorgestellt. Mit einem raschen Blick stellte sie fest, daß er gut gewachsen und von ruhiger Sicherheit des Benehmens war, und daß nur im Ausdruck der hellen Augen, in dem schnellen, eigentümlich stillen Lächeln der bartlosen Lippen etwas von dem Typus des „reinen Toren" zu finden sei, als den der Professor seinen Lieblingsschüler gerne pries.

Er gefiel ihr.

Sie hob eine sehr schöne, von der Krankheit her noch ein wenig durchsichtige Hand und streckte sie ihm entgegen.

„Das also ist der Johann Sebastian Bach unserer Zeit, der schon in der Stille an einer Kirchenmusik schreibt, so schön, daß mein Mann mir nicht genug davon erzählen kann!“

Sebastian verbeugte sich leicht. Er begegnete dem Blick ihrer dunklen Augen und erschrak bis ins tiefste Herz. Warum? Er wußte sich's nicht zu deuten. Aber er hatte plötzlich das Gefühl, als lege sich eine glatte, kühle Schlinge um seine Seele. Frau Juttas weiße Hände konnten den Knoten schürzen, wann es ihr beliebte.

Er richtete sich schnell wieder auf, warf die blonde Haartolle ungeduldig aus der Stirn und sagte mit heißem Erröten einen korrekten Dank für die gütige Einladung. Frau Juttas Lippen und Augen hatten ein unergründliches Lächeln. Sie sah sehr genau, welchen Eindruck sie hervorgebracht, und es machte ihr Spaß.

Es war hübsch, diesen unverdorbenen Jungen ein bißchen zu verwirren und dann mit einfacher Herzlichkeit zu beglücken. Die Huldigungen einer so reinen Knabenseele mußten etwas Neues sein, wie ein seltenes und schönes Geschenk.

Sie wollte es sich nicht entgehen lassen.

Und mit einem frohen, klaren Blick bat sie ihn, sich zu ihr zu setzen und von seiner Arbeit zu erzählen.

Sebastian atmete auf, als man sich erhob, um zum Abendessen zu gehen. Er kämpfte die ganze Zeit halb unbewußt gegen den lockenden Liebreiz der schönen Frau, die sein Blut in seltsame Erregung versetzte.

Warum war sie so gut zu ihm? Warum zeichnete sie ihn vor allen Gästen so auffallend aus? Warum zwang sie ihn mit ihren klugen, freundlichen Fragen, so viel von seiner Seele zu enthüllen? Es war ihm, dem Schweigsamen, eine Qual.

Jetzt saß er ferne von ihr am blumengeschmückten Tisch. Jetzt hatte er Ruhe.

Seine Nachbarn kümmerten sich nicht viel um ihn. Überhaupt richtete sich die allgemeine Aufmerksamkeit einzig auf die Frau des Hauses, die, heiter und liebenswürdig, alle Fäden des Gesprächs in ihrer Hand vereinigte.

Ein Unbehagen, ein dumpfer Zorn schwoll in Sebastians Seele. Er kannte die hier Versammelten alle mehr oder weniger gut. Warum waren sie hier so anders als sonst? Waren sie nicht alle wie die balzenden Männchen, um einen Blick, ein Wort des schönen Weibes zu erhaschen? Und sie? Wie konnte sie soviel Holdseligkeit verschenken an diese verliebten Narren, sie, die einem Meister angehörte? Wohl fing er ab und zu einen raschen, zärtlichen Blick auf, der zwischen dem Ehepaar ausgetauscht wurde, aber das reizte ihn nur noch mehr.

Merkte sein geliebter Lehrer denn nicht, wie die süße Teufelin seine Ehre in kleiner Münze an bettelnde Anbeter verzettelte?

Helle Kampfeslust sprang plötzlich in ihm auf. Hei, er würde die schöne Schlange, die sich auch schon in seine Seele geschlichen hatte, erdrosseln mit diesen seinen Händen! Er würde seinen blanken Schild halten als getreuer Knappe über die Ehre seines schlummernden Herrn!

Frau Juttas Lachen girrte. Ein fröhlicher Blitz aus ihren samtweichen Augen flog zu ihm her. Wie eine Krone lagen schwere, rote Haarflechten über ihrer weißen Stirn. Er fühlte ihren Blick wie einen glühenden Pfeil in seinem Herzen, das vor Scham brannte. Und als er das gefährliche Geschoß rasch und mit harter Hand herausreißen wollte, sickerten schon ein paar rote Tropfen nach.

* * *

„Sebastian! Was ist dir? Warum zittert deine Hand? Warum braust das Blut so in deinen Ohren? Still! Es ist dein Körper, der sich in den Fesseln eines schönen Weibes windet. Die Schlange, weißt du, die schillernde, lockende Schlange. Aber deine Seele weiß nichts von solcher Qual. Sie trägt in sich das Traumbild einer süßen Frau, die dich einmal beglücken wird. Ein lichtes, keusches Mädchenantlitz, dessen genaue Züge du noch nicht kennst, das du aber einmal erblicken wirst mit andächtiger Wonne im Herzen. Es hat nichts gemein mit Frau Juttas gleißendem Reiz, gegen den dein brennender junger Leib sich aufbäumt. Sie ist dir eine Versuchung, diese Gattin deines Meisters, du mußt frei werden von ihr. Wenn du an sie denkst, vernimmst du dann in deiner Seele einen einzigen der seligen Himmelsklänge, die du wiederzugeben trachtest? Ich sage dir, Sebastian, hüte dein Blut vor dem Blick der Schlange!"

Er fuhr auf. Hatte er geträumt? Wer hatte diese Worte so deutlich zu ihm gesprochen?

Er saß aufrecht in seinem zerwühlten Bett, mit rasendem Herzklopfen. Das Haar klebte in kaltem Schweiß an seiner Stirn.

Er schlang die Arme um seine hochgezogenen Knie und starrte in die Dunkelheit, bis flimmernde Punkte vor seinen Augen zu tanzen begannen.

Jutta!

Er suchte angestrengt nach den Harmonien der schlichten kleinen Kantate, die er gestern vertont hatte. Es war eine süße, fromme Weise, die sich linde auf sein wildes Herz legen sollte.

Nichts fiel ihm mehr ein.

Mit einem Satz sprang er aus dem Bett, stolperte in tiefer Nacht zu dem Flügel, seine Finger suchten die Tasten.

Er griff ein paar Akkorde, Dissonanzen, die wie das Stöhnen einer aufgepeitschten, zerrissenen Seele durch die Finsternis wimmerten. Wo blieben die Himmelsgeigen, die er so oft im Traum gehört?

Sein blonder Kopf fiel vornüber auf das harte Holz des Klavierdeckels. Ein trockenes Schluchzen schüttelte die schmalen Schultern.

Wie lange er so gesessen, wußte er nicht. Als er anfing zu frieren, stand er mühsam auf, mit steifen Knien. Tastete zurück zu seinem Bett und fiel schwer in die Kissen.

Seine Zähne knirschten.

„Herr Gott, Herr Gott", stieß er hervor, wie ein Gebet in Todesnot.

Dann umhüllte ihn ein dumpfer, traumloser Schlaf.

Als er erwachte, fühlte er sich an allen Gliedern zerschlagen, schlimmer als nach den bösesten Nächten im Schützengraben. Aber seine Gedanken arbeiteten ganz klar und genau.

Er würde nicht mehr zu dem Professor gehen, würde dem gütigen älteren Manne ruhig und ohne Beschönigung den Grund seiner Weigerung angeben.

Es war ein festes Band tiefen Verstehens zwischen ihren Seelen, das wußte er wohl. Ohne Worte hatte es sich gewoben, in bloßen Tönen. Denn sie waren beide Musiker — und Männer.

Als eine Woche darauf, am Donnerstag, nach der Stunde, Professor Losegger seinen Schüler fragte: „Sie kommen doch heute abend zu uns, nicht wahr?" fuhr Sebastian zusammen wie ein armer Sünder, der sein Todesurteil vernimmt.

Er blickte unsicher auf — und sah etwas in den Augen seines Meisters, etwas — wie eine Bitte ...

Brauchte er ihn? Rief er seinen Schildknappen zum Dienst? Wie konnte er da an seine eigene Sicherheit denken, und kostete es auch noch einmal den gleichen, bitteren Kampf!

Ohne Besinnen antwortete er:

„Ja ... wenn ich darf?!"

Frau Jutta bemerkte mit Verwunderung, daß sie den kleinen „heiligen" Sebastian noch gar nicht so völlig gefangen habe, wie sie geglaubt. Er wehrte sich offenbar. Seine Augen waren hart und hell, in seiner Stimme klang ein feindseliges Metall, wenn er auf ihre Fragen Antwort gab. Warum aber grub sich im Laufe des Abends ein so seltsamer, gequälter Zug um seinen Mund?

„Armer Bub, ich mache dich leiden", dachte sie mit einem Gefühl von spielerischer, mütterlicher Zärtlichkeit. Aber sein Widerstand reizte sie zu sehr, als daß sie die Waffen hätte strecken mögen. Fast unbewußt setzte sie nun erst recht alles daran, ihm den blonden Kopf zu verdrehen.

Noch nie war sie so schön gewesen, so atemraubend holdselig und doch königlich, wie an diesem und den folgenden Donnerstag-Abenden.

Denn Sebastian wurde Stammgast im Hause Losegger. Der Professor mochte das offene Gesicht, den klaren Blick seines Schülers nicht mehr entbehren. Er hatte dabei das undeutliche Gefühl, als müsse er den armen Jungen vor der triumphierenden Schönheit seiner Frau ein wenig schützen. So zog er ihn denn vorzugsweise ins Gespräch, saß lange Zeit allein mit ihm in seinem Zimmer und freute sich an der jungen, herben Seele, die sich ihm zögernd immer mehr erschloß.

Frau Jutta ärgerte sich etwas hierüber, ohne sich's eingestehn zu wollen. Sie fühlte sich so sicher in ihrer Liebe zu ihrem Mann, daß sie in einem kleinen Spiel mit fremden Herzen keine Sünde sah. Es war ihr allmählich zum Bedürfnis geworden, das spürte sie jetzt, wo ihr zum erstenmal die unbedingte Huldigung verweigert wurde. Sie fühlte auch, daß dieser Widerstand sie zwang, immer schöner, immer klüger, immer lockender zu werden. So fand sie Freude an dem Kampf, der ihrem Reiz zugute kam, und merkte nicht, daß eine höhere Seele aus vielen geheimen Wunden zu bluten begann.

„Wie lange werde ich noch stark bleiben?“ fragte sich Sebastian oft in tiefem Erschrecken. Er hatte die beinahe körperliche Empfindung eines gleißenden Schlangenleibes, der ihn umwand, der sein Bestes, sein Heiligstes zu erwürgen drohte.

Wie fremd war diese Frau ihm und seinem innersten Ideal! Und wie bannte sie ihn doch mit ihrem süßen Leibe, ihrem raschen Witz, der unvermittelten Weichheit ihrer dunklen Stimme!

Wenn er abends nach Hause kam, war er vollkommen erschöpft von der Anstrengung, über jeden Blick, jede Bewegung eisern zu wachen. War fast zu erschöpft, um auch dann noch seinen Gedanken und Träumen zu wehren.

„Sie sind ein Asket, das weiß ich schon. Sie fliehen und verachten das Leben.“ Frau Juttas Augen sprühten in munterem Spott.

Sie standen zusammen auf dem blumengeschmückten Balkon. Der Professor war hineingegangen, einen eben gekommenen Gast zu begrüßen. Sebastian wurde es schwül und bange, so allein mit der schönen Frau.

Mühsam suchte er seine Worte, sich zu verteidigen.

„Das glaube ich nicht, daß ich asketisch bin. Ich fasse das Leben vielleicht nur anders auf ...“

Sie schlug mit den Fingerspitzen leicht auf den Rücken seiner Hand, die das Balkongitter umklammert hielt. Unter der flüchtigen Berührung strafften sich seine Sehnen, daß die Knöchel weiß hervortraten.

Sie lachte. „Ach, was wissen Sie denn viel vom Leben!“

„Nichts.“

Frau Jutta erschrak. Eine wilde, zornige Qual brannte in seinen Augen. Sekundenlang sank sie in sich zusammen unter dieser stummen Anklage, die wie eine Drohung war; sah die magere, harte Faust zerschmetternd niedersausen auf ihre schöne Stirn.

Fluchtartig raffte sie ihre Gewänder zusammen und lief hinein, zu den anderen, weniger furchtbaren Gästen.

Als sie sich von der gewohnten bedingungslosen Bewunderung umgeben fühlte, schlug ihre Stimmung denn auch sehr bald wieder um.

Sie ward von übersprudelnder Heiterkeit.

Indessen lehnte Sebastian, keuchend wie nach einem körperlichen Ringen, an der Wand draußen.

Ach, wo waren die Himmelsgeigen?! Furchtbar süße Klänge aus der Tiefe griffen nach ihm. Seit Wochen hatte er seine schöne Kirchenmusik nicht mehr ansehn, geschweige denn spielen können. Wo war Rettung, wo war Frieden? Wie lange würde er noch mit letzter Kraft den blanken Ehrenschild halten können über seinen Herrn?

Und doch wollte er lieber sterben, leiblich sterben, als seelisch untergehen, von der Schlange erstickt.

„Also Sonntag, meine Herrschaften,“ sagte Frau Jutta liebenswürdig bei Tische, „Sonntag taufen wir unsern Jungen, und dazu seid ihr alle hiermit eingeladen.

Oh, habt nur keine Angst, daß wir euch zwingen werden, einem langweiligen kirchlichen Aktus beizuwohnen. Bewahre! Unser Sohn soll Künstler werden, hineingetauft in eine Gemeinde von Jüngern der Kunst. Wer aber ist wohl geeigneter, diese Handlung zu vollziehen, als mein Mann?!"

Lebhafter Beifall folgte ihren Worten. Sebastian legte Messer und Gabel hin. Er fühlte dumpf: Jetzt galt es den letzten Kampf. — Als das Stimmengewirr sich beruhigt hatte, sagte der Professor einfach und zu seinem Schüler gewendet, als suche er besonders dessen Beifall:

„Ja. Wir hatten an eine freie Feier gedacht mit schöner Musik."

„Bei einer kirchlichen Feier kann man auch schöne Musik machen." Sebastian erschrak über die Rauheit seiner Stimme. Es war ihm, als habe er eben der ganzen Tafelrunde den Fehdehandschuh hingeworfen.

Allgemeines Schweigen. Frau Jutta richtete sich auf, wie eine Schlange sich aufbäumt, dachte Sebastian unwillkürlich.

„Hört, hört!" rief sie spöttisch und heiter. „Ich dachte, Sankt Sebastianus, Sie wären als ein Student der Theologie ins Feld gerückt und als ein Student der Musik wiedergekommen, hätten also auch Ihren Kinderglauben im Donner der Kanonen verloren, wie so viele", vollendete sie ernster.

Sebastian schwieg. Vor seiner Kompagnie, im Trommelfeuer, wenn's zum Angriff ging, hatten ihm nie die Worte zu einem kurzen Gebet gefehlt. Aber was wußten diese Menschen hier von dem Erleben des Soldaten im Schützengraben? Sie hatten alle daheim gesessen oder wenigstens *hinter* der Front. Wie sollte er also für die verständlich zu ihnen reden?

Aber gerade, als das Gespräch wieder allgemein werden wollte, war es ihm, als riefe ihm jemand zu: „Rede, und schweige nicht!"

Eine dunkle Blutwelle schoß ihm in die Wangen, und zum Erstaunen aller sagte er plötzlich mit einer hellen Kommandostimme, als spräche er über die Anwesenden hinweg:

„Ich habe meinen Gott erst im Schlachtenwetter richtig gefunden und erkannt, daß er zu groß und zu gewaltig ist, als daß ein schlechter Redner, wie ich, ihn mit stammelnden Worten bekennen dürfe. Ich hätte die Leute aus der Kirche hinausgepredigt. Das wäre Sünde, nicht wahr? Und so war mir die Verantwortung zu groß. In Tönen kann ich schon besser von ihm reden. Mein Vater hat mich auch gleich verstanden, als ich ihm das sagte, und hat mir kein Hindernis in meinen neuen Weg gelegt. Mein Vater ist Pfarrer."

Tiefe Stille folgte diesem überraschenden Bekenntnis, eine Pause der Verlegenheit, die alle, bis auf Sebastian, drückend empfanden. Frau Jutta wollte mit Geistesgegenwart den seltsamen Eindruck mildern und sagte schnell und versöhnlich:

„Ach, ist er Pfarrer? Dann muß er ein lieber alter Herr sein, mit weißem Haar und Ihren blauen Augen. So ein Geistlicher, der aus lauter Güte selbst schlimme Weltkinder, wie wir anderen es sind, nicht in die unterste Hölle verdammen mag. Übrigens dürfen Sie nicht denken, wir seien krasse Materialisten. Wir glauben auch an ein Fortleben nach dem Tode, nur nicht an eine *persönliche* Weiter-

existenz. Mein Mann und ich denken es uns so, daß wir musikalischen Menschen als Töne in der Weltharmonie fortbestehen, als unausgesprochene Melodien, die ein begnadeter Künstler einmal vernehmen, festhalten und damit wieder aus dem Nichts erlösen kann.“ Und mit einem strahlenden Blick für ihren Mann fügte sie hinzu: „Wir glauben, daß dieser Sänger unser Sohn sein wird.“

Sebastian atmete seltsam leicht und frei. Ganz ruhig sah er ihr in die herrlichen Augen.

„Ich habe dem Vaterlande zwei Brüder, viele Freunde und unzählige liebe Kameraden geopfert. Deshalb muß ich darüber wohl anders denken, gnädige Frau. Ich glaube, daß wir uns alle wiedersehen in einer himmlischen Armee, die gegen den Teufel ausgesendet wird und seine höllischen Scharen. Vielleicht werde ich ihnen dann einen überweltlichen Parademarsch komponieren dürfen ...“

Und seine blauen Augen lachten.

Professor Losegger hob die Tafel auf. Im Hinausgehen schob er seinen Arm unter den seines Schülers. Es wunderte Sebastian, wie blaß und ernst er plötzlich aussah, und wie dringlich seine Bitte war:

„Spielen Sie uns etwas, ja?“

Der Flügel im Musikzimmer war schon geöffnet. Frau Jutta, in einem grünlich schillernden Seidenkleid, dessen weite geschlitzte Ärmel durch leichte Verhüllung die Schöhnheit ihrer Arme nur um so mehr hervorhoben, klatschte erfreut in die Hände.

„Das ist hübsch von Ihnen! Und was bekommen wir zu hören?“

Sebastian setzte sich an dem Klavier zurecht, stemmte den rechten Absatz leicht gegen das Parkett und griff eine Arpeggie. Dann hob er den Kopf und anwortete:

„Es ist von mir. Eine Partie aus einem Oratorium und eigentlich für Orgel geschrieben. Ich nenne es das ‚Schlachtgebet‘.“

Und schon griffen seine schmalen Hände mit gewaltigem Forte in die Tasten ...

Vorsichtig löste er die Finger von der Klaviatur, den Fuß vom Pedal. Das Klingen erstarb.

Er erhob sich und schloß behutsam den Deckel des Flügels.

Der Professor kam auf ihn zu. Seine Augen glänzten.

„Wenn Sie hierin von Ihrem Gott redeten, so war das ein schönes Bekenntnis“, sagte er warm und schüttelte ihm beide Hände.

Sebastian sah ihn geistesabwesend an.

„Ich möchte jetzt gleich gehen,“ bat er halblaut. „Ich glaube, ich kann heute noch arbeiten.“

Losegger nickte verständnisvoll. Während das Echo des allgemeinen Beifalls sein so lebhaft gespendetes Lob aufnahm, half er dem jungen Komponisten, unbemerkt aus dem Saale zu entschlüpfen.

Halb benommen stieg Sebastian die Treppe hinunter. Was war mit ihm geschehen? Er hatte seine Musik wieder spielen können, ganz als wären die lockenden Augen der Schlange nicht auf ihn gerichtet gewesen. Und auch jetzt noch war ein

Klingen in ihm, wie er es seit Monaten nicht mehr vernommen. In einer fernen Ferne versank das Leben mit seiner Qual. Es gab keine Jutta mehr, er selbst war seines Körpers entkleidet, ein freier Geist in einer Welt voll Klang!

Traumwandelnd schritt er dahin unter den hastenden Menschen sommerlich belebter Straßen, erstieg die Treppe zu seiner Wohnung, schloß die Zimmertüre auf.

Hier, in der vertrauten Umgebung, die so viele Kämpfe seines Blutes gesehn, überkam ihn eine jähe Ernüchterung.

Er war todmüde; konzentrierte Arbeit ausgeschlossen.

Zuerst mußte er ein wenig ruhen.

Aber kaum, daß er sich auf dem Sofa ausgestreckt hatte, überkam ihn auch schon ein fester, kindlicher Schlaf.

Heftiges Pochen weckte ihn. Es war Nacht. Er stolperte schlaftrunken zur Tür und öffnete.

Draußen stand seine Wirtin, eine Lampe in der Hand, und hinter ihr ein weinendes, aufgeregtes Mädchen, das er zu kennen glaubte. Eine furchtbare Angst packte ihn plötzlich.

„Was ist?“ schrie er die Frau an und fuhr mit beiden Händen durch seine blonde Mähne, seine wirren Gedanken aufzurütteln.

„Man hat nach Ihnen geschickt“, stotterte die aus ihrem ersten Schlaf Geweckte. „Der Professor Losegger ...“

Das Mädchen unterbrach sie. „Er ist plötzlich ohnmächtig geworden, nachdem die andern Herrschaften fort waren. Die gnädige Frau schickt mich. Sie ist ganz ratlos ...“

„Ich komme“, sagte Sebastian kurz. Er war blaß geworden bis an die Lippen. Rasch ging er vor dem Mädchen her, die Treppe hinunter. Sie vermochte seinen langen Schritten kaum zu folgen, aber ein Gefühl der Beruhigung überkam die Verstörte. Hastend berichtete sie, was sie von der plötzlichen Erkrankung wußte, den Blick immer erhoben zu dem hellen Kopf des jungen Herrn, der ohne Hut und Mantel, im Gesellschaftsanzug neben ihr durch die Sommernacht lief. Dazwischen schluchzte sie auf und stammelte ein „Jesus Maria“ oder „alle heiligen Nothelfer“ und bekreuzigte sich, wie ein verängstigtes Kind.

„Weinen Sie nicht!“ sagte Sebastian streng. „Wo wohnt hier ein Arzt? Gehen Sie sofort zu ihm und bringen Sie ihn mit. Hören Sie? Er muß gleich mitkommen. Vielleicht belästigen wir ihn unnütz, denn es wird hoffentlich nur ein vorübergehender Schwächezustand gewesen sein, aber trotzdem. Und beeilen Sie sich!“

Er wußte selber kaum, was er sprach. Begriff nicht, daß er äußerlich so ruhig sein konnte. Sein Herz schrie vor Angst um den geliebten Meister. Immer länger wurden seine Schritte. Das lästige, aufgeregte Mädchen war plötzlich von seiner Seite verschwunden. Sie holte wohl den Doktor. Nun rannte er die Treppe hinauf und klingelte Sturm.

Eine Hausangestellte, die er nie gesehen, öffnete. Er schob sie beiseite. Von irgendwoher hörte er klägliches Kindergeschrei. Überall brannte das elektrische Licht, war noch die nach einer Gesellschaft übliche Unordnung. Trostlos schien ihm das alles.

Im Arbeitszimmer des Professors saß Frau Jutta auf der Ottomane und hielt den Kopf ihres bewußtlosen Mannes auf dem Schoß. Seltsam und tragisch war der Kontrast zwischen ihrem schillernden Abendkleid und dem ratlosen Entsetzen ihrer Augen. Sie und das Kindermädchen, das Sebastian eben hereingelassen, hatten offenbar versucht, den Ohnmächtigen mit allen sonst in solchen Fällen angewandten Mitteln wieder aufzuwecken. Sie hielt ein mit Kölnischem Wasser getränktes Tuch in der Hand, als die Tür sich öffnete.

Sebastian hatte viele sterben sehen. Ein rascher Blick auf das farblose Gesicht mit den bläulichen Lippen, der plötzlich so merkwürdig scharf hervortretenden Nase sagte ihm genug.

„Sebastian!" Die verstörte Frau sah hilfeflehend zu ihm auf.

„Der Arzt wird gleich hier sein, gnädige Frau. Wir wollen ihn indessen etwas anders betten. Der Kopf muß tiefer liegen ... So! ... Nein, nein, er ist nicht tot —"

„Noch nicht", hätte er fast gesagt. Während er sich um den Kranken bemühte, überkam ihn das Gefühl für die Seltsamkeit seiner Lage.

Sie schickte nach ihm. Sie bat um seine Hilfe. Wie lange war es her, seit er ihr bei Tische eine so deutliche Abfuhr erteilt hatte? Und sie rief nach ihm und nicht nach einem ihrer Anbeter! War es wirklich heute abend gewesen, daß sie zusammen auf dem Balkon standen?

Während sie Losegger umbetteten, berührten sich ihre Hände mehr als einmal. Sie war ihm so nahe, daß er deutlich den gepflegten Duft ihres roten Haares verspürte.

Es erregte ihn nicht.

Eine dumpfe Verwunderung darüber war wohl in seinen Gedanken, drang aber nicht bis in sein Bewußtsein.

Der Doktor kam. Ein freundlicher, alter Herr, der Sebastian offenbar für den Sohn und Jutta für die Tochter des Professors hielt.

„Wann ist Ihr Herr Vater ohnmächtig geworden?" fragte er die beiden, während er den Kranken zu untersuchen begann.

„Ich war nicht hier", gab Sebastian zurück, ohne daß es ihm einfiel, den Frager zu verbessern.

„Vor etwa einer halben Stunde", antwortete Frau Jutta tonlos. Sie trat ein wenig zurück; eine wahnsinnige Angst erfaßte sie, die bisher die Möglichkeit eines wirklichen Unglücks noch gar nicht erwogen hatte. In kopflosem Entsetzen hatte sie nach Sebastian geschickt, dessen Bild ihr im ersten Schrecken gleich wie das eines Retters erschienen war. Die Knie zitterten ihr. Wenn ... wenn ... Gott im Himmel, es war ja nicht auszudenken! ...

Der Arzt schüttelte den Kopf. „Das Herz, das Herz!" sagte er halblaut zu Sebastian, der sich zu ihm niederbeugte. Er wandte sich nur an diesen und nicht an die fassungslose junge Frau. Nachdem er ein paar Verordnungen erteilt, richtete er sich auf und sah fragend von einem zum andern.

„Ja," sagte er zögernd, „es ist leider — leider! da nicht viel zu machen. Solange er lebt, kann man ja hoffen. Es geschehen schließlich manchmal Wunder, und wir Ärzte wissen wenig genug. Ich halte es aber doch für meine Pflicht, zu sagen —

Ist der Kranke etwa Katholik? Dann wäre es wohl geraten, jetzt einen Priester zu holen ..."

„Wir sind Freidenker", sagte Frau Jutta in einem zitternden, jammervollen Trotz.

Der alte Herr strich ihr mit einer sehr schönen, menschlichen Bewegung über das Haar.

„Dann muß der Herrgott Ihnen auf eine andere Weise helfen, mein armes Kind", meinte er mit trübem Lächeln. Und wieder zu Sebastian gewendet, fuhr er fort: „Wie gesagt, es läßt sich leider wenig oder nichts mehr tun. Er leidet nicht. Vielleicht kommt er noch einmal zum Bewußtsein, ich glaube es aber kaum. Bis zum Morgen wird es wohl noch dauern ... Wenn Sie es wünschen, werde ich natürlich —"

„Das ist nicht nötig, danke", unterbrach ihn Sebastian rasch und leise. „Ich bleibe hier, und Sie haben mir ja gesagt, was ich tun muß ..."

Nun war der Doktor fort. Sebastian hatte ihn hinausbegleitet.

Jutta zog einen Stuhl heran und setzte sich neben das Ruhebett. Ihre kalten Hände umklammerten die Armlehnen des Sessels.

Hier saß sie also und wartete auf den Tod ihres Mannes ...

Ein Schauer jagte über ihren Rücken. Was war das, der Tod? Selbst in ihrer schweren Krankheit nach der Geburt des Jungen hatte sie sich nie ernstlich mit dem Gedanken befaßt, hatte sich mit aller Kraft des Willens an ihr schönes leuchtendes Leben geklammert. Und ihr Mann war ja da, der sie mit seinen starken Händen festhielt im sonnigen Erdenland.

Nun ging er von ihr und ließ sie allein. Ihre Augen forschten voll Angst in dem unbewegten Gesicht. Was geschah jetzt mit ihm? Was wußte er schon von den rätselhaften Dingen, an die man im Leben so ungern dachte? Oder wußte er nichts mehr? Löste sich seine Seele langsam auf in ein Nichts, einen Hauch, einen Klang?

Ja, er hatte mit ihr geglaubt, als Ton weiterzuschwingen in der Weltharmonie. Aber was war ihr das — ein Ton?! Das war doch nicht er, den sie geliebt hatte! Und wer konnte es schließlich wissen? Sebastian glaubte an eine himmlische Armee ...

Sebastian!

Eine langsame, schmerzliche Röte kroch über ihr weißes Gesicht.

Warum schämte sie sich plötzlich vor ihm? Er stand jetzt vielleicht draußen vor der Tür, hielt Wache, daß kein Laut dies letzte Zwiegespräch störe. Er konnte gut wachen, das wußte sie. Sie hatte ihn gereizt, gequält, nie ihn bezwingen können. Immer war er auf seiner Hut gewesen. Wie böse hatte sie mit ihm gespielt! Und heute tat er ihr einen stillen Dienst nach dem andern ...

Ihr Mann hatte ihn geliebt. Es war in seinem Sinne, daß er diese Nacht in seinem Hause zubrachte, er, und nicht ein anderer von ihren und seinen Freunden.

Sie dachte an alle, die heute abend mit ihnen um einen Tisch gesessen. Hätte sie doch diese letzte Mahlzeit mit ihm allein gehabt! O Gott, wieviel Zeit hatten sie in ihrer Ehe überhaupt verloren, an andere verschenkt, als wären sie sicher, in alle Ewigkeit zusammenzubleiben! Wieviel Gedanken hatten anderen Menschen gegolten, anderen Männern!

Sie lehnte den Kopf zurück und stöhnte auf.

Sie hatte ihn bestohlen um so vieles, was sie ihm noch hätte schenken können. Blicke, Lächeln, Händedrücke, manches vielsagende Wort- und Augenspiel fiel ihr ein. Keine groben Vergehen waren es, aber tausend, tausend kleine Diebstähle an seinem Glück.

Das war nun vorbei, unwiederbringlich. Und hätte noch so viel herrlicher sein können!

Ihre Hände krallten sich verzweifelt in das rote Haar.

Würde er noch einmal erwachen, würde sie ihn noch um Verzeihung bitten, ihm sagen dürfen, wie grenzenlos sie ihn liebte?

Sebastian stand im Nebenzimmer, an die Tür gelehnt. Er wagte nicht hineinzugehen. Er hörte nur ab und zu ein leises, wimmerndes Stöhnen, das ihm das Herz zerriß.

Was konnte er tun, diese Qual zu lindern? Wie waren diese Menschen arm und elend, die nicht mit Glaubensarmen hinausreichen konnten über den Erdenstaub, hineinreichen ins goldne Himmelreich!

Er richtete sich zögernd auf. Ein Gedanke kam ihm. Gab es nicht ein Band, das ihn immer mit diesen Seelen verknüpft hatte und mit dem man sie vielleicht linde emporziehn konnte zu einem verklärteren Schmerz?

Von den Laternen der Straße fiel ein mattes Licht in das große Musikzimmer. Der Duft von Zigaretten, Wein und welkenden Blumen hing noch schwer in der Luft.

Leise ging er zum Flügel, öffnete nur den Deckel der Klaviatur, trat das linke Pedal.

Er suchte und fand die Akkorde einer Partie seines Werkes, die der Meister besonders geliebt hatte. Pianissimo klang die süße Melodie in Frau Juttas Herz.

Sebastian war es eigen zu Sinn. Er spürte keine Trauer. Die Musik nahm ihn ganz gefangen. Er horchte in sich hinein! Die Weisen, die er am Abend beim Nachhausegehn vernommen, klangen wieder auf, quollen hervor unter seinen tastenden Händen.

Da waren die Himmelsgeigen, da kam ein ferner, seliger Chor nach dem andern...

„Sebastian!"

Er schreckte empor. Wie lange hatte er so gespielt über den Todeskampf hin, in dem sein Meister im Nebenzimmer lag?

Jutta stand in der Tür und winkte ihm. Ein blasses, graues Dämmern füllte das Zimmer.

Er erhob sich. Sie stand da — und wartete auf sein Kommen. Ihre großen, starren Augen waren auf ihn gerichtet ... Die Augen der Schlange? ...

Nein.

Die Schlange war tot.

Auf dem Ruhebett lag in unfaßlicher Reglosigkeit eine schmale Gestalt. Die Hände waren auf der Brust gefaltet, die Augen weit geöffnet in einem lächelnden, unirdischen Blick.

Ein unhörbares Flüstern kam über des Sterbenden farblose Lippen:

„Schönes ... schönes ... Bekenntnis ...“

Ein Schatten fiel über das Gesicht. Der Kopf sank ein wenig zur Seite. Nun waren die Augen geschlossen ...

Frau Jutta wankte. Mit einer raschen, brüderlichen Zartheit legte Sebastian den Arm um sie und ließ sie dann sanft auf ihre Knie gleiten. Sein Herz war still und frei und voll von einem tiefen, zärtlichen Mitleid. Die würgende Schlinge war zerrissen ...

War dies die Frau, die ihn noch jüngst so tief verwirrte? Es schien, als hätten sich Welten zwischen sie geschoben, daß er aus einer klaren, morgendlichen Ferne nur ihre arme Seele sah, die litt. Er aber konnte stille bei ihr stehn und beten.

Als er leise gehen wollte, hob Frau Jutta das tränenüberströmte Gesicht und fragte mit einer fremden, scheuen Demut:

„Glauben Sie, Sebastian, daß Ihr Vater das tun würde? Hierher kommen, um mein Kind zu taufen und ... meinen Mann ... zu begraben? ...“

In seinen Augen war ein Blick verstehender Güte, der klar und rein in ihr verstörtes Herz fiel wie ein Strahl aus jener Welt, die seiner Seele und seiner Lieder Heimat war:

„Er wird kommen, gnädige Frau, ich schreibe es ihm.“

Und wie Heilige das Land ihrer Sendung verlassen, ging Sebastian hinaus, dem Werk und Rittertum der Manneszeit entgegen.



Abend

Von Georg Stammler

Woher die leise Trauer,
wenn der Abend fällt?
Es wächst eine graue Mauer
zwischen dir und der Welt.

Du fühlst den Tag erkalten
im blinden Meer;
von schwankenden Gestalten
taucht's hin und her.

Du hörst ein dunkles Läuten
in der kühlen Luft,
und kannst den Ort nicht deuten,
woher es ruft.

Und immer matter dringen
die Töne herein.
Ein letztes, leises Schwingen —
du bist allein.



Das verschüttete Lachen

Von Friede H. Kraze

Dorothee Hartwig hatte einen lieben Gast aus dem Auslande. Eine baltische Freundin, die zur Zeit der Revolution Entsetzliches durchlebt hatte, besuchte sie. Nach einem Aufenthalt in der Schweiz kehrte sie über Deutschland nach Reval zurück. Sie kehrte zurück in eine Stadt, in der nach qualvollen Wirrnissen und Zeiten der Vernichtung wieder das Leben jung und frisch und unverwüstlich sich regte; und sie selbst, die monatelang dem Tode ins Auge geschaut hatte, ging freudig und stark, diesem jungen, allmächtigen neuen Leben zu dienen.

Am ersten Tage ihres Aufenthaltes, fast in der ersten Stunde, hatte sie den Weimarer Park besucht. In flammender Herbstglorie hatte sie Goethes Gartenhäuschen wiedergesehen, war über die Brücke geschritten, die ihn schnell zu dem fürstlichen Freunde brachte, wenn dieser, der Natur ganz hingegeben, einmal im Borkenhäuschen wie ein Einsiedler sich vergrub. Am Römischen Hause war sie vorbeigekommen, wo Karl August den lustigen Ratsmädeln die verflochtenen Zöpfe entwirrte; an dem reizvollen gotischen Bau, Tempelherrnhaus genannt, an den Orangekübeln unter den Fenstern, aus denen die feine Hand der Charlotte von Stein bebend vor Glück Goethe einstmals entgegenwinkte. An all den Stätten war sie vorübergekommen, die jedem Menschen heilig sind, und die auch der Ausländer heute noch ehrt.

Als die Freundin von diesem Spaziergang zurückkehrte: „Wie ist es nur möglich," fragte sie aufgestört, „ich gehe hier wie im Traum. Können die Menschen in Weimar nicht mehr lachen?"

Dorothee mußte einen Augenblick ans Fenster treten, um einer Erschütterung Herr zu werden. War das, was jene bemerkt hatte, Einbildung, oder war es Wahrheit? Sah und hörte der Fremde hier deutlicher als der Beteiligte? In Weimar, der heiteren Stadt der Klassik, sollte man wirklich nicht mehr lachen können? Hier, wo die Ilm davon erzählte, wie einstmals in Tiefurt bei Vollmond und Fackeln und blühenden Rosen und Heu, unter Scherz und Jubel Goethes „Fischerin" in Szene ging? Wo aus den Fenstern des Stadthauses die lockenden, zärtlichen oder ein klein wenig sentimentalen Weisen von Clavizimbal, Klarinette und Viola d' amore erklangen? Über den verschneiten Marktplatz hinweg bis zum Klauerschen Neptun auf seinem Brunnen! Wo in dem apfelsinenfarbenen Wittumspalais um den runden Teetisch, dem die Herzogin Anna Amalie präsidierte, das Lachen der kleinen, geistvollen, verwachsenen Göchhausen, der „Gnomide", eine Runde belebte, die Namen wie Knebel, Einsiedel, Herder und Wieland mit dem ganz Großen und Ewigen — Goethe — verflocht? War denn nicht noch Schimmer und Glanz über Weimar, so daß diese Stadt in Deutschland unter ihresgleichen ausgesondert erschien, wie Bethlehem unter den Städten Judas?

Wenn man vor einem Jahrzehnt in die alten kühlen Hausdielen durch die alten Türen mit den blitzenden Messingklopfern hineintrat, war man nicht sofort von einer Luft umweht worden, die wie gesättigt erschien mit Erinnerungen eines nur äußer-

lich abgeschlossenen, aber innerlich unvergänglichen Lebens? Es gab ja Häuser genug, wo die feine alte Hand der Herrin zur Wand deutete: Das ist Karl August. Er schenkte das Bild meinem Großvater. Dies hier? O, erkennen Sie nicht die Herdersche Nase? Der Flügel — dieses wunderbare Instrument, aus einem edlen dunklen Holz, mit den vielen geheimnisvollen Verwandlungen seiner Stimme und den bronzenen Löwenklauen als Füßen, es hat Eberwein gehört. Jawohl. — Und der junge Felix Mendelssohn spielte darauf und später Liszt! — Dies ist ein Preller, nein, Sie irren sich nicht. — Hier — sehen Sie — die erste Ausgabe von Wielands „Oberon". — Und das, gewiß, das ist die Silhouette von Frau von Stein!

Ja, solcher Häuser gab es viele. Ein alter Diener mit gelassener Gebärde schloß lautlos die Türe hinter einem, oder ein zurückhaltendes kleines Hausmädchen in schwarzem Kleid und weißem Häubchen. Und das Heute schien versunken. Vielleicht wurde in diesen Räumen mit den schönen eingelegten Schränken und den schlankbeinigen Tischchen niemals sehr laut gelacht. Aber während der Teekessel brodelte, und Meißner und Nymphenburger Schalen und Vasen der Geruch von Rosen entquoll, der sich mit dem Potpourri in den schönen alten Behältnissen aus chinesischem Porzellan so innig vermischte, daß man nicht wußte, wo Leben und Vergangenheit einander berührten — ja, es schien Dorothee oftmals, als seien die ganze Zeit hindurch diese über alles Sagen traulichen, erwählt schönen Räume wie von einem leisen und glücklichen Lachen erfüllt gewesen. Von dem Lachen, wie es die Frucht langer Güte, Schönheit, Kultur und Lebensbejahung ist. Hatte die Freundin von Dorothee aus dem Baltenlande dieses Lachen im Sinne?

Man hörte ja doch Lachen genug in der Stadt. Grell und laut hallte es oft am Abend in den stillen geweihten Parkwegen wider, aus den dichtgedrängten Scharen vor den Eingängen zu den Kinos klang es verletzend, oder in den überfüllten und überhitzten Cafés. Ja — hatte dieses Lachen die gütige Fremde nicht irreführen können in der Erkenntnis, daß das Eigentliche dennoch unhörbar wurde?

„Es ist noch immer da," sagte Dorothee leise — „trotz allem. Es ist nur verschüttet. Ohren können es jetzt freilich nicht mehr vernehmen."

Die Freundin kehrte sich eilig zu Dorothee und streckte ihr die Hände entgegen. „Das Herz?" sagte sie. „Meintest du, die Seele allein erhört die wirklichen Dinge?"

Dorothee quoll etwas Heißes ins Auge, als sie wortlos und glücklich der Fragenden zunickte. Es geschieht nicht mehr allzu oft, daß uns ein Ausländer mit dem Herzen und mit der Seele hört. Er denkt, Augen genügen und Ohr. Er weiß nicht, daß es noch immer ein Weimar gibt, das an jene Vergangenheit anknüpft, die man tragen darf wie einen Kranz, hoch und stolz. Denn dieses Weimar lebt so leise heute, wie eine Quelle murmelt unter Trümmern und Schutt. Sie kann nicht mehr hell rauschen, aber sie lebt! Sie quillt unaufhörlich, sie müht sich zum Ziel, sie wird es einmal wieder erreichen, das liebe Licht Himmels und der Erde, und Tausende von Herzen und Seelen wird sie wieder tränken und segnen auf ihrem Wege zur Ewigkeit.



Von großen und kleinen Philistern

Von Helene von Beaulieu

Was ist ein Philister? — Der Streit um den Philister tobte beinahe so heftig, wie der um das Genie. Goethe beantwortet die Frage:

„... Ein hohler Darm,
Mit Furcht und Hoffnung angefüllt, daß Gott erbarm!"

An anderer Stelle hat er den Philister in allen wesentlichen Zügen gestaltet: in Fausts Famulus. Mit einer Ironie, die ebenso grausam wie maßvoll ist. Für den Philister ist dieses Leben keine Angelegenheit von dunkler Problematik, die immer von neuem zu lösen ist, sondern etwas sehr Einfaches. Der Philister hat für alles eine fertige Erklärung, für jedes Gefühlsphänomen eine flache psychologische Deutung. Im Ablauf einer Entwicklungsreihe vom Urmenschen zum gebildeten Zeitgenossen empfindet der Philister sich als das letzte, vollkommene Glied, auf das der ganze Prozeß abzielte. Diese Genugtuung faßt Famulus Wagner, der noch nicht an Darwin geschult ist, in den klassischen Ausdruck zusammen: „Wie wir es dann so herrlich weit gebracht." Ehe das Wort vom „Bildungsphilister" geprägt wurde, hat Goethe ihn gestaltet. Wissen anzuhäufen, unproduktives Gelehrtentum, das gewissenhaft Band um Band füllt und die Welt nicht um einen Gedanken bereichert; die Arbeit der Ameise oder des Maulwurfs, — das ist Wagners ihn durchaus befriedigender Lebensinhalt. Tief im Blute steckt ihm die Ehrfurcht vor dem Erfolge, vor denen, die es „zu etwas gebracht" haben ... „O glücklich, wer von seinen Gaben solch einen Vorteil ziehen kann!" — Aber suchen, zweifeln, sich die Seele zerquälen mit Gewissensfragen?! „Tut nicht ein braver Mann genug, die Kunst, die man ihm übertrug, gewissenhaft und pünktlich auszuüben?" Auf dem Osterspaziergange schaudert der allen natürlichen Lebensäußerungen entfremdete gebildet vor der Roheit des Volkes, und als kalt staunender Besuch steht er in der freien Natur, die er nur zu einem kleinen Spaziergange genehmigt, ehe es Zeit ist, die Lampe anzuzünden und ein würdig Pergamen zu entrollen. — „Man sieht sich bald an Wald und Feldern satt" — Ausspruch eines, der aus dem großen Zusammenhange alles Seienden losgelöst ist, und nun fremd und unbehaglich unter dem freien Himmel steht, geblendet vom Licht, wie eine Nachtmotte, die aus ihrem Gemäuer herausgeflattert ist. Und sein Verhältnis zur lebenden Kreatur charakterisiert das Wort: „Dem Hunde, wenn er gut gezogen, wird selbst ein weiser Mann gewogen." D. h. das Tier ist zu dulden, wenn es angemenscht, seiner Eigenart verlustig gegangen, zu nützlichen Kunststücken abgerichtet ist, wenn es selbst der Natur entfremdet und Philister geworden.

Man hat den Dichter des Faust selber unter die Philister einzureihen versucht, im Gegensatz zu genial-liederlichen Romantikern! Das ist ja das Schöne an Goethe, das jeder aus ihm — wie aus der Bibel — herausnehmen kann, was ihm paßt; denn dieses reiche Leben ist auf seiner Entwicklung durch so viele Phasen hindurchgegangen, daß kaum eine menschliche Seite darin fehlte. So hat man in seinem Leben philisterhafte Züge aufgewiesen, als: Daß er sich von Cotta gute Honorare zahlen ließ, daß er ein ordentlicher Wirt war und daß er sich politisch abwartend-

konservativ verhielt. Der „Freund des Bestehenden“ und der „Fürstenknecht“ werden von ihm selber mit gelassener Ironie zurückgewiesen. Der steife Herr Geheimrat, der eitel war auf seine Orden und unangenehmen Gefühlserschütterungen gern auswich, gälte noch heute manchem als das Urbild des sein persönliches Behagen mit kühlem Egoismus wahrenden Philisters, — wenn nicht Christiane wäre! Dieser kleine Ordnungsfehler rettet ihn nach Meinung des Links-Philisters auf die Genieseite.

Nun ist es ironische Fügung, daß die Zeit des Eheglücks mit Christiane, dieser von unbewußten Anti-Philistern so verherrlichte Zeitabschnitt, just die philiströse Epoche in Goethes Leben ist. Man sehe nur seine Bildnisse an aus jenen Jahren: Orest-Apell ist verschwunden; Christianens Gatte ist ein Satter, Zufriedener, Einer, der im häuslichen Behagen, in ruhigem Sinnenglück ausruht zwischen dem titanischen Schaffen einer stürmischen Jugend und den Aufstieg zu den Geisteshöhen eines durchgeistigten Alters.

Durch Goethes ganzes Leben zieht sich das Bestreben, sich freiwillig den äußeren Gesetzen des sozialen und ethischen Gefüges unterzuordnen, um sich die innere Freiheit um so reiner und unabhängiger zu wahren. Nur einmal, auf einem wichtigen Lebensgebiet, handelte er gegen dieses Prinzip: — in seiner Ehe; und zahlreiche bittere und schmerzliche Äußerungen bekunden, daß er schwer gebüßt hat für diese Übertretung eines selbstgegebenen Gesetzes. Er, der sonst in seinem untadeligen Wandel Unangreifbare und Freie, war geniert, eingeengt, in eine schiefe Stellung zu geschätzten Freunden und zur ganzen Gesellschaft geraten; ein Unfreier. Und dieser Gesellschaft mußte er in seinem Innern Recht geben. Ein beliebiger Wald- und Wiesendichter mag sein Schätzchen zu sich nehmen und spät oder gar nicht legitimieren; es liegt nichts daran und verstärkt in seinem Verehrerkreise nur den Nimbus der Genialität. Aber die vornehmste Persönlichkeit einer Stadt und eines Landes, der erste Mann der Nation, einer der Repräsentanten der Menschheit, Vorbild und Schiedsrichter in allen Geistes- und Lebensfragen, hatte zu berücksichtigen, daß seine Handlungsweise auch in diesem Bezuge, nicht nur im Sinne einer höheren, inneren Moral, sondern auch der bürgerlichen Sitte, unangreifbar sei. Die Tragik, die das Leben Augusts verdüstert, mag in der schiefen Stellung seiner Kindheit und frühen Jugend zu suchen sein, da seine Mutter noch Demoiselle Vulpius war; daß Goethe das Unrecht gegen das Kind selbst empfand, liegt in seiner Bitte an Frau v. Stein, sich seines „armen Jungen“ anzunehmen. Die Genialen, die sich in illegitimen Verhältnissen auf Goethe berufen, verkennen, daß Goethe gerade in diesem Punkte gegen eine Lebensanschauung handelte, die zu der Fontanes neigte: Ehe ist Ordnung. Es war einfach, daß seine Idiosynkrasie, seine beinahe pathologische Angst vor gesetzlichen Bindungen in persönlichen Verhältnissen stärker war als Überzeugung und Grundsätze; war er doch mehrmals vor geliebten Frauen geradezu geflohen, wenn die letzte unwiderrufliche Formalität das durch Neigung geknüpfte Band unlöslich zusammenziehen sollte. Der Kern dieses Sich-Sträubens, sich dem gesetzlich sanktionierten Sittengesetz zu unterwerfen, war freilich wieder ein sittlicher, der Mann der immer erneuten Pubertät war sich seiner polygamischen Veranlagung bewußt und empfand eine tiefe Abneigung dagegen, ewige Treue gesetzlich zu beschwören.



Das Frohlocken des Linksphilisters über Goethes Ehe ist ebenso unbegründet wie das Schaudern des Rechts-Philisters. Diese Ehe war, trotz des Formfehlers, daß er siebzehn Jahre mit der Trauung wartete, das Bürgerlichste, was sich denken läßt; traulich-herzlich, auch treu — mit einer gewissen Läßlichkeit auf beiden Seiten den „Äugelchen" des andern gegenüber —; der Mann absoluter, aber gütiger Gebieter; Gott des Hauses, aber auch sorglicher pater familias; die Frau eine tüchtige Haushälterin und zugleich kleines Erotikon, — welcher Philister würde sich's nicht ebenso wünschen? Und Christiane war trotz ihrer Tanzleidenschaft sicher eine allerliebste kleine Philisterin, die den häuslichen Gott noch mehr respektierte, weil er ein Minister und Freund des Herzoges war, als, weil er Faust und Iphigenie gedichtet.

Aber auf das Verhältnis mit Christiane (die „wilde Ehe", und sie war doch so zahm!) fällt alle Liebe des freidenkenden modernen Menschen, während Frau v. Stein eine schlechte Wertung hat. Die „kalt-kokette Hofdame" und das „warmherzige Volkskind". Auch im Moralischen gibt es Währungsschwankungen.

Alles Licht fällt leicht auf das ungehemmte Triebleben und aller Schatten auf die Unterordnung unter das Sittengesetz. Jedoch Hingabe kann edel, Entsagen und Versagen kann auch edel sein. Außerdem wissen wir nicht, wie weit Charlotte entsagt und versagt hat, und brauchen es auch nicht zu wissen.

Aber hier ist gerade der Punkt in Goethes Leben, der die Philister beider Seiten brennend interessiert und den Streit der Meinungen entfesselt.

Es ist, als ob Frau v. Stein die schamlose Neugierde und Zudringlichkeit des Literatengeschlechts geahnt hätte, das mit Insektenbeharrlichkeit in jede Fuge des persönlichsten Lebens eindringt und vor den tiefsten und zartesten Geheimnissen keine Scheu kennt. Denn sie hat — dreimal sei sie gesegnet dafür! — ihre Briefe verbrannt. Wie viele eifrige Philisterfedern würden die Briefe der Stallmeisterin redigiert, erläutert und verbessert haben! Was für dicke Bände hätten ihre schmalen Zettelchen entstehen lassen! Welch interessantes Thema für Aufsätze im Oberlyzeum, recht geeignet zum Durchsprechen zwischen einem jungen Lehrer und erwachsenen Schülerinnen! Dank sei Frau v. Stein, daß sie einen Schleier zog um ein Verhältnis, das als i h r Erleben ihr heiliges Eigentum und Geheimnis war und nur im Spiegel ihres Dichters der Welt gehörte! Aber die Welt begnügte sich nicht mit den beiden Bänden mit Herzblut geschriebener Lyrik, die heißen „Goethes Briefe an Frau v.Stein." Sie begnügte sich auch nicht mit den verklärten Gestalten: Iphigenie und Lenore d' Este, die beide den sittigenden Einfluß einer edlen Frau auf einen genialen, durch schwere seelische Krisen gehenden Mann spiegeln; sie wollte mehr. Sie wollte — so ist Philisterart! — ganz genau wissen, wie das denn nun eigentlich gewesen sei zwischen Goethe und Frau v. Stein, platonisch oder anders? Man suchte nach Indizienbeweisen und strengte sich mit Psychologie an; die Wage schwankte zugunsten der einen oder andern Annahme. Eine bekannte Schriftstellerin hat das Verdienst, festgestellt zu haben, nach welchem Briefe Goethes und an welchem Datum der umstrittene „letzte Schritt" getan worden. Ja, arme kluge Stallmeisterin, deine Diskretion ist zuschanden geworden an der klugen Indiskretion deiner nachgeborenen literarischen Mitschwestern, die den Schleier abzerrten von deinem persönlichen Geheimnis! Und die bei allem Scharfsinn doch vielleicht geirrt. Es ist belanglos. Goethe liebte diese Frau. Anders, als alle die

andern, denen er sein großes, heißes Herz geschenkt. Schicksalhaft, in tiefer Wesensverbundenheit. Sie wurde begnadet mit der schwierigen Aufgabe, dem Genius in kritischen Jahren Freundin, Vertraute, Beraterin, Führerin zu sein. Unter ihrem Einfluß wurde der im Wesen Ungleiche ausgeglichener Weltmann. Aber sie tat mehr. „Tropftest Mäßigung dem heißen Blute, Richtetest den irren, wirren Lauf." Sie hat ihre Aufgabe erfüllt, sie war ihrer würdig. Man mag einwenden, daß sie selbst die Größe ihrer Aufgabe nicht gekannt hat, daß sie doch nicht ganz wußte (wie die Prinzessin von Tasso), wer Goethe war. Ja, konnte sie denn das? Wir heutigen haben leicht reden, vor denen dieses große Leben ausgebreitet liegt, wie die Natur selber mit Höhen und Tiefen und das Meer suchenden Quellen. Hätte sie die Größe ihrer Aufgabe ganz gekannt, wäre sie darunter zerbrochen. Manches Große gelingt nur bei einer gewissen Ahnungslosigkeit. Semele verging, als Zeus sich ihr zu erkennen gab — und Frau v. Steins Goethe war noch nicht der Olympier. Goethe würde gewiß recht mephistophelisch lächeln, wenn er sehen könnte, mit welch wagnerhafter Emsigkeit Bogen um Bogen vollgeschrieben wird über Goethes Verhältnis zu Frau v. Stein.

Man hat auch wohl auf das traurige und klägliche Ende dieser Liebe hingewiesen und gesagt: „Es war also doch keine große Liebe." Denn die währt ewig und kann nicht so gänzlich aufhören.

Wehe! Philister über dir! Wohl krampft sich uns das Herz zusammen um das Leiden der verbitterten, verlassenen Frau; und es ist sehr zu bedauern, daß sie aus dieser Verbitterung heraus Worte sprach (mit denen sie sich selbst wohl am tiefsten verwundete), häßliche Worte, die die literarische Chronique scandaleuse treulich überliefert hat. Vergessen wir sie! Aber um auf die Zeitfrage einzugehen: Erstens sind zehn Jahre — wenn zeitliche Dauer ein Wertmesser für Gefühle wäre, ein ganz anständiger Rekord, und dann ist die Zeit eben **kein** Wertmesser für ein Gefühl, so rührend auch Liebe und Treue bis zum Grabe und über dieses hinaus zu unserm Herzen sprechen. Mephisto — auch ein gut Teil von einem Philister! — macht sich lustig, daß Faust Gretchen „ewige" Liebe und Treue schwören werde. Und Faust-Goethe: „Wenn ich die Glut, von der ich brenne, Unendlich, ewig, ewig nenne, Ist das ein teuflisch Lügenspiel?" Die ewigen Gefühle sind nicht nach bürgerlichen Kalenderjahren zu messen; ihr Reich ist nicht in der Zeitlichkeit, sondern im Außerzeitlichen, Ewigen, dem, was als **unverlierbarer Besitz** in das Wesen **des Menschen** aufgenommen wird, auch wenn die den Gesetzen der Zeitlichkeit unterworfene Person, an der sich das Gefühl entzündet, ihre einstige Magie verloren haben sollte. Es ist sinnlos und philiströs, aus den Schwüren von ewiger Liebe, einem Gefühlsphänomen, den Anspruch auf zeitliche Unwandelbarkeit herleiten zu wollen. In der Dichtung, in der alles Geschehen symbolisch ist, sterben die Liebespaare deshalb immer jung; die ewigen Gefühle besiegelt der Tod; im Leben wandelt sich die Person und das Verhältnis der Menschen zueinander, aber alles **ewig Gefühlte** geht ein in die Unsterblichkeit. Und ist Charlottens rührende Anordnung, daß ihre Leiche nicht an Goethes Hause vorbeigetragen werden sollte, um dem Freunde nicht einen trüben Augenblick zu bereiten, ein Zeichen, daß auch das Einst in der alten Frau unter resignierter Bitterkeit noch fortlebte?



Die Buchhändlerin
Von Käthe Neumann

Auf einer einsamen, schwer erkämpften Insel sitze ich und habe auf meine Weise dem modernen Frauentum, wie viele andere auch, beruflich Genüge geleistet. Unabhängig und frei recke ich zuweilen meine Arme, von starkem, stolzem Selbstbewußtsein erfüllt, und doch — — führt mich der Weg zu dir, liebe Mitschwester, so beugt sich mein Inneres in tiefer Demut vor deinem Frauentum.

Selbstlose Liebe ist die Triebfeder deiner Arbeit. Du opferst dich für deine beiden Söhne auf, bist ihnen Mutter und — seit langer Zeit schon — auch Vater. Mit männlicher Energie führst du als Buchhändlerin den im heutigen Geschäftsleben so schwierigen Existenzkampf. Neulich kam ich gerade dazu, als du das Schaufenster dekoriertest. Da lagst du längelang im Schaufensterraum, um einer Dekorationsschwierigkeit besser Herr zu werden. Das war mir ein Symbol. So stemmst du dich mit aller Gewalt den Hindernissen, die das Leben mit sich bringt, entgegen. Tagaus, tagein stehst du im Laden, kampfbereit, auf Vorposten für deine Familie.

Manchem wird die stille, blonde Frau mit den Blauaugen und scharfgeschnittenen ebenmäßigen Gesichtszügen hart und verschlossen erscheinen. Doch lernt sie nur erst näher kennen!

Keinen, der ein Anliegen hat oder irgendeinen Rat braucht, läßt sie mit leeren Händen fort. Für jeden hat sie ein gutes Wort. Wahrhaftigkeit ist der Grundzug ihres Wesens. Frei und offen sagt sie jedermann ihr streng sachliches Urteil, genau so, wie sie ein offenes Ohr hat für die Ansicht des anderen, wenn sie sich als richtig erwiesen hat. In solcher Weise wirkt Erika Günther erzieherisch auf die Menschen ein, die zu ihr kommen; aber noch mehr durch die Art, wie sie Bücher verkauft und Bibliotheksbücher ausgibt. Jeder erhält letzten Endes das Buch, das für ihn am besten paßt. Sie hat sich im jahrelangen Umgang mit Menschen aller Berufsschichten, die zu ihr kommen, eine große Menschenkenntnis angeeignet und durch andauerndes Bücherlesen eine umfangreiche Bücherkenntnis. Sie versteht in Büchern, wie in Menschenseelen, zu lesen. Daran liegt es, daß sie ihre Bücher wie gute Gaben austeilen kann, jedem zu Nutz und Frommen. Sie geht in ihren Büchern auf, und wenn man sagt, daß ein gutes Buch den Menschen veredelt, sein Denken und Handeln adelt, so trifft dies bei ihr zu. Soll ich ihre Berufsausübung als kluge Bibliothekarin richtig kennzeichnen, so möchte ich sie die verkörperte, feine Buchseele ihrer Bücher nennen.

Ja, lernt sie nur erst näher kennen! Glücklich, wer ihrer Freundschaft teilhaftig ist! Ein eigentümlicher Zauber geht von ihr aus. Wenn man in ihre durchdringenden, sprechenden blauen Augen sieht, hat man das Bewußtsein, hier ist ein Mensch ohne Falsch, dem man volles Vertrauen entgegenbringen kann, bei dem das, was man sagt, gut aufgehoben ist. Sie versteht so gut, zuzuhören. Das ist eine Kunst, die gelernt sein will. Bei ihrem ausgeprägten Rechtsempfinden, ihrem feinen Gefühl für Recht und Unrecht, bestärkt sie einen im Guten und macht einen auf die Fehler auf-

merksam in knapper Gebärdensprache. Ein Aufleuchten im Auge und ein Lächeln bedeutet kräftige Zustimmung, ein abweisender Blick ein entschiedenes Nein.

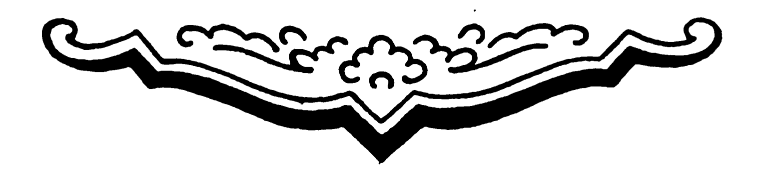
Erika Günther ist von Natur ein ausgesprochener Taten- und Pflichtenmensch. Wortkarg und schweigsam flößt sie eher Achtung ein als Liebe. Äußerlich in der Kleidung trägt sie sich schlicht und einfach. Sie gehört eben zu den Menschen, die auf Äußerlichkeiten nichts geben, weil sie ein reiches Innenleben besitzen und ständig vorwärtsstreben. Gerade dieser Charakterzug, das Vorwärtsstreben, erhält Erika Günther elastisch und jung. Wenn sie, die zierliche Frau, neben ihren blonden Söhnen steht, den beiden langaufgeschossenen Gymnasiasten, so kann man sie für ihre ältere Schwester halten.

Und all das Gute, das von ihr ausströmt, entspringt ihrer gesunden Mütterlichkeit. Wie ein weiser Gärtner seine Pflanzen, so betreut sie ihre Jungen und ist auf ihr geistiges und leibliches Wohl bedacht, immer mit der Zeit gehend und alle modernen Hilfsmittel der Erziehung klug benützend. Sie „erzieht“ ihre Kinder nicht, was man darunter im schulmäßigen Sinne versteht, sondern strebt durch ihre kluge Taktik freie Willensentfaltung an, so daß die Kinder ganz aus sich selbst heraus das Gute tun müssen. In ihrem Laden wird Erika Günther vom Getriebe der Welt und Menschen umflutet; doch ihr Heim ist ihre Burg, ihr Hort. Dort lebt sie die kurze Zeit, die sie am Tage zu Hause verbringt, ganz ihren Kindern. Was man dieser „femme savante“ gar nicht zutraut, das tut sie: sie wäscht sogar die Wäsche selbst und schneidert mit eigener Hand die Anzüge für ihre „jungen Herren“.

Aber an schönen Sonn- und Feiertagen, da hält sie's nicht länger zu Hause. Da ist sie ihren Söhnen eine schritt- und taktfeste Wanderkameradin. Diese Märsche sind ihre Erholung für Körper, Geist und Gemüt nach arbeitsreichen Wochentagen. Lebensstarke Frauen wie sie heiraten kein zweites Mal, sondern halten ihrem Mann die Treue bis übers Grab hinaus und geben alle gesammelte Erfahrung an ihre Kinder weiter.

So steht sie da, die Erika Günther, in der Vollkraft ihrer Jahre, ausgestattet mit einem Charakter, so fest gefügt wie ein aufragender gotischer Dom oder eine streng gegliederte Bachsche Fuge. Ihre überragende Persönlichkeit ist für uns, ihre Zeitgenossinnen und Mitschwestern, ein rechter Wegweiser, ein leuchtendes Vorbild. Beobachten wir sie in aller Stille recht genau, wir können ihr viel Lebenskunst ablauschen!

Auch wir Unverheirateten müssen es darauf anlegen, unserem Beruf Charakter und Gefühlswerte abzuringen. Machen wir aus unserem Leben ein Kunstwerk!





Sommertage in Segenhaus

Eine Erinnerung an Carmen Sylva

Schloß Segenhaus liegt etwa eine Stunde oberhalb des freundlichen Städtchens Neuwied am Rhein am Terrassenabhange der waldigen Hochfläche, welche die andern Fürstlich Wiedischen Sommerschlösser trägt. Es war von der Fürstin Marie zu Wied, der Mutter Elisabeths von Rumänien, als Witwensitz für sich selbst erbaut worden und bei deren Tode 1902 durch Vermächtnis in die Nutznießung der Königin übergegangen. Diese liebte das Schloß über alles; es war ihr in schweren Zeiten innerlicher Konflikte Zufluchts- und Genesungsstätte unter der Führung der weisen Mutter gewesen und blieb ihr Sommerglück und „Ferienheim“ nach deren Tode. Sobald der König Karol einen für seine Gemahlin zu hoch liegenden Kurort aufsuchen mußte, was meist im Spätsommer geschah, ward das Heimweh der Königin übermächtig „nach den Buchenhallen von Monrepos, nach den grüngoldenen Linden“, unter denen die verstorbenen Wieds ruhen, nach den träumerischen Durchblicken ins Rheintal, nach den dunklen Schiefersteinbrüchen, die nach dem Regen so sonderbar metallisch glänzen, und nach den sanft zum Tale abfallenden Rosengärten von Segenhaus. Kam sie dann, so warf das liebevoll instand gehaltene Schloß den Schleier der Weltferne ab: Musik durchflutete es, die Familienglieder und andere teure Menschen, die mit Elisabeth jung gewesen oder die Kinder ihrer Jugendfreunde waren, strömten ab und zu. Die Königin wusch sich die Müdigkeit ihrer landesmütterlichen Sorgen und nicht seltenen Enttäuschungen aus den Augen und kehrte neugestärkt auf ihren Posten als Kulturbringerin zurück.

Nun hatte Carmen Sylva unter andern liebenswerten Eigenschaften auch die: „sie gab gern ab“, wie man in der Kindersprache sagt. Das war wohl zu unterscheiden von dem selbstverständlichen Wohltätigkeitssinn der Hohen dieser Erde. Gerade das, was sie ganz persönlich beglückte, davon sollten andere auch haben, wenn sich irgend Mittel und Wege dafür finden ließen. Und weil sie in Segenhaus aufblühte wie nirgends sonst, wollte sie todmüde, vor dem Zusammenbruch stehende Träger geistiger Arbeit dorthin einladen, damit sie in Waldluft, guter körperlicher Pflege und friedsam harmonischer Stille zum Weiterschaffen erstarken könnten. Die Einladungen sollten auf unbestimmte Zeit erfolgen — auf Wochen, Monate, Jahre wo nötig —, die Dauerfrage würde von Bedürfnis und Takt der Gäste abhängig gemacht werden.

Sie nannte ihre geplante Gründung: „Le couvent des fatigués“ (Das Kloster der Erschöpften). Ein altfranzösisches Muster, verwandt mit Port Royal, schwebte ihr vor. Sie dachte sich eine „Gemeinschaft von geistig hochstehenden Menschen, ‚stormtossed wanderers‘, nicht Globetrotters und nicht Neurastheniker, die sich auf ganz gleichem Fuße in vollkommener Freiheit und Unabhängigkeit begegnen, ohne voneinander das geringste zu begehren als Ruhe, Freundlichkeit, Frieden und den liebenswürdigen Austausch von Gedanken, die über das Weltgetriebe erhaben sind und keinen Streit und keine Leidenschaft mehr entzünden können“.

„Die Lage von Segenhaus ist dafür gerade die rechte“, schrieb sie mir einmal. „Nicht zu warm, nicht zu kalt! In einem Winter haben die Veilchen ohne Aufhören geblüht ... dann kommen

die schönen weichen Rheinnebel, die die Trauben reifen und den Wald so geheimnisvoll machen, und der jubelnde Frühling und der Sommer mit seiner Pracht unter den Bäumen, wo man nie zu heiß hat ... Ich finde, das Leiden unserer Zeit ist Übermüdung und weiter nichts ... jeder kann nicht mehr und muß doch, wenn er nicht Geld hat, aufzuhören ... und wie wenig ist oft genug für bescheidene Menschen! — Ich habe den Traum (einer solchen Stiftung für Müde) so lange geliebkost, daß ich mich sehr freue, wenn er sich langsam verwirklicht, zuerst mit einzelnen Menschen ... Man soll völlig frei sein und braucht sich nur bei den Mahlzeiten zu sehen, wenn man nicht besondere Freundschaften schließt und sich aus freien Stücken aufsucht, so daß jeder arbeiten und ruhen kann wie er will ... Der Wald ist groß und steht allen offen, und der allerschönste Platz, meine Gräber, ist allen Segenhausbewohnern recht ans Herz gelegt als Ruheplatz und als Pflegekind ... Oft kommen aus den Anstalten von Neuwied die blinden Kinder und singen, und die Taubstummen und Waisen bringen Blumen ... Das Leben ist da wirklich sehr harmlos, und nur ferne Wellen stranden am Fuß des Berges und berühren ihn nicht mehr ..."

Schloß Segenhaus sollte der geplanten Gründung Boden und Ortsnamen gewähren, es sollte den materiellen und geistigen Mittelpunkt für das königliche Tischchen-deck-dich abgeben. Eine gemeinsame Mittagstafel war vorgesehen, auch in Anwesenheit und unter Teilnahme der Königin. Zur Unterbringung der Gäste hatte die Königin ein freundliches zweistöckiges Landhaus im schönen Schloßpark errichten lassen. Die Mittel dafür hatte ihr der Verkauf von Schmuckstücken ihrer verstorbenen Mutter verschaffen müssen. Das Nadelgeld, das ihr zu Gebote stand, war nicht übergroß, ihre Gebefreudigkeit dagegen unerschöpflich, und nicht selten mußte der König hilfreich eingreifen. Aber hier wollte sie aus eigenen Kräften die Sache anfangen.

„Das Nebenhaus heißt Amselheim ... Es hat holzvertäfelte Wände und helle Fenster. Die Balkons kommen, sobald ich wieder Geld habe, es ist doch viel netter, sich ein bißchen zu plagen, um das Schöne zu erreichen ..." Aber ein andermal seufzt sie doch: „Wenn die Menschen doch das Geld hätten, die die Ideen haben! Aber das geht nie zusammen ..."

Das Amselheim war etwas sehr Liebliches. Ein werdendes Blumengärtchen umschloß es, dahinter rauschten die alten Bäume. Der Blick der Stirnseite sah auf den breiten Waldfahrweg und hatte Morgensonne. Innen war alles mit weißen Möbeln aus Naturholz ausgestattet, nur die bequemen Triumphstühle waren dunkel und bunt gehalten. Dichte Vorhänge in weichen gebrochenen Farben konnte man vor die Fenster ziehen, denn die „Müden" sollten lange schlafen können. Tiefe Wandschränke nahmen Kleider und Reisegepäck auf, silbrig blitzten die Badewannen. Das Dach des Hauses war zu einer Art Terrasse ausgebaut, von der sich über die Buchenkronen hinweg ein träumerisch-weiter Blick auf die Rheinebene mit ihrem breiten Silberbande auftat.

In diesem Hause hielt ich als erste „Müde" an einem wunderschönen Juninachmittage Einzug. Königin Elisabeth war einige Monate vorher mit mir in Briefwechsel getreten und wollte mich persönlich kennenlernen. Zugleich schien ich ihr für ihre menschenfreundlichen Zwecke ein geeigneter Gegenstand — ich war eine geistige Arbeiterin, die sehr krank gewesen war und sich schmerzlich nach der Wiedererlangung ihrer Kräfte sehnte. Deshalb bot sie mir zunächst den herrlichen Landaufenthalt an, der durch ihr Kommen im August seine Krönung erfahren sollte. Die näheren Zusammenhänge gehören nicht hierher. Sie wußte von meinen persönlichen Verhältnissen nur das Obenerwähnte, daher hatte sie mir geschrieben:

„Möchten Sie wohl einmal bei mir ausruhen? Vielleicht haben Sie ein Heim, vielleicht Menschen, die auf Sie warten. Wenn Sie aber die nicht haben, so wartet Segenhaus auf Sie ... Wenn es Sie anlockt (sie hatte mir von ihren Plänen geschrieben, ich aber dazu geschwiegen), so schreiben Sie es gleich, in zwei Tagen wird Ihr Zimmer bereit sein, und die Waldeinsamkeit Ihnen die weiten stillen Arme öffnen. Kommen Sie und ruhen Sie, solange Sie wollen, und lassen Sie sich von dem Walde erzählen, der mich die Märchen und die Lieder gelehrt hat ..." Und als ich doch noch meine Bedenken hatte: „O kommen Sie ohne Bangen! Sie werden sehen,

wie gut es bei mir ist, und wie schön die Zeit, wenn ich da bin und eine Flut von Musik mitbringe! ..."

Hat je eine Fürstin so an eine unbekannte Korrespondentin geschrieben, bloß weil ihr deren Briefe menschlich sympathisch waren? Aber es kam noch rührender, als ich meine dankbare Zusage gegeben hatte.

„Ihr lieber Brief macht mir so große Freude, weil Sie nun doch meine sehr bescheidene Hospitalität annehmen. Und nun befällt mich die Sorge, Sie werden es am Ende gar nicht so angenehm finden, als ich mir's einbilde ... Es wird vielleicht grade an den kleinen Verwöhnungen fehlen, die auf dem Lande manchmal schwer zu beschaffen sind; wenn man schon allein an die Lichtfrage denkt für mit elektrischem Licht verwöhnte Augen ... Auf jeden Fall müssen Sie kommen, wenn ich da bin ... Ich komme ungefähr sicherlich im August, aber in meinem wechselvollen Leben kommt immer alles anders, als man's vorhersieht ..."

Diesmal sollte wirklich alles so eintreffen. Aber vorher wurde mir dort eine wundervolle Zeit einsamen, naturtrunkenen Lebens zuteil. Es war fast immer schönes, leuchtendes Wetter. Aus der Heimat trafen Klagen über lähmende Dürre ein — hier sorgten Waldquellen und der Abfluß hochgelegener Teiche für das bebaute Land wie für die prächtigen Buchen und echten Kastanien.

Die Farren übergrünten sich, das Spitzengewebe der zweiblätterigen Maiblume warf sich über den Waldboden, blaue Salbei, feuerroter Mohn, wilde Rosenbüsche blühten an den Feldrändern, und Vergißmeinnicht-Siedelungen liefen an den kluckernden, wispernden Bächlein entlang. Stundenweit dehnte sich der Dom des Waldes aus, unterbrochen durch kleine stille Wiesen von tiefgrüner Feuchte, oder sich auf einen entholzten Gipfelpunkt der Hochebene öffnend, wo die „Poesie des Mittags" die Luft flirren ließ. Ganz überraschend lag tief im Walde der Mainhof, eine Art Meierei, an deren versteckter Gartenpforte die allerrotwangigsten Zentifolienbüsche Wache hielten. Das war ein Besitztum, das die Mutter der Königin ihrem armen, innerlich verkrüppelten Jüngsten, dem elfjährig unter Qualen verstorbenen Prinzen Otto, mit unendlicher Liebe eingerichtet hatte. Es wurde weiterbewirtschaftet um das vereinsamte, unverändert gebliebene Kinderstübchen herum. So verborgen lag es, daß ich es nur einmal fand und dann nie wieder. Das war mir aber gar nicht wunderbar in dieser völlig märchenhaften Zeit. Alles war hier anders als in der übrigen Welt und dem Zauber der Einsamkeit untertan. Vom Morgen bis zum Abend störte kein unnützes Wort. Im Amselheim bediente mich eine kleine Taubstumme aus dem Neuwieder Ottohaus. Rufen konnte ich sie freilich nicht, ich warf sie in erreichbarer Nähe mit einem kleinen grauen Gummiball, wenn ich ihrem lieben, frischen Gesichtchen etwas zu raten aufgeben wollte.

Zur Mittagstafel im Schloß begegneten sich vorläufig zwei Einsiedlerinnen. Die andere war „das feine hochadelige Mädchen von unbestimmbarem Alter und zurückhaltender Anmut" (Ausdrücke der Königin), welche das ganze Anwesen und die Wiedischen Wohltätigkeitsanstalten überwachte; an Stellung und Machtvollkommenheit einer Vizekönigin nicht unvergleichbar. Sie war eigentlich ein schwerleidender Mensch: selten imstande zu gehen, oft durch Nervenentzündungen des rechten Armes behindert. Noch schwereren Zuständen war sie durch die aufopfernde und heilkundige Pflege der Fürstin zu Wied entrückt worden, welche das junge Mädchen töchterlich lieb gehabt hatte. Natürlich war ihr auch das Amselheim unterstellt. Aber sie war keine Gönnerin des „Couvent des fatigués", wie liebe- und geschmackvoll sie auch bei seiner Errichtung mitgewirkt hatte. Als Tochter eines bekannten Generalfeldmarschalls hatte sie wohl mehr strategischen Blick für die inneren Gegengründe, welche den Gedanken unterhöhlten: erstens die Unmöglichkeit, das Zufluchtsheim der Müden geldlich sicherzustellen, zweitens die Unwahrscheinlichkeit, daß sehr verschiedene, keineswegs durchgesiebte Gäste auch nur oberflächlich den „Traum von der Gemeinschaft geistig hochstehender Menschen, die nichts voneinander begehren", verwirklichen würden. So kam sie mir als dem ersten „Beispiel aufs Exempel" mit berechtigtem Mißtrauen entgegen. Wir verstanden uns aber bald, dafür sorgten gemeinsame geistige Interessen

und mein Verständnis für die Natur unserer rührenden, wundervollen Schirmherrin. Gemeinsam suchten wir die äußeren Richtlinien festzulegen, in denen das Leben der Gäste zu verlaufen hätte. Bunt genug sah das Verzeichnis aus; nach einem Erfurter Gärtnerausdruck nannten wir es „Ihrer Majestät japanischen Blumenrasen". Da sollten zwei junge Mädchen kommen: die zartblonde Annie, um eine unglückliche Liebe zu vergessen, die dunkle, schöne, vornehme Rumänin Maria, um ein schweres, nervöses Händezittern loszuwerden, das Binswanger vergeblich behandelt hatte — die Segenhauser Luft konnte ja alles! Dann ein prachtvoller Hüne, der Pastor von Niederbieber, der seine Kräfte in die Krüppelfürsorge gesteckt hatte, und die kätzchenhaft anmutige Oberin eines rumänischen Ordens für Krankenpflege, der man ähnliche Aufopferung nachsagte. Erwartet wurde auch der derbgeniale Musiker August Bungert, auf den die Königin so große Stücke hielt, endlich ein zwölfjähriger Geigenvirtuose, ein Wunderkind, das die Seinen konzertierend erhielt und nebst Mutter und Tante, Amerikanerinnen, auf Milchtrinken und Blumenpflücken eingeladen worden war, um des Lebens Hetze einmal auf ein paar Wochen zu vergessen — wie meine Wenigkeit das Schulmeistern ... An Reibungsflächen und kleinen Etikettenfragen, an eifersüchtigen Wünschen, die irgendwie nach dem Kleidersaum der hohen Protektorin griffen, sah mein stilles, nichts wollendes Ich da manches heraufgezogen kommen, was sich später verwirklichte.

Doch zunächst war ja noch alles im Wallen und Werden. Die königlichen Gemächer im Schloß wurden instand gesetzt. Im Erdgeschoß lagen als Haupträume der tiefdunkel getäfelte Speisesaal, an dessen breitem einzigen Fenster der Adorant seine jugendlichen Arme erhob, als überwältige ihn der Blick in das Sommerglück des Parkes.— Dann kam ein hellgehaltenes großes Zimmer mit vielen Gruppensitzen, beherrscht von der goldsonnigen Farbe eines Rubensschen Kinderkranzes an der Rückwand. Hier war der weißlackierte hochgebaute Flügel der Königin aufgestellt. „Die Stimme der Seele schläft in meinen Saiten" stand in gezogenen Mönchslettern darauf; denn die Königin liebte es, wenn die Gegenstände gleichsam in ihrer Sprache zu ihr redeten. Endlich befand sich hier unten die klösterlich spitzbogige Bibliothek, deren reiche Schätze einst von der Fürstin-Mutter zusammengebracht waren. Der Raum hatte ein Kirchenfenster mit einem Madonnenbilde, und durch eine wunderliche Spiegelung bei bestimmtem Sonnenstand übertrug sich dies in leuchtender Farbenschönheit mitten in ein Laurustinusgebüsch gegenüber dem Schloßportal. Es war wie eine verkörperte Heiligenlegende. Schloß Segenhaus war überhaupt reich an wunderbaren Überraschungen. Ein Geflecht verborgener Treppen und dunkler Zwischengemächer durchzog es neben den eigentlichen Aufgängen und Zimmerfluchten. Wer ahnungslos irgendeine Tapetentür im Treppenhause öffnete, dem konnte es begegnen, daß er zum eigenen Schrecken plötzlich im engsten Bannkreis der königlichen Gemächer landete. Diese bestanden aus einer Mezzaninwohnung einfachsten Stils („meine Stübchen sind Schiffskojen", schrieb sie einmal), die zwischen stattlichen Fremdenzimmern für standesgemäßen Besuch eingebaut waren. Sie spiegelten dies vielstrahlige Leben eigenartig ab. Da war das Schlafgemach mit dem schweren Silberschatz der Gefäße, das Atelier mit den Tafeln der begabten und fleißigen Dekorationskünstlerin, die sie war. Daneben die Wohnzimmer mit orientalisch niedrigen Diwans und üppigen Kissen, deren Farben brannten, mit Wandbrettern voll Bücher und seltener Porzellane. Schreibgerät überall! Dazwischen still leuchtende Spiegel und wilde, köstliche Sträuße. Von Kunstwerken besonders Skizzen von Meisterhand, die einen Eindruck gleichsam bei den Flügeln festgehalten hatten, oft recht bizarre Dinge, wie jener knochige Totenkopf einer berühmten Schönheit im Häubchen von goldfarbenem Atlas. Die sprunghafte, schönheitsbegeisterte, nachdenkliche Menschenseele, die auch in der Muße stets eigentümlich produktiv blieb, hatte vom Niederschlage ihres Wesens bei jedem Aufenthalt einen Glitzerstreifen zurückgelassen.

„Ich habe mir für Segenhaus zwei norwegische Pferdchen angeschafft," hatte sie geschrieben, „und zwar aus dem Erlös meines letzten Märchenbuches, und da heißen sie die Märchenpferdchen ... sie sind furchtbar nett, aber doch klein und dürfen nicht mager werden. Sie müssen so dick

sein wie die Walzen und so vergnügt wie die Ohrwürmchen ..." Das waren sie auch, als sie diesmal ihre hohe Herrin abgeholt hatten und mit ihr auf dem Bergrücken landeten. Unterwegs hätten sie wohl scheuen können vom Rausch des Kinderjubels, der die Fahrt begleitete. Aus allen Türen und Fenstern, über alle Zäune und Gänseblümchenwiesen guckten frohe Gesichter, kugelten Rotbäckchen und Krummbeinchen heran, und die Winkehändchen der Kleinsten öffneten und schlossen sich wie Flatterröschen im Winde. Die Königin übte einen Zauber auf Kinder aus; „Mama Regina" nannte man sie in Rumänien.

Sie hatte es eilig, nach Amselheim zu kommen, und fuhr deshalb gleich dort vor. Im Garten waren wir „Müde" alle versammelt und erfuhren die gastlichste Begrüßung. Sie trug eins ihrer bekannten weichfließenden Gewänder von schmiegsamer hellgrauer Seide mit viel mattweißem Spitzengekräusel um die schönen Hände. Auf dem Haupt ruhte der für sie charakteristische landesübliche Schleier. Liebevoll zog sie beim Aussteigen ihre Begleiterin, die Prinzeß Sophie von Schönberg-Waldenburg, an sich heran, ein schönes, dunkles Mädchen, Feuerbach-Typus, siebzehnjährig und verwaist, noch in tiefer Trauer um ihre Mutter. Die Familie war in Rumänien begütert, und da hatte die Königin das einsame Waisenkind in die alles heilende Luft nach Segenhaus mitgebracht. „Dieses Vögelchen hat mich wieder jung gemacht," sagte sie froh, „wir vertreiben des Lebens Schwere durch Arbeit! Sie steht mit mir um vier Uhr auf, und wir malen." Die Prinzessin ward bekanntlich später die Gemahlin des Prinzen Wilhelm zu Wied und träumte mit ihm den kurzen albanischen Fürstentraum. Das alles schlief aber damals noch lange in der Zeiten Schoße, und jetzt regierte das Couvent des fatigués die Stunde. In jedes Zimmer trat die Königin. „Ich habe solche Freude, daß nun alles fertig ist. In jedem Bett habe ich mal gelegen, als wir einkauften, ich mußte doch wissen, ob alles bequem wäre." Auch die Dachterrasse erstieg sie. „Hier will ich viele Blumen haben. Und hier soll man auf Liegestühlen dämmern und in die Weite schauen. O, ich kann wieder steigen und klettern, alles, was ich will", wies sie eine leise Warnung zurück. Die war aber sehr begründet, die Ärzte sahen bedenklich zu jeder impulsiven Anstrengung, da ihr ein Myom das Gehen erschwerte. Tatsächlich blieb dies ihr einziger Besuch bei uns Müden während der nun folgenden wundersamen drei Wochen. Aber wir sahen sie oft am Amselheim winkend vorüberfahren. Der König, stets liebevoll aufmerksam, hatte ihr einen besonders reizenden leichten Wagen bauen lassen. Autos kamen erst etwa zwei Jahre später nach Segenhaus.

Die Hoftafel, die täglich um halb zwei stattfand, bot einige vorzüglich bereitete, aber doch einfache Gänge, darunter auf besonderen Wunsch der Königin öfters ein Reis- oder Gemüsegericht aus der „Kochkiste", die damals etwas Neues war. Getrunken wurde der bekannte Obstwein Pomril, nur August Bungert bekam stillschweigend seine Lieblingssorte goldnen Feuers vom Rhein oder der Mosel hingestellt und öfters ausgetauscht. Nach dem Essen gab es ein Schwarzkaffeestündchen mit Musik. Die Königin spielte Bach oder entzifferte mit dem kleinen Geigenkünstler irgendeine schwere Sache. Gelang ihr etwas nicht, so überkam ihn eine schlecht verhehlte Ungeduld, aber freundlich-kindlich wirkte es, wenn Schwieriges gelang und er ihr von hinten her um den Hals fiel aus Freude. Das war alles so lieb und menschlich, und es war schade, daß durch das Gebaren der Seinen im Lauf der Zeit sich die Sache einigermaßen ins Allzumenschliche verschob.

Aber wir hatten auch andere unvergeßliche Stunden mit unserer Beschützerin. Es ging manchmal des Morgens schon ein Ruf durch die Gärten: „Majestät will vorlesen!" Da saß sie an einem Platz, nahe dem Schloß, unter den Rosen, wo ein loses, weiches Kissen auf der Steinbank lag. Ihr schneeweißes lockiges Haar war gelöst, wie immer in den Morgenstunden, und lichte Frische lag auf dem „holden Mondgesicht", wie einer der rumänischen Dichter von ihr gesagt hatte. Früchte und Frühstücksschnittchen standen auf dem Steintisch zum Zulangen für die Geladenen. Sie allein aß nicht, gab den Hörern neben der stofflichen Erquickung den feinsten Ohrenschmaus. Es strömte nur so von ihrer eigenen Lyrik, die sie, was bei Autoren selten, außerordentlich wirksam

vortrug. Aber dann kamen auch andere zu Wort. Besonders gut las sie französische Sachen. Unvergeßlich ist mir Daudets Curé de Cucugnau geblieben — schalkhaft, furchtsam, sehr ernst, jede Abschattierung innerlich erlebt. Sie hätte das Zeug zu einer großen „Diseuse" im Stil der Yvette Guilbert gehabt. Dabei stand ihr Handarbeitskorb mit irgendeiner byzantinisch gerichteten Kirchensache — Spitze, Prunkdecke zum Einschlagen des Evangelienbuches — schon wieder in der Nähe. „Arbeit für drei Leben" habe sie, schrieb sie mir unter ihr Bild.

So schwanden die Wochen — seltsam uferlos schien hier oben die Zeit. Sie war für mich aus der Gewöhnlichkeit aufgetaucht wie eine schimmernde Seifenblase — wann würde diese zergehen? Sie hatte sozusagen keinen Anfang gehabt, und vom Ende war niemals die Rede. Da ereignete sich eines Tages etwas Seltsames. Eine der rumänischen Damen, die der Königin unmittelbar attachiert waren, ein äußerlich geradezu hexenhaftes Wesen, sollte die Gabe der Prophezeiung besitzen. Plötzlich sprach es sich herum, binnen zehn Tagen werde der Kreis zerstoben sein, der sich um Schloß Segenhaus gebildet habe. Bald hier, bald da tauchte das Raunen auf, welches nur die lebensheitere Liebenswürdigkeit unserer Märchenkönigin nicht zu hören schien. Eines Tages hieß es, der kleine Virtuose mit seinen Damen habe einen Wink von König Karl erhalten, seinen in Zeitungsreklamen ausgenutzten Besuch abzukürzen. In der Tat trugen die Märchenpferdchen das Dreiblatt bald nachher zum Neuwieder Bahnhof. Das war das Vorspiel. Ein paar Tage nachher brach eine schwere Keuchhustenepidemie unter den Kindern der verheirateten Dienerschaft aus. Maria und Annie begannen alsbald auch zu husten, die schöne Oberin fing an fiebrig auszusehen und entschuldigte sich von der Tafel. Bungert war schon seit einiger Zeit „auf Melodienjagd" ausgezogen, der prächtige Pastor seiner Gemeinde zurückgegeben. Nun hielt man Ihrer Majestät Vortrag über die Sachlage. Ich bat, in Berücksichtigung meines köstlichen Daueraufenthaltes entschuldigt zu werden, falls mir, der Genesenen, Erholten, nicht etwa ein Pflegeposten anvertraut werden sollte. Das wurde freundlichst, aber nicht ohne leises Entsetzen abgelehnt. Überhaupt schien die allerseitige Entlassung in Gnaden von der lieben, impulsiven Gastgeberin nicht ungern genehmigt zu werden. Vielleicht hatte sie doch schon durchempfunden: Leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen. —

Ich bin später ein zweites Mal oben gewesen, diesmal als Gast der liebenswürdigen Vizekönigin von Segenhaus, und habe dann im eigentlichen Schlosse gewohnt. Damals starb gerade der alte Fürst zu Wied, und Königin Elisabeth eilte zur Beisetzung des Bruders herbei — was auch mir unvergeßliche Stunden brachte. Aber das Amselheim war eine gesunkene Größe, ein beiseitegelegtes Spielzeug. Ein junger Kutscher mit dem klassischen Krösusnamen Rockefeller bewohnte mit seiner Familie mein liebes, stimmungsvolles Waldzimmer. Oben waren in zwei verstaubten Stuben noch Bücher und Spielsachen des kleinen Geigers aufgebaut. Die Treppe zur Dachterrasse war wegen Baufälligkeit geschlossen.

Wie ich es da sah, war das Haus kein übles Sinnbild für hochfliegende, warmherzige Beglückungspläne, denen die Ecken und Kanten des Lebens und die menschliche Unbeständigkeit ganz sachte ein Ende machen. Aber der eine Sommer war wunderschön für die, welche ihn zu genießen verstanden. Die ihn aber schuf, ist nun schon einige Jahre heimgegangen, gerade früh genug, um ihr und ihres Gatten Lebenswerk im fernen Osten nicht mehr zusammensinken zu sehen.

Die Episode Segenhaus hat mich an eins ihrer geflügelten, vertrauensvollen Worte bei anderer Gelegenheit erinnert: Wenn der liebe Gott sein großes Buch einmal an dieser Stelle aufschlägt, so wird er nicht ungütig lächeln über dieses Stückchen guten Willens!

Anna Malberg



Germaine von Staël

Zu ihrem Todestag am 14. Juli

Aus todspeiendem Wetterbranden, vulkanisch durchwühlten Glutzeiten ragt eine Weibpersönlichkeit, stark und allumfassend, wunderbegabt und demuttief: Germaine von Staël!

Eine Fülle der Allmenschlichkeit, hoher Vollreife des Weibtums entflutet dieser Frau, bezwingend und überwältigend. Der bedeutsame Zug an ihr, gigantisch und wuchtvoll, ist ihr Heldenringen, ihr ungezähmtes Aufbäumen gegen Napoleon. Eine Welt lag ihm, dem triumphlachenden Herrenmenschen, gnadewinselnd, demutkriechend zu Füßen. Eine bot ihm Trotz — ein Weib — Germaine von Staël! Das hämmert ihren Namen in den Granit der Geschichte.

Aus dem gähnenden Spalt unterwühlter Erdkruste hebt sich machtvoll-ehern eine Gestalt: Napoleon! Seine Hand ballt und öffnet sich, spannt sich zu umfassender Herrschergebärde, und diese Bewegung heißt: Ich! Die Zeit reif für den Diktator, das Volk, monarchisch gesinnt, will wieder den Herrn über sich. Germaine von Staël, die geniale Politikerin, versteht die letzte, die feinste Kunst der Politik nicht, die der harrenden Schweigsamkeit. Frankreich ist nicht ihr Heimatland, aber sie fühlt sich ihm durch Kultur und Erinnerung eng verbunden. Hingerissen blickt sie zu dem neuen Mann auf, dessen Fahnen Siegsfanale umlodern, von dem Talleyrand gesagt, daß er nur dem Ideal lebe. Er, der Abgott Frankreichs, kehrt als Siegesmeister, als Gnadengeist der Nation aus Ägypten zurück. Am 9. November 1799 stürzt der Sieger das Direktorium. Der erste Konsul reckt nun seine Hand über ungeahnte, schrankenlose Machtweiten. Da spricht sich Benjamin Constant, der Germaine Angeschlossene, als begabtester Psycholog seiner Zeit mit wunderklarer, wortgewaltiger Schärfe gegen die neue Verfassung aus. Seit dieser Stunde haßt der Korse Frau von Staël. Er weiß, daß des Freundes Überzeugung auch die ihre ist. Sie läßt sich ihre Gesinnung nicht zerbrechen! Sie, die Frau der großen Welt, der unbegrenzten Erkenntnisse, beugt sich ehrfurchtsvoll vor dem höchsten Kleinod eines Volkes: Vor seiner Freiheit! Und sie schenkt dem Tyrannen den sadistischen Machtgenuß, sie maßlos bis zum Weißbluten zu peinigen und in wüstem Verfolgungswahnsinn durch die Lande zu peitschen. Zehn Jahre hindurch sättigt dieser Dämon, inmitten ungeheuren Weltgeschehens, seine Wut in kleinlicher Verfolgung der feindlichen Frau, zehn Jahre lang ermattet seine Rachgier nicht! Europa kniet furchtdurchrüttelt vor ihm — eine Frau widersteht! An ihrer Weibheldenstärke zerbricht sein Eisenwille! Sie kann nur in Pariser Luft atmen — er verbietet ihr die Hauptstadt! Sie liebt weite Lebensbedingungen — er zwingt sie, in kleinen Städten und verwahrlosten Landhäusern Zuflucht zu suchen. Ihr unverzeihlichstes Verbrechen aber ist dies: sie bewundert nicht ihn — sondern Deutschland!

Ihr Werk über Deutschland ist beendet, in zehntausend Exemplaren soll es seinen Siegeszug durch die Welt beginnen. Da schließt die Regierung das Verlagshaus, die Bücher werden konfisziert, ihr Werk — vernichtet! Qualzerwühlt bricht Germaine zusammen! Sechs Jahre strengster Arbeitsfron dahin, ein gewaltiger Erfolg im Aufglühen zertreten, ihr Genie erwürgt, ihr Geist geknebelt, durch Tyrannenwillkür! Aber durch Wunderfügung wird das Manuskript gerettet! Germaine zieht sich still auf ihr Besitztum Coppet am Genfer See zurück, aber auch hier weiß Napoleon sie in seiner ausgeklügelten Ränkelust in ihren Freunden zu strafen; wer zu ihr hält, wird vom Verbannungsstrahl getroffen. In Verzweiflung flieht sie nach England! Hier erreicht sie die Jubelkunde, daß die Stunde des höllischen Peinigers geschlagen, daß er, der sich vermessen gerühmt: „Solange ich lebe, wird Frau von Staël Paris nicht wiedersehen“ . . . nach Elba verbannt ist. Die Hand des Höchsten hat den Überhebenden zerschmettert! Im Triumphstolz zieht Germaine wieder in Paris ein.

Aber Germaine von Staël war nicht nur durch einzig dastehende geistige Begabungen eine Erwählte, Gesegnete, sondern auch mit einem seltenen Reichtum der Herzens- und Gemütswerte

begnadet. Dies prägt sich besonders in dem köstlich warmen Verhältnis zu ihrem Vater aus. Wohl meist fließen zwischen Vater und Tochter in zartester Wechselwirkung heilig beglückende Ströme der Zärtlichkeit und des Einsempfindens, werden beide durch stille, wertstarke Bereicherung ihres Innenlebens wundersam beschenkt, aber eine so vollkommene Verbundenheit in Liebe, Verständnis und Interessen, wie bei Necker und seiner Tochter, ist eine Lichtoase in den Nachtwüsten menschlicher Einsamkeit. Die Tochter vergöttert den Vater, und er, der große Finanzmann, die letzte Hoffnung versinkenden Königtums, gehört ganz ihr. Sie sieht ihn die wechselvollste dramatischste Laufbahn durchlaufen, die wohl je einem Politiker beschieden war. Ihr Herz, in starkem Gleichpuls mit dem seinen zuckend, durchlebt mit ihm alle Glanzhöhen des Ruhmes, alle Abgrundstiefen der Enttäuschungen. Ihr Ohr trinkt beseligt den Volksjubel, der Necker als einzigem Retter zujauchzt, und wird von dem Wutrasen der empörten Bestie zerrissen.

Mit gewissensfester Unbeirrtheit hatte Necker, in scheuer Ehrfurcht vor den außerordentlichen Gaben seines Kindes, Germaines Erziehung geleitet, ihrem Genie reiche Entfaltung schenkend, mit leiser Hand nur die ihre im warmen Druck des Verständnisses fassend. Das Vaterherz war für diese Frau im brandenden Ozean ungezügelten Erlebens der sichere friedenspendende Heimathafen. Ihrer beider Jahre verrannen im verschwenderischen Beschenken. Keinen Mann sah die Tochter ihrer Verehrung würdiger, keine Frau überragte für den Vater sein Kind an Geistesbedeutung und Herzenszärtlichkeit.

Germaine weilt in Deutschland! In geistiger Hochspannung und Feststimmung feiert sie Sonnenstunden. Da verlöschen schwarze Nebelwolken jäh jede Freude ihres Herzens, denn — ihr Vater ist gestorben. Und — grausamste Schicksalshärte — sie fern von dem Geliebtesten — durfte nicht seinen letzten Lebenshauch trinken, nicht den ersterbenden Druck der Vaterhand empfangen. Voll Abscheu wirft sie Ruhmjuwelen und Feierkränze von sich; ihr Gefühl umfaßt, grenzenlos und überstark, nichts als den Gedanken an ihn, der sie geliebt, wie sie nie ein Mensch auf dieser Welt wieder lieben würde. Der Schmerz blieb fortan ihres Lebens schwerstes Besitztum, ein heiliges Vermächtnis ihrer Seele. Noch in ihren letzten Leidenstagen sagte sie: „Ich bin dankbar, daß ich meinen Vater gekannt habe und ihn lieben durfte.“ Im tiefen Sehnen nach Erlösung des Leibes, beseligender Hoffnung ewiger Unsterblichkeit, träumt sie dem Wiedersehen mit ihrem Vater entgegen: „Er erwartet mich am andern Ufer!“

Germaine die Geistesgekrönte, im Gloriendiadem des Ruhmes strahlend, neigte auch ihr Haupt qualerschauernd unter dem Dornenkranz der Liebe, dem heiß und schwer dunkle Blutsperlen entquollen. Alle Glutgipfel der Beseligung, alle Höllengründe der Verzweiflung hat sie in Leidenschaft erschöpft. Endlose Irrpfade mußte sie mit nackten Füßen über Flammen und Eisschollen wandern.

In kühler Verstandesehe dem schwedischen Baron von Staël, einem schwunglosen Streber, vermählt, dem Vater ihrer beiden Söhne August und Albert, fror sie zum Herzen an der berechnenden Gemütskälte des Gatten. Erlösungsjauchzend atmete sie ihrer Freiheit entgegen, als er die Scheidung einleitete in einem Augenblick, da er fürchtete, durch ihre politische Aktivität geschädigt zu werden. Das Weib erwachte in ihr! Ein Leidenschaftsrausch, wild betäubend und begehrend, warf sie in die Arme Louis de Narbonnes. Dieser, trotz glänzender Gaben und unwiderstehlichem Zauber, ihr im Geist nicht ebenbürtig, besaß doch den zwingendsten, heroischsten Reiz für Weibesfühlen — er war ein Mann, herrisch und trotzend! Aber Narbonnes lodernde Liebesflamme, jäh emporgeflackert, erlosch auch jäh und restlos. Die Wunde in der Seele der Frau brannte und blutete, denn ein schweres Gemüt war ihr als Schicksalslast zuerteilt; aber die gläubige Vollgüte ihres Wesens versagte ihr die Wildkraft des Hasses; nur in stillgeheimer Rache verachtete sie ihn, den sie einst auf den Thron ihres Herzens erhoben.

Noch hatte ihr Weibesschicksal sich nicht erfüllt. Eine Marterstation erst auf dem Passionsweg der Liebe hatte sie durchschritten. Der Mann, der sie in eine Leidensnacht stürzte, unbegrenzt und abgrundtief, war: Benjamin Constant. Dreiundzwanzig Jahre lang bedeutete er ihr Schicksal.

Dieser Mann, mit 27 Jahren schon kraftererschöpft, ein junger Greis, vom Dasein angewidert, von den Frauen ermüdet, in allen Regenbogenfarben des Geistes sprühend, fühlte sich hingerissen von der urgesunden, lebensstarken Herzensfrische Germaines. Die eisklare Höhenluft geistigen Verstehens führte sie zusammen. In ihm brannte der Wille zur Leistung auf, sie empfing von ihm reichste Seelenbefruchtung, die ihren Genius mit Wunderschwingen beflügelte. Das geheime Geistesgesetz magnetischer Anziehungskraft zwang sie zueinander.

Aber Benjamin Constant vermochte keine Frau dauernd zu beglücken; er war Hölle und Eis, Seligkeit und Verdammnis. Germaine, geistig jede Frau überstrahlend, war in der Demut ihres Herzens ganz weibliche Schwäche, Treue und Hingabe. Sie liebte tief und bedingungslos aus der elementaren Fülle ihrer Wesensart. Der Mann, erst berauscht von dem Gnadengeschenk ihrer Glut, anbetungsheiß vor ihr kniend, ließ sich bald wieder von seiner treulosen Halbnatur hin und her zerren. Im Bann dämonischer Charakteranlagen, begann er die Frau, in listiglüsternem Spiel ohnegleichen, zu peinigen und zu reizen. Sie trug sein Wesen unauslöschlich geprägt in sich. Sein Bild lächelte ihr aus dem holden Antlitz ihres Lieblingskindes, ihrer Tochter Albertine, entgegen, und doch bäumte sich ihre Frauenwürde immer wieder heiß empört gegen den Seelenzwang, die unerhörte Marter dieser Liebe auf. Aber — ob ihre Ehre von diesem Mann auch tausendmal gedemütigt wurde, ihr Stolz sich vor ihm in Todesnot wand — ganz loszulösen vermochte sie sich nimmermehr von ihm.

Und doch umspann Germaine noch einmal ein stiller Spätsommertraum, blühte ihr eine milddduftende Herbstrose entgegen in der hingebungsfeurigen Liebe des ritterlichen, jungen Jean de Rocca. Dieser berückend schöne, von edelstem Mut beseelte Kriegsheld, mit den ehrenvollen Kampfnarben wilder Kriegszüge, wurde unwiderstehlich vom Zauber der 44jährigen Frau gebannt, obgleich die Mädchenjugend Genfs ihn vergötterte. Sein ehrfurchtzärtliches Werben, seine andachtbebende Neigung kühlten balsamlindernd das zerrissene Frauenherz. Bei ihm war Frieden und Beruhigung. Da wurde sie seine Frau. Ein ernstes, schmerzverklärtes Abendglück, sternumsilbert, gönnte das Schicksal ihr noch vor dem Abstieg, und als lieblichste Wundergabe ein neues spätes Mutterglück durch den Sohn, den sie Rocca schenkte.

Aber die Sehnsucht ihres glühenden Frauenherzens wurde nie gestillt. Auch sie mußte, gleich jeder schöpferischen Frau, mit ihrem Weibesempfinden bezahlen für die Schicksalsgnade unendlicher Begabung. In weher Erkenntnis hat sie das ausgesprochen: „So wie ich liebte, bin ich nie geliebt worden.“

Hellseherisch schon in ihrem Namen geprägt, trug Germaine von Staël ihre wunderstarke, tiefgewurzelte Vorliebe, ihr intuitives Verständnis für das deutsche Volk. Sie, der nur Frankreich Schaffenskraft und Lebensluft schenkte, hat zweimal Deutschland besucht und ihre Bewunderung für das Land, ihre Erfahrungen und Bereicherungen als Extrakt niedergelegt in jenem großartigen, von Napoleon tyrannisch unterdrückten Werke: „Über Deutschland“, das gerade heute außerordentlich zeitgemäßen Reiz besitzt. Unvergeßliche Glanzstunden schenkt ihr Weimar; den Geistesheroen Goethe und Schiller weiht sie Worte erhabenster Verständnisreife. Die geheimheiligen Verborgenheiten der deutschen Sprache hat sie tief erschöpft, in hoher Würdigung preist sie den Zauber und die Mannigfaltigkeit des Beiwortes.

Als sie zum zweitenmal Deutschland bereist, lagern auch schwarze Gramesschatten über unserem armen Vaterlande. Feindesfaust, Not und Verheerung schwingen die Sklavenpeitsche. Auf schwankem Nachen rudert sie über den Rhein, der trauerdunkel, zorngebäumt brandet: „Dieser Strom erzählt, im Vorüberfließen, die Großtaten versunkener Zeiten, und es scheint, als ob Hermanns Schatten an den steilen Ufern hinschreite.“ In freimütiger Rechtlichkeit hält sie beiden Völkern, Deutschen und Franzosen, den Spiegel ihrer Schwächen vor. Aber wild empört schäumt Frankreich gegen die Gerechtigkeit ihrer Kritik, denn in den Grundtiefen seines Empfindens fühlt es klar das eine: bei den Deutschen tadelt sie äußere Fehler, bei den Franzosen aber schwerwiegende, urgeborene Nationaluntugenden.

Der ganze dritte Band des Werkes, einem Meisterstück des Stils, steigert sich zu unübertroffener Gipfelhöhe der Sittlichkeit. Mannesgeist und Weibeswärme einen sich hier zu siegesreinem Hochklang. Kühn wühlt die Sonde ihres Genius in der alten schwärenden Nationalwunde der Deutschen. Aus den Urgründen ihrer Seele ringt es sich empor, warnend und erkenntnisreif: „In der deutschen Literatur wie in der Politik haben überhaupt die Deutschen zuviel Achtung vor dem Ausland und nicht genug Nationalvorurteile. Bei einzelnen ist die Verleugnung seiner selbst und die Achtung vor anderen eine Tugend, nicht so beim Patriotismus der Nationen. Dieser muß egoistisch sein."

Und in der Vorrede webt der Sehergeist gottbegnadeten Dichtertums, wirkt die überströmende Alliebe einer starken Seele: „Die Unterwerfung eines Volkes unter ein anderes läuft gegen die Natur. Und man sollte es bei Deutschland für möglich halten? Sollten die Deutschen noch einmal versklavt werden, so würde ihr Unglück das Herz zerreißen; aber man wäre immer versucht, ihnen dasselbe zu sagen, was Mademoiselle von Manzini zu Ludwig XIV, sprach: „Sie sind ein König, Sire, und Sie weinen? ... Ihr seid ein Volk und weint?!" Möchten diese Mahnworte sich jedem Deutschen in das Herz brennen!

Germaines Lebensflamme verflackerte früh. Ihre letzten Erdentage wurden umsprüht von den Begeisterungsfunken des Volkes, umgoldet von den Strahlen ihrer politischen Weltbegabung. Sie fühlte sich den Größten, Unsterblichen zugerechnet. Aber durch Geisteskämpfe und Herzensstürme zermürbt, näherte sie sich jenen fliehenden Wolken, die ihr Ahnung eines höheren Lebens bedeuteten. Nach fünf qualvoll durchlittenen Monden haucht sie am 14. Juli 1817 glaubensfest die Seele aus. Ihr junger Gatte folgt ihr bald nach. An ihrer Hülle hielt Benjamin Constant die Totenwache, von Reuequalen zerfleischt.

Marga von Rentzell



Zwei Köpfe

Zwei Köpfe habe ich in meinem Zimmer: den braunen Granitkopf eines Ägypters und den weißen Marmorkopf einer Griechin. Beide waren zwischen unglaublichem Gerümpel eines sogenannten Antiquars in Medinet-el-Fayum, der freundlichen Stadt, die mit ihrem schönen Bahr-el-Yussuf, der sie durchfließt, ihren vielen malerischen Brücken das ägyptische Venedig genannt werden könnte.

Wer sind die beiden Köpfe?

Ich glaube, daß der braune, mit vielen ähnlichen verglichen, ein Bildnis Amenemhats III. ist. Es war dies vielleicht der bedeutsamste Pharao der zwölften Dynastie, etwa um 1900 v. Chr. Ein hervorragendes Geschlecht ist diese zwölfte Dynastie, die große Männer, wie Amenemhat I. und II. und den großen Sesostris III. hervorgebracht hat. Dort im Fayum ist der Mörissee, eine großartige Anlage zum Stauen des Wassers, ein Werk Amenemhats III., er gewann fruchtbares Land, und durch Schleusen wurde die Bewässerung reguliert. Als Grab baute er sich seine Pyramide zu Hawara, aus Lehmziegeln, jetzt unscheinbar und leicht zu besteigen, aber der Blick von oben ist schön und zeigt die gesegneten Fluren des Fayum. Rund um die Pyramide dehnte sich ein großes Vielerlei von Gebäuden aus, Tempel, allerhand Regierungsbauten, so verworren und weitläufig, daß es das Labyrinth genannt wird. Jetzt ist es nur noch ein riesiger Haufen von Lehmmauern, aber sie mögen noch vieles bergen, Wir sahen, wie ein Sarkophag dort ausgegraben wurde. So wird sich wohl noch manches finden, was über die denkwürdige Zeit Amenemhats III. Nachricht gibt.

In der Nähe des jetzigen Medinet-el-Fayum erhob sich die große Stadt Crocodilopolis, die in ihren Ruinen noch von ihrer einstigen Ausdehnung redet, ein weites Trümmerfeld. Noch weiter

im Lande stehen zwei Riesen-Piedestale, dort sollen Statuen von Amenemhat III. gestanden haben. Jetzt wachsen Palmen rundum, und auf dem nahen Felde pflügt der Fellache vielleicht mit einem gleichen Pfluge wie sein Vorfahr zur Zeit Amenemhats. Gleichgültig sieht er die Kolosse von Bihamoh und ahnt nicht, daß vor 4000 Jahren ein großer König hier schon das Land bebauen ließ. Amenemhat war ein hervorragender Herrscher, nicht nur um die Ausdehnung seines Landes bemüht, er förderte auch Kunst und Literatur. Unter ihm entstanden verschiedene interessante literarische Erzeugnisse, und die Rechtschreibekunst wurde in ein System gebracht. Wunderbar sind die Arbeiten der Goldschmiedekunst seiner Zeit. Der Schmuck der Prinzessinnen aus dem Hause Amenemhats ist so schön, so eigenartig, daß er heutzutage nicht übertroffen werden kann und man ihn immer wieder anstaunt. Ein langes Königtum war ihm beschieden. 44 Jahre war er Pharao, und von ihm sang das Volk:

„Er macht Ägypten grünen, mehr als der große Nil,
Er hat die beiden Länder mit Stärke gefüllt,
Er ist Leben, das die Nase kühlt.
Die Schätze, die er gibt, sind Speise denen, die ihm folgen,
Er nährt die, welche seinen Pfad betreten.
Der König ist Nahrung, und sein Mund ist Überfluß ..."

Wenn ich den energischen Kopf ansehe mit seinen ernsten Zügen, führen mich meine Gedanken in das Fayum zurück, das ich an sonnigen Tagen gesehen, und das mit seinem melancholischen See, den Kolossen von Bihamoh, der Pyramide von Hawara, dem Labyrinth noch heutzutage das Andenken an den großen Amenemhat zurückruft.

Jahrhunderte verstreichen; aus Crocodilopolis ist längst Assinoë geworden. Durch die Kriege waren griechische Ansiedler gekommen, durch die Ptolemäer griechisches Leben, Griechen aller Stände. Da mag auch wohl ein griechischer Künstler den vor mir liegenden Marmorkopf gebildet haben, vielleicht die entschlafene Tochter, den Eltern zur Erinnerung. Wie eine Schlafende sieht sie aus, in tiefer Ruhe, schmerzlos, liegt das schöne Antlitz. Vielleicht hat der Künstler sie geliebt und seine Liebe in sein Werk gelegt? Wer kann es ergründen! Aus fernen Tagen spricht ein edler Geist zu uns und sagt, wie damals edle Gefühle den Menschen innewohnten. Von zwei entgegengesetzten Welten reden jene Köpfe. Der feste, starre, dunkle des Ägypters von einer festen, starren Macht, unantastbar, der reale Augenblick. Die weichen Züge der Griechin sind von anderer Rasse; sie gehören einem Volk an, das sich weiterbildet. Der Künstler hat versucht, Vollendetes zu schaffen; er hat Schönes hervorgebracht, aber man ahnt, daß viel Vollkommeneres sein könnte; weiter strebt der Geist des Griechen. Der ägyptische Kopf könnte gar nicht anders sein. Die Technik hat den harten Granit bewältigt, ernst, fest, in sich ein fertiges Etwas, so sieht der Kopf uns an. Der weiche Marmor bei der Griechin drückt das Gefühl besser aus und paßt sich der Schönheit des griechischen Mädchens an. Harter Granit würde nicht diese Züge in ihrer Weichheit wiedergeben können. Es sind zwei verschiedene Welten, die hier reden.

Ein jeder, der durch das ägyptische Museum in Kairo geht und durch das Nationalmuseum in Athen wird diesen Unterschied in der greifbarsten Weise empfinden. Eine eigenartige, in sich abgeschlossene Kultur ist es, die Ägyptens Bildwerke zeigen, fest, streng; auch ihre Kunst entwickelt sich allmählich, aber dies läßt sich nicht verfolgen, und später ist sie plötzlich fertig, wie abgeschnitten, keiner Entwicklung mehr fähig. Sie erreicht einen Höhepunkt, sie ist eine abgeschlossene Sache, sie ist ägyptisch. Die griechische Kunst dagegen ist nicht nur griechisch, sie ist menschlich, allgemein, und darin liegt ihre Überlegenheit. Der Ägypter überwindet das härteste Gestein, er stellt auch individuelle Porträts dar, er lauscht dem Tierleben seine Züge ab, er ist nicht gefühllos, denn es ist ein Ausdruck hohen Empfindens, wie er die Pharaonen von Geiern beschützt darstellt, und das kleine Denkmal des Rija, der als Mumie daliegt und wo die Seele in Vogelgestalt auf seinem Herzen sitzt und ihn traurig ansieht, ist voll vom zartesten Empfinden. Die klagende

Nephtis, Isis mit ihren Flügeln die Sarkophage beschützend, alles dies spricht davon, daß nicht nur das reale Leben Vorbild war, sondern auch der Versuch da ist, das Gefühlsleben auszudrücken. Aber alles ist ägyptisch, man muß Ägypten kennen, das Land, die Tempel gesehen haben, seine Geschichte, sein Volk studieren, um ägyptische Kunst zu begreifen, um das Schöne, das Eigenartige darin zu finden. Freilich, dann wird man sehen, wie vieles sie birgt, und daß es sich in hohem Maße lohnt, näher in das Kunstleben dieses wunderbar eigenartigen Volkes einzudringen. Aber die ägyptische Kunst hat einen Schluß; sie geht nicht weiter, führt nicht in eine andere Kunst herüber. Anders die griechische Kunst. Auch sie hat einen Anfang gehabt, wo die Gesichter starr mit stereotypem Lächeln uns ansehen, bald aber entfaltet sich der griechische Geist und bläst seinen Odem seinen Gebilden ein, sie leben in voller Schönheit. Sie leben in Kraft, in Empfinden, in Gefühl, sie sind Menschen, schöne Menschen, Menschen, die alle Leidenschaften, alle Empfindungen haben.

Auf der griechischen Kunst baut sich alle spätere Kunst auf, die römische, die der Renaissance, die heutige. Sie ist unerreicht. Es ist ein ganz wunderbarer Eindruck, den man beim Durchwandeln des Museums in Athen empfängt, nichts Fremdes ist da, alles spricht zum Herzen und auch zum Verstand. Überall ist es so, wo griechische Kunst sich zeigt. Sie lebt heute noch und wird weiterleben, solange es Menschen gibt, die ein Empfinden für wahre Schönheit und wahres Gefühl haben. Denn sie ist menschlich.

W. Böninger



Tut-ench-Amun und Echnaton

Zu den unvergeßlichen Erinnerungen, die ich aus dem Morgenland mitbrachte, gehört die geschäftsmäßige Verwertung von „Ehrfurcht", die im Ägypten der Engländer im Schwange ist. Man lasse alle Hoffnung auf Stimmung fahren, wenn man erst einmal in Alexandrien den heiligen Boden des Niltales betreten hat. Man sucht große Erinnerungen an die „Wiege der Kultur", denn von Ägypten rückgewandert in den asiatischen und hellenischen Kulturkreis sind fast alle die großen Künstlergedanken, an denen sich die Seele des europäischen Menschen bildete — und man findet Händler mit Erinnerungen. Man kommt, bewegt von dem Gefühl, in jener Welt zu stehen, aus der die geheimnisvollsten Gedanken aufgestiegen sind, welche je von des Menschen Seele Besitz ergriffen haben. Denn ist nicht aller Mysterien Ursprung jenes große Schweigen, das noch heute in den dunklen Gängen ägyptischer Gräber in starre Bilder gebannt ist? Aber dieses Gefühl findet keine Ruhe zur Besinnlichkeit, denn ein Strom von gaffenden Nichtstuern, unverschämten Feilbietern aller Heiligtümer und gieriger Grabräuber durchflutet schwatzend, feilschend, beutelüstern die Grabstätten Ägyptens und macht vor keiner Würde und keinem Mysterium mehr Halt.

Der Araber sieht in allen Zeugnissen, die nicht auf die Diebesgeschichte seiner eigenen Brut hinweisen, nur ein von ihm verfluchtes Machwerk von Höllengeistern, der englische Sklavenhalter des unglücklichen Landes hat nur einen Wunsch und der lautet: billige Baumwolle für die englischen Spinnereien; der Reisepöbel — es gibt in Ägypten nur Reisepöbel, denn was bedeutet ein Sinniger auf hundert Gaffer — aber vergreift sich innerlich und äußerlich an allem. Könnte er, er würde auch die Steinsärge stehlen, vor die man ihn führt; so kratzt er wenigstens von den Mumien Zierat herunter, beschmiert die Wände der Tempel, stiehlt Mörtel, wenn er keine Steine bekommen kann, trällert Gassenhauer in den altchristlichen Zellen der Thebaïs und erfüllt Tempel, Gräber, Basiliken, Einsiedlerzellen mit schamlosen Gedanken und Worten.

Ägypten, eines der großen Heiligtümer der Welt, ist der Pein einer fortgesetzten Schändung unterworfen.



In diesem Lande wurde nun wieder einmal ein Königsgrab geöffnet.

Howard Carter und A. C. Mace, von denen der erstere ein amtlicher Bewahrer der ägyptischen Altertumsschätze war, haben ein Buch veröffentlicht (H. Carter-A. C. Mace, Tut-Ench-Amun. Ein ägyptisches Königsgrab. Leipzig [Brockhaus] 1924. 11 M), in dem der Satz steht: „Zum erstenmal haben wir hier ein Königsgrab, das trotz der überstürzten Plünderung durch die Grabräuber des Altertums nur wenig in Unordnung geraten ist.“

Jetzt ist das Königsgrab, in dem der Schwiegersohn des großen Ketzers von Ägypten ruht, der Pharao, der seinen Namen „Köstlich an Leben ist Aton“ in „Köstlich an Leben ist Amun“ (= Tut-ench-Amun) umänderte, nicht nur völlig in Unordnung geraten, es ist sogar aller seiner Schätze beraubt und vollständig ausgeplündert. Es ist eine kahle Höhle. Und alle die Kunstwerke und Liebesgaben darin, an denen das heiligste religiöse Gefühl eines Volkes dichtete, in die es seine Vollendung und Verklärung hineinlegte, sie sind nun zerstreut, profaniert, vor die schaulüsterne Menge hingelegt.

„Auf Jahre hinaus gewinnen Kunst und Kunsthandwerk Anregungen vornehmster Art“, sagt Mr. Howard Carter von seiner Ausgrabung. Man wird also sinnlos kopieren. In Österreich trägt man in den Sommerfrischen auch schon Tut-ench-Amun-Blusen. Es gab auch bereits einen „Tut-ench-Amun-Ball“, zu dem sich die Damen braun schminkten. Kurz, der alte Pharao gab schon „Anregungen“ und ist „modern“.

Aber es soll doch wenigstens einen Menschen gegeben haben, der die ganze schreckliche ethische Verwahrlosung Europas empfunden hat.

Gerechtigkeit fordert aber auch zu sagen, daß es noch ein Werk gibt, auch aus englischer Feder, aber weit weniger berühmt als das wirklich wunderbar ausgestattete Tut-ench-Amun-Buch, das mit behutsamen Fingern und einem reineren Gefühl von Ehrfurcht vor den Mysterien von Kunst, Tod und Religion uns hineinleitet in jenes graueste Altertum von 3400 und 3300 Jahren vor unseren Tagen, und das die wirklich großen und tragischen Gestalten wieder aufleben läßt, die damals schon das uralte und doch so neue Trauerspiel aufführten, dessen Akte heißen: Willensüberschwang, Mißverstehen der Weltgesetze, Kampf mit der Umwelt und Untergang des Teils im Ganzen.

Dieses Buch, von einem sonst unbekannten Verfasser (Artur Weigall, Echnaton, König von Ägypten, und seine Zeit. Übersetzt von Dr. H. Rees. Basel 1923. Benno Schwabe & Co.), ist nicht mehr ganz neu, gar nicht so sensationell wie das goldgleißende Modewerk Carters, aber es ist unleugbar wertvoller und wird auch jenes überleben.

Denn strahlend entsteigt ihm eine der ganz großen Menschheitsideen, eines jener unsterblichen Dramen der Menschenseele, wie es die großen Dichter für jedes Geschlecht aufs neue gestaltet haben, weil eben jedes Geschlecht in anderen Formen es immer wieder erlebt. Ein Mensch glaubt aus seiner Geisteskraft heraus, sein Volk, sein Zeitalter zu ändern und den Kommenden das Siegel seines Wesens aufzudrücken. Mit übermenschlicher Kraft kämpft er für sein Ideal. Und sein Schicksal wird dann zum Drama.

Vor 3400 Jahren hieß jener Mensch im Nilland Echnaton. Und er war der Vorgänger Tut-ench-Amuns auf dem ägyptischen Königsthron. In einer Zeit unermeßlicher Macht des Ägyptertums steuerte er das Staatsschiff. Von den Negern des innersten Afrika bis an den Euphrat und im Herzen Kleinasiens war er der König der Könige, als er im Jahre 1375 v. Chr. als Fünfundzwanzigjähriger unter dem Namen Amenophis IV. den Thron seiner Väter bestieg.

Aber gerade diese unnatürliche Machtfülle, welche so ungleiche Völker, wie semitische Babylonier, Syrer und krausköpfige Fetischanbeter unter ein Gesetz beugte, wurde die Ursache seines Unterganges.

Aus der großen Entfernung der Zeiten kann man heute leichter die Zusammenhänge überschauen, als es den Menschen jenes Jahrtausends möglich war.

Die Unnatur eines „gewaltsam“ vereinigten Reiches aus vier Völkerstämmen zwang zu dem

ersten Fehlgriff. Amenophis suchte nach einem Bande, um diese Unnatur zu einigen, und verfiel auf den Gedanken einer von ihm ersonnenen Universalreligion.

Man muß es zugeben, daß er höhere Begriffe (fast einen Monotheismus) damit an Stelle eines naiven und sehr primitiven Volksglaubens setzte, eine Sonnenverehrung (darum nannte er sich Echnaton = er ist dem Aton [dem Sonnensymbol des Weltenschaffenden] wohlgefällig), die den Kult der Krokodile und Schakale und Falken ersetzte.

Aber er führte die Reform nicht nur mit Gewalt durch, sondern mißverstand auch die Macht des Ganzen, in dem auch ein unbeschränkter König nur ein Teil ist. Die alten Tempel wurden geschlossen, die alten Bilder wurden entfernt, eine neue freiere Kunst konnte sich entfalten. Sie ist es, die dem Königsgrab entstieg, das Carter ausgegraben hat, und darin liegt die besondere kulturgeschichtliche Bedeutung jener Arbeit.

Aber, so anziehend diese Kunstwerke auch sein mögen, größer und erschütternder ist das Menschenschicksal, das sich an sie knüpft. Vergebens rafft Echnaton im Dienste seines Ideals und im Namen des höheren Menschentums, das er verkörpert, seine ganze Macht zusammen, gründet bei El Amarna eine neue Hauptstadt mit dem phantastischen Namen „Der Sonnenhorizont", vergebens schafft er selbst als Dichter und Künstler und Begründer einer höheren freieren Kunstrichtung von entzückender Anmut sechzehn Jahre lang: — die Masse bewegte sich nicht. Ein einzelner kann ein Volk nie ändern.

Die Geschichte dieses Gigantenkampfes erzählt uns Weigalls Werk ausführlich farbig, fast dramatisch. Eines Tages ist Echnaton nicht mehr, und die alte abergläubische Volksreligion flucht ihm unversöhnlich ins Grab nach. Die Amunpriester sind ihre Wortführer und vollziehen nun eine furchtbare Rache des in seinem Innersten verletzten Volksgeistes. Jede Spur des Ketzerkönigs wird getilgt. Sein älterer Schwiegersohn und Nachfolger, der seine Partei zu nehmen sucht, wird gestürzt. Sein Schwager verrät den Sonnenglauben, in dem er erzogen wurde. Das ist Tut-ench-Amun, der seinen Namen den Amunpriestern zuliebe ändert, der es duldet, daß das Grab seines Gönners und Schwiegervaters, dem er alles verdankte, geschändet wird von einer fanatisierten Menge, der seine Vergangenheit verleugnet und das Ärgste begeht, was nach dem ägyptischen Sittengesetz als Sünde galt: Er verletzte die Pietät gegen die Vorfahren.

Das ist die Geschichte von Tut-ench-Amun.

Ihm selbst geschieht das „Ärgste" wieder, das er beging. Auf dem herrlichen Thronsessel, der aus seinem geplünderten Grab auferstanden ist, sitzt er jung und heiter mit seiner jungen Frau, und die Sonne segnet ihn mit hundert Strahlenarmen. Er macht ein listiges Gesicht, als ob er wüßte, daß dieses Bild schon eine Lüge sei. Er war auch kein Gesegneter. Fluch hat er verbreitet als düsterer Vollzieher eines dunklen und ewigen Volksrechtes, Fluch ist ihm nachgefolgt; die englischen Graberbrecher fanden schon ein geplündertes Grab, die siebenfach versiegelte Tür hat seinen Leib noch nach Jahrtausenden nicht vor Schändung bewahrt. Der Aberglauben der Araber erzählt schon wieder von der Rache, die der tote Pharao an seinen Schändern nahm, und der Aberglauben von Europa murmelt das befremdet und von Grauen überlaufen nach.

Wer schreibt einst das wahre Drama von Echnaton, dem Ketzer, von dem meineidigen Pharao und von den dunklen Gewalten, deren Hand in und nach ihrem Leben so sichtbar wurde im stillen Tal der Gräber und der toten Könige? Das wäre ein Vorwurf, des tiefsinnigsten und gewaltigsten Dichters wert.

R. Francé





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Schlußwort zum Ausbau der Goethe-Gesellschaft

(Vgl. dazu Septemberheft 1923 des Türmers: „Stimmen zum Ausbau der Goethe-Gesellschaft" und Juliheft 1923: „Goethe-Gesellschaft und Deutsche Akademie")

Auf der diesjährigen Tagung der Goethe-Gesellschaft zu Weimar (13./14. Mai) habe ich die folgenden Anregungen, die mehrfach im „Türmer" und im „Tag" ausgesprochen wurden, als Vorstandsmitglied in einer Ansprache zusammengefaßt. Es wurde ausdrücklich gewünscht, diesmal von einer Erörterung abzusehen; der Vorsitzende bat, die Versammlung möge diese beifällig aufgenommenen Gedanken gleichsam „in sich wachsen lassen". Es können ja für später entsprechende Anträge gestellt werden; und es wird sich zeigen, ob der Keim wachstumsfähig ist oder nicht. Denn ein einzelner kann dies nicht „machen", dies muß vielmehr aus einer Gesamtheit herauswachsen.

Die Ansprache lautete:

„Die Gestaltung einer edlen Lebensgemeinschaft ist einer der schlechthin wichtigsten Sorgen dieser zerrissenen Gegenwart. Wir leben nebeneinander oder widereinander, doch nicht miteinander. Wenn wir uns zusammenschließen, so sind es zumeist Organisationen und Massen, die zwar eine Macht bedeuten, doch keine Beseelung. Der Machtgedanke beherrscht die Zeit, nicht der Beseelungsgedanke.

Meine Damen und Herren, das Jahr 1924 ist nicht mehr der Sommer 1914. Deutschland, seit zehn Jahren von schwersten Schicksalen gerüttelt, ist in einer völlig neuen Lage; Deutschland sieht sich infolgedessen auch zu neuer Geisteshaltung, zu zusammenfassender Geisteskraft und Charakterwürde als Gegenwehr gegen äußere Drangsale gezwungen. Die Schicksale, die uns heimsuchen, betrachte ich übrigens meinerseits nicht als Untergang, sondern vielmehr als Atemholen zu neuer Kraftentfaltung: einem neuen Zeitalter von stärkerer Geistigkeit.

Aus diesem Empfinden heraus, das den Grenzdeutschen besonders stark durchwühlt, treten auch an die Goethegesellschaft neue Forderungen heran. Eine Vereinigung, die auf den Namen des größten deutschen Dichters getauft ist, darf sich nicht mehr mit dem Zustand begnügen, der ihr vor dieser Schicksalsepoche eigen war, sondern muß im Zeichen dieses Namens und des weimarischen Gedankenkreises sich auf die mächtig aufgerührte Zeit umstellen. Um es von vornherein und scharf zu prägen: Die Goethe-Gesellschaft war in der behaglichen Vorkriegszeit wesentlich rückschauend, konservierend, alexandrinisch; sie hat darin treue und opferwillige Arbeit geleistet, wofür ihr jeder Kulturfreund Dank weiß, besonders wenn er Einblick hat in die entsagungsvolle Treue der Kleinarbeit, die damit verbunden ist. Jedoch mit dem Begriff ‚alexandrinisch' sind die Vorstellungsbilder Ägypten, Pyramiden, Mumien verbunden. Es ist die Gefahr dieser Art von gelehrten, durch den Akademismus entscheidend beeinflußten Gesellschaften, daß sie zu leicht mumifizierend wirken und meisterhaft eingerichtete Museen höher

schätzen, als das lebendig um uns her pulsierende Leben. Um es also zusammenzufassen: die Goethe-Gesellschaft war bisher zu sehr alexandrinisch, sie soll aber, ohne diese Pflege des Gewordenen aufzugeben, sich fortan mehr dem Werdenden, dem Schöpferischen zuwenden und die lebendig Schaffenden der Gegenwart in ihren Wirkungskreis mit einbeziehen.

Sie erinnern sich an das Wort Meister Goethes, als er im Sommer 1794 mit Schiller in Jena die Tagung der Naturforschenden Gesellschaft verließ: diese zerstückelnde Betrachtungsweise jener Gelehrten befriedigte weder den einen noch den anderen Meister der Totalität. Gewiß war Goethe auch ein Sammler ersten Ranges, aber nicht minder hat er sich mit den lebendig Schaffenden auf vielerlei Gebieten verbunden gefühlt, bis hinaus zu Lord Byron oder Thomas Carlyle. Die Kultur Weimars war lebenverklärende Gegenwart, war mehr oder minder festlich gestimmt, den Augenblick schöpferisch auskostend, bildend, gestaltend. Mit den großen Griechen war man nicht nur stoffhaft verbunden, indem man sich etwa in gelehrter Rückschau mit den Leistungen jenes genialen Völkchens beschäftigte, sondern mehr noch durch eine verwandte Lebensstimmung. All die kleinen Feste und Veranstaltungen, die sich hier in Weimar um einen innerlich bedeutenden Hof sammelten, waren dem Wesen nach, wenn auch natürlich nicht in jener umfassenden Auswirkung, verwandt mit der Verklärungskraft, die einst die Panathenäen oder die Olympischen Spiele schuf, jene unvergleichlichen Lebensfeste der ebenso freien wie freudig-frommen Griechen.

Weimar ist eine geistige Hauptstadt Deutschlands. Es sollte unser deutsches Olympia werden; doch ist es vielleicht zu sehr Alexandria, zu sehr Museumsstadt. Die Tage von Eleusis oder Delphi, der Akropolis oder der Alphaios-Ebene sind freilich dahin; doch warum soll es uns nicht möglich sein, wenigstens herauszustreben aus dem Alexandrinischen in jenes Festlich-Lebendige? Warum sollten wir jene großen Bilder eines lebensvoll vereinigten Volkes nicht wenigstens lockend an die Wand malen? Gerade heute, wo man von der äußersten politischen Rechten bis tief hinein in die Reihen der Sozialdemokratie mit vollem Bewußtsein kämpft um die Einheit des bedrohten Reiches, um Reichsbeseelung, um die Einigkeit der leidenden Nation! Wir reden keinem Schaugepränge das Wort; was wir meinen, sind beseelte und durchgeistigte Feste, nicht Vereinssitzungen, wovon es ja in Deutschland wimmelt, sondern eine würdige Zusammenfassung der Schaffenden! Wir möchten ausgeprägte Kulturvertreter von links bis rechts, soweit sie dem Einspännertum entrückbar sind, in dieser Not der Zeit hier versammelt sehen. Goethes Haupt soll gleich dem Zeus des Phidias als Schutzgeist diese Versammlung mit Gottesfrieden segnen. Es sollen Meister der Schönheit und der Weisheit Gelegenheit haben, hier über die großen Fragen der Menschheit zu sprechen, oder ihre Kunst auf uns einwirken zu lassen. Sie werden an ihrer Aufgabe wachsen, wenn von vornherein Würde dem Gedanken eingepflanzt wird. Die Tagungen der Goethe-Gesellschaft waren leider oft ein Gezänk zwischen Weimar und Berlin, sie sollen ein Festereignis werden; sie sollen verbinden, befreundend, entspannend im geistigen Leben wirken, so daß jeder Teilnehmer erhoben und im Glauben an die geistige Kraft des deutschen Volkes neubelebt an seine Arbeitsstätte heimkehrt.

Solche durchgeistigten Feste haben Richard Wagner vorgeschwebt, als er Bayreuth schuf, und Friedrich Nietzsche, als er nach den herrlichen Gesprächen mit dem einst befreundeten Meister in Triebschen das folgende niederschrieb: ‚Zukunft von dem Bayreuther Sommer. Vereinigung aller wirklich lebendigen Menschen; Künstler bringen ihre Kunst, Schriftsteller ihre Werke zum Vortrag, Reformatoren ihre neuen Ideen. Ein allgemeines Bad der Seelen soll es sein: dort erwacht der neue Genius, dort entfaltet sich ein Reich der Güte.'

Besser kann es nicht gesagt werden.

Es könnte demnach später einmal — ich sage später — etwas wie eine großgeistige, festliche, durchaus nicht steife Goethe-Akademie zu Weimar aus alledem erwachsen. Auf den Namen wird kein entscheidender Wert gelegt; es ist eine Festwoche für deutsche Kultur im Sinne des umfassenden Meisters Goethe gemeint. Die Mitglieder bestehen aus namhaften deutschen Dichtern, Künstlern und Kulturträgern, haben engste Beziehung zur Goethe-Gesellschaft, werden von



dieser ernannt oder zu Gast gebeten und bilden eine Art Ehrenrat oder Ehrensenat der Goethe-Gesellschaft, an deren Tagungen sie regelmäßig, womöglich tätig beisteuernd, teilzunehmen haben. Außerdem wird die Schutzherrschaft über diese Festwoche, neben der Gesellschaft selbst, von der Thüringischen Regierung und der Reichsregierung insofern mit übernommen, als beide durch amtliche Vertreter an den Sitzungen beteiligt sind und die Würde des Ganzen durch ihre Teilnahme erhöhen. Wir Geistigen wollen, abseits von Parteipolitik, auch in dieser Form gerade jetzt unser Bekenntnis zur Reichseinheit ausdrücken. Goethes Weimar samt den Kulturkreisen Weimar-Jena-Wartburg, also geographisch und geistig das Herz Deutschlands, sei wahrhaft Hauptstadt des zu beseelenden Deutschen Reiches, von der in diesem Falle keine Verfassung, wohl aber eine Kraft der Verklärung und Veredelung ausgehen möge! Die Goethe-Akademie sei eine festliche Krönung oder, nüchterner gesagt, ein Oberstock auf dem Bau der Goethe-Gesellschaft, die sich damit, ohne ihrer Grundlage untreu zu werden, umwandelt und erhebt aus dem Alexandrinischen in das Schöpferische, aus der bloßen Wissenschaft in die Weisheit und Schönheit, aus der Analyse in die Synthese, aus dem Verstandesmäßigen in die von Herzen ausgehende Festlichkeit.

Unausgesprochen steht hinter dem Plan der Wunsch, es möchte im ganzen Deutschen Reiche eine solche Lebenswende einsetzen. Das ist die Anregung, die ich Ihnen vorzutragen habe. Es ist nun an Ihnen, dazu Stellung zu nehmen."

Friedrich Lienhard



Über die Vererbungslehre

gingen uns im Anschluß an Dr. Dürres Aufsatz (Juniheft) mehrere Beiträge zu. Wir lassen sie, mit des Verfassers Antwort, hier folgen:

I. Vererbungslehre und praktische Eugenik

Die Vererbungsforschung hat nicht nur ein Licht in bisher völlig dunkle Gebiete gebracht, an die man sich nicht gewagt hatte, entweder, weil einem das zu Erforschende als etwas zu Gegebenes, Alltägliches, Natürliches schien, zum andern aber, weil es so geheimnisvoll verborgen lag, daß man nicht wußte, ob und wo man den Hebel ansetzen könnte, sie hat sich auch als berechtigte, eng umschriebene und vieles umfassende Wissenschaft aufgetan. Wir haben Erklärungen für die einfache Tatsache gefunden, daß ein Pferd niemals ein Kalb gebiert, für die Ursache, daß ein Kind oft Merkmale aufweist, die keines seiner Eltern besitzt, Begriffe wie rezessiv und dominant, Chromosom und Gen sind uns geläufig geworden. Den Gesetzen, die hier herrschen, sind sowohl Pflanzen wie Tiere unterworfen, und da der Mensch nichts ist als ein letztes Glied in der unendlichen Kette des organischen Lebens, sind sie natürlich auch für ihn geschrieben.

Das behauptet auch der Verfasser des Aufsatzes im Juniheft und findet so ein Sprungbrett hinüber zur Eugenik, das heißt schlechtweg: zur Züchtung des Menschen. (? D. T.) Aber der Referent sieht nicht die Hindernisse, die sich schon hier türmen. Diese Gesetze, nämlich die wir kennen und mit deren Hilfe wir in die Fortpflanzung eingreifen könnten, die haben nur zum Teil und leider Gottes nur für den uns unwichtigen Teil der Vererbungslehre Geltung. Die Konstruktion, das Rein-Technische des Apparates, das Spiel der Chromosomen, das nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit und — so paradox das klingt — des Zufalls abläuft, ist dasselbe wie bei Mensch und Tier. Also lassen sich diese Dinge auch bei uns verwenden, ähnlich wie wir es z. B. bei unsern Haustieren tun? Gewiß, nur aber, was züchten wir denn? Wir ziehen uns Farbvarianten zur Ergötzung des Auges und Spielarten der Form aus demselben Grunde

oder Verbesserungen irgendwelcher für uns begehrenswerter und nützlicher Teile des betreffenden Organismus, die Wolle des Schafes, die Milch der Kuh, das Fleisch des Obstes.

Ebenso könnten wir Menschen mit blauen Augen oder langen Haaren oder besonderem Körperwuchs züchten. Aber hätte das Sinn? Abgesehen von einem schönheitsidealem nationalen Gesichtspunkte dürfte uns das ziemlich gleichgültig sein. Was wir als Ziel ansehen, ist vielmehr die Züchtung eines gesunden, starken, geistig und seelisch hochstehenden Individuums.

So wollen wir einmal sehen. Einen gesunden Menschen, frei von den Nachwuchs schädigenden Krankheiten wie Tuberkulose, Syphilis, Rhachitis zu erzeugen, ist eine Selbstverständlichkeit, die man von jedem vernünftigen Menschen in seinem eigenen Interesse und vom Staate aus Gründen der Selbsterhaltung verlangen könnte. Ich glaube aber, und das nicht mit Unrecht, auf diesem Gebiete ist die Hygiene, die soziale Fürsorge und eine Besserung des Milieus viel wirksamer als die vorläufig noch sehr schwerfällige Maschinerie der Eugenik, ganz abgesehen davon, daß die beste Eugenik und die körperlich bestgeborensten Individuen nichts nützen würden, wenn das Milieu schädigend wäre. Denn das Leben und die Geschichte beweisen, daß auch das tüchtigste Volk durch die Not und eine nicht zusagende Umgebung nach und nach aufgerieben wird. Außerdem, eine richtige Erziehung kann in zehn Jahren mehr erreichen als eine körperliche Auslese in einem Menschenalter. Irgendeine bestimmte Größe aber, etwa die Gestalt des Germanen zu bevorzugen, wäre wirklich nicht des Schweißes der Edlen wert. Ganz nebenbei, dieser Germanentypus ist mehr ein Produkt unserer Dichter; die Römer waren an sich klein und die Germanen pflegten durch Hörner, Schädel und sonstigen Kopfputz ihre Gestalt noch zu vergrößern; die Rüstungen der Ritter in unsern Schlössern beweisen auch deutlich, daß die Herrn dieser Epoche, denen man ebenfalls hohen Wuchs zuschreibt, nicht größer waren als die Männer von heute. Der Japaner hat uns dazu noch gezeigt, daß Körpergröße nicht unbedingter Vorteil ist.

Bliebe noch die Züchtung des edlen Menschen. Hier nun, das soll gleich gesagt sein, hier hört zwar nicht die Vererbung auf, wohl aber die Beeinflussung und unsere Wissenschaft. Der Entstehung, Vererbung und Züchtung dieser Eigenschaften stehen wir genau so unwissend und machtlos gegenüber wie zu der Zeit, da es noch keine Vererbungslehre gab. Ist aber nicht gerade die Erzielung des edlen Menschen unser vornehmstes Ziel? Wir haben hier nicht die geringste Spur, auf welchem Wege die Fähigkeiten der Seele entstehen, nicht das geringste Beweismaterial, mit dem wir das Zustandekommen des Komplexes Eigenschaften, den wir Charakter nennen, zu erklären versuchen könnten. Wir sehen, wie aus wertvollen Eltern und ebensolchen Groß- und Urgroßeltern mißratene Sprößlinge hervorgehen, und daß umgekehrt aus dem Sumpfe der Häßlichkeit und Verworfenheit die reine Blume edlen Menschentums aufblüht. Was auch immer über die Eltern unserer Großen gesagt wird, in jeder Biographie steckt etwas Beweihräucherung und Ahnenkult. Ist es nicht sogar sprichwörtlich, daß der Genius meist aus der Mittelmäßigkeit heraus seinen Weg nimmt! Mehr vielleicht als anderswo fühlen wir hier den Unterschied zwischen Mensch und Tier, den Unterschied, der unüberbrückbar ist und unbegreiflicherweise besteht, trotzdem doch dieser aus jenem aufgestiegen ist. Wir nehmen an, und es liegt kein Grund vor daran zu zweifeln, daß Geist und Seele genau so vererbt werden wie Form und Farbe, aber wie das geschieht, wie wir das beeinflussen könnten, das ist uns ein Buch mit sieben Siegeln — und es wird es uns bleiben. Genau wie die Psychologie mit ihren Erklärungen stets nur bis zu einem gewissen Punkte kommt, wo alles aufhört, so auch hier. Das Talent und Genie, einen Kant oder Goethe zu schaffen, das wird ewig das Recht der Unsterblichen bleiben.

Meine obigen Ausführungen sollen nun nicht den Eugenikern das Wasser abgraben, nein, denn auch ich stehe im Lager der Nicht-nur-Masse-Theoretiker. Aber um die Eugenik zu einer Einrichtung, zu einer staatlichen Kontrolle zu machen, dazu gehört noch viel. Die For-



derung nach Lehrstühlen und Instituten für die Rassenverbesserung ist nur zu berechtigt, und es ist zu wünschen, daß die leitenden Stellen endlich zur Einsicht kommen und diesem Wunsche weiter Kreise nachgeben. Der heftigste Widerstand aber wird im Volke selbst zu überwinden sein, denn es ist wohl keine Frage, daß bei der heutigen noch dazu alles anderen als altruistischen Zeit, in der vor allen Dingen jedes Staatsglied „individuell" behandelt sein möchte, um die Überwachung der intimsten Angelegenheiten eines jeden die erbittertsten Kämpfe entbrennen werden. Man weiß doch, zu welchen eigensüchtigen Zwecken oft eine Heirat geschlossen wird, wozu das Heiligtum der Fortpflanzung meist als Deckmantel dient! Andrerseits, wer will in diesen Dingen recht richten?

Hermann Weltzel, Herrnhut (Sa.)

* * *

II. Vererbungslehre und Eugenik

Ich will nicht den Anschein fördern, als ob ich etwa Anti-Eugeniker wäre. Ich bin auch hier nicht Anti, sondern durchaus für Temperenz, Mäßigkeit, weil mein Bekenntnis ist, daß das Maß aller Dinge Lebenslösung und -erlösung ist. Bis zu gewissem Grade sind alle sogenannten Anti-Bewegungen von denkenden, maßvollen Menschen zu begrüßen und mitzumachen, denn die Vernunft ist beständig im Anti-Zustand gegen alle Übel dieser Welt. Es ist durchaus gut, ja, notwendig, unserm Körper nicht zu viel Fleischnahrung und nur sehr wenig Alkohol zuzuführen und uns nicht mit einer großen Dosis Nikotin, Kaffetin und sonstigen „ins" zu belästigen. Es ist auch ganz gewiß wichtig und richtig für Ärzte, das Volk über die Schäden, die sie sehen, aufzuklären. Solange es bei der Aufklärung, der Erziehung, dem sittlichen Beispiel vor allem bleibt, stimme ich freudig allen Bestrebungen zum Bessern bei, gestehe ich auch jedem das Recht zu, nach seiner Überzeugung zu wirken.

Wenn es aber zum Schrei nach dem Gesetz kommt, werde ich aufmerksam und mache halt: „Von Gesetzes wegen", ist ein gar gefährliches Ding. Der Eingriff in einen gewissen innersten Bezirk des Privatlebens der Menschen hat sich noch allemal für den Gesetzgeber als verhängnisvoll erwiesen. Äußerlich mag ein solches Gesetz eine Art Erfolg erreichen. Aber — und das ist mein Kardinalpunkt — es gibt doch zweifellos auch noch etwas wie innerliches, geistiges, seelisches Leben. Und es geht nicht an, dieses bei der Gesetzgebung in irgendeinem Fall völlig auszuschalten.

Wie aber kommt das Geistige und Seelische bei den Forderungen der radikalen Eugeniker weg? Diese Frage hat im Land Amerika, woher uns hauptsächlich der Dorn und Sporn der großen Erfolge aller „Antis" kommt, denn doch eine große Abwehrphalanx geschaffen. Man spöttelt drüben sogar ganz allgemein über die „eugenics", was nicht viel, aber doch so viel heißen will, daß von großen allgemeinen Überzeugungen und Erfahrungen auf diesem Gebiet nicht die Rede sein kann. Von einer Massenhaftigkeit von Professuren für Eugenik in Nordamerika ist ebenfalls keine Rede. Die erste Landesuniversität Harvard z. B. hat keine solche Professur. Alles Massenhafte in Amerika erklärt sich übrigens sehr einfach in dem überhaupt massenhaften unermeßlichen Land. Es ist aber selbst dort keine rapide und massenhafte Verbreitung möglich, wenn ein Ding, es mag noch so richtig und gut sein, nicht in gewissen Kreisen Mode („fad") wird. Das wirklich Echte und Richtige an der Eugenik und ihren ernsten Vertretern hat mit einer plötzlichen Massenaufnahme nicht das geringste zu tun. Echtes und Gutes setzt sich immer und überall nur sehr langsam und nach dem Martyrium vieler Pioniere durch. Was natürlich nichts gegen die Richtigkeit einer Forderung nach angemessenen deutschen Forschungs- und Arbeitsmöglichkeiten für Eugenik sagen kann und soll.

Aber weiter: wo bleibt die seelische Seite des Menschen, wenn seine körperliche von den „Antis" reguliert wird, nach ihren Wünschen? Der Vegetarier behauptet, mit der Nahrung wandle sich auch die Seele. Ein Vegetarier wird also ganz von selbst zu einem besseren Menschen. Ich habe keine Erfahrung an lebenden Beispielen. Aber wenn tatsächlich der Vegetarier ein

anderer, edlerer Mensch wird, so ist das Warum für einen Psychologen nicht schwer zu erklären. Richtet sich nicht die ganze Gedankenwelt des Menschen danach, wenn er sich in einen bestimmten Gegensatz zu den Mitmenschen setzt? Zunächst muß er schon von vornherein auf etwas anderes als rein Materialistisches eingestellt sein, um Vegetarier zu werden mit der Überzeugung, dadurch körperlich und geistig gesunder und reiner zu werden. Diese Überzeugung, dieses beständige, bewußte geistige Arbeiten zu einem bestimmten Ziel hin muß selbstverständlich Wirkungen haben, Erfolge zeitigen. Es ist also nicht die veränderte Nahrung, sondern die starke geistige Leistung, die den Menschen besser macht, und eben diese geistige Änderung bewirkt auch die körperliche. Die zielbewußte geistige Einschaltung, der Glaube, die Hoffnung — — wissen wir denn nicht mehr, was diese seelischen Faktoren für die Genesung unserer Kriegsverwundeten z. B. getan haben? Die wunderbar scheinenden Einflüsse wurden von einsichtigen Ärzten unumwunden anerkannt, ja bewußt benutzt, gefördert, verordnet wenn möglich!

Was hier Tatsache war, was in tausend Fällen anerkannt wird, kann man nicht mehr ohne weiteres nach Belieben ausschalten, wo es einem nicht in die Berechnung paßt. Geistige Einflüsse sind mindestens ebenso stark wie körperliche; geistige und seelische Werte mindestens ebenso hoch zu schätzen wie leibliche. Der Vegetarier hat von seinem Standpunkt aus in seiner Sache die Frage gelöst. Er sagt, mit der körperlichen geht die seelische Gesundung Hand in Hand. Der Anti-Alkoholiker, der Tabakgegner wird mit noch mehr Recht dasselbe sagen, obgleich der klarsehende Psychologe bei beiden denselben Einwand machen kann wie beim Vegetarier. Wenn schon jemand die unästhetischen, unsittlichen, gesundheitsschädlichen Begleiterscheinungen vom Trinken und Rauchen als das sieht, was sie sind, und sie verneint, so ist er auf einem fortgeschrittenen geistigen Standpunkt und im Grunde frei von den verhaßten Lastern.

Aber wie steht es nun mit den Eugenikern? Sie wollen keine Auswahl und Ausschaltung von Nahrung oder Genußmitteln, sondern von ganzen Menschen, von lebendigen untrennbar leiblich-geistigem Material. Sie fordern diese Auswahl und Ausschaltung mit rein materieller Begründung nicht ganz materieller Gründe. Denn der Grund reicht ins Geistige hinein. Man will nicht bloß gesundere, sondern auch bessere Menschen. Aber die Begründung ist absolut materiell, denn sie handelt nur von leiblichen Zelleigenschaften. Daß körperliche Gesundheit und Schönheit restlos mit geistiger zusammenhinge, behauptet ja wohl niemand. Das eine kann in einem lebendigen Individuum das andere so weit überwiegen, daß notgedrungen ein Wertmesser angelegt werden muß. Ist der eine Mensch mit dem körperlichen Plus nun für die ganze Menschheit wertvoller als der andere mit dem geistigen, gemütlichen Übergewicht? Hat der eine mehr Recht, seine körperlichen Vorzüge in einer Nachkommenschaft fortzusetzen, als der andere seine seelischen? Was wird ausgeschaltet, wenn Braut und Bräutigam nach hochnotpeinlicher Untersuchung ihrer eigenen Körperlichkeit noch ein körperliches Erbbild — die Sünden ihrer Väter bis ins — ich weiß nicht wievielte — Glied beibringen müssen, um bei Gutbefund als Eheleute zeugen zu dürfen?

Gewiß, es ist hart, wenn Kinder die Leiden und Gebrechen ihrer Väter erben. Aber gibt es nicht erstens Hoffnungen und Mittel, Leiden zu heilen, zu überwinden, und erben die Kinder nicht zweitens auch eine Seele, eine Geistigkeit, die zum mindesten das Gegengewicht halten kann? In allem heiligen Ernst: wie viele Menschen wären wohl heute auf unserer Erde zu zählen, die mit Wahrhaftigkeit erklären würden, sie wären lieber nicht geboren worden? Aufs Gewissen: es wären wenige. Jeder Mensch will leben, liebt das Leben, kann sich nichts anderes denken als Leben. Gründe fürs Gegenteil wegen Verzweiflung über schlechte Verhältnisse usw., Behauptungen, man könne sich ein Nichtsein vorstellen, sind Stimmungen und Selbsttäuschungen,

Auf alle Fälle: mit welchem Recht soll dem geistig Bedeutenden, dem seelisch Genialen, dem sittlich Reinen eine Nachkommenschaft versagt sein, weil er einen oder einige körperliche Fehler hat oder gar seine Vorfahren solche Fehler hatten? Und da wo sich Wert und Wert nähern? Wer will zwischen Wert und Wert entscheiden und Grenzen ziehen? Und wer will

haarscharf und mit Sicherheit alle körperlichen Möglichkeiten wissen und vorhersagen? Wollen die Ärzte solche Verantwortung übernehmen? Schon mancher Aufgegebene lebte fröhlich seine 70 Jahre oder mehr. Schon ungezählte „unheilbare" Krankheiten sind geheilt worden.

Und weiter: wie denn, wenn die wirklich eugenistisch vereinten Eheleute nachher erkranken und im noch unerkannten Zustand solcher Krankheit Kinder zeugen? Oder der Mann wird hinterher ein Trinker, die Frau — —. Aber genug der Möglichkeiten für eine weiter fortgesetzte Kette des Übels noch in der erlaubten Ehe! Ganz abgesehen von den unehelichen Sprößlingen, deren sich unendlich viele mehr einfinden würden als heute, weil die Unschädlichmachung einfach schon aus Mangel an Leuten, die es täten, nicht möglich wäre.

Nein, ich meine: so geht das nicht. Wir sollen das Gesetz aus dem Spiel lassen in solchen Dingen.

Wie wäre es, wenn wir mehr den Sinn für seelische Schönheit weckten, für sittliches Streben, für geistige Bedeutung? Durch eine solche Richtung und Leistung wird unendlich viel für die Volksgesundheit getan, denn systematisch und dauernd angewandt, wirkt das Geistige auf das Körperliche heilend, neugestaltend. Unser Hauptgewicht muß immer auf das Geistige gerichtet sein. Ein gesunder Geist, eine reine Seele, ein tiefes Gemüt schafft sich stets einen wunderbaren Einfluß über alles Körperliche und könnte es noch viel mehr bei bewußtem Streben, bei geregelter Anwendung.

Toni Harten-Hoencke

* * *

III. Entgegnung

Es ist ein tragisches Schicksal der Biologie, daß sie von den unbelehrbaren Vertretern der „reinen" Geisteswissenschaft immer noch verwechselt wird mit dem Materialismus der Kraft- und Stoff-Philosophen. Der Gnostiker Plotin, der sich schämte, daß er einen Leib habe, konnte nicht ätherischer sein! Mit Verlaub gesagt, ich halte die Art und Weise, wie gegen die edle Wissenschaft vom Leben mit den Begriffen „Geist" und „Seele" gefochten wird, einer philosophischen Betrachtungsweise für wenig angemessen! Im Zeitalter des Elektrons sollten wir längst die Einsicht gewonnen haben, daß Körper, Geist und Seele eine physische und metaphysische Einheit bilden — und im Zeitalter der Gestalttheorie erst recht!

Es sollte auch dem Kritiker an diesen Dingen bewußt sein, daß Makrokosmos und Mikrokosmos sich berühren und daß der Blick durch das Mikroskop auf die Wunder der Kernstruktur einer Zelle dieselbe Ehrfurcht vor dem Göttlichen auslöst wie der Blick in die Ewigkeit der Gestirne. Weit entfernt davon durch das Studium biologischer Vorgänge und Tatsachen zur Verleugnung des Geistigen zu kommen, wird man tatsächlich in ihm eine herrliche Erkenntnisquelle sehen, die uns zwingt, Körper, Geist und Seele nicht mehr zu scheiden.

So unterliegt es denn auch keinem Zweifel mehr, daß das Erbbild als Reaktionsnorm auch vollverantwortlich ist für die Grenzen der Modifikationsmöglichkeit des Geistig-Seelischen im Menschen. Mit dem Begriff Modifikation oder Variation wird zugestanden, daß Umwelteinflüsse (das berüchtigte „Milieu", Beispiel, Erziehung, Erscheinungsbildhygiene) den Phänotypus mitbestimmen — sehr bald aber stoßen sie an die ihnen vom Erbbild, vom Genotypus gezogenen Grenzen (negativer und positiver Art). Man möge sich einmal in Dalldorf umsehen, wo Hunderte von imbezillen, d. h. schwachsinnigen Kindern untergebracht sind. Mit einem unerhörten Einsatz geistig-seelischer Energien prachtvoller Lehrer versucht man diese Halbidioten zu schulen und zu erziehen. Das Resultat ist vernichtend. Nur ein ganz geringer Prozentsatz wird dahin gebracht, daß sie als Knechte oder Mädchen auf dem Lande arbeiten können — um dort kraft ihrer animalischen Instinkte ihre krankhafte Keimmasse weiter zu vererben. Und welcher Jammer faßt uns an, wenn wir in der riesigen Epileptikeranstalt Wuhlgarten bei Berlin all die Unglücklichen sehen, deren Variationsbreite durch keine Macht der Welt erheblich nach der positiven Seite hin verschoben werden kann.

Nein, es ist eine Sünde wider den heiligen Geist, wenn die Gesellschaft und der Staat die ihnen von einer erhabenen Wissenschaft gezeigten Mittel und Wege zur Verhütung des Anwachsens von so viel erblicher Entartung in den Wind schlagen.

Das hat das preußische Wohlfahrtsministerium denn auch anerkannt und kündigt in einer jetzt erscheinenden Schrift eugenische Maßnahmen an.

Über die amerikanischen Bestrebungen zur Besserung des Volkskörpers mit Spott hinwegzugehen, wie es Frau T. H. H. tut, geht denn doch nicht an. Auf Grund amtlichen Materials hat s. Zt. schon Geza von Hoffmann den Ernst und die Ausbreitung der eugenischen Bewegung in seinem Buche: Die Rassehygiene in den Vereinigten Staaten gezeigt. Neuerdings hat uns Laughlin bewiesen, was im letzten Jahrzehnt von der Rassenbiologie drüben geleistet worden ist.

Über die Vererbung geistig-seelischer Eigenschaften haben wir durch Spezialarbeiten in letzter Zeit ausgezeichnete Aufschlüsse erhalten. Die Werke von Rudin und Hoffmann, auch das Buch von Kretschmer „Körperbau und Charakter" sind in ihren Ergebnissen im allgemeinen unantastbar. [Wer sich in leicht zugänglicher Weise über die Frage unterrichten will, der greife zu dem Büchlein „Wir und das kommende Geschlecht" von Dr. Paull (Stuttgart, Strecker & Schröder).]

Trotz der glänzenden wissenschaftlichen Grundlage denkt aber die Eugenik gar nicht daran, ihr Ziel in der Züchtung von Genies oder von Riesen zu erblicken. Ihr sittliches Ziel ist ganz einfach das: Durch genohygienische Maßnahmen die Entstehung und Ausbreitung erblicher Entartung zu verhüten — durch geistig-sittlichen Einfluß die Volksgenossen mit guter Erbanlage zu starker und stärkster Vermehrung zu veranlassen. Von den Gegnern der Eugenik wird leider immer das negative Ziel der Rassenhygiene, die Ausmerzung, angegriffen — das positive wird übersehen. Wir legen den entscheidenden Wert auf das Positive. Hier kann allerdings der Staat nur wenig tun. Alle Verantwortung liegt dafür bei der Gesellschaft. In ihr das Gefühl für die Moral der Eugenik zu wecken und zu stärken, ist allerdings eine der vornehmsten Aufgaben der geistig-sittlich Führenden.

Dr. Konrad Dürre



Lenz gegen Lenz

Herr Professor Lenz hat auf meinen Artikel „Seelische Rassenhygiene" im Maiheft des „Türmers" eine Entgegnung unter dem Titel „Rassenhygienische Einstellung der Seele" im Juliheft gebracht, in der er sich dagegen verwahrt, die seelische Erziehung ausgeschaltet und seine Rassenhygiene nur auf Schutzmittel gegen geschlechtliche Ansteckung eingestellt zu haben. Die Erregung des Herrn Professor Lenz ist begreiflich und mir vollkommen verständlich. Wenn er an anderen Stellen seiner Schriften die „seelische Einstellung" betont und gefordert hat, so ist das sehr erfreulich, und in diesem Falle bedaure ich meinen Angriff. Aber an den von mir zitierten Stellen, wo er gegenüber der bloßen Schutzmitteltheorie gerade die Einstellung der Seele hätte fordern müssen, um nicht mißverstanden zu werden, hat er dies unterlassen; und damit trägt er selbst die Schuld, wenn er einer solchen verhängnisvollen einseitigen Auffassung bezichtigt wird. Er gibt dies ja selbst zu mit den Worten: „Hätte ich diese Schilderung der Tatsachen [über die Geschlechtskrankheiten und ihre Folgen für die Rasse] sogleich mit moralischer Beurteilung verquickt, so würde ich die Wirkung auf die, welche es angeht, dadurch nur abgeschwächt haben." Ich meine indessen gerade im Gegenteil, er würde die Wirkung damit erst recht erhöht haben.

Da Herr Professor Lenz mir vorwirft, ich habe ihn unrichtig zitiert, sei mir gestattet, eine und die andere der betreffenden Stellen in vollem Umfang wiederzugeben. „Bei robustem Körper-

bau", heißt es in „Menschliche Auslese und Rassenhygiene" (S. 27/28) „sind die geschlechtlichen Triebe im allgemeinen stärker als bei schwächlicher Konstitution, und entsprechend ist auch die Gefährdung größer. Der verhältnismäßig kleine Teil der großstädtischen Männer, welcher von der Ansteckung verschont bleibt, dürfte daher im Durchschnitt körperlich wohl etwas weniger kräftig sein, als der, welcher der Gonorrhoe oder Syphilis verfällt. Diese Krankheiten wirken daher gerade umgekehrt wie die Tuberkulose eher auf eine Züchtung der asthenischen und infantilistischen Konstitution hin. Auch in bezug auf seelische Anlagen kommt eine ungünstige Auslesewirkung immerhin in Betracht. Neurastheniker, die schon durch die gewöhnliche Arbeit des Tages stark ermüdet werden, sind verhältnismäßig wenig der Versuchung ausgesetzt, bedenklichen Verkehr zu suchen. Hypochondrische Ängstlichkeit bedingt natürlich einen gewissen Schutz vor Ansteckung. Andererseits werden freilich haltlose Naturen, die dem Sinneseindruck des Augenblicks hingegeben sind und bei denen die ‚normalen Hemmungen' fehlen, vorzugsweise betroffen ... Noch vor verhältnismäßig kurzer Zeit waren allerdings gerade die geistigen Berufe, Akademiker, Offiziere, Kaufleute, wegen ihres hohen Heiratsalters in ganz besonders hohem Maße von Geschlechtskrankheiten betroffen."

Wer diese Sätze liest, in denen die geistigen Berufe ohne Einschränkung in ihren Vertretern als der bloßen Geschlechtsbefriedigung (vor der Ehe) dienend hingestellt werden, muß zu der Überzeugung kommen, daß ihrem Verfasser die seelische Einstellung fremd ist. Herr Professor Lenz sagt noch dazu: „gerade die geistigen Berufe" würden in besonders hohem Maße von Geschlechtskrankheiten betroffen, und dies ohne jeden weiteren Kommentar. Damit wirft er sie an dieser Stelle insgesamt mit den gemeinen sinnlichen Naturen ohne Unterschied zusammen, als wenn es keine höheren Triebe für sie gäbe und sie ihre erotischen Regungen nicht anders zu verwerten wüßten, als sie geschlechtlich bei Dirnen zu befriedigen. Gerade an dieser Stelle hätte von „seelischer Einstellung" die Rede sein müssen, um den Verfasser vor einem solchen Mißverständnis zu bewahren. Für diese Unterlassung war ich berechtigt, Herrn Professor Lenz meinen Vorwurf zu machen. Wenn er dann an anderen verborgenen Stellen beiläufig von „Enthaltsamkeit", „Weltanschauung" und „höheren Zielen" als Vorbeugung spricht, so tut das keine Wirkung mehr und steht auch in gewissem Widerspruch mit seiner Auffassung von der vorstehenden uneingeschränkten Gefährdung gerade der geistigen Arbeiter durch Geschlechtskrankheiten.

Danach kommt es auf ein Wörtchen „nur" mehr oder weniger nicht an. Das ändert nichts an der Tatsache, daß Herr Professor Lenz sich in Widersprüchen bewegt. Das will ich noch an einem weiteren Beispiel beweisen und mich damit zugleich ernstlich dagegen verwahren, daß ich seine Ansichten verdrehe und in ihr Gegenteil verkehre. Herr Professor Lenz wirft mir weiterhin vor, ich hätte ihn zu Unrecht als Vertreter der Doktrin von der Unwandelbarkeit der Erbmasse ausgegeben. Nun heißt es aber in dem Kapitel „Private Rassenhygiene — die Gestaltung des persönlichen Lebens" wörtlich (S. 191): „... möge hier ausdrücklich betont werden, daß eine Bereicherung der Erbmasse, auch eine Ausgleichung der Schäden der Erbmasse, nicht in unserer Macht steht." Und weiterhin: „Solange man an eine ‚Vererbung erworbener Eigenschaften' glaubte, mochte man hoffen, durch Übung und Stärkung des Körpers auch die Erbmasse ertüchtigen zu können. Diese Hoffnung muß endgültig zu Grabe getragen werden."

Was soll man von einem Forscher, der ernst genommen sein will, sagen, wenn er sich in solchen Widersprüchen bewegt! An der einen Stelle läßt er die Hoffnung auf Abänderung der Erbmasse zu Grabe getragen werden, an anderer tritt er wieder für „Erbänderung" ein. Es ist danach etwas kühn, mir Verdrehung seiner Ansichten vorzuwerfen.

Ich bemerke nur noch, daß das Hauptwerk des Herrn Professor Lenz, „Menschliche Auslese und Rassenhygiene", gerade auf dem Gedanken von der Unwandelbarkeit der Erbmasse aufgebaut ist, mit dem es steht und fällt. Wenn er jetzt für „Erbänderung" eintritt, dann hat er seine ganze vorhergehende Forschungsarbeit verleugnet.

Berlin-Wilmersdorf. H. Driesmans





Elisabeth im Kreise der Mägde

Hans Baldung Grien

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Georg Stammler

Wenn wir an unserer Zeit immer noch eine starke kulturelle Veräußerlichung zu beklagen haben, so liegt das nicht ausschließlich daran, daß uns innerlich gerichtete geistige Führer etwa fehlten. Die Leser dieser Zeitschrift wären in der Lage, ohne langes Besinnen eine Reihe Namen zu nennen, die sich die Verinnerlichung des Volkes zur Aufgabe gemacht haben. Der tiefere Grund liegt darin, daß es einer materialistisch gerichteten Wissenschaft und Kunst mit ihrer an die Sinne appellierenden Denkweise leicht gelang und bei der Artung der großen Masse gelingen mußte, eben diese Masse hinter sich zu sammeln wie der Rattenfänger von Hameln. Daraus ergibt sich für alle, die erkannt haben, wie sehr die Rettung unseres Volkes abhängig ist von der Befreiung des Volkes aus den Fesseln dieser falschen Propheten, die ernst zu nehmende Aufgabe, sich mit allen den Kräften in geistige und persönliche Beziehung zu setzen, die irgendwie in der Richtung auf diese Erlösung zustreben. Genau wie der Genuß der vergifteten Frucht materialistischer Kunst zum Schaden der Sittlichkeit unseres Volkes die Tat erzeugte, müssen wir es erreichen, daß die gesunde Kost edler, d. h. religiös-dealistischer Kunst den Willen zu edler Tat in unserem Volk hervorruft. Kunst, welcher Art sie auch sei, hat zu ihrem letzten Ziel immer die Tat. Von ihrer Art hängt also logischerweise auch die Art der Tat ab.

Diese Überzeugung veranlaßt mich, an dieser Stelle auf einen Dichter und Kulturphilosophen hinzuweisen, dessen Name neulich schon einmal auf diesen Blättern mit Anerkennung genannt wurde, und auf die Bedeutung seines bisherigen Werkes einzugehen: **Georg Stammler**. Alles, was er bis heute geschrieben hat, ist aus einem tiefen Pflicht- und Verantwortungsgefühl gegenüber seinem deutschen Volk hervorgegangen, und alles, was er an Tat bis heute hervorgebracht hat, hat zum Ziel die innere, seelisch-völkische Genesung des Volkes. An Lietzens Erziehungsheimen zuerst tätig, erprobte er seine Gedanken über Volkserziehung und -gesundung nach dem Zusammenbruch von 1918 an der Volkshochschule in Mühlhausen in Thüringen, schuf aber sein erstes Meisterwerk praktischer Betätigung mit Tonscheidt zusammen, als er zuerst in Kolberg und dann in Henkenhagen bei Kolberg die jungen Bauern Pommerns in der ersten pommerschen Bauernhochschule an sich heranzog und den Strom völkisch-sittlicher Erneuerung in den Volksteil hineinleitete, aus dem unser Volk immer wieder seine Aufstiegskräfte holen wird. So setzt er die Arbeit des Seelenarztes an der Stelle an, wo sie segensreiche Folgen haben muß. Dort türmt er nach den Worten eines seiner zahlreichen Sprüche Lebensstufen, auf denen das Volk wieder aufwärts steigen kann, öffnet er Lebenspforten, durch die es aus einer verbrauchten Luft in die gesunde echten deutschen Lebens schreiten kann.

Stammler ist nicht erst seit gestern auf den Gedanken einer Lebenserneuerung gekommen. Schon als wir mit echter Begeisterung 1914 in unseren Lebenskampf eintraten und noch nichts von der Möglichkeit eines Zusammenbruchs ahnten, war er mit allen ernsten Deutschen von der Notwendigkeit jener inneren Erneuerung überzeugt. Man braucht, um das zu erkennen,

nur sein erstes Büchlein aufzuschlagen, das er „Worte an eine Schar“ nannte und das 1914 zuerst bei Schöll in Heidelberg herauskam, nun aber in neuen Auflagen in dem Urquellverlag Erich Röths in Mühlhausen in Thüringen mit allen späteren Büchern dieses Verfassers vereinigt ist. Dieser Weckruf in erzenem Ton enthält schon deutlich die Erkenntnis, daß unser Volk zu neuer religiöser und völkischer Besinnung geführt werden muß, wenn es seine ihm von Gott auferlegte Aufgabe erfüllen soll, und zieht die geistigen Grundlinien zu der Erneuerung, über denen sich dann der Neubau errichten ließ, wie er ihn im „Haus Bühlerberg“ 1915 beschrieb, aber erst in der Bauernhochschule Pommerns errichtete. Kleinere Schriften aus der Zeit nach der Revolution, die keine war, weil sie keine geistigen Ziele hatte, wie der Ruf in die Jugend „Werkgemeinden“ und die Richtforderungen für die deutsche Volkshochschule und Grundsteine für den Aufbau einer Werkgemeinde „Die Werkschule“ trugen neue Bausteine hinzu und sprachen Gedanken aus, die ganz in der Richtung liegen, in der wir den Neubau unseres Volkes als einer Werkgemeinschaft heute ganz allgemein versuchen, soweit wir mit dem Endziel einer wirklichen geistigen Einheit unseres Volkes für die Überwindung der Klassenzersplitterung wirksam sein wollen.

Die Grundlage Stammlerscher Denkweise und Betätigung ist eben, wie aus dem bisher Gesagten erkannt werden wird, der völkische Gedanke in edlem Sinne. In einer Lebensgemeinschaft echter Art will er die verstopften Quellen völkisch bestimmten, sittlich echten Lebens wieder zum Rinnen bringen, will er anstatt äußerlich zivilisierter Menschen Persönlichkeiten schaffen, die aus der Liebe zur Lebensechtheit einen Antrieb zu wahrem Gemeinschaftsleben gewinnen. Diese Arbeit ist um so anerkennenswerter, als sie allein fähig ist, uns die Führerschicht zu schaffen, ohne die ein neuer Aufstieg niemals möglich sein wird.

Man würde Stammler aber nur formal erfaßt haben, erkennte man in ihm einzig den Philosophen, den wir heute so gern nur als den Vernünftler sehen. Auch das eine Nebenwirkung des Materialismus als eines äußersten Grades der Aufklärung! Stammler zergliedert das Leben nicht vernünftlerisch, er ist als Philosoph Künstler, d. h. Erleber, bei dem Gefühl und Verstand in gleicher Stärke Erkenntnis schaffen, die dann bildend gestaltet, was sie in den Urgründen des Lebens erschaute. Was er so errafft hat, wandelt sich ihm, wenn er als Philosoph schafft, zum Aphorismus; wenn der Künstler aber ganz im Vordergrund steht, zum Gedicht. In jene Form goß er seine „Worte an eine Schar“ und sein religiöses Erleben in dem köstlichen Büchlein „Du und Es“. Hier bauen sich die Aphorismen zu den vier Kreisen „Das Ewige und der Mensch“, „Wirbel aus dem Weltstrom“, „Worte zur Lebensführung“ und „Von der Gemeinschaft“ zusammen. Man erkennt, wie auch hier — und das ist ein Kennzeichen Stammlerscher Art überhaupt — aus dem reinen Gedanken der Weg zur Tat fortführt. Ist der Aphorismus die Kunstform, die einem Gedankenerlebnis von Ewigkeitswert funkelnde Form, bildhafte Lebenskraft und Anregungskraft zum eigenen Durchleben gibt, dann stehe ich nicht an, in Stammler einen unserer tiefsten Beherrscher dieser Gattung zu sehen; denn hier reißt er uns nicht nur durch die Anschaulichkeit schwierigster Gedankengänge hin, begeistert er uns nicht nur durch die Tiefe des oft mystischen Gefühls, sondern hier erhebt er uns nicht selten zur Erschauung der Göttlichkeit selbst mit der Heiligkeit echten Gotterlebens.

Nicht anders ist es mit dem Lyriker Stammler. 1914 begleitete seine „Worte an eine Schar“ sein erstes lyrisches Buch: „Zwanzig Gedichte“. Aber die Haupternte hielt er doch erst acht Jahre später in den drei Büchern: „Komm, Feuer!“ und dem Zorn- und Liebesspiel in Reimgängen: „Heut ist der Tag“, die 1922 erschienen, und den neuen Liedern und Sprüchen von 1923: „Bäume, Flaggen, Richtmale“. Daneben brachte ein kleines Büchlein „Deutsche Sonnenwende“ 1922 Worte, Lieder, Sprüche am Feuer. Darin sind sie sich alle gleich, daß in ihnen kein Spürchen von jener marklosen Menschheitssehnsucht zu entdecken ist, mit der uns so viele unserer sogenannten „repräsentativen“ Dichter der deutschen Gegenwart nun bald an-öden. Vielmehr glüht in ihnen jedes Wort von Liebe zum echten deutschen Wesen, von Kraft-

Stärke und Gesundheit edlen Empfindens, und Rhythmik wie Metrik leben als Ausdruck des Gedankengehaltes, der Tiefe und Glut des Gefühls. Trotziges Ichgefühl und liebevolles Versinken in den göttlichen, die Welt erfüllenden Geist, quälende Unruhe des Suchenden und beseligte Ruhe dessen, der fand, lyrisch-passives Aufnehmen und dramatisch-aktives Ansichreißen der Welt, humorvoll-satirisches Erfassen dessen, was ist, und ernst-erhabene Lebensauffassung sind die zu einer vollendeten Einheit zusammengeschlossenen Gegensätze dieser vielseitigen deutschen Lyrikerbegabung, die alle Gattungen lyrischer Form vom schlichten Natur- und Liebeslied über das philosophisch untergründete Gedankengedicht in Strophenform oder im hymnisch freien Rhythmus bis zum Spruch beherrscht, der dann eine allgemeine Lebenserfahrung scharf profiliert ausspricht, dann einen satirisch-ironischen Angriff auf lästige Zeiterscheinungen mit scharfer Klinge schlägt. Haben wir auf dem Gebiet des eigentlichen Liedes in der Gegenwart eine Anzahl von Persönlichkeiten, die wir Meister nennen dürfen, so steht Stammler als philosophischer und als Spruchdichter in ziemlich einsamer Größe in unserer Zeit. Gerade in dieser Hinsicht ist seine Dichtung daher als eine Tat zu werten, ist sie doch vollwertiger Ausdruck einer tief sittlichen deutschen Kraft, die sich hier mit Ernst und warmem Gefühl, dort mit der stolzen Waffe treffsicheren Hohnes oder mit der Glut ironisierenden Humors als Erzieherin unserer verwilderten Zeit Geltung verschafft. Stammlers Kunst ist eben aus einem männlichen Wesen geboren. Männer aber hat unsere Notzeit nötiger als das tägliche Brot. Dem Manne, der die Tat will, aber genügt eine Dichtung nicht, die nur Barometer der Zeitstimmung ist, er will sie als geistige Führerin oder überhaupt nicht. So mag diese zusammenfassende Kennzeichnung seines Wesens ein Spruch Stammlers schließen, in dem er unserer Zeit und jedem Gliede unseres Volkes den Spiegel vorhält, aus dem sein eigenes Wesen rein zurückstrahlt:

„Wer klagt und zagt, trägt Untergangsgesicht.
Wer Leben wagt, der steigt ins Sonnenlicht."

Ernst Lemke



Zum Wiedererwachen Bayreuths

Aus unveröffentlichten Briefen von Malwida von Meysenbug

Vorbemerkung: Zweimal in der nun bald halbhundertjährigen Geschichte der Bayreuther Festspiele ist das Haus auf dem Hügel, das Richard Wagner als eine Hochburg germanischer Kultur seinen Deutschen erbaut hat, zu einem unfreiwilligen Dornröschenschlaf verurteilt worden. Das erstemal waren es Unverstand und Gleichgültigkeit des großen Publikums, die die Mittel zur Fortführung der Festspiele versagten und von 1876 bis 1882 die Pforten des Festspielhauses verschlossen hielten. Und 1914 unterbrach schrill und gebieterisch Kriegslärm das Geläute der Gralsglocken. Die Kunde, daß nun in diesem Sommer nach zehnjähriger Pause Bayreuth zu neuem Leben aufersteht, läßt alle Herzen, denen deutsche Kultur ein innerstes Anliegen ist, höherschlagen, und heiß und innig erwacht wieder der Wunsch, dem einst vor 43 Jahren der edle Heinrich von Stein in seinen Briefen an Hans von Wolzogen Ausdruck gegeben hat: „Möchte es denn auch reichlich laut werden, das eine, große Wort, welches Bayreuth der Welt zu sagen hat!"

Unter denen, die von allem Anfang an dieses eine, große Wort mit wunderbar feinem Verständnis in sich aufgenommen haben, steht mit an erster Stelle Malwida von Meysenbug, die „Idealistin", die dem Hause Wahnfried nahe verbundene Freundin, die an so vielen Wendepunkten im Leben des Meisters persönlich teilgenommen hat, und für die das Bayreuther Werk ein Zentrum idealen Strebens gewesen ist. Als ihr — der Achtzigjährigen — im Jahr 1896 die

physischen Kräfte gebrachen, um zu dem zwanzigjährigen Festspieljubiläum noch einmal, wie so oft, von Rom nach Bayreuth zu pilgern, da grüßte sie aus der Ferne mit ihren unter dem Titel „Genius und Welt“ zusammengefaßten Erinnerungen an Richard Wagner die Weihe des Jahres. Und so ist es gewiß in ihrem Sinne, wenn auch diesmal zu der bedeutsamen Wiederaufnahme der Festspiele in den hier folgenden, aus noch unveröffentlichten Freundesbriefen zusammengestellten Betrachtungen ihre Stimme zu uns spricht als eine Stimme der Treue zum Bayreuther Kulturgedanken, als ein Weckruf zum Idealismus! ... Berta Schleicher

* * *

Bayreuth 1873: Der Tempel, wo wir uns sammeln sollen zur verklärten Betrachtung des Mysteriums des Lebens, das soll das Theater der Zukunft sein, wie Wagner es träumt, und wie er es hier den Menschen einmal realisiert zeigen will, damit sie endlich begreifen, was er meine: ein Kunsttempel, der ein Heiligtum sei und einmal aus der Mühe, Alltäglichkeit und dem Leid des Lebens uns für einige Tage im höchsten tragischen Kunstwerke ein verklärtes, tröstendes Bild der Bedeutung des Daseins gebe.

Wagner spielte uns aus Tannhäuser vor, woran wir uns innig erfreuten, da es doch so wunderschön, so heilig ist, gerade wie in der ältesten schönen italienischen Musik, wo Religion und Liebe eins waren und jedes Liebeslied etwas Religiöses, Heiliges hatte. Wie sehr hat Wagner diese Musik gekannt und geliebt, und wie wenig Grund hat man, sich über Wagners Harmonien und Modulationen zu wundern und sie zu kritisieren, da schon die alten herrlichen Meister Palestrina und Pergolese sie kannten und benutzten. Nur die seichten Perioden der Mittelmäßigkeit glauben sich berechtigt, das — wie sie meinen — unberechtigte Neue anzugreifen; die Großen verstehen sich immer, wenn sie auch durch Jahrhunderte getrennt sind.

Bayreuth 1882: Den Parsifal habe ich nun, zwei Proben mitgerechnet, vierzehnmal gehört. Mit jedem Male wird einem das Werk herrlicher und tiefer, und wenn man erst den ganzen Eindruck in sich aufgenommen hat, kommt man nun zu den Einzelheiten im Orchester und Gesang und wundert sich immer mehr über die Pracht dieses organisch gegliederten, in unbegreiflicher Schönheit zusammengesetzten Baues. Es ist wie ein tiefer, seliger Traum, der nicht in diese Welt gehört; durchaus Religion, lebendiges Fließen des idealen Quells, der die Menschheit vom Tier unterscheidet und sie über die Gemeinheit und das Elend des Lebens erhebt. Und eine solche Vollendung der Aufführung, die doch die Nibelungen noch weit übertrifft, wie denn überhaupt wohl dies Wagners höchstes Werk ist. Gabriel [Gabriel Monod] schrieb mir, die Schönheiten der Natur überträfen alles, was Menschen gemacht hätten. Beim Parsifal habe ich zum erstenmal das Gefühl, als könne der Mensch noch Höheres, Schöneres schaffen, denn dies ist zugleich Natur und Geist.

Nach Wagners Tod, 1883: Wagner ersetzen kann niemand; er wird einzeln dastehen wie Äschylos, Sophokles, Shakespeare. Vielleicht wird es möglich sein, die Tradition in seinen Werken aufrechtzuerhalten. Aber er war viel mehr als selbst seine Werke — eine solche universale Intelligenz, ein so großes Herz! Daß die Aufführungen so herrlich gelungen sind, ist wirklich ein versöhnendes Ereignis, denn es zeigt, wie seine Idee auch über das Grab hinaus fortwirken wird und wie die ethische Wirkung seines Schaffens wirklich eine tiefgehende, von innen heraus reformierende gewesen ist. Ja, so lebt sein Geist unsterblich fort, und wenn er leider die volle Gewißheit seines Erfolgs nicht mit ins Grab genommen hat, so bleibt uns wenigstens der Trost, daß seine Gedanken leben und Frucht bringen werden in der Menschheit, und daß das Ideale einmal da war, realisiert und von Tausenden empfunden.

Zu den Festspielen 1896: Ich beneide Euch um die ersten Klänge des „Rheingold“ und um die Wiedererscheinung der alten Götter auf dieser verkümmerten Erde, die sie im Zorn über die viele Niederträchtigkeit so lange verlassen haben. Was würde aus Deutschland, wenn die Idealität von Bayreuth nicht wäre! Es ist der letzte Stern wahrhafter deutscher Größe, der über unserem Vaterland leuchtet; sonst scheint mir alles, was ich von dort höre, in eine trübe, ideallose Dämmerung gehüllt. Ganz besonders auch scheint mir dies der Fall mit dem Theater. Ich habe mich in

der letzten Zeit um die neuesten Erzeugnisse der Theaterliteratur bekümmert und bin erschrocken über die Dürre und Phantasielosigkeit nicht nur der Gedanken und des Inhalts, sondern auch über die Geschmacklosigkeit und die Abwesenheit alles Stiles. Oh, darum leuchte, du schöner Stern von Bayreuth, damit es nicht ganz Nacht wird!

In die Hoffnung, daß die deutsche Kultur nicht untergehen wird, schließe ich Siegfried (Wagner) ein, der ein Kulturträger edelster Art sein wird. Schmerzlich war es mir, nicht dabei sein zu können, als der junge Vollstrecker einer erhabenen Mission zum erstenmal seine Aufgabe löste, aber mein Herz war mit ihm und segnete ihn für sein künftiges Wirken. Das Schicksal ist da einmal von einer seltenen Gerechtigkeit gewesen und bezahlt eine große schwere Schuld in der lieblichsten, versöhnendsten Weise. Ich kann nicht sagen, wie unendlich mich die Erkenntnis dieser tiefen, herrlichen Fügung rührt und beglückt. Sein Geschick ist eines der allerschönsten und erfreulichsten, und ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß ein segnender Hauch aus den Weiten des Weltalls ihn umschweben wird, wenn er das Riesenwerk leitet.

Zu den Festspielen 1901: Existiert noch immer der alte Kreis treuer Freunde, die vor 25 Jahren da auch versammelt waren? Nein, es sind wohl viele für immer geschieden, und manche, die noch leben, können wohl wie ich die Reise nicht mehr machen; aber in ihren Herzen, wie in dem meinen, wird ein Jubelhymnus tönen, daß diese silberne Hochzeit des Genius mit seinem Werk möglich geworden ist, ein Triumph des Idealen, wie er selten in der Welt vorkommt.

Bayreuth ist jetzt wie der Pol einer elektrischen Kette, von der eine heilende Kraft ausgeht — dahin, wo es nottut, in die Jugend!



Neue Musikbücher

An erster Stelle sei diesmal auf die reichhaltige Sammlung des aufstrebenden Verlags Gustav Bosse in Regensburg hingewiesen: ein Überblick über das Vielerlei des von ihm in schmucker Form Gebotenen wirkt wie ein Durchschnitt durch die schöngeistige Musikliteratur der letzten Jahre überhaupt. Seine drei Almanache auf 1921/22/23 spielen in buntem aber meist wertvollem Mosaik etwa die Jahrbücher des Inselverlags ins Tonkünstlerische hinüber und empfangen durch Hans Wildermanns phantasievolle Graphik doppelten Reiz. Beiträgen zur Musikästhetik gehört die besondere Vorliebe der Sammlung „Deutsche Musikbücherei“: sucht der Österreicher Hans Michalischke nicht ohne Erfolg der scheinbar so spröden mittelalterlichen „Theorie des Modus“ kulturgeschichtliche Hintergründe zu geben, so schlägt Hermann Stephani mit seiner Marburger Habilitationsschrift „Der Charakter der Tonarten“ ein altes Hauptproblem an, das er in weitem Bogenschlag von der Antike bis zur Gegenwart spannend behandelt, um endlich selbst die einzig zutreffende Lösung zu finden: der Stimmungswert bestimmter Tonarten erwächst vor allem dem Tonsetzer als subjektive Tonvorstellung im Notenbild, er wird mit den wachsenden B-Vorzeichnungen dunkler und hellt sich mit zunehmenden Kreuztonarten auf. Die Arbeit ist mit schöner Sachkenntnis geschrieben; der Sprung vom frühen Mittelalter bis auf Mattheson und von da gleich wieder zu Schubart hätte einige Ausfüllung verdient, aber das hätte doch wohl den gewollten Rahmen gesprengt.

Es war ein guter Gedanke von Karl Stabenow, alles Wichtige, was Schopenhauer über Musik und Musiker gesagt hat, in einem handlichen Band zu vereinigen und dazu durch Vorausschickung von ein paar allgemeineren Aufsätzen des grimmen Denkers wenigstens notdürftig die Gesamteinstellung zu geben; was aber keinen davon befreien darf, ins Werk selbst den Eingang zu suchen. Eugen Schmitz' Neudruck der „Anleitung zum Vortrag Beethovenscher Klavierwerke“ von Ad. Bernh. Marx (1863) wird vielen willkommen sein, mindestens um diese gescheiten, wenn



auch nicht immer sehr überzeugenden Darlegungen neben die nicht weniger umstrittenen Sonatenkommentare von W. Nagel und H. Riemann zu stellen. Die Sammlung der Aufsätze von Dr. Max Arend über Gluck läßt die unbestreitbaren Verdienste dieses fleißigen Kleinforschers um seinen Heros wesentlich vorteilhafter in Erscheinung treten als seine an anderer Stelle erschienene Gluckbiographie. Unter dem Titel „Musik und Kultur" vereinigt Bruno Schuhmann eine Reihe zeitgenössischer Aufsätze zu Artur Seidls 50. Geburtstag, deren mehrere inhaltlich oder durch die Namen der Beiträger über bloßen Tageswert hinausragen — so Ansorges feinnerviges Lied „Verleuchtender Tag" (E. L. Schellenberg), Hauseggers „Kunst und Öffentlichkeit", Storcks auch gesondert erschienener „Tempel der Kunst", Marsops „Aphorismen zur Erziehung des Musikers" und W. Niemanns Studie über die um seinen Vater gruppierten Schumannianer. Artur Seidl selbst widmet ein schön illustriertes Bändchen den weiland Hellerauer Schulfesten, die (so kühl man auch über den Ententeschweizer Jaques-Dalcroze denken mag) doch eine schöne und befruchtende Tat moderner Kunsterziehung dargestellt haben.

Des Detmolders August Weweler „Ave musica" bedeutet die tapfere, in weiteren Kreisen bezeichnenderweise viel zu wenig bekanntgewordene Fehdeansage gegen so manchen Sensationsbluff unserer jüngsten Atonalisten; es ist die erfreuliche Aufbäumung des gesunden Menschenverstandes und warmer Kunstliebe gegen den Schlagwortunsinn neuester Reklamecliquen. Wilhelm Freudenberg vereinigt unter dem wohl allzu resignierten Pilatuswort „Was ist Wahrheit?" allerlei anregende, wenn auch nicht gerade tiefgreifende Musikaufsätze. Selbst rein belletristische Arbeiten finden sich, wie eine Schumannerzählung „Der klingende Weg" von Hans Teßmer, die zu den wenigen wahrhaft erquickenden Leistungen auf dem heute fast fatalen Gebiet der „Klassikerverarbeitungen" gezählt werden darf, ein knappes Gegenstück etwa zu Molos Schillerroman. Das „musikalische Märchenbuch Die Königsbraut" von Wilhelm Matthiessen tönt wirklich von schönen und reichen Akkorden wider und wird sich viele Musikfreunde erwerben — neben herzlicher Wärme und echter Poesie findet sich manch scharfsarkastische Anspielung auf Gegenwartsschwächen à la E. T. A. Hoffmann. Von diesem genialen Romantiker bietet Edgar Istel eine zweibändige Gesamtausgabe der musikalischen Novellen und Aufsätze, die wohl alles irgend in Betracht Kommende bequem vor uns aufbaut. Mit seiner zweiten, außerordentlich erweiterten Ausgabe der Briefe Lortzings schafft Georg Richard Kruse das denkbar liebenswürdigste Porträt des so tragisch im Daseinskampf unterlegenen Meisters der deutschen Spieloper — zugleich ein köstliches Kulturdenkmal des Vormärz. Der gleiche sorgsame Herausgeber beschert uns des weiteren erstmals einen Band musik- und zeitgeschichtlich fesselnder Aufsätze des gleichfalls frühvollendeten Otto Nicolai, dem er in Reimanns Sammlung schon eine lesenswerte Lebensbeschreibung gewidmet hatte. W. Altmann aber gibt die Briefe des Komponisten der „Lustigen Weiber" heraus, ein erschütterndes menschliches Dokument, wie ein hochbegabter, wenn auch gelegentlich fast zu leichtblütiger junger Künstler seine Liebe, seine ganze Existenz an einen unwürdigen Vater hängt — außerdem eine Fundgrube für den Musikhistoriker. Ebenfalls bei Bosse finden wir die wichtige Ausgabe der „Musikalischen Schriften" Theodor Uhligs, von Ludwig Frankenstein besorgt, um deren Drucklegung aus dem Nachlaß des nur Einunddreißigjährigen sich bereits Wagner 1856 in Freundestreue bemühte; niemand wird den ungemein regen Geist des jungen Dresdeners verkennen, dessen gutgeschriebene Erörterungen über das Quintenverbot, die Wahl der Taktarten, den Männerchorsatz, das Wesen der Instrumentalmusik von erheblichem absoluten Wert sind, während seine Aufsätze über Beethoven, Schumann, Meyerbeer und vor allem Wagner mindestens sehr dankenswerte zeitgeschichtliche Schlaglichter werfen; daß davon manches auch wieder arg parteiisch befangen ist, zeigen die viel nachgeschriebenen Bemerkungen über Schumanns Spätwerke, deren Bewertung endlich einer gründlichen Revision selbst bei manchen Schumannbiographen bedürftig erscheint.

Der Person Wagners selbst sind eine ganze Reihe von Veröffentlichungen gewidmet: Hans Weber trägt unter dem etwas schiefen Titel „R. Wagner als Mensch" Aphorismen aus dem Ge-



sammelten Werken und Briefen zusammen, eine recht erfreuliche Blütenlese aus diesem unerschöpflichen Born, die aber besser „R. Wagner über den Menschen" heißen sollte; gewiß leuchtet indirekt auch über Wagner als Menschen manches daraus hervor. In Artur Seidls drei Bänden „Neue Wagneriana" wird viel Lesenswertes aus den Jahrzehnten musikalischer Arbeit des geschätzten Dessauer Dramaturgen zusammengefaßt — bald trifft man bleibend wichtige Bemerkungen, geschichtliche Ergebnisse und feingeschliffene Erkenntnisse, teils glaubt man das zunächst Überholte des bloß für den Tag Niedergeschriebenen zu spüren; aber natürlich wird auch dieses einmal fruchtbares Geschichtsmaterial für den Historiker der abklingenden Hochromantik darstellen, so daß man der Sammlung lebhaften Dank weiß. Gerade den Lesern des „Türmer" werden die Lebenserinnerungen des hochverdienten Wagnerpioniers Hans v. Wolzogen willkommen sein, der als Enkel Schinkels in der alten Berliner Bauakademie aufwächst, dann über ein Breslauer Gymnasium als Intendantensohn nach Schwerin gelangt, als Student den Berliner Meistersingerskandal von 1870 miterlebt und von Schopenhauer zu Wagner gelangt, um in Bayreuth sein Schicksal zu finden — das alles ganz knapp, aber mit entzückendem Humor erzählt; recht ein Buch, um den Schreiber liebzugewinnen!

Drei Ergänzungen zu der nun wohl bald erschöpften Literatur der Hugo-Wolf-Dokumente gehören ebenfalls zu Bosses Musikbücherei: Heinrich Werner bietet eine Geschichte des trefflichen Wiener Hugo-Wolf-Vereines, die eine Teildarstellung der ersten Ausbreitung von Wolfs genialem Schaffen bedeutet, m. E. sich aber doch zu sehr in Einzelheiten verliert. Weit mehr sind wir dem fleißigen Wolfforscher für die Herausgabe der Briefe seines Meisters an Henriette Lang und deren nachmaligen Gatten Prof. Frh. v. Schey verpflichtet — diese lebendigen, oft intimen Zeugnisse aus den Jahren 1881—83, also aus der frühesten Schaffenszeit, geben eine wesentliche Bereicherung unseres Bildes von dem Werdenden und seiner Stellung zu allen ihn damals bewegenden Kunstfragen. Endlich gibt Werner die nachgelassenen Erinnerungen seines Freundes Gustav Schur an den Komponisten des „Corregidor" an den Tag; mehr eine Vorgeschichte des Wiener Hugo-Wolf-Vereins, diesmal vom Kassierer statt vom Schriftführer, mit 1888 beginnend und wieder durch Originalbriefe, zumal aus den Jahren 1890—92, schön verlebendigt.

Symmetrisch treten drei Brucknerbücher daneben, durchschnittlich von größerem spezifischen Gewicht: der hinterlassene Eröffnungsband von August Göllerichs großer Brucknerbiographie, in welcher der Linzer Freund, dem wir bereits lebensvolle Lisztserinnerungen verdanken, mit rühmlichstem Fleiß die Jugendwerke des Meisters von Sankt Florian zusammenträgt — ein unschätzbares Material zum Werdegang des großen Spätgereiften. Der andere Getreue aus Oberösterreichs Hauptstadt, Franz Gräflinger, trägt gewissenhaft und schlicht alle äußeren Daten bezüglich des Lebens und der Werke Bruckners zusammen und gibt auch manch wertvolle Bemerkung zu den Sinfonien, deren naive Schlichtheit mir im Grunde lieber ist, als August Halms geistreiche Bruckner-Philosopheme; die bei Gräflinger fehlende große Überschau über die Gesamterscheinung Bruckners liefert Hans Tessmers Monographie — gegenüber Deceys genialisch-hymnischer Darstellung wirkt seine mehr nüchterne aber sachlich gut fundierte und liebevoll aus der Ferne betrachtende Auseinandersetzung als sympathische Ergänzung; manche Feinheit, so in den Gegenüberstellungen Bruckners mit dem Sinfoniker Beethoven, bereichert auch den Kenner.

Zwei weitere Bände von Artur Seidl stellen Richard Strauß in den Mittelpunkt: die Sammlung „Straußiana" vereinigt seine Strauß-Aufsätze aus drei Jahrzehnten und spiegelt lebendig die wachsende Bedeutung eines unserer erheblichsten musikalischen Gegenwartsmeister in den Augen eines ebenso regsamen wie feinfühligen Zeitgenossen — man wird dieses Erlebnisbuch dermaleinst zur Würdigung des „Salome"-Komponisten neben Steinitzers Biographie und Spechts begeisterter Werbeschrift nicht missen wollen. Unter dem Titel „Moderner Geist in der deutschen Tonkunst" faßt Seidl seine kulturpsychologischen Musikaufsätze von rund 1900 bereits in zweiter Auflage zusammen — ein Quellenwerk von Rang nicht nur durch seinen eingehenden

Essay über die damals moderne musikalische Lyrik, sondern überhaupt ein Dokument der deutschen Musikwelt vor einem Vierteljahrhundert.

Weitere Publikationen dieses rührigen Verlags seien auf ein Herbstreferat zurückgestellt; ein Gesamtüberblick zeigt viel schönen Wagemut und guten Instinkt, weckt aber auch den Wunsch, die Verewigung bloßer Tagesfeuilletons ein wenig eingeschränkt zu sehen zugunsten wissenschaftlicher Qualitätsarbeit von Dauergeltung.

Einem wirklichen Bedürfnis kommt der glückliche Gedanke des von Rolf Cunz bei O. Schlingloff in Essen herausgegebenen „Deutschen Musikjahrbuchs 1923“ entgegen: einigen richtungweisenden Aufsätzen über die Allgemeinprägung deutscher Gegenwartsmusik folgen nach Städten geordnete Jahresreferate aus meist namhafter Feder, die einen geschichtlich wichtigen Überblick über Deutschlands tonkünstlerische Leistungen in jüngster Zeit ergeben; weiterer planmäßiger Ausbau gerade dieses Teils verspricht, die kommenden Jahrgänge zu einem Quellenwerk und Lesebuch von besonderem Rang zu erheben. Auch wird für erfreuliche Tonsetzer wie Rögler und Scheunemann mit Wärme geworben.

Ich wende mich zu den „Musikalischen Volksbüchern“ des Stuttgarter Verlages Engelhorn Nachf., die sich in den wenigen Jahren ihres Bestehens rühmlichst eingebürgert zu haben scheinen und auch in ihrer Fortsetzung Anlaß zu entschiedener Hervorhebung geben. Der Herausgeber Ad. Spemann vereinigt Wagners sämtliche Beethovenschriften in einem stattlichen Bande und ordnet sie übersichtlich in drei Abteilungen: „Vom Wesen Beethovens“, „Programmatische Erläuterungen“ und „Zum Vortrag Beethovenscher Werke“; so kann jeder leicht alles über den Wagnerschen Beethoven Gesagte (es ist nur einer, nicht der Beethoven überhaupt) bequem überblicken, statt das Material aus den nunmehr 15 Bänden der Gesammelten Schriften zusammensuchen zu müssen. Siegfried Wagners „Erinnerungen“ sind ein nettes, vielleicht allzu harmloses Buch (das eingefügte Reisetagebuch von 1892 räumt der Eßlust ein fast fatales Vorrecht ein), das aber doch manche wünschenswerte Berichtigung, manch neuen vertrauten Zug zu den Lebensgeschichten R. Wagners und Liszts fügt. Mit hübschen Kenntnissen (Gerle, Mattheson) plaudert Hermann Sommer über Laute und Gitarre, geht aber weder sehr in die Tiefe noch ins Wesentliche hinein — sein Standpunkt ist ungefähr der von Rothe und Scherrer, bleibt also gar zu sehr bei den modernen Salongrößen stehen. Auch die Gitarrenliteratur um Carulli stellt doch nur eine recht flaue Nachblüte dar gegenüber der zentralen Kunst des 16. Jahrhunderts, wie sie H. D. Bruger jetzt wieder erweckt (von ihm wird bald gesondert zu reden sein); ein besonderer Schmuck des Bändchens sind eine Reihe trefflicher Lautenistenbilder. Eine ausgezeichnete Leistung dagegen liegt von dem Beuroner Benediktinerpater Dominicus Johner über den „gregorianischen Choral“ vor, geradezu das Muster eines „Musikalischen Volksbuches“; die Bedeutung dieser reichen, alten Kunst, die vielen Heutigen zunächst scheinbar unerreichbar weit abliegt, wird da jedem Musikfreund mit sehr lebendiger Darstellungsgabe und sorgfältiger Berücksichtigung der gesamten Literatur nahegebracht; selbst der Musikgelehrte scheidet von der fesselnden Lektüre mit aufrichtigem Dank für reiche Belehrung.

Die Deutsche Verlagsanstalt (Schuster u. Löffler) legt in drei starken Bänden Paul Bekkers gesammelte Schriften vor; Premièrenbesprechungen und Nekrologe wechseln mit größeren, bereits einzeln veröffentlichten Abhandlungen — man kann dem ehemaligen Musikreferenten der „Frankfurter Zeitung“ große stilistische Geschicklichkeit nicht abstreiten, und auch die Gabe, Gegenwartserscheinungen unter größere artistische Gesichtspunkte konstruktiv einzuordnen, ist ihm zweifellos in hohem Maß zu eigen. So hat er schon öfters suggestiv auf weitere Kreise durch einprägsame Formulierungen weitergewirkt, sie gelten manchem geradezu als ein weltmännisches Evangelium. Es braucht jedoch dem Türmerleser nicht lange auseinandergesetzt zu werden, warum uns vieles an Bekkers schriftstellerischem Wirken trotzdem ablehnenswert erscheint: schon seine Plaidoyers für den musikalischen Internationalismus dürften unsere Stellungnahme entscheidend klarstellen, und seine Überschätzung der Mahlerschen Sinfonien desgleichen. Ebenso ist

seine geschichtliche Ehrenrettung moderner Dissonanzbehandlung unhaltbar. Immerhin wünschte man, wir hätten auf unserer Seite recht viel ebenso geschickte Federn und gleich scharfe Intellekte zur Verfügung wie diesen, auf dem entgegengesetzten Kulturboden stehenden Mann.

Innerhalb der neuesten Pfitzner-Literatur nimmt Artur Seidl's Würdigung des „Palestrina"-Meisters, dem Bekker immer nur wieder Gehässigkeit und Talentlosigkeit vorwirft, nicht gerade die führende Stellung ein — gegenüber Konrad Wandreys tiefschürfender, wenn auch manchmal zu preziöser Darstellung zeigt dies „rhapsodische" Büchlein (Sammlung „Musik", C. F. W. Siegel-Leipzig) mehr den Charakter einer Geburtstagsgabe und Freundschaftsgeschichte; wertvoll ist es durch manches persönliche Dokument und seine gelegentlich gegen das Münchner Pfitznerdogma verstoßende besondere Stellungnahme (z. B. Fußnote auf S. 97). Hans Volkmann legt (in Reclams Universaledition) die Lebensskizze seines Oheims Robert Volkmann, des sympathischen Kleinmeisters „zwischen Schumann und Brahms", in wesentlich verbesserter und konzentrierter Neubearbeitung vor — vieles, so das Verhältnis zu Schumann, hat er an Hand seiner inzwischen erschienenen Sammlung der Briefe Volkmanns gänzlich neu gestalten können; auf einen fleißigen kleinen Führer durch Volkmanns leider immer mehr verschwindende Werke von Dr. Kornelius Preiß in Graz sei bei dieser Gelegenheit ebenfalls im Vorbeigehen hingewiesen.

„Die Entwicklung des Musiklebens von Bautzen" hat Dr. Herbert Biehle zum Gegenstand eingehender Aktenstudien gemacht (Gebr. Müller, Bautzen); gern erführen wir mehr über die Musik selbst. Hoffentlich kann bald sein größeres Werk über diesen ergiebigen Stoff seitens des Bückeburger Forschungsinstituts gedruckt werden.

Zwei wichtige Beiträge zur Brahms-Literatur: Max Friedländer hat seine Revisionsberichte einer künftigen Gesamtausgabe der Brahmsschen Lieder als „Einführung" bei Simrock erscheinen lassen; wie bei ihm selbstverständlich, mit großer Sorgfalt in den Einzelheiten und alles biographisch Wichtige aus Kalbeck wie aus eigenen Erinnerungen herbeitragend. Ich wundere mich, hier die in Ophüls' Textsammlung berücksichtigten Volksliederbearbeitungen für gemischten Chor (etwa von 1863) zu vermissen; gewiß wird der geschätzte Brahmskenner dafür besondere Gründe haben, doch erführe man sie auch gern. Dr. Paul Mies in Köln behandelt „Stilmomente und Ausdrucksformen im Brahmsschen Lied" scharfsinnig und eingehend;, und die feinsinnige Handhabung der Methode läßt kaum einen Wunsch unerfüllt; nur ist er selbst bei Ergänzung durch die tüchtige Leipziger Dissertation von Hammermann noch nicht ganz erschöpfend — beide, wie auch Friedländer, lassen z. B. das personalstilistisch sehr wichtige Gebiet Brahmsscher Koloristik etwas links liegen; von Mies' rhythmischen Erörterungen ist das meiste gelungen, manches weniger geglückt — erfreulich jedenfalls, daß dies wichtige Kapitel nun plötzlich so reichliche und gediegene Erörterung erfahren hat.

Ed. Istels „Moderne Oper" (B. G. Teubner) hätte besser statt des unveränderten Abdrucks und des neuen, liebevollen Schlußkapitels von Wilhelm Altmann (das Istel selbst aber im Vorwort nicht ganz gelten läßt) eine völlige Umarbeitung erfahren, denn vieles, was man 1912 als noch im Fluß befindlich durchaus gelten ließ, hat heute doch nur noch Erinnerungswert. Das knappe Büchlein orientiert trotzdem so gut, daß eine dritte Auflage gewiß bald zu organischer Neugestaltung die Möglichkeit bieten wird.

Jos. Müller-Blattau, der neuestens die Musikwissenschaft in Königsberg vertritt, fügt dem Neudruck von G. Küsels hallischer Dissertation über die Königsberger Musikgeschichte einen „Grundriß der Ortsmusikgeschichte" bei, der mustergültig die Arbeit zur Erschließung der dortigen Musikschätze verteilt und bereits in der Auffindung von Senfls „Non moriar sed vivam!" für Luther ein erfreuliches Teilergebnis gezeitigt hat. Müller-Blattaus eigene „Grundzüge einer Geschichte der Fuge" bringen viel Gutes, bleiben aber doch allzu lange bei den Vorformen stehen; sie versuchen Stilkriterien allgemeiner Art aufzustellen, mit denen sich unser Fach wird auseinandersetzen müssen — an den springenden Punkten der eigentlichen Fugengeschichte hätte man vielleicht noch größere Klarheit gewünscht.

Otto Vrieslander, mir durch wertvolle Lieder bekannt, bringt ein beachtenswertes Buch über Philipp Emanuel Bach, den zweiten und bedeutendsten Sohn des großen Thomaskantors, der als Vorbild Haydns und Meister der frühen Klaviersonate von erheblichem künstlerischem Eigenwert, dazu auch ein Wegbereiter Beethovens gewesen ist. Vrieslander gibt ein lebensvolles Bild vom Schaffen seines Helden, das in der Tat zum reizvollsten Besitz des 18. Jahrhunderts gehört, und sieht ihn mit den frischen Augen des Nurkünstlers an, der, von Historie unbeschwert, eine lebendige Persönlichkeit schöpferisch auf sich wirken läßt. Schade, daß Vrieslander sein sonst erfreuliches Buch durch maßloses Schimpfen auf die Musikwissenschaftler befleckt. Er scheint dem Aberglauben zu huldigen, diese seien samt und sonders Musikidioten, Hugo Riemann an der Spitze, und es wirkt nicht gerade vornehm, wenn er etwaige trübe Einzelerfahrungen großsprecherisch verallgemeinert. Ohne die Vorarbeit der Musikforschung hätte er zudem sein Buch kaum schreiben können, und wüßte er selbst auf diesem Gebiet besser Bescheid, wären ihm manche Schnitzer erspart geblieben, deren Aufzählung wir ihm hier schenken wollen. Diese Zanklust scheint ein altes Erbübel der deutschen Musikanten.

Endlich ist eine deutsche Ausgabe (1922) des schon 1910 geschriebenen Händelbuchs von Romain Rolland zu registrieren (Rascher & Cie., Zürich). Daß dem Dichter des „Johann Christof", der ja auch ein namhafter Musikgelehrter ist, bessere Kenntnis unserer Tonmeister zu danken ist als allen seinen Landsleuten (vielleicht mit Ausnahme Pirros, dessen „Buxtehude" eine Verdeutschung verdiente), ist bekannt. So ist an vorliegendem Buch denn auch hauptsächlich zu rühmen, daß er damit dem musikalischen Frankreich warmherzig, mit feinem künstlerischen Verständnis und sogar mit genauer Fachkenntnis der neueren deutschen und englischen Händelliteratur den Zugang zu dem deutschen Großmeister eröffnet hat. Für Deutschland freilich hat diese verspätete Publikation nicht viel Zweck — es ist höchstens der, Händel im Kopf eines hochgebildeten Franzosen von 1910 gespiegelt zu sehen. Denn was der geniale Dichter Rolland einmaliges über den Mann und Charakter Händel zu sagen hatte, steht im Händelaufsatz seiner „Reise ins musikalische Land der Vergangenheit", nicht hier. Und wir haben seither durch die Göttinger Opernfestspiele Dr. Oskar Hagens (1920 ff. mit „Rodelinde", „Otto und Theophano", „Cäsar und Kleopatra", „Xerxes"), sowie meiner Hallischen Neuaufführung von „Orlandos Liebeswahn" 1922 eine so grundlegende Neueinstellung auch in Händels Oratorien erlebt, daß Rollands anerkennenswerte Erneuerung des Chrysanderschen Standpunkts veraltet ist. Gewiß ist Hugo Leichtentritts soeben erschienenes, umfangreiches Händelwerk (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) stellenweis etwas nüchtern, läßt aber mit glänzender Sachlichkeit und hoher Stoffbeherrschung die neue, dramatische Einwertung Händels voll zum Ausdruck kommen. Obendrein ist Rollands Buch derart miserabel verdeutscht, daß man derlei schärfstens an den Pranger stellen muß. Nicht nur ein holperndes, unlesbares Deutsch, aus dem man oft ins Französische zurückübersetzen muß, um hinter den vermutlichen Sinn zu kommen, sondern auch mit unglaublicher musikalischer Sachunkenntnis angefertigt. Um nur ein paar Beispiele herauszugreifen: S. 18 heißt es „Klarinetten und Trommeln" statt „Trompeten und Pauken", S. 19 desgl., außerdem „Baßsonetti" und „Konzertfagott" statt „Tenorfagotte" und „konzertierendes Fagott", S. 21 der „Kurfürst von Sachsen" war in Wahrheit der „Herzog von Sachsen-Weißenfels", S. 22 Corellis op. 5 besteht nicht aus „der" letzten Sonate, sondern aus einem vollen Dutzend, S. 26 heißt der berühmte Meister nicht Tellmann, sondern Telemann, die 150 „Professoren" in Hamburg (S. 29) sind „Berufsmusiker", und was (S. 35) eine „liebende Inspiration" sein soll, wüßt' ich gern. Auch hätte S. 12 der Verfasser wohl wissen dürfen, daß der größte deutsche Musiker vor Bach, Heinrich Schütz, in Weißenfels weder geboren (sondern in Köstritz) noch gestorben ist (vielmehr in Dresden). Wertvolle Einzelbemerkungen, zumal gelegentlich der Instrumentalwerke, fallen natürlich ab — aber wie gesagt, man wird diesen Händelbeitrag in Deutschland gut entbehren können; anderes von R. Rolland schätzen wir außerordentlich hoch ein.

Prof. Dr. Hans Joachim Moser

Türmers Tagebuch

Zehn Jahre · Wie die Welt belogen und wir betrogen wurden · Der ewige Franzose, der vierte August und die Folgen des neunten Novembers · Je weniger Deutsche, desto mehr Parteien · Die französische Revolution und die deutsche · Wie kommen wir aus dem Sumpf? · Charakter anschaffen · Das Geheimnis unsrer Schickungen

Das große Jahrzehntgedenken des Weltkrieges hebt an. Am 1. August 1914 schmetterte der Waffenruf. Er war ein grausames Wecken für unser deutsches Volk. Denn Hans der Träumer hatte geglaubt, daß er in Fleiß und Frieden sein tüchtig Jahr leben dürfe. Er wollte seiner Werkstatt und seines Ladens warten; das konnte doch nicht Verbrechen sein? Er hatte im Laufe der Zeit das Pulver und die Uhr, den Buchdruck und den elektrischen Draht erfunden, hatte die Spektralanalyse und die Bazillen entdeckt, Goethe und Kant, Dürer und Wagner erzeugt. War dies alles und noch viel mehr dazu nicht sein vollgültiger Befähigungsnachweis als ein notwendiges Glied in der weltumspannenden Kette der Kulturmenschheit?

Seit dem 1. August vernahm er jedoch plötzlich, daß er trotz alledem nur ein Boche sei. Das war ein Wort, das nichts sagte, worein sich aber gerade darum jeder Schimpf gießen ließ. Der Angelsachse andererseits sprach von den deutschen Hunnen, und Lord Cecil entflammte das Oberhaus durch den Schwatz, daß wir die Leichen der Gefallenen zu Fett verarbeiteten. Alle Welt erzählte sich zu gegenseitiger Gänsehaut, für den deutschen Feldgrauen seien abgehackte Kinderhände dasselbe, was einst den Apachen der Skalp gewesen. In Amerika wußte man genau, daß es uns deutschen Amokläufern noch lange nicht genüge, England, Rußland, Frankreich, Italien, Belgien, Serbien und Rumänien gleichzeitig auf dem Hals zu haben. Man finde vielmehr, es sei schließlich nur dasselbe Aufwaschen, wenn wir das Weltmeer mit Zeppelinen über- und mit U-Booten unterquerten, um auch noch nebenbei die Vereinigten Staaten in unseren gefräßigen Knecht-Rupprecht-Sack zu stopfen. Wir staunten selber, als was für Scheusale wir dastanden. Aber das Bubenstück glückte; ein paar Dutzend Schufte haben hurtig die Welt in eine unübersehbare Horde kampfverbisse-

ner Narren verwandelt. Sie alle glaubten für Kultur und Völkerfrieden zu fechten, waren aber doch nur die drei Gewaltigen Raufebold, Habebald und Haltefest des Mephistopheles vom internationalen Großkapital. Eilebeute zog gierig hinterdrein.

Ja so ein Schlagwort! Es ist sozusagen höher denn alle Vernunft. Sogar Deutschgeborene entsetzten sich plötzlich vor dem Gedanken, daß die überfallene Heimat sich siegreich behaupten könne. Ihr Kriegsziel wurde, sie müsse die Flagge streichen, ohne sie noch einmal in Ehren heimgebracht zu haben. Wilson, der Meister des Schlagwortes, schien ihnen größer als Hindenburg, der Meister des Schlages. Sie sandten ihm ihren begeisterten Gruß. Er freilich legte ihn kalt zu dem übrigen. Denn wer sich gegen sein Vaterland aufwirft, der wird draußen wohl als Handlanger, nirgends jedoch als Ehrenmann geschätzt.

Nachdem die Welt betrogen war, betrog man uns. Aus den 14 Gaukelpunkten wurden das Versailler Diktat und das Zwangsbekenntnis zur Schuldlüge. Aus dem Weltfrieden des Völkerbundes der Bürge des Kriegsraubes und der Pazifismus der Luftgeschwader. Seine heiligen Grundsätze sind Ketten und Daumenschraube für uns, Zwirnsfäden bloß für unsere Widersacher.

Man bluffte das Reich in einen Zustand der Waffenlosigkeit, der nach Stresemanns Note ohnegleichen ist in der Weltgeschichte. Es sollte der erste Schritt sein zur allgemeinen Abrüstung. Allein nun wurde erst recht aufgerüstet. Was brauchten denn die neuen Randstaaten Heere, wenn der Völkerbund ihren Besitz verbürgte? Polen hat nur den dritten Teil der Einwohner Deutschlands, jedoch eine dreimal so große Wehrmacht. Es ist uns also im Verhältnis neunfach über. Wann aber hätte der Völkerbund eingesprochen zur Wahrung der deutschen Sicherheit? Frankreich, selber bis an die Zähne bewehrt, hat ihm Waffen wie Waffenmeister geschickt, es sich auf Hieb und Stich verbündet. Trotzdem jammert es über seine mangelnde Sicherheit gegen deutsches Gelüst und flunkert, zähneklappernde Angst haben zu müssen vor dem Militarismus der deutschen Turnvereine und Wandervögel.

Herriot hat neulich gesagt, die Völkerbündler seien keine Ideologen, sondern kluge Realisten. Nichts kann wahrer sein. Wenigstens was Frankreich anlangt. Keiner versteht besser, den Idealismus der anderen seiner eigenen Realpolitik frönig zu machen. So war es schon vor 130 Jahren, als man unter dem Rufe „Krieg den Palästen, Friede den Hütten" mit den bekriegten Palästen auch die friedlichen Hütten der dreifarbigen Republik einverleibte. So ist es heute wieder, wo man zum Heile des Friedens den Nationalismus zu bekämpfen vorgibt, allein ganz übersieht, daß kein Nationalismus kriegsgefährlicher ist als der eigene. Auch Herriot bleibt nur ein Sturmbock französischen Machtwillens. Was ist von seinen gleißenden Antrittsreden übrig? Die Pariser Zusammenkunft verriet, mit welchen Künsten er den offenbar naiv ehrlichen Macdonald zu kneten weiß. So lenkt trotz Poincarés zeitweiligem Sturz der siegesberauschte Boulevard durch getäuschte Täuscher auch heute noch die Weltpolitik.

Den Franzosen eingefleischt, ist der Nationalismus dem Deutschen fremd. Nur als Gegenwirkung wird er zuzeiten wach; nur aus dem brennenden Gefühl erlittener Schmach und verkürzten Rechtes. Es gab nie einen deutschen Angriffsgeist gegen Frankreich, der nicht, richtig beschaut, ein bloßer Abwehrgeist gewesen ist. Nie haben

die Deutschen nach französischem Besitz gestrebt. Immer jedoch die Franzosen nach deutschem. Mit Elsaß-Lothringen waren wir ein gesättigter, wie Bismarck sagte, „saturierter“ Staat. Deutschen Franzosenhaß hat erst das Versailler Diktat gesät und Poincaré zur Blüte gebracht durch Ruhreinbruch und Schlagetermord. Es besteht daher ein unfehlbares Mittel, den deutschen Nationalismus zu brechen: den Abbau des französischen.

Ist er es nicht, der seit sechs Jahren jede Verständigung zerschlägt? Der offenbar auch wieder die Londoner Konferenz in ein Hornberger Schießen verwandeln wird? Denn wer sich an Versailles und die Schuldlüge klammert; wer sich vorbehält, Deutschlands bösen Willen festzustellen und Sanktionen zu verhängen; wer erklärt, die Räumungsfristen hätten noch gar nicht zu laufen begonnen, der will nicht Recht, sondern Raub, Gewalt und Erpressung. Auch Macdonald muß erkennen, daß in dieser Stickluft voll Tücke und Hinterlist, daß mit dem Versailler Diktat als Thorarolle in der Bundeslade jeder „moralische Pakt“ nichts ist als blöder Selbstbetrug. In Herriot sehen wir den ewigen Franzosen, den Poincaré des Abschmeichelns.

* * *

Der 4. August 1914 bleibt mir unvergessen. Wie wohl jedem, der, wie ich, dem feierlichen Akte im Weißen Saale des Berliner Schlosses und alsdann den beiden Sitzungen des Reichstages beiwohnte. Wir hörten das berühmte Wort des Kaisers; sahen, wie er, vom Throne gestiegen, die Parteiführer durch Handschlag darauf verpflichtete und empfanden es selber als grenzenlosen Gewinn in schwerer Not, als einen ersten errungenen Sieg, daß es fortan keine Parteien mehr geben solle; nur noch Deutsche.

Vorbei, vorbei! Das Kaisertum zerbrach. Auf jenem selben Throne räkelten sich vier Jahre später mit unflätigen Witzen die Spartakisten Liebknechts. Auf Wilsons Weisung wurde die Demokratie eingeführt. „Die freieste der Welt“, die man rühmt. So frei, daß Reichsregierung und Reichstag nicht viel mehr sind als die Vollzugsorgane feindlicher Befehle. So frei, daß das „souveräne Volk“ sich als deren Kohlentrimmer, Micum-Tagelöhner und Regie-Knechte für unerhörte Wiedergutmachungen die Knochen zermürbt. So frei, daß wir wie die Juden wurden, als Pharao sie zwang, Ziegel zu streichen, und ihre Erstgeburt mordete. Seit vierthalbtausend Jahren hat sich die Menschheit nur ein bißchen in den Formen verfeinert, keineswegs in den Mitteln und erst recht nicht im Geiste.

Zehn Millionen Menschen haben wir verloren durch Krieg und Friedensdiktat. Allein je weniger Deutsche, desto mehr Parteien. Unsere abgewogene Demokratie spaltet sich in zwei Gruppen. Die eine sitzt in den Ämtern, die andere möchte gern darin sitzen. Das breite Wahlrecht des politischen Treibholzes sorgt denn auch dafür, daß umschichtig jede einmal zu ihrer Vorhand kommt. Gelingt es ihr, dann ruft sie mit König Philipp:

Die Welt
Ist noch auf einen Abend mein. Ich will
Ihn nützen diesen Abend, daß nach mir
Kein Pflanzer mehr in zehen Menschenaltern
Auf dieser Brandstatt ernten soll.

Im alten Reichstag stritt man sich bei beschränkter Haftung immerhin noch ehrlich ums Reichswohl, so gut es ein jeder vermeinte. Heute ist ein Kampf um Stallbor und Futterraufe daraus geworden; die Politik eine Fortsetzung des Privatgeschäftes mit anderen Mitteln. Scharf wie Tacitus, ja wie Juvenal, schildert Oswald Spenglers neues Buch, wie dieser Zustand wurde und ist:

„Aus der Angst um den Beuteanteil entstand auf den großherzoglichen Amtssesseln und in den Kneipen von Weimar die neue Republik; keine Staatsform, sondern eine Firma. In ihren Satzungen ist nicht von Volk die Rede, sondern von Parteien; nicht von Macht, Ehre und Größe, sondern von Parteien. Wir haben kein Vaterland mehr, sondern Parteien; keine Rechte, sondern Parteien; kein Ziel, keine Zukunft mehr, sondern Interessen von Parteien. Und diese Parteien — noch einmal: Keine Volksteile, sondern Erwerbsgesellschaften mit einem bezahlten Beamtenapparat, die sich zu amerikanischen Parteien verhielten wie ein Trödelgeschäft zu einem Warenhaus — entschlossen sich, dem Feinde alles, was er wünschte, auszuliefern, jede Forderung zu unterschreiben, den Mut zu immer weitergehenden Ansprüchen in ihm aufzuwecken, nur um im Innern ihren eignen Zielen nachgehen zu können. Sie waren entschlossen, jeden Grundsatz, jede Idee, jeden Paragraphen der eben beschworenen Verfassung für ein Linsengericht von Ministersitzen preiszugeben. Sie hatten diese Verfassung für sich und ihre Gefolgschaft gemacht, nicht für die Nation, und sie begannen vom Waffenstillstand bis zur Ruhrkapitulation eine schmachvolle Wirtschaft mit allem, woraus Vorteil zu ziehen war, mit den Trümmern des Staates, mit den Resten unseres Wohlstandes, mit unserer Ehre, unserer Seele, unserer Willenskraft."

Solche regierten Regierer müssen das Volk bei Laune halten, damit sie selber beim Amte bleiben. Früher gab man ihm daher Brot und Zirkusspiele; diesmal statt der letzteren vermehrte Rechte, beseitigte Pflichten, dazu Zwangswohnungen beim Hauswirt, den Achtstundentag und ein Lohnsystem, das den Trägen dem Emsigen, den Ungelernten dem Könner, den Jugendlichen dem Familienvater gleichstellte. Wer da meinte, daß der Kopf zu anderem da sei, als darauf zu stehen, der wurde auch noch obendrein eines schreienden Mangels an Klassenbewußtsein bezichtigt. Dies alles geschah in denselben Jahren, da Frankreich Rhein und Ruhr ausplünderte, die Diehards aber erklärten, wir müßten gewaltige Lasten aufgepackt bekommen, damit deutscher Fleiß den britischen Fleiß nie wieder behellige.

Es konnte geschehen, weil unsere neuen Männer jeder Sachkenntnis und jeder anderen Willenskraft entbehrten als nur der einen, an der Raufe zu stehen. Ihre Steuerpolitik war von proletarischen Trieben befeuert und schwelgte in den Gedanken vom Eingriff in die Substanz, von der Erfassung der Sachwerte. Die Inflation enteignete den Mittelstand mit bewundernswerter Geräuschlosigkeit. Unter hämischer Schadenfreude der Zielbewußten zerrannen da Vermögen, mit deren Summe man die unverschämtesten Wiedergutmachungsansprüche auf einem Brett hätte begleichen können. Damit war dann wenigstens dem Schwindel von unserem bösen Willen der Mund gestopft und Deutschland seine Dränger mit ihren Ultimaten und Sanktionen los. Heute hingegen hat der Bürger so gut wie nichts mehr, und dennoch ist der Feind nach wie vor unbefriedigt. Er beschuldigt uns daher, wir hätten wirtschaftlich so gehandelt wie unsere Flotte in Scapa Flow militärisch; hätten also

unser Hab und Eigen versenkt, nur um es nicht ausliefern zu brauchen. Daher müßten wir nun erst recht bluten. Das Dawes-Gutachten verlangt das wichtigste Reichseigentum und einen großen Teil der Industrie. Spengler meint, wir handelten dabei wie die Häuptlinge von Negerstämmen, die für ein paar Flaschen Schnaps, einige Meter Kattun und einen alten Zylinderhut Land und Leute verkauften. Das ist wahr, allein wir können nun nicht mehr anders. Unser Geschick ist zur Lawine geworden. Wir müssen B sagen, weil die heiligen Helden der glorreichen Revolution wahnbetört A gesagt.

Der Sumpf! So benennt Spengler den Abschnitt, worin er diese Zustände darstellt. Er zeigt, daß sich bei uns genau wiederholte, was sich einst zwischen Robespierre und Napoleon in der französischen Direktorialzeit abspielte.

Alles schon dagewesen. Die Assignaten sanken damals wie unsere Papiermark. Es kamen Zwangswirtschaft, Zwangsanleihen, Devisenverordnungen, Versuche, die Gehälter wertbeständig zu machen, die Hypotheken aufzuwerten, die verarmten Kleinrentner zu stützen; schließlich die „Mandate", die unserer Rentenmark entsprachen, und die feierliche Stillegung der Notenpresse. Fest wurde aber die Währung erst durch den Sturz der Jakobiner und die Eroberungen der republikanischen Heere in Holland, Deutschland, der Schweiz und Italien. Hier endet die Ähnlichkeit. Denn wir haben ja umgekehrt die fremden Truppen im eigenen Lande und müssen sie auch noch ernähren.

Napoleon war es, dessen gewaltige Größe sein Land aus dem Sumpfe riß. Wie aber kommen *wir* heraus?

Nur durch unbedingte Abkehr von dem heutigen System, das seine Leute nicht nach der Eignung, sondern nach Partei und Mundwerk auswählt. Die jetzige Geburtsdemokratie ist schier noch verderblicher, als es die Geburtsaristokratie vor hundert Jahren war. Das proletarische Herkommen ist heute, was damals der Wappenbrief gewesen. Allein während sich der Adel in Stein und Hardenberg, in Bismarck, Moltke, Hindenburg und zahllosen anderen wirklich bewährte, hat der vierte Stand bisher auch im besten Falle nur Mittelmäßigkeiten herausgestellt. Kein einziger der neuen Eintagsregierer hat sich vom Gewerkschaftssekretär zum Staatsmann emporentwickelt, wie Stein vom Reichsritter oder Bismarck vom Landjunker.

„Freie Bahn dem Tüchtigen." Das Wort ist uns heute vergällt, weil der Umsturz taschenspielerisch den Gesinnungstüchtigen unterschob. Und doch ist es die einzige Losung, die uns frommen kann. Ihrer unbedingten Herrschaft verdankt die katholische Kirche Macht und Unerschütterlichkeit. Sie war es, die ihr den leitenden Typus schuf.

Gerade an dem fehlt es uns. Auch dafür hat Spengler nachdenkliche Worte. Bismarck war ein Meister, allein kein Lehrer der Diplomatie. Die Wilhelmstraße schuf keine Schule, wie sie Moltke in den roten Häusern des Königsplatzes und der Dorotheenstraße so mustergültig heranzog. Unser deutscher Offizier, das war ein festumrissener Stand von Wissen und Kraft, Ehr- und Verantwortungsgefühl. Durch das Heer erzog er das Volk. Gerade deshalb hat ihn der Feind zerschlagen; den Diplomaten hingegen uns neidlos weiter gegönnt.

Wohl war auch der Beamte ein Stand, ein Typus. Friedrich Wilhelm I. hatte ihn geschaffen. Er blieb in hohem Maße achtbar und pflichtgetreu; gestählt und zurecht-

gehämmert auf dem harten Amboß des Travailler pour le roi de Prusse. Indes von oben her zu sehr gegängelt, verlor er den Eigentrieb und verknöcherte. So seltsam es sich anhört: ehe es überhaupt einen Staatssozialismus gab, hatte dieser bereits an den Beamten seine Nachteile erwiesen.-In frühem Mannesalter schon lebenslänglich gesichert, nicht nach Leistung, sondern nach dem Dienstalter steigend in Rang und Geld, stumpfte er die Schneide ab, die nur das stete Wetzen auf dem Schleifstein des Kampfes ums Dasein scharf erhalten kann. In der Amtsstube verkam die Persönlichkeit.

Mit Fug verlangt Spengler daher neue Wege: Bewährung vor der Sicherheit (wie es ja beim Offizier immer war); kein Höhersteigen ohne Höherleistung; weniger Prüfungen des lehrhaften Wissens, als des tatkräftigen, verantwortungsfrohen Könnens in heiklen Sonderaufträgen.

Das läuft auf das lakonische Wort hinaus, das einst Fichte in ähnlicher Staatslage sprach: „Wir müssen uns Charakter anschaffen."

Als wir vor 10 Jahren keine Parteien mehr, sondern nur noch Deutsche kannten, da hatten wir Charakter. Als wir aber vor 6 Jahren in höchster Reichsnot Umsturz machten und Wilson mehr vertrauten als uns selber, als wir das Versailler Diktat unterzeichneten und all die Ultimaten obendrein, da hatten wir keinen mehr.

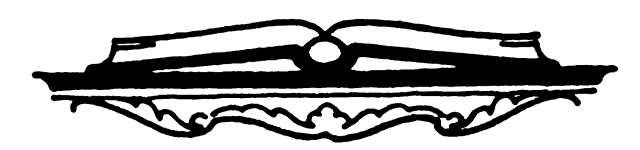
Charakter anschaffen und die Jugend zu nationalen Charakteren erziehen, das ist die Aufgabe. Das neue Geschlecht wartet nur darauf. Viel Unreife und Überschwang steckt noch darin, allein der Haupttrieb ist da. Er sei gegrüßt und gesegnet. Heraus aus dem Materialismus; wieder hin zu den großen vaterländischen Idealen! Langsam aber sicher auf dem Wege nüchterner spartanischer Selbstzucht. „Die Tugend besiegter Völker ist die Geduld, nicht der Verzicht."

In diesen Augusttagen sollen stille Feiern sein zu Ehren unserer Gefallenen. Totenfeste deutscher Ehre und Würde, aber auch des Stolzes, der Gelübde und der Hoffnung. Wer denkt da nicht an die Studentenbataillone von Langemark, die singend stürmten und singend starben? „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt." Ein befreundeter Theologieprofessor sagte mir einmal: „Ach ja, Langemark! Mein ganzes homiletisches Seminar liegt dort."

Sie wären heute alle erst an die Dreißig heran. Und doch sind sie bereits die Heldenväter für unser junges Geschlecht; seine leuchtenden Vorbilder. Sie starben, um zu lehren, wie man leben muß. Wir rühren damit an das große Geheimnis der furchtbaren Schickung, die über uns kam. Manchen Glauben hat es aus dem Gleise geworfen; aber den unsrigen nur gefestigt. Gott ist am Werke, und gerade weil er noch Großes mit uns im Sinne hat, gerade deshalb hat er uns so tief gedemütigt. Wahrlich, es ist so, wie Lienhard sagt:

„Schaffen will er aus Zorn und Zucht
Ein Volk der Würde, ein Volk der Wucht."

F. H.



Auf der Warte

Das Elsaß in der Vossischen Zeitung

So kann nur die „Vossische Zeitung" schreiben, dachte ich, als ich im „Matin" einen Auszug aus einem Reisebericht von Otto Grautoff las. Ich kenne diesen Schriftsteller nicht; aber was der „Matin" aus seinem Bericht bringt, das ist so oberflächlich, so wenig verantwortungsvoll, daß mich nicht gelüstet, mehr über ihn zu erfahren.

Grautoff hat Frankreich bereist und Straßburg besucht und flugs ist sein Urteil fertig: „Das Elsaß will nichts mehr von uns wissen; das Elsaß ist für uns verloren ...!" Man könnte den Elsässern allerdings nicht verübeln, wenn sie nach solchen Ausführungen an Deutschland verzweifelten! Aber sie tun's nicht; sie wissen, daß die Gefolgschaft der „Vossischen Zeitung" nur eine Minderheit in Deutschland darstellt und daß alle wirklich Deutschen den Glauben an Elsaß-Lothringen nicht verloren haben.

Wo hat denn Grautoff seine Weisheit her? Wahrscheinlich aus derselben Quelle, aus der auch Gerlach seinerzeit geschöpft hat. Weiß denn Herr Grautoff nicht, daß es gefährlich ist für einen Elsässer, ein freies Bekenntnis seiner innersten Gesinnungen abzulegen? Oder ist er der Meinung, daß er, Herr Grautoff, nur zu kommen brauche, um sofort alle geheimsten Herzenstüren sich vor ihm erschließen zu sehen? O sancta simplicitas! Wie sicher sich Frankreich im Elsaß fühlt, das geht allein schon daraus hervor, daß nur Leute vom Schlage Fr. W. Foersters, Otto v. Gerlachs und — Otto Grautoffs ins Elsaß dürfen. Verdrängte Alt-Elsässer dürfen nicht hinüber. Warum nicht? Ihnen täte doch eine solche Demonstration der Behauptung, daß das Elsaß Deutschland und damit sich aufgegeben hat, besonders not. Sie haben doch, Herr Grautoff, wie es einem gewissenhaften Berichterstatter geziemt, nicht bloß niedergeschrieben, was Ihnen Herr Frey, Herr Blumenthal, Herr Wetterlé und Leute gleichen Schlags vorerzählt haben, sondern Sie haben hoffentlich das Elsaß von Nord nach Süd frei und allein durchstreift, haben mit den Bauern Elsässisch gesprochen und ihnen so die Zunge gelöst? Oder nicht? Dann maßen Sie sich kein Urteil an!

Alle Urteile dieses ebenso kenntnislosen wie dreisten Berichterstatters scheinen gleich tiefgründig zu sein. Das beweist die zweite Behauptung, die der „Matin" aus jenem Bericht wiedergibt: 1871 hätte die Elite des Elsaß ihre Heimat verlassen, 1919 habe sie dies nicht getan. Daß diese Behauptung eine schwere Beleidigung unserer Führer im Elsaß vor 1919 in sich schließt, dafür scheinen Sie, Herr Otto Grautoff, kein Empfinden zu haben. Sie ist nur mit grober Unwissenheit und Oberflächlichkeit entschuldbar.

Was wissen Sie denn von der Elite des Elsaß? Verstehen Sie darunter die Fabrikanten oder Landesverräter wie Wetterlé oder wie den protestantischen Zentrumsjuden Blumenthal? Wenn ja, dann haben Sie allerdings recht. Mit Entrüstung würde es jedoch jederzeit das elsässische Volk zurückweisen, diese dünne Schicht als die Elite des Elsaß zu bezeichnen.

Fragen Sie aber nach den tatsächlichen geistigen Führern des Elsaß vor 1919, so werden Sie andere Namen und eine andere Gesinnung finden. Da werden Sie viele entdecken, die unter tiefen Schmerzen, aber mit rückhaltloser Entschiedenheit ihre Heimat für ihr Vaterland geopfert haben. Soll ich Namen nennen?

Sie alle aufzuzählen, würde zu weit führen. Aber einige seien doch genannt: Dr. Schwander, Geheimrat Götz, Professor Dr. Friedrich Lienhard, Prof. Dr. Kapp, Prof. Dr. Erhard, Prof. Dr. Anrich, Prof. Dr. Wehrung, Professor Dr. Würtz, Marie Hart — — Und wenn ich gar noch die Pfarrer und Lehrer aufzählen wollte! Und die Jungen erst, die Kommenden!

Suchen Sie drüben Namen gleich diesen! Das war die Elite des Elsaß, Herr Grautoff. Und die hat Deutschland die Treue gehalten. Und viele von den Besten drüben, die geblieben sind, haben ihre Gesinnung nicht gewechselt wie ein unbequemes Kleid. Wenn auch Blumenthal und Wetterlé und Frey und Genossen, diese „Elite-Elsässer", das Gegenteil behaupten.

Der Elsässer ist Alemanne. Wissen Sie, was das heißt? Auf jeden Fall empfehle ich Ihnen dringend, sich nicht weiter als Kenner der elsässischen Volksseele aufzuspielen! Dazu fehlt Ihnen jede Sachkenntnis. Und noch mehr: der nationale Takt! Ein Alt-Straßburger

Nachwort des Türmers. Die unglaubliche Entgleisung Grautoffs ist auch in der „Voss. Ztg." selbst von verschiedenen Elsässern gebührend gekennzeichnet worden. Ein solches Geschwätz kann gar nicht scharf genug abgelehnt werden. D. T.

*

Katholische Weimarfahrt

Ein Beweis, wie sehr die deutsche Nation — trotz gemeinsamer Not — geistig zerrissen ist, findet sich in der katholischen Zeitschrift „Jugendführung" (Zeitschrift für Jünglingspädagogik und Jugendpflege, Düsseldorf, 1923, Heft 8—12). Darin erzählt Emil Ritter, einer der verantwortlichen Schriftleiter, seine Weimarfahrt, die er mit einer Anzahl junger Glaubensgenossen unternommen hat. Es ist schmerzlich bezeichnend, daß er in der Einleitung seinen Präses um Entschuldigung bitten, ja, sich verteidigen muß, weil er — der Katholik — mit seinen Freunden Weimar besucht hat! Er schreibt:

„Sehr verehrter Herr Präses, es erregt Ihre Verwunderung und anscheinend auch Ihr Mißfallen, daß wir mit drei Gruppen aus unserem Verband die ‚Wallfahrt' nach Weimar unternommen haben. Nach zwei Richtungen gehen die Bedenken, die Sie äußern. Erstens halten Sie es für ein vergebliches Bemühen, der werktätigen Jugend mit Volksschulbildung, aus der durchweg die Mitglieder unserer Vereine kommen, die klassische Dichtung und die Welt Weimars nahezubringen. Zweitens bezweifeln Sie, daß der Geist Weimars, daß das Lebensideal eines Goethe, für die katholische Jugend zu einem wirklichen Wert erhoben werden könne. Die Kluft, die zwischen ‚Weimar' und dem positiven Christentum liegt, läßt nach Ihrer Ansicht für den überzeugten Katholiken nur oberflächliche Beziehungen zu, die mindestens für die nichtstudierte Jugend belanglos sind. Begreiflich finden Sie es dagegen, wenn die protestantische Jugend nach Thüringen pilgert, einerseits wegen der Wartburg, andererseits weil Weimar gewissermaßen ein Walhalla der protestantisch-deutschen Jugend geworden sei . . ."

So beginnt dieser junge Katholik. Der Verfasser widerlegt zunächst den ersten Einwand, gesteht beim zweiten jedoch selber, daß er eine „gewisse innere Hemmung zu überwinden" gehabt habe, denn: „Weimar und seine Überlieferung erinnert uns in schmerzlicher Weise an den Bruch in der deutschen Kulturentwicklung." Die Protestanten, fügt er jedoch ausgleichend hinzu, müßten eben ihren Blick in Weimar „ausweiten", so daß sie bis zu den Quellen vordringen, und „die katholischen Deutschen müssen den Blick vertiefen, daß sie im Werk von Weimar den unvergänglichen Wert und zugleich die Beschränktheit dieser Kulturschöpfung sehen". Also getrennte Betrachtungsweise auch hier, wobei jeder erst durch ein erweiterndes oder vertiefendes Prisma Weimar zu erschauen vermag.

Nach diesen Vorbedenken, die sich nicht ins Reinmenschliche einzustellen vermögen, kehrt er mit seiner Schar zunächst auf der Wartburg ein und erkennt dort die drei Höhepunkte dieser Kulturstätte: den Sängerkrieg, die „katholische Gläubigkeit" der heiligen Elisabeth und setzt sich mit Luthers Wirken in folgenden Sätzen auseinander:

„Dort oben hat Martin Luther nach dem Wormser Reichstag, auf dem die Entscheidung für den Religionsstreit und gegen den inneren Frieden Deutschlands gefallen war, nahezu ein Jahr in der Verborgenheit zugebracht, an seiner deutschen Bibel gearbeitet, und sich in die tragische Rolle des ‚Protestanten', des unerbittlichen Neinsagers, mehr und mehr eingelebt. Mit dem Ringen um religiöse Wahrhaftigkeit und Innerlichkeit hat es bei Luther angefangen, dann sind die Fäden, die ihn mit der Wartburg eines Wolfram von Eschenbach und einer heiligen Elisabeth verknüpften, abgerissen. Der Mönch hat sich in die sozialen und politischen Umwälzungen verstrickt, er ist zum Führer der Empörung geworden, in dem schließlich der überlieferte Geistesbesitz des deutschen Volkes unter die entzweiten Brüder verteilt wurde. Religiös, kulturell prägten sich zwei Völker aus, und dann auf dem Boden des neuen Religionsbekenntnisses noch weitere ‚Völker'; denn was haben Herder, Goethe und Schiller noch mit dem Christentum Luthers gemein?"

Das Positive des Wartburg-Aufenthalts — den Sprachschöpfer Luther z. B. — sieht er nicht, nur den „Riß" betont er.

Immerhin findet er dann für die Meister in Weimar manch warmes, gutes Wort, wenn er auch immer wieder das katholische Metermaß aus der Tasche zieht. Nach dem Besuch bei Schiller und Goethe z. B. stellt er mit Freuden fest, daß es damals nur „vielleicht ein Dutzend Katholiken" gab, daß aber heute „an bevorzugter Stelle der Stadt eine überaus stattliche, um nicht zu sagen prunkende katholische Kirche steht." Noch einmal am Naumburger Dom, und ganz besonders zuletzt auf der Milseburg in der Rhön vor einem Marienbildnis, bricht das katholische Empfinden vor:

„Ich werde es nie vergessen, wie in der Bergeinsamkeit unter dem blauen Himmelsdom die Jungmänner in freier, frommer Hingabe, nicht bestimmt und geleitet durch die Gewohnheit des Sonntags und durch den Einfluß der kirchlichen Umwelt, vor der Himmelsmutter knieten, ihre Lieder sangen und innige Gebete sprachen, ohne Scheu und ohne Schein."

Erst dadurch eigentlich, durch diese Andacht auf der Milseburg, ist für diese frommen Katholiken nach dem Abstecher in das ketzerische Weimar das Gleichgewicht wiederhergestellt.

Jedermann wird auch diese Form von Frömmigkeit achten. Es ist uns wahrlich nicht um einen Angriff auf katholische deutsche Brüder zu tun. Aber dieser Artikel kann den Unbefangenen ehrlich mit Wehmut erfüllen. So weit sind wir nun also in Deutschland, nach diesem erschütternden Weltkrieg! Deutschlands zwei größte Kulturstätten, Weimar und die Wartburg, werden von diesem deutschen Volksteil nur mit Vorsicht und Vorbehalt besucht. Wie soll ein solches Volk zu Kultur kommen! Wie soll sich im ohnedies erschütterten Reiche brüderliche und seelische Zusammenfassung entfalten, wenn kein gemeinsamer Boden gefunden wird! Der Gesichtspunkt „katholisch", in solcher Weise angewandt, wirkt geradezu seelenmörderisch.

Wir sind zwei Äste desselben Stammes, denn wir waren bis zum Tridentinum gleichsam katholevangelisch; dann haben wir uns geteilt in „katholisch" und „evangelisch", blieben jedoch in der gleichen Bodenständigkeit und unter Führung desselben Meisters der Evangelien sowie der europäischen Grundkräfte, wie sie z. B. von Hellas ausgingen. Wirken wir in edler Weise zusammen, so stellt sich auf höherer Ebene wieder das Katholevangelische her, ohne daß der eine von beiden Teilen seine Besonderheit zu verwischen braucht. Dies war möglich in den Zeiten eines Diepenbrock, Sailer, Eichendorff, Richter, Schwind — es wird auch später wieder möglich sein, wenn nach diesem Chaos hohe Geister die Führung übernehmen gegenüber dem gemeinsamen Feind: dem zersetzenden Materialismus.
L.

*

Frauengestalten aus dem Goethekreise

Georg Witkowski in Leipzig legt uns die zweite Auflage seiner Biographie Cornelias vor (Rütten u. Loening, Frankfurt am Main). Das handliche Bändchen ist von dem

für wissenschaftliche Bedürfnisse der ersten Auflage beigegebenen Material entlastet und darf darum auf einen noch größeren Leserkreis rechnen. Goethes Schwester, die nach einer glücklichen Jugend an der Seite des geliebten Bruders in der Ehe mit Johann Georg Schlosser verkümmerte und früh dahinsiechte, ist uns durch die ausgezeichnete Darstellung ihres Biographen weit lebendiger geworden als durch „Dichtung und Wahrheit“. Die vorhandenen Zeugnisse über die zwiespältige Persönlichkeit Cornelias wurden nicht kritiklos übernommen, sondern vorsichtig geprüft und feinfühlig benutzt. So schuf Witkowskis Charakterisierungskunst ein kleines Meisterwerk, das durch acht Bilder würdig geschmückt ist.

Durch Wolfgang trat Cornelia auch mit seiner Wetzlarer Freundin, der eine Zeitlang so heiß von ihm geliebten Lotte Buff, in Verbindung. Goethes Beziehungen zu ihr ist ein aufschlußreiches Buch von Heinrich Gloël-Wetzlar gewidmet: Goethe und Lotte (Berlin, Mittler & Sohn), das sich auch im wesentlichen als ein Auszug aus einem früheren, jetzt vergriffenen Werke desselben Verfassers darstellt. Gloël ist der beste Kenner von Goethes Wetzlarer Zeit und hat sich um die Erhaltung der Erinnerungsstätten der alten Reichsstadt große Verdienste erworben; so können wir uns seiner sichern Führung getrost anvertrauen. Neue Bilder sind hinzugekommen, und Goethes menschliche und dichterische Entwicklung in dem erlebnistiefen Sommer des Jahres 1772 wird eingehender behandelt als in der ersten Fassung.

Eine andere Neuerscheinung führt uns nach Weimar. Seit dem Herbst 1806 bis zum Jahre 1829 lebte dort Johanna Schopenhauer. Unter dem Titel „Damals in Weimar“ gab Prof. Dr. H. H. Houben, bekannt vor allem als trefflicher Kenner des jungen Deutschland, den Briefwechsel heraus, den die auch als Schriftstellerin begabte Mutter Artur Schopenhauers während dieser Jahre mit zahlreichen bedeutenden Persönlichkeiten geführt hat (Leipzig, Klinkhardt u. Biermann, 1924). Wir sehen, wie die Fremde durch ihre weitherzigen und umsichtigen Hilfeleistungen während der Franzosenzeit schnell heimisch an der Ilm wurde, und wie ihr gesellschaftliches Talent allmählich einen Kreis zu bilden wußte, in dem keiner der Einheimischen von Ruf fehlte, und an dem kaum einer vorüberging, den geistige und künstlerische Interessen nach der Goethestadt führten. Wie oft fand sich auch der große Dichter selbst an ihrem Teetisch ein! So wissen die hier mitgeteilten Dokumente, die teilweise zum erstenmal aus den Handschriften veröffentlicht wurden, viel Wissenswertes von Weimars klassischer Zeit zu erzählen, und das Buch ist eine wertvolle Ergänzung zu Johannas Memoirenwerk, das die Weimarer Jahre nicht mehr behandelt.

Johanna Schopenhauers Tochter Adele war eng befreundet mit Goethes Schwiegertochter Ottilie. Ihr ist ein zweites von dem rührigen H. H. Houben herausgegebenes Buch gewidmet: Ottilie von Goethe. Erlebnisse und Geständnisse 1832—1857. (Leipzig, Klinkhardt u. Biermann, 1923.) Während die Bedeutung des ersten mehr literaturgeschichtlich ist, fesselt das zweite vor allem in menschlich-psychologischer Beziehung. Während Wolfgang v. Öttingen in zwei Bänden der Schriften der Goethe-Gesellschaft durch Mitteilung von Briefen und Tagebuchblättern Ottilies Leben bis zum Tode ihres Schwiegervaters erhellt, erfahren wir aus Houbens Veröffentlichung die Irrfahrten der leidenschaftlichen, talentvollen Frau nach dem Erlöschen von Goethes Gestirn. Die meisten hier wiedergegebenen Briefe von und an Ottilie stammen aus dem Nachlaß der Sybille Mertens-Schaaffhausen, die sich der Freundin in allen Lebenslagen, auch in der heikelsten, in die 1834 Schuld und Schicksal sie verstrickten, als treue, gütige Helferin und Beraterin bewährt. Auch auf Ottilies Verhältnis zu ihren Kindern fällt neues Licht. An ihren Söhnen durchlebte sie die Tragik des Epigonentums, wie der Herausgeber in seiner Einführung sagt, „in schmerzhafter Resignation“ mit. Sie hatten, wie Cornelia, weder Glück noch Stern.

Prof. Dr. Werner Deetjen

*

Friede H. Krazes neueste Werke

Dem Freunde der neuesten deutschen Romanliteratur möchte man die zuletzt erschienenen Werke von Friede H. Kraze — einer unserer besten und stärksten Erzählerinnen — in die Hand legen mit dem Geleitwort: „Nimm und lies!" Aber lies es so, wie es verdient gelesen zu werden: mit vollkommener Versenkung in des Dichters Wollen, Denken und Empfinden! Denn diese psychologisch so feinen Werke verlangen Hingabe, wenn man ihre volle Schönheit erfassen will.

Da ist zuerst „Maria am Meer" (Verlag Kösel, Kempten). Die Geschichte von dem hochgemuten Manne, der aus Treue zu seinem Freunde — um ihn vor grauenhaftester Krankheit zu befreien — zu dessen Mörder wird und dann von der Braut des Getöteten volle Lossprechung erlangt: — diese Geschichte ist völlig zeitlos. Sie könnte sich täglich ereignen. Und doch, wie umzuckt uns der fieberhafte Atem unserer Tage mit ihrer erbarmungslosen Grausamkeit, mit ihrem Sehnen, mit der Flucht in die Natur, dem Tasten im Dunkel des Zwischenreichs und mit der rührenden Einkehr in den Kindertraum patriarchalischen Lebens! Welch abgründiger Gegensatz deckt sich uns auf zwischen der frommen Einfalt der Christfeier in der Schule mit dem lebenden Marienbilde, dem Backfest in der prächtig gekachelten friesischen Küche, dem Weihnachtsabend im Hause des Deichgrafen mit dem schier greifbaren Duft von Wachskerzen, Tannengrün und braunen Kuchen — und derselben Nacht im Hamburger Hafenviertel in der Matrosenkneipe des Schäbe-Tommy. In dieser Szene — die sich dem „Nachtasyl" kühn an die Seite stellen kann — erkennen wir besonders stark die Dramatikerin. Ja, Friede Kraze ist ein Kind ihrer Zeit; und in ihrer empfänglichen, beweglichen und produktiven Seele gewinnt diese Zeit und ihre Aufgewühltheit einen erschütternden Ausdruck. Sie hat aber auch die Zeit überwunden und gewinnt sich und uns die Erlösung: durch das Herz eines jungfräulichen Kindes.

Die strömende Schöpferkraft von Friede H. Kraze hat uns fast gleichzeitig mit einem neuen Werk beschenkt, welches einen bedeutenden Schritt weiter darstellt auf dem Wege zu dem Ziel, das zu erreichen und zu verkünden die Dichterin als ihre Aufgabe erkannte. Dieser Roman hat den Titel „Das Geheimnis" (Stuttgart, Union).

Wenn das Heute erst zur Vergangenheit geworden sein wird, und wenn unsere Nachkommen die sichtende und richtende Hand auch an das literarische Erbe legen werden, das wir ihnen hinterlassen, dann wird man Friede Kraze den ihr gebührenden Platz anweisen unter denen, die Träger der zeitgeschichtlichen Gedanken sind und die ewigen Wahrheiten und Werte dieser zeitlichen Gedanken durch ethische Vertiefung und künstlerische Form zum bleibenden Besitz der deutschen Dichtung erheben.

Die Lösung der sozialen Fragen durch den Kampf, „in dem die Liebe die Waffe ist", und die Aufgabe, die der Frau in diesem Kampf zugewiesen wird — das ist das große „Geheimnis", mit dem die Dichterin sich auseinandersetzt, und das an dem persönlichen Geheimnis der Heldin Benita Leben und Farbe gewinnt.

Was in der „Hadumoth" derselben Dichterin leise anklingt, was in der „Amey" als eine köstliche Fata Morgana vor uns auftaucht: ein Spiegelbild, das Wahrheit werden könnte, aber in weiter, unerreichbarer Ferne erscheint — das hat in Benita den festen Boden gefunden. Die Überbrückung der sozialen Gegensätze durch die warmherzige, barmherzige Liebe — so wie Friede Kraze sie sich erhofft und denkt — ist in der Gestalt der jungen Benita „mit der glühenden, bereiten Seele" vollzogen. Jeder, dem unsere Jugend und in ihr unsere Zukunft am Herzen liegt, wird mitgerissen werden von dem hohen reinen Schwung, mit dem die Künstlerin es versteht, den Beruf der Frau in der Allmacht der sich ganz persönlich einsetzenden, von Mensch zu Mensch wirkenden Liebe zu erkennen und zu offenbaren.

Benita von Staudt ist ein aus süddeutschem aristokratischem Patriziat hervorgegangenes, nach Maß und Art gesegnetes Menschenkind, das durch wunderbare Verkettungen des Schicksals — eben durch das „Geheimnis" — aus dem patriarchalischen Milieu seiner frän-

kischen Heimat nach Berlin verschlagen wird und dort, unter den arbeitenden Menschen des Nordviertels, ein weites Feld für seinen Drang findet, diese Armen, Freudlosen „hineinzulieben in die Sonne". Der schwere Kampf, den sie zu bestehen hat, um das innere Widerstreben des tiefgewurzelten Mißtrauens dieser verschütteten Seelen zu überwinden — ein Kampf, der sich durch kleine vorbereitende Episoden bis zur großen Katastrophe des Lebenseinsatzes steigert, ist meisterhaft und mit unerbittlicher Wahrhaftigkeit dargestellt. Es ist ein besonderes Talent der Dichterin, ihrem Werk durch Nebeneinanderstellen von Gegensätzen ein blutwarmes dramatisches Leben einzuhauchen. So reiht sich an den fast mittelalterlichen Traum der kleinen fränkischen Stadt die packende, unübertreffliche Schilderung — nein, das Erleben — des Berliner Arbeitsdaseins. So steht neben der in einer erhöhten Welt beheimateten Benita und ihrer wundervollen Mutter — mit dem fast übermenschlichen Vertrauen auf die Kraft und auf den unerschütterlichen Glauben ihres Kindes —, so steht neben diesen großen, einfachen, man möchte sagen in kraftvoller, frommer Gotik überragenden Frauengestalten die zerklüftete, glaubensarme und ach! so liebebedürftige schwarze Walli, das in der Dogmatik der sozialen Vereinsfürsorge vertrocknete Fräulein Bender, der durch die Härte seiner Kindheit zum kalten Klassenkämpfer gewordene kluge Fritz Kuhnert. Aber auch der zerfahrene Ernst Gravenhorst, das kindlich zarte, schwächliche Vogerlin, der festere, animalisch-befangene Wolf Beckenried und noch viele andere, die alle an dem großen Liebesnetz der Menschenfängerin Benita mitflechten müssen. Nicht zuletzt der Arzt, dessen opferreiches Leben durch den Haß gegen die Aristokraten des Blutes, des Geldes und des Intellekts leer geworden ist und erst aus Benitas Fülle die Gnade reinen Menschentums empfängt.

Sehr schön — so wie wir es an ihr gewöhnt sind — spiegelt sich die Natur in den gesegneten Augen der Künstlerin und verleiht ihren Schilderungen Farbenpracht, eine Einfühlung in alle feinsten und zartesten Zusammenhänge, die sich nicht genug tun kann.

Doch wir brechen ab. Man nehme das Buch selbst zur Hand! Dem Verlag muß man übrigens Dank wissen, daß er gerade diese Erzählung seinen Lebensbüchern eingereiht hat und damit ein Licht, besonders auch in die Jungmädchenwelt, aussendet.

Kékulé von Stradonitz

*

Geld und Zins

Man schreibt uns:

Dem im Juliheft (S. 713) erschienenen Aufsatze des Herrn Hauck über den Zins wird sicherlich eine nicht geringe Anzahl der Leser zwar theoretisch zugestimmt haben, aber doch gegen ihn einwenden, daß die Abschaffung des Zinses ihnen als Unmöglichkeit erscheine, da doch sämtliche bisherigen Versuche stets gänzlich fehlgeschlagen seien. Und freilich ist das auch bei der heutigen Beschaffenheit des Geldes nicht anders zu erwarten. Keinem Geldreformator, ausgenommen Silvio Gesell, ist es bisher aufgefallen, warum das heutige Geld Zins fordert. Alle Wirtschaftsverbesserer haben bislang an der Warenseite der Wirtschaft experimentiert („die Produktion muß gefördert werden!"), niemandem ist es der Mühe wert gewesen, das Problem einmal von der Geldseite aus gründlich anzupacken.

In der Urwirtschaft der Menschheit war Geld noch unbekannt, denn jeder beschaffte sich alles, wessen er bedurfte, durch eigene Arbeit. Bei Beginn der Arbeitsteilung tauschte man die gegenseitig erwünschten Gegenstände, auch hier noch ohne Geld. Je mehr aber die Arbeitsteilung sich entwickelte, um so mehr mußte dieser direkte Tauschverkehr versagen, weil doch dafür Bedingung ist, daß jede der tauschenden Parteien auch für das einzutauschende Gut Verwendung habe. Und um diese erwünschte Arbeitsteilung zu fördern, benötigte man ein Tauschmittel, das ohne Rücksicht auf seinen Gebrauchswert den Austausch aller andern Waren vermittelte. (Bitte das Wort: Gebrauchswert beachten!) So entstand das Geld, das also nun den direkten Tauschhandel in einen indirekten umwandelte.

Dies Geld mußte nun aus einem allerseits begehrten Stoffe sein, damit es seine Tausch-

kraft möglichst überall auf der Erde behalte. Der Stoff sollte auch selten sein, damit selbst eine geringe Menge noch eine große Tauschkraft besitze. Und damit es diese Tauschkraft auf möglichst lange Zeit hin behalte, sollte es unverderblich sein (Sparmöglichkeit). Diese Bedingungen werden durch die Edelmetalle erfüllt, insbesondere durch das Gold, das sich ja auch leicht verarbeiten läßt. Das Geld ist also auch eine Ware, mittels deren ich mir alle anderen Waren eintauschen kann, nur mit dem einen gewaltigen Unterschied, daß es nicht dem Angebotszwange unterliegt. Die Waren müssen angeboten werden, weil sie sonst verfaulen, verrosten, vermodern, altmodisch werden, weil sie Kosten an Lagerung, Versicherung usw. machen. Das Geld allein kann sich infolge seiner stofflichen Beschaffenheit aus dem Verkehr ohne Schaden zurückziehen. Und die einzige Kraft, die dies streiksüchtige Dauergeld wieder in den Verkehr zwingt, ist der Zins. Der Geldbesitzer, der um ein Darlehen angegangen wird, schlägt dem Darlehenssucher, falls dieser nicht ein Mindestmaß von Zins verspricht, unerbittlich den Kassenschrank vor der Nase zu.

Wollen wir also das Zinsungeheuer erlegen, so müssen wir seine Nahrungsquelle verstopfen, nämlich die Stoffwertbeständigkeit des Geldes. Denn nicht der Geldstoff ist es, der uns am Gelde interessiert, sondern das, was wir uns dafür kaufen können. Die Kaufkraft ist es, wonach wir fragen, und zwar wünschen wir im Interesse einer stetigen Wirtschaftsentwicklung eine stetig bleibende Kaufkraft. Das heißt Währung. Und es ist die außerordentliche Tat des deutschen Geldreformators Silvio Gesell, im Freigeld die Lösung gefunden zu haben. Wenn auch das Geld, gleich allen anderen Waren, sozusagen in der Tasche verrostet, verfault, vermodert, dann wird man sich hüten, Bargeld aufzuspeichern, man wird im Gegenteil sich möglichst bemühen, es wieder loszuwerden. Und erst dann wird der Vollbetrieb der Wirtschaft einsetzen können.

Und wenn nun doch etwa noch jemand sagen möchte, daß die Freiwirtschaftslehre eine Unmöglichkeit sei, den verweise ich auf eine Äußerung des Geheimrats S. von der Deutschen Reichsbank, der kürzlich einem Vertreter der F.F.F.-Lehre erklärte: „Wir kennen die Vorschläge der Freiwirte (Freigeld, feste Währung, Besitzertragssteuer) ganz genau. Wir wissen, daß sie richtig und daß sie durchführbar sind. Aber wissen Sie denn nicht, welche Interessengruppen der Verwirklichung entgegenstehen?“

Wer einen guten Überblick über die Freiwirtschaftslehre haben will, greife zu Otto Weißleder, Die beiden Grundfehler unserer Wirtschaftsordnung. Das beste bleibt natürlich immer das Hauptwerk von Silvio Gesell: Die Natürliche Wirtschaftsordnung. Wer dies einmal ernsthaft angefangen, legt es nicht wieder aus der Hand. Dr. O Altpeter

Nachwort des Türmers. Wir geben von Zeit zu Zeit Anregungen aus diesen Kreisen gern das Wort. Aber es ist selbstverständlich, daß sich der Türmer in solchen noch umstrittenen Fragen nicht auf ein bestimmtes Dogma festlegt. D. T.

*

Querschnitt durch Zeitschriften

Zufällig kann man in den neuesten Nummern zweier weit auseinanderliegender Blätter dieselbe Klage lesen. Im „Deutschen Schrifttum“ (Weimar, Verlag Deutsches Schrifttum, Dr Hans Severus Ziegler) schreibt der Literarhistoriker Adolf Bartels, nachdem er von seinem Standpunkt aus die Macht der Gegner festgestellt hat, folgendes:

„Wir wollen uns doch nicht darüber täuschen, daß das, was sich um uns kümmert, engere und engste Kreise, immer dieselben sind; daß für unsere entschieden völkische Kulturarbeit nicht einmal die Deutschen, die deutschnational wählen, zum größeren Teil in Betracht kommen. Wir Deutsch-Völkischen sind, ob wir auch politisch stark wirken und die völkische Bewegung immer mächtiger wächst, kulturell doch nur eine kleine Gemeinde...“

Einer ähnlichen Klage begegnen wir in den „Grünen Blättern“ von Dr Joh. Müller (Elmau, Oberbayern). Da heißt es zum Abschluß des 25. Jahrgangs:

„Wenn ich auf diese lange Zeit zurückblicke, so fällt mir vor allen Dingen das eine auf, daß sich die Wirksamkeit der ‚Grünen Blätter‘ auf das persönliche Leben eines sehr großen Kreises von Menschen beschränkte, aber sich gar nicht in dem öffentlichen geistigen Leben unserer Zeit geltend machte. Es ist doch sehr verwunderlich, daß sie in so manchen religiösen, kulturellen und politischen Problemen eine ganz eigenartige Stellung einnehmen, aber man davon in all den Kreisen, die sich damit beschäftigen, gar nichts zu wissen scheint... Von den Problemen, die die Bergpredigt aufgeworfen hat, ist kein einziges jemals in den zwanzig Jahren aufgegriffen worden ... Ebenso unbeachtet blieb die Scheidung zwischen Bewußtseinskultur und Wesenskultur. So bleibt aber beinah alles unbekannt und für das allgemeine geistige Leben unfruchtbar. Es ist, als ob wir ein Geheimbund wären.“

Also derselbe Stoßseufzer dort und hier!

Es wäre nun ebenso wertvoll wie interessant, wenn diesen beiden Klagen auf den Grund gegangen würde. Hierbei würde die Vereinzelung des scharf kämpferisch ausgeprägten Adolf Bartels immerhin weniger auffallen als die verhältnismäßig geringe Wirkungsweite des ethischen Laienpredigers Johannes Müller. Haben sich beide irgendwelche Mühe gegeben, zu nachbarlichen Bestrebungen freundliche Beziehung zu unterhalten? Haben sie nicht ein gewisses Einspännertum bewußt ausgebildet?

In einer dritten Zeitschrift kann man aus nationalem Munde ein bemerkenswertes Mahnwort an die nationalen Gesinnungsgenossen vernehmen. Es ist der deutschnationale D. Traub, der in seinen „Eisernen Blättern“ (München) folgendes schreibt:

„Die Splitterrichterei völkischer Kreise über persönliche Zuverlässigkeit anderer Nationaler ist ein sehr trübes Kapitel. In kleinsten Zirkeln herrscht meistens die größte Ketzerrichterei. Sie hat nichts Gutes angerichtet, und die Vertreter der völkischen Richtung müssen sich wohl hüten, ihren großen Gedanken nicht dadurch zu beeinträchtigen, daß sie diesen Hang zur Verdächtigung pflegen.“

Wir enthalten uns jeden Zusatzes.

Endlich lesen wir in einem vierten Blatt eine ganz ähnliche, etwas weiter ausholende Bemerkung von Prof. Dr Eduard Heyck (Ermatingen), der in seinen studentischen Blättern „Fortunatus“ (Lahr, Moritz Schauenburg) folgendes feststellt:

„Jener schöne und innige, dabei doch männliche und ehrenstolze deutsche Sinn, der die Deutschen seit der Klopstockschen Zeit und immer noch in der vormärzlichen Liberalen- und Demokratenzeit beseelt hatte, schwand von der nationalen Oberfläche und aus der Öffentlichkeit hinweg. Er ging nicht unter. Aber nicht mehr zeitgemäß, nur noch als Einfalt verstanden, zog er sich in die Stille zurück, wo ihn erst die spätere Heimatbewegung wieder aufgefunden hat. Die Tüchtigen, die im neudeutschen Wesen die Art der nationalen Zukunft erblickten und ungeduldig zu ernten dastanden, waren erfüllt und geblendet vom wirtschaftlichen Aufschwung. Die unwiderstehliche Macht dieser Richtung, die den Vorrang des Geldes und seiner Verbindungen gegenüber den einstigen Werten und Auszeichnungen der deutschen Art so erfolgreich darstellte, mußte dann auch alle jene übleren Erbeigenschaften der Deutschen an die sozialgesellschaftliche Fläche bringen, zu deren Überwindung die älteren Lebens- und Gemeinschaftsformen geeignet und gutenteils bestimmt gewesen waren: die Überheblichkeit, die Nichtachtung des anderen, der nicht energisch dazu nötigt, die persönliche Gefühlsenge und Besserwisserei und nicht zuwenigst das germanische Neidingswesen.“

Es ließe sich über diese vier Auszüge eine recht ernste Betrachtung anstellen...

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers“: Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten“ mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Der hl. Georg bekämpft den Drachen

Wolf Huber

26. Jahrg. September 1924 Heft 12



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

Noch sind wir nicht verloren! Noch sind wir zu retten! Aber nur durch uns selbst. Wir brauchen zur Wiedergeburt keine fremde Geburtshelfer, nicht fremde Arznei; unsere eigenen Hausmittel genügen. Denn immer geht vom Hauswesen jede wahre und beständige und echte Volksgröße aus; im Familienglück lebt die Vaterlandsliebe; und der Hochaltar unsres Volkstums steht im Tempel der Häuslichkeit. Sie ist die beste Vorschule. Deutschheit heißt sie bei uns im großen.

Vollkraft, Biederkeit, Gradheit, Abscheu der Winkelzüge, Redlichkeit und das ernste Gutmeinen waren seit ein paar Jahrtausenden die Kleinode unseres Volkstums; und wir werden sie auch gewiß durch alle Weltstürme bis auf die späteste Nachwelt vererben.

Friedrich Ludwig Jahn

Der Patriotismus und seine Abarten

Von Prof. Dr. Karl Düsing

Als im Jahre 1914 der Ring vollendet war, den unsre Feinde um uns gelegt hatten, um uns zu verderben, und ein fernes Ereignis den Weltbrand entzündete, da zog das Volk voll Begeisterung in den Kampf. Alle Gegensätze der Klassen, aller Parteizank war vergessen. Ein einig Volk von Brüdern.

Viele Siege wurden gefeiert und jedermann feierte sie in seiner Weise. Gastwirte hingen Fahnen und Kränze aus, um die Feiernden zur Stärkung einzuladen; Kaufleute schmückten ihre Schaufenster. Manche aus reinem Patriotismus, manche aber nur in der Absicht, durch eine besonders schöne Ausstattung die Aufmerksamkeit des Publikums auf ihr Geschäft zu lenken. So erreichte auch der Geschäftspatriotismus seine Ziele.

Der Patriotismus äußert sich, wie wir sehen, in verschiedener Weise; und es wird sich verlohnen, einen Augenblick bei Betrachtung dieser Arten zu verweilen.

Als der Krieg kein Ende nahm, die Besten fielen und der Hunger die moralische Kraft zermürbte, wuchs die Zahl der Schieber und Wucherer, denn ihr Weizen blühte, je mehr die Not und die Entbehrungen des Volkes zunahmen. Eine wilde Gier nach Kriegsgewinn bemächtigte sich damals vieler Menschen bis in die letzten Dörfer. Leider sahen Regierung und Parteien jahrelang tatenlos zu, so daß dies Treiben zum wirtschaftlichen Vaterlandsverrat ausartete und an den Kräften des Volkes zehrte, bis der schwärzeste Tag anbrach, den das deutsche Volk je gesehen hat.

Während der Geschäftspatriotismus in bewußtem Egoismus den Augenblick ausnutzt, verfällt gar mancher, der sich für patriotisch hält, einem unbewußten Egoismus. Wir begehen meist den Fehler, daß wir nur mit unsersgleichen verkehren und die Ansichten unserer Standesgenossen, die wir jeden Tag hören, schließlich für die des ganzen Volkes halten, während tatsächlich die Gebildeten nur wenige Prozente des Volkes ausmachen. Wir kennen die andern Stände zu wenig, vor allem die Handarbeiter, ihre Leiden und Freuden.

Aber auch der Arme begeht diesen Fehler. Auch er denkt zuerst an sich und seinesgleichen.

So sehen und hören die meisten Menschen fast nur von ihren eigenen Interessen, die ihnen dann als die Interessen aller erscheinen. Sie handeln aus Standespatriotismus und halten sich für patriotisch, wenn sie die Interessen ihres Standes fördern. Im Jahre 1848 rief der Mittelstand: „Wir sind das Volk!" 1918 aber schrien die Arbeiter: Das Volk sind wir! So dient jeder Stand einer Minderheit, schadet dem Staat und bedenkt nicht, daß mit dem Ganzen jeder Teil leidet und daß jeder einzelne dafür büßen muß, wenn das ganze Volk geschädigt wird. Und doch ist gerade dieser Standespatriotismus die am weitesten verbreitete Abart des Patriotismus, weil sie unbewußt dem Egoismus der Menschen entspringt. —

Nun gehört heutzutage jeder Deutsche nicht nur einem Stande, sondern auch einer Partei an. Es ist diejenige Partei, von der er glaubt, daß sie allein im stande sei,

Deutschland aus seiner Not zu erretten. Er meint dem Vaterland zu dienen, wenn er die Interessen seiner Partei stützt.

Junge Leute hat man überredet, Rathenau und andere zu ermorden, weil sie sich am Wohl des Vaterlands vergangen hätten. Aber es waren Parteiführer, die man beseitigen wollte! Es handelte sich um Parteimorde und nicht um wahren Patriotismus.

Der Parteipatriotismus beruht ebenso auf Irrtum wie der Standespatriotismus; denn eine Partei, und wäre sie noch so ideal, wird allein niemals im stande sein, das deutsche Volk aus seiner Not zu retten.

Wahrer Patriotismus muß sich auch von unbewußtem Egoismus frei halten. Er muß auf das Wohl des ganzen Volks gerichtet sein. —

Das deutsche Volk wurde früher von der Jugend in der Gestalt des Kaisers gleichsam verkörpert.

Bei der Erziehung der Schüler war daher ein rein monarchischer Patriotismus maßgebend. Er kam zum Ausdruck im Geschichtsunterricht, wo der Herrscher immer im Vordergrund stand, wo in Einzeldarstellungen sich alle Ereignisse um die Person des Monarchen gruppierten, als wären sie nur von ihm ausgegangen.

Dieser monarchische Patriotismus ist anerzogen.

In einer Lehranstalt befand sich ein Buch mit fünfundzwanzig Musterbeispielen von Kaisergeburtstagsreden (Schule und Vaterland von Evers, Gymnasialdirektor. Barmen, Wiemann 1895). Diese dienten ausschließlich der Hebung der Königstreue. Sie priesen den Sieg von 1870—71, sie sangen den Ruhm des Kaisers, der Fürsten, Prinzen und Generäle, als hätten diese allein die Schlachten geschlagen. Daß Soldaten dem Tod ins Auge gesehen haben und zu Tausenden gefallen sind, ward kaum erwähnt. Im ganzen Buch war auch nicht eine Spur von Nationalgefühl zu finden!

Ich selbst aber schloß vor dem Kriege eine solche Kaisergeburtstagsrede vielleicht als erster und einziger nicht mit dem üblichen kalten Wort von Seiner Majestät, sondern mit den Worten: „Das deutsche Volk und sein Kaiser lebe hoch!" Und siehe: Es klang weit inniger und wahrer, und niemand nahm daran Anstoß!

Die Königstreue war der Patriotismus des Militärs. Für Soldaten wie Offiziere spielte der Vorgesetzte die größte Rolle. Ihre Gedanken hafteten an der Person des höchsten Vorgesetzten, an der Person des Kaisers.

Der monarchische Patriotismus artet leicht in Hurrapatriotismus aus, der dazu neigt, seine Feinde zu unterschätzen, der oft nur aus äußerlichem Patriotismus besteht und im Unglück versagt. Er haftet eben zu sehr an der Person des Monarchen. Wird dieser besiegt, so fällt seine Stütze. Als Preußen im Jahre 1806 geschlagen wurde, verlor er seinen Halt, und die meisten Generäle übergaben ihre Festungen kampflos dem Sieger! Dasselbe Trauerspiel wiederholte sich im Unglücksjahr 1918, wo alles kopflos und haltlos zusammenbrach, weil es an innerer Kraft fehlte. Höhnisch lachten die Feinde. Und in der Tat ist bei andern Völkern der Patriotismus als Nationalgefühl fest in der Seele verankert und hält auch im Unglück stand.

Die Königstreue gilt nur für die enge Begrenzung des Staates. Für jede der zwei Dutzend Monarchien, aus denen das Deutsche Reich bestand, hatte sie eine andere Bedeutung. In manchem deutschen Staat war sie zwiespältig. Sollte der König oder der Kaiser Gegenstand der Liebe und Treue sein?



Was wird aus der Königstreue, wenn der Monarch sich unbeliebt macht? Oder wenn jemand auswandert? Und die deutschen Schweizer und Deutschamerikaner?

Die Frage, ob das äußere Gewand des Staates monarchisch oder republikanisch sein soll, wird hierbei nicht berührt. England ist ein Königreich, und doch hat der Engländer ein sehr stark entwickeltes Nationalgefühl. Jedenfalls haben wir Deutsche jetzt wichtigere Aufgaben, als uns um das äußere Gewand zu zanken. In der Zeit der Not ist es heilige Pflicht, den innern Frieden zu wahren.

Der Fehler, den wir begingen, lag darin, daß wir zu ausschließlich das monarchische Gefühl pflegten; wir hätten das Nationalgefühl, das unser ganzes Volk umfaßt, nicht vernachlässigen dürfen. Das hätte in der Not nicht versagt! —

Das Volk wird nicht nur in der Person des Monarchen verkörpert, sondern auch durch den Staat in eine Einheit zusammengefaßt. Der Staat ist eigentlich nur ein Mittel, das dem Wohl des Volkes dienen soll. Aber wie so oft, so ist auch hier im Laufe der Zeit aus dem Mittel der Zweck geworden.

Im alten deutschen Reiche hatten sich in Deutschland und Italien im Laufe der Zeit Staaten gebildet. Mit der Schwächung der Kaisermacht erstarkten diese immer mehr, und ihre Politik war darauf gerichtet, nicht das Reich, sondern sich selbst zu erhalten und zu vergrößern.

Rücksicht auf Nationalität war unbekannt. Länder und Völker wurden vererbt, wie man Möbel oder andere Dinge verteilt. Das Volk war offenbar nur des Staates wegen da, und der Staat erschien als das erhabenste irdische Gebilde, dessen erster Diener der Monarch war. So entstand der Staatspatriotismus, der auch heute noch vorhanden ist.

Während der monarchische Patriotismus sich zur Begeisterung aufschwingen kann, beruht der Staatspatriotismus lediglich auf Gehorsam. Der Bürger, besonders aber der Beamte fühlt sich als Mitglied eines großen verwickelten Mechanismus, in dem jeder einzelne Teil seine Pflicht tun muß, wenn nicht das Ganze in Verwirrung geraten soll. Der Staatspatriotismus sieht in Gehorsam und Pflichterfüllung seine höchsten Ziele.

Aber die Pflicht ist kalt und kann niemals die innere Glut des wahren Patriotismus ersetzen. Daß sie mit ihm sogar in Widerspruch stehen kann, sei an einem Beispiel dargetan:

Die von Bismark ins Leben gerufene Ansiedelungskommission in Posen hatte den Zweck, im Osten polnische Güter zu kaufen, um sie an Deutsche zu verteilen.

Zugleich war aber auch eine Generalkommission in Bromberg tätig, die im allgemeinen den Auftrag hatte, Güter zu kaufen, zu zerteilen und an Kleinbauern als Rentengüter zu vergeben. Es war ihr also nicht ausdrücklich befohlen, daß dies deutsche Bauern sein müßten.

Ein echter Bürokrat aber besitzt Patriotismus nur auf Befehl von oben.

Während die eine Kommission polnische Güter ankaufte und deutsche Bauern ansiedelte, kaufte die andere deutsche Güter und siedelte nicht nur deutsche, sondern auch Polen an. Im Jahre 1893 hat letztere doppelt so viel Polen angesiedelt als erstere Deutsche!

Als man der Generalkommission dies Verhalten vorwarf (Tägliche Rundschau 1894 und andere Zeitungen) erklärten ihre Leiter erstaunt und entrüstet, daß sie ganz korrekt und als pflichtgetreue Beamte gehandelt hätten!

Nun sei gestattet, auch ein eigenes Erlebnis zu berichten: Es war im Frühjahr 1914, als in Kiel auf allen Schulen die Erinnerung an die Erstürmung der Düppler Schanzen und an die Befreiung des Landes von der dänischen Fremdherrschaft gefeiert wurde. Diese Feier geschah auf Verfügung des Kultusministers. Aber vergebens warteten wir Lehrer der Maschinenbauschule auf eine Mitteilung des Handelsministeriums, dem wir unterstellt sind. Sie kam nicht!

Es ist eben verkehrt, immer auf Befehle zu warten und nur ja ängstlich darauf bedacht zu sein, daß man „nach oben gedeckt" ist. Aus eigener, innerer Kraft muß der Deutsche handeln lernen, wenn Volk und Vaterland rufen! Sie sind unsre höchsten Vorgesetzten. —

Von innen heraus also muß der Patriotismus zu uns sprechen. Da ist es vor allem die Liebe zum Vaterlande, die Liebe zur Heimat, die in unserm Herzen wohnt. Monarchischer und Staatspatriotismus sind anerzogen, die Heimatliebe aber entspringt ohne Einwirkung von außen unserm Innern. Sie wohnt in der Brust aller Völker, und selbst die öde russische Steppe ruft im Russen die Liebe zu ihr wach.

Vielleicht darf ich noch ein kleines Erlebnis hinzufügen: Meine Kinder wuchsen in Kiel am herrlichen Strand der Ostsee auf, wo die Buchenwälder sich im Meere spiegeln, wo die Sonnenstrahlen lustig auf den Wellen glitzern, wo das Meer rauscht und die Buchen flüstern.

Hier war ihre Heimat! Hier stiegen sie jauchzend ins Wasser! Hier tummelten sie sich mit ihren Gespielen!

Da wurden wir während des Krieges nach Magdeburg versetzt, und gegen das meerumspülte Kiel erschien ihnen das Häusermeer dieser Großstadt kalt und fremd. Bald darauf mußte eins meiner Kinder für die Schule einen Aufsatz schreiben: Über die Heimat!

Und die junge Seele schrieb:

„Weit in der Ferne steh ich einsam. Mein Herz ist traurig, denn ich bin entrückt von der alten, lieben Heimat, und sehne mich zurück nach den schönen Wäldern der Ostsee, deren Fuß das wirbelnde Meer umspült. An euch, ihr Buchen, denk ich! Und an dich, du ewiges Meer!

Im Geiste seh ich mich am Strande sitzen. Auf einem Hügel unter hohen Buchen und spähe auf die weite See. Vor mir liegt das wellige Wasser, in dem sich die Sonne goldig glitzernd spiegelt. Da hebt sich eine leichte Brise und wirbelt das Wasser zu leichtem Schaum. Die Wellen nähern sich und umspülen schmeichelnd die Steine des Strandes. Ihr Rauschen klingt wie Melodie. Es ist das Lied der Heimat!"

Und die Sehnsucht nach dem Land ihrer Jugend klang in die Worte aus: „Leise rauschen die Buchen und heben ihre Äste wie im Gebet zum Himmel. Auch ich hebe meine Arme in Sehnsucht empor und rufe flehend: O Heimat, süße Heimat! Nimm mich wieder auf!"

Ja! Tief in der Menschenseele liegt die Heimatliebe. Selbst in der Fremde und nach vielen Jahren geht sie dem Deutschen nicht verloren. Und wenn er heimkehrt,

sieht er jauchzend Deutschlands hellen Strand. Seid mir willkommen, grüne Höh'n! Du deutscher Wald! Dich grüße ich! O Heimatland! Wie bist du schön! —

Überwiegt freilich die Heimatliebe, so birgt sie die Gefahr in sich, daß sie den Blick verengt und zum Lokalpatriotismus und Partikularismus herabsinkt. Auch die Heimatliebe darf uns nie vergessen lassen, daß das ganze große Vaterland unsere deutsche Heimat ist, die Schutz und Schirm für alle bieten soll, und daß wir einem großen, hervorragenden Volke angehören. Dies Nationalgefühl wurzelt in uns selbst, in dem Bewußtsein unseres eignen Wertes. Es ist veredeltes Selbstbewußtsein und hat seinen Ursprung im Selbsterhaltungstrieb der Menschen, denn jeder hat das Bedürfnis sich als Teil eines großen Ganzen zu fühlen.

Das Nationalgefühl ruht als Selbstachtung in der Brust eines jeden Menschen, und niemand kann sich ihm entziehen. Es ist ein einigendes Band, das sich um hoch und niedrig, um das ganze Volk schlingt. Auch um die Deutschen im Ausland! Daher gibt es nur einen wahren Patriotismus, und das ist die Liebe zum deutschen Volke! Man soll nicht nur vom Vaterland reden. Mehr vom deutschen Volke! Das ist das Wort, das arm und reich versteht. Das Nationalgefühl soll frei von Standesinteresse und Parteigeist sein. Es ist ein Familiengefühl großen Stils.

Nimmt man einem Menschen die Selbstachtung, so verliert er auch sein Nationalgefühl. Den Lumpen fehlt es. Wer Ehrgefühl genug hat, wirft seine Waffe nicht fort und beugt sich nicht vor einem fremden Volke. Patriotismus ist Ehrgefühl.

Es ist die Pflicht der Gebildeten, das Ehrgefühl der Handarbeiter zu schonen und zu heben. Sie sind dankbar für jede Achtung, die wir ihnen erweisen. Damit wächst auch in ihnen die erhebende Gewißheit, einem tüchtigen Volke anzugehören, und die Gebildeten werden ihrer Aufgabe gerecht, die Veredelung ihres Selbstgefühls auf alle Brüder unserer großen Familie, auf unser ganzes Volk zu übertragen und in allen das Bewußtsein des inneren Wertes zu heben!

Die Selbstachtung stärkt den Charakter und verleiht uns innere Kraft. Man sollte nicht nur sagen: Gedenke, daß du ein Deutscher bist! Denn wenn man erst darüber nachdenken soll, ist es längst zu spät. Es muß heißen: Fühle, daß du ein Deutscher bist! Unwillkürlich muß man danach handeln! Ebenso wie das Bewußtsein, daß man ein Mensch ist oder daß man zur weißen Rasse gehört, so soll auch die nationale Selbstachtung dem Volk in Fleisch und Blut übergehen. Sie muß zu einer inneren Kraft, zu einer sieghaften Selbstverständlichkeit heranwachsen.

Und wir Deutschen haben ein Recht auf Selbstachtung. In keinen Lande der Welt ist die Bildung so allgemein im Volk verbreitet wie in Deutschland. Kein Volk hat auf allen Gebieten so große Leistungen aufzuweisen wie wir. Kein Volk hat so viele der berühmten Nobelpreise errungen wie wir.

Allen Völkern gingen wir voran in den Werken des Friedens, in Wissenschaft, Kunst und Technik. Kein Volk hat in der Arbeiterversicherung so viel geleistet wie wir. Wir sind in Wahrheit die erfolgreichsten Träger des Fortschritts und der Kultur.

Darum hat Haß und Neid die Völker verbunden, um uns zu verderben. Eine Welt von Feinden vermochte uns nicht zu besiegen, bis uns der Hunger niederzwang.

Da zeigte sich die wahre Natur unserer Feinde! Angeblich wollten sie Kohlen an der Ruhr holen. In Wahrheit sind sie unter einem nichtigen Vorwand eingedrungen,

um das arbeitende deutsche Volk an seinem Lebensnerv zu treffen und zugrunde zu richten. Durch eine empörende Behandlung reizten sie das Volk, um einen Grund zur Vernichtung zu haben.

Dort sahen wir unser Volk in seiner höchsten Not von seinen Unterdrückern gepeinigt. Wenn sie es bezwungen hätten, so würde dies einen Kulturrückschritt der Menschheit bedeutet haben.

Doch an Rhein und Ruhr erlebten wir ein einig Volk von Brüdern. Wie das Nationalgefühl das Volk zusammenschweißt, so vereinigt die Empörung über die brutale Behandlung einer friedlichen Bevölkerung hoch und niedrig zu gemeinsamer Abwehr. Ein Volk kann nur dann siegen, wenn ein gemeinsames Gefühl arm und reich, hoch und niedrig fest zusammenhält!



Deine Heimat

Von Renate Gräfin von Stosch

Ein Windhauch wellt die Felder,
Wie wiegt das Glück oft schwer!
Von ferne warten die Wälder,
Und Gold rinnt über sie her.

Rinnt röter über die Ähren,
Durchleuchtet den Kiefernbestand,
Bis daß der Abend die schweren
Blauschatten am Wegrand fand.

Und wo in schimmernden Tönen
Der Himmel rührt am Klee,
In Fluchten über die Lehnen
Als Silhouette ein Reh!

Noch singt die Sense im Grunde
Den Halmenwald zur Ruh' —
Das Glück der wandernden Stunde
Ist deine Heimat — bist du!



Albrecht der Bär

Federskizzen von Karl Demmel

Albrecht von Ballenstädt, dessen Haupt markig aus der Schuppenhülle ragt, steht vor dem neugewählten Kaiser Lothar: „Du hast mich rufen lassen, Kaiser." Lothar bittet seinen treuesten Vasallen, Platz zu nehmen. Albrechts herrliches Profil schneidet sich scharf in den Ausschnitt des halbrunden Fensters. Draußen vor der kaiserlichen Burg liegt hoher Schnee.

„Höre, Askanier, die betrübliche Kunde: Otto von Mähren ist seines Herzogtums von Sobislav beraubt worden. Er trieb ihn selbst vom väterlichen Stammsitz herab. Du kennst Sobislav, der einst mit uns im Bunde gegen Kaiser Heinrich war."

Albrecht bewegt zustimmend den schönen Kopf.

„Otto bat mich um Hilfe, daß ich ihn in seine Rechte wieder einsetze; und, wie er selbst kündet, ist der Kampf gegen Sobislav mit wenig Reisigen aufzunehmen. Man wird die Deutschen als Befreier in Böhmen begrüßen. Willst du folgen?"

„Meine Vasallen und ich stehen dir gehorsam bereit, Kaiser. Für das, was Recht bedeutet, schlägt sich stets mein Arm. Und wo Gewalt Vernichtung bringt, die nicht von Gott gewollt ist, setze ich mein Leben nicht ein."

„Also, du folgst mir, Bär?"

„Ich folge dir in alter Treue, Kaiser!"

* * *

Wochenlang schon reitet das Heer des deutschen Kaisers gegen das böhmische Gebirge. Dreitausend Kämpfer ziehen hinter ihm. Albrecht der Bär an der Seite des Kaisers, den er einst selbst nach Heinrichs V. Tode in Italien mit wählte.

Die Pferde stampfen durch fußhohen Schnee. Und immer noch schneit es vom Himmel. Zweihundert Reiter sind dem Zug voran und schaufeln im Gebirge den Weg frei.

Drei böhmische Reiter fegen über das Gelände, grüßen ehrerbietigst den Kaiser: „Gesandte vom Herzog Sobislav!"

„Was soll's?"

„Der Herzog weiß, daß der deutsche Kaiser durch unsere Übermacht eine schmähliche Niederlage erleben wird. Ehe er zum Schwert greifen muß, sollen wir zum Letzten versuchen, die Fehde friedlich beizulegen."

„Niemals!" sagte voreilig der Bär.

Der Kaiser ist rasch entschlossen und gibt Weisung an Sobislav: „Sagt Eurem Herzog, daß die Deutschen nicht gewillt sind, die Sache friedlich beizulegen. Saget ihm aber auch, ob er nicht wüßte, was Graf Albrecht von Ballenstädt für ein Degen sei."

Die Reiter wenden sich und jagen ihre Rosse durch den Schnee.

„Lachhaft," sagt Albrecht zum Kaiser, „er wird sich täuschen!"

* * *

Ein kaiserlicher Reiter kommt nach Stunden weiteren Weges gesprengt: „Zweihundert Recken, die den Weg bereiten, liegen tot!"

„Du lügst“, wirft der Bär ein.

„Nein, im Paß liegen sie starr im weißen Schnee.“

„Verrat?!“ fährt der Kaiser auf.

„Verrat!“ ruft der Bär nach hinten über seine Vasallen.

„Laß mich an den Feind, Kaiser!“

„So reite!“

Der Bär trabt mit seinen Rittern. Vor dem Engpaß ziehen sie, den Kampf erwartend, die Visiere herunter. Hier liegen die zweihundert Recken auf weißem Waldboden. Totgeblutet!

Albrechts Reiter streben dem Engpaß zu. Was war das? Pfeile fliegen durch das dichte Berggehölz. Albrecht hebt einen Augenblick das Visier, ermuntert seine Schar: „An den Feind!“

Die askanischen Reiter sinken. Des Kaisers Heerschar trifft während des Kampfes ein, reitet todesmutig auf die aus dem Wald brechenden Böhmen. In der Bergeinsamkeit sterben sie zu Hunderten. Daheim wird ein Wehklagen der Frauen.

„Ergebt Euch!“ ruft ein böhmischer Adliger Albrecht an. „Zwanzigtausend Reiter bringen euch Verderben!“

„Rechnen wir fünf auf einen“, gibt Albrecht zurück.

Das Schwerterklirren klingt hart und schrill. Funken stiebt der blanke Stahl. Um Albrecht fallen seine Getreuen: Graf Milo von Ammensleben, Gebhardt von Querfurt, Berengor von Quenstedt, Berthold von Achen, Walter von Arnstedt, Hartung von Schauenburg und nun mit durchrissenem Herzen Graf Adolf von Holstein. Dann sterben die Reisigen des Bremer Bischofs. Der Kampf tobt grausam.

Die Vasallen, nur noch ein kleines Häuflein, ringen verzweifelt. Otto von Mähren reitet jetzt an die Schar seiner Feinde heran. Ein Slawe durchbohrt ihn. Andere Waffenknechte fallen tot über ihn her.

Albrecht schlägt sich als Letzter. Zehn Böhmen reiten auf ihn zu. Drei fliegen blutend zur Seite. Dann fällt Graf Albrecht vom Pferde. Man bindet ihn. Er knirscht mit den Zähnen: „Durchrennt mich lieber! Laßt mich nicht lebend neben den Toten meines Adels stehen!“

Die slawischen Reiter führen ihn weg.

Der Kaiser selbst sieht den Bär gefangen. Er wirft sich wütend wie ein Tiger in die Schlacht. Aber die Böhmen gewinnen zuletzt durch Übermacht.

Der Burggraf von Magdeburg, Heinrich von Groitzsch, vermittelt zwischen dem Kaiser und Sobislav. Der Kaiser erkennt feierlich den Böhmen als Herzog an. Dieser küßt Lothar untertänigst den Schuh. Die Fehde ist beendet. Den Gefangenen werden die Fesseln wieder zerschnitten. Die Deutschen ziehen mit den Leichen der Vornehmen, die auf roh gezimmerten Schlitten liegen, zurück ins Sachsenland.

* * *

In das Sommerblau der Harzberge ragt die Burg des Askaniers. Tief drunten plätschert das Flüßchen Selke hin. Die Wälder stehen am Berg im dichtesten Grün. In der Burg ist Frieden. Die Mägde sitzen bei emsiger Arbeit in ihren Kemenaten.

Auf dem Hofe werden die Pferde um den Brunnen geritten. Knappen üben sich im Armbrustschießen. Im Gemach der Markgräfin Mechtild, die aus dem Hause

Plötzkau stammt, sitzt ihr Gemahl, Graf Albrecht. Schwert und Schilde zieren jetzt die Wände des Rittersaales. Die Gräfin, im Schmuck der Perlenhaube, lehnt lässig im weiten Sessel. Kissen liegen einladend auf den Schemeln. An den Wänden prangen Teppiche und schwere Truhen.

Die Gräfin hält die beiden Hände ihres Gemahls mit den ihren: „Laß gut sein, Albrecht, erzürne nicht den Kaiser, um die Nordmark! Wir haben ja genug an dem, was um unsere Burg ist."

„Nein, mein Weib, ich habe rechtlichen Anspruch auf dieses Gebiet. Du weißt, Heinrich von Stade war der Mann deiner Schwester: Man will nun auch ihr das Letzte nehmen. Udo von Freckleben, der wahrscheinlich vom Kaiser über die Nordmark eingesetzt wird, kämpft wenig ritterlich. Schon in Goslar, auf dem Reichstag, sah er mich mit mißtrauischen Augen an."

Die Abendsonne schillert im brokatenen Gewand der Gräfin.

„Albrecht, an friedliche Arbeit mußt du auch einmal denken. Was dann, wenn du bleiben solltest?"

„Der Bär bleibt nicht, Mechtild!"

Er reißt sich aus ihrer Umarmung los. Der Burgvogt läßt sich durch einen Edelknaben melden; tritt dann näher.

„Nun, Vogt, was für Kunde?"

„Ein Reiter brachte Nachricht, daß der Kaiser zur abermaligen Belagerung vor Speyer zog."

„Es ist gut, Vogt. Dann, Mechtild, rücken wir noch heute abend aus. Der Freckleben darf nicht neben mir stehen!"

Die Gräfin schluchzt: „Du bist hart mit mir, Albrecht. Bin ich dir denn gar nichts?"

„Auf Weibertränen darf der Kriegsmann nicht hören!"

Albrecht steigt die Stufen herab vom Burghof, um Weisungen zum Ausritt zu geben.

* * *

Nur im Turmwartfenster der Hildagesburg vor Wolmirstedt brennt noch Licht.

Die Vasallen des Bären sind rings um die Burg her aufgestellt. Die Nacht webt dichte Schleier.

Leise arbeiten sich die Reisigen heran. Manche ertrinken dabei in der „Ohre". Dann wirft das Kriegsvolk Leitern an die Ringmauer, stürmt mit Streitäxten an. Doch die Askanier müssen zurück. Die wenigen Burgmänner schlagen mit wuchtigen Armen um sich.

Albrecht führt zum zweitenmal die Stürmenden. Es gelingt! Die Burghöfe starren von Knechten Albrechts. „Streckt die Waffen, Vasallen des Freckleben!"

„Nein!"

„Ergebt euch, dann geht ihr aus und seid frei!"

„Wir beugen uns nicht, auch nicht vor dem Ballenstädter Bären!"

„Man lege Flammen um die Burg! Mag euch der Freckleben gebraten fressen, wenn er kommt."

Meilenweit leuchtet das Feuer durch die Nacht. Graf Albrecht sieht, wie die Türme und Gemäuer stürzen: „Das ist für die Schande, die du mir tatest, Udo."

„Laßt alles brennen, Knechte. Haltet euch jedoch wacker für den Sturm auf Gundersleben!"

* * *

Heinrich der Löwe, die Adlernase kühn aus dem Schuppen-Kopfpanzer reckend, wandelt mit seinem alten Feinde, dem Bären, im Rittersaal der Askanierburg auf und ab.

„Du mußt mir jetzt helfen, Bär! Die Wenden haben ihren Schwur nicht gehalten. Du weißt, daß ich im Winter die Slawen schlug, daß ich Burg Wurle mit Schleudermaschinen niederlegte, weißt auch, daß ich Wartislaw bändigte, daß er seinen Wenden voran mit über dem Nacken gebundenen Schwert zu mir ins herzogliche Lager kam und daß auch Pribislaw sich vor mir demütigte."

„Ich weiß es, Löwe. Und nun?"

„Es ist noch kein Jahr vergangen und schon greift Pribislaw wieder zum Schwert und die Wenden errichten abermals ihre Heidenaltäre. Du mußt hier helfen, da die Wenden auch deine Feinde sind. Denk' an Havelberg und an Brandenburg!"

Beide stehen nun auf dem Söller des Rittersaales und lassen den Blick tief ins Selketal gehen: „Du regierst ein herrliches Stück Erde, Albrecht!"

Albrecht ist in Gedanken versunken; er weiß nicht, ob er dem Löwen gegen die Wenden zu kämpfen trauen kann. Er mustert von der Seite des Löwen knochiges Gesicht, sieht ein gutmütiges Leuchten in diesen Augen. Dann spricht der Markgraf: „Da es um Gottes Sache geht, gut! Treue um Treue, Löwe, hier meine Hand! Ich helfe!"

„Ich danke dir, Bär. Also höre, wie wir die Wenden packen wollen: Waldemar von Dänemark hat mir versprochen, mit einer Flotte die Küsten Pommerns anzugreifen. Du marschierst von Süden her, während ich meine Vasallen von Westen heranbringe."

„So zwingen wir das Slawenpack am sichersten, Welfenherzog."

„Wir wollen dann die Heere zum Ausritt befehlen lassen."

Beide gehen festen Schrittes zurück durch den hohen, dumpfen Rittersaal.

* * *

Die Wendenburg Malchow raucht noch in ihren massigen Trümmern. Wartislaw steht vor Heinrich und Albrecht von neuem gedemütigt. Das wendische Heer drückt sich um die Trümmer herum. Gefangen!

„Euer Bruder hat den versprochenen Frieden nicht gehalten. Wartislaw. Wo steckt er?"

„Ich weiß es nicht, Herzog!"

„Du lügst, Schurke!"

„Gott helfe mir, ich sage die Wahrheit, sowohl ich ein getaufter Christ bin."

„Falscher Wende, meinst du, du könntest uns das glauben machen?"

„Ich will meine Hand dafür ins Feuer legen!"

„Bär, was machen wir mit diesem?"

„Aufknüpfen!"

„Packt ihn, Knechte," befiehlt der Löwe, „sein falsches Gesicht dreht mit der Schlinge auf die Veste!"

Wartislaw kniet bleich und betet zu seinem Gott. Das wendische Heer ballt die Fäuste, — — — es ist gefangen.

Fünf Vasallen hängen den Fürsten an einem Baum auf. Als dieser seinen Geist aufgibt, stürzt das Tor der Burg Malchow in sich zusammen.

Albrecht und Heinrich steigen zu Pferde.

* * *

Frauen und Kinder der Wenden werden durch ihr Land im Heereszuge der Sachsen mitgeschleppt. Ihre Männer und Väter sind von den Knechten erschlagen. Ostwärts geht der Zug gen Wolgast. Albrecht reitet mit dem Löwen dem Heere voran. Die wendische Hügelstadt Gützkow liegt vor ihnen.

„Seht, Herzog, wie man das Werk unseres großen Otto von Bamberg belohnt hat! Heidenaltäre prangen wieder auf dem Berge!" spricht der Markgraf von Ballenstädt.

Der Zug des Elends und des Grauens zieht um die ausgestorbene Stadt herum.

Die Männer von Gützkow liegen in den Wäldern im Streit mit den deutschen Vorhuten. Die Frauen fallen in die Knie vor dem Löwen und dem Bären:

„Gebt uns diese ausgestorbene Stadt als Heimat, Herren!"

„Ihr errichtet eurem Triglaff dann wieder Altäre, falsche Brut!"

„Wir sind Christen, ihr Herren." Dabei kommen sie näher mit ausgestreckten Händen zu den Fürsten.

„Jagt sie in die Sümpfe, wenn sie aufrührerisch werden, Vasallen!"

„Brennt die Stadt an, daß der Wendengott seinen Zorn zeige!" befiehlt der Löwe.

Die Flammen prasseln. Der Wendengott läßt alles geschehen. Seine Altäre rauchen. Die Frauen hoffen auf Wunder ihrer heimlich angebeteten Götzen. Es geschieht keines. Die Häuser fallen zusammen.

Der Zug geht weiter durch die dunklen wendischen Wälder.

* * *

Graf Albrecht kommt vom Gebet in der Gruft seiner ersten Gemahlin zum Rittersaal.

Seine Söhne und Töchter sind um ihn versammelt. Ihre Mutter Sophia, im einfachen Gewand der Pilgerin, erwartet den Gemahl. Im Burghof stehen die gesattelten Pferde, die das Paar ins Morgenland tragen sollen.

Der Graf nimmt Platz, seine Kinder setzen sich um ihn her. Der Graf richtet seine Worte an seinen Sohn Otto, den er ermahnt: „Wenn wir nicht wiederkehren, dann bleibe deinem Gotte treu! Sei milde gegen dein Volk, ehre die Geistlichen. Halte dich gut mit dem Erzbischof von Magdeburg! Diene treu dem Kaiser, wie ich vier Kaisern gedient habe." Nun bebt des Bären Stimme: „Jedoch das Heidentum vertreibe mit Feuer und Schwert! Baue aber auch Wohnstätten, damit das Land sich in neuem Hoffen emporrichte. Denn das Land ist müde gekämpft. — Nun lebt wohl, bis einst unser Fuß diese Halle wieder betritt."

Die Eltern umarmen und küssen ihre Kinder.

Im Burghof steigt der Graf mit seiner Gemahlin zu Pferde.

Die Schwester der Gräfin, Beatrixe, Äbtissin von Quedlinburg, segnet das Paar: „Fahret denn in Treue und Liebe zum heiligen Grab! Gott sei mit Euch auf allen Wegen!“

Ein langer Pilgerzug reitet im Morgengold durch das Selketal …

Die Burgglocke klingt ihnen nach …



Am Meer

Von Karl Bleibtreu

Kennst du das Meer?
Sein Urgeheimnis im Polypenreich
Schläft unter Seegras, einer Perle gleich.
Kalt sind die Wogen, doch sein Herz schlägt weich
Und gramesschwer.

Des Menschen Ohr
Vernimmt aus Muscheln einen fremden Laut
Wie fernes Klagen einer Nixenbraut,
Die einst das fromme Sonnenlicht geschaut,
Das sie verlor.

* * *

Die unendlichen Gewässer singen zu der Ruder Schritt,
Wo zuvor des Blitzes Messer mörderisch die Nacht durchschnitt.
Singt die heilige Cäcilie in den lichten Meerestraum?
Wie von Blüten ihrer Lilie wird das Boot betupft von Schaum.
Dieser Töne Jakobsleiter baut sich in das Firmament,
Und die Seele klettert weiter, bis sie Gottes Antlitz kennt!

* * *

Weiß wogt das Meer, von Weltensturm umweht.
Schwarzweiß die Nacht, ein uferloser Traum.
Ein Fragen zitternd durch die Seele geht:
Bin ich nicht selber Welle, Mond und Baum?

* * *

Wie ein Dom erhabner Stille ruht das Meer, von Gott durchsonnt.
Scharlachbaldachin mit goldnen Schnüren schwebt am Horizont.
Brandung tönt wie Messeläuten, Meerespredigt murmelnd raunt —
Und Vinetas Osterglocken hört das Herz, in Furcht erstaunt.

* * *

Des Schneebergs Zinnen vergoldet des Morgens heilige Pracht,
Goldkronen werden dem Greise huldigend dargebracht.
Millionen Funken hüpfen vor ihm am Meereskap,
Er lächelt nur erhaben auf stürmischen Gruß herab.
Doch warf um seine Schultern der Abend den Purpur her —
In Nacht und Schnee und Schweigen versinken muß auch er.

* * *

Zu einem Punkt schrumpft ein der Scheibe Glanz,
Wie überm Wasser eines Glühwurms Tanz.
Ein ferner Stern der Sonne Scheiden krönt,
Der überirdisch mit der Nacht versöhnt.
Des Schiffers Auge nicht mehr ziellos schweift,
Der fester nun zum Steuerruder greift.
Melodisch fließt die Flut im Windeswehen
Zu einem Land, das wir im Traum gesehen…

Friedrich Ludwig Jahn als Geistesmacht

Von Dr. Alfred Seeliger

Große Männer totschweigen oder als einseitig beschränkt und damit harmlos und ungefährlich hinzustellen, war je und je ein beliebtes Kampfmittel für unvornehme, unebenbürtige Gegner. So erging und ergeht es Jahn bis auf den heutigen Tag. Daß er zumeist der „Turnvater" genannt wird, das ist kein Zufall! Es ist vielmehr ein schlaues System am Werk, um den Großen, Starken, Tiefen, Schöpferischen und Heldenhaften des für alle unvaterländischen Deutschen Gefährlichen zu berauben. Man glaubt in diesen Kreisen sehr klug zu verfahren; denn da das Turnen ja eine recht löbliche Sache ist, klingt es nach gerechter Anerkennung und Wertung eines verdienstlichen, aber sonst ziemlich unbedeutenden Mannes. Seit dem Tode des herrlichen Kämpfers, Dulders und Forschers im Jahre 1852 wird frevelhaft in diesem Sinne an ihm und seinem Andenken gehandelt. Wenn heut eine machtvolle völkische Welle durch die deutschen Lande geht (ich betone hier ausdrücklich, daß damit keine politische einzelne Partei gemeint ist, denn die völkische Bewegung geht durch sämtliche politischen Parteien), so ist sie letzten Endes zurückzuführen auf Friedrich Ludwig Jahn.

Gewiß, er war der Begründer des hochbedeutsamen deutschen Turnwesens. Er schrieb ausgezeichnete Bücher hierüber und trug Unermeßliches zur körperlichen Ertüchtigung unseres Volkes bei. Aber damit allein ist seine eigentliche Bedeutung völlig verkannt, ja geradezu entstellt und ins Unbedeutende hinabgezogen. Er ist unendlich viel mehr und größer. Er ist der Schöpfer des Begriffes „Volkstum" und weiterhin des „Völkischen". Er hat tiefgründig über diesen Begriff gedacht, gesprochen und geschrieben. Er hat ihm einen wundervollen Inhalt und ein durchgeistigtes Richtziel gegeben. Er kann in gewissem Sinne als der Begründer des neuzeitlichen, wissenschaftlich unangreifbaren Volksstaates angesehen werden. Das bedeutet aber angesichts des durch verschiedene religiöse Bekenntnisse, Stammesverschiedenheiten, dynastische, geographische Trennungslinien so zerrissenen deutschen Volkes eine Tat von unübersehbarer Tragweite. Jahn rückt damit ohne weiteres in die Reihe der für unser Volk wichtigsten Geister. Und gerade heut, nach dem Versailler „Vertrag", der Deutschland das Kaisertum, das Heer, die Flotte, die Kolonien, das Geld, die Reichseinheit, die Selbständigkeit und tausend anderes Herrliche genommen hat, ist doch das Volkstum das Einzige, was uns an rettenden Banden, an Mörtel, an Pfeilern, Brücken und Anker geblieben ist.

Gewiß hat Jahn tiefgründig nachgedacht und geforscht und mit Hilfe seines scharfen Verstandes und kritischen Urteils, sowie seiner umfassenden Studien und Kenntnisse rein intellektuell Mächtiges geboten. Aber darin liegt nicht die Erklärung seiner geheimnisvollen, zauberhaften Persönlichkeit und Wirkung. Nein, es war der dämonische Wille, die „Totalität" des gewaltigen Mannes. Wir wissen heut, daß die Priorität des Willens vor dem Intellekt biologisch zu den bestbegründeten

Wahrheiten gehört. Darum hat ja Schopenhauer auch als Naturforscher so Bedeutsames geleistet, weil er dies als Erster erkannt und klassisch geprägt hat. Der starke, ungebrochene, wahrhaft männliche Wille macht Jahns eigentliches Wesen aus, das Tiefste seines Gemüts.

Der Wille und das Gemüt! Sagte nicht sein herrlicher Zeitgenosse Fichte, daß Siege nicht durch die Stärke der Arme und die Schärfe der Waffen, sondern durch die Macht des Gemüts erfochten werden? Nur vom Gemüt und Willen her können wir Jahn verstehen und begreifen. Die Stärkung des Volkstums war ihm gleichsam die Brennlinse, durch welche alle materiellen und geistigen Kraftstrahlen für sein Handeln gesammelt wurden. Von hier aus ist auch nur sein Wirken für das Turnen in deutschen Landen aufzufassen. Im Gegensatz zu dem einseitigen, undeutschen Sport der heutigen Tage, verstand Jahn unter Turnen etwas höchst Umfassendes, Harmonisches, den Körper gleichmäßig Förderndes. Der Satz: Man kann nicht turnen, ohne zu denken, zeugt von Tiefe. Ich kann kein Glied bewegen, ohne daß die Gehirnzentren dieses Gliedes wohltätig durchblutet werden. Diese Zentren sind eng benachbart den geistigen Zentren in der Hirnrinde, etwa dem fürs Sprechen in der „Fossa Sylvii". Man kann aber nicht sprechen, ohne zu denken. Also fördert der Turnende seinen Geist. Aber weiter: Wir sprechen und denken zumeist mit dem linken Gehirn. Durch harmonisches Turnen im Sinne Jahns werden beide Körperhälften, also auch beide Hirnhälften gleichmäßig durchblutet und ausgebildet. Wenn aber beide Gehirnhälften gleichmäßig durchblutet und ausgebildet werden, wird die Gefahr des Schlaganfalls, der praktisch meist durch die Berstung eines Blutgefäßes in der Gegend der Fossa Sylvii im linken Hirn zustande kommt, sehr verringert und im Falle seines Eintritts auf ein Mindestmaß herabgesetzt. Denn wenn durch eine solche Schlagflußblutung in der Gegend der Fossa Sylvii im linken Hirn die rechte Hand und das Sprachvermögen gelähmt werden, so kann, wenn auch die linke Körperhälfte harmonisch ausgebildet worden ist, die linke, ungelähmte Hand ohne weiteres und sehr bald auch wieder das Sprachvermögen in Wirkung treten. Das heißt: Jahns wohlverstandenes harmonisches Turnen verhindert nicht nur bis zu einem hohen Grade die Gefahr des Schlaganfalls, die besonders dem geistigen Arbeiter droht, sondern schafft im Notfall schnell heilkräftigen Ersatz. Daher sollten alle, die für die Harmonie der Kräfte im deutschen Menschen eintreten, Jahns Forderung nach der Ausbildung auch der linken Körperhälfte zu einer strengen Forderung des gesamten pflichtmäßigen Jugendunterrichts erheben. Durch eine solche systematische Ausbildung und Durchblutung des rechten Gehirns würde das linke Hirn wohltätig entlastet, der Ermüdung vorgebeugt und eine gewaltige Stärkung des gesamten Geistes und Willens herbeigeführt werden. Die Leistungsfähigkeit der gesamten Nation würde beträchtlich erhöht!

Nun aber das Reingeistige! Denn Jahn ist eine geistige Großmacht! Was kann, sagt er, einem Volke selbst im schlimmsten Sturz geschehen, wenn es sein Volkstum rein und stark erhalten hat? Nichts Ernstes! Denn es kann sich jeden Augenblick wie ein Phönix aus der Asche erheben. Diese Lehre ist gerade heut für unser aus tausend Wunden blutendes Volk höchst zeitgemäß und äußerst wertvoll. Aber wie gewaltig, tiefgründig und umfassend behandelt er das Volkstum! Hell

und scharf leuchtet er alle Horizonte des riesenhaften Gebietes ab: Natürliche Einteilung des Grundgebietes, allgemeine Erinnerungen, Völker- und Staatenscheiden, Einteilungsnamen, innere Staatsverfassung, Regierung, Gericht, Steuern, Abgaben, Bildungswesen, Einheit des Staates und Volkes, Bürgerrecht, Kriegswesen, Muttersprache, Kirche, Volkserziehung, Volksverfassung, Stände, Grundgesetze, Reichstage, Fürsten, Adel, Landwehr, Verbannung der Ausländerei, Volkstracht, Volksfeste, Ehrenbegräbnisse, Volksdenkmäler, volkstümliches Bücherwesen, häusliches Leben, Ehe, Eherecht, weibliche Rangordnung, Huldigung des weiblichen Geschlechts, Deutschheit! Das sind die wichtigsten Punkte, die er in reinster, deutscher Sprache behandelt. Über allem steht ihm die Einheit des Reiches und Volkstums. Von ihr sagt er in seiner berühmten Schwanenrede am Schlusse:

„Deutschlands Einheit war der Traum meines erwachenden Lebens, das Morgenrot meiner Jugend, der Sonnenschein der Manneskraft, und ist jetzt der Abendstern, der mir zur ewigen Ruhe winkt." — Seit Luther und dem jungen Goethe hat kein Deutscher ein mit solcher Kraft schöpferisch gestaltetes Deutsch gesprochen und geschrieben wie Jahn, der hierin seinem Zeitgenossen Ernst Moritz Arndt verwandt ist. Das sehen wir so recht an dem herrlichen Denkmal, das er seinem nächst Ed. Dürre besten Freunde Friesen gesetzt hat: „Friesen war ein aufblühender Mann in Jugendfülle und Jugendschöne, an Leib und Seele ohne Fehl, voll Unschuld und Weisheit, beredt wie ein Seher; eine Siegfriedsgestalt von großen Gaben und Gnaden, den jung und alt gleich lieb hatte; ein Meister des Schwertes auf Hieb und Stoß, kurz, rasch, fest, fein, gewaltig und nicht zu ermüden, wenn seine Hand erst das Eisen faßte; ein kühner Schwimmer, dem kein deutscher Strom zu breit und zu reißend; ein reisiger Reiter in allen Sätteln gerecht; ein Sinner in der Turnkunst, die ihm viel verdankt. Ihm ward nicht beschieden, ins freie Vaterland heimzukehren, an dem seine Seele hielt. Von welscher Tücke fiel er bei düsterer Winternacht durch Meuchelschuß in den Ardennen. Ihn hätte auch keines Sterblichen Klinge gefällt. Keinem zu Liebe und keinem zu Leide — aber wie Scharnhorst unter den Alten, ist Friesen von der Jugend der Größeste aller Gebliebenen."

Diese beiden Sprachproben mögen genügen, um dem Leser ein anschauliches Bild zu geben von der dämonischen Sprachgewalt, die er königlich beherrschte.

Wie Faust zu den Müttern hinabstieg, um Helena aus der Tiefe zu holen, so führte Jahn die Jugend, das ganze Volk zu den Quellen seiner Urgeschichte, seiner Landschaft, seiner Sprache, seiner nationalen Kultur, seines Blutes, seines Volkstums. Hier ließ er die Jugend, das Volk einen tiefen, kühlen, frischen Trunk schlürfen, der Reinheit, Wahrhaftigkeit, Lauterkeit und Kraft. In allen Stürmen der Jahrhunderte und Jahrtausende wird das große, zu Großem bestimmte deutsche Volk zu der lebenspendenden Quelle seines Volkstums immer und immer wieder zurückkehren und sich dort Kraft und Weisheit holen, wie einst Odin am Mimirbrunnen. Auch hierin war Jahn ein Lehrling der Edda und ein Vorgänger Hebbels und Richard Wagners. Er hat Unvergängliches getan für die Lebendigmachung des deutschen Mythos und der deutschen Weistümer, Volkssagen und Märchen.

Das Bild des ungewöhnlichen Mannes aber wäre völlig unzulänglich, wollte man sich auf seine Lehren in Wort und Schrift beschränken. Das Leben, das er

gelebt hat, ist eine größte, herrlichste Lehre. Denn er hat gelebt und gehandelt, wie nur je ein kühner, stolzer, unbeugsamer Mann gehandelt hat. Durch ein Meer von Plagen und Verfolgungen ist er furchtlos und treu sich, seinem Volk und seinem Gotte gegangen. Ja, seinem Gotte! Nicht umsonst hat der unbeugsame und freie Mann sich allezeit fromm gezeigt und das Wort fromm geradezu in das Turnerkreuz auf die Turnfahne geschrieben. So machtvoll wirkte sein Beispiel, daß der prächtige Streiter Maßmann, nächst Dürre und Friesen sein treuster Kampfgenosse, in seinem wundervollen „Gelübde" sang: „Mein Herz ist entglommen, dir treu zugewandt, du Land der Freien und Frommen, du herrlich Hermannsland! Will halten und glauben an Gott fromm und frei; will, Vaterland, dir bleiben auf ewig fest und treu. Ach Gott, tu' erheben mein jung Herzensblut zu frischem, freud'gem Leben, zu freiem, frommem Mut!"

Frommheit, Freiheit und Mannheit waren die Bausteine, aus denen die Seele des heldenhaften Märtyrers, Volksmannes und Staatsmannes zusammengesetzt war. Fromm und kindlich war der reisige Reiter und Streiter, der ruhelose, landfahrige Jünger und Lehrer der Freiheit. Fromm und frei in den Schlachten als Lützower, fromm und frei als Abgeordneter in der Paulskirche, wo er als Mitglied der gemäßigten Freisinnigen streng monarchisch gegen die republikanischen Wühlereien auftrat. Fromm und frei hat er die deutsche Burschenschaft begründen helfen, fromm und frei einem Scharnhorst, Stein und Hardenberg vor, auf und nach dem Wiener Kongreß geholfen. Und wie nicht nur der einfache Volksmann, der Arbeiter, Soldat, Student, Lehrer auf Jahn mit der Seele horchte, sondern die Größten unter der „Kavalkade von Halbgöttern", die nach Arndt um den König von Preußen ritten, so wird das ganze deutsche Volk, vor allem die deutsche Jugend auf den heldenhaften Vorkämpfer deutscher Freiheit und deutschen, mannhaften Volkstums hören müssen und mit dem Volke die kommenden Führer und Retter und Befreier, wenn Deutschland wirklich wieder frei und mächtig werden soll.



Zuruf

Von Karl Diesel

Seid ihr wach, seid ihr wach, ihr Jungen?
Ihr, die ihr damals gesungen:
Unser die Welt!

Ihr verbergt euch, versteckt euch und schweigt.
Kaum einer die Fiedel streicht:
Finsteren Blicks!

Daß sich erfüllte mein Ahnen:
Hoch eure wehenden Fahnen
Über dem Schmutz!

Bahnbruch dem Freien und Reinen!
Vernichtender Tritt dem Gemeinen!
Freudige Kraft!



Unveröffentlichte Arndt-Briefe

Vorbemerkung. Voll Rührung liest man diese Briefe des greisen Freiheits- und Vaterlandsdichters E. M. Arndt, die uns aus dem letzten Jahrzehnt seines Lebens erhalten sind und in der Dokumenten-Sammlung des Professor Darmstädter und der Preußischen Staatsbibliothek pietätvoll aufbewahrt werden. Eine jede Zeile, selbst noch diese kurzen Greisenbriefe, sind von seiner heißen Vaterlandsliebe durchwärmt und geben außerdem Zeugnis von der treuen Freundesseele des Dichters, der sich voll Dankbarkeit ausspricht für ihm bewiesene Liebestaten und sich in der Verehrung für die alten und jungen Frauengestalten seines Kreises immer gleich bleibt in treudeutscher, hoffnungsfreudiger Gesinnung.

Möchten wir uns in dieser Zeit geistiger Not und Verzagtheit an seinen kernigen Worten, die in Lied und Prosa durch sein ganzes, langes Menschenleben erklungen sind, aufrichten, bis uns wieder ein solcher Mann erstanden ist, der uns mit Begeisterung und Tatkraft beseelt. Die uns vorliegenden Briefe sind in den Jahren 1848—1858 und zumeist an Herrn Dr. Schlemmer und die Familie Lindheimer in Frankfurt geschrieben. In einem Gedicht, vermutlich einem Toast, feierte Arndt das 66jährige Geburtstagskind der Familie Lindheimer. (Goethes Verwandte mütterlicherseits.)

Rührend sind die wenigen Zeilen, die seine geliebte Frau Nanna, die bekanntlich seine zweite Frau und eine Schwester des Theologen Schleiermacher war, an Frau Schlemmer richtet, in denen sie so treu und schlicht über Arndts Tod schreibt.

Wilhelma Waldau

* * *

Ohne Datum.

An Fräulein Lindheimer, Frankfurt a. M.

Liebstes Blumenkind!

Mein Kind, ja meine Enkelin könnten Sie nach unsern Jahren recht wohl sein, und es wäre gewiß eine rechte Lust für mich, wenn Gott in seiner ewigen Weltordnung es so gestellt hätte, daß Sie es wirklich wären. Haben Sie herzlichsten Dank für all Ihre lieben, treuen Worte und glauben Sie mir, daß Sie meinem alten Herzen sehr wohl getan haben. Der wäre ja ein schlechter Deutscher und kaum das kleinste Stück von einem halben Poeten, der sich der Liebe und Freundlichkeit edler und schöner Frauen nicht freute. Also Dank, Dank! Also so steht es mit der guten Eichenberg! Grüßen Sie sie recht herzlich von mir. Den armen Gruß mag sie auch wohl bald wieder vergessen werden. So weit bin ich mit meinen 88 Jahren doch noch nicht herunter.

Meine Frau grüßt aufs allerbeste. Grüßen Sie alles Lindheimersche. Ade! Frohen Mut und heitern Winter!

In deutscher Treu und Lieb

Ihr

(1857?) E. M. Arndt.

* * *

Gott zum Gruß und ein frohes Jahr im Hause und Vaterlande! Ein kurzer Dank und kurzes Wort für Ihr deutsches Lied und die deutsche Erinnerung. Wir dürfen nimmer vergessen, wo wir sind, was wir sind und was wir sein sollen.

Auch wir sammeln hier gelegentlich noch immer für die Holsteiner, haben eben doch wieder etwa achtzig Taler beisammen. Bald wird's nun auch auf Sammlungen für ein Steinsdenkmal losgehen. So strebt man, so lebt man — auch für unser liebes Deutschland, wie Vieles, was andere schlechtere Völker haben, muß man hier auf Hoffnungen stellen.

Gott besser's!

Daß es Ihnen wohl geht, daß Ihre Schwester Ida eines wackeren Mannes Frau geworden, freut uns. Sagen Sie ihr das gelegentlich.

Meine Frau grüßt herzlich, für die liebe Erinnerung dankend.

In deutscher Treue

Ihr

Am 8. Wintermonds. E. M. Arndt.

Grüßen Sie auch Erlangen und Nürnberg — wo ich vor 60 Jahren fröhliche Wochen verlebt habe und Ihren Kollegen Döderlein.

Dr. Ludwig Döderlein 1791—1863. 1819 nach Erlangen ordentlicher philolog. Professor, Rektor der Gymnasialpädagogik.

* * *

An Frau Schlemmer.

Geliebte Verehrte,

Sie, teure Freundin, und Ihr lieber Mann haben mir oft blühende und glühende Zeichen der Liebe und Freundschaft gegeben — nehmen Sie jetzt auch für das letzte glühende, flüssige Zeichen meinen allertreusten Dank! Ich will, wenn meine Lippen es berühren, gewiß auch Ihrer in treuer Liebe gedenken.

Meiner Tochter geht es gut nach dem Bade: wir hoffen es wird immer besser vorwärtsgehen. Sie wird hoffentlich noch drei Wochen bei uns weilen.

[Fragment]
27. 7. 1848. Herrn Dr. Schlemmer, Frankfurt a. M., Seilerstraße 25.

Abs. E. M. Arndt,
Volksbebt. zum deutschen Reichstag.

— — — Sie lieber Herr — — — bald nach Bonn zu gehen — — so möchte ich so gern, daß den Sonntag hier zubrächten und dem Akt beiwohnten. Es würde die Leute gewiß sehr freuen, und Sie gehören in der Erinnerung an meinen Vater so sehr zu Nassau, daß ich Sie ganz besonders gern dabei hätte. Sie müßten Sonnabend mit dem Eilwagen, der nachmittags um halb 5 Uhr ankömmt, hier eintreffen und Sonntag bleiben — schreiben Sie mir doch, ob das nicht einzurichten ist? Auch erinnere ich Sie an Ihr gütiges Versprechen, mir Ihr schönes Gedicht Fr .... zu schicken.

* * *

Bonn, 11. des Weinmonds (wo aller Wein verregnet) 1849

An Schlemmer.

Hier, lieber Freund, haben Sie einige kleine Erinnerungen auch schon vergangener Tage. Nehmen Sie sie mit Freundlichkeit auf und lesen Sie Ihrer liebsten

Frau und allen Genossen und Genossinnen des teuren Lindheimerschen Kreises gelegentlich einige Verslein daraus vor! Eine andere Bitte aber, die mir zehnmal schwerer wiegt, ist die: grüßen Sie mir auf das allerherzlichste den ganzen teuren Lindheimerschen Kreis von der edlen tapfern Großmama bis zu dem flinken Enkel Hermann hinab. Ich? Ich habe meinen alten morschen Leib wieder etwas zurecht gebadet. Das Vaterland? Es kann und wird nicht zurücklaufen, trotz aller Stöße und Gegenstöße; wenn auch kein Weiser vorher sagen kann, was Deutschland durch den Wahnsinn seiner Könige noch wird büßen müssen. Gebe Gott Ihnen den Geist des Mutes und der Hoffnung wie mir!

Zuletzt ganz besonderen Gruß und Dank Ihrer und meiner freundlichsten Frau Kleophaia zu deutsch Lutbertha zugenannt.

In deutscher Treue

Ihr

E. M. Arndt.

* * *

Frankfurt, 20. des Wonnemonds 1849

An Susanne Lindheimer, geb. Schindler.

Was aus und ein geht in dies Haus
Geht immer fröhlich aus und ein,
Denn Freude geht mit ein und aus
Und Liebe mit dem Sternenschein,
Dem Strahlenglanz der höhern Welt,
Der alten Heimat Dämmerschein,
Der uns die Erdennacht erhellt,
Der süße Liebessternenschein!

Das höchste Licht, das leuchte Ihr,
Die würdig dieses Haus regiert,
Der zarten, tapfern Frauen Zier,
Die selbst nicht weiß, wie sehr sie ziert. —
Das Licht der Wonn' und höchsten Lust,
Der Trost und Mut von Gott dem Herrn
Durchleuchte Ihre fromme Brust!
Das ist der wärmste Liebesstern.

Wohl Erdennacht, die irre macht,
Gedenken wir des Augenblicks,
Der laut mit Donnern blitzt und kracht,
Propheten grausen Weltgeschicks.
Doch kracht Propheten! Unsern Schein
Von Lieb' und Freude dunkelt nichts,
Heut soll er doppeltleuchtend sein,
Erhellt vom Glanz des höchsten Lichts.

Auf! Freunde, Kinder, Enkel all,
Die junge, frohe, frische Schar,
Hebt auf! und klingt mit Freuden Schall
Der Tapfern dieses neue Jahr,
Und betet, daß was düster dräut
Am Himmel Ihr in Heitre sich
Verwandle! daß so hell wie heut
Das volle Jahr verklinge sich!

Der edlen, frommen Frau zu Ihrem 66. Freudentage von

E. M. Arndt.

* * *

An Susanne Lindheimer geb. Schindler.

Ihrem Mann und allen Ihrem werten Hause Angehörenden, vor allem der herrlichen Schweizerin Mutter, herzlichste Grüße, auch der guten freundlichen Eichenberg, wenn sie Ansprache alter Freunde noch in klarer Art und mit klarem

Sinn vernehmen kann. Wir arme Sterbliche müssen mit den Jahren endlich an den Beinen und auch am Kopfe starrer und stumpfer werden. Das spüre ich auch schon zuweilen. Ade, Ade! Gebe Gott Ihnen freundlichen Sonnenschein am Himmel und im Herzen! Wir leiden hier diesen Sommer schrecklich an Dürre.

In deutscher Treue

Ihr

E. M. Arndt.

* * *

Bonn, 18. des Wintermonds 1858.

An Dr. Schlemmer, Frankfurt a. M.

Schönsten Dank, teurer Freund, für Ihre Sorae. Es werden freilich so viele vergebliche Worte geredet und gedruckt; möglich, daß irgend einem diplomatischen, armen Sünder durch das Schriftliche auch das Herz gerührt oder gestärkt wird.

Was Sie geordnet haben, ist alles gut und recht. Wann der Mann es fertig hat, schickt er mir freundlich wohl ein 4—5 Exemplare zu.

Nun haben wir wieder alle Teufel los in Paris; ach! solche Teufel können auch anders wo selbst bei uns mal wieder ihr tolles Spiel beginnen, daß allen Guten die Haare auf dem Kopf zu springen beginnen.

Ade. Treuen Gruß allen Freunden.

In deutscher Treue

Ihr

E. M. Arndt.

* * *

Brief von Arndts Witwe, nach dessen Tode am 29. I. 1860

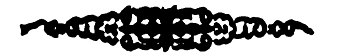
Bonn, den 9. März 1860.

An Frau Schlemmer.

Wenn auch spät, liebe Frau Schlemmer, so doch nicht minder herzlich sage ich Ihnen meinen Dank für Ihre freundlichen teilnehmenden Zeilen. Ja ich weiß es, wie Sie beide meinem Mann angehangen und geliebt haben, ich weiß auch, wie Sie es wissen, wie öde und leer es um mich ist, und wie es mir vorkommt, als hätte ich hier auf Erden nichts mehr zu tun. Und doch muß man ausharren, so lange Gott will. Gesund bin ich ja Gottlob, und alle Freunde stehen mir bei mit Rat und Tat. Wie geht es doch der armen Frau Eichenberg, ist sie noch immer in dem teilnamlosen Zustand? Gott gebe ihr doch ein so sanftes Ende als ihrem Freunde! Das war wirklich ein sanftes Einschlafen, und so lag er die vollen drei Tage wie ein ruhig Schlafender da, es war ein schöner, tröstlicher Anblick. Verzeihen Sie diese wenigen Zeilen, meine Augen sind schwach und ich darf ihnen nicht zuviel zumuten. Bitte grüßen Sie Ihre Mutter, die war ja auch eine treue Freundin des Dahingegangenen. Sie und Ihren Mann herzlich grüßend

Ihre

N. Arndt.



Reifezeit

Von Franz Alfons Gayda

Ueber der Schwelle vom Jüngling zum Manne schwebt unsichtbar ein schweres, hohes Wort: Verantwortung. Daß sich unsere Augen abwandten von diesem Wort, ist mit schuld, daß unsere Zeit so qualvoll zerbrochen liegt.

Mann . . . Wie tief umklingt Kraft und Würde dies kurze Wort — wie will es Träger voll Kraft und Würde! Es ist nicht die Kraft allein deines Armes, es ist so sehr dein starkes, freies Herz, dein hoher, mutiger Sinn, dein reifes, zielsicheres Wollen und die frohe Bewußtheit, zu können, was du willst, weil es in deinen Kräften liegt.

Sieh, Freund, nicht in Schenken und beim Spiel, nicht bei all den leichten, seichten, flüchtigen Dingen harrt die Fülle der Reifezeit des Mannes. In aller Schwere und allem Staub deiner Alltäglichkeit und Arbeit, in Sorge, Kampf und Suchen ist das Gold verborgen, das, gehoben, dir das wundersame frohe Gefühl gibt: Mann und reifer Mensch zu sein.

Allen Lebens Sinn ist Erfüllung in sich — ist seine Entwicklung bis zum Höhepunkt seiner Kräfte. Höher hinaus geht's nicht. Aber wie wenige erreichen ihres Lebens Höhe — wie wenige werden dem tiefen Sinn gerecht, den das Sein den vier Lebensstufen verlieh: Kindheit, Jugend, Reife, Alter! Reife-Zeit, das ist Hohe-Zeit. Alsdann senkt sich die Kurve langsam in das unbekannte Tal, aus dem sie sich erhob.

Denkt, Freunde, eurem Werden, eurem Leben nach! Erhebt euch über die niederziehenden Unterströmungen eines verächtlich-seichten Lebens der Vergnügungen und der rein sinnlichen Genüsse. Gedenkt, daß ihr Hüter seid großer Menschheitstradition, Träger von Staat und Familie, Schöpfer von Werten ehrlicher Arbeit, Führer kommender Geschlechter, Zeuger neuen Lebens! Denkt, daß ein Weib, ein Mensch, euch ganz sich schenken will, vertrauend auf eure Kraft und Würde, auf euer reifes Mannsein.

Es ist nicht der große Rahmen der Öffentlichkeit, der allein Mannestum in sich birgt — viel stärker und weithin wirkender ist euer reifes Leben, Männer der Arbeit, die ihr keine Namen im lauten Tage tragt! Ihr prägt den Begriff und das Gesicht eures Volkes, Männer: laßt es ein gesundes, blühendes, festes und wohlgebildetes Gesicht sein, mit ernsten, reinen Augen, mit dem Lächeln der Herzenswärme um die Lippen!

Freunde, scheut nicht das Wort über der Schwelle, die euch vom Jünglingsland zum Mannsein trug; wißt, daß nur starke Herzen Verantwortung tragen können, und tragt sie stolz und euer selbst bewußt, diese Verantwortung gegen euch, gegen euren nächsten Menschen, gegen euer Volk und Land!

Männer nur, die sich so gefunden zu gesammelter Kraft, zu ruhigem Wirken jeder an seinem Ort, werden aus all dem Zerbrochenen Neues, Hohes schaffen und dem weltverbundenen deutschen Gedanken wieder allen Glanz verleihen.

Freunde, Deutsche, diesem letzten Ziele zu!



Eggsternstein
Von Ernst Wachler

Geweihter Fels, Wohnstatt der Himmlischen,
Auf dessen Gipfel sich der Morgenröte Strahl
Entzündet, wo das heilige Feuer
Gen Himmel loderte, der Priesterin Sitz,
Die in der Grotte Dunkel,
Unnahbar jedes Frevlers Schritt,
Geheimnisvollen Spruch der Weisheit fand —
Des Fuß der Wienbecke reine Flut umspült,
Die ewig rinnende,
Den rings des Osning tiefe Waldung,
Die schweigende, umschließt,
Der Eichen und der Buchen Schattenhain:
Sei mir gegrüßt!

Hier stieg die Frühlingsgöttin vom Gespann
Der weißen Rinder, wann sie Umfahrt hielt,
Die Maienbraut, den Blütenkranz im Haar,
Und reichte willig ihre Hand dem Freier,
Dem König Lenz, dem Herrn des Himmels dar.

Hier haust der erdgeborene Gott, der Ahn
Der Stämme, tief im grünen Waldeshag:
Sein Atem weht im Laub der heiligen Esche,
Der breitwipfligen, des Lebensbaumes,
Gleich ragender Säule des Alls.
Sein Wesen wirkt in wechselnden Gestalten:
Geheimnis unerforschlich, das kein sterblich Auge schaut,
Kein Mund benennt, das einzig Ehrfurcht ahnt.
Dess' Schoß entstammen unsres Volks Geschlechter,
Von dem rührt Nam' und Art der Nordlandssöhne.
Ist's nicht Siegvater selbst? In Lüften
Raunt's von Armin und Widukind. Einst barg sich
Der Sachsen Herzog in der Felsenkluft
Unfern dem Sprudel, der jäh versinkt,
Unsichtbar rinnt, ein heiliger Asenpfad,
Und wieder tritt zu Tag auf hohem Hügel
Im Wunder unzähliger Quellen
Rauschend als Pader-Born!
Den Engpaß sperrt das mächtige Felsentor
Und wehrt dem Feind Durchzug ins offene Land.

Hier ist des Volkes Ursprung, der verborgen
Von dichtem Nebelschleier,
In grauer Vorzeit Dunkel sich verliert.
Ein Zauber ruht allhier — verjüngt die Kraft,

Sobald geheime Wurzeln sie berührt —
Ein Zauber, in der alten Sänger Hut,
Verschlossen jedes Spähers Blick, — dem kund,
Der würdig höchster Offenbarung ist.

Hier stehn die steinernen Altäre,
Auf denen Opferblut,
Schwarzrieselnd, rauchte,
Hier stieg himmelan
Preislied der Jugend, der blondlockigen,
In grüner Gewinde Schmuck,
Beim festlichen Reigen.
Zur hohen Siegesfeier
Alles Volk vereint!
Vernichtet der Todfeind
Durch Heldenkühnheit:
Der fremde Bedrücker des Landes,
Frevelnd eingedrungen,
Nach des Bodens Schätzen gierig,
Arglistiger Ränke voll!
Doch die Natterzungen,
Die das Recht verkehrten,
Zischen niemals mehr!
Seine Schlingen zerrissen,
Seine Wehr zerbrochen,
Seine Schandtat gerächt!
Und in Sumpf und Moor der Waldung
Bleicht sein Gebein!

Römerwaffen hängen,
Unverwelklichen Ruhmes Künder,
An uralten Eichen,
Dem Gotte geweiht;
Unermeßliche Beute
Teilen die Fürsten!

Frei ist das Land,
Frei kann der Deutsche
Zum ewigen Lichte
Das Haupt erheben,
Eignen Rechts und Brauchs gewiß:
Einzig seinem Schwert vertrauend
Und seinen Göttern!





Die Eggsternsteine bei Horn in Westfalen

Der Wald ist von je den Deutschen heilig. Heut besteht die große Gefahr, daß er zugrundegeht aus Liebedienerei gegen den Feind. Mit ihm aber ginge unser Volk selbst zugrunde.

In diesem Licht will auch die folgende Betrachtung über ein Waldheiligtum der Deutschen gelesen sein.

Das nordische Gepräge der uralten Orakelstätte Dodona in Hellas ist oft von der Forschung bemerkt worden. Hier verehrte das „erdgeborene" Volk der Pelasger die „breitbrüstige" Mutter Erde und die befruchtenden Kräfte der Natur. „In Dodona war die Zeus-Eiche das älteste Heiligtum, hochverehrt in ganz Griechenland, ja in einem Teile Italiens. Das Rauschen ihrer Zweige verkündete den Willen des Zeus, heilige Tauben wiegten sich auf ihren Zweigen, eine heilige Quelle ergoß sich an ihrem Fuß, und die alte Priesterschaft der Sellen pflegte den heiligen Baum." (L. v. Schröder, nach Preller, Griech. Mythol. S. 98 f.) Ähnlich schildert Tacitus die Heiligtümer der Germanen (vgl. A. v. Peez, Haine und Heiligtümer). Ihre Lage können wir aus Orts- und Flurnamen mit einiger Sicherheit erschließen; indes liegt doch so viel Dunkel über unserer Vorzeit, daß der Blick des Gelehrten nicht ausreicht, es zu durchdringen. Es gehört Intuition dazu, um vielleicht den Schleier ein wenig zu lüften.

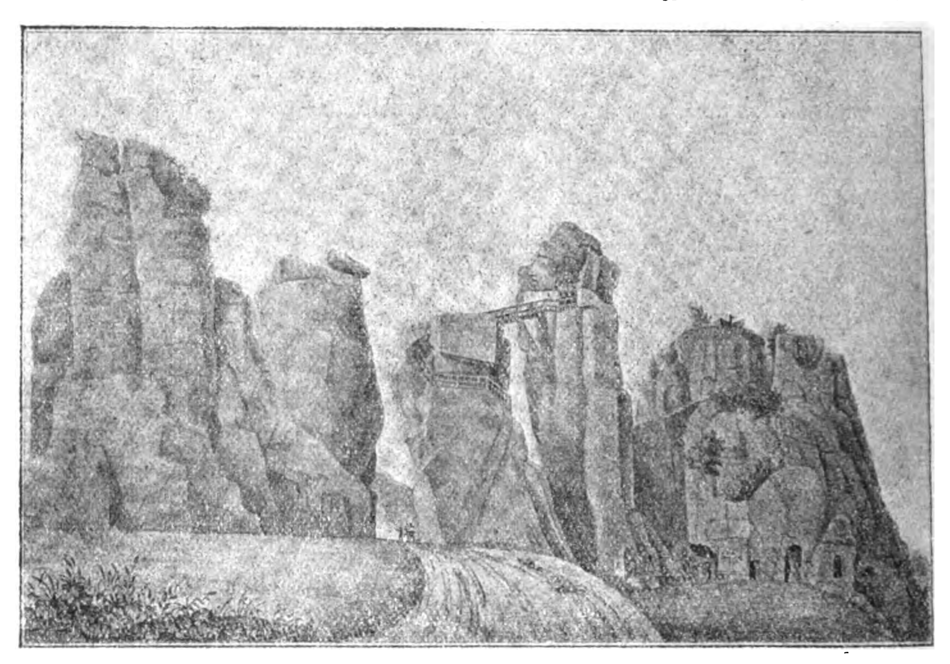
Zu den merkwürdigsten dieser heiligen Waldbezirke gehört nun der Osning, wofern er nicht der merkwürdigste ist; und hier lenkt insonderheit die Felsengruppe der Eggsternsteine, die den Bergwald nach Osten, nach der Ebene zu wie ein Riegel abschließt, die Aufmerksamkeit auf sich.

Was läßt sich von dieser Gegend aus Geschichte und Chronik feststellen?

Von der Zeit des Kaisers Augustus bis zur Zeit Karls des Großen lag der Schwerpunkt der politischen Macht bei den germanischen Stämmen, der Mittelpunkt ihres politischen und religiösen Lebens zwischen den Lippequellen und der mittleren Weser, also in jener Gegend, wo heute das Hermanns-Denkmal im Teutoburger Walde steht. Hier erschienen römische und fränkische Heere; hier tobte ein langer blutiger Krieg mit den Feinden; hierher drang das erste römische Heer unter Drusus. Hier kämpften die Sachsen für ihre heimischen Götter. 772 eroberte Karl der Große die Eresburg und zerstörte das Hauptheiligtum der Sachsen, die Irmensäule; 783 besiegt er die Sachsen bei Thiotmalli (Detmold) am Berge Osning oder Osnegge. 799 weilt der Papst in Paderborn, wo ein Bistum errichtet ward.

Was wissen wir nun über die Geschichte dieser Steine?

Eine Urkunde von 1093 nennt die Gegend der Eggsternsteine das „territorium Idae" (Idafeld?). Die Gegend gehörte einem Adelsgeschlecht. Drei Brüder werden genannt. Der erste schenkte seinen Teil, Kohlstädt, der Domkirche von Paderborn; der andere den seinen, Holzhausen, an das Kloster zu Werden an der Ruhr. Der dritte, Imico, blieb Besitzer der Steine. Von ihm erbte sie sein Sohn; nach dessen frühem Tode fiel der Besitz an seine Mutter zurück. Von ihr kaufte ihn, da sämtliche Erben zustimmten, 1093 oder kurz vorher der Abt des Klosters Abdinghof in Paderborn, Gumbert, für vierzehn Mark Silber und andere Zugaben. Bischof Heinrich bestätigte



Die Eggsternsteine (nach einem Stich vom Jahre 1824)

den Verkauf. Das Benediktiner-Kloster errichtete 1115—20 eine christliche Kapelle auf dem Gipfel des zweiten Felsens. Diese Anlage der Kapelle auf einem Felsengipfel ist sehr merkwürdig. Pastor Pustkuchen in Mainz bemerkt 1771: „Damals kamen die Geistlichen auf den wunderlichen Gedanken, aus diesen Steinfelsen eine Kapelle zu machen." Ein Aufseher ward eingesetzt: ein Geistlicher verwaltete diese Stelle, eine Sinekure, da die vorgeschriebene Messe in der Kirche zu Horn gelesen wurde, wo die Kapelle einen Altar besaß, oder im Kloster zu Abdinghof. Diesem Aufseher, einem Eremiten, ward die Grotte im Felsen zur Wohnung angewiesen. Infolge der Reformation wurden die Einkünfte dieser Stelle, die (seit 1146) als Benefizium, als Lehen bezeichnet war, eingezogen.

Das Kloster Abdinghof berichtet unterm 16. August 1621 an den Bischof zu Paderborn: Es sei ungewiß, ob überhaupt von Anfang an ein Wohnhaus bei dem Benefize des Eggsternsteins gewesen sei und ob jemals ein Rektor dort residiert und gewohnt habe. Der Inhaber des Benefizes habe bald in Paderborn, bald in Horn oder auch in Bage und Sandebeck, also drei bis vier Meilen entfernt, gewohnt, und habe mit dem Benefiz auch n i c h t die Verpflichtung, am Eggsternstein zu wohnen, verbunden sein können. Der rechte Residenzort sei stets Abdinghof, und die Eggsternsteine wären eine schlichte Kapelle gewesen, die Kapelle aber gehöre bekanntlich zur Hauptkirche. Im Bericht des Klosters vom 28. September 1620 werden die Renten der Kapelle am Eggsternstein als einfaches Benefiz bezeichnet, das mit keiner Seelsorge verbunden war. Darnach scheint am Eggsternstein nie regelmäßiger christlicher Gottesdienst gehalten worden zu sein. Ein Wallfahrtsort für Pilger sind die Steine niemals gewesen. Im Gegenteil: man fürchtete heidnischen Teufelsspuk.

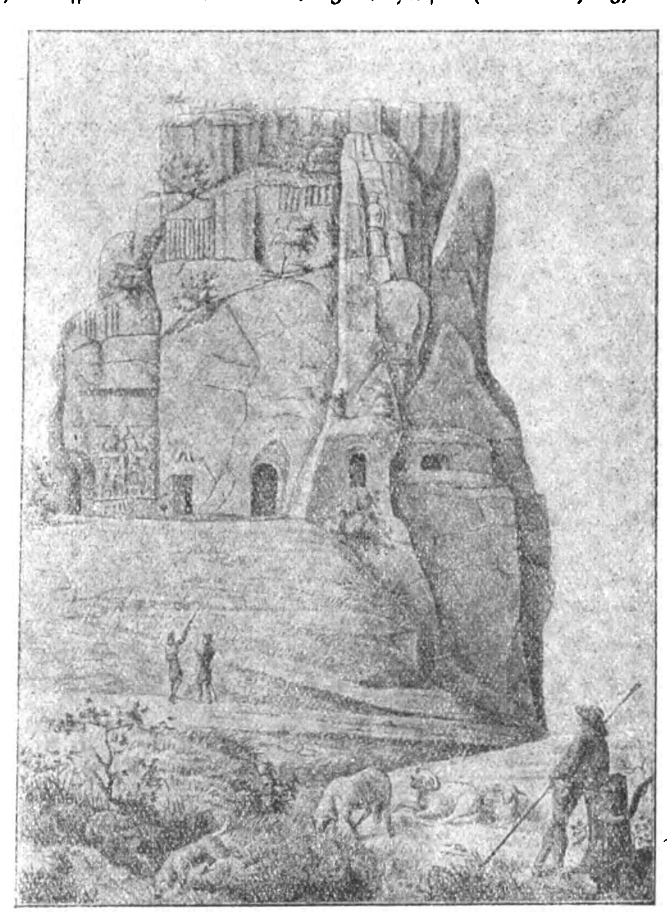
Die herkömmliche Ansicht geht nun dahin: die Eggsternsteine hätten in heidnischer Zeit weder religiöse noch geschichtliche Bedeutung gehabt; sie verdankten vielmehr allen Glanz und Ruhm erst den Paderborner Mönchen, die im 12. Jahrhundert das Bildwerk am untern Felsen, die

Grotte in demselben und die Kapelle auf der Höhe des zweiten Felsens angelegt hätten. Der merkwürdigen Skulptur hat, den Kunstkennern zufolge, die alte christliche Kunst jener Zeit nichts Ähnliches an die Seite zu setzen.

Die alte Chronik dagegen überliefert: Karl der Große habe bei den Eggsternsteinen eine heidnische Kultusstätte vorgefunden und zerstört und die Felsen mit christlichen Bildwerken geschmückt; es sei die sächsische Göttin Ostara, die man hier verehrt habe. Hannelmann (gest. 1595) bezeichnet den Eggsternstein als heidnisches Idol (idolum gentilicium). Eine Sage meldet noch im 18. Jahrhundert: Hier hatte der abscheuliche Götzendienst der Ostara seinen Sitz. Der Reisebericht des isländischen Abtes Nikolaus aus dem 12. Jahrhundert — also aus der Zeit kurz nach Niederschrift der Edda durch gelehrte Geistliche auf Island — meldet uns von seiner Reise von Mainz nach Minden, daß die Gnitaheide, wo Sigurd den Fafner erschlug, zwischen Horus (Horn?) und Kilian lag, in der Nähe von Paderborn. Der Osning mit den Eggsternsteinen liegt aber nur wenige Meilen entfernt von Paderborn. Auch die nordischen Sagenschreiber des folgenden Jahrhunderts verlegen den Schauplatz jener Tat nach Westfalen. Die nordische Wilkinasage erzählt von Dietrich von Bern, daß er nach siebentägigem Ritt von Bern (Bonn oder vielleicht castra vetera am Rhein) an den Osning kam, an dessen anderer Seite die Burg Drachenfels (drekanfils) lag, wo er mit einem Helden Ecke oder Egge kämpfte. Die deutsche Sage „Ecken Ausfahrt" spricht daher von einem „großen Steine", zu welchem Dietrich kam.

Prüfen wir zunächst die Überlieferung. Die alten Urkunden sprechen stets nur von dem Eghesterensteyne oder vom Eggesterensteyne, lateinisch lapis (Stein) oder rupes (Felsen). Die Bezeichnung rupes picarum, „Elsternsteine", stammt aus späteren Jahrhunderten.

Es sind fünf Felsen, der unterste von der Wienbecke bespült, einem Bach, den man, etwa 1859, zu einem Teich aufgestaut hat (nicht Lichthäupte; die Lechthope heißt das Flüßchen Berlebecke bei Detmold). Eine uralte Landstraße zog sich am Ufer des Baches entlang durch die Wiesenfläche, die jetzt den Teich bedeckt, denn das Felsentor zwischen dem dritten und vierten Felsen, durch das jetzt die Landstraße führt,



Teilansicht der Eggsternsteine (nach einem Stich vom Jahre 1824)

ist erst im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts für Fuhrwerk zugänglich gemacht worden; bis dahin gab es nur einen Fußweg. 1813 (die Zahl ist eingemeißelt) wurden dort die Felsen abgesprengt; die Durchfahrt des Felsentors wurde nochmals, 1866, vertieft.

Bärenstein und Knickenhagen war früher ein fortlaufender Bergrücken aus Sandstein. Die Kreidekalkkette, von herrlichem Buchenwald bedeckt, bildet die Wasserscheide zwischen Weser und Rhein.

Nun die Merkwürdigkeiten der Felsen! Der erste enthält zu ebener Erde die Grotte und an der Außenwand das Relief, das die Abnahme Christi vom Kreuz darstellt. Der zweite trägt auf seinem Gipfel eine christliche Kapelle mit einem aus dem lebendigen Fels gehauenen Altar. Zu dieser Kapelle steigt man auf Stufen hinauf, die in den dritten Felsen eingehauen sind, von dem man auf einer Brücke zur Kapelle des zweiten Felsens gelangt. Dies die Felsen zwischen Bach und Landstraße. Der vierte, oberhalb der Landstraße, trägt auf seinem Gipfel ein bewegliches Felsstück, das mit eisernen Klammern befestigt ist, da es den Eindruck macht, als ob es herabfallen könnte. Der fünfte ist besonders hoch und von malerischen Formen.

Der zweite Fels scheint der Hauptfelsen, der eigentliche Eghesterenstein zu sein; denn er trägt die Kapelle.

Was erscheint nun hierbei besonders auffallend? — Viererlei zum mindesten: die Kapelle auf dem Gipfel eines unzugänglichen abgelegenen Felsens, wo nur für wenige Platz ist! Denn seit wann legt man an solchen Stellen christliche Kapellen an? — Die Grotte; der überhängende Stein; die Bildhauerarbeit gerade an diesem Orte, insonderheit der untere Teil des Bildwerkes. Dem Geheimnis, das hier vorliegt — sollte man ihm nicht näher kommen, wenn man jeden Umstand einzeln für sich betrachtet? Vielleicht, daß so eins das andere erhellt.

Welche Bedeutung die Eggsternsteine einmal gehabt, wozu sie gedient haben mögen, läßt sich nicht durch mannigfache Zeugnisse erhärten; aber es läßt sich aus gewissen Anzeichen *erschließen*. Einen Fingerzeig dazu gibt uns die berühmte Weisung des Papstes an Bonifaz. Danach können wir, *gerade für die ältesten Zeiten, an allen Orten, wo eine Kirche oder Kapelle erstand*, insbesondere an den wichtigsten, eine *germanische Kultusstätte* voraussetzen. Welcher Art aber könnte eine solche gewesen sein auf dem Gipfel eines Felsens? — Unzweifelhaft eine Stätte für den *Lichtdienst*. Das ganze Altertum kannte Höhenfeuer. Nicht umsonst war ein Altar in den Felsen gehauen. Das heilige Feuer kann wohl von einer Priesterin gehütet worden sein: Tacitus berichtet von einer Seherin Velleda, daß sie 60 Jahre nach der Varusschlacht in der Nähe der Lippe auf einer emporgetürmten Höhe (edita turris) gehaust habe, wobei schwerlich an einen gemauerten Turm gedacht werden kann.

Den arischen Völkern — Indern, Persern, Griechen, Germanen — gemeinsam war die erhabene Verehrung des Lichtes. Auf dem Steinaltar entzündeten sie die Feuerflamme. Gemeinsam war ihnen der Stein-, Baum- und Quellenkultus. Über die germanische Religion haben wir das klassische Zeugnis des Tacitus: „Die Götter in Mauern einzuschließen und ihnen Menschenantlitz und Gestalt zu geben, halten die Deutschen für unvereinbar mit der Erhabenheit des Himmlischen. Sie weihen ihnen Wälder und Haine und ahnen unter dem Götternamen jenes Geheimnisvolle, das sie nur mit dem Auge frommer Andacht erblicken."

Man muß sich die Zeitumstände gegenwärtig halten. Das Heidentum wurde, anders als bei den Nordgermanen, von der Kirche mit Gewalt ausgerottet. Die Strafen für Ausübung der alten Bräuche waren furchtbar. „Wer sich in Sachsen nicht will taufen lassen, wird getötet; wer die Toten verbrennt, statt sie zu begraben, wird geköpft; wer dem Teufel opfert, wird getötet; wer an Quellen, Bäumen und in Hainen Andacht hält, zahlt hohe Buße." (Karl, cap. de legibus Sax.) „Begreiflich," bemerkt der Literarhistoriker Karl Goedeke hierzu (Grundriß I, 11), „daß sich von deutscher Poesie fast nichts erhalten hat." — „Die Grundlagen des germanischen Lebens", so urteilt Karl Wilhelm Nitzsch (Geschichte des deutschen Volkes, Leipzig 1892, I, 162, 314—19, 375 f.), „wurden durch die Kirche zersetzt. Es erfolgte ein Bruch in der Entwicklung unseres

Volkes, wie ihn Italer, Hellenen, Juden, Araber beim Übertritt vom Heldenalter auf die historische Zeit nicht erfahren hatten." Der heimische Glaube und Mythos, Dichtkunst und Sittlichkeit, Sitte und Recht wurde zerstört oder verfälscht und der schöpferischen Kraft beraubt, die natürlichen Gefühle und Anschauungen der jungen Völker gebunden durch eine ferne Macht, den Rest einer späten, fremden Kultur. Das Christentum vernichtete unnachsichtlich alle Erinnerungen an die vorchristliche Zeit. Ludwig der Fromme ließ die altdeutschen Heldenlieder verbrennen, die sein Vater gesammelt.

Folgenden Gedanken führt Alexander von Peez aus („Götterdämmerung", im Taschenbuch „Iduna", 1903): Noch ehe die Deutschen imstande waren, ihre Naturheiligtümer — wie die stammverwandten Griechen ihr Delos, Delphi, Olympia — zu hohen Kunststätten umzubilden, schob sich ein Glaube fremden Ursprungs und eine fremde Priesterschaft dazwischen. Die Kleriker setzten ihre Ideale, die Heiligen, an Stelle der deutschen Helden; daher fehlen deren Standbilder in unsern Kirchen — anders als in den Tempeln der Antike.

Außer dem Felsengipfel, für den die Annahme eines Lichtdienstes sich geradezu aufdrängt, sind die Grotte, der überhängende Stein und das Bildwerk an diesem Orte besonders merkwürdig. Felsen mit überhängenden Steinen waren in alter Zeit Gegenstände des Kultus. Die Grotte diente später einem Eremiten als Wohnung, der nur das Amt des Aufsehers ausübte, heidnische Gebräuche an diesem Platz zu verhindern. Im Innern der Kapelle ist die Jahreszahl 1115 eingehauen; vielleicht bezeichnet sie den Anfang der Arbeit; die Kapelle ist, nach Angabe des Klosters, auf dem Gipfel des Felsens 1120 ausgehauen.

Aber noch mehr! Bei dem nahen Altenbeken haben wir einen wunderbaren Quell, den Bullerborn, der nach kürzeren oder längeren Pausen mit großem Getöse eine Menge Wasser ausspie und sehr wohl Sitz eines Quellenkultus gewesen sein kann. Seit 1630 strömt der Quell ohne Unterbrechung. Sein Wasser verliert sich aber immer noch in die Erde, um in unterirdischen Felsspalten seinen Weg zu den Paderquellen in Paderborn zu suchen, über denen der Dom erbaut ist. (Wir haben diese Merkwürdigkeit und das damit verbundene Geheimnis in unserm Roman „Osning" behandelt. Der Verf.) Von Norden kommt der Bach Saga hinzu, die vereinigten Bäche fallen in die Erde. Der unterirdische Weg bis Padberg hieß Götterweg, Asenpfad, wovon offenbar Paderborn den Namen empfangen hat.

G. A. B. Schierenberg in Meinberg hat nun 1879 ein Büchlein über den Eggsternstein veröffentlicht (unterm Titel: Der Externstein zur Zeit des Heidentums in Westfalen; mit acht lithographierten Abbildungen, Detmold 1879), das wohl wert ist, der Vergessenheit entrissen zu werden und einen Neudruck zu erleben.

Skizzieren wir nun kurz seine Ansichten: Die Eggsternsteine sind seit grauer Vorzeit das Hauptheiligtum der norddeutschen Stämme gewesen. Sie liegen in tiefer Waldeinsamkeit: weit und breit gab es bis in die neueste Zeit keine menschlichen Wohnungen. Waren es jene Heiligtümer Germaniens (secretiora Germania), von denen Tacitus sagt, daß sie sich in diesem Teil des Suevenlandes befanden? Sie waren anscheinend der Sitz eines Licht- und Sterndienstes. Steckt nicht im Namen das Wort stern und der Name der altsächsischen Göttin Ostara, nach der das Osterfest genannt ist? Wahrscheinlich brannte hier ein ewiges Feuer in alter Zeit. Die Erdmutter (Nerthus) wurde hier verehrt und Twisko als höchste Gottheiten: Twisko, der erdgeborene Gott (oder Teut, daher Teutoburg?), von dem sie ihren Ursprung ableiteten als dem angestammten Ahnherrn. Hier war sein Wohnsitz. Hier pflanzte sich bis in die christliche Zeit sein heimlicher Kultus fort. Ja selbst ein Orakel hat kaum gefehlt: anscheinend hat in der Grotte des unteren Felsens eine Pythia, eine Sibylle ihren Sitz gehabt, eine Vorgängerin der von Tacitus genannten Velleda, schon zu Varus Zeit. Die Eggsternsteine sind unübertroffen an Bedeutung in der vaterländischen Geschichte. Sie bilden das Tor eines Engpasses, des saltus Teutoburgensis. Sie können geradezu als der deutsche Olymp bezeichnet werden. Sind sie nicht Asgard, der Sitz der Asen? Heißt die Gegend nicht das Idafeld? Ihre Rolle ist dieselbe wie die Dodonas bei den Pelasgern,



die Delphis und Olympias bei den Griechen. Was Jerusalem für das Judentum und die Christenheit bedeutet, was Mekka für den Islam, das bedeuten die Eggsternsteine für die Deutschen. Deshalb zogen die Römer hierher. Hat Varus vielleicht die Grotte aushauen lassen, um daraus für seine Legionen, die den Kult des Mithras mitbrachten, einen Mithrastempel zu machen? (Mithras ist der Felsengott, der in Höhlen verehrt wird.) Hat er dadurch die religiösen Gefühle der Deutschen verletzt, so daß Armin das Volk zur Verteidigung seiner Götter, zum Religionskrieg aufrufen konnte, in dem Varus mit seinem ganzen Heere unterging? Hat das Volk auf diesen Felsen ein Siegesmal, die Irminsäule, errichtet, das Karl der Große zerstörte? Irmin scheint nur ein anderer Name des „erdgeborenen Gottes". Karl der Große hat den Hauptsitz des Heidentums zerstört. Er hat das große Bildwerk an diesem Ort angeregt, das den Sieg des Christentums über das Heidentum verherrlicht. Das Kloster Abdinghof in Paderborn brachte 1093 die Felsen durch Kauf an sich und errichtete dort eine Kapelle, um den heidnischen Kultus unschädlich zu machen. Eine tausendjährige Glorie sollte ausgelöscht werden: die Erinnerung, daß unter Armin die Cherusker hier siegten und die Sachsen unter Widukind bluteten. Das Bildwerk im Felsen stellt in seiner unteren Abteilung nicht den Sündenfall vor (dies ist die übliche Deutung), sondern den Sieg des Christentums über das Heidentum; die Gestalten sind nicht Adam, Eva und die Schlange, sondern solche der deutschen Heldensage: Siegfried, Brünhild und der Drache.

In Paderborn finden wir im 10. und 11. Jahrhundert die Namen civitas Aspad, villa Aspethara als Ortschaft, aus der sich die Stadt gebildet hat. Darin steckt der Name Asenpfad, Asenpad und Asenpader Hof, wobei die Asen als heidnische Erinnerung später fortgefallen sind. Die alte Kirche in Altenbeken, wo die Gewässer versinken, bezeichnet den Anfang des Asenpad; der Dom in Paderborn, der auf einem Felsvorsprung steht, die Stelle des Asen-Paderborns, d. h. die Stelle, wo der Pfad der Asen endet.

Erwägt man schließlich, daß die Niederschrift der Edda jünger ist als die Kaufurkunde des Klosters Abdinghof, daß ihre Lieder zum Teil unzweifelhaft deutscher Herkunft sind und das Orts- und Zeitkolorit ihrer Entstehung in zahllosen Zügen bewahren (vgl. Neckel, Die altnordische Literatur, S. 79—90), so werden sich viele seltsame Ähnlichkeiten des Schauplatzes einem aufdrängen. Schierenbergs Annahmen und Vermutungen sind gewiß im einzelnen irrig, entbehren aber nicht einer genialen Intuition. Wir müssen erst noch lernen, die Edda — wenn sie auch gemein-germanischen Ursprungs ist — als ein Heimatbuch zu lesen und zu würdigen.

Diese Darlegungen drängen zu bestimmten Schlüssen. Die einzelnen Umstände sind nicht zwingend, aber ihre Gesamtheit läßt wohl keine andere Deutung zu. Fest steht: daß Name und Sage des Eggsternsteins den Kultus der Frühlingsgöttin Ostara, d. h. den der Erdmutter bezeugen, der Nerthus, die der griechischen Dione entspricht. Daß die Kapelle auf dem Gipfel des zweiten Felsens auf älteren Feuerkult daselbst hinweist und den Felsen als germanisches Heiligtum erscheinen läßt; denn in christlicher Zeit ist er ebensowenig eine Stätte regelmäßigen Gottesdienstes gewesen, wie ein Wallfahrtsort. Daß die Grotte möglicherweise Sitz eines Orakels war. Daß die Anbringung eines Bildwerkes, das den Sieg des Christentums über das Heidentum darstellt, gerade an dieser Stätte den Triumph der Kirche über die Gottheiten versinnlicht, die zuvor hier verehrt wurden.

Die Schlußfolgerung aus dem allen ist klar: sie besteht in der Annahme, daß die Eggsternsteine in der Vorzeit sogenannte Leerthrone gewesen sind und als Sitz der höchsten Gottheiten unserer Vorfahren gegolten haben: Himmels und der Erde, denen eben das Licht, das Feuer heilig war.

Dr. Ernst Wachler



Lebensdauer und Tod

Wovon hängt die Lebensdauer ab? Eine bedeutungsvolle Frage. A. Weismann, der sie einmal behandelte, führt als wichtigen, damit zusammenhängenden Faktor zunächst die Körpergröße an: Die größten Lebewesen erreichen das höchste Alter. Unter den Bäumen soll die Adansonia 6000 Jahre alt werden, unter den Tieren der Walfisch mehrere Jahrhunderte, der Elefant 200 Jahre, das Pferd 40, die Amsel 18, die Maus 6, viele Insekten nur wenige Wochen. Zum Teil wird dies mit der längeren Entwicklungszeit der großen Tiere zusammenhängen, auch mit ihrem komplizierteren Bau. Aber auch Hechte und Karpfen werden 200 Jahre alt, Kröte und Katze 40; also muß es neben der Größe noch andere die Lebensdauer bestimmende Faktoren geben.

Ein zweiter Faktor ist das Tempo des Stoffwechsels und der Lebensprozesse: „Große und rastlose Beweglichkeit reibt die organische Masse auf, und die schnellfüßigen Geschlechter der jagdbaren Tiere, der Hunde, selbst der Affen stehen an Lebensdauer sowohl dem Menschen als den größeren Raubtieren nach, die durch einzelne kraftvolle Anstrengungen ihre Bedürfnisse befriedigen. Die Trägheit der Amphibien gestattet dagegen auch den kleineren unter ihnen eine größere Lebenszähigkeit“ (Lotze). Trotzdem ist auch dies nicht durchgreifend: schnellebende Vögel haben eine verhältnismäßig lange Lebensdauer. Nicht daraus, daß der Körper schneller verzehrt wird, folgt für Schnellebigkeit oft ein kürzeres Leben, sondern daraus, daß diese Tiere auch Reife und Fortpflanzung schneller erreichen und daß „der Organismus rascher seinen Zweck erfüllt“ (Weismann). Aber auch damit kommen wir noch nicht bei der Bestimmung der Lebensdauer aus, auch die äußeren Lebensverhältnisse spielen dabei eine Rolle, sie scheinen die Lebensdauer zu regeln und je nach den Bedürfnissen der Art zu verlängern und zu verkürzen. „Es ist“, sagt Weismann, „für die Art an und für sich gleichgültig, ob das Individuum länger oder kürzer lebt, für sie kommt es nur darauf an, daß die Leistungen des Individuums für die Erhaltung der Art ihr gesichert werden“, nämlich die Fortpflanzung. Nach ihr hat das Individuum seine Pflicht getan und kann gehen. Und so finden wir denn in der Tat oft, daß das Leben des Einzelwesens die Fortpflanzung (einschließlich Brutpflege) nicht erheblich überdauert. Danach wird die Lebenszeit abhängen von der Länge der Jugendzeit und von der Zeit, die nötig ist, damit das Individuum die zur Erhaltung der Art nötige Nachkommenschaft geliefert hat. Dies aber wird sehr wesentlich von den äußeren Lebensbedingungen mitbestimmt.

Nun ist aber ein Lebewesen, je länger es lebt, auch um so mehr den äußeren Schädlichkeiten ausgesetzt. Je längere Zeit es also nötig hat, um die zur Erhaltung der Art nötige Nachkommenschaft zu erziehen, um so zahlreichere Individuen werden durch Schädlichkeiten sterben, ehe ihre Pflicht gegenüber der Art ganz erfüllt ist. Also muß dann die Nachkommenzahl um so größer sein, je länger die Fortpflanzungszeit dauert. Die Tendenz der Natur geht daher nicht darauf aus, den reifen Individuen ein möglichst langes Leben zu sichern, sondern im Gegenteil die Fortpflanzungs- und damit die Lebensdauer so kurz wie möglich zu setzen.

Wenn demgegenüber viele Vögel sehr langlebig sind, so hängt dies damit zusammen, daß ihre Brut großen Zerstörungen ausgesetzt ist und ihr auf Flug berechneter Körper große Fruchtbarkeit ausschließt. Für die Erhaltung ihrer Art ist also ein langes Leben der Individuen eine Notwendigkeit. Dagegen sind die kleinen Säugetiere wie Maus und Kaninchen viel fruchtbarer, ihre Lebenszeit kann daher auch kürzer sein.

Bei den Insekten ist die verschiedene Länge des Larvenlebens zu beachten; das Leben des fertigen Insekts ist gemeinhin sehr kurz: beim Maikäfer etwa ein Monat, während die Larve vier Jahre lebt. Bei Schmetterlingen ist es oft noch auffälliger, und die Eintagsfliege lebt als solche nur 4—5 Stunden. Bedenkt man nun, daß die Insekten die am meisten verfolgten, aber auch die fruchtbarsten Tiere sind, die in kürzester Zeit erstaunlich viele Eier produzieren, so ist die

möglichste Kürzung des Lebens durch möglichste Beschleunigung der Fortpflanzung in der Tat für sie die beste Einrichtung zur Erhaltung der Art. Zu beachten ist auch, daß bei staatenbildenden Insekten (Ameisen, Bienen) die Männchen höchstens vier Monate, die Weibchen dagegen bis sieben Jahre leben; dies geht hier an, weil ja die Weibchen im Nest verborgen bleiben, also vor Feinden gesichert sind.

Wodurch erfolgt nun die Abkürzung des Lebens? Es stellen sich im Lauf desselben Veränderungen der Gewebe ein, die ihre Funktion beeinträchtigen, ja schließlich hindern, was dann zum Tode führt; es ist die Abnutzung der Gewebe durch ihre Arbeit. Dabei könnten die Gewebezellen entweder während des Lebens dieselben bleiben oder aber sich in zahlreichen Generationen ablösen. Nur das letztere scheint der Fall zu sein. So gehen andauernd Millionen von Blutzellen zugrunde und werden durch neue ersetzt; andauernd lösen sich von der Oberhaut zahllose Zellen ab und werden neu gebildet. Dann aber liegt die Ursache des Todes nicht in der Abnutzung der Zellen, sondern in der Begrenzung ihrer Erneuerung. Die Fähigkeit der Körperzellen, sich durch Teilung zu vermehren, ist begrenzt. Die Zahl der Zellgenerationen, die aus der Eizelle hervorgehen können, ist für jede Art in bestimmten Grenzen festgelegt und damit auch das Maximum der Lebensdauer der Individuen dieser Art. An sich läßt sich ja sonst nicht einsehen, weshalb die Vermehrung nicht ins Unendliche fortgehen, der Organismus also nicht ewig leben sollte. Weismann, dem wir bisher im wesentlichen folgten, hält nach alledem den Tod für eine sehr zweckmäßige Einrichtung.

Weismann stützt sich dabei als Zoologe auf die Tierwelt; aber es will mir scheinen, als ob die Pflanzen das Gesagte noch deutlicher beweisen, obwohl man es auf den ersten Blick vielleicht bezweifeln möchte. Man unterscheidet nach der Lebensdauer ein- und zweijährige Pflanzen, sowie ausdauernde, die eine ganze Reihe von Jahren leben und vielfach jährlich Frucht tragen. Die einjährigen werden nicht etwa ein Jahr alt; ihr Name soll besagen, daß ihr Einzelleben innerhalb eines Jahres abgeschlossen ist, gemeinhin dauert es höchstens die Sommermonate hindurch. Ebenso dauert das Leben der zweijährigen Pflanzen nicht zwei Jahre, sondern spielt sich innerhalb zweier Jahre ab: es beginnt in einem Frühjahr, überdauert den nächsten Winter und wird dann im Sommer oder Herbst abgeschlossen.

Nun ist es wichtig, daß die einjährigen Pflanzen alsbald nach der Fruchtreife im Sommer oder Herbst absterben. Es ist also ganz klar: ihr Ziel ist Bildung der Nachkommenschaft. Ist es erreicht, dann stirbt das Individuum. Bei den zweijährigen Pflanzen ist es nun aber ebenso; denn — das ist das Ausschlaggebende — sie blühen noch gar nicht im ersten Jahr; dieses ist nur eine Vorbereitungszeit; in ihr bildet die Pflanze gewöhnlich nur eine dem Boden aufliegende Blattrosette, mit der sie den Winter unter der Schneedecke gut überdauern kann. Erst im nächsten Frühjahr entsteht dann ein gestreckter, ans Licht emporstrebender Stengel mit Blüten und später Früchten. Nach der Samenreife sterben auch diese Pflanzen. Sie unterscheiden sich also von den einjährigen nur durch Einschieben einer winterlichen Ruhezeit. Alles dies spricht schlagend für die Weismannsche Theorie.

Wie ist es nun aber mit den ausdauernden (perennierenden) Pflanzen? Sprechen sie nicht dagegen? Doch nur scheinbar. Das Überwintern erfolgt, abgesehen von einigen „immergrünen" Pflanzen (bei uns z. B. den Nadelhölzern), durch gewisse, der Kälte trotzende Organe. Bei den Stauden sind es unterirdische Wurzeln oder Sprosse (Wurzelstöcke, Knollen, Zwiebeln), die in jedem Frühjahr einen neuen oberirdischen Sproß erzeugen, der Blüten und Früchte treibt, um dann abzusterben. Diese jährliche Vegetationszeit ist bei manchen, wie z. B. dem Schneeglöckchen, sehr kurz, bei anderen länger (viele Gartenpflanzen). Eine zweite Gruppe ausdauernder Pflanzen sind die Bäume und Sträucher, deren holziger Stamm die Winterkälte erträgt. Im Frühjahr treiben sie aus den Knospen neue Zweige mit Blättern, Blüten und Früchten; diese erstarken während des Sommers, so daß sie nun den Winter überdauern können; wenn aber die Früchte gereift sind, fallen die Blätter ab.

Dies alles stimmt nun sofort zu dem oben Gesagten, wenn man den Begriff des Individuums bei der Pflanze etwas anders faßt, nämlich als den Blüten und Früchte tragenden Sproß. Dann sind die Stauden den einjährigen Pflanzen ganz analog, nur daß bei ihnen noch ein Träger vorhanden ist, der das Leben in die nächste Vegetationsperiode hinüberrettet, und zwar mit einer Knospe, gerade so wie der abgeworfene Same mit dem Keimling. Das neue Individuum, der Sommertrieb, stirbt später genau so wie die einjährige Pflanze, nachdem er Blüte und Frucht gezeitigt hat. Ebenso ist es aber endlich auch bei den Holzgewächsen; denn wir können den alten vorjährigen Zweig auch als Träger der neuen Individuen, d. h. der Blatt und Blüten tragenden Zweige ansehen; bringt doch auch nicht jener selbst die neuen Blätter hervor, sondern vielmehr die Knospen, deren Träger er lediglich ist. Diese Anschauung läßt sich auch dann aufrecht erhalten, wenn bei manchen Bäumen eine Komplikation eintritt, nämlich eine Arbeitsteilung in vegetative und fruchttragende Zweige, wie bei den Kirschen. So liefern denn also die Pflanzen insgesamt einen guten Beweis für die Bedeutung des Todes, wie sie Weismann auffaßte.

Es gibt auch noch andere Erscheinungen, welche dafür sprechen. Ist die Pflanze in Gefahr unterzugehen, wie z. B. bei großer Trockenheit, so kürzt sie die Periode der Zellvermehrung (Vegetation) möglichst ab, bildet aber noch schleunigst Blüten und Früchte. Wenn man ferner einer normal einjährigen Pflanze alle jungen Blütenknospen nimmt, so stellt sie nicht wie sonst das Individualwachstum ein, sondern treibt neue Sprosse, die sonst nicht entstehen würden, d. h. die Zellvermehrung wird verlängert und damit auch das Leben; denn man kann auf diese Weise einjährige Pflanzen zwingen, die Gewohnheit der zweijährigen anzunehmen: den Winter zu überdauern und erst im nächsten Jahr zu blühen und zu fruktifizieren.

So sehen wir denn also, daß die Frucht, also die Nachkommenschaft, das eigentliche Ziel des Einzellebens ist und daß sein Tod von diesem höheren Gesichtspunkt aus als für die Erhaltung der Art zweckmäßig anzusehen ist.

Das Vorstehende ist eine rein biologische Studie. Für den tiefer Blickenden steigt nun aber die Frage auf: wie steht es da mit dem Menschen? Insofern der Mensch nur ein Lebewesen ist, muß er selbstverständlich auch der hier von uns dargelegten biologischen Gesetzmäßigkeit unterworfen sein. In gewisser Hinsicht ist dies auch der Fall, das ist unschwer zu erkennen. Allein es leuchtet auch sofort ein, daß sich der Mensch nicht restlos in diese Gesetzmäßigkeit einfügt, indem das Einzelleben durchaus nicht mit der Fortpflanzungszeit seinen Abschluß findet, sondern dieselbe gemeinhin überdauert, ja oft sogar um viele Jahre. Da der Mensch das einzige von allen Lebewesen ist — das Problem der Einzeller lassen wir hier dahingestellt sein —, welches diese große Ausnahme von der Regel zeigt, so muß hier doch unbedingt etwas Besonderes vorliegen; und dies kann dann nur darin liegen, daß der Mensch eben nicht nur Lebewesen, sondern obendrein noch etwas anderes ist. Wir gelangen also, was man bisher meines Wissens noch niemals erkannt hat, auf diese Weise von einem rein biologischen Gesichtspunkt aus zu dem Ergebnis, daß der Mensch seinem eigensten Wesen nach mehr als Leib, eine besondere Wesenheit, Geist, ist.

Jene auffallende Ausnahmestellung des Menschen beweist, daß der Sinn seines Lebens nicht nur wie beim Tier ein biologischer ist, d. h. also die Erhaltung seiner Art. Diese ist ja freilich auch gewährleistet; aber das sie meist überdauernde Leben beweist, daß der Mensch auch noch ein Eigenziel, sein Leben einen persönlichen Sinn haben muß. Dieser kann dann aber nur auf geistigem Gebiet liegen.

Es ist nicht der Zweck dieses kurzen Aufsatzes, nun noch auf diesen uns sich hier aufdrängenden Sinn des Menschenlebens näher einzugehen. (Man vergleiche dazu meine jüngste Schrift „Sklave oder Herr? Der Weg zur persönlichen und völkischen Wiedergeburt", Westfäl. Volksdienst, Witten a. R.) Der Leser wird mich schon verstehen, wenn ich sage: dieser Sinn ist die Erziehung zur freien sittlichen Persönlichkeit. Dieselbe fordert die Möglichkeit einer von der Erhaltung der Art unabhängigen Lebensdauer. Daß im übrigen die Lebensdauer der Menschen

eine äußerst verschiedene ist, daß es also vielfach unserem kurzsichtigen Auge so scheint, als ob das Leben für die Entwicklung der sittlichen Persönlichkeit oft viel zu früh und zu jäh abgerissen würde, — das ist freilich unzweifelhaft. Hier setzen andere Gedankengänge ein, die uns über dieses Erdenleben und über Raum und Zeit hinwegführen zu Entwicklungs-Möglichkeiten jenseits des Leibes und seines Todes, wie sie uns aus dem trostreichen Wort unseres Meisters entgegenleuchten: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen."

Prof. D. Dr. Dennert-Godesberg



Fernsehen und Fernsichten

Dieser Tage ging durch die Blätter die Notiz, daß Prof. Artur Kern in Berlin das Problem des elektrischen Fernsehens nahezu gelöst habe. Und kurz vorher war eine andere Meldung durch die Blätter gegangen, wonach der englische Physiker Prof. Fournier d'Albe der Londoner Zeitung „Daily News" wichtige Mitteilungen über ein noch in diesem Jahre zu erwartendes neues technisches Wunder gemacht habe: die Welt sei am Vorabend eines weiteren ungeahnten Fortschrittes der drahtlosen Übermittlung; man werde demnächst nicht nur drahtlos hören, sondern auch die Ereignisse, die sich in weiter Ferne abspielen, sehen können. Schon auf der diesjährigen großen britischen Reichsausstellung werde er einen, wenn auch noch primitiven, so doch vielverheißenden Apparat für Fernsehen vorführen. Wie so häufig auf technischem Gebiet, hätte man hier also wieder einmal die Duplizität der Ereignisse zu verzeichnen: ein deutscher und ein englischer Forscher machen annähernd gleichzeitig dieselbe Erfindung, ohne voneinander zu wissen. Beim Fernsprecher war es ja ähnlich der Fall: der Deutsche Philipp Reis konstruierte ihn zuerst, freilich als einen praktisch noch kaum brauchbaren Apparat, und der Amerikaner Graham Bell brachte ihn wenige Jahre später unabhängig von jenem als einen sofort verwendbaren Apparat heraus.

Wie steht es aber mit der Priorität des Fernsehers? In keinem einzigen Blatte, das von der neuen Erfindung des Deutschen oder des Engländers Notiz genommen, war davon die Rede, daß sie eigentlich gar nichts Neues mehr ist, sondern daß sie schon vor einem Vierteljahrhundert gemacht wurde, und schon im Jahre 1908 habe ich darüber geschrieben.

Es war bereits im Jahre 1892, als der in Berlin lebende preußische Hauptmann a. D. Maximilian Pleßner eine kleine Schrift veröffentlichte: „Die Zukunft des elektrischen Fernsehens" (Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung), in der er die Möglichkeit nachwies, vermittels des elektrischen Stroms gleichwie die Stimme, so auch das Spiegelbild des Menschen telegraphisch in die Ferne zu senden, gleichwie die Schallwellen auf telephonischem, so die Lichtwellen auf „telephotischem" Wege fern vom Aufgabeorte zu reproduzieren. Er beschrieb aufs klarste, wie der Apparat beschaffen sein müßte, um die „Elektroskopie" ins Leben zu rufen, die eine erneute Umwälzung aller unserer Verkehrs- und Lebensverhältnisse herbeiführen würde.

Wenn wir heute, so argumentierte damals Hauptmann Pleßner, eine einstündige Rede depeschieren wollen, die etwa 44 000 Buchstaben enthält, so nimmt das eine Arbeit von mindestens sieben Stunden in Anspruch, selbst bei dem besten Hughesschen Typendrucktelegraphen, bei dem das Telegramm gleich vom Apparat der Empfangsstation selbst in Druckschrift fix und fertig zur Ablieferung niedergeschrieben wird. Bei dem Telektroskop aber würde man nur nötig haben, das Manuskript der Rede in den Apparat der Aufgabestation einzustellen, in derselben Sekunde erschiene es als Lichtbild in der Empfangsstation; der Beamte dort hätte nur einen Bogen lichtempfindlichen Papiers aufzuspannen, auf dem sich das Lichtbild als Momentphotographie dar-

stellte, die dann nur noch in einem automatischen Entwickler fixiert zu werden brauchte. Alle diese Manipulationen würden, einschließlich der Entwicklungsdauer, etwa sieben Minuten in Anspruch nehmen, also den sechzigsten Teil der Zeit, die das Telegraphieren erforderte. Man brauchte Briefe und Postkarten und Zeichnungen nicht erst zu versenden, sondern photographierte sie hinüber. Die Post verkauft Formulare in verschiedenen Größen und der Größe entsprechenden Preislagen. Wie viel oder wie wenig man darauf schreibt, zeichnet, malt — oder auch aufklebt —, ist gleichgültig, denn der Raum wird ja bezahlt, nicht die Art, wie der zu festen Preisen gelieferte Raum vom Käufer ausgenutzt wird. Ob die Schrift gut oder schlecht, ob es deutsch oder chaldäisch ist, bleibt der Post dabei gleichgültig, wenn nur die Adresse, die obenan zu stehen hat, und die gleich mit „telektoskopiert" wird, leserlich ist; für die Leserlichkeit oder Unleserlichkeit ist allein der Schreiber verantwortlich, die Verwaltung hat keine Regreßpflicht mehr für etwaige Irrtümer ihrer Beamten, weil es Irrtümer nicht mehr gibt.

Aber die Post würde auch, wie jetzt öffentliche und private Fernsprechzellen, so nun zugleich Fernsehzellen einrichten. In diesen könnte man seine entfernt wohnenden Freunde und Verwandten, während man mit ihnen telephonisch spricht, zugleich leibhaftig vor sich sehen: das Telektroskop zaubert ihre Gestalten mit all ihren Bewegungen hinüber, man überzeugt sich durch den Augenschein von ihrem Wohlbefinden. Den bemittelten Klassen, so führt Pleßner aus, würde ein solcher nahezu persönlicher Verkehr mit entfernten Angehörigen und Freunden bald zur Unentbehrlichkeit werden, sie würden sich den Luxus gestatten, ihre Wohnung mit einer Fernsehkammer zu versehen, um in der Intimität der eigenen Behausung mit den Abwesenden in sichtbaren Verkehr treten zu können. Geschäftsleute werden ihren entfernt wohnenden Kunden ihre Warenproben und sonstige Handelsartikel telektroskopisch zeigen; sie ersparen die Reisenden.

Gerichtliche Vernehmungen, Identifizierungen von Personen und Dingen, Konfrontationen können in den amtlichen Fernsehkabinetten geschehen. Sogar ärztliche Fernkonsultationen sind möglich, wenn sich's nicht gerade um innere Untersuchungen handelt oder etwa ums Zahnausziehen.

Noch mehr. Die kleinsten Provinzstädte könnten mit verhältnismäßig geringen Kosten in den Besitz eines bühnenlosen Theaters mit großem Zuschauerdunkelraum — gleich den Kinos — gelangen und ihren Bewohnern die Vorstellungen der großstädtischen Opern- und Schauspielhäuser allabendlich darbieten — nicht nur, wie neuerdings, daß man sie durch Telefunk hört, sondern auch, wie auf der Flimmerleinwand, sieht. Desgleichen würde ein solcher Dunkelraum auch dazu dienen, die in der entfernten Hauptstadt sich abspielenden Ereignisse, die Sitzungen der Parlamente, Vorlesungen und Demonstrationen berühmter Gelehrter, Festzüge, Wettrennen, Regattas usw. den Bewohnern des flachen Landes bildhaft zugänglich zu machen. Ja, ganze Gemäldeausstellungen und Museen könnten den Leuten in der Provinz vorgeführt werden.

Der Wunderapparat, der all dies vermögen soll und dessen voraussichtliche Konstruktion Hauptmann Pleßner vor 32 Jahren bereits bis in seine Einzelheiten angegeben hatte, ist nun nicht etwa erst jetzt durch Prof. Korn oder Prof. Fournier d'Albe Wirklichkeit geworden, sondern im Prinzip schon acht Jahre nach Hauptmann Pleßners mit Unrecht vergessener Schrift; und zwar durch den Polen Jan Szczepanik, der aus Mangel an Mitteln seine akademischen Studien hatte aufgeben und seinen Unterhalt als einfacher Schullehrer suchen müssen.

Der Apparat Szczepaniks basierte bereits, genau wie die der beiden heutigen Erfinder, auf der Möglichkeit, Lichtstrahlen durch den elektrischen Strom weiterzuleiten bzw. sie in elektrische Ströme zu verwandeln und diese an beliebiger Stelle wieder in Form von Lichtschwingungen in die Erscheinung treten zu lassen; gerade so wie das Telephon die Schallwellen in elektrische Ströme umsetzt, um sie auf der Empfangsstation wieder als Schallwellen und damit als Töne und Worte zum Vorschein kommen zu lassen. Die Möglichkeit ist gegeben, wenn es einen Stoff gibt, der die Eigenschaft hat, den elektrischen Strom in verschiedenem Grade zu leiten, stärker oder schwächer, je nachdem starke oder schwache Lichtstrahlen auf ihn fallen. Ein solcher Stoff ist

seit mehr als hundert Jahren bekannt, und sein seltsames Verhalten gegenüber dem Licht und dem elektrischen Strom seit fast neunzig Jahren.

Im Jahre 1817 entdeckte Berzelius das Element Selen, einen zur Schwefelgruppe gehörigen und meist auch in der Nähe von Schwefel vorkommenden Körper von blaugrauem Glanz. Und zwanzig Jahre später, 1837, beobachtete Knox die merkwürdige Eigenschaft des Selens, elektrische Ströme zwar ähnlich wie Metalle zu leiten, sein Leitungsvermögen aber von dem Grade der Beleuchtung abhängig zu machen, unter der er sich gerade befindet, so zwar, daß bei voller Dunkelheit er dem Durchfließen des elektrischen Stroms den größten, bei hellem Sonnenlicht den geringsten Widerstand entgegensetzt. Später fand man diese Eigenschaft, aber in weit geringerem Grade, auch an manchen anderen Stoffen, wie am Ruß, am Platinschwarz, am Schwefelsilber, Zinkphosphat und Kupferoxyd. Beim Selen indes ist sie so auffällig, daß, nach einem späteren Versuche von Graham Bell, eine zylinderförmige Selenzelle von 6 cm Höhe und 5 cm Durchmesser im Dunkeln einen Widerstand von 1200 Ohm (den Maßeinheiten zur Messung des elektrischen Stromwiderstandes) besitzt, im Tageslicht nur einen solchen von 600 Ohm.

Es ist nun klar, daß, wenn man die von irgendeinem Bild, einer Gestalt, einer Szenerie ausgehenden Lichtstrahlen auf eine Selenzelle fallen läßt, die in einen elektrischen Stromkreis eingeschaltet ist, die helleren Partien die Selenzelle befähigen, den elektrischen Strom besser, also stärker durchzulassen. als die dunkleren Stellen des Bildes oder Gegenstandes, die an den Punkten, an denen ihr schwächeres Licht die Selenzelle trifft, diese gegen den elektrischen Strom unempfindlich machen. Werden an der Endstation diese abwechselnd stärkeren und schwächeren elektrischen Ströme wieder in die entsprechenden Lichtwellen umgesetzt, so muß das Bild oder der auf der Anfangsstation beleuchtete Gegenstand wieder mit all seinen Konturen, seinen hellen und dunkeln Partien zur Erscheinung gelangen.

Das Problem hatte Szczepanik in folgender Weise gelöst. Er richtete auf den Gegenstand, den er in die Ferne „telephotieren“ wollte, die Sammellinse eines photographischen Apparats. Diese fängt die von einem Gegenstand ausgehenden Lichtstrahlen auf und entwirft in einer Dunkelkammer ein scharfes Bild des Gegenstandes. Dieses Bild — und das ist, wie auch schon Hauptmann Pleßner erkannte, das Wichtigste an der Sache — darf nicht als Ganzes die Selenzelle treffen, sondern es muß gewissermaßen in seine Bestandteile, in eine unendliche Zahl von kleinsten Punkten zerlegt werden, die nicht gleichzeitig, sondern einer nach dem andern auf das Selen stoßen und so in dem Zeitraum von einer Sekunde dort Tausende von hintereinanderfolgenden, jedesmal der Lichtstärke oder -schwäche des Bildpunktes entsprechend starke oder schwache elektrische Spannungen auslösen. Um das zu erreichen, ließ Szczepanik das Bild zunächst auf einen aufs schnellste schwingenden Linienspiegel treffen, d. i. einen Spiegel, der mit einer undurchlässigen Farbschicht bedeckt ist und nur eine ganz feine Linie frei läßt, die als Spiegel wirkt. Diese rasch schwingende (oszillierende) spiegelnde Linie fängt mit jeder Oszillation einen linienförmigen Abschnitt des Bildes auf und reflektiert diese Linienbilder nacheinander auf einen zweiten, zu dem ersten senkrecht stehenden, ebenfalls schwingenden Linienspiegel. Dadurch wird bewirkt, daß jedes Linienbild wiederum in eine Anzahl von Punkten zerlegt wird, richtiger von winzig kleinen Quadraten, die nun nacheinander auf die lichtempfindliche Selenzelle treffen und, je nachdem der gespiegelte Bildpunkt ein hellerer oder dunklerer war, einen stärkeren oder schwächeren elektrischen Strom nach der Empfangsstation verursachen. Da nun aber das Selen die in diesem Falle störende Eigenschaft hat, noch eine kleine Weile, nachdem die Beleuchtung stattgefunden, sein eben erst erlangtes Leitungsvermögen beizubehalten, so durften nicht zwei so schnell aufeinander folgende Bildpunkte dieselbe Stelle der Selenzelle treffen. Um das zu vermeiden, gestaltete Szczepanik die Selenzelle ringförmig und ließ sie ebenfalls in konstanter Bewegung sein, so daß mit jedem Moment, in dem ein neuer Lichtpunkt eintrifft, er auf eine andere Stelle des Selenringes stößt.

Wie sind nun die Hunderttausende, ja Millionen von aufeinanderfolgenden, bald stärkeren,

bald schwächeren elektrischen Ströme an der Empfangsstation wieder in Lichtwellen zu verwandeln? Das erreichte Szczepanik dadurch, daß er die Ströme auf zwei Schirme treffen ließ, die mit je einer ganz feinen Öffnung versehen waren und hinter denen sich eine helleuchtende elektrische Lampe befand; indem diese Schirme mit dem Selenring durch Drähte in Verbindung stehen, bewegen sie sich aufeinander zu mit derselben Schnelligkeit, mit der auf jenen die Lichtpunkte treffen. Je nachdem der von diesen bewirkte elektrische Strom stärker oder schwächer ist oder auch ganz ausbleibt, decken sich die beiden Öffnungen in den Schirmen oder gehen auseinander, so daß bald eine größere, bald eine kleinere Öffnung vorhanden ist; die hinter den Schirmen befindliche Lampe läßt auf diese Weise bald ein stärkeres, bald ein schwächeres Lichtbündel durch die Schirmöffnungen hindurchgehen. Es entspricht also jedem helleren oder dunkleren Punkte des ursprünglichen Bildes hier in der Empfangsstation ein stärkerer oder schwächerer Lichtblitz, der seinerseits wiederum auf ein System von zwei Linienspiegeln trifft, die sich ganz genau unter demselben Winkel befinden wie die Linienspiegel der Aufgabestation und synchron zu diesen schwingen, mit derselben Geschwindigkeit und in derselben Schwingungsebene, und die von ihnen reflektierten Lichtblitze auf eine weiße Fläche werfen. Die Schwingung ist so rasch, daß das ganze Bild in einem Zehntel einer Sekunde zerlegt, weitergeleitet und im Empfangsapparat wieder auf der Projektionsfläche aufgefangen wird. Da nun das Auge einen empfangenen Lichteindruck nicht in demselben Moment wieder loswird, sondern noch eine ganz kurze Zeit fortempfindet, so kommen die auf der Projektionsfläche mit so unendlicher Geschwindigkeit nacheinander erscheinenden Lichtpunkte im Bewußtsein nicht hintereinander, sondern gleichzeitig zur Wahrnehmung, und wir glauben nicht die einzelnen Punkte, in die das Bild zerlegt war, sondern das ganze Bild mit einemmale zu sehen, in einer kontinuierlichen Vorführung, gerade so, wie sich beim Kinematographen die unendlich rasch einander folgenden photographischen Momentbilder zu einem einheitlichen, bewegten, scheinbar lebenden Gesamtbilde zusammensetzen.

Um auch Farbe seinen Bildern zu geben — der bisher geschilderte Apparat würde nur einfarbige, allein aus Licht und Schatten bestehende Bilder liefern, gleich den Schwarz-weiß-Bildern des Kinematographen —, wollte Szczepanik durch Einführung von Glasprismen die Bilder gleichsam in ihre Farbenbestandteile filtrieren, die sich dann auf der Empfangsstation durch genau entsprechende Prismen wieder zu den ursprünglichen Farben zusammensetzen.

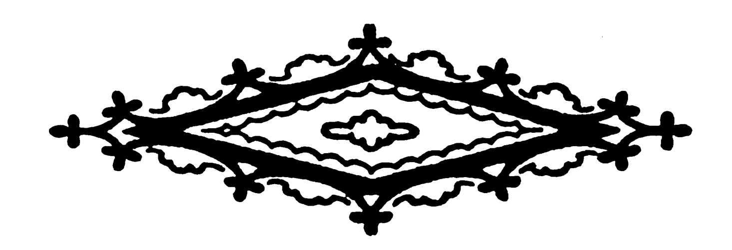
Würde der elektrische Fernseher in dieser Weise funktionieren und zu der Vollkommenheit gebracht werden, daß er ein wesentlicher Bestandteil unseres öffentlichen und privaten Lebens wird, wie es Hauptmann Pleßner vor 32 Jahren prophezeit hatte, dann war es auch nicht mehr weit bis zur Lösung jenes anderen Problems dieses ideenreichen Forschers, des Problems der Optophonie, d. h. der Verwandlung der Lichtwellen in Schallwellen und umgekehrt, eines Problems, das der neuere englische Fachmann inzwischen ja auch insofern gelöst hat, als sein „Optophon" den Blinden gewissermaßen mit den Ohren zu sehen befähigt, wie andererseits sein „Tonoskop" Töne für Taube sichtbar macht.

Auch der Anfang zum Optophon war übrigens schon seit Jahrzehnten gemacht durch Graham Bells „Photophon". Das ist ein Apparat, durch den sein Erfinder den Leitungsdraht des Telephons durch den Lichtstrahl ersetzen wollte. Indem er eine dünne, spiegelnde Metallplatte scharf beleuchtete und dann gegen die Metallplatte sprach, wurden die von ihr reflektierten Lichtstrahlen in Vibration versetzt. Richtete er nun diese vibrierenden Lichtstrahlen gegen einen parabolischen Spiegel auf der Empfangsstation, in dessen Brennpunkt eine mit einem Hörtelephon verbundene Selenzelle plaziert war, so wurde diese durch die schwankenden Lichtstrahlen abwechselnd stärker und schwächer beleuchtet, genau den Schallwellen der Anfangsstation entsprechend. Da hierdurch aber auch analog die Stärke des elektrischen Stromes wechselte, der in dem die Selenzelle mit dem Hörtelephon verbindenden Leitungsdraht zirkulierte, so wurde die elastische Membrane des Telephons in Schwingungen versetzt, die genau den Schallwellen entsprachen, welche auf der Anfangsstation die spiegelnde Metallplatte in Schwingung versetzten; und es erklangen deutlich

die gesprochenen Worte auf der Empfangsstation wieder. Der Lichtstrahl hatte sich zuui Träger der Schallwellen gemacht.

Nun, das Problem, den Schall, Ton und Wort ohne Leitungsdraht in beliebige Fernen zu senden, ist inzwischen längst in viel vollkommenerer Weise durch die drahtlose Telephonie, die Erfindung des Telefunken überholt worden, diese modernste Großtat auf dem Gebiete des Fernsprechwesens. Aber eine andere, womöglich noch bedeutsamere Aussicht eröffnet sich mit der Lösung des Problems der Optophonie, des wechselseitigen Austausches von Licht- und Schallwellen. Würde sie möglich, dann mag es auch gelingen, Lichtstrahlen, die von den verschiedentlich schattierten Punkten eines Gegenstandes reflektiert und in rascher Aufeinanderfolge auf eine in den Leitungsbereich eines Hörtelephons eingeschaltete Selenzelle geworfen werden, in Schallschwingungen zu verwandeln und dem Ohr als eigenartige Klangbilder vernehmbar zu machen. Es werden alle sichtbaren Dinge der Körperwelt durch Beleuchten hörbar und umgekehrt alle hörbaren Phänomene sichtbar gemacht werden können. Wir werden erfahren, daß die Gestalt eines Vierecks ein anderes Tonbild hervorrufen wird, als ein Dreieck oder ein Kreis; das Schallbild eines Würfels wird anders erklingen, als das von Prisma oder Kugel. Jedes Ding wird seine ihm ureigenste Melodie haben, ja jede seiner Bewegungen eine andere, deutlich unterscheidbare Modulation dieser seiner Wesenssymphonie. Wir werden die Harmonie der Sphären hören, denn auch die Gestirne, Mond und Sonne werden wir unserem Ohre in Tonbildern wahrnehmbar machen. Wir werden vermittels des so vervollkommneten Optophons die idealen Gestalten eines Apollo und einer Aphrodite, die Gemälde eines Tizian oder Raffael in Tonbilder verwandeln und hören, daß es reine, harmonische Klänge sind; wie die Tonbilder eines Poliphem oder einer gorgonischen Medusa, eines Clemenceau oder Poincaré als Disharmonien erklingen werden. Wir werden im Tonbild des blühenden Mannes und des welkenden Greises das Motiv wiedererkennen, das im Tonbildchen des Neugeborenen, noch wenig individualisiert, dereinst erklang.

Paul Schettler





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen
sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Gegen den Nibelungenfilm

sind uns eine Reihe von Artikeln zugegangen. Wir greifen zwei davon heraus.

I. Der Nibelungenfilm: grundsätzliche Bedenken

Der Nibelungenfilm! Glaubt nicht, daß ich ihn loben und preisen will! Er ist ja schon so viel gelobt und gepriesen worden; in London — zweifellos das Zentrum heutiger Kultur! — ist er approbiert worden als eine Großtat, ein Wunder von Technik und poetischem Zauber zugleich. Die Reklameblätter überschwemmen das Land; sie schmücken die grünen Tische der Lehrerzimmer. Und in geschlossenen Zügen, unter Führung der Klassenlehrer, strömen die Schulen herbei, den Unterricht aussetzend, um teilzuhaben (für nur 30 Pfennig) an dem Werk, das seine großen Autoren „dem deutschen Volke zu eigen" gaben.

Glaubt auch nicht, daß ich eine Kritik des Nibelungenfilmes in den Mittelpunkt dieser kleinen Besprechung stellen will. Vielmehr soll er uns Anlaß geben dazu, daß wir einmal die Filmfrage überhaupt anschneiden, ganz besonders aber die Wirkungen des Films auf die Seelen.

Der Nibelungenfilm selbst ist einfach eine Ungeheuerlichkeit. Vielleicht darf ich einmal ein Wort über die Sage selbst sagen. Der französische Literarhistoriker Gaston Paris hat einmal die Nibelungen der Chanson de Roland gegenübergestellt; er faßte sein Resultat zusammen, indem er sagte: die Nibelungen sind ein menschliches Gedicht, während die Chanson de Roland ein nationales Gedicht ist; ist dieses als Kundgebung des besonderen Volksgenius bedeutend, so kommt den Nibelungen der höhere allgemein künstlerische Wert zu. — Der Franzose ahnt etwas, ohne doch die ganze Bedeutung der Nibelungen zu verstehen, die er von der Ilias turmhoch überragt sieht. Worin liegt die Größe unseres Werkes? Wenn G. Paris das Nationale in den Nibelungen vermißt, so sucht er nach einer nationalen Wesensgestaltung, einer idealen Form bewußter Führung. Die sucht er freilich bei uns vergebens. Wir Deutschen werden nie eine „Form" finden; wir werden stets im weltlichen Aufbau auseinanderstrebend bleiben. Aber eines bindet uns; und dies eine macht die Nibelungen allerdings zu unserem nationalen Epos: die ewig sehnende, strebende Seele, die uns unser Mutterboden mitgegeben hat, der ewige, ungestillte Drang, der nirgends beim Festumrissenen Rast machen will, der in endlos reichen Phantasien sich ergehen muß. Und diese deutsche Natur schuf den lichten Siegfried, der noch mehr ist als der dem Nordländer so ersehnte Frühling: nämlich das Bild des lichtesten Reinsten, der blind über die immer kleine Erde dahinschreitet, der mit seiner ewigen Bejahung die Begriffe gut und böse nicht einmal erstehen läßt, der rein bleibt auch in dem schändlichen Verrat an Brunhilde:

„Sô wol mich dirre maere," sprach Sîfrit der degen,
„daz iwer hôhverten alsô ist gelegen,
daz iemen lebet der iuwer meister müge sîn."

So ist Siegfried keine Gestalt, die man mit menschlichen Zügen bannen könnte. Wenn die breiten Verse des Epos an uns vorüberziehen, dann heben wir unsere Seelen auf und schaffen die lichte Gestalt, so klar und hehr wir es vermögen, so, wie wir ein göttliches Wesen in unserer Vorstellung leben lassen. Und alle Versuche, Siegfried selbst vor uns zu stellen, mußten scheitern. Hebbels Kraft mußte versagen und Wagner mußte unzulänglich wirken, obwohl er die Musik zu Hilfe nahm.

Und Siegfried gegenüber steht die herrlichste Frauengestalt, die je erdacht ward: Brunhilde, die verstoßene Walküre, die wehrsame Jungfrau und die selig bezwungen sein wollende; die Siegfrieds Tod bereiten muß — und dann vergeht im Schmerz, die Rache der weltlicheren Kriemhild freigebend. Sie ist des lichten Helden göttliches Genoß; Kriemhild ist die Erdenverirrung.

Und wo spielt das Heldenlied? In unbestimmbaren Landen. Rhein und Worms und Isenstein bleiben Namen. Es ist eine Welt des Zaubers, in die wir uns hineindenken müssen. Die Flammen, die den Isenstein umlodern (wenn sie auch im Epos nicht erwähnt sind), und das finstere Reich des Alberich — das sind die beiden Pole einer wahrhaft religiösen Vorstellung, die nicht des größten Meisters Pinsel in feste Gestalt zu bannen vermöchte.

Und dieses Heiligtum des deutschen Volkes ist entweiht worden durch das widerlichste Zeichen unseres seelischen Niederganges, den Film. Siegfried — ein flatterhaariger, haspelnder, theatermachender Damenliebling! Brunhilde — o Schande! — klein, schwarz, trusselköpfig! Gunther — ein anekelnder, impotenter Jammerlappen! Alberich — ein struwwelhaariger, feilschender Ostjude! Dies die Hauptfiguren der Aktion, die sich in und um Gunthers Germanenhalle abspielt: eine buntfliesige, kokette Diele in Raffkes Landhaus im mittelalterlichen Stil. Und aus der Kette übler Vorgänge greife ich nur drei Szenen heraus: die schmutzige „erste Nacht“, Siegfrieds Tod und die Kirchenszene. Bezüglich der ersten erübrigt sich wohl jede Erörterung. Aber der Tod des sonnigen Helden!

> Do viel in die bluomen der Kriemhilde man,
> daz bluot von siner wunden sach man vaste gân.
> dô begunder schelden (des twanc in groziu nôt)
> die ûf in gerâten heten ungetriwe den tôt.

Wie kindlich und rührend! **Hier** im Film sehen wir den Helden mit der Lanze im Rücken meilenweit durch den Wald toben, zurück zu dem Baume, wo die Trauergestalt Gunthers sitzt. Unterwegs bricht er zusammen; aber zwei Männer (vermutlich vom Roten Kreuz) helfen ihm auf und führen ihn weiter bis vor Hagen, wo Siegfried mit der Theatergeste des Schildhebens niedersinkt. Das rieselnde Blut wird uns noch in filmistischer Treue vor Augen geführt!

Und bei der Kirchenszene habe ich mich gefragt, ob wirklich die Fülle von Geistlichen, die unser Land bevölkern, noch einen Hauch von religiösem Gefühl besitzen; sonst müßten sie doch Sturm laufen dagegen, wie hier die heilige Zeremonie in der banalsten Weise zum Theatereffekt erniedrigt wird. Ich bin kein Kirchengänger; aber ich habe mir ein Empfinden dafür bewahrt, was kirchlicher Ernst ist. Hier wird das, was man nur erleben oder im Geiste miterleben sollte, einem so dreckig vor die Augen geworfen, daß einen der Ekel packt.

Mit den letzten Feststellungen kommen wir aber zum Kern dieser Ausführungen. Es sind nicht Einzelheiten des Nibelungenfilms, nicht technische Mängel, die wir angreifen, sondern wir wollen das Gift erkennen, das im Film **prinzipiell** steckt. Ich will einmal drei Gruppen unterscheiden: 1. der Matz-Film (man entschuldige den derben Namen; aber hier geht's um unsere höchsten Güter, da brauchen wir Wahrheit und Klarheit!), 2. der Film mit künstlerischen und historischen Ansprüchen, 3. der Lehrfilm.

Nur eine echtspießige Zensur konnte Front machen gegen die erste Kategorie. Daß man die Jugend schützte, war nötig. Aber die Erwachsenen haben scheinbar das Bedürfnis, sich von Zeit

zu Zeit einmal im Kot zu sielen. Das ist Privatsache. Je schmieriger der Kot, um so rascher tritt der Ekel ein und der Fall ist erledigt.

Vom zweiten Typ haben wir oben ein Musterbeispiel. Hier liegt die Sache schon viel ernster, denn hier beginnt die Täuschung. Fehlt schon den Erwachsenen die Urteilskraft, die sie aus solchem Machwerke hinaustreiben müßte (wenn sie überhaupt hineingehen), so werden diese Dinge für unsere Kinder, die wir noch gar herdenweise hineintreiben, zum schwersten Verhängnis. Man bedenke doch, was es bedeutet, wenn jener blühende Garten der kindlichen Phantasie, Sage und Märchen, in den gerade wir Deutschen uns immer wieder hinsehnen, weil dort die Sonne des Unwirklichen, nie Veraltenden scheint, die jedem Gemüt sein eigenes Weben und Fühlen offen läßt — wenn dieser Garten verdorrt wird durch die banalen Fixierungen aus Berlin-Wilmersdorf! Und das gleiche gilt für die sog. historischen Filme. Absolute Gültigkeit in geschichtlichen Dingen gibt es nicht. Der Wahrheit am nächsten kommt der, der sich selbst hineinleben kann in die vergangenen Zeiten, in die nie aufgeschriebene und nicht aufschreibbare Atmosphäre einer Epoche. Welcher Kopf aber wird noch frei und unbefangen um jenes ganz individuelle (denn er muß stets seine eigene Persönlichkeit in Rechnung ziehen) Hineinleben sich bemühen oder sich bemühen können, wenn die „Vorgänge" „photographiert", in ihn eingeschrieben worden sind? Mich wundert, daß die politische Propaganda sich diesen Dolch noch so wenig geschärft hat!

Ich las dieser Tage zufällig in der „Histoire de la littérature française" von Gustave Lanson eine Betrachtung über den in der französischen Revolutionszeit aufblühenden, verderblich den Menschen verflachenden Journalismus (Lanson, p. 844 f. cf. 6a): Ach, und wie harmlos sind die lieben Wurstblättchen gegenüber dem Film! Dort muß man doch wenigstens noch lesen, und das geht langsam, und wie ein Schutzengel schwebt über uns das Wort „gelogen wie gedruckt!" Und wir fühlen doch stets den sprechenden Vermittler. Im Film werden uns die Dinge selbst vorgesetzt und wir lassen sie, im bequemen Fauteuil sitzend, an uns „vorüberziehen". Da kommt der herrliche geographische Film. Die Schönheiten unseres Vaters Rhein werden dem durstenden Volke gereicht. Ja, was reicht man denn? Die übelste Abstraktion: das äußere Bild. Nicht aber das innere Erlebnis jenes, der selber an den Ufern des Stromes steht, der unser sein muß, nicht Grenze bilden soll; der hinaufsteigt zu den Höhen des Drachenfels, alte Sagen und Geschichten lebendig schauend. Aber eines reicht man, das blasierte Wort: „das kenne ich!" Ohne innere Beziehung werden dem Geiste die Weltbilder in hastiger Sensationsreihe hingeworfen; das Sehnen und Suchen wird totgetreten; das selige „Nichtkennen" gibt's nicht mehr. Die Natur unserer Heimat mit ihrer Einfachheit verliert ihren Zauber, denn das fade Hirn ist „genährt" mit großartigen Bildern (Rosinen) aus aller Welt.

Aber der naturwissenschaftliche Film? Die wunderbare Vorführung des Prozesses, wie eine Schlange einen Frosch verschlingt? Oder ein medizinischer Film? Der Blutkreislauf oder eine Operation? —

Ich weiß nicht, wie groß die Bedeutung dieser Filme für den Fachmann ist. Ich stelle mir sie sehr klein vor. Sollte wirklich das Bild, das sich der Fachmann aus eigener Beobachtung gemacht hat, nicht klarer und reicher sein als die Photographien von zurechtgemachten Vorgängen? Aber wie steht es nun mit dem Laien, dem Kinde vor allem? Ein Vorgang aus dem Leben der Tiere wird kalt fixiert (wie bei den Nibelungen der Trauungsakt!); er wird dem Gehirn gereicht, ohne daß die Seele mitlebt, ohne daß sie den schweren Gedanken der Tötung eines Wesens durch ein anderes verarbeitet. Tote „Sachlichkeit" — statt lebendigen Geschehens! Immer schwächer oder immer gröber wird die Phantasie, die weiterbauen sollte dort, wo die Beobachtung aufhört, bis sich ahnend das Weltbild rundet.

Das Weltbild ruht auf der innerlichen Besinnung, auf dem einheitlichen Aufbau unserer Gedanken, unseres Charakters. Was für ein haltloses Gewirr muß herauskommen, wenn wahllos unverdauliche Bilder anderer Welten auf unfertige (und das sind sie

stets!) Seelen projiziert werden! Nicht Erkenntnisse werden da vermittelt — aber Bilder werden zerstört, Tempel zerbrochen. Jämmerlich liegt der seelenlose Neumensch am Boden, und die „Aufgeklärtheit" schreitet grinsend über die Leiber. —

Liebe Freunde, wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen! Was hier gesagt, ist nur ein schwaches Ahnen einer viel schlimmeren Wirklichkeit. Könnte ich die kommenden Zeiten umspannen, ich würde euch ein glühendes Menetekel an die Wand malen. Vielleicht denkt ihr einmal die Weiterentwicklung der Filmpest aus. Seht ihr dort die drei Rothäute im schwachen Kahn dem furchtbaren Strudel zustreben? Was soll noch Lenaus fades Versgeklimper? Der Film reicht uns die Sensation — was brauchen wir mehr? Seht ihr dort das pompöse Hochamt und im Vordergrund ein geknicktes Weib mit einem Dämon über sich? Schweigt, ihr alten Knittelverse vom ewigen Streben: ein neues Wunder der Kinokunst schreitet triumphierend über euch hinweg, die Sensationen der Faust-Tragödie an die Menge verspritzend!

Und wenn ich noch ein Wort sagen darf für die wenigen, denen die Musik eine göttliche Stimme ist: helft die Musik schützen, damit nicht ihre reinsten Werke in jenen „Tempeln" der platten Gier prostituiert werden!

Dr. Jul. Schmidt

* * *

II. Ein offenes Wort zum Nibelungenfilm

Fridericus Rex hat seinerzeit viel von sich reden gemacht. Mit etlichem Recht. Denn bei der Darstellung Friedrichs II. und seiner Umwelt handelte es sich um die Darstellung eines Menschen, der samt allem, was er war, schuf, anzog und abstieß, eben noch sozusagen Wirklichkeit, erdennaher, erd- und zeitgebundener wirklicher Mensch ist. Trotz aller einzigartigen Größe, trotz aller Bewunderung, mit der wir zu ihm rückschauen und trotz aller Sehnsucht, mit der wir nach einem neuen „Fritz" verlangen, — Friedrich ist dem Wirklichkeits-Menschentume noch nicht entrückt. Er war darum von einem begabten Spieler nachbildbar. Bei ihm störte das dem Laufbilde nun einmal anhaftende, stark auf Außenwirkung eingestellte Mienen- und Gebärdenspiel nicht in grundstürzender Weise. Einen eigentlichen Genuß, eine eigentliche innere Erhebung konnte allerdings bei künstlerisch Feinfühligen auch Fridericus nicht herbeiführen. Der Ersatz des gesprochenen Wortes durch Blick und Bewegung, die Sprechbewegung des Mundes ohne hörbaren Sprachlaut — das sind Dinge, die sich nicht einfach hinnehmen und übersehen lassen. Immerhin: dem deutschen Volke kam zu bestgelegener Zeit ein Großer seines Blutes und seiner Geschichte schier greifbar nahe; ja, er blieb dieser Große bis ans Ende des Spieles trotz aller geschichtlichtreu mitgegebenen menschlich-allzumenschlichen Kleinseligkeiten.

Dem Nibelungenfilme, als dessen geistige Urheber Fritz Lang und seine Frau Thea geb. v. Harbou genannt werden, rühmt man nun in gleicher Weise alle möglichen Vorzüge nach. Selbst „Rumpelstilzchen" vergißt in diesem Falle, Abstand zu nehmen bzw. hat offenbar keinen solchen bei der Vorführung der Bilder erworben. Auf Grund all des vielen Begeisterten, was ich von fern und nah über die Nibelungen als Kinodrama las und hörte, ging ich denn auch in hochgeschwellter Erwartung hin, um es zu sehen. Die Enttäuschung war groß und ziemlich vollständig.

Um das wenigstens nicht ungesagt sein zu lassen: das Technische der Aufgabe darf als zumeist glänzend gelöst bezeichnet werden: das düster Großartige und prunkvoll Weite der Burg zu Worms, das schreckhaft Unnahbare des Isensteines, der Aufbau und die Bewegung von Menschengruppen und Menschenmassen, der fast schon berühmt gewordene Lindwurm u. a. m. — alles schön, zum Teil herrlich und der Bewunderung wert.

Worin das Unterfangen aber die stoffgerechte Lösung schuldig blieb, das ist das Eigentliche des Nibelungendramas, das mythenhaft ins Große gesteigerte Seelische der Haupthandelnden. Das Geschehen in den Nibelungen liegt für unser Empfinden nicht mehr im Gebiete des Nur-

Menschlichen beschlossen, sondern ist über diese Ebene emporgehoben. Das mancherlei Geheimnisvolle im Stoffe, also das Ungeklärte der Beziehung Siegfrieds zu Brunhild, das Urweltgroße der Brunhild selber, Siegfrieds unirdisch erscheinende sieghafte Sonnenhaftigkeit — all das läßt auch den Nichtwissenden schließlich ahnen und vermuten, daß es sich hier nicht um Geschichte, sondern um Mythe handelt. Die Mythe aber ist ein so heiliger Bezirk im Geistesreiche aller ernst Fühlenden und Schauenden, daß ihrer Erweckung zu neuem, gegenwärtigem Leben nur wirklich hochgeadelte Künstler fähig geachtet werden können. Rich. Wagner und Friedr. Hebbel waren solche Meisterer auch übermenschlich großer Dichtungen.

Keine Umdichtung mythischer Übermenschlichkeit in irdische Großmenschlichkeit, nicht einmal ein geistig-seelisches Verbundenwerden mit dem Burgundergeschlechte bringt aber der Film zustande, sondern was er in diesen Bezirken anstrebt oder verwirklicht, ist und bleibt und muß bleiben eine einzige herbe Peinlichkeit. Verfilmt tritt das Grob-Stoffliche der Handlung derart quälend in den Vordergrund, daß man als ehrlicher Mensch bloß fragen kann: „Und das soll etwas Besonderes sein?“ Und weiter fragen muß: „Und daran soll das deutsche Volk sich erheben?!“ Was ohne Zuhilfenahme der nordischen Sagen auch schon im mittelalterlichen Epos dunkel bleibt: das enge Verhältnis zwischen Siegfried und Brunhild — im Film kommt es vollständig zu kurz, also daß der schließliche Liebestod Brunhilds unverständlich bleibt. Für Brunhild ist überdies eine Darstellerin gewählt worden, deren angebliche „Rassigkeit“ für unsere Augen nicht eine Spur nordischer Urnatur an sich hat. Neben ihr fehlt Kriemhild jede holde Wärme; sie steht für den Beschauer buchstäblich als ein seelisch und körperlich reizloses Geschöpf da. Was beide über diese Zufälligkeit in der Wahl der Darstellerinnen hinaus aber einfach unleidlich erscheinen läßt, das sind die Aufnahmen, durch welche sie im Sinne des Film gerade erst „wirken“ sollen, nämlich die Bilder mit dem vermeintlichen Ausdrucke tiefster, innigster oder leidenschaftlichster Bewegtheit. Was die Augen der beiden, zusammen mit dem Spiel der Mienen und der heftig atmenden Brust dem Blicke des Beschauers da vortheatern, ist eine Herabwürdigung aller seelisch bedeutsamen Kunst — ist Theater im äußerlichsten Sinne dieses Wortes. Hier offenbart der Film eine Unzulänglichkeit dem Hohen und Hochwürdigen gegenüber, die nicht mehr als Schwäche entschuldigt werden kann, sondern deren Nichtanrechnung seitens der Verantwortlichen des Werkes nicht anders denn als eine krasse künstlerische Versündigung bezeichnet werden muß.

Was nun Gunther und seine Handlungsweise angeht, so wüßte ich nicht, wie man den „Mann“ und sein Tun niederdrückender zur Darstellung bringen könnte, als durch diese Verfilmung. Auch der letzte Rest königlicher Abkunft und königlichen Wesens geht dem an sich schwachen und schwankenden Charakter nun verloren; denn das den trotz allem vorhandenen Seelenkampf kündende und zum Teil versöhnende Wort fehlt! Eine verächtliche Unmännlichkeit ohne jede menschliche Milderung — das ist der verfilmte Gunther. Und er reißt dadurch Siegfried erst recht mit in den Strudel des Verderbens hinein: denn wie konnte Siegfried so blind sein und seine Hochschätzung und Kraft an eine solche leere Hülle verschwenden?! Gewiß — der Liebestrank Ute-Kriemhildens! Aber, aber ...

Und so könnte das mit Aber, Wenn, Gewiß fast beliebig lange so weitergehen; ein befriedigendes Ende würde nie erreicht.

Ich habe schon oft Bedenken dagegen geäußert, die Nibelungen schlechthin als das germanisch-deutsche Heldenlied zu bezeichnen und es dem deutschen Volke als solches einzuprägen; jetzt, nach dem Anblick der verzerrten Gestalten des Nibelungenliedes im Laufbilde, steht es mir fest, daß jene Bedenken gerechtfertigt waren. Denn wirkliche, innere Größe, wahres, erhebendes Heldentum erleben wir im ganzen ersten Teile nicht. Siegfried handelt zunächst als abenteuerlustiger Jüngling und hernach als eines Teiles seiner geistigen Kräfte benommener Mann. Die einzige große Persönlichkeit, Brunhild, bleibt bis zum Schlusse unverstanden und verkannt. Bei dem Tiefsten des 2. Teiles wird in der großen Menge immer das Mitschwingen ausbleiben

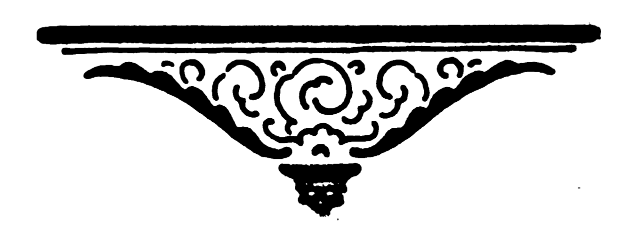
müssen. Was an äußerlich-Stofflichem übrig bleibt, taugt leider nicht dazu, Freude am angeblichen Spiegelbilde germanisch-deutschen Wesens und Lebens zu erzeugen.

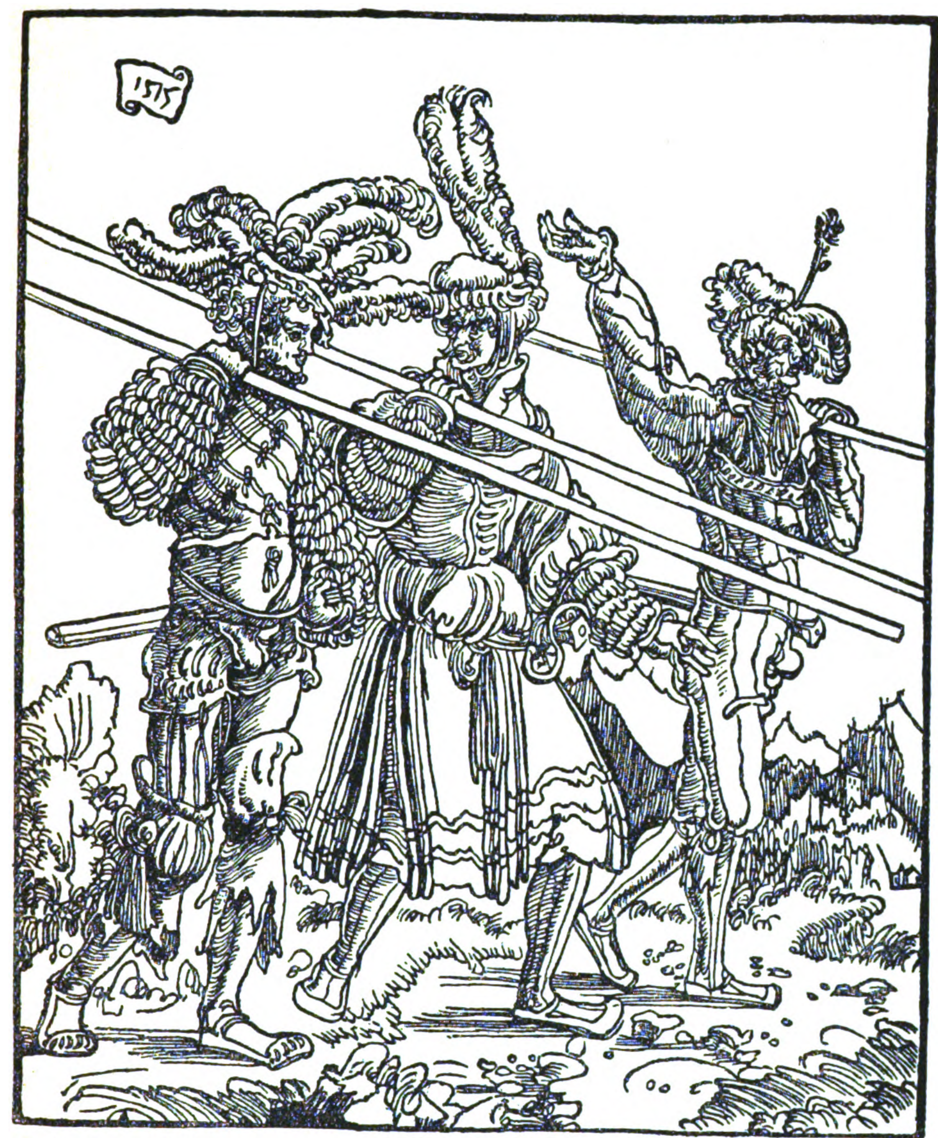
Nun ist aber der Film allein auf die Außenseite des ganzen Handlungs- bzw. Geschehnisverlaufes angewiesen. Dem mythisch-Überhöhten der ursprünglichen Sagengestalten kann er keinen Ausdruck verleihen. Will er aber irgendwo besonderer Bewegtheit zur Darstellung verhelfen, dann kann er das nur mit Hilfe unkünstlerischer Übertreibung des einen einzigen Mittels: Gebärdensprache. Aus diesen Gründen hat der Film an der Nibelungendichtung kein künstlerisch begründetes Recht. Er hätte sich darum auch nie eines anmaßen sollen!

Weiter: das wenig Aufrichtende und Vorbildhafte des nackten Stoffes kommt durch die dem Film wesensmäßige Vor-, ja Überbetonung alles Äußerlichen zu so starker Wirkung, daß diese Wirkung imstande ist, an der Größe des Nibelungenliedes überhaupt zweifeln zu machen! Auch das hätten die für das Werk Verantwortlichen wissen und bedenken müssen! Sie wollten für die Sache begeistern, und erreichten, kraft und dank des falschen Fürsprech für diese, in ernsten und besinnlichen Naturen notwendig das Gegenteil. Der Masse wird etwas zum Schauen dargeboten, und dieses Etwas wird mit allem „Raffinement" auf Massenwirkung hin ausgenutzt. Aber diesmal erwächst eine ganz besondere Sünde aus solcher Rechnung auf die Masse: die Nibelungen sind einzig erträglich und als Werk der darstellenden Kunst mit tiefstem Gewinne erlebbar durch die Mitwirkung des in lebendiger sinnlicher Verbindung mit dem Schauer und Hörer stehenden sprechenden oder singenden Darstellers. Eine bloße Zurschaustellung des „Stoffes" vergröbert diesen und nimmt ihm infolgedessen jede Weihe und jede Heiligung der wahren Dichtung. (Ein anderes ist es mit der Verarbeitung der Sage durch den bildenden Künstler: seine Mittel erlauben ihm die völlige seelische Durchdringung und geistige Erhöhung alles Äußerlichen und somit tritt dann das dergestalt erschaffene Kunstwerk vollwertig neben dasjenige, welches zu seiner Vermittlung des redenden oder singenden nachschaffenden Künstlers bedarf.)

Wer dem deutschen Volke heute helfen will, der darf es unter keinen Umständen mit immer neuen Ersatzspeisen füttern: wenn je, dann braucht unser Gemüt jetzt das Echte, Große, Naturgewordene, das Ganze und Hohe.

Reinhold Zimmermann





Die drei Landsknechte Wolf Huber



Eduard Reinacher

Die weitaus stärkste, eigenartigste und eigenwilligste dichterische Persönlichkeit, die das Elsaß im letzten Jahrzehnt dem gesamtdeutschen Schrifttum zugeführt hat, als bezeichnenden Vertreter einer sehr ernsthaft gerichteten Jugend, ist zweifellos Eduard Reinacher. Wenn Hermann Hesse vor zwei Jahren über diesen elsässischen Dichter in „Vivos Voco“ urteilt: „Eduard Reinacher geht seinen Weg mit jener Unbekümmertheit, mit jenem stillen Vorsichhinsingen, das den heutigen Jungen sonst so sehr zu fehlen scheint. Er bläst wie ein Glasbläser seine zarten, traumhaften Gebilde aus sich heraus, aus einer zum Wunder bereiten, gläubigen Seele. Zuweilen findet er Bilder, hat er Einfälle, die den Wert von Symbolen haben,“ so darf man an diesen Namen große Hoffnungen knüpfen, wenn auch ein unterwürfiger Lakaienliterat, wie der Verfasser der kürzlich erschienenen offiziellen „Bibliographie Alsacienne“, die Werke seines Landsmannes totzuschweigen versucht, weil er am liebsten jeden deutschschreibenden Dichter aus dem elsässischen Geistesleben hinausdrängen möchte.

Herkunft und Leben Eduard Reinachers führen auch hier rascher zu einem klareren Verständnis seiner künstlerischen Eigenart, die mit irgendwelchen Zeitströmungen nichts gemein hat, wohl aber im tiefen Strom der „Zeitseele“ mündet. Er wird 1892 am 5. April in Straßburg geboren. Die väterliche Linie reicht durch die Jahrhunderte zurück in die reichsstädtische Handwerkerzunft des Mittelalters, mütterlicherseits kreist alemannisches, elsässisches Bauernblut, pulsieren die Säfte jener kulturgeschichtlich ungemein fruchtbaren elsässischen Ebene in seinen Adern. Diese beiden Komponenten führen zu wesentlichen Merkmalen seiner sozialen und künstlerischen Einstellung. Im damals noch unbebauten Schirmeckertorgelände wächst der Junge zwischen Gärten, Wiesen und Eisenbahndamm auf und versinkt durch die elterliche Erziehung und den Einfluß der Volksschule in der Gefühlswelt des elsässischen Volks- und Kirchenliedes. Als Schüler des Straßburger Lyzeums treibt er mit Leidenschaft Grammatik und auf eigene Faust Literaturstudien, genießt schulgemäß und ohne innere Verarbeitung die antiken Dichter. Nach Aufnahme von Mörike und Goethe regt sich der Quell des eigenen Dichtertums. Friedrich Lienhard wird ihm Wegweiser nach Weimar.

Mit 17 Jahren bringt eine Nervenkrankheit schwere seelische Erschütterungen des ohnehin zarten Gemütes. Er steht als Jüngling am Rande des Grabes und gewöhnt sich zur geistigen Abwehr gegen die grausige Verdüsterung seines Innenlebens an den Gedanken des Todes, der ihm so nahe, so greifbar nahe steht, daß er ihn zugleich schaut und überwindet. Aus der starken Bewußheit dieses Erlebnisses heraus beschäftigt Reinacher bis in die Gegenwart hinein die dichterische Gestaltung des Toderlebens in seiner ewigen Dynamik, in einer Vielseitigkeit und kraftvollen Beherrschung der dichterischen Konzeption, wie sie bei keinem andern Dichter mehr zu finden ist.

Einige Studentensemester in Straßburg, die ihn zwar nie zur Universität führen, oft unterbrochen von schönen Wanderwochen in dem herrlichen Garten seiner elsässischen Heimat oder von Ferienbesuchen im ländlichen Buchsweiler am Fuße des Bastberges, jener von Friedrich

Lienhard und Marie Hart oft erwähnten elsässischen Kulturstätte: das sind die nächsten Wege. Auf diesen Wegen aber wächst aus der Versunkenheit in seine Innenwelt seine dichterische Kraft, verkörpert sich in dem Sich-eins-Wissen mit der Natur alles Gefühl im Landschaftlichen. Vier solcher landschaftlichen Gedichte finden 1912 Aufnahme in den „Rheinlanden" Wilhelm Schäfers, der Reinachers großer Förderer wird und später in ihm den Entschluß zur Dichtung größeren Stils stärkt. 1913 künden sich in der „Lese" jene Reihendichtungen an, deren reichgewundener Kranz in den „Totentänzen" erblüht.

Der Krieg sieht Reinacher als kriegsfreiwilligen Sanitäter im Feld, aus dem er 1916 wieder nervenkrank zurückkommt. Das furchtbare geistige und körperliche Leiden durch die Kriegsverkommenheit ringsum zwingt ihn zu einer beißenden sozialen Satire in dramatischen Szenen auf die sogenannte offizielle Wohltätigkeit und die pseudovaterländische Gesinnung: „Der Verwundete", die 1917 entsteht, aber erst 1921 bei Oskar Wöhrle in Stuttgart erscheint. Das Gegenstück zu dieser immerhin programmatischen, tendenziösen Dichtung ist die elegische „Erinnerung an mein Pferd", die später in den Sammelband „Die Hochzeit des Todes" übergeht: ein realistisch und doch wunderbar poetisch gestaltetes Kriegserlebnis, für Reinachers menschheitliche Gesinnung besonders charakteristisch. Den deutschen Idealmenschen nach der geistigen Seite hin, den deutschen Gottesmenschen in der Wirrnis des Krieges, sucht Reinacher in der Welt der germanischen Helden- und Volkssagen. Sie liefern den stofflichen Hintergrund zur symbolhaften epischen Reihendichtung „Runolds Ahnen" (1923, Silberburgverlag, Stuttgart), die prachtvolle balladische Einzelstücke enthält, vor allem die zwingend herbe und gewaltige Ballade „Hildebrand" mit dem Leitmotiv: „Der Kampf zwischen Vätern und Kindern ist heilig."

1917 und 1918 verdient Reinacher als Journalist in Straßburg sein Brot, wird 1919 von seinem landsmännischen Freund und Verleger Oskar Wöhrle in Stuttgart aufgenommen, lebt jahrelang um seiner Kunst willen unter den Bettlern, unterstützt durch literarische Privatkreise, bis ihn die Deutsche Verlagsanstalt durch Übernahme seiner Werke von der drückendsten Not befreit.

Schon mit seinem ersten Balladenbuch in Prosa „Der Tod von Krallenfels" (1918, jetzt Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) erbrachte Reinacher den Beweis seiner schöpferischen Gestaltungskraft und seines visionären Einfühlungsvermögens in das Geheimnis des Todes. Die plastische Ausdrucksmöglichkeit dieser Dichterphantasie rückt in die Nähe der Wirkung von Totentanzbildern alter Meister. Mitunter freilich wandelt sie noch recht verschlungene Pfade, denen der Leser nicht ohne starke Konzentration zu folgen imstande ist. Schon in diesem Frühwerk bekennt sich der Dichter zu einer Philosophie des Todes, wie sie erhabener und erschütternder kaum mehr zu fassen ist. Der Tod ist ihm ein Teil des Lebens, wird zur Lebenswonne, weil er im Untertauchen im Ewigen stete Erneuerung gebiert. „Wo Gott stirbt, wird Welt; wo Welt stirbt, wird Gott; der Tod ist die Türe des Lebens." Dieser vertiefte Pantheismus, zu dem sich Reinacher bekennt, gibt sich in der „Hochzeit des Todes" (1921, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart), und in dem Versbuch „Todes Tanz" (1924) noch stärker kund, wohl am stärksten in des Dichters „Vermächtnis", in dem er sich der ganzen Schöpfung preisgibt, damit sie seinen geopferten Leib genieße. Welch erhabenes Bekenntnis klingt in wunderbar schlichter, geradezu volksliedhafter Weise aus dem Gedicht: „Des Todes Tod", das greifbares Symbol seines durch Resignation und Verneinung zur Bejahung hindurchgerungenen Lebensglaubens wird:

Der Tod ist müde worden,
Er strecket sich zur Ruh
In seinem Sommergarten,
Die Blumen wachsen ob ihm zu.
Sie wachsen hoch empor,
Aus seinen Elfenbeinern
Leuchten die frühen Astern vor.

Der Tod liegt ausgestrecket,
Die Blumen steigen auf:
Mit Rosenrot bedecket
Endet er seinen Lauf.
Die Knochen bleichen ganz,
Verwesen und verwelken
Bei aller Sonnen Mittagsglanz

Der Tod wird lauter Leben,
Er steigt erneut empor,
Ein Knabe, blumenumgeben,
Aus den roten Asterblättern vor.
Er geht und leuchtet schön.
Alle Menschen sind gestorben —
Sein Haar fliegt goldig schön im Föhn!

Von diesen Reihendichtungen des Todes (der Stuttgarter Maler und Graphiker Reinhold Nägele hat sechs Todestanzgedichte Reinachers in Radierungen wiedergegeben, die sich durch die magische Schaukraft dieses Künstlers auszeichnen), von den lyrischen Stücken über die satirischen und aktuellen hin bis zu den visionären, geht ein religiöser Strom, eine ethische Kraft aus. Reinacher sieht Gott in den Blumen der Wiese und in der Finsternis des Waldes, im rauschenden Fluß und in den Fischen des Flusses, in den Steinen des vielgetretenen Weges, in Liebe und im Streit.

Seine Gestaltung des Todes erhebt ihn über Raum und Zeit ins Raum- und Zeitlose. Wem dieses kosmische Gefühl, die Neigung, gefühlsmäßig die Unendlichkeit zu erobern, ein hervorstechender Zug von Reinachers Dichtung, fremdartig ist, dem seien nur einige Sätze aus der Prosaballade „Die Hochzeit des Todes" angeführt: „Die Sonnen sah er (Gott) wie junge Eroberer durch die Räume stürmen, gewaltig brennend schlugen ihre Feuer in den Äther hinein, brausend war ihr Gang, vernichtend war ihre Schönheit ..." „Und Monde, Kometen und Meteore sah Gott durch die Bläue des Äthers eilen, hier und dort, wie Fischlein im Meer des welligen Raumes trieben sie um die gewaltigen Sonnenschiffe." „Und er (der Tod) weinte sieben große Tränen ... und ehe die Erde sie noch ganz getrunken hatte, wuchs von jeder einzeln eine Weide aus dem Wiesengrund gegen die Höhe hinauf, so schnell, wie ein Mann vom Boden aufsteht ... So schnell wuchsen die Weiden mit den Stämmen aufwärts und sahen nach siebzig Augenblicken aus wie siebzigjährige Bäume, so windschief und knochig, so spaltig, schwammwüchsig, so rindenrissig, so moosalt. Die Zweige aber wuchsen von ihren Ästen wieder hinunter niederwärts und trugen grüne Blätter in reicher Zahl und hängten sich wie ein Vorhang und Gezelt um den weinenden Tod."

Die meisten dieser Todestänze sind in der elsässischen Landschaft gedacht, aus der auch fast alle übrigen Werke Reinachers emporsteigen. Vom „Tod von Krallenfels", den ersten Totentanzballaden in Prosa und der in mystischer Glorie strahlenden Legende der „Odilia" (1918, Verlag K. J. Trübner, Straßburg) an, bis zu den äußerst musikalischen, formal und dichterisch sehr gepflegten „Elsässer Idyllen und Elegien", die eben in der Deutschen Verlagsanstalt erscheinen und die jene herrlichen, von den Brüdern August und Adolf Stöber überlieferten elsässischen Sagen und Legenden in eine neue Gefühlswelt rücken. Frühzeitig hat Reinacher die seiner Kern- und Wesensanlage entsprechenden Kräfte des elsässischen Kulturgutes, dem eine gewisse alemannische verstandliche Härte eigen ist, in sich aufgesogen. Aber weder in der landschaftlichen Dichtung noch in der Gestaltung eines vorhandenen stofflichen Objektes gibt er nur lineare Beschreibung des individuellen Bildes, sondern Weiterdichtungen, oft kühnen Ausmaßes, über die äußere Erscheinung hinaus. Kraft eines inneren immanent musikalischen Gesetzes. Es ist ja so oft die Rede vom musikalischen Rhythmus moderner Dichter. Wohl kaum aus einer andern neueren Dichtung wachsen aber Verse von so musikalischer Bewegtheit wie aus der Reinachers. Die Musik ist diesem Dichter ein Lebenselement. „Musik suche ich in jedem Schriftstück, das ich aufnehme, und eine musikalische Seele musikalisch zu verkörpern ist die Sehnsucht meiner eigenen Arbeit." Von Musik ergriffen, faßt Reinacher seine Gefühlswelt in Worte und Verse. Stellenweise ragt der Schwung seiner Verse in die Sphäre absoluter Musik hinein. Schließt man ein Buch, so ist dem Leser, als ob irgendwo ein schöner Orgelklang langsam verstumme. Und unter diesem Gesichtspunkt der Musik behandelt er auch sein Versmaß, baut er in den Idyllen seinen

Hexameter, nicht nach philologischen Schulregeln. Viele seiner Dichtungen verlangen in ihrem musikalischen Formalismus nach dem Vortrag, klingen nur dann, wenn sie gesprochen werden.

Zu diesem charakteristischen musikalischen Grundton seiner dichterischen Intuition kommt als wesentliches Merkmal der äußeren Struktur die enge Verbundenheit seines Ausdrucks mit der Volkssprache. Schon als Schüler des Straßburger Lyzeums hat er sich leidenschaftlich mit der Sprache beschäftigt und bis in die Studentenzeit hinein systematisch lautlich gearbeitet. Aus Reinachers Sprache strömt alemannischer Erdgeruch. Mit oft unerhörter Kühnheit greift er in den elsässischen und schweizerischen Wortschatz, — dies vor allem in dem landschaftlichen Idyllenzyklus „Arosa“ (1923, Deutsche Verlagsanstalt), der übrigens stark an Spitteler erinnert, — um seine Ausdrucksmittel zu bereichern. Daher die holzschnittmäßige, herbe, karg gefaßte Art seiner Verse, die aber immer ein musikalisch lyrischer Klang auf einer Dominante vereinigt.

Ins Traumreich dieses Dichters, in die Welt seiner Phantasie, nach der „Sonneninsel“, die er sich in seiner Sehnsucht nach Höherem und Besserem gestaltet, führen zwei legendäre Erzählungen: „Robinson“ und „Tämas“ (1921 und 1922, Oskar Wöhrle, Konstanz). Auch in ihnen zeigt sich ein Mensch heißer Inbrunst, ein Ethiker von kosmischer Tiefe. Wieder sind Vision und Sprachgewalt die fundamentalen Kräfte dichterischer Gestaltung. Reinacher ist Impressionist und Expressionist zugleich, Lyriker und Epiker.

Es bleiben noch einige an die expressionistische Bewegung gebundene dramatische Dichtungen zu erwähnen, die Wilhelm Schäfer gewidmet sind. Das Buch führt den Titel „Der Bauernzorn“ (1922, Deutsche Verlagsanstalt), nach dem ersten Stück, einer Szene aus dem elsässischen Bauernkrieg, benannt. Die Symbolik von Reinachers stark individueller Kunst erhält hier dramatischen Ausdruck, nicht im Sinne eines theatermäßigen Geschehens. Dazu erfüllen die einzelnen Stücke, unter denen „Adrastos“, ein Stoff aus der klassischen Sagenwelt, geradezu genial behandelt erscheint, auch nicht die praktischen Vorbedingungen zu einer Aufführung. Trotzdem bleibt „Der Bauernzorn“ neben dem „Todes Tanz“ Reinachers stärkstes Dichtwerk. Diese dramatischen Balladen und Legenden, die sich wie Symphonien nach einem innern musikalischen Gesetz aufbauen, füllt eine ungeheure dramatische Spannkraft. Und niemand kann sich der Wirkung ihrer sprachlichen Rhythmik entziehen.

Für die weise Selbstkritik dieses Dichters ist es bezeichnend, daß er sich nicht entschließen kann, einen seiner drei handschriftlichen Romane: „Gernsor“, ein Straßburger Künstlerroman, „Der Murner“, ein elsässischer Entwicklungsroman und „Nemesis“, ein historischer Roman, zu veröffentlichen. Wenn er einmal dafür eintritt, daß kein Werk eines Malers aus anderer als aus „geistig ehrenvoller Notwendigkeit“ in die Öffentlichkeit gelangen soll, so ist die Anwendung dieses Maßstabs auf die eigene künstlerische Produktion im Sinne des Verantwortlichkeitsgefühls sehr erfreulich. Immerhin wird man wünschen, daß sich Reinachers dichterische Kraft nun auch an einem größeren Stoff erprobe.

Karl Walter (Stuttgart)

* * *

Es mögen einige Proben aus Reinachers „Elsässer Idyllen und Elegien“ folgen:

Herbstmorgen

Rochersberg-Hügel und Felder und Büsche und farbige Reben!
Wie ist der Herbst mir so milde! Wie lieblich auf einmal! Wie leuchtet,
Kirchlein umher, o ihr Dörflein, auf allem herum schöne Sonne,
Leuchten die Farben, vom Nußbaum, vom Rebgarten, Straßenplatanen,
Das glüht wie feurige Garben, und ist doch der Hauch darum Sanftmut!
Die mir den Busen zerbissen, die feuchte Brut kältender Schlangen,
Sie sind zerrissen, die Nebel, die Sonne ist gut, von der Feuchte
Blieb nichts als Duft über Land und der Duft aus dem gärenden Boden!

Aus ist's nun mit der Sehnsucht! Die Kraft blüht mit Freuden zu Habens
Tiefer Lust und Gewalt, da ein Herz schreit: O Welt, die ich habe!
Welt um mich, die du schaffst! Ich ergreife dich! Greift auch, o Arme!
Hab' ich den Hügel erstiegen und seh' nach euch drüben, ihr Berge,
Seht ihr mich auch an, ihr Löwen, gelagerte, Wunder von Bläue,
Klarheit, Größe und Nähe und himmlisch verbundener Ferne:
Ein Schritt von mir bis zu euch, eure Wässerlein fass' ich mit Händen!
Eure Tannen und Quellen und Felsen und Himmel und Feuer
Tief unter euch bis zu mir, meine Herzkraft beschließt euch und alles
Und jauchzt alles hinaus und hinauf! Himmel! Über die Sonne!
Glück, ich schrei' dir entgegen ein Glück! O du stets neuer Segen,
Strahle mir auf das Geschick! Lieg' mir über den Haaren mit Scheine!
Deinen Sohn heiße man mich, sei in mir dein Atem und Weben,
Glücklich preise man mich, und man liebe mich, so wie ich liebe,
Wie nun mein Haupt dich erträgt, du Unendliches, herbstsüßen Grauens
Voll und schlagenden Lebens! Ein Haus und ein Grab mir zu bauen
Habe ich Mut! Über Leben und Tod steh' ich, breit in den Beinen,
Ich ein Leib, ich ein Bild aus dem Vorrat des Herrlichen, Einen!

Masmünster

Maso geht in dem Dunkel des Walds mit dem lieblichen Söhnlein
Und mit der Tochter (ihr kennet sie: Attala schreibt der Kalender!).
Ihnen begegnet Odilie, die Seele, erlöst aus der Leibhaft.
Sie erschaut, was von Schicksalsverkündung am Leibe des Söhnleins
Bildsam lebt, von Gefahren, Versuchungen, Wehen und Schwächen,
Und ihr graust's, und sie zittert und betet zum Vater im Himmel,
Daß er den Knaben in Blüte und Reinheit des Herzens und Wandels
Dieser Tage hinauf zu sich annehmen möge, zur Rettung.
Also brennt sie! Da wird ihre Liebe Gestalt, und mit Leuchten
Steht sie vor den drei Wandernden! Die glänzen es wieder,
Freude flüsternd! Odilie entschwindet segnend, da Gott nickt. —
Danach am dritten Tag, da der Knabe am Ufer der Doller
Kiesel suchend das kindliche Herz erfüllt, nimmt ihm der Engel
Sacht den Grund vor den Füßlein hinweg: so versinkt er im Wasser,
Und Tod trinket das Mündlein und seufzt, da mit Lächeln die Seele
Schon an Händen Odiliens hinaufschwebt. Aber der Vater
Weint viel Tage und Nächte dem einzigen, köstlichen Sohn nach!
Köstlich läßt er das Leiblein in silberner Kiste bestatten
Und baut über dem Gräblein ein Münster, der Schmerzen zu pflegen,
Den groß-orgelnden Raum. Masmünster hieß man das Gotthaus
Und das Städtlein danach, wo des Lebens viel blüht, um das Gräblein ..



Das Liebesverbot von Richard Wagner

In den „Gesammelten Schriften" I (Bericht über eine erste Opernaufführung) und IV (Eine Mitteilung an meine Freunde) erzählt Richard Wagner ausführlich von der Entstehung und von den Schicksalen seiner Jugendoper. Unser Urteil stand bisher ganz im Banne dieser Darstellung, das Liebesverbot verfiel der anscheinend wohlverdienten Vergessenheit. „Isabella war es, die mich begeisterte: sie, die als Novize aus dem Kloster schreitet, um von einem hartherzigen Statthalter Gnade für den Bruder zu erflehen, der, wegen des Verbrechens eines verbotenen und dennoch von der Natur gesegneten Liebesbundes mit einem Mädchen, nach einem drakonischen Gesetz zum Tode verurteilt ist. Isabellas keusche Seele findet vor dem kalten Richter so triftige Gründe zur Entschuldigung des verhandelten Verbrechens, ihr gesteigertes Gefühl weiß diese Gründe mit so hinreißender Wärme vorzutragen, daß der strenge Sittenwahrer selbst von leidenschaftlicher Liebe zu dem herrlichen Weibe erfaßt wird. Diese plötzlich entflammte Leidenschaft äußert sich bei ihm dahin, daß er die Begnadigung des Bruders um den Preis der Liebesgewährung von seiten der schönen Schwester verheißt. Empört durch diesen Antrag, greift Isabella zur List, um den Heuchler zu entlarven und den Bruder zu retten. Der Statthalter, dem sie mit Verstellung zu gewähren versprochen hat, findet dennoch für gut, seine Begnadigungsverheißung nicht zu halten, um vor einer unerlaubten Neigung sein streng richterliches Gewissen nicht aufzuopfern. Den Schauplatz hatte ich aus Wien nach der Hauptstadt Siziliens verlegt, um die südliche Menschenhitze als helfendes Element verwenden zu können; vom Statthalter, einem puritanischen Deutschen, ließ ich auch den bevorstehenden Karneval verbieten: ein verwegener junger Mann, Luzio, der sich in Isabella verliebt, reizt das Volk auf, die Masken anzulegen und das Eisen bereit zu halten. Der Statthalter, von Isabella vermocht, selbst maskiert zum Stelldichein zu kommen, wird entdeckt, entlarvt, verhöhnt, der Bruder, noch zur rechten Zeit vor der vorbereiteten Hinrichtung, gewaltsam befreit; Isabella entsagt dem Klosternoviziat und reicht Luzio die Hand: in voller Maskenprozession schreitet alles dem heimkehrenden Fürsten entgegen, von dem man voraussetzt, daß er nicht so verrückt wie sein Stathalter sei."

Das Liebesverbot (1834 gedichtet) entnimmt seinen Stoff dem Shakespearschen Lustspiel „Maß für Maß", die Handlung ist auf denkbar einfachste Form gebracht, von 22 Personen auf 11 verringert und damit für eine Operndichtung gewonnen worden. Die Umwandlung des Lustspiels in einen spannenden, wechselreichen und wirkungsvollen Operntext ist meisterhaft: im ganzen und einzelnen spürt man die Hand des geborenen Dramatikers. In seinem Buche über Richard Wagner und die englische Literatur (Leipzig 1912) hat Kurt Reichelt die dichterische Umwandlung eingehend geschildert. „Die Musik war der Reflex der Einflüsse der modernen französischen und für die Melodie selbst italienischen Oper auf mein sinnlich erregtes Empfindungsvermögen." Über Wagners Verhältnis zur deutschen und romanischen Opernmusik zur Zeit der Vertonung des Liebesverbots unterrichten die Aufsätze aus den Jahren 1834—37, die im 12. Band der „Sämtlichen Schriften" unter Nr. 1 abgedruckt sind. Wir können uns ganz in die Stimmung zurückversetzen, der Text und Musik des Liebesverbots entsprangen. Zur vollen Entfaltung der Wagnerschen Eigenart konnte es unter den obwaltenden Umständen gar nicht kommen: der Dichter war durch literarische Vorbilder, die er zum Text umgießen wollte, gehemmt, der Musiker in Anlehnung an die herkömmlichen Formen der romanischen Oper befangen.

Am 29. März 1836 fand die erste und einzige, in den „Gesammelten Schriften" und in der Autobiographie anschaulich und humoristisch beschriebene Aufführung der Oper in Magdeburg unter Wagners Leitung statt. Die Vorstellung konnte „eingetretener Hindernisse halber" nicht wiederholt werden. Nach einigen mißglückten Versuchen, die Oper in Leipzig, Berlin und Paris zur Annahme zu bringen, legte Wagner die Partitur beiseite. Schon im Rienzi, noch mehr im Holländer fühlte er sich der Richtung, der das Liebesverbot seine Entstehung verdankte, entrückt.

Glücklicherweise erhielt sich die Partitur in seinem Besitz durch alle Irrfahrten seines Lebens. Zu Weihnachten 1866 übersandte er sie König Ludwig mit der Widmung auf dem Titelblatt:

Ich irrte einst, und möcht' es nun verbüßen;
Wie mach' ich mich der Jugendsünde frei?
Ihr Werk leg' ich demütig Dir zu Füßen,
Daß Deine Gnade ihm Erlösung sei.

Aus des Königs Nachlaß gelangte die Partitur ans bayerische Nationalmuseum in München. In der Halbmonatsschrift „Musik" (1909, 19. Heft) berichtete Edgar Istel ausführlich und gründlich über den musikalischen Gehalt des Jugendwerks mit dem Ergebnis, daß es mit Unrecht von seinem Schöpfer in Acht und Bann getan worden sei: „Es wird, wieder auf die Bühne gebracht und mit geringen Kürzungen sorgfältig gegeben, eine ganz ungeahnte dramatische Kraft entwickeln, eine Kraft, vor der Tausende inzwischen geschriebener und wieder vergessener Opern der letzten Jahrzehnte verblassen müssen." Noch immer ist der Aufsatz Istels der beste musikalische Leitfaden durch die Partitur. Der Text wurde zuerst 1911 im 11. Band der „Sämtlichen Schriften" veröffentlicht, Partitur und Auszug folgten 1922. Am 24. März 1923 erlebte das Liebesverbot in München seine Erstaufführung unter der Spielleitung von Professor Willi Wirk und Orchesterleitung von Robert Heger. Am Tage nach der Aufführung schrieb mir Wirk: „Das Werk war jung wie am ersten Tag. Das anfangs sehr mißtrauische Publikum — die Wagnerphilister hatten ja die Parole ausgegeben, daß die Jugendsünde tot sei — wurde mit jeder Szene wärmer und war schließlich bei heller Begeisterung angelangt. Es ist das Werk eines Genies, trotz vieler Ungeschicklichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten zehnmal besser als die meisten modernen Riesenopern und vor allem niemals langweilig. Dabei stecken schon alle Keime zum großen Wagner darin."

Dem Liebesverbot gehen zwei Opern voraus: „Die Hochzeit" (1832), von der wir nur die erste und zweite Szene (Septett mit Chor) besitzen, und „Die Feen" (1833), die bald nach des Meisters Tod veröffentlicht und 1888 in München aufgeführt wurden. Die Feen sind einseitig auf die damalige deutsche Oper (Weber, Marschner) eingestellt, sie enthalten schöne Einzelheiten, aber entbehren des großen dramatischen Zuges, z. B. in den vielen eintönigen und schablonenhaften Rezitativen, die in alter Opernart nur den gesprochenen Dialog ersetzen. Das Leitmotiv ist noch kaum angedeutet. Im Liebesverbot überrascht das ungemein lebendige und fließende Rezitativ und das bereits vollkommen ausgebildete Leitmotiv. Eine besondere Note haben die Feen und das Liebesverbot in dem Buffopaar, das den Hauptpersonen zur Seite steht. In den Feen ist das herkömmliche Paar farblos und unbedeutend, im Liebesverbot musikalisch überaus lebensvoll gezeichnet. Die melodische Erfindung ist reich, wenn schon nicht sehr eigenartig, aber immer aus der Handlung heraus geschaffen. Mit Recht hebt Michael Balling, der Herausgeber der Partitur, hervor, daß in Wagners Entwicklung die drei Jugendopern — Feen, Liebesverbot, Rienzi — als eine zusammengehörige Gruppe den drei anerkannten Meisterschöpfungen — Holländer, Tannhäuser, Lohengrin — vorangestellt werden müssen, um die Stilentwicklung lückenlos zu verstehen. Zwischen Feen und Rienzi fehlte uns bisher der Übergang, den das Liebesverbot vermittelt. Die verschiedenen Richtungen der Feen und des Liebesverbots gelangten im Rienzi zum Ausgleich. Im motivisch-dramatischen Aufbau ist das Liebesverbot dem Rienzi entschieden überlegen. Andererseits hat die „große komische Oper" natürlich nicht die edlen heroischen Weisen der „großen Heldenoper", des Rienzi. Im Liebesverbot sind musikalische Einwirkungen von Aubers „Stummen von Portici" und Bellinis „Norma" zu bemerken, im Rienzi kommt von romanischen Vorbildern noch Spontini hinzu. Bemerkenswert für alle Jugendopern ist das Fehlen Meyerbeerscher Einflüsse, die Wagner von Anfang an gefühlsmäßig ablehnte.

Das Liebesverbot gliedert sich in zwei Aufzüge mit je drei Verwandlungen, die Münchener Bearbeitung von Professor Wirk in drei Akte mit fünf Verwandlungen. Dadurch heben sich eindrucksvoll die Schauplätze als symmetrisch aufgebaute Gegensätze voneinander ab: die Vorstadtstraße mit den Belustigungsörtern und dem stürmischen, durch die Verlesung des Liebesverbots

in seinem Vergnügen gestörten Volksauflauf; der stille Klostergarten in der musikalischen Stimmung der notengetreu in den dritten Akt des Tannhäuser übernommenen Gnadenweise; der Gerichtssaal, worin die Vergehen gegen das Liebesverbot verhandelt werden; der Gefängnisgarten im ersten lenzfrischen Blütenschmuck; der Korso mit dem wilden Karnevaltreiben, wo abermals vor dem Volk, das in südländischer Lebendigkeit an allen Vorgängen sich beteiligt, die letzten heiteren Verwicklungen und Lösungen sich abspielen. Die Handlung bewegt sich in streng bemessenem Ablauf zum und vom Mittelteil (Gerichtssaal), wo wiederum zwei Gegensätze, die Verführung des Brighella durch die Zofe Dorella im komischen Buffostil und das ernst leidenschaftliche Entbrennen Friedrichs für Isabella dargestellt sind. Wir haben bereits das für Wagners Drama bedeutungsvolle plastische Szenenbild, die übersichtliche Umrahmung der dramatischen Vorgänge durch die wechselnden Schauplätze. Im Vorspiel tritt der motivische Bau mit erstaunlicher Klarheit hervor: das Karnevalslied Luzios aus dem dritten Akt als die Äußerung südlichen Lebensdranges und das starre Liebesverbot sind in den ersten Takten einander gegenübergestellt. Dann beginnt der Kampf zwischen beiden: immer wieder bricht die Karnevalsfreude neu hervor, immer wieder droht und mahnt das Liebesverbot. Sein Gesetzgeber selbst, der Statthalter Friedrich, wird von unwiderstehlicher Leidenschaft ergriffen. Der Sinn des im Allegro con fuoco von den Streichern vorgetragenen Motivs enthüllt sich in der großen Szene zwischen Friedrich und Isabella im zweiten Akt, wo Friedrich singt:

Aus ihrem Munde dies zu hören,
Es ist zu viel! Mir wallt das Blut!

Als furchtbare Mahnung tritt dem Frevler sein eigenes strenges Gesetz entgegen. Die drei einprägsamen Themen — Karnevalslied, Verbot, Leidenschaft — ringen miteinander. Zum Schlusse erklingen die Fanfaren, die die Ankunft des Königs verkünden, der die unsinnigen Gesetze, denen sein Statthalter selber erliegen mußte, wieder aufheben wird. Die einzelnen Szenen haben meist ihr besonderes musikalisches Grundthema, mit dem sich die persönlichen Charaktermotive verweben. Isabella ist auf heroischen Ton gestimmt, ihr Bruder Claudio bei jedem Auftritt mit schwermütigen Weisen gezeichnet, ihr Liebhaber Luzio ritterlich glanzvoll erfaßt. Die Volkschöre sind immer den dramatischen Vorgängen gut angepaßt, nirgends äußerlich schablonenhaft. Anmutig bewegt ist die Überreichung der Bittschrift um Aufhebung des Karnevalverbotes im zweiten Akt:

Wir bitten, daß der Karneval,
Den ihr verboten, sei erlaubt.
Palermo lebt nicht ohne Freude!

Ein Meisterstück ist Friedrichs Selbstgespräch (Arie) im dritten Akt: das Motiv des Liebesverbots im Kampf mit der auflodernden Leidenschaft:

Ja, glühend wie des Südens Hauch
brennt mir die Flamme in der Brust.

Die Arie ist eine Weiterführung des symfonischen Gedankens im Vorspiel. Das aufwühlende innere Erlebnis ist in dieser Szene mit der vollen Ausdrucksgewalt des musikalischen Dramas gestaltet. Wie im Vorspiel wird auch hier das Motiv des Liebesverbots in allen erdenklichen Formen gewandelt. Obwohl die Musik in der Hauptsache durch romanische Vorbilder bestimmt wird, so finden sich doch auch im zweiten Akt merkwürdige Anklänge an Beethoven. Claudios Verhör ist durch einen ausdrucksvollen, pathetico überschriebenen Orchestersatz in mildweiche Stimmung getaucht. Ein herrliches Adagio, ein kunstvoller Gesamtsatz („sie schweiget in stummem Schmerz") ist eine Beethovens würdige Eingebung. So erscheint der musikalische Stil allerdings seltsam gemischt, aber doch durch die Persönlichkeit des jungen Meisters einheitlich empfunden. Reizend wirkt die Buffoszene: Brighella verhört Dorella. Die musikalische Durchführung des Hauptmotives:

dieses kleine Schelmenauge
macht mich wahrlich ganz verwirrt —

ist ganz entzückend. Auch diese launige Szene steht unter fortwährender Mahnung des Liebesverbots. Wie der junge Schiller hat auch der junge Wagner seinen Jugendwerken humoristische Züge verliehen (noch im Holländer die Gestalt Dalands), die aber, genau wie bei Schiller, vom Tannhäuser ab gänzlich verschwinden, um endlich in der „Deutschen Komödie", die Schiller in seiner Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung als höchstes Ziel des Dramas vorausahnt, in den Meistersingern zum lebenbejahenden, versöhnenden Humor, der auf dem Grunde tief leidvoller Erfahrungen (Tristan) erwächst, sich zurückzuwenden.

Es gereicht der unter Dr. Ludwig Neubecks Leitung vorbildlichen Rostocker Bühne zu hohem Ruhm, daß sie eine vorzügliche, von Lust und Leben sprühende Wiedergabe des Werkes unter der Spielleitung von Otto Krauß und Orchesterleitung von Karl Schmidt-Belden zustande brachte. Zugrunde lag die bewährte Münchener Einrichtung mit den nötigen Kürzungen. Das Liebesverbot wirkt unmittelbar auf jeden empfänglichen Zuhörer, nicht nur auf den Forscher, der die Oper als unentbehrliches Glied in der Entwicklung Richard Wagners genau kennen muß. Hoffentlich findet das Beispiel von München, Gotha und Rostock, die sich bisher an die Aufführung wagten, lebhafte Nachfolge. Nach neunzigjährigem Schlummer und Bann ist das Liebesverbot frei geworden. Man sollte meinen, daß die deutschen Theater sich eifrigst um die alle Arbeit reichlich lohnende Ehrenpflicht einer stilgemäßen Wiedergabe bemühen müßten!

Rostock. Prof. Dr. Wolfgang Golther

Rembrandts Weg zu sich selbst

Unter dem Weg des Menschen zu sich selbst wird von der Kunstbetrachtung im allgemeinen der dornige Pfad zur eigenen Form verstanden. In dieser einseitigen Erfassung liegt die Gefahr jeder rein „stofflichen" Einstellung. Und wenn auch der expressionistische Strom mit allen Mitteln und fiebrisch-bewegt den Formalismus seiner Vorgänger zu stürzen gesucht hat, sein Sieg ist zweifelhaft. Denn was nützt es, wichtige Grundsätze fallen zu lassen, wenn man doch den Kern unversehrt läßt! Der Kern ist aber hier wie dort der Glaube, daß der Mensch als Talent ganz original, ganz subjektiv sei, und daß seine Originalität freigelegt werden könne durch das bloße Wörtchen „anders".

Diese Meinung kann freilich erfahrungsgemäß als Irrtum erwiesen werden. Man braucht nur an die Unfruchtbarkeit der jüngsten Musik zu erinnern. Da ist Kunst Ergebnis der menschlichen Rechnung geworden. Und steckt nicht derselbe Rationalismus im bereits absterbenden malerischen Expressionismus? Man hat darum das Wort von der Form neugedeutet und darunter vor allem innere Form oder, wie ich kürzlich zu zeigen suchte, Gesinnung verstanden. Man muß sich aber klar sein, daß damit das alte Wort seinen Sinn in einer Weise verliert, der einer völligen Verneinung sehr ähnlich sieht. Und in der Tat ist das Zerschlagen jeglicher Form im Expressionismus sichtbar genug. Nur fragt sich: haben wir hier ein Zurückfallen ins andre Extrem vor uns oder bezeichnet jene Umdeutung den neuen Vergleich von Form und Gehalt, mit andern Worten den Anbruch einer neuen Klassik in ihren leisesten Vorklängen? Die Lage enthält vielleicht solche Möglichkeit, aber bis zur Wirklichkeit ist noch eine unendliche Straße harter Bedingungen.

Das Wörtchen „anders" also ist nicht die Zauberformel, wie uns die „Aktion" glauben machen wollte, sondern nur eine Begleiterscheinung dieses im letzten Grunde gar nicht künstlerischen, sondern sittlichen Vorgangs. So sagt Meister Eckart mit einer jede Mystik weit überreichenden Geltung: „Dich kann niemand behindern als du dich selber" und „Wer werden will, was er ist, der muß das abstreifen, was er heute ist." Mit aller Schärfe soll hier festgelegt werden, daß jede Begabung, die nur sich will, nur anders sein, nur Ehrgeiz, nur Namen, nur Formalismus, nur Kunst als Können will: sich selbst unheilbar im Lichte steht. Die Kunst bildet nur Talente, Künstler

nur das Sittliche. Darum besteht eine wenigen offenbare verborgene Lebensgerechtigkeit darin, daß mindere Begabungen durch Selbstaufgabe ebenso hoch steigen wie stärkere sinken durch Selbstsucht. Goethe hat ausgesprochen, daß der Dichter sich selbst klein machen müsse, um seinem Werk Größe geben zu können, daß also nur soweit ein Künstler entstehe, wie ein Mensch werde.

In dieser Richtung liegt auch Rembrandts Weg zu sich selbst, zu seinem gottgeschaffenen Urbild hin. Das Leben dieses Mannes ist wenig und doch so genügend erforscht, daß man es in ganz bestimmte Gezeiten abteilen kann. Eine rein künstlerische Auffassung würde am besten die Verteilung nach Jahrzehnten walten lassen: 1630—40, 1640—50, 1650—60, 1660—69. Bei der Kontinuität alles persönlichen Lebens sind die Stellen, an denen Einschnitte gemacht werden, gleichgültig. Hamann hat in seinem vortrefflichen Werk über Rembrandts Radierungen denn auch mit Glück ganz einfach die Jahrzehnte als Lebenseinheiten genommen. Nun kann aber einer tieferen Auffassung die rein materialistisch-psychologische Betrachtung von Künstlerleben, die letzten Endes doch immer nur auf Beschreibung hinzielt, nicht mehr genügen. So „erklärt" Naturwissenschaft. Jede Geisteswissenschaft dagegen verlangt nach Deutung. Und das heißt doch wohl Inbezugsetzung zu den letzten Dingen, und zwar zu den unsichtbaren, während gerade die Naturwissenschaft nur Sichtbares in ihre Formeln bringt, wobei sie gleichwohl in jedem Falle im Irrationalen und Undenkbaren mündet. Der ganze Unterschied zwischen Natur- und Geisteswissenschaft scheint also der: jene leugnet das Unsichtbare nicht, diese behauptet es. Darin liegt freilich viel — aber warum hat sich seit 40 Jahren die Kunstwissenschaft zur Urkunde erniedrigt und den Menschen, dessen Werk sie höchst fragwürdig dauernd als „göttlich" preist, zum höchsten Wirbeltier entwürdigt? Mit dieser Vasallität gegenüber einer gänzlich andern Forschung muß bis zur Wurzel aufgeräumt werden. Bei tieferer Betrachtung von Rembrandts Weg ergibt sich daher eine Dreiteilung als einfacher und damit geeigneter: Sie weist die sittlichen Stufen erleuchteter auf.

Allerdings hat auch die Kunstwissenschaft unbedingt mit der strengen Sichtung der Tatsachen im weitesten Sinne zu beginnen. Ich gruppiere die sämtlichen 560 Gemälde und mehrere hundert Radierungen um die Jahre 1632 (Anatomie), 1642 (Nachtwache), 1661 (Tuchmacherwardeine). Freilich ist jede dieser Gezeiten nicht einfarbig, es sind meistens mehrere Hauptfarben, die sie beherrschen. Daraus folgt nach gründlicher Untersuchung jedes einzelnen Bildes, daß auch die drei Meisterschöpfungen als immerhin einseitig in ihrer Auswahl ständig durch den Blick auf weitere wesentliche Werte ergänzt gehalten werden müssen. Als solche Ergänzungswerke denke man sich zur Frühzeit: Raub der Proserpina, Selbstbildnis mit Saskia, Rattengiftverkäufer (Radierung), Barmherziger Samariter (Radierung), Auferweckung des Lazarus (Radierung). Es ergibt sich dann, daß der junge Rembrandt noch von außen an seine Stoffe heranging, scharfe Beobachtungen sammelte und sie wie ein Photograph ins Bild stellte und damit wie ein Regisseur auf Wirkung zielte. So begann er das bloß Natürliche zu unnatürlichem Pathos zu steigern. Verband sich mit der Barockbewegung das Alltäglich-Gemeine, so entstand bis zur Karikatur Drastisches, verband sich mit ihr das Erhabene, so entstand Theater. Der Naturalismus der Frühzeit kündigt in seinem Pathos entweder Zeitabhängigkeit oder Originalität an. Was allein aber schon hier den Meister wahrhaft macht, ist jenes Helldunkellicht, das alles Dargestellte von vornherein in eine dem Märchen ähnliche visionäre Ebene hebt, das Land Rembrandts, in dem niemand waltet als er. Der Fortschritt zur Mittelzeit liegt nun darin, daß der Maler dieses sein Reich als das Seine erkennt und dessen Idee zum Grundsatz, zum Stil erhebt. Hier stehen außer der „Nachtwache" Arbeiten wie das Hundertguldenblatt, die Holzhackerfamilie, Christus an der Säule, Ruhe auf der Flucht, Die Emmausjünger von 1648, Die Mühle von 1650. Statt Gesichter Gesichte; statt Einzelbeobachtung Zusammenhang der Dinge; statt malerischer Effekte poetisches Helldunkel; statt des Außen ein Innen; ein Rückzug aus der Öffentlichkeit; ein Abrücken vom Wirklichen; eine Stilisierung zugunsten der Bildschönheit; der verklärten Natur; der schönen Bildlichkeit. Aus dem Naturalist ist der Stilist ge-

worden. Dann endlich die Werke der dritten Zeit: außer den Wardeinen der Tuchmacherzunft das Braunschweiger Familienbild, die Judenbraut, Rückkehr des verlorenen Sohnes, die Selbstbildnisse, vor allem die Tobias-Radierung, Die drei Kreuze, Die Kolfspieler. Hier fällt alles Außen ab. Hier gibt es keinen irgendwie von außen einfallenden Zweck, hier gilt nur die Sache, die nach Goethe nichts anderes ist als Wahrheitsliebe. Selbst gewaltsame Nachtwachen-Poesie ist wie ein Barock-Vorhang niedergerauscht. Mit unvergleichlicher Schlichtheit, Wucht und Tiefe gibt Rembrandt nur den Gegenstand, nur — Seele. Hier liegt die ungeheure Gesetzlichkeit alles menschlichen Strebens. Wo du dein Selbst ausschaltest unter völliger Hingabe an die Sache, wird eben diese Sache zur Seele. Wo du die Sache ausschaltest unter völliger Hingabe an dein Ich, wird eben dies Ich zu einer bloßen Sache, zu einem Nichts.

Der Weg Rembrandts ist auf der ganzen Linie ein gleicher: Bildnis, Plastik, Erzählung, Landschaft, Farbe, Raum, Licht — alle Pfade eilen in der einen Hauptrichtung zum Ziel. Im Bildnis läßt sich genau des Meisters Bahn von der bloßen Ähnlichkeit über die schöne Bildlichkeit zur Persönlichkeitsdarstellung zeigen. In der Landschaft liebt der Jüngling den Sturm und die lyrisch-dramatische Kulissenromantik, der Mann die epische Schönheit des Ruhens, der Altmeister scheint die Natur als Wesen aufzufangen. Der Lichtgestalter entwickelt sich vom Lichteffekt über die Lichtkomposition zum Licht als Naturmacht. Der Baumeister Rembrandt liebt am Morgen hallende Räume, am Mittag den intimen unbegrenzten Helldunkelraum, am Abend die Fläche, den Verzicht auf Raum. Ja selbst die Farbe offenbart seinen Weg zur völligen Entwerdung von allem Außen: Anfangs Schwarz, inmitten der Bahn Schimmern und Flimmern, am Ende Weiß, das bekanntlich Newton gar keine Farbe war, nun aber mit Goethe unwiderleglich als solche nachgewiesen ist, woran der natürliche Blick ja niemals gezweifelt hat.

So stark ich Hamann verpflichtet bin, so muß ich ihn nun doch ergänzen und steigern. Wir sehen Rembrandts Weg vom Naturalismus zum Stil des Helldunkelmärchens zum Impressionismus einer aber visionären also stark mehr-als-wirklichen Welt. Aber ohne eine Übersetzung dieser rein künstlerischen Begriffe bleiben wir im Formalismus nach naturwissenschaftlicher Weise stecken. Wie ist die Deutung? Naturalismus ist doch wohl mehr oder weniger Materialismus, ein abergläubisches Hängen am Stoff dieser Welt. Rembrandts erstes Wachstum also bestand darin, sich zum Stilisten der Bildschönheit, der Helldunkellegende zu reinigen, und das heißt doch wohl zum Idealisten. An dieser Stelle fällt uns Goethes Erscheinungsliebe ein, die in den Worten zum Ausdruck kommt: „Am Sein erhalte dich beglückt“, „am farbigen Abglanz haben wir das Leben“. Aber damit ist Rembrandt noch nicht ganz bei seinem Urbild gewesen. Das Leid erzog ihn tiefer. Nur eine neue fast jenseitige Kunst hob ihn über Schmerz und Schande, Verlust und Unglück, Verfolgung und Tod dahin. So bezeichnet der visionäre Impressionismus der Endzeit nichts anderes als den religiösen Rembrandt, den Seher, den Gottsucher, vielleicht den Gottfinder. Dieser Weg von der Hand zum Auge, zum Herzen ist nicht nebensächlich, ist Kunstbetrachtern, die über bloße Form hinausdenken, das schlechthin Wichtigste. Natur — Schönheit — Wesen oder auch: Welt — Idee — Gott. Das ist ohne auch nur gedachte Phrase Rembrandts Weg zu seinem wahren Selbst. Und wenn man die Helldunkel rühmt und preist, so sage man auch, was dieser Kampf zwischen Licht und Finsternis in Rembrandts vereinsamender Menschenseele einzig bedeuten kann. Der Meister braucht nicht Mystiker gewesen zu sein, obgleich manche Schöpfung uns zu solcher Annahme verlockt. Aber eins sah dieser schwergeschlagene und eben wegen seines Sehens, das zum Schauen ward, doch vielleicht nicht glückliche, aber selige Mann: Leid, das zum Licht wird; Diesseits, das auf jeder Seite ins Unbegreifliche verfließt; Entsinnlichung, Erkenntnis der absoluten Unzulänglichkeit der Welt, Streben in Weltferne inmitten des Tages, er spürte die Augen Gottes.

Darum zeigt gerade dieser größte Maler, daß Religion nicht ein Teil nur ist dieses Lebens, sondern eigentliches Leben alles Lebens und hinter allem Leben, wenn sie erkennt, daß uns niemand auf unserm Wege zu uns selbst so völlig hindern kann als unser nacktes Ich.

Dr. Karl Theodor Strasser



Türmers Tagebuch

Die Londoner Konferenz · Mildere Formen, aber alter Erpressergeist · Niemand für uns, alle für sich Frankreichs böser Wille und seine versprochene „edelmütige Geste“ · Parafraudem-Pazifismus Weh dem, der sein Schwert zerbrach!

Unsere Pazifisten, der „Vorwärts“ voran, waren hocherbaut. Deutschlands Vertreter saßen nämlich in London nicht mehr hinter Stacheldrähten, wie in Versailles. Man warf ihnen auch keine Steine mehr nach. Vielmehr nahm man ihre Besuche an und erwiderte; lud sie sogar zum Mahle; ganz als ob sie keine Boches, sondern regelrechte Mitteleuropäer wären. Sie wurden emsig geknipst, und die französische Presse stand nicht an, selbst die deutschen „Dactylos“, die Tippfräuleins unserer Vertretung, ihren Lesern im lachenden Bilde anmutig darzubieten. Noch mehr. Man hat unsre Leute nicht ad audiendum verbum durch Offiziere vorführen lassen, sondern ganz richtig mit ihnen verhandelt. Es war also beinahe schon wieder wie damals, als Bismarck mit Jules Favre über den Frankfurter Frieden bei dem beruhigenden Duft der Zigarre ins reine kam. Louis Barthou, der drei Jahre lang die Reparationskommission durch seine doppelte Stimme als Präsident zu einer Folter Deutschlands machte, sprach gefühlvolle Worte von dem neuen, friedlichen Geiste, der die Welt beseele, und Herriot bedeutsam von einer edelmütigen Geste, womit Frankreich nach seiner alten Losung von der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit überraschen werde. Unsre Pazifisten erkannten flink, welch umgängliche, schwer verkannte Menschen die Herren Feinde doch eigentlich seien. Wieder einmal sahen sie den ersten Schritt zum Wiederaufbau Europas getan; sahen sie das saturnische Zeitalter, da die Wölfe von Kindern mit Palmzweigen auf die Grasweide getrieben werden, nahe herbeigekommen.

Gemach, ihr sonderbaren Schwärmer aus Wolkenkuckucksheim! Man hatte bessere Formen angenommen; das ist richtig. Allein die schlechten haben nie uns, lediglich ihre Handhaber bemakelt; der Wandel erhebt also höchstens sie selber wieder auf die vorige Stufe des Kulturmenschen. Es ist auch bloß französisches Sondermütchen gewesen. Der Engländer bleibt immer im Lote; höflich bis zur obersten Galgensprosse.

Auf dieser Galgenleiter stehen wir nun seit sechs Jahren. Auch London wurde kein Wiederabsteigen. Noch immer liegt der Strick um unsren Hals. Wir spüren ihn an Rhein und Ruhr; werden ihn noch peinlicher spüren, sobald erst der Dawes-Plan in Kraft tritt. Wer ihn lobt, der kennt ihn nicht, wer ihn aber kennt, der lobt ihn nicht.

Worum handelt es sich überhaupt bei der Konferenz? Deutschland soll bezahlen. Bezahlen bis in die Tiefe seines Beutels und das Aschgraue seiner Zukunft. Darüber sind alle einig: Franzosen, Engländer, Amerikaner, Belgier, Italiener, Japaner. Jeder will haben, was nur zu kriegen ist, und uns auch dann noch nicht freigeben.

Nun ja; wir haben, durch Übermächte erdrückt, den Krieg verloren. Und seit es Sieger gibt, gilt auch das vae victis.

Der Negerhäuptling überfällt den Nachbar und raubt ihm Sklaven, Gummi, Elfenbein. Dazu ist natürlich das heutige Europa viel zu veredelt. Es kämpft nicht um Beute, sondern um sittliche Güter. Was dann als Lohn der guten Tat nebenbei abfällt, das nennt man daher schamhaft Wiedergutmachungen.

Als Erzengel des Weltgewissens trat man gegen uns auf. Sankt Michael stürzte Luzifer in den Höllenschlund. Er wich aber von der Legende diesmal dadurch ab, daß er ihn auch noch zum Schadenersatz verurteilte.

Das war doppelte Lüge. Denn erstens sind wir gar nicht schuldig. Das haben nicht nur Deutsche, das haben der Engländer Morel, der Italiener Nitti, der Däne Brandes, ja neuerdings auch die Franzosen de Martila und Fabre-Luce glatt bewiesen. Allein sie predigen Ohren, die nicht hören wollen. Die Frage aller Fragen durfte nicht gestellt werden. Man könnte ja sonst keine Wiedergutmachungen fordern.

Diese sind nämlich die zweite Lüge. Aus Idealismus hat keiner das Schwert gezückt, sondern um sehr greifbarer Kriegsziele willen. Von dem räuberischen Negerhäuptling unterscheidet sie bloß die Heuchelei des sittlichen Vorwandes. Sie haben sich mit Abscheu gegen den Verdacht gewehrt, erobern zu wollen, aber trotzdem sogar das weggenommen, was nie erobert wurde. Und unter dem Namen der Wiedergutmachungen suchten sie unser Reich zu einem ewigen Tributstaat zu machen. In Versailles wusch ja eine Hand die andere. Man bewilligte einander die lüsternsten Wünsche freigebig auf deutsche Kosten. Vor allen Dingen waren alle darin einig, daß die Wiedergutmachungen keineswegs wirklich bloße Wiedergutmachungen bleiben dürften. Damit ging man wieder unbekümmert von der juristischen Betrachtungsweise ab, auf die man sich sonst wortkniffelnd versteifte. Denn wenn, sagen wir einmal, ein Jäger dem anderen seinen Waldmann totschießt, dann hat er ihm höchstens diesen zu ersetzen. Kein Gericht kann ihn, weil es etwa aus nebelhaften Gerüchten glaubt, er sei reich, dafür zur lebenslänglichen Lieferung von jährlich fünf Rassehunden verurteilen.

Daran aber hält auch noch das Dawes-Gutachten unentwegt fest. Es will dem deutschen Volke jahraus, jahrein so etwa drei Viertel seines Arbeitsertrages wegnehmen; demselben deutschen Volke, von dem der frühere englische Kriegsminister Seely jüngst nach einer Studienreise schrieb, es sei „traurig unterernährt, stünde viel schlechter als die Franzosen und sei unvergleichlich ärmer als die Briten“.

Nur zeigte sich allmählich, daß die Vorteile der Siegerstaaten doch nicht dauernd mit solchen Mitteln zu erreichen waren. Deutschland ist nun einmal ein fleißiger Kulturstaat und als solcher ein lebendes Glied am Körper der Weltwirtschaft. Siecht es, dann beginnt auch sie zu kränkeln. Es war ein sehr dummer Irrtum der Saturday Review gewesen, als sie schrieb, daß wenn Deutschland eines schönen Tages vom Erdboden verschwände, es keinen Engländer gäbe, der nicht reicher geworden.

In Versailles hat man freilich noch scheuklappenfroh nach dieser Richtlinie gearbeitet. Der dortige Friedenskongreß wird überhaupt ein Beweisstück dafür bleiben, mit wie wenig Weisheit, aber viel Lug und Habgier die Welt regiert wird. Erst aus bitteren Zwangsfolgen lernte man langsam, daß dieser gedankenlosen Eigensucht die denkende Schranken setzen müsse. Den gewitzigten angelsächsischen Geschäftsleuten beider Halbkugeln erwachte die Erkenntnis, daß wenn sie ihr Kriegsziel wirklich erreichen, also reicher werden wollten, gerade dann Deutschland nicht zugrunde gehen dürfe. Amerika war ein Midas geworden, dem sich alles, was er anfaßte, in Gold verwandelte. Allein wie Midas lief es Gefahr, daran zu sterben. Deutschland hingegen braucht Gold und ist in der Lage, die höchsten Zinsen zahlen zu müssen. Also ein unvergleichlicher Schuldner; vorausgesetzt, daß die anderen ihm das liebe Leben ließen, um zu arbeiten. Das schuf in diesem Punkte eine gewisse Vorteilsgemeinschaft mit uns. Schuldner behandelt man pflegsam, sonst läuft man Gefahr, sein Geld zu verlieren. Hätten wir die Amerikaner gehörig mit Kriegsanleihe überschüttet, statt uns in dem Hochgefühl zu brüsten, daß wir alles aus eigener Tasche decken könnten, nie hätten sie das Sternenbanner gegen uns entrollt. Was wir verschmähten, taten dann die verschlageneren Feinde und zogen zu unserem Schaden den doppelten Nutzen.

Auch England fand, daß man uns doch gar zu gründlich niedergeboxt hatte. Das Geschäft litt, weil der beste Abnehmer nichts mehr kaufen konnte, und stillgelegte Fabriken waren doch wahrlich nicht der Zweck des vierjährigen Feldzuges gewesen. Am längsten hielt, auf Raub und Rache erpicht, wie es war, an den Hirngespinsten von Versailles Frankreich fest. Allein der Ruhrstreich mißglückte, der Frank sank, der Rentner stöhnte, der Haushalt bekam ein Loch und die Wahlen gingen schief. Es galt schließlich, auf die glimpflichste Weise an dem drohenden Schlamassel vorbeizukommen.

Nicht Billigkeitsgefühl, nicht der kategorische Imperativ der Pflicht haben also unsre Gegner nach London geführt, sondern eiskaltes Rechnen. Deutschland ist eine halbzerschlagene Dampfmaschine. Soll man sie ganz in den Schrott werfen, oder ist's vorteilhafter, sie noch einmal herzustellen und auf Wiedergutmachungskonto laufen zu lassen? Man entschied für den zweiten, als den einträglicheren Weg. Das ist alles. Hinter dem moralischen Getue steckt ein sehr unmoralisches Tun. Vom Rechte, das mit uns geboren ist, von dem war leider nie die Frage. Am grellsten zeigte sich dies bei der Behandlung des Ruhrproblems.

Frankreich hat vor anderthalb Jahren unser Industriegebiet besetzt. Mit scheinheiligen Vorwänden und diebischen Hintergedanken. Die englischen Kronjuristen sind es, die die Widerrechtlichkeit dieses Schrittes festgestellt haben. Keine Notwehr entschuldigte ihn, wie etwa unseren Einmarsch in Belgien, über den die Welt sich so siedeheiß und so verlogen entrüstete. Es war ein Räuberstreich; weiter nichts. Man nahm Staatseigentum fort; knackte die Stahlschränke der Reichsbank und stahl das Papiergeld. Man ließ die Bahnen und Bergwerke für sich arbeiten, erhob Zölle und Paßgelder von der darbenden Bevölkerung. Hunderttausende wurden aus Wohnung und Bett geworfen, in denen sich dann der unverschämteste französische Militarismus nebst fragwürdiger Weiblichkeit räkelte. Man hat wehrlose Deutsche niedergeknallt; hat Tausende eingekerkert und scheußlich mißhandelt. Der Abschaum des Gassenpöbels aber wurde bezahlt, bewaffnet und beschützt, um durch ein Schreckensregiment die ganzen Gebiete für einen Abfall von Deutschland reif zu machen.

Sah man jemals frecheres Unrecht, böseren Willen? Nach den Rechtssätzen, die Versailles gegen uns heilig gesprochen, hat Frankreich Friedensbruch verübt und ist zur Wiedergutmachung verpflichtet.

Aber was geschah? Es ist genötigt, die Ruhr wieder zu verlassen. Oder mindestens so zu tun, als ob es sich dazu anschicke. Keineswegs weil das Weltgewissen es zwänge. Dieses schweigt vielmehr in allen Kultursprachen. Sondern nur, weil die Tat weit mehr als ein Verbrechen, nämlich eine Dummheit war und weil sonst der Dawesplan in die Brüche ginge. Dieser ist für Amerika ein Ehrenpunkt; er stammt ja von einem Amerikaner. Wer ihn zu Fall brächte, auf den fiele der ganze Zorn Bruder Jonathans. Die amerikanischen Bankkönige, die heute durch ihr Stirnrunzeln die Welt regieren, haben erklärt, daß sie keinen Heller deutscher Anleihe zeichneten, wenn Frankreich nicht mit seiner Sanktionswirtschaft bräche. Man gebe, so sagten sie, keinen Insatz auf ein Haus, das in Gefahr stehe, zusammengeschossen zu werden. Fällt aber Dawes, dann fällt auch der Frank, und zwar gleich ins Bodenlose.

Aber anstatt für seinen frevelhaften Rechtsbruch zu entschädigen, verlangte Frankreich gar selber noch sofortige Entschädigung für einen aufs nächste Jahr versprochenen Rückzug. Es forderte unverfroren einen günstigen Handelsvertrag, Industrieabkommen, Verewigung der Militärkontrolle, Umänderung der Schutzpolizei, Internationalisierung des Kölner Brückenkopfes und Schuldenerlaß von seinen Gläubigern. War das nicht Taktik asiatischer Straßenräuber, die Karawanen plündern, deren Eigener in die Berge schleppen und dann ein himmelhohes Lösegeld für die Freigabe obendrein erpressen?

Mit seinen Zusatzforderungen drang Herriot allerdings nicht durch. Aber sie werden Urständ feiern, sobald die Räumung wieder ansteht. Denn es gelang ihm wenigstens, diese aufzuschieben. Mit Hilfe jener eindrucksvollen Gebärden, worin der Franzose Meister, der Deutsche Stümper ist. Er drohte mehrmals, seine Koffer zu packen, weil es ihm unmöglich sei, diesen Londoner Kalvarienberg mit all seinen sieben Leidensstationen zu ersteigen. Freilich saß er in der Zwickmühle zwischen zwingenden Notwendigkeiten und der siegestrunkenen Anmaßung seines Volkes, das durch Säbelrasseln alles erreichen zu können glaubt. „Wird Herriot gehängt werden?“ frug bereits die „Liberté“, und wer weiß, vielleicht hatten seine Leute die Frage selber gestellt. Immer wieder lag er Macdonald im Ohre: „Laßt mir wenigstens einige Erfolge, damit mich nicht der Pariser Ärger hinwegfegt. Denn hinter mir kommt Poincaré zurück, und der trampelt in unsre schöne Konferenz hinein wie der Büffel in den Porzellanladen.“ Das verfing allemal. Denn der Schotte fürchtet den Lothringer, und die Konferenz ist ihm wichtiger als Deutschland, wichtiger auch als alle Grundsätze und moralische Pakte. Da konnte man so recht sehen, wie die Politik den Charakter verdirbt. Vor einem Jahre noch war für Macdonald der französische Ruhreinbruch ein frevelhafter Gewaltstreich; heute behauptet er, einen Beweis besonderer Versöhnlichkeit Frankreichs darin zu sehen, wenn dieses bereit ist, unter einer Menge tückischer Klauseln zu versprechen, daß es nach einem Jahre etwa die Räumung ins Auge fassen wolle. Dieses selbe Frankreich, das seit sechs Jahren jedes Versprechen gebrochen hat und dessen Termine nie anfangen wollen, zu laufen. Ebenso war er sofort willig, auch die englische Räumung Kölns an neue Zusatzbedingungen zu knüpfen, von denen der Versailler Vertrag nichts weiß. Immer steckt Frankreich

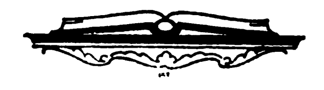
dahinter, das aber niemals ansteht, unsren guten Willen zu verdächtigen, um dadurch seinen eigenen bösen tückisch zu stützen. Denn wer will, der kann. Im November 1918 haben drei Millionen deutscher Soldaten ganz Nordfrankreich, Belgien und unser linkes Rheinufer binnen vierzehn Tagen geräumt. Und nun sollen achtzigtausend Franzosen ein volles Jahr brauchen, um sich von dem kleinen Ruhrgebiet loszuwickeln?

Die wahren Waller auf den Kalvarienberg sind also wir, und sind es auf lange Zeiträume hinaus. Denn auch der Dawes-Plan ist nicht der Weisheit letzter Schluß. Auch er packt uns noch viel mehr auf, als wir tragen können. Es wird die Stunde kommen, da er ganz wie das Londoner Ultimatum vor der Erfahrung als ein phantastisches Gemächte dasteht. Dann wird die Schicksalsfrage erwachsen, ob es sich um eine „flagrante“, eine „absichtliche“ oder nur eine notgedrungene Verfehlung Deutschlands handelt. Wie sie entschieden wird, das hängt gar nicht vom Tatbestand ab, sondern davon, was für Männer dann gerade in Frankreich und England am Ruder stehen.

Denn das ist die abstoßende Unredlichkeit all dieser Konferenzen, daß so viel vom Rechte und der Moral geredet wird, beides aber doch nur dazu dient, nackter Eigensucht eine Maske vorzubinden. Auf Frankreichs nationale Würde wird zarte Rücksicht genommen; über die deutsche hingegen schreiten feldmäßig benagelte Sohlen hinweg. Wehrlos, ehrlos! Daran haben auch alle Höflichkeitsbesuche nichts geändert. Was Macdonald einen „erfolgreichen Abschluß gemeinsamer Arbeit“ zu nennen sich erkühnte, ist auch nichts anderes als ein neunzigprozentiger Sieg des Unrechtes; erzielt durch ein mittels Ultimatums erpreßtes Zwangsdiktat.

Alle diese Leute sind Pazifisten nur in der Theorie. Sobald sie Staatsmänner werden, ist Kant vergessen und Leitstern wird Machiavell. Ihr Pazifismus beschränkt sich von da ab auf den Versuch, ihre durchaus unfriedlichen Ziele mit billigeren Mitteln als gerade der Krieg ist, zu erreichen. Sobald diese Aussicht versagt, wird trotz Völkerbund und Schiedsgerichtshof gedroht, erpreßt und vergewaltigt.

Als Herriot nach Paris kam, um wegen der unumgänglichen Zugeständnisse für London seinen Ministerrat zu befragen, da riefen die Boulevards wieder einmal „Vive la guerre!“ Noch immer hat der Übermütige sein Schwert in die Wage der Gerechtigkeit geschleudert. Klüger als Wilson, der von Frieden salbaderte, aber sein Land gewissenlos in den größten aller Kriege zerrte, und ehrlicher als er hat daher Bismarck vor 62 Jahren schon sein Urteil über diesen Parafraudem-Pazifismus gefällt. „Nicht durch Reden und Mehrheitsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden, sondern durch Eisen und Blut.“ So war es, seit es eine Geschichte gibt; und auch solange der Mensch ein Mensch von heute bleibt, wird das entscheidende Wort nie am grünen Tisch, sondern stets auf der grünen Heide gesprochen werden. Gewiß ist der Krieg Schrecknis und furchtbares Übel. Aber was ist edler, der flammende Mut, der das Leben läßt für Ehre und Freiheit, oder die Ränke, Heucheleien, Lügen und Wortbrüche, womit die Konferenzen ihr unredliches Dasein fristen? Weh dem drum, der sein Schwert zerbrach! F. H.



Auf der Warte

Das neue Italien

Es hat sich vieles verändert. Die Eisenbahnen gehen pünktlich ab, die Straßen werden viel gesprengt und zeigen z. T. sauberes Pflaster. Der Militarismus blüht; wohin man sieht, Soldaten und Offiziere. Luftkreuzer lärmen, Hydroplane schweben über dem Meer. Der Verkehr in den großen Städten wird durch Carabinieri oder guardia municipale streng geregelt. Es herrscht rege Bautätigkeit. In der Via della Regina zu Rom und sonst in den Vororten entstehen neue Villen, die in ihrem sauberen Stuck sehr anmutig wirken, wenn auch manches fehlt. Auf dem Hohen Vomero bei Neapel ragt Neubau an Neubau. In Anzio wird am Meer ein gewaltiger weißer Palast gebaut. Che casa? Casa di giuoco! Eine Spielhölle! Alles die Folgen des Krieges und — man muß es sagen — der ziemlich strammen Faszistenherrschaft. Überall sind die Schwarzhemden mit den schwarzen Troddelmützen zu finden, sogar während der griechischen Aufführungen im syrakusanischen Dionysostheater. Kurz, Mussolini hat allerlei Gutes gewirkt.

Sein Einfluß ist groß. Besonders in Oberitalien findet man unzählige Plakate der Faszisten an den Häusermauern. Litfaßsäulen gibt es nicht. „A me!", „Zu mir!" ruft da ein Mann in gebieterischer Haltung. Es ist il Duca, der Onorevole Benito Mussolini. Oder in einem Doppelbild wird der Erntesegen durch den Faszio der allgemeinen Zerstörung durch den „Bolcevismo" gegenübergestellt. In der Abfassung dieser Propaganda-Bilder sind die Faszisten geschickt. Sonst steht überall: Votate la lista nazionale oder W, so. Evviva Mussolini usw. Der König gilt als guter alter Herr. In Neapel bei der Universitätsfeier wurde er stürmisch begrüßt.

Andrerseits ist doch vieles in dem jetzt bereicherten Italien immer noch so, daß man auch jetzt sein „Civis Germanus sum" mit Stolz vertritt. Deutschland ist trotz alledem sauber, ordentlich, fleißig, regsam, was auch sonst geschehen sei; in Italien jedoch alles verfallen, morsch, uralt, rissig und ruinenhaft. In Neapel stehen noch immer alle Wohnungen der kleinen Bevölkerung weit offen. Meist nur ein Raum, in dem sich alles abspielt. Teilweise trauliche, immer malerische, aber selten saubere und heitere Bilder. Der Gesamteindruck einer solchen neapolitanischen Wohnung ist der einer ärmlichen, schmutzigen Spelunke, in der man keine Stunde verbringen möchte. In den Badeorten nichts von dem leuchtenden, lustigen, sauberen Treiben an unsrer Ostsee etwa. Die Arbeiten stocken vielfach, uralte Häuser träumen am Ufer von früheren Jahrhunderten; statt unsrer Strandkörbe nur angestrichene Badekarren, armselige Gasthäuser, wenig Zurüstung.

Und doch: die Pracht dieser Natur und ehrwürdigen Paläste und Monumente fesselt uns immer wieder, ob wir Girgantis feierliche Tempel sehen, ob wir in der Villa Este zu Tivoli die Wasser rauschen und die Nachtigallen singen hören oder abends auf dem Pincio in Rom im funkelnden High-Life bei Musik alles Widrige und Peinliche vergessen. Der nachmittägige Corso in diesen Borghesischen Anlagen mit seinen Autos und Reitern gehört zum Fashionabelsten, was man erleben kann.

Italien ist vielfach erneuert, aber es hat auch seine alten Fehler bewahrt. Wir können seinen braunen, freundlichen Bewohnern nicht gram sein, sie sind und bleiben nun einmal Italiani Italianissimi mit unzähligen Vorzügen und Mängeln! Das Nationaldenkmal in Rom ist immer noch nicht vollendet.

Die Deutschen sind jetzt zahlreich in Italien zu finden und man muß sagen, sie spielen im ganzen keine üble Rolle. Ich muß da an den Neapeler Philosophenkongreß denken. Die Begrüßungsrede der Deutschen wurde mit besonders anhaltendem Beifall aufgenommen, und ich kann besonders das Verhalten der italienischen Studentenschaft nicht genug rühmen. Immer wieder erscholl es: „Evviva Germania!", und man wurde geradezu aufgefordert, die deutsche Hymne zu singen; andrerseits war: „Abbasso la Francia!" wiederholt zu vernehmen. Der „Messaggero" brachte allerdings einmal einen Auszug aus einem bissigen „Times"-Artikel, in dem die Überflutung Oberitaliens durch unsere lieben Landsleute nicht sehr freundlich behandelt wurde, aber sonst ist nie auch nur die geringste Unliebenswürdigkeit wahrzunehmen gewesen. Wo man sich auch als Deutscher vorstellte, überall wurde man mit größter Zuvorkommenheit und Achtung begrüßt. In Südtirol hat man sich mit dem neuen Regiment ziemlich abgefunden, aber alle Welt spricht Deutsch und bewährt deutsche Art. Die deutsche Botschaft in der Villa Walkorsky am Lateran hat einen herrlichen Sitz, und unter den Palmen und Zypressen des schönen Gartens ist man mitten in Rom auf vaterländischem Boden. Ich kann mich nicht entsinnen, irgendwo in ganz Italien ein deutschfeindliches Wort gehört zu haben. Auch die Zeitungen, die ausführlich über deutsche Vorgänge berichten, tun das in sachlicher Art. In der Zeitschrift „Scientia", die Dr. Rignano in Mailand herausgibt, ist Deutschland ebenso stark vertreten wie die andern Staaten. Prof. Dr. C. Fries

*

Aus Südwestafrika

dürfte der folgende Brief auch unsren Lesern anziehend sein. Man ersieht daraus, mit welchem eisernen Heroismus und sogar Humor manch unsrer dortigen deutschen Farmer, die der englischen Herrschaft zum Opfer gefallen sind, mit ihrem Schicksal kämpfen.

„Als ich zu Pfingsten meine Frau in X. besuchte, habe ich auch Deinen Brief gelesen. Es ist sehr lieb von Dir, daß Du uns durch die Annahme der Patenonkelstelle geehrt hast. Unser Junge hat sich trefflich entwickelt, er ist ein feiner Kerl und macht L. (des Farmers Gattin) nur wenig Arbeit, weil er gesund und heiteren Gemütes ist: von 10 Uhr abends bis ½8 Uhr früh schläft er grundsätzlich, ohne mit einer Wimper oder dem Stimmbande zu zucken; tagsüber freut er sich seines Lebens, lacht und spielt und brüllt hin und wieder vor Zorn, wenn die Mutter die pünktliche Beköstigung verabsäumt. L. hat viel Arbeit, da ich sie seit fünf Monaten wieder allein gelassen habe: Haushalt, Store, Garten, Hühner-, Enten- und Prachtnelken-Zucht, etliche Geschäftskorrespondenz und allerhand Kleinigkeiten. L. hat Dir ja einen ausführlichen Brief geschrieben, so daß Du wohl über unser Ergehen im Bilde sein wirst: ich bin glücklich, durch den Verkauf von D. aus den Schulden, die durch die fabelhafte Entwertung von Land und Vieh eine Sanierung ausschlossen, herausgekommen, habe durch Ersparnisse von meinem Lohne auch noch einige kleinere Schulden bezahlt. Nun arbeiten wir feste weiter und haben uns als Ziel vorgesetzt, nach einem Jahre eine Regierungsfarm zu beziehen. Das ist nämlich eine sehr gute Sache, erfordert verhältnismäßig wenig Kapital, hat allerdings den Haken, daß es nicht leicht ist, eine gute, mit Wasser, Windmotor, Bassin und Haus ausgestattete Farm zu erwischen. Dazu gehört, außer dem Gelde und sonstigem guten Rufe, selbstverständlich irgendeine Protektion beim Gouvernement... Unser Unternehmen in X., das sich verhältnismäßig ganz gut entwickelt hat, und uns heute einige Ersparnisse abwirft, ist nicht von Dauer, weil die dortige Mine, die vor zwei Jahren noch sehr gut beurteilt wurde, im Sommer nächsten Jahres den Betrieb schließen wird. — Im nächsten April oder Mai muß L. wieder mal nach Deutschland reisen. Sie hat eine Erholung nötig, nachdem sie sich hier 14 Jahre lang unter schwierigen Verhältnissen selbständig durchgeschlagen hat. L. will natürlich, daß ich mitfahre. Gewiß, eine Europareise ist erfahrungsgemäß für uns Eingewanderte eine glänzende Auffrischung aller Kräfte, aber ich

kann mich schwer entschließen, von dem Gelde, welches wir uns nun erarbeiten, allzuvieles auszugeben, da ich es doch gebrauche, um Vieh anzukaufen, das heute noch immer billig zu haben ist. Mein Plan ist darum, während der Abwesenheit L.s in X. abzubauen und die Farm zu übernehmen, damit L. bei ihrer Rückkehr gleich alles in guter Ordnung vorfindet...

Ich habe nunmehr die sittliche Berechtigung, vollkommen zu verdummen, da ich täglich im Bergwerk zwei Schichten von früh 6 Uhr bis nachts ½11 Uhr unter Tag (auf der 7. Sohle) arbeite und nur nachts für wenige Stunden Schlafes mich in mein Privatgemach zurückziehe. Sehr lange schaffe ich's auch nicht mehr so; das haut auf die Nerven, nicht zuletzt wegen des unergründlichen Stumpfsinnes, dem man anheimfällt. Nur Sonntags arbeite ich nicht, schlafe mich aus bis gegen Mittag, esse, schreibe einen Brief, besuche ein paar Freunde (Haufen nette Leute hier, früher Farmer usw.). Letztere raten mir, ich solle hier ein eigenes Haus bauen und mit Familie in Y. bleiben, dann natürlich nur noch eine Schicht machen, viel angenehmer Verkehr, viel freie Zeit für Familie und sonstige Interessen, gutes sorgenfreies Leben und 200 Schillinge monatliche Ersparnisse. (NB.: eine Schicht ist gar nichts, erst mit der zweiten fängt's an, entsetzlich zu werden!) Das alles ist nicht ohne Verlockung, denn mancher würde sich glücklich schätzen, einen solchen Posten bei der Mine zu haben. Aber ich ziehe es vor, über mich selber zu verfügen (oder genauer: das Gefühl zu haben, als ob es so wäre), wenn ich diese Art von Freiheit auch mit einem härteren und arbeitsreicheren Leben erkaufen muß. Und L. ist darin mit mir einig. Dazu kommt natürlich, daß mir die Arbeit auf der Farm mehr Freude macht (Einschränkung: Ärger mit Eingeborenen), während die Minenarbeit keines normalen Menschen Gemüt mit Befriedigung erfüllen kann (sondern nur der Geldverdienst). Der 16stündige Arbeits-„Tag“ wäre mir ganz unerträglich, wenn ich nicht öfters mit einem Bergmann auf meiner Sohle auf die Arbeit schimpfte! Nebenbei: ich bediene eine elektrische Fördermaschine und hole die Erzwagen der unteren Sohlen zur 7. herauf — leere Wagen hinunter und volle herauf. Leider verlangt diese Tätigkeit auch ständige Aufmerksamkeit, damit kein Unglück passiert, was bei dem Eingeborenenbetrieb (1 Bergmann arbeitet mit zirka 30 Ovambos) leicht möglich ist.

Als ich jetzt nach X. reiste (bis O. mit der Bahn 70 Kilometer, dann zu Pferde noch 42 Kilometer), fragte mich ein Farmer (der auch gern nach Y. möchte), ob ich an meiner Arbeit Spaß hätte (so fragte er tatsächlich!). Ich sagte ihm: wenn ich mal wieder bei ihm durchkäme und würde etwa (da sei Gott vor!) mit jenem Behagen vieler Berufsbergleute von meiner Arbeit erzählen, dann solle er meine Freunde benachrichtigen und Sorge tragen, daß ich in ein Blödenheim abgeführt werde.

Also: Ich mache zunächst weiter zwei Schichten am Arbeitstag, bis es für mich Zeit wird, abzubauen (der Nerven wegen). Dann gehe ich zunächst nach X. zurück, anstatt weiterhin hier vielleicht nur eine Schicht zu machen, denn die Ersparnisse, welche mir bei einer Schicht möglich sind, fallen nicht ins Gewicht, wenn ich berücksichtige, daß meine Anwesenheit in X. unseren dortigen Haushalt nicht sehr erheblich verteuert, daß ich mit meiner Frau wieder zusammen bin (die den jetzigen Zustand schon leid hat), dort auch allerhand Arbeit vorfinde. Ich schätze, daß ich noch vier Monate hier aushalte...

Ich möchte doch gern wieder zum Verein deutscher Studenten in Beziehung treten, hatte mich — wenn ich recht entsinne — von Münster aus als Inaktiven führen lassen. Über den Krieg ist ja alles in Vergessenheit geraten!

Verzeih, daß ich Dich mit solchem Klüngel angeödet habe! Ich wollte Dir allerlei erzählen, aber nun muß ich schließen, bin hundemüde, trotzdem ich heute ausgeschlafen hatte. Von morgen (Montag) bis Sonntag sehe ich kein Tageslicht und verkaufe mich wieder der Gesellschaft für 28 Schilling pro Tag!“

*

Aus der Tschechoslowakei

schreibt man uns:

„Als Deutschböhme, Hochschüler, ist man monatelang der Heimat fern und sinnt nach allem Möglichen, um der Entdeutschung in Sitte und Brauch, Handeln und Tun Einhalt zu gebieten. Ist auch das völkische Denken etwas erwacht und der kommunistische Terror zurückgedrängt — eines geht seinen Weg weiter: die Verflachung und Haltlosigkeit im sittlichen Handeln, die Charakterlosigkeit, die Nachahmung aller, auch der geschmacklosesten Modesitten oder Gesellschaftsformen.

Komme ich wieder einmal heim, sicher fühlt man, wie Großstadtluft und -sitte in unseren Heimatort eindringt. Natürlich bleiben auch unsere dorfgewaltigen Politiker nicht davon verschont; alle nehmen sie das ruhig mit, einzelne ausgenommen.

Da sehe sich jeder um, wo er mit Gegenwirkung einsetzen könne!

Vor drei Jahren war es, da lag der völkische Geist bei uns überhaupt brach. Und die Kommunisten setzten alles daran, ihren Einfluß zum Durchbruch zu bringen. Ein Turnverein, ein Gesangverein sollte dabei ihre Stütze sein. Mit dem Kinderturnen begannen sie, eben als ich heimkam. Daß die Kinder dementsprechend verhetzt und in die Klassenpolitik schon hereingezogen waren, das braucht nicht erst gesagt zu werden.

Ich nahm mir vor, da gleich anzupacken. Wir turnten in unserer schönen großen Halle mit den Kleinen; kein Wort sagten wir ihnen von Politik, erzogen sie eben als Kinder zu Menschen; und was immer an deutschen Gemüts- und Geisteswerten ich ihnen dabei geben konnte, das tat ich. Es waren schöne Stunden, für mich auch! Eine herrliche Freude, zu sehen, wie gern die Kinder deutsches Wesen und deutsche Art annahmen. Selbst wurde man so jung dabei; es war, kurzum, eine wahre, reine Freude, die ich allen Turnlehrern gönnen möchte.

Das Turnen bei den Kommunisten schlief ein. Dort erzog man mit Ohrfeigen und der Internationale und Racheschwüren gegen die „Bürgerlichen". Doch rechtes Leben zog mit unseren Kleinen ein. Bei unserem Schauturnen und Wetturnen, da kamen die Eltern alle, ob sie auch noch so rot gesinnt waren; es sind also die Völkischen doch nicht so schlechte Leute, hieß es. Die Eltern alle waren über derlei Erziehung froh, und ihr Dank groß — und der Dank der Kinder erst recht. Nie sagte ich ihnen: „Grüßt Heil" usw. Es sollte kein Wort fallen, das nur irgendwie hätte ausgebeutet werden können, nichts sollte wirken als die Freude, die dem Körper zuteil wird, und das, was die Kinder an deutschem Wesen lebendig, uneingedrillt von selbst aufnahmen. Und siehe: wo immer ich nun gehe, grüßen die Racker, Buben und Mädel von weitem, kaum daß ich sie manchmal sehe: „Heil!" So laut und froh, daß es mir schon unangenehm wird, denn man könnte vermuten, ich hätte sie dazu aufgehetzt. Als ich im Herbst dann fortfuhr — ein Stück fuhren ja die, die in die Bürgerschule gehen, mit mir —, kamen sie alle und wünschten mir frohe Reise. Ich war baß erstaunt, Kinder sind doch sonst nicht so! Ein zweites Jahr habe ich noch in den Ferien mit den Kindern geturnt. Der Erfolg war noch schöner. Allerdings turnten wir an vier Tagen in der Woche, immer jeden Tag zu zwei Gruppen.

Und die, die einmal unseres Volkes Führer sein wollen, welch gute Schule wäre das für sie! Und welcher Gewinn an persönlichem Einfluß auf das Volk, keiner gegründet auf Phrasen, sondern geschöpft aus dem Zusammenleben mit dem Volk und mit seinen Kindern.

Noch manche Erfahrung wurde mir zuteil, wie man dem Volke eigentlich nahekommt, doch in dem Frohmut, den ich auch jetzt noch fühle über den Erfolg des Ringens um die junge grüne Saat, jetzt nachdem ich fast ein Jahr nicht mehr diesem Gebiet mich widmen konnte, fühlte ich mich veranlaßt, Ihnen auszusprechen: widmet euch dem Volk und seinen Kindern! Legt gute Keime in die jungen Gemüter! Und zwar vom Herzen aus, freudig, freiwillig! Es soll mich freuen, wenn dieser Gruß unsere Türmerleser zu gleichem Tun anregen könnte. Fange jeder an seinem Platze an, wo er auch stehe!" W. H.

*

Aus Island

schreibt man uns:

Island, welches eigentlich nur den literarischen Interessentenkreisen oder den Teilen unserer Bevölkerungsschichten bekannt ist, die sich eingehender mit den hiesigen Verhältnissen beschäftigt haben, birgt für uns alle doch mehr, als man glauben sollte. Denn von jeher hat es hier Leute gegeben, welche in enger Fühlung mit Deutschland standen. Natürlich haben die Kriegszeiten der Zusammenarbeit große Hindernisse in den Weg gelegt und trotz großer, einflußreicher Propaganda von seiten der uns damals feindlich gesinnten Staaten, die das Schicksal Islands gewissermaßen in den Händen hatten, ist dennoch nach besten Kräften daran gearbeitet worden, der isländischen Bevölkerung mit Aufklärungen über die wirklichen deutschen Verhältnisse zu dienen

Schon im Jahre 1919 ist der Gedanke von einflußreichen, isländischen Kreisen wachgerufen worden, eine Vereinigung zu gründen, die auf literarischem Gebiete die Verbindung mit dem deutschen Volke herzustellen suchte, und ein Jahr später, Anfang 1920, wurde isländischerseits der Verein „Germania“ gegründet. Die Mitgliederzahl hat bereits die 160 überschritten, und während seines Bestehens ist ihnen bei den jeweiligen Versammlungen Gelegenheit gegeben worden, in deutscher, teilweise auch in isländischer Sprache Vorträge anzuhören, die sich speziell auf deutschliterarische Gebiete beschränkten. Außerdem wurden jährlich kleine deutsche Theaterstücke aufgeführt, welche von guten Erfolgen begleitet waren. Ferner ist eine deutsche Bibliothek geschaffen worden, vereint mit der des früheren „Vereins der Deutschen“, jetzt „Deutscher Klub“, welche zusammen etwa 350 Bände umfaßt, die im eigenen Lesezimmer untergebracht sind und den Mitgliedern „Germanias“ und denen des „Deutschen Klubs“ zur Verfügung stehen.

Da die „Alliance Française“ und „Anglia“ hier in derselben Weise wirken, ist es zu begrüßen, daß der Verein „Germania“ sich in so kurzer Zeit zu dieser Blüte entwickelt hat. Wir blicken mit Zuversicht in die Zukunft, hoffend, daß auch fernerhin im hohen Norden deutscher Geist und deutsches Wesen gepflegt und geachtet werde. J. Sch.

*

Ein heimlicher Besuch im Elsaß

wird in der „Deutschen Zeitung“ (17. Juli 1924) geschildert:

„Wie oft bin ich aufgefahren zwischen dem letzten Verglimmen des Abendglühens und dem dämmernden Frührot in die schwarze Nacht hinein und habe dich gesucht! Da liegst du, durch den Völker und Stämme einigenden Strom mit mir verbunden, dessen Wellensang ich so oft vernahm in meiner Jugend, als noch kein Gewaltdiktat von Versailles die Alemannen links des Rheines schied von den Blutsgleichen auf dem rechten Ufer. Und jetzt sind Familien auseinandergerissen — der Sohn darf den Vater nicht mehr sehen, nicht mehr das frische Grab seiner Mutter besuchen, muß Verwandte und Freunde missen, muß heimatlos umherirren, darf ohne erkauften Paß von eines blutfremden Zwingvogts Gnade nicht die Scholle betreten, die schon Ahnen und Urahnen eigen war. Und die gefühllose betörte Welt nennt das Frieden!

Düsterer sehen heute des Schwarzwalds hochragende Tannen hinüber zum träumerisch in der Sonnenglut sich wiegenden Wasgenwald. Grauer als sonst steigt der zackige Nebelflor am pappelumsäumten Rhein auf, die beiden stattlichen Brücken, die die ehemalige freie Reichsstadt Straßburg und Kehl verbinden, mit weichem Schleier umhüllend. Rechtsrheinisch nahmen französische Offiziere den über dem hohen Einfahrtsbogen auf badischem Wappen ruhenden Adler unter Spottgelächter und Schimpfreden schwarzer und weißer Söldner ab und setzten den gallischen Hahn an dessen Stelle. Eine Reihe von Photographien mit höhnender Aufschrift hält diese ‚Eroberung der Rheinbrücken‘ fest und straft die französische Propaganda Lüge, die die Zerstörung von Denkmälern aus begreiflich politischen Gründen Elsässern, Lothringern oder Altdeutschen gleisnerisch in die Schuhe schiebt.

Schade, daß als Gegenstück hierzu die Geschichte auf dem gegenüberliegenden Ufer

keine Votivtafel mit der Inschrift anbrachte: ‚Französische Mordbanden zerstörten hier in der Nacht vom 14./15. November 1672 die dem Handel und Verkehr dienende Straßburgische Rheinbrücke, darob in der Stadt, der die Welschen ihre altverbrieften Rechte und Freiheiten nehmen wollten, tagelang ein Sturm der Entrüstung tobte. — Am 26. Juni 1678 wurde sie unter General Crequi abermals verbrannt.‘

Langsam senkt sich die Nacht über die blühenden Gefilde und wehes Sehnen zieht mich hinüber zur heimischen Scholle. Tiefe Schatten umschlingen die alemannischen Fachwerkhäuser des Hanauer Landes, das bis 1736 zu dem Territorium des mächtigsten elsässischen Dynastengeschlechtes, zum Hause Hanau-Lichtenberg, gehörte, dessen Gebiet Hessen-Darmstadt durch Heirat ererbte und bis 1801 in Besitz hatte. Sprache und Sitte, Gebräuche und Tracht tragen auch heute noch in den gleichnamigen rechts- und linksrheinischen Gebieten unverwischbar das Siegel innigster Zusammengehörigkeit. Also schritt ich durch wogende Weizen- und Tabakfelder, die der Reife entgegenwachsen, bis mich der mit Heugeruch gesättigte Walddust am Ufer des Stromes aufnahm.

Hingelehnt an den knorrigen Stamm einer wetterfesten Eiche, übersponnen von schmiegsamen Buchenzweigen und Brombeerhecken liegt die Schilfhütte meiner bewährten Freunde, die in verdeckter Pfeife selbstgebautes, scharfriechendes Kraut qualmten und sich so die summenden Schnaken fernhielten. Schwielige Hände streckten sich mir in derbem Druck entgegen. ‚Es isch bald Zeit“, raunte mir der ältere in alemannischer Mundart zu. ‚Der Mond kommt heute nur schwach heraus, noch eine kleine Weile und dann geht's los.‘ — —

‚Ihr werdet drüben allerhand hören‘, fährt er fort. ‚Eine Zeitlang war es still wie auf einem Kirchhof. Unsere Freunde von drüben sagten uns, daß das immer das beste Zeichen ist, daß sich Sprengstoff ansammelt, und wenn sich die Wolken am politischen Himmel verdüstern, schlägt der Blitz ein und das Pulver geht los. Es soll gar nicht mehr schön sein.‘

‚Du hast recht, Seppel, ich lese verschiedene Zeitungen, und das meiste steht zwischen den Zeilen. Ich bin gespannt, was es drüben Neues gibt. Wenn man schon jahrelang nicht mehr daheim war und nun wie der ‚Soldat zu Straßburg auf der Schanz‘ hinüberschwimmen muß, macht's einem doppelt Freude, alte Bekannte wiederzusehen.‘

Aus dem Geäst der breitkronigen Zitterpappel blinkt durch die Hand des Beobachters ein mattes Rot einer Taschenlaterne. ‚Vorsicht, daß Ihr nicht im Morast stecken bleibt.‘ Langsam schiebt sich der Kahn durch feste Binse und im Nachtwind raschelndes Röhricht. Ein kurzes Zeichen der Gegenseite — und das Schiffel spielt schräg über die im Purzelbaum sich drehenden Wellen vom sicheren Ruder gelenkt. Ein Sprung — ein Herzschlag — ein Aufatmen — und dichte Hecken decken uns schirmend zu, als wollten sie den ersten Gruß der Heimat in freundlichem Nicken mir entgegenbringen! Ein kurzes Verständigen — und die hier wartenden Elsässer nehmen mich mit.

Den Wechseln der Rehe folgend geht's tiefgebückt durch enge Gänge im Gestrüpp. Ein entwurzelter Ulmenstamm führt über müde dahinfließendes Altwasser, und die Waldlichtung scheu meidend, decken wir uns durch weiden- und erlenbewachsene Raine, bis zwischen Hopfen- und Kornfeldern eine Atempause eingelegt wird. Noch eine halbe Stunde, und wir sind aus dem Bereich des engmaschigen Kordons der spähenden Zöllner. Vor einem kleinen Wirtshaus wird haltgemacht. Dort gibt es das erste ‚Tröpfel‘, einen Riesling aus Rappoltsweiler, einen Edeltrunk, der müde Glieder, dornenzerkratzte Hände und mächtig pulsierende Herzen schon nach dem dritten Schoppen heilt und die traute Heimatluft behäbig genießen läßt.

Das ‚Riedbähnel‘ dampft ächzend durch taubenetzte Matten und morgenfrische Wälder Straßburg zu. Wie ein Paradies liegt vor geöffnetem Forst fruchtschwer und obstreich die Au, weit überragt von Straßburgs Münsterzipfel. Er fesselt das Auge aller, die rund um ihn herumwohnen. Er grüßt jeden Morgen hinüber zur Schwarzwaldkant und herüber zum Wasigenrand, aber nicht darüber hinweg, und das Herz geht dem erst recht auf, der sich in der Ferne weilend so oft nach ihm

gesehnt hat. All die Freundschaftsbezeugungen, die biedere Landsleute mir für ihn mitgaben, versteht er, der ewig gleiche, und erwidert sie, unsere innigsten Hoffnungen neu belebend, denn er redet die Sprache derjenigen, die ihn aufgerichtet haben, die seit Menschengedenken um ihn ihre Hütten aufschlugen. Auch hat er noch keinen französischen Sprachkursus mitgemacht, denn seine Zunge, die sich in den um ihn brausenden Stürmen, im melodischen Klang der Münstergocken und im sonnigen Lachen der Mittagsstunden kund tut, ist urherkömmlich alemannisch, nicht welsch! Sein Erleben ist längst Geschichte geworden und wird immer wieder neu. Ein stetes Kommen und Gehen um ihn her. Nur die einen bleiben, die bodenständigen elsässischen Bauern, die mit ihm und mit ihrer durch Tradition geheiligten Scholle aufs engste verwachsen sind, und die alten städtischen Handwerkerfamilien, wenn sie auch oft von des Geschickes Mächten hin und her geworfen werden. Ein letztes Lebewohl, und Illkirchs Häuser verdecken den Ausblick nach ihm.

Die staubigen Straßen sind noch menschenleer. In den Ställen schreien schmucke Kühe nach dem Frühstück. Träumerisch grüßen die alten Bauerngehöfte, zwischen denen meist stillos Geschäftshäuser mit ausgebleichten Inschriften stehen. In der Rheinstraße steht das noch immer ziemlich unveränderte Haus, in dem am 30. September 1681 die Übergabe Straßburgs an Marschall Louvois und General Montclar, der mit 30000 Mann von Illkirch aus den Sturm auf das wehrlose Straßburg vorbereitete, vollzogen wurde. Wahrung der Tradition, Respektierung der Freiheit der Stadt und ihrer Rechte wurde, wie damals dem ganzen Elsaß und seinen freiherrlichen Städten, von den Franzosen feierlichst versprochen und nach und nach mit theatralischer Geste oder militärischer Gewalt gebrochen, bis von den Kapitulations-Artikeln zu Straßburgs Gunsten nur noch ein hohltönender Redeschwall übrigblieb — — —

Wie eigenartig, daß alte Episoden heute neue Auflagen erleben!"

*

Luxus

Michel Angelo Buonarotti der Jüngere, der Neffe des großen Künstlers, hat ein Lustspiel geschrieben: „La fiera." Er war Mitglied der Academia della Crusca, welche damals die erste Ausgabe ihres Wörterbuches der italienischen Sprache herausgab. Michel Angelo vertrat die richtige Ansicht, daß in dieses auch die Wendungen der Volkssprache aufgenommen werden müßten, es wurde ihm aber entgegengehalten, daß man da in das Uferlose kommen werde, denn damals gab es noch keine Sammlungen für die Volkssprache in den verschiedenen Gegenden, und man hätte müssen unmittelbar aus dem Volksmund schöpfen. Im Geist seiner Zeit, die noch nicht wissenschaftlich vorging, kam Michel Angelo auf den Einfall, ein Lustspiel zu schreiben, in welchem er alle ihm wertvoll erscheinenden toskanischen volkstümlichen Wendungen aufnahm; das ist seine „Fiera".

Die italienische Volkssprache ist, wie die italienische Sprache überhaupt, für jeden Dichter sehr lehrreich, denn sie verbindet naive Anschauung mit scharfer Genauigkeit des Ausdrucks. Wenn einmal Philologen den Stil Goethes untersuchen sollten, dann würde man verwundert darüber sein, wieviel er unmittelbar von der italienischen Sprache und, wie mir scheint, besonders von der Volkssprache gelernt hat.

Im Jahre 1726 erschien eine Folioausgabe der „Fiera" mit noch einem andern Lustspiel, welche sehr schöne sprachliche Anmerkungen und Erklärungen enthält. Ich fand ein Exemplar des gar nicht seltenen Buches in einem italienischen Katalog angezeigt und bestellte es mir; es kostete in unserem Geld etwa 7 ℳ. Das Buch wurde mir geschickt, und da ich die Mühseligkeiten bei den Behörden fürchtete, welche die Übersendung der 7 ℳ verursachen könnten, so übernahm ein Freund in Italien die Bezahlung. Ich packte es aus und begann mich an Text und Noten zu erfreuen.

Plötzlich aber bekam ich von meinem Finanzamt einen Brief: das Zollamt hatte ihm mitgeteilt, daß ich ein „antikes Buch" eingeführt hatte. „Antike Bücher" unterliegen der Luxus-

steuer, und da das Finanzamt, wohlbekannt mit den Verhältnissen, welche das dankbare Vaterland seinen Dichtern bereitet, einen „Luxus" bei mir nicht annahm, so wurde mir aufgetragen, nach bestem Wissen und Gewissen zu erklären, ob ich das Buch „zu vorwiegend wissenschaftlichen Zwecken" erworben habe.

Diese Erklärung gab ich ab, indem ich mich für berechtigt hielt, meine sprachlichen Studien für dichterische Zwecke als wissenschaftliche Studien im Sinn des Gesetzes aufzufassen; sie wird dem Aktenstück beigefügt sein, welches über das eingeführte „antike Buch" entstanden war, und dieses wird sauber geheftet nun in einem Schrank liegen, jahrzehnte- oder jahrhundertelang, und wird noch viele Arbeit pflichteifriger Beamten für seine Erhaltung erfordern.

In meiner Jugend habe ich einmal Staatswissenschaften studiert. Da erfuhr ich, daß die Lehre von den Steuern sehr schwierig zu entwickeln und zu verstehen ist; mir schien der Hauptgrund für die Schwierigkeit zu sein, daß man unbedingt seinen gesunden Menschenverstand haben muß, wenn man sie behandeln will. Einige Gesetze in ihr gibt es, die unerschütterlich scheinen, aber wenige; das unerschütterlichste ist das Gesetz, daß Luxussteuern in der Regel mehr kosten, als sie einbringen, und daß ein Staatsmann von Verstand also keine Luxussteuern auferlegen wird. Der Grund ist ziemlich klar. Da die Menschen dem Staat nun einmal nicht den Gefallen tun, alle gleich zu sein, so haben sie auch verschiedene Bedürfnisse, und was für den einen Notwendigkeit ist, das ist für den anderen Luxus. Luxus ist also nicht etwas Absolutes, sondern ist eine Beziehung. Die Luxussteuerbeamten hätten also in jedem einzelnen Fall nachzuprüfen, ob diese Beziehung stattfindet. In meinem Fall, wo das Ergebnis der Steuer eine Mark und fünf Pfennige gewesen wäre, hätten die Steuerbeamten zu untersuchen, was der Foliant für ein Werk war und müßten zu dem Zweck nähere Kenntnisse der italienischen Sprache und Dichtung haben; und sie hätten zu untersuchen, ob ich wirklich das Werk gebrauche, denn etwa mein berühmter Namensvetter Otto Ernst würde wahrscheinlich keinen Nutzen aus ihm ziehen; und zu dem Zweck müßten sie meine Persönlichkeit und meine Dichtungen beurteilen, vor allem das Sprachliche. Personen, welche dazu imstande sind, werden aber schwerlich Steuerbeamte sein, sondern werden sich bemühen, einen Lehrstuhl an einer Universität zu finden.

Mein Fall ist nicht etwas Seltenes. Was man als Luxus ansprechen kann, das ist eben immer Auszeichnung, immer irgendwie ungewöhnlich, und Beamte, welche Luxusgesetze handhaben sollen, müßten über so umfassende Kenntnisse und Fähigkeiten verfügen, wie sie nie in Personen vereinigt sein können. Gesetze müssen mechanisch angewendet werden können, wenn sie praktisch verwendbar sein sollen.

In meinem Fall wird es wahrscheinlich heißen, daß „Gelehrte" von der Steuer befreit werden können, wenn sie den Nachweis führen, daß sie das Buch für „vorwiegend wissenschaftliche Zwecke" erwerben; und dieser Nachweis kann denn nur wieder durch ihre eigene Erklärung geliefert werden, bei welcher der Staat denn nun selber auf Wissen und Gewissen angewiesen ist.

Der Idee der Luxussteuer liegt einfach nichtsnutzige Demagogie zugrunde. Jeder ist geneigt, die Bedürfnisse der Klassen, Stände und Personen über sich für Luxus zu halten, indem er sich selber und seine Bedürfnisse als normal auffaßt. Diesem dummen Neid dient die heutige Gesetzgebung. In der Wirklichkeit zeigt es sich dann, daß die Dinge nicht so sind, wie der Mann unten es sich vorstellt, und das Ergebnis ist sinnlose Tätigkeit des Staats und unnütze Vermehrung der Beamten, während an den wichtigsten Stellen, wie beim Unterricht, gespart werden muß. Belästigung der Bürger und allgemeine Verärgerung — und das in einer Zeit, wo die höchsten Güter des Volks in Gefahr stehen, wo jeder Mann seine letzte Kraft aufwenden müßte, um die drohende Vernichtung abzuhalten, wenn es noch möglich ist!

Wahrscheinlich wird auf hundert oder tausend Fälle wie der meine ist, einmal einer kommen, wo ein Mann, der keine Bücher liest, sich eine Bibliothek zusammenkauft; und da er ge-

hört hat, daß alte Bücher feiner sind als neue, solche Bücher erwirbt, welche durch die mechanisierenden Bestimmungen des Ausführungsgesetzes unter die Luxussteuer fallen; und vielleicht ist es ihm zufällig nicht möglich, die Steuer zu umgehen, und er muß sie bezahlen. In sehr viel mehr Fällen werden die mechanisierenden Bestimmungen Personen treffen, für welche das Buch kein Luxus ist, die das aber nicht nachweisen können.

Die Männer, welche für solche Gesetze verantwortlich sind, sollen sich nicht wundern, wenn sie von den Leuten, deren sittliches Urteil maßgebend ist, verachtet werden; und eine Zeit, in welcher die Demagogen herrschen, muß nicht erstaunen, wenn sich kein Staatsmann findet. Dr. Paul Ernst

*

Beckers Weltgeschichte

In sieben schönen Doppelbänden liegt nun dieses Werk in sechster Auflage vor, und zwar mit einer Fülle von Bildern und Karten. Mit welchem Entzücken haben wir in unserer Jugend diese Weltgeschichte gelesen! Dem Verlag (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft) gebührt wärmster Dank, daß er es gewagt hat, dieses volkstümliche Geschichtswerk wieder hinausgehen zu lassen. Es ist neu bearbeitet von Studiendirektor Dr. Julius Miller und ist bis auf die Gegenwart in gut nationalem Sinne fortgeführt vom Universitätsprofessor Dr. Karl Jacob.

Nicht eindringlich genug kann man den Eltern zurufen: schenkt solche Werke eurer heranwachsenden Jugend! Der Deutsche braucht geschichtliche Durchbildung und große Überblicke. Schon als Bilderwerk wird dieses Buch unsere Jugend entzücken; und im Familienkreise, nach des Tages Last und Mühe, wird es auch von Erwachsenen gern gelesen werden. Es ist ein Geschenkwerk ersten Ranges. Grade, weil es in seiner Darstellung einfach, volkstümlich und lebendig gehalten ist, gehört es in die weitesten Kreise unseres Volkes.

Die Bilder, in der Wiedergabe verhältnismäßig recht wirksam, sind zwar nicht alle von gleichem Wert. Man findet da nicht nur Bildnisse oder Statuen berühmter Männer, sondern auch dramatische Gemälde nach bekannten Kunstwerken, z. B. den Raub der Sabinerinnen oder den Versuch der Gallier, das Kapitol zu erklettern, und unzählige andere Geschehnisse aus der bunten Weltgeschichte. Aber dies belebt die Darstellung grade für Volk und Laien. Und so hat das Werk auch nach dieser Beziehung unseren vollen Beifall.

Wir konnten natürlich nur hie und da Stichproben lesen. Was wir aber gelesen haben, z. B. die Entwicklung Frankreichs zwischen 1870 und dem Weltkriege, oder große Abschnitte aus dem Weltkriege selbst, oder Teile aus dem ersten Band, der mit Ägypten beginnt, hat uns sehr gefesselt. Man darf von diesem Buch ruhig sagen, daß es in jedes deutsche Haus gehört. Der Preis für das vollständige Werk ist verhältnismäßig nicht zu hoch: es kostet in Halbleinen 74 M, in Halbleder 130 M, und kann auch in Lieferungen bezogen werden.

*

Berlin hat seine Sensation ...

Diesmal ist es der kommunistische, soeben aus dem Gefängnis freigelassene Dichter des „Hinkemann“ Ernst Toller. Die „Voss. Ztg.“ schreibt:

„Als am Freitag nach der Aufführung des ‚Hinkemann‘ im Residenz-Theater die Rufe: ‚Toller, Toller!‘ immer lauter wurden, die Erwartungen des Publikums, das großenteils nur erschienen war, um den aus der Haft entlassenen Dichter zu sehen, auf das äußerste gespannt waren, da stürzte der Darsteller des Budenbesitzers ungeachtet seiner Maskierung in die Direktionsloge, um den Dichter vor die Rampe zu bringen. Vergebliches Bemühen. Es bedurfte der Begeisterung zweier junger Damen, die hinaufstürmten und mit Gewalt den sich Sträubenden auf die Bühne brachten. Toller, dessen Dramen während seiner Gefängniszeit über die deutschen Bühnen zogen und Unzählige mit sich gerissen und ergriffen haben, hatte zum erstenmal sein Werk selbst geschaut. Seine fassungslosen, erschütterten, erregten Worte wurden immer wieder von Bei-

fallsbezeigungen, Zustimmungsrufen unterbrochen. Photographen, Zeichner, Journalisten, Autogrammsammler ließen ihn nicht zur Ruhe kommen. Im Licht des Scheinwerfers wurde er, nachdem der Vorhang gefallen war, gewaltsam von den Hauptdarstellern in die Mitte genommen und gekurbelt! Man bat ihn, zu schildern, welche Eindrücke er von seinem ersten selbstgeschauten Bühnenstück empfangen habe. Und vollkommen erschöpft, mit Tränen in den Augen, antwortete er, er könne nicht mehr sprechen ..."

Großartig! „Gewaltsam in die Mitte genommen und gekurbelt! ..." „Im Licht des Scheinwerfers! ..." Diese Dinge werfen leider einen Scheinwerferstrahl auf Deutschlands geistige Lage. Die Antisemiten toben gegen den Juden Toller, der Deutschland symbolisch als entmannten Kriegsinvaliden schmähe, und machen Theaterskandal; seine jüdischen Freunde verherrlichen um so geräuschvoller den Märtyrer — „im Licht des Scheinwerfers"!

*

Volksheilkunde und Körpererziehung

Ende Mai nahm ich an der „Tagung für Körpererziehung" in Berlin teil. Es seien darüber ein paar Worte gestattet!

Es war für mich allein schon wertvoll, den neuen großartigen nach griechischem Muster angelegten Sportplatz kennen zu lernen, das sogenannte „deutsche Stadion", auf dem die Tagung ihren Abschluß fand. Aber noch mehr Anregung bot mir die Tagung selbst. Zwar konnte ich nur einem Teil der Vorträge beiwohnen; was ich aber hören konnte, war äußerst anregend. Sehr wertvoll waren auch die turnerischen, gymnastischen und tänzerischen Vorführungen am letzten Tage im Stadion selbst. Ihnen folgten gewissermaßen als Abschluß der Tagung die Turn-, Sport- und Schwimmfeste der Berliner Verbände.

Zur Beratung standen vorwiegend drei Themata: die tägliche Turnstunde, die Lehrer- und Turnlehrer-Bildung und drittens Spielplatz und Übungsstätten-Bau. Daran schlossen sich noch einige spezielle Vorlesungen über Bewegungslehre, über das Problem der Gesamt-Ermüdung und über Ausgleichsarbeit.

Der zuletzt erwähnte Vortrag über individuelle Ausgleichsarbeit erschien mir besonders lehrreich, weil er durch Vorführung an einzelnen Fällen und durch praktische Übungen erläutert wurde. Je nach der Elastizität des Brustkorbes, nach der Beweglichkeit der Wirbelsäule, nach der Dehnfähigkeit des Körpers, wie schließlich nach der Stärke der Muskulatur werden die Anfänger eingeteilt in:

1. „Krampflinge", hier sind Lockerungsübungen nötig,
2. „Flachbrüstige",
3. „Muskelschwächlinge", hier beginnt man mit Spannungs- und Gewichtsübungen,
4. „Gelenksteife" (Steifheit der Wirbelsäule, des Hüftgelenks, des Schultergerüstes usw.).

So sucht man durch individuelle Ausgleichsarbeit bei den einzelnen Schülern zuerst einen sogenannten normalen Typ zu schaffen. Erst dann beginnt die eigentliche allgemeine Körper-Erziehung durch gleichmäßige Ausbildung des Knochen-, Muskel-, Gelenk- und Sehnensystems.

Die Tagung war stark besucht. Nicht bloß hatte das Reich und die Länder eine ganze Anzahl von Vertretern entsandt, sondern auch viele Stadtverwaltungen und Schulbehörden, sowie die größeren Verbände für Körperkultur und Leibesübungen waren durch zahlreiche Delegierte vertreten. Selbst Deutschösterreich, die Sudetenländer, Danzig und die Schweiz nahmen an der Tagung durch Entsendung von Abordnungen teil.

Folgende drei Beschlüsse wurden auf der Tagung angenommen:

1. Tägliche Turnstunde mit Sport und Spiel an allen Schulen,
2. Spielplatzgesetz,
3. Einführung der Sportübungspflicht bis zur Mündigkeit.

Um diese Forderungen nach und nach durchsetzen zu können, sind neue Turnlehrer, ist überhaupt eine neue Lehrerschaft erforderlich. Aufgabe und Pflicht der Regierung

und Schulbehörden ist es, diese neue Aufgabe sofort in Angriff zu nehmen.

Als Anhänger der Volksheilkunde und Lebensreform fiel mir vor allem eins in die Augen: die restlose Durchführung des Licht-Luftbad-Gedankens. Was unsere Vorkämpfer in mühesamer Kleinarbeit durchzusetzen versuchten, nämlich Behörden und städtische Verwaltungskörper für Errichtung von öffentlichen Licht-, Luft-, Sonnen- und Schwimm-Bädern zu interessieren, das ist jetzt endlich Wirklichkeit geworden. Im Stadion, dem Sitz der Hochschule für Leibesübungen in Charlottenburg, auf der Militär-Lehranstalt in Wünsdorf bei Zossen und an anderen Übungsstätten für Körperpflege ist es heute eine Selbstverständlichkeit, über den nackten Körper der Schüler in Wind und Wetter, in Regen und Sonnenschein baden zu lassen.

Nun entsteht ein neues Geschlecht, dessen Körper durch die ständige Berührung mit Luft und Licht abgehärtet wird, dessen Haut dunkel gebräunt ist durch die stetige Sonnenbestrahlung, dessen Blutbildung wesentlich gesteigert wird durch das fortwährende Licht-Luft-Bad. Es ist eine Freude, dieser kräftigen, sonngebräunten, lebensfrischen Jungmannschaft an ihren Übungsstätten zuzuschauen. So wird das Fundament gelegt für ein neues Volkstum, das dereinst ein neues Deutschland bauen wird.

Dr. K. Strünckmann

*

Blick auf unsere Zeit

Ernst Ortlepp († 1864), der Dichter der „Lieder eines politischen Tagwächters“, eines verschollenen Romans „Friedemann Bach“, und mehrerer wertvoller musikalischer Novellen (Beethoven!) ist für uns vergessen. Und doch verlohnt sich's, aus dem vergilbten Buch seiner „Lieder“ einige Strophen aus dem Gedicht „Blick auf unsere Zeit“ mitzuteilen. Was der Dichter hier bekennt, ist zwar künstlerisch nicht bedeutend; aber viele werden es ihm auch für unsere zerrüttete Zeit schmerzvoll nachempfinden:

„. . . . Ich träumte mir ein schönes, freies Streben,
Ich träumte mir ein Volk voll hoher Glut,
Ich träumte mir ein neugebornes Leben
Voll Kern und Mark und Fleisch und Saft und Blut.
Ich träumte mir ein zederngleiches Sprossen
Des Ideals, das Gott in uns gelegt —
Und ha, nun muß ich sehn, wie nur für Possen
Das Herz der Welt, das kindische, noch schlägt.

Da sitzt ihr nun und schlaft und eßt und trinkt,
Und schafft an nichts, als an dem Notwerk nur!
Der Herr, vor dem ihr knechtisch niedersinkt,
Ist nur der Nutzen — und wo eine Spur
Von höhern Trieben will ihr Walten zeigen,
Da mahnt der Vater gleich den Sohn ans Brot,
An das Idol, vor dem sich alle neigen:
Und so gedeiht der allgemeine Tod.

Wo ist ein Held noch auf der weiten Erde,
Wo lebt ein Mann, der, einem Gotte gleich,
Erschallen läßt ein langhindonnernd Werde
In diesem ausgestorbnen Kirchhofsreich?
Wo ist der Mann, der, wie Orkan und Wetter,
Durchbrauste diese Luft, die uns erstickt?
Wo ist er, der mit krachendem Geschmetter
Zermalmte jede Kette, die uns drückt? . . .

Die Hoffnung hat zum Geldsack sich gestaltet;
Da kann kein schöner, höh'rer Traum gedeihn!
Der Keim, der in dem Knaben sich entfaltet,
Läuft auf die Kunst hinaus, bald reich zu sein.
Wo ist da noch ein andrer Himmel offen?
Wo grünt da noch ein Lenz für Geist und Herz?
Und ist es so, was kann man da noch hoffen?
Auf nicht einmal ein Veilchen in dem März!

Die Liebe zu dem Vaterlande — ach!
Die liegt nun oft in tiefster Tiefe nieder;
Mir wird's, beim Himmel, um das Herz ganz schwach,
Gedenk' ich noch an Vaterlandeslieder;
Wo ist das Vaterland, das uns verbindet?
Wir sollen gute Patrioten sein,
Und wissen nicht, wo 's Vaterland sich findet,
Und sollen dem Gefühl nicht Worte leihn!

Die Freiheit — ha, das klingt gar wunderprächtig!
Sie ist das Wort des Tages. Geht mir doch!
Da seid ihr nun mit hundert Welten trächtig,
Und schmiegt euch doch so hübsch ins liebe Joch;
Nein — frei sein — davon darf man höchstens sprechen,
Und das auch mit der größten Vorsicht nur,
Darüber schreiben — das ist schon Verbrechen,
Und kurz — sie geht nicht, diese Freiheitsuhr!"

Dr. P. B.

*

Grabmalfonds für Marie Hart

Die drei Organisationen: „Alt-Elsaß-Lothringische Vereinigung", „Hilfsbund für die Elsaß-Lothringer im Reich", „Wissenschaftliches Institut der Elsaß-Lothringer im Reich" haben den von elsässischen und schwäbischen Freunden der am 30. April in Bad Liebenzell verstorbenen und dort begrabenen elsässischen Dichterin Marie Hart angeregten Gedanken zur Errichtung eines würdigen Grabdenkmals als Zeichen der Verehrung und Dankbarkeit, das zugleich als Denkmal der Treue zur alten Heimat gelten soll, aufgegriffen und bitten in einem Aufruf in den „Elsaß-Lothringischen Heimatstimmen" (Berlin), die Sammlung zu beginnen. Mit demselben Zweck hat sich in Stuttgart ein Ausschuß gebildet, dem der Verlag Greiner & Pfeiffer, Hans Karl Abel, Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Cahn, Regierungsrat Diffort, Stadtpfarrer Ernst, Hauptlehrer Ripp, Eduard Reinacher, Prof. Schmitthenner, Dr. Spiecker, Karl Walter, Staatsanwalt Wizinger, Prof Würtz, Prof. Dr. Friedrich Lienhard (Weimar), Prof. Hergesell (Liebenzell) und Ministerialdirektor Dr. h. c. Adolf Goetz (Berlin) angehören. Das Postscheckamt Stuttgart hat für die einlaufenden Spenden dem „Hilfsbund für die Elsaß-Lothringer im Reich, Landesgruppe Württemberg, Spende für Marie Hart", ein Separatkonto mit Postschecknummer 36542 eingerichtet.

An die Leser. Es ist uns zum Schluß dieses Jahrganges ein Bedürfnis, dem immer mehr angewachsenen Leserkreise unseres „Türmers" für treue Gefolgschaft zu danken. Wir bleiben bei unserer „parteilos-deutschen" Einstellung. Freilich verstehen wir unter dem Worte „parteilos" keine Verschwommenheit, sondern Zurückhaltung im parteipolitischen Kleinkampf. Unser Schwerpunkt liegt nicht auf der Politik, sondern auf bewußt deutscher Kultur und besonders auf der Seelenkultur. Wir werden in diesem Sinne fortfahren, den „Türmer" auszubauen. So soll z. B. eine neue Abteilung, die wir einführen, wenig bekannte Meisterwerke der älteren Erzählungskunst bringen. Der nächste Jahrgang wird

in jedem Hefte 24 Seiten mehr Text und vermehrte Bilder

(auch farbige) zu bieten imstande sein. Dafür wird der Preis sich etwas erhöhen müssen: das Vierteljahr (3 Hefte) kostet vom Oktober ab 3.50 Goldmark, das Einzelheft 1.20 Goldmark.

Verlag und Schriftleitung

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers": Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten" mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart






UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05541 3812



